



129-03-18

P. 6. 11.

XXIII

222

A l l g e m e i n e

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Achtundvierzigster Theil.

FRANZ I. — FREIBURG.

Leipzig:

J. A. Brodhause.

1848.



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Erste Section.

A — G.

Achtundvierzigster Theil.
FRANZ I. — FREIBURG.

F R A N Z I.

FRANZ I. (Stephan), Herzog von Lothringen, Großherzog von Toskana, nachmals römischer Kaiser, ward dem Herzoge Leopold Joseph als das neunte Kind von der Schwester des Regenten von Orleans, Elisabeth Charlotte, am 8. Dec. 1708 geboren, aber schon 1723 nach Wien entsendet, wo ihn Karl VI. mit dem schlesischen Herzogthume Teschen belehnte, seine wissenschaftliche und militärische Ausbildung vollendete, ihm einen hohen Rang in der Armee verlieh, und ihn zum Gemahl seiner ältesten Tochter, Maria Theresia, bestimmte. Schon seit dem Tode Philipp's IV., der doch 20 Kinder hinterlassen, und seit Leopold I., der deren 16 erzeugt, war in Wien und Madrid eine höchst seltsame Furcht vor dem nahen Erlöschen des habsburgischen Stammes; und schon der tolle, meist verirrte, Herzog Karl IV. von Lothringen kam neben den Karolovingschen Schimären seiner Ahnen, der Guisen und Mercour, auf den seltsamen Einsall, dieses durch eine Vermählung mit einer habsburgischen Erbtöchter zu verbinden; — ja er gerieth auf den noch wunderlicheren Gedanken, durch seinen Hofgenealogen Vignier das Kunstreiterstückchen zu versuchen: Habsburg und Lothringen, die sich einander niemals genähert, seien ursprünglich ganz ein und das nämliche Haus und das fast immer in französischer Macht befindliche Vorraine sei die gemeinsame Ahnfrau von Habsburg, Alerstein, Bähringen, Baden, „et de quantités d'autres,“ wie der Titel seines Werkes sich ausdrückte. Die gelehrten St. Blasien haben diesen ernsthaften Scherz, der vor der neuern Kritik ohnedies zerfiel, mit mühevoller Erubition fortzuspielen versucht, Muro aber hat den Schatz und Schirm, den es jetzt in Oesterreich findet, durch seine „Acta Murensia“ schlecht verdient.

Den Vater Leopold verlor Herzog Franz schon 1729 durch den Tod, nahm darauf in Wien die Lehren, und brachte die Jahre 1731 — 1732 auf Reisen durch Europa zu. Die freitige polnische Königswahl 1733 brachte Lothringen für immer an Frankreich. Herzog Franz sollte dafür das Großherzogthum Toskana erhalten, dessen letzter Herr, Gaston von Medici, sich seinem Ende näherte, und auch am 9. Juli 1737 wirklich starb. Schon ein Jahr früher, am 12. Febr. 1736 (ein Vierteljahr vorher war mit Eugen's Hinscheiden das letzte Ruhmes- und Ehrentheilsgebilde von dem österreichischen Adlern geschieden), vermählte sich Franz der herrlichen Theresia, und nahm in

dem nicht glücklichen Feldzuge vom Juni 1737 bis October 1738 den Oberbefehl in Ungarn. — Seltsam ist, daß Kaiser Karl, der doch die beiden Brüder von Lothringen, Franz und Karl, besonders aber den älteren so sehr liebte, doch ausgerüstet gegen das von Hannover auf die Bahn gebrachte, von Sachsen und Preußen unterstützte Vorhaben war, Franz von Lothringen, jetzt Großherzog von Toskana, noch bei seinen Lebzeiten als römischen König wählen zu lassen. So überreichte ihn denn auch der Tod, der das Haus Habsburg auch im deutschen Zweige, wie 40 Jahre früher im spanischen, endigte, und ein furchtbarer Erbfolgekrieg stand abermals vor der Thür, den der neue König von Preußen durch den Einfall in Schlesien (December 1740) eröffnete, Karl Albrecht von Baiern aber, dessen Land vor 20 Jahren noch eine Provinz Oesterreichs, er selbst mit seinen Geschwistern in Grätz und Klagenfurt ein Staatsgefangener gewesen, im Bunde mit Frankreich und Spanien, durch den Anspruch auf einen großen Theil des Nachlasses Ferdinand's I. zum europäischen machte. — Franz war unterdessen mit Theresia von der, in Florenz eingenenommenen Erbschuldigung nach Wien zurückgekommen. Vergebens hatte Velleisle die Vormauer Mantua der Republik Venedig dafür geboten, daß sie das schöne Paar aus der Heimreise aufsinge und an Frankreich lieferte. — Theresia mußte zwar aus dem schlechtversehenen Wien flüchten, das ein bairischer Trompeter auffoderte; aber auf dem Reichstage, der, seit kaum 30, eigentlich seit kaum 20 Jahren aus 300jährigen Bürgerkrieg beruhigten Ungarn erhob sich jene herrliche Begeisterung für sie: „— moriamur pro Rege nostro Maria Theresia! vitam et sanguinem damus!“ welche die Franzosen und Baiern schnell aus Oesterreich, ja aus Baiern vertrieb, und obwohl Prag verloren war, Rheindahlen und die wilden ungarischen Schwärme nach München und Amberg führte, und die übermüthigen Franzosen großentheils in Gefangenschaft brachte. — Franz's Ehe mit Theresia war die schönste, fruchtbarste, glücklichste. Theresia hatte Franz den Titel eines Mitregenten gegeben, aber ohne die mindeste Gewalt; — den Titel als König von Böhmen durfte Barthenstein ihm hoffärtig abschlagen, doch wurde Himmel und Hölle bezogen, Franzien die römische Kaiserkrone zu verschaffen; allein das erste Mal, 1741, vergebens. Karl VII. von Baiern wurde gewählt, der aber nach einem sehr un-

glücklichen Kriege, mehrmals aus seinen Staaten vertrieben, am 20. Jan. 1745 starb. Sein Sohn, Max Joseph, schloß darauf im April 1745 den Separatfrieden zu Küssen, seine Länder rückerhaltend, aber allen Ansprüchen wegen der pragmatischen Sanction entlassend: der aachener Friede sicherte 1748 die Integrität des österreichischen Hauptkörpers. — Am 13. Sept. wählten die drei geistlichen Kurfürsten, dann Baiern, Sachsen und Hannover in Frankfurt Franz als Kaiser; die böhmische Stimme gab ihm Theresia, obgleich seine Frau nach dem Reichsgesetze kein konnte. Am 4. Oct., seinem Namenstage, wurde Franz zu Frankfurt gekrönt. — Brandenburg trat im December gleichfalls bei in dem Frieden, den der große König in der ersten Hauptstadt seines Feindes in Dresden vorschrieb, nachdem er eine Reihe von Schlachten von Sorb bis Kesselsdorf gewonnen. In dem siebenjährigen Kriege 1756 — 1763, an dem ein länderloser Kaiser wol nur matten Antheil nehmen konnte, erlitt das reichsoberhauptliche Ansehen freilich manchen Stoß, zumal durch die lächerliche Axt wider den großen Friedrich, durch die wehrlose Mißhandlung und Plünderung minder mächtiger Reichsstädte, Bremens, Hamburgs, Frankfurts, dann Weimungs, Gotha's u. A. Der hubertsburger Friede (1763 19. Jan. (15. Febr.)) war wenig rühmlich; doch verhielt er dem Kronprinzen Joseph, was 1750, durch Preussens Widerstand, selbgeschlagen: — die römische Königswürde 1764. — Da der Kaiser Franz, während des feierlichen Beilagers seines zweiten Sohnes Leopold mit der spanischen Infantin Ludovica zu Innsbruck, am 18. Aug. 1765 aus dem Theater heimkehrte, verschied er, plötzlich vom Schlage gerührt, in den Armen seines Sohnes Joseph. An der Stätte, wo er den letzten Aufseufzer verhaucht, erhob Theresia, deren Trauer die innigste und rührendste war, einen Altar, eine Leichenkapelle und unmittelbar mit der Burg vereinigt, ein adeliges Damenkloster. Sie schlug die geliebte Leiche in das, von ihr eigensändig bereitete, Leichentuch, und führte sie zu Schiffe nach Wien in die Kaisergruft.

Der so unerwartet heimgegangene Kaiser war eine schöne, herrliche Gestalt, teutsche Manneskraft, französische Annuth und unerschütterbare Heiterkeit vereinigend. Den Wienern war Franz theuer durch die in Feuer und Wassersnoth oftmals zu ihrer Hilfe bewiesene Unerschrockenheit. Obgleich nichts weniger als ein Gelehrter, war Franz dennoch ein warmer Freund aller Fächgelehrten, der Wissenschaften und Künste, und trotz seiner, manchmal argen Selbstliebe, ein freigebiger Mäcen. Er war der verkannnten Redlichkeit, dem verfolgten Talent ein rechter Anker, der Unbuddelbarkeit seiner großen Gemäthin manchen milderen Anstich gebend, und den Zartseelen, deren Weizen unter Theresia vorzüglich blühte, die Larve abreibend. — Laudon's Verdienst, wie manches andere nicht minder wichtige, erhielt Franz allein gegen die schwarzen Intriguen; — viel Fortschritts hätte Kaunitz ohne den Kaiser nun und nimmermehr durchgesetzt. Seine eifrige Förderung naturhistorischer Wissenschaften sollte zwar freilich neue Bergwerke und alles Ernstes sogar den Stein der Weisen auffinden, und aus vielen kleinen Diamanten

einen großen zusammenziehen. Er übernahm sehr gern einträgliche Pachtungen, sogar die sächsischen Zölle, legte Fabriken an, trat in englische und belgische Handelsunternehmungen ein, war aber auch die Seele der ersten industriellen Verträge in Österreich, und gab vielen, bel dem elenden Zustand der Finanzen besonders, sonst gar nicht durchzuführenden land- und staatswirtschaftlichen und kriegerischen Unternehmungen eine unentbehrliche Stütze. Seine ungleibare Selbstliebe hinderte ihn niemals an den großartigen Handlungen der Wohlthätigkeit; allermächtig blühte sein Andenken in Liebe und Egen.

(Freiherr v. Hormayr.)

FRANZ, der erste Erbkaiser von Österreich, der letzte römisch-teutsche Kaiser, und als solcher der zweite, wegen seines Großvaters Franz I., der vierte Kaiser aus der neuen, seit 1745 bestehenden lothringischen Dynastie (Franz I. gest. 1765, Joseph II. gest. 1790, Leopold II. gest. 1792, Franz II. gest. 1835) wurde 1768 am 12. Febr., dem Vermählungstage der großen Königin Theresia, zu Florenz, dem Großherzog Peter Leopold von der spanischen Infantin Maria Ludovica, Tochter Karl's III., geboren, als zweites Kind dieses gesegneten Ehepaares, der Königin Theresie von Sachsen nachgehend. — Da Joseph II. seit seiner zweiten Vermählung mit der bairischen Josepha den Entschluß, kein anderes Bündniß einzugehen, unwiderruflich ausgesprochen hatte, ruhten auf den jungen Prinzen die größten Erwartungen. Doch war aus seinen Lehrern und Leitern ein Einziger mit großer Auszeichnung zu nennen: der Erzieher, Graf Siegmund von Sackenhausen, der 1820 im 90. Lebensjahre als Erzbischof von Wien gestorben ist. Die körperlichen Anlagen des Prinzen schienen schwächlich und in den geistigen seine jüngern Brüder, Karl, der Sieger in so vielen Schlachten, und die beiden Palatine von Ungarn, Alexander Leopold und Joseph, über Franz zu stehen; — „paresseux d'esprit“ nannte ihn ein Briefchen seines großen Onkels aus Florenz an den Vizekönig Kaunitz. Um so eher gedachte Joseph ihn zur Erleuchtung des großen Regentenbambus zu sich nach Wien zu ziehen, um so eher, je weniger eigentlicher Einklang in den Gesinnungen zwischen den beiden Brüdern war. Am 30. Juni 1784 traf der Großherzog Leopold mit seinem noch nicht 17jährigen Erbsprinzen, dem Erzherzog Franz, in Wien ein, das ihn von nun an bis über ein halbes Jahrhundert 1835, in seinen Mauern besaß, während der auf jenes goldene Alter Österreichs nachgefolgten, unerbörten Weltstürme, mit welchen den beispiellosen Kampf auszurufen, welchen glorieus zu endigen, eben dieser jarte Prinz von der Vorlesung bestimmt war. Viel Ähnliches hatte seine Regierung in ihrer unglücklichen Hälfte in ihrem ersten 20 Jahren, von 1792 — 1812, mit jenen seiner Ahnherren Friedrich's IV., Ferdinand's II. und Leopold's I., — von 1812 aber erfüllte die andern 20 Jahre ein ununterbrochenes, kaum glaubliches Glück. — Joseph, welcher seinen Mund mit der russischen Katharina für das Höchste hielt, der ihm doch nur eine Königintheilung der Türkei verschaffen konnte, verlorbe Franzem mit der höchst liebenswürdigen, seit 1782 in Wien etzo-

genen Prinzessin Elisabeth von Württemberg, die aber doch zur katholischen Kirche übertreten mußte, vor ihrer, am 6. Jan. 1788 erfolgten Vermählung, während ein Vierteljahrhundert darauf griechisch-schismatische, evangelische und reformierte Prinzessinnen Weibern des Kaisers Franz sich vermählten. — Der Erzherzog Franz machte den ersten, höchst unheimlichen Feldzug Joseph's gegen die Türken mit, und that in dem blinder Earm von Lugos und Karansebes einen bedenklichen Sturz mit dem Pferde. Er machte die ersten Dienste im Gussarierregimente Hohenjollen, dem ältesten der Armer, 1619 Ketter Ferdinand's II. Am zweiten Feldzuge unter dem herrlichen Laudon feuerte er die erste Kanone auf Belgrad ab. — Indessen hatte Belgien wider Joseph's Reformen sich empört, die Truppen unter Schröder und d'Alton hinausgeworfen. Tyrol war schwierig, in Berlin saß ziemlich offen ein Comité der ungarischen Misvergnügten, die Banerien erhoben sich, die nächsten Versammlungen. Überall war der Boden unterwaschen, hoch und vulkanisch. Der todesranke Kaiser mußte seine entscheidendsten Schritte zurücknehmen. In lauten Jubel holten die Ungarn aus der wiener Schatzkammer, wenige Schritte von seinem Sterdelager, ihre heilige Krone aus das presburger Schloß zurück. — Die geliebte Elisabeth starb an Vernachlässigung in ihrem Wochenbette mit einer Tochter. — Joseph befehlt die Berechtigung zu beschleichen, „damit für seine eigene Leiche Platz wurde.“ Er verschiebt auch seine 48 Stunden nach der eiden, geliebten Prinzessin (20. Febr. 1790). — Am 12. März traf Leopold in Wien ein, wo der Erzherzog Franz und Kaunitz inzwischen die Geschäfte geführt und nach allen Seiten hin Versöhnungsmaßregeln eingeletzt hatten. Am 27. Juli sicherte die Declaration von Reichensbach mit dem böhmer Hofe, Österreich die Wiedererlangung der Niederlande, dagegen aber auch der Pforte Waffenstillstand und einen Frieden auf dem status quo. Mit dem Ende des Jahres war Belgien völlig wieder erobert und Arel und Pflaffen, die gepriesenen „Stüden des Adreones und Altars,“ zu Vaaren getrieben. Das folgende Jahr 1791 bezeichnet der sisslower Friede mit der Pforte; die vermeinte Wiedereingeburt Polens zu Grobno 3. Mai. — Leopold's große Reise durch Italien, die Zusammenkunft mit dem preussischen Favoriten Bischofswerder, die Fabel von einem großen Theilungstractate zu Pavia, die Flucht Ludwig's XVI. und seiner Familie, ihre Fangennehmung und Zurückführung nach Paris — die Beschwörung der neuen Konstitutionsacte, die letzte Sitzung der konstituierenden und die erste Sitzung der gesetzgebenden Versammlung. — Die Zusammenkunft Leopold's, Friedrich Wilhelm's und auch des Erzherzogs Franz in Pillnitz. — Am 1. März starb Kaiser Leopold ganz unvermuthet an einer willkürlichen oder unwillkürlichen Vergiftung, und kaum 14 Tage nach ihm fiel eine Haupttriebsfeder der Coalition gegen das revolutionäre Frankreich, Gustav III., auf dem Balke durch den Reichelmdörber Ankerstrom. — In Österreich begrüßt den neuen König Franz der lauteste Jubel, zumal, als er, alle Denunciations verabschwendend, sie zu verüßigen befehlt (während ihn

doch am Ende seiner Laufbahn vorzugsweise die Denunciations beschäftigten!). — Am 20. April erklärte der Abschaum der Jacobinerpartei den Krieg, und schon am 29. April wurden die französischen Heerhaufen von der belgisch-österreichischen Grenze allermächtig schimpflich zurückgejagt, was, wie die brandanter Wänsch- und Hasenjagd, eine schädliche Geringschätzung des Feindes in den Österreichern entzündete. — Der Herzog von Braunschweig dringt an der Spitze des preussisch-österreichischen Heeres in Frankreich ein, mit der Zerstörung von Paris drohend, falls einige Frevler gegen die königliche Familie gewagt würden. Doch ist kein bald darauf begonnener, fluchtähnlicher Rückzug vom französischen Boden ebenso verlustreich, als unthöricht; mehr als eine verlorene blutige Schlacht. Es hatte der Volksausschuss vom 10. Aug. die Aulicaria erklärt, den König und seine Familie in den Tempel eingekerkert, die Königswürde abgeschafft, Frankreich als Republik proclamirt. Die Untkanten der Jacobiner entzündeten durch ganz Europa eine verbrederische Gährung, die eine traurige Reaction erzeugt, zumal Ludwig's XVI. Haupt den Käschen vor den Schranken des Convents in Form eines Aufhängewerdes fällt. — Gleichzeitig eine zweite Theilung Polens und die Wiedergewinnung der Niederlande, wobei Erzherzog Karl seine Heldenlaufbahn beginnt. Mainz wird wieder erobert. Größlicher Bürgerkrieg in Frankreich; die Departements gegen die Tyrannen von Paris. — Das Elfaß größtentheils durch Bürgersamer und den Herzog von Braunschweig erobert, aber sowie Toulon mit seiner Flotte, auf seinen Borräthen wieder verloren (December 1793). Den ersten Feldzug hatte der Kaiser Franz ganz ohne außerordentliche Aufzüge, den zweiten durch die freiwilligen Kriegsbeträge geführt; jetzt erst für den dritten wird ein allgemeines Kriegsdarlehen ausgeschrieben. Der Kaiser läßt sich in Brüssel persönlich huldigen, und ersieht eine Reihe von mörderischen Siegen. Aber die große Schlacht von Fleurus, an Kaunitz'sen Sterbetage (27. Juni), obwohl glänzend begonnene, wird abgebrochen, und das österreichische Gouvernement und Heer räumen die Niederlande in Folge eines neuen Systems des Ministers Thugut, der grade durch den Verlust der Niederlande, welchen England, Holland und Preußen gleich wenig zugeben können, die Dauer der vielfach wankenden Coalition am festesten versittet und die längst ersiehnte Entscheidung durch Baiern verbürgt wähnt. Aber schon wenige Tage darauf (27. Juli) jenes famose, vielen räthselhafte und doch ganz klare Wort Thugut's: „quel malheur pour nous, que Mr. de Robespierre soit mort!“ — Die dritte und letzte Theilung von Polen zwischen Rußland, Österreich und Preußen, vorzüglich nach dem Laufe des Bug und der Weichsel. „Finis Poloniae“ durch Suwarow's Sieg bei Maciejowice über den verwundeten Kosciuszko (10. Oct.), seine Erstürmung Praga's und Bagnawie Warschau's (4. und 9. Nov. 1794). — Das neue Jahr 1795 (Januar) bezeichnet das Einrücken der Franzosen auf dem Eise in Amsterdam, des Hauses Dranien Flucht nach England, die ersten Separatfrieden der Niederprovinz Frankreich mit Toscana, Holland und Spanien, und

jener hochwichtige zu Basel mit Preußen. Dieser sanctionirte das Princip der Sécularisation und Mediatisation, rig Nord- und Südteutschland in zwei einander fremde, ja feindselige Hälften, durchschnitt es durch eine Neutralitäts-, ja Demarcationslinie von gleichfalls divergenten Interessen. Den Herbst 1795 bezzeichnete Pichegru durch Siege am Oberrhein, denen vom Nieberrhein der nicht minder kräftig zugewirkt wurde, als Clerfaut's und Bismarck's herrliche Tage bei Heidelberg, an den manzger Ebnen, bis vor Ehrenbreitstein und vor Manheim, ein schönes Ziel setzten; — Ruhestreben, die durch Moreau's Zweifelsigkeit und Pichegru's offene Verrätherie mit den Gondlern und mit den Royalisten im Innern nicht wenig nachdunkelten. — Der Krieg ermattet in Teutschland, seit Preußen den Frieden am regensburger Reichstage und an den Höfen so eifrig betreibt; aber die Unterhandlungen leiden auch selbst wieder an Mäthigkeit und übertriebenem Geheimniß, bis in Italien Alles blühender Entscheidung entgegensteht. — Ein Vordränger Artillerieleutnant, vor zwei Jahren bei der Wiedereroberung Loulons ausgezeichnet, Napoleon Bonaparte, tritt im März 1796 an die Spitze des an Allem Mangel leidenden französischen Heeres, schreibt nach einer Reihe von Siegen von Montenotte bis Gva, Cardinien, bald auch Parma, Modena, Neapel und dem Papste demüthigende Waffenstillstände vor, hält nach dem westüberschätzten Vordrängung über die Brücke von Lodi, am 14. Mai in Mailand seinen Einzug, proclamt gleich die cisalpinische Republik, wirft die Trümmer des österreichischen Heeres nach Tyrol hinein, das sogleich zu den Waffen greift, und beginnt die Belagerung der Vormaure Mantua.

Durch alle diese Hiebsspoßen erschüttert, wird in Wien der Waffenstillstand am Oberrhein und Nieberrhein durch den Erzherzog Karl (Ende Mai) aufgekündigt, der nach mehreren Siegen dennoch bis über Lech und Star vor der Uebermacht zurückweichen muß. Schon steht Moreau in München, Jourdan an der böhmischen Grenze, als der Erzherzog Karl bei Ingolstadt mit ganzer Macht über die Donau in Jourdan's Rücken fällt, ihm auf seiner Substanz, und Rückzuglinie bei Amberg und Würzburg zuvorkommt, und ihn nach mehrern Niederlagen mit seiner völlig aufgelösten Armee über den Nieberrhein zurückwirft, obgleich im Juni 1796 der Kern der Rheinarmee nach Tyrol geworfen worden war, um unter Bismarck den Entsatz von Mantua zu bewirken. Dieser gelang auch auf einige Tage (31. Juli bis 9. Aug.); aber Bismarck muß mit großem Verluste wieder nach Tyrol hineinweichen, und 4. — 6. Sept. durch das Brentathal wieder einen Ausweg suchen, nicht als freier, sieghafter Vertheidiger, sondern als gezwungener Belagerter nach Mantua hinein, den er auch, obwohl nur mit der Vernichtung seines Nachtrabes unter Quasdanovich findet, und diese Feste bis 2. Febr. 1797 standhaft behauptet, wo ihn der Hunger bewingt, nachdem Kaiser Franz zum Entsatze Mantua's und zur Abhaltung des Krieges vom Innern der Erbstaaten, noch ein Heer unter Quasdanovich ausgesendet, und zwei andere unter Alvinzy zu den Schlach-

ten von Billanova, Gadiere und Arcole und zu jenem schwarzen Tage von Rivoli entsendet hatte. Wegen Mangels an Einheit und am meisten an Gleichzeitigkeit der aus Griaul und aus Tyrol, durch Davidovich und Alvinzy ergriffenen Offensive scheitert Alles. Die Auffassung so ungeheurer Streikräfte bloß für Oberrhein, wo Mai 1796 bis Ende März 1797, erfüllt zwar mit Erfolgen über Österreichs unermessliche Wehrkraft, aber auch mit gerechtem Schmerz über denselben verkehrte Verschleuderung.

Als der Erzherzog Karl Jourdan von der böhmern Grenze über Rhein, Lech und Sieg geworfen, wendet er um und wiederholte dasselbe Spiel im Rücken Moreau's, der im Herzen Baierns stand, heraufmarschirte. Ohne die argen Fehler Sautour's und anderer Unterseldherrn, ohne einen überall ausfallenden Mangel höherer Conceptionen und energischer Gebrauchs der Augenblicke, möchte Moreau wohl kaum ein volles Vierteljahr zum bequemem und ruhmvollen Rückzuge vergönnt, noch auch von seinem Heere soviel über den Rhein, auf heimathlichen Boden entkommen sein? Das bereits gewonnene Feld, der wichtigste Übergangspunkt, mit andern von den Österreichern schon erobert, ging auf die unverantwortliche Weise wieder verloren, und mußte erst durch eine langwierige, blutige Belagerung, gleich einer regulären Festung, zum zweiten Male genommen werden. Unmittelbar nach Karls Übergabe mußte der Erzherzog Karl eiligst über Innsbruck zu den Trümmern von Alvinzy's Heer bei Gonzigiano — zu retten, was etwa noch zu retten sei, wovon Bonaparte sagte: Wüßte hat man mir Heere ohne Feldherren entgegengeschickt, ich komm ein Feldherr ohne Heer! — Des mit so vielen Siegen umlorbeerten Prinzen Plan war nunmehr: sein Heer solle jetzt gleich, und bevor die Waffenruhe gekündigt, bevor es von Moreau dazu gezwungen würde, eiligst vom Rhein ausbrechen und sich jenseit des Inn und der tyroler Defileen, an die Trümmer des Heeres von Italien anschließen, um wenigstens mit ganzer Macht auf Bonaparte oder auf den nachrückenden Moreau zu fallen, da theilweise Operationen unter diesen Umständen schlechterdings unmöglich und ein sicheres Verderben seien. — Tyrol hatte unterdessen in handfester Gegenwehr vielen Ruhm erworben; doch durch es zaudert bis auf seinen Höbenschneidpunkt ob Brünz und vereinigte sich in Klagenfurt ungehindert mit Bonaparte. Des Erzherzogs Karl Muth von Heldenthum und Feldherrnblut scheiterten an der mehr als dreifachen Uebermacht Bonaparte's und an der Entmutigung der Östreichern, die in mehrten, für unbezwinglich erachteten, Stellungen, sehr unruhliche Capitulationen abschloßen. Endlich in dem Augenblicke, wo Tyrol sich wieder freigeschlagen, wo auch die adriatischen Küsten wieder geräumt, wo durch das ungegründete Gerücht, Bonaparte sei in den norischen Alpen von allen Seiten eingeschlossen, die ganze Terraferma Venedigs in lichterloh Aufstandsklammern emporgeleert, somit auch noch ein Hauptentscheidungsobject gefunden war (am 5. April), schloßen Bellergarde und Mercedel's Batterien mit Bonaparte zu Zudenburg. Am 18. April

kamen im adeligen Nonnenkloster St. bei Leoben die Friedenspräliminarien zu Stande. Österreich erkannte die französische Republik an, wüßte in die Unabhängigkeit des neugeschaffenen eisalpinischen Freistaates in seiner bisherigen Lombardie, edirte Belgien und behielt sich die gebührende Entschädigung vor, über die schon so viele verschiedene Vorschläge, erst noch leichlich in Bassano zwischen Clarke und Vincent gemacht worden, meist auf Baiern beruhend. Preußen hatte inzwischen zu seinen neuen großen Eroberungen in Polen auch noch durch Sächsisarisation und Mediation, außer den reichen, Hannover umfassenden Entschädigungen für sich und Dänemark ganz Franken aussersehen, was jedoch in den auf den Uneoiller Frieden alsbald nachgefolgten Unternehmungen ganz anders sich ergab. — Dies halbe Zwischenjahr von den lebendigen Präliminarien (18. April bis 17. Oct.) zum Frieden auf dem Schlosse Passeriano zu Campoformio bei Udine verlief allerdings höchst unruhig. Der älteste Freistaat und Staat Europas, Venedig, sah seine Zukunft unter Österreich oder Frankreichs Adlern voraus; Genua, Lucca, selbst das südpizische San Marino wurden demotratirt und gebrandschaft, Chiavenna, Veltlin und Vorarlberg als nördliche Vormauer der eisalpinischen Republik, sie frei und von Graubünden völlig unabhängig erklärt. Von einer eisalpinischen Republik war keine Rede mehr. In der polnischen Revolution unter Dombrowsky und Bajoncel hielt der französische Diktator einen heiligmüthigen Sammelpunkt der entschlossenen Feinde der Theilungsmächte zusammen, in Neapel, in Sicilien, in Turin, in der Schweiz, im Kirchenstaate, auf Malta, im Peloponnes suchten Verschwörungen auf, alle in seinen Anreizungen wurzelnd. Österreich erhielt Venedig bis an die Etsch und den Gardasee, die Stadt Venedig, die adriatischen Inseln, Istrien, Dalmatien, die Wüdnungen des Gattaro, Salzburg und Baiern bis an den Inn mit Wasserburg und einem ansehnlichen Gebiete als Brückenkopf, welchem der Ueberrest bis an die Isar und an den Lech gar bald würde nachrollen müssen. — Die Thatsache ist unleugbar, daß die österreichische Monarchie seit Karl V., nie größer, gerundeter und mächtiger war, als unter Franz, vom Frieden von Campoformio bis zum Frieden von Presburg 1797—1806. Es ist Thatsache, daß Österreich in einem, zwei Mal in Paris erzielten Frieden (1814—1815) kaum jene Erstension und Intensität wieder erreichte, die ihm 1797 Bonaparte nach Niederlagen auf Wiederleben vergönnt hatte, als er am Sommerstand: und Wien in Belagerungsstand erklärt war. Das reich, Mailand und das feste Mantua waren freilich 1797 für Österreich verloren, und Mailand die Hauptstadt der eisalpinischen Republik; dafür aber beherrschte Österreich damals nebst Dillingen mit Lemberg auch das an Geld und Menschen reiche Belgizien mit Krakau. Es trug die teutsche Kaiserkrone mit ihrem tausendbürtigen Einfluß und mit dem ungeheuren Vortheile, alle bloßen Hauskriege zu Reichskriegen, zur germanischen Ehrenscham unzuordnen — die vordem Reichskasse zur Vorrathskammer und Vorrathskammer, zum Schatzkammer zu machen, und was sehr natürlich ist, die Erblande von den Leiden des

Krieges möglichst lange unberührt zu erhalten. — Durch sein immer anwachsendes Schwäbisch:Österreich hatte Österreich Baiern auch westwärts, wie süß- und östwärts, völlig umzingelt. Dies schöne Baiern, auf das die Unterhandlungen in Bassano, Campoformio und Salzburg ihm so eben wieder die bestimmtesten Hoffnungen gegeben hatten.

Und neben diesen positiven Thatsachen die indirecten politischen Conjecturen. Im Friedensjahre 1797 entstanden erbittertes Zornwüth und das wachsamste Mißtrauen zwischen Wien und Berlin. Es war bedeutlicher Kalkül mit dem wetterwendischen Kaiser Paul. Zugut betrachtete es als einen Hauptzweig seiner Politik, gegen jede Entschädigung und Vergrößerung Preußens die bestimmtesten Versicherungen einzeln, ja sogar die Rückgabe seines Verlußtes auf dem linken Rheinufer stipulirt, und die geheimen Entschädigungsverträge zwischen Hardenberg und Haugwitz einer, dann Barthlemy und Gailard anderer, seit um ihre Früchte gebracht zu haben. Dagegen waren bei den Friedenstractaten 1814—1815 in Paris Österreich, Preußen und Rußland die entscheidenden und innigsten Alliierten. — Ein bitterer Kelch war dem jungen Kaiser noch vorbehalten. Frankreichs treulose Politik wollte ihn unheilbar gegen das Reich compromittiren! Darum mußte der Kaiser selbst, wie er nur seine Entschädigungen im Trocknen hatte, im Augenblicke der Eröffnung des rakasser Congresses, durch einen geheimen Tractat zwischen Bonaparte und Cobenzl, am 1. Dec. 1797 gezeichnet, die Reichsbeschlüsse dem Reichsfeinde selber in die Hände spielen, und seine Heere über den Inn auf jenen Boden zurückziehen, dessen Abreise von Baiern so eben in Campoformio unterzeichnet war. Eine gleiche Hinterlist lag darin, daß Bonaparte's Arglist eine dreifache Entschädigung, die toscanische, die modenische und emigermassen auch die des Hauptzweiges, auf Teutschland geworfen, und hierdurch die Masse der aus teutschen Gebieten zu nehmenden Entschädigung bei den gerechten Ansprüchen so vieler anderer Fürsten so übermäßig vergrößert hatte.

Nach vollen fünf Jahren eines vollsterktesten Krieges war dem 24jährigen Kaiser Franz ein trügerischer Friede vergönnt — in Wahrheit kaum ein unruhiger voller Waffenstillstand. Die Liebe zu dem jungen Monarchen war von einer durch die Eifererbeten der Zeit völlig unberührten Aufrichtigkeit und nachhaltigen Wärme, und die dagegen in Wien und Ungarn bräutenden Conspirationen von lächerlichem Unsinne und Ohnmacht und soviel Blut und Kerkernacht in der That nicht werth. — Aus der überaus zufriedenen und glücklichen Ehe des Kaisers mit der neapolitanischen Prinzessin Theresia erwuchs ununterbrochen eine segensreiche Nachkommenschaft; doch klagte man über den Einfluß der geistreichen, aber höchst leidenschaftlichen Königin Mutter Karoline von Neapel. Des Kaisers Brüder wuchsen zu den schönsten Hoffnungen heran. Aber schon in den zwei letzten niederländischen Feldzügen glühte die eifrig angelegte Niederflucht gegen des Erzherzogs Karl anwachsenden Kriegsrühm und überwiegende Popularität im Heere, die 1799—1801 die schönsten Aussichten trübte und hemmte, selber vom Ri-

nister Thugut auch in England und Rußland angeflacht wurde, und sogar bis 1805 (1806) verderbliche Nachwirkungen trug. Inmitten derselben hat der Erzherzog Karl eine wahrhaft köstliche, schweigsame Ruhe bewiesen. — In den abenteuerlichsten Ausstellungen gab der durch die Jacobinergräucl erlöschten Phantasie Anlaß, daß im Juni 1794 der schöne, geistreiche Palatin Alexander Leopold eben zur Zeit der ungarischen Hinrichtungen und der luchsersinischen Untriebe plötzlich an einem selbstgemachten Feuerwerke im Lustschlosse Larenburg, idmmerlich ungelommen war.

Rußland, Österreich und Preußen waren leider durch Potens Untergang und in seinen Trümmern unmittelbare Nachbarn geworden. — Das tausendjährige Venedig war völlig, das einst meerbeherrschende Venua so gut als verschwunden — der Papst vertrieben — auf dem Capitol wieder Consuln und Adlen — das Haus Savoyen wurde vom Festlande Italiens auf Sardinien verlag, und am Fuße der großen Kulsteine gaberte mit dem Schluß dieses Jahres eine portenapolsche Republik. Der König von Neapel hatte, durch Nelson, den Sieger von Abukir, ermuntert, und von Thugut und seinem guten, aber halbverrückten, Nach aufgelegt, Österreich und England den Gefallen gethan, den Krieg zu früh anzufangen, dadurch die französische Hauptmacht von der Etsch und vom Po bis an den Garigliano binabjagten. — Die zweite Coalition war fertig durch jenen Generalen Nelson's, der das schönste Heer und die besten Generale Frankreichs unter Bonaparte in Ägypten und Syrien sperrte. Der radsidter Congress war nur eine Verhöhnung der Dmnmacht und der Zmetracht Teufshlands. — Kaiser Paul hatte sich den Gabinetten von Wien und S. James zum Sturze der französischen Orduel eng verbunden. Ein russisches Heer unter dem schrecklichen Sumarow war im Anmarsche. Jener für Bonaparte's Größe entscheidende Schlachttag von Arcole hatte Katharina durch einen Schlagfluß getödtet. Ihr Sohn Paul war aus seiner langen, oft erbitterten und verbitterten Einsamkeit auf einen ungeheuern Schauplatz hervorgerufen. Grade ein Jahr später (16. Nov. 1797) am Eröffnungstage des radsidter Congresses, starb Friedrich Wilhelm II., ein Jahrzehnd nach seinem großen Dnm. Österreich, England und Rußland vertieften in dem Sterben, den neuen, großen Bund gegen Frankreich durch Preußens Beitritt für eine neue Weltgirkaltung entscheidend zu machen. Schon ergoß das österreichische Heer sich über das ihm in Kalstadt und Celz so gut als hingegessene Böhmen, und der Erzherzog Karl hatte sein Hauptquartier zu Friedberg am Eder, nur noch die Unterschrift Karl Theodor's erwartend, als ein Schlagfluß den gefügigen Kurfürsten am Spieltische traf, und der vielgeliebte neue, mit einer schönen und zahlreichen Familie gesegnete War Joseph raschen Besiz erlitt. — Alles lag daran, den Verdacht geheimer Verhandlungen War Joseph's mit dem Reichsfeind, dem französischen Directorium, zu bekräftigen, und hierdurch eine provisorische Operation zu beschönigen, zu welcher auch Kaiser Paul seinem Sumarow gemeinschaftlich mit den Österreichern dreieis Befehl erteilt hatte. Das berliner Cabinet war von Thugut schwer angeklagt, einer gefässigen Doppeltreue und Zau-

schung zwischen der Coalition und dem französischen Pentarchate. Der Zar tobt und wollte Gewissheit um jeden Preis. Darin stellt sich erst nach einem fast halben Jahrhunderte der Aufschluß heraus zum Vorthe der radsidter Friedensgesandten Frankreichs, zu dem, als unbesiegt, verschiedene scharfsinnige Männer, selbst Genu, den Schlußzeit vergeblich, um Theil durch künstliche Abgeschmacktheiten, gesucht hatten. Die Gefahr für War Joseph war freilich groß, England, da es die bairischen Truppen in Subsidien zu nehmen suchte, gleichwol offen und höchlich debaurte, „auch für die bairischen Lande auf dem rechten Rheinufer“ keine Garantie übernehmen zu können!!

In Italien, an der Etsch und am Mincio, bei Verona und Magnano, erschöpfte Krays mit den Österreichern herrliche Siege. Wenige Tage darauf stieß Sumarow mit den Russen zu ihm, und überwand Moreau noch ein Mal an der Adba. In der vierten Woche nach dem Kriegsausbruche hielt er seinen denkwürdigen Einzug in Mailand. Eine Reihe von Festungen öffnete ihre Thore mit unermesslichen Vorräthen. Jeder Tag brachte eine andere Freudenpost. Moreau, der an der Adba möglichst lange gehalten, um das Bruberheer Macdonald's aus Neapel zu erwarten, mußte von Alessandria weg, in die französischen piemontesischen Alpen, von dort aber über die Apenninen und Genues, Macdonald entgegen. Am 18. und 19. Juni 1799, an, um Theil in dem Bette der Arbia, auf Hannibal's Boden, geschah die zweitägige Schlacht, durch welche nicht nur das Heer von Neapel, sondern auch die beiden Divisionen Monnier und Garnier abgeschnitten und verloren waren. Macdonald hatte fast alle Generale und Generaladjutanten todt oder verwundet; das Geschütz war dahin, die Festungen Piemonts überliesert, der ganze Po befreit, und Mantua jeder Hoffnung eines Entlages verlustig. Wirklich geschah es auch der gepriesene Ingenieur Froissart: Latour am 27. Juli, einen Monat nach der Arbiashlacht, den Adlern Österreichs. — Damit oder war die schon seit einiger Zeit siedende Einnigkeit und das bisher reizende Bild der Allierten verflüchtigt und am Ende. — Novi war nur ein parirter Stoß, eine rein negative Schlacht, ein unnütziges Attent für den österreichischen Feldennuth. — Thugut war fest entschlossen; alles Eroberte vorerst in der Hand zu behalten. Der König von Sardinien, der Großerzog von Toskana, durften nicht daran denken, in ihre Staaten zurückzukehren. Von Wien geschah Alles, Sumarow zu hemmen, fast mehr als der Feind. Die Russen sollten sich an dem ihnen völlig unbekanntem, schweizerischen Gebirgswege die Hömer ablosamen; und so geschah es auch. Doch blieb seine Derstfahrt aus dem Zaubergarten Italiens, in die Schneewüste des Gottthard, in die heulenden Stromschiffen und schwindelnden Abgründe der Diavola, des Urnerlöches und der Teufelsbrücke, an dem Bodenfer einem Wunder ähnlich. Allein nun waren Sumarow und seine Russen nicht mehr zu halten; auch Paul rief ihn zurück, und trat von der Allianz ab, obwohl er seine geliebteste Tochter dem Erzherzog Joseph Palatin von Ungarn vermählt hatte.

Im Anfange des Feldzuges (März 1799) hatte Massena aus der Schweiz, Tyrol und damit den Pöböl und Vereinigungspunkt der beiden österreichischen Hauptarmeen schwer bedroht; Sauraud war ziemlich nahe gegen den Lech vorgedrungen, und nicht mehr fern davon, sich mit Massena zu verbinden. Doch der Erzherzog Karl schlug ihn trotz seiner Übermacht bei Dürbach, bei Stodach, beang in die Schweiz, erlegte die Hauptstellung von Zürich, wo ihn gleich Dretes und Contreordre aus Wien festhielten, bis der günstige Augenblick vorüber war. Von nun an war es um allen Einklang in dem großen Bunde gethan. Des dummhöligen Korsikovers Niederlage in der, ihm von Erzherzog Karl übergebenen Stellung in Zürich, Ende September, befestigt den Verlust der Schweiz, und daß die in Holland gelandete britisch-russische Armee anfänglich siegend, binnen vier Tagen alle eroberten Posten wieder verliert (2.—6. Oct.) und bald den Befehl zur unmittelbaren Rückkehr nach England erhält, rettet die schon aus Äußerer gebrachte Republik. Noch weit entscheidender aber für das Geschick der Welt ist, daß Bonaparte sein Heer in Ägypten verläßt, allen britischen Kreuzern glücklich entgegen, und am 15. Oct. in Paris auftritt, während Melas der Savignano die Franzosen aus Haupt schlägt und gänzlich über die Alpen, der Erzherzog Karl aber bei Philippsburg sie über den Rhein laßt, kürzt Bonaparte die ganze Konstitution, den Rath der Hundert, den Rath der Alten; Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos erheben sich zu einer Consularcommission, Bonaparte zum ersten Consul mit einem Erhaltungsestate, einem Staatsrathe und einer gesetzgebenden Versammlung. — Er bietet nun nach allen Seiten den Frieden an, der aber, außer mit Kaiser Paul, nirgends zu Stande kommt, dessen schwärmerische Feindschaft in die heftigste Verwunderung übergeht. Dieselben Intriguen, die den russischen Bund gelockert und zerbricht, berusen auch den Erzherzog Karl vom Heere ab, das darüber äußerst misanthropisch und in feindliche Parteien gerissen wird, aus denen die beiden Ältesten im Commando, Kray und Scharraz, und die beiden Generalquartiermeister, Chasteler und Schmidt, am divergentesten gegen einander sind. Nach dem hartnäckigsten und blutigsten Widerstande Schlacht auf Schlacht: bei Engen, bei Mößkirch, bei Biberach und Memmingen, bei Ulm und Neuburg, besetzen die Feinde Augsburg und Rünghen, und dringen bis Landshut.

Schon Anfangs März hatte Bonaparte bei Dijon eine Reservearmee aufgestellt, die im halben Mai über den großen und kleinen Bernhard und durch die Schweiz über die Alpen geht, am 2. Juni in Mailand einzieht, und am 14. Juni die große Schlacht bei Marengo liefert, nach welcher die bis jetzt sieghaftesten Österreichler langsam, wie bei Fleurus, das ruhmvolle Schlachtfeld räumen, und der Dergeneral Melas in einem kaum erklärbaren Anfälle von Muth- und Kopfschmerz, ganz Oberitalien und 15 Festungen räumt, und sich nach Mantua zurückziehen verpflichtet. Massena, welcher in Genua Wunder der Entlosgung und Beharrlichkeit gethan, aber wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln sich den Österreichern ergeben muß, tritt nun an die Spitze des

französischen Heeres von Italien, und besetzt die päpstlichen Legationen. Der nach Paris abgeschickte Graf Joseph Saint Julien schließt dort mit Talleyrand Friedenspräliminarien, die aber nicht ratificirt werden, da der Kaiser indessen selbst im Hauptquartiere zu Altdorf angekommen, Kray des mit hohem Waffenum, aber vielem Mißgeschick geführten Commando's enthebt und dem 19jährigen Erzherzog Johann überträgt, den K. S. Kauer zur Seite, der doch mit dem greisen Wurmler in Mantua schon so wenig gute Geschäfte gemacht. — Zwei nachtheilige Waffenschlüsse werden geschlossen und verlängert; der durch seine Gewaltthaten in Baiern, durch helle Proclereien in Tyrol 1796 (1797) und — auf eine gräuliche Weise — beim rasdörfer Gesandtenmord genannte Graf Leobach wählte sich bereits an Thugaut's Stelle Minister des Äußern; aber Ludwig Cobenzl geht durch Friedensunterhandlungen mit Joseph Bonaparte nach Äneville. Doch noch kann man sich zu einem Separatfrieden gegen die mit Großbritannien neuerlich abgeschlossenen Verträge nicht entschließen. Diefes erzwingt erst Moreau's großer Sieg über den Erzherzog Johann bei Kufstein den Jän überschritten, bei Salzburg noch ein Mal glücklich fritten und über Weis, Einz und Enns bis Weis und an die Erlau vordringen, worauf die Waffenschlüsse zu Stadt Steier und Treviso vorangingen, und der Definitivfriede den 9. Febr. zu Äneville vom Kaiser Franz auch im Namen des deutschen Reiches auf die Grundlagen von Campoformio geschlossen wurde. — Österreich und das deutsche Reich traten an Frankreich, Belgien, das ganze linke Rheinufer und die Grafschaft Faltenstein ab, zu Gunsten Helvetiens das Fribach und die Strecke zwischen Burzach und Basel; — dagegen aber erhält Österreich Istrien, Dalmatien, die venetianischen Inseln im Golf, die Würdungen des Gattaro und das Melanische bis an die Etsch. — Die erblichen Reichsfürsten am linken Rheinufer werden vom deutschen Reiche entschädigt. Creißgau kommt an Modena und Toscana an den Insanten von Parma; dagegen wird der Großherzog von Toscana vollständig in Teutschland entschädigt. Die Contrahenten garantiren die bawarische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republik wechselseitig.

Nicht viel mehr sollte an einem Jahrestag, das die Kriegesfackel von der untern Donau bis an atlantische Meer gebrannt hatte. Aus des Kaisers Franz weiten, schönen Landen hatten nur die teutschen Provinzen und auch diese verhältnißmäßig gar wenig, Ungarn und Böhmen gar Nicht gelitten. — Das „deutsche Reich“ war durch diese neue Variation des allzu beliebten Themas von den Hauskriegen und Reichskriegen, so ziemlich ein „deutsches Arm“ geworden. Die Spaltung zwischen dem Norden und Süden Teutschlands, oder, wie man es auch, vorzüglich in Regensburg, unter dem Choral: „in omnibus vie Österreich!“ nannte, dem katbolischen und alatholischen Teutschland erweiterte sich immer mehr; Wirtshäuser und Erblichkeit mußten wachsen. Teutschland wurde jetzt in Folge des lärmvollen Tractates — zu Regensburg unter französisch-russischer Vermitt-

lung, oder vielmehr unter Bonaparte'scher Dictatur, ganz willkürlich umgestaltet und getheilt. — Preußen zu alten möglichen Gefährdungen der Verfassung entrainirt, Baiern, Baden, Württemberg, nicht nach der Norm von Verlust und Ertrag, sondern lediglich nach Convenienztzrücksichten der Alleysrand'schen Politik vergrößert, Österreich im Hauptstamme und in seinen drei Zweigen aufs Schreckendste verfürzt. — Im Augenblicke der Ratification des Deputationsvertrages (April 1803), durch den Kaiser Franz, vor neuer Krieg zwischen England und Frankreich (18. Mai) und schon am 3. Juni 1803 mußte das kleine hanoversche Heer mit dem eindringenden französischen unter Moritz capituliren und das Land bis an die Elbe, bald auch durch eine zweite Capitulation das ganze übergeben. — Dürftelnd und die westfälischen Provinzen Preußens sind hierdurch von einer mehr und mehr feindseligen Macht abgeschnitten, die ihre Cantoniernngen ziemlich nahe vor die Hauptfestung Magdeburg ausdehnte und eine Hauptader der deutschen Wohlthat durch die Sperrung der großen Ströme und alles transatlantischen Verkehrs durchschnitt. Es lag auf flacher Hand, daß diese Bonaparte'sche Occupation Hanovers früher oder später, auf die eine oder andere Weise, Preußen in einen Intercensionskrieg mit seiner treulosen Staats- und Kriegslust oeffnen müsse, da Bonaparte, kühn gemacht durch die schlägliche Schwäche deutscher Höfe, über die mit Schändung des deutschen Bodens vollbracht Besatzungnahme und Hinrichtung des Herzogs von Engbien, dem britischen Geschäftsträger Rumbold auf fremdem Lande, von freiem hantirung Reichgebiete, durch ein französisches Commando aus dem Hanoverschen wegschleppen ließ, wenn er ihn auch bald darauf, auf preussische und österreichische Eintretung, frei gab.

In der Leitung der auswärtigen Geschäfte war natürlich für Österreichs System mit dem Austritte Thugot's und dem lärmvollen Frieden, Alles odlig gedankt. Ludwig Cobenzl war durch und durch Ruße, aber auch durch Napoleon's persönliche Größe und durch den Glanz seiner Siege gefesselt und durch Nichts vortrefflicher charakterisirt, als wie er in Katharina's französischer Komodie, die alte cara Mama vortrefflich spielend, im Intercenacte die Depeschen eines eben eingetroffenen Couriers empfängt, mit ferviler Umsicht nach allen Seiten eröffnet und beschwuppt, auf sein Schlagwort aber pünktlich wieder auf den Brettern erscheint. — Im Innern war die unausweichliche Nothwendigkeit großer Verbesserungen und Veränderungen in Aller Mund und Herzen, und die allgemeine Begeisterung deutete hierzu unablässig auf den Friedensstifter Erzherzog Karl. Dieser war auch an die Spitze des gesammten Kriegswesens gestellt worden, als ihn nach den Niederlagen von Jochenstein und Salzbach der Cabinetminister, Graf Franz Colloredo, verbitten und beschwören mußte, aus seinem Sitz in Prag hervorzutreten, und die schläglichen, nutzlosen, an Allem Mangel leidenden Heereshefte in Kremsmünster und Stadt Steyer zu übernehmen. Zu dem Kampfe gegen alles verjährte Unheil des Schiedrians, der Unwissenheit, des Eigennutzes, des Mangels an Erbfeinden brachte der Erz-

herzog leider einen zwar äußerst wohlwollenden, unterrichteten, arbeitskräftigen, aber nicht sonderlich arbeitstüchtigen Mann herbei, der davon innig durchdrungen war: „eine Baccho Cerere semper frigit Vennus!“ — und dieser Dreifaltigkeit ungleich mehr Zeit und Sorgfalt weihete, als dem verrotteten Geschäfte. Es war der in den letzten Feldzügen trefflich erprobte Kriegskanzleibirector und Johann Reichsfürst Watterbach, ein geborner, ein Triester, und schon darum in Wien ungern gesehen. Alle talentvollen, aber auch die unruhigen, mehr glühenden und sengenden, als leuchtenden und wärmenden Köpfe fliegen nach seinen Polen. Er mischte sich in Alles. In sehr kurzer Frist wirkte er ungemein viel Gutes, gab aber auch dem Schiedrian und der Gemeinheit manche Blößen. — Bald erhob sich eine mächtige Partei gegen die wohlwollenden Pläne des Erzherzogs, an deren Spitze der obgedachte, beim Kaiser als sein langjähriger Erzieher alldmähliche Graf Colloredo stand, dem sich in manchen Dingen auch die Kaiserin Theresia gestellte, mächtig gegen den Fortschritt sich stemmend, das Alte wider das Neue, sei es auch das unzulässige Beste! — Der Erzherzog Karl hatte in den letzten Feldzügen die treubartigen Uebel im Staate und Heer hinlänglich kennen gelernt. Er hatte sie schonungslos aus ihrem finstern Verhaß und aus ihren Sümpfen herausgetrieben; — aber schon im Herbst 1801 war die Macht und die Erbitterung seiner Gegenpartei mit Händen zu greifen. Der überköstlich servile Cobenzl und der beschränkte Staatserfahrer Colloredo schlossen sich ganz an Colloredo, und Cobenzl war zugleich der Feindliche, in Petersburg und London, den Erzherzog Karl, als von Bonaparte ganz eingeschüchtert und als einen Freund des Friedens um jeden Preis, hinzustellen; eine Unwahrheit, die den Erzherzog mehr und mehr bewog, vom innern Staatseben sich ganz und gar auf die Verbesserung und Vervollkommenung des Kriegswesens zurückzuziehen. In Frankreich wurde inzwischen eine große Veränderung wider den ersten Consul entdrückt, in die er nebst den alten Erzbourbonisten, Georges, Polignac und Kajolet, auch seine unbefonnenen Ruhmesrednerbühler Fouché und Moreau zu verwickeln wußte, aus denen der Letztere nach den vereinigten Staaten verbannt, Ersterer im Gefängnisse erliegt, wib, oder sich erwürgt. Das Ganze war nur eine angelegte Petarde, um die Republik Frankreich für immer zu sprengen, Frankreich zum Soldatenkaiserthume zu machen, Napoleon Bonaparte zum Kaiser beider Galien hieß es Anfangs, um die bleibende Verbindung mit dem eroberten Oesterreich anzuknüpfen. Dieser, mitunter auf die Gründung absoluter Gewalt und einer militärischen Dictatur abzielende Schritt erregte natürlich die größte Aufmerksamkeit des mehr und mehr einordennden Kaisers Franz, zumal bei den schon damals am Tage liegenden Verhältnissen der deutschen Kaiserkrone. Am 11. Aug. 1805 erklärte er sich selbst (nach schon wegen der Rangverhältnisse zu Frankreich und Russland nöthig war) zum Erbkaifer von Österreich, als solcher von allen europäischen Mächten schnell nach einander anerkannt, nur etwas langsam von Rußland und Schweden.

Zu Napoleon's Salbung und Krönung in Notre-dame zu Paris ließ sich Pius VII. aus Rom über die Alpen emigrieren. — Am 8. Dec. feierte den neuen Titel ein einfacher Gottesdienst bei S. Stephan zu Wien und in allen Hauptstädten der Monarchie.

Gegen das Ende dieses Jahres trafen alle Staaten thätige Anstalten gegen das, die grüelloosen Erinnerungen der alten Fesseln erneuernde, aus Nordamerika nach Spanien, ja selbst bis Sizilien vorgebrungene gelbe Fieber, Schranken zu setzen. Österreich schob unter diesem, der englisch-russischen Partei höchst willkommenen, Vorwande ein kleines Heer in seinen Süden nach Tyrol und ins Venetianische an die Eschgrenze. — Bonaparte mußte seinen Ingrimm darüber niederkämpfen. Er hatte ihn indessen wahrlich nicht verschluckt, und gegen die österreichischen Generale Wellegarde, Vincent, Nugent laut genug ausgesprochen.

In der That hatte diese Truppenzusammenziehung wieder das gelbe Fieber, die Berechnungen auf Österreich und in Österreich selbst den Muth bedeutend erhoben. Ja schon im November 1804 hatte der Botschafter, Graf Stadion, mit Gorttscho und Tautschow eine Vereinigung unterzeichnet, Bonaparte's weitem Umfugsreisen Grenzen zu setzen. Man trug sich damals in Petersburg sehr ernstlich mit einer für die Ruhe und Consolidation Deutschlands höchwichtigen Idee, mit einem Austausch Hanovers gegen Preußen. Diese Idee ward in Rußland nach den Unglücksstagen von Außerlich und Preßburg und der Haugwitz'schen Annahme Hanovers wiederholt und sogar vom Herzoge von Braunschweig bei seiner Mission nach Petersburg, Anfangs des Jahres 1806, wieder aufgenommen. Der Plan war großartig; — 300—400,000 Österreicher und Russen sollten in Teutschland, erstere auch in Oberitalien streiten, ein russisches Armee-corps unter Laschy und Witen unter Stuart sollen mit den Neapolitanern vereinigt, die Napoleon durch friebliche Beteuerungen getäuscht hatten und der französischen Überwuchung durch Saint Ger los und lebzig waren, sich am Po mit den Österreichern vereinigen und die Reinigung von ganz Italien ohne Zweifel vollenden. An Preußens Beistritt war alles Mögliche gesetzt worden. Die hano-verische Armee erschien neu und trefflich geformt, wieder auf heimatlichem Boden. Britische Truppen unter Cathcart und Don landeten in Weser und Elbe, Russen unter Tolskoi in Mecklenburg, Gussav Adolfs mit seinem Heere in Stralsund. Ihr bloßes Erscheinen besetzte das nördliche Teutschland und in einigen Wäldern mußten sie sich an der Werra mit den Preußen und Hessen vereinigen. — Aber jetzt kam es erst an den Tag, welche Wurmstichigkeit und Versumnis im österreichischen Heerwesen herrschte, und wie wenig alle Thätigkeit und der herrliche Wille des Erzherzogs Karl hinreichend war, einzelner großer Verbesserungen ungeachtet, in der totalen Zerbröckelung und Verwitterung binnen der kurzen vier Frie-densjahre, durchgängig abzuhelfen. Das Schlimmste war der Parteigeist, der im Frühjahr 1805 einen theilweisen Rücktritt des Erzherzogs von der gesammten Oberleitung des Kriegswesens und hierdurch die gleiche Spal-

tung im Heere selbst bewirkte, der in des wohlgefinnten Mads zeitweiser allzu bald in Ulm befundener Verräththeit auf gut morgenländisch einen unberechenbaren Geistesaufschwung zu erblicken träumte, während nirgends für zu-reichende Surrogate des geliebten Fürsten und seiner ver-folgten Umgebung an Intelligenz, Charakterstärke und Po-pularität unter den Soldaten geforgt war.

Die deutschen Fürsten zwischen dem Rhein und dem Inn waren durch den Widerpruch zwischen dem dringenden Eifer der Rüstung Österreichs und zwischen seinem un-durchdringlichen Stillschweigen nach Außen tödtlich geäng-stigt und wol aus der gründlichsten Selbsthaltung ge-nöthigt, sich dahin zu wenden, wohin das Züngeln der Woge, so Furcht wie Hoffnung, gleiten ließ. Man schien sie gar keiner Unterhandlung mehr werth zu ach-ten, sondern den 7. Sept. 1805 erschien plötzlich der Fürst Karl Schwarzenberg in München und beehrte, ein anderer Popilius, die Vereinigung der bairischen Truppen mit den österreichischen, allemals aus detail-lonsweise. Gleichzeitig überschritten die Österreicher den Inn, unaufhaltsam nach der auserkornen Stellung von Ulm zielend, deren Besetzung, zumal gegen einen sol-chen Feind, viel zu spät begonnen ward. Der kurlische Mar Joseph that, was in solcher Lage das einzig Mög-liche war: er täuschte die ihn überrumpelt und im Eade zu haben wählten, und vereinigte seine gestreuten Trup-pen in Eilmärschen vor Würzburg, wo bereits Berna-dotte's Heerhaufen aus Hanover naheten. Bald zeigte sich der Unterschied von einem Feinde, der in 17 Tagen mit 120,000 Mann von den England gegenüberliegenden Meeresküsten an jenen der Donau eingetroffen war. Der Kaiser Franz kam auch persönlich nach München und zu seinem noch ziemlich schwachen Heere, stellte den tapfern, aber unerfahrenen Erzherzog Ferdinand an dessen Spitze, während Mads die eigentlichen Vollmachten in Händen behielt, und kehrte schleunigst nach Larenburg zurück. Wenige Tage nach Napoleon's Ankunft bei der Armee war Preußen durch den gewaltsamen Durchmarsch durch Ansbach insultirt, ohne sich selbst jetzt zu entscheiden, war Mar Joseph in sein München zurückgeführt, die Österrei-cher von der Isar an den Inn geworfen, ihr Hauptheer zu einer Reihe der in Österreichs Kriegsgeschichte uner-bödt schmachvollen Capitulationen gezwungen, Napoleon schon am 15. Nov. in Wien und durch eine faum erklärbare Mischung von Dummheit und Feigheit ihm auch die Donaubrücken übergeben, was den Russen unter Su-tulow und Bagration, die bei Krems, Hollabrunn und Wiskau Wunder der Tapferkeit gethan, als offenbare Verrätherei erschien, während doch nur Napoleon gleich dem Medusenbaupt Alles verstehnte und die Folgen so langen Geistesbrudes schauerhaft hervortraten. So sehr man bisher über faum glaubliche Zögerung zu klagen hatte, wie denn die Landungen in Raapel und die in Weser und Elbe erst erfolgen, als die Franzosen schon mehre Tage in Wien waren, so wurde die Entscheidungsschlacht der drei Kaiser bei Außerlich an Kain's Grab, we-gen angeblichen Mangels an Substanz, überübt, ohne das nur einen starken Marsch vom Schlachtfelde einge-

troffene Corps von Essen, ohne das schöne Heer Benningen's, ohne den bereits bis nahe gegen Wienerisch-Neuß abgerückten Erzherzog Karl zu erwarten; und an demselben 15. Dec., wo die Spitzen des Preußenheeres bereits dem Würzburgischen und der Berra nahen, und an welchem Haugwitz den Krieg hätte erklären sollen, unterschrieb er in Schönbrunn — Preußens Abfall von dem so oft ersehnten, jetzt durch Mitternäch endlich zu Stande gebrachten, von Alexander am Grabe des großen Friedrich-neubefiegelten potsdamer Vertrag — ein Schutz- und Trutzbündniß Preußens mit Bonaparte, die Abtretung der ältesten Stammländer Bollerns und die unermessliche und gefährliche Erwerbung Hanovers. — Am 4. Dec. jenseit Gzeitsch beim Dörichen Raschewitz und dessen Mühle, unter freiem Himmel auf der Landstraße hatte Kaiser Franz einen Waffenstillstand und den ungehinderten Abzug der, allerdings in einer schlimmen Stellung, von ihrer Subsistenz- und Rückzugslinie weggebrängten Russen erkalten. Am 26. Dec. 1805 unterschrieb der Fürst Johann Eichtenstein und der General Giulay in Pressburg mit Talleyrand den unglücklichen Frieden, der das zwar längst ausgebrannte Aschenhäuflein des deutschen Reiches völlig aus einander blies, Italien und das wichtige Tyrol abtrat, mit Dalmatien Ungarns verwundbare Herse entblüßte, Österreichs Secundogenitur abschüttelte ganz vom Hauptkörper trennend, wie von Lobciana nach Salzburg, so jetzt nach Würzburg geworfen, der Terziogenitur und dem deutschen Orden Entschädigung versprochen und mit dem größten Hohne seiner ersten Erwägung gewürdigt hat.

Die Kunde dieses Friedens brach dem großen Pitt das Herz. — Nun das Friedenssystem des neuen Ministeriums Fox, das freilich in der Ernennung Ludwig's Bonaparte zum König von Holland wenig Anklang findet. Kriegserklärung gegen Preußen wegen der Invasion von Hannover. — Am 14. Febr. rückten die Franzosen in Neapel ein und riefen Joseph Bonaparte als König beider Sicilien aus. Am 11. März bemächtigt ein russisches Geschwader sich der Bocche di Cattaro, was Bonaparte Anlaß wird, über Jahr und Tag Braunau als festen Stützpunkt in Besitz und die öfterreichische Monarchie fortan im Belagerungsstande zu halten, da das große französische Heer unter Wertbier in Baiern und Franken stehen bleibt. — Die Absicht einer solchen Nachthanführung entwarf sich bald, als Bonaparte am 12. Juli 1806 zu Paris sich als Protector des an die Stelle des deutschen Reiches tretenden Rheinbundes (Baiern, Würtemberg, Baden, Kurpfalz, Darmstadt, Elvez und Berg, Nassau, Hohenzollern, Salin, Jfenburg, Eichtenstein und von der Leven), alle übrigen Reichsangehörigen, Fürsten und Grafen, Ritter und Reichsfürsten aber als mediatisirt und als Unterthan der Paciscenten dieser Bundesacte erklärte. — Am 6. Aug. legte in Folge dessen Franz II. die seit 14 Jahren getragene Krone Karl's des Großen nieder, und sagte sich und seine Staaten vom deutschen Reiche aus ewig los. — In Berlin dupirt man sich und Andere mit der Hoffnung einer nordischen Confederation unter Preußens Auspicien, während Napo-

leon den Beitritt der freien Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg brüskte verbietet, und in Dresden und Cassel Verleisungen und Drohungen dagegen aufbietet.

Die in Paris mit England und Rußland geführten Unterhandlungen zerfielen sich. Kaiser Alexander weigert dem Projecte Dubrill's die Ratification. — Preußen wird aus Unwürdigkeit geäfft durch das England gemachte Anerbieten der Rückgabe Hanovers; es sieht sich zum Kriege gezwungen, da auch Rußland Vergroßerungen in Polen aus Unkosten Preußens geboten waren. Es mußte nun im October 1806 unter den allerungünstigsten Umständen thun, ohne Bundesgenossen, zugleich mit England und Frankreich im Kriege, was es im October 1805 nicht gewagt hatte unter den allergünstigsten Umständen im engen Bunde mit Österreich, Großbritannien, Rußland, Schweden und vielen teutschen Fürsten.

Kaiser Franz, von Preußen zur Mitwirkung aufgefordert, erklärte seine Neutralität und stellte in Böhmen ein Beobachtungsheer auf, wozu Bonaparte finstere Gesichter machte, da es ihm doch immer in Planke und Rücken stand. Schon vor der Schlacht sahen die Preußen sich umgangen, umgedreht, ohne Magazine, die Stren der Elbe, den Rücken dem Rheine zulebend, ohne Zusammenhang ihrer überlangen Fronte. Am 14. Oct., dem Unglückstage von Jochims (1758), und fast dem Jahrestage der vorjährigen Einschließung Rad's in Ulm, wurden die beiden getrennten Heere des Königs und Braunschweigs bei Auerstädt, Höhenloß's bei Jena geschlagen; schon Tages darauf verließen die Sachsen das preußische Heer, und jetzt begannen die Capitulationen der Heeresrückmäher und der stärksten Festungen in die Wette. Schon am 21. Oct. erreichten die Spitzen des französischen Vortrabes Potsdam, ernannte Bonaparte den General Hulin, 1805 Gouverneur von Wien, zum Gouverneur Berlins, und hielt am 27. Oct. seinen Einzug in die feindliche Hauptstadt. Am 8. Oct. war beim Übergange der Saale das erste Blut vergossen; am 7. Nov. waren die Reste des großen Preußenheeres diesseit der Weichsel durch Blücher's Capitulation hinter Elbä völlig vernichtet. Blücher streckte mit fast noch 10,000 Mann vor Bernadotte und Soult das Gewehr.

Am 3. Nov. hatten die Franzosen bereits Posen erreicht und die Polen zur Wiedergeburt ihres Vaterlandes aufgefordert. Von Berlin aus erklärte Napoleon England und alle seine Colonien in Mosadezustand, alle Engländer als Kriegsgefangene, alles englische Eigentum als gute Beute. Der unglückliche König Friedrich Wilhelm warf sich ganz in die Arme Rußlands, das aber selbst von den Hoffnungen des Angriffes in die Sorgen der Vertheibigung zurückgelehrt war. England unterstützt Tyrol mit Geld; Österreich aber wagte es doch nicht, die Neutralität zu verlassen und das ihm als Depôt angebotene Schlesien mit seinen Festungen anzunehmen. Doch bot der edle Minister Stadion durch den General Vincent des Kaisers Franz Vermittelung. Sie ward auch von Bonaparte mit Ausfluß Englands angenommen. In Warstein (26. April 1807) wurde das Bündniß zwischen

Rußland, Preußen und England in einer Weise erneuert und Österreich zum Beitritte geladen, als wäre kein Unglück von Ulm, kein Austerlitz und Jena vorgefallen. Das entsehlte Bürgen von Genua inmitten des gräulichen Aufruhrs der Elemente vertheilte der Franzosen Plan auf Königsberg, aber auch jenen der Russen auf Warschau. Sie vermochten nicht den Entschluß der Hauptstellung Danzig, die Bonaparte's Operationslinie völlig sicherte und vortreflich als Meer besetzte. — Am 14. Juni, am Jahrestage von Marengo, gewann Bonaparte die Schlacht bei Friedland und damit Königsberg mit seinen großen Vorräthen. Er war am 19. Juni in Tilsit am Niemen, an der russischen Grenze; am 21., 23. ward die Waffenruhe, am 7., 9. Juli zu Tilsit der Friede geschlossen. — „Nur aus Achtung gegen den Kaiser Alexander habe das Haus Brandenburg-Bollern nicht zu regieren aufgehört, und habe Napoleon nicht auch die Abtretung Schlesiens und die Abiegung des Königtums gefordert!“ — Hieronymus Bonaparte wurde König von Westfalen zwischen Elbe und Rhein, der Kurfürst von Sachsen König und Herzog von Warschau (Preussisch-Polen). — Das Schreckliche war, daß die Räumung der eroberten preussischen Lande, Altpreußen ausgenommen, von der Zahlung unerschwinglicher Contributionen, von der Erfüllung unmöglicher Bedingungen abhängig gemacht wurde. Danzig wurde freie Stadt unter gräulichen Bedingungen; und verschwenderische Dotationen für die französischen Generale waren der fürchterlichste Hohn der, Polen ausgeübten Selbstherrschaft.

Auf dem Niemen kam eine freundschaftliche Annäherung zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon zu Stande, durch die Europa die ernsthaftesten Beforgnisse gegeben wurden. Ganning erhielt gewisse Kunde, Dänemark würde keine Neutralität mehr gestatten, die dänischen Truppen einverleibt werden, die schöne Flotte dergleichen. Hier that unerhörte Eile Noth — und sie fand auch statt. Schon Ende Juli war eine große englische Flotte mit 36,000 Mann Landtruppen unter Wellington im Belt und Sund, die dänische Landwehr auseinandergeprengt, Kopenhagen durch ein größliches Bombardement verheert, die dänische Flotte nach England geführt, die Hauptstadt aber und Seeland nach sechs Wochen wieder geräumt, nach der Verstärkung der Vorräthe und aller Werkzeuge des Seefrieges. Durch ganz Europa erhob sich eräufte, erschrockene oder stumpfsinniges Geschrei über dieses energische Zuwerkommen der Engländer, selbst aus dem Munde derjenigen, die es ganz natürlich fanden, was Frankreich 1798 (1799) in Rom, in der Schweiz, in Turin und Toscana, 1806 in Gassel und nur wenig später in Portugal und Spanien, selbst an seinen langmüthigsten Bundesgenossen verübte.

Eine Aftanz im erodernden Sinne — eine Theilung der alten europäischen Welt zwischen einem Ost- und Westreiche, zwischen Alexander und Napoleon, freilich anders, als zwischen Arkadius und Honorius, das Schreckliche, was der Cultur und den Fortschritte widerfahren konnte, war die Frucht jener geheimen Zwiesprachen in Tilsit und auf den Brettern über dem Niemen. Um Alex-

ander dafür zu kirren, überließ Napoleon ihm Finnland; unftreitig ein großer Staatsfehler; denn des unermesslichen, nach seiner Lage ganz offensiven Rußland einzige verwundbare Herse war dadurch geblit und der schredliche Koloss völlig unangreifbar. — Überall sollten die Bonapartes an die Stelle der Bourbonen treten; diese sollten auch aus Spanien, aus Toscana und Sicilien weichen. Er, der die Integrität der Pforte unaufhörlich als einen der Schlüsselsleine seines Systems posaumt hatte, brachte jetzt eine Theilung der Türkei ungetheilt auf die Bahn gegen Alexander und darauf in Wien. Dort aber wurde die dargebotene betrügerische Vergrößerung standhaft abgewiesen, und bald zeigte sich auch jenseit der Pyrenäen, welche Folgen der Einmarsch französischer Heere aus Italien und Dalmatien nach Südungarn, oder aus dem Warschauischen in Galizien, Nordungarn und Siebenbürgen für Folgen gehabt haben würde.

Bonaparte's unnatürliche Maßregeln, das gesammte europäische Festland dem Verlechte mit England völlig zu verschließen, wurden auch Österreich und Preußen abgetroht. Rußland that bald ein Gleiches und die Geschäftlosigkeit und Verarmung waren bald allgemein. — Die Durchführung dieser Maßregeln und eine, zur Zeit der Schlacht von Jena höchst ungeschickt erlassene Proclamation des Friedensstillen hatte Bonaparte auf seinen Rücken aufmerkfam gemacht, und er wählte einen nicht geringen Theil seiner Heereemacht dahin. Das ganze Haus Braganza wanderte mit Truppen und Schätzen unter Begleitung eines auserlesenen britischen Geschwaders nach Brasilien aus, als der französische Vortrab unter Junot nur noch wenige Stunden von Lissabon entfernt war. — Die schändlichste Unthat wurde jetzt an Spanien verübt, die Fackel der Zwiertacht in das Königsbaus geworfen, allen Standen schonungslos preisgegeben. Französische Heere überschritten die Grenze und bemächtigten sich, die treuen und reinen Absichten ihres Herrn und Meisters zu belästigen, gleich beim ersten Tritt auf die spanische Erde durch die hinterlistigste Ueberfischung der festen Plätze S. Sebastian, Figueras, Pamplona und Barcelona's. Karl IV. wurde zur Abdankung an seinen Sohn Ferdinand VII. bewogen, dieser aber, Bonaparte nach Madrid einzuladen und sich ihm ganz in die Arme zu werfen, treulos überredet, wurde in Bapone gefangen gehalten und zur Abdankung gezwungen. Joseph Bonaparte als König von Spanien eingesezt unter dem Gaudelspiele einer auf französischem Boden zusammengeworfenen Junta. Ganz Europa bebte ob diesem Gräuel, und vor Allem ward der Kaiser Franz und die österreichische Dynastie durch die drohenden Anzeigen gewiß, daß an sie nummehr zuerst die Reihe kommen würde, da sie den Planen des Eroberers zunächst im Wege stand. Von dieser Wahrheit war endlich auch der Erzherzog Karl, der bebarstliche Vertheiliger des Friedens und der möglichsten Unterwerfung unter die Gebote des Unverderblichen, durchdrungen. Die Landesvertheiligung, in der noch das einzige Mittel lag, die tiefste Erniedrigung, die unheilbare Schwächung oder gänzliche Auflösung zu entfernen und Bonaparte's durch den letzten 90tägigen Krieg zur tollsten Zuversicht

geheiligte Hoffnung herabzustimmen, die Befriedelung der unter sich selbst so gebrängten und widerbaarigen Provinzen werde das leichte Spiel einer einzigen Hausschlacht, eines unwiderstehlichen Gewaltmarsches auf Wien und rascher Detaschirungen sein. Am 12. Mai und 9. Juni 1808 erschienen die Patente über Errichtung der Reserv- und Landwehren, rein defensiv und daher um so mehr nationale Maßregeln. In einer bedenklichen Lage des russisch-französischen Krieges (April 1807) hatte der Kaiser Franz seine Gemahlin Theresia im Wochenbette verloren, die ihm 13 Kinder geboren und die Ahnfrau des heutigen Kaiserhauses ist. Er vermählte sich wieder (den 29. December 1807) mit seiner Ruhme, der schönen und geistreichen Erzherzogin Ludovika, Tochter Erzherzogs Ferdinand und der Erbin von Modena'sche, Beatrice. Bei dieser feierlichen Gelegenheit, und nicht minder bei den zur Ehre und Integrität der Monarchie geforderten Opfern sprach sich die Anhänglichkeit der österreichischen Völker an ihr Kaiserhaus auf die ruhmvollste Weise aus. Das Österreich mit hohem Rechte das „unerschöpfliche“ heisse, bewährte sich jetzt, als die Popularität des Erzherzogs Karl und die richtigen Maßnahmen der Organisations seines Militärdepartements, Graf Grönne, Wimpffen, Generalquartiermeister Koper, wie auf einen Zauberschlag, einschließlich der Reserv- und Landwehr, der Grenz- und der ungarischen Insurrection, eine Vertheidigungsmacht von 725,000 Mann, 60,000 Pferden, davon zur Offensive über den Grenzen 396,000 Mann, 36,000 Pferde bestellte. Doch an Zahl blieb Napoleon immer der Weisheitsende. Die Regierung gab diesmal Jedem zum nervigen Arm auch eine Seele. Sie erhob diesen Krieg zu einem wahrhaften Meinungs- und Glaubenskriege. Die vielen Homerischen Persönlichkeiten von Äpern, von Bagram, von Anam, der Trolerkrieg, die Landwehren haben es bewiesen. — Dies Mal war sogar von — Völkern die Rede. Ganz Österreich gleich einem einzigen großen Heerlager, voll heiliger Euth, voll wahrhaft vaterländischen Selbstgefühls und nirgend die leiseste unheimliche Störung, nirgend die geringste Verletzung der bürgerlichen Ordnung. Heutzutage noch stammt es in allen österreichischen Gemüthern: — ohne das Jahr 1809 wäre kein Jahr 1813 gefolgt, die Unterjochung der pyrenäischen Halbinsel, von welcher nur Gatz und Lissabon unbewungen waren, wäre vollendet worden, und wer weiß, welch eiserne Joch noch auf dem Nacken der Völker lastete!

Ungeheuren Aufschwung der Gemüther gab es, daß ganz Spanien sich wie ein Mann erhob, daß nach der Schlacht von Vimeira Junot, der Herzog von Abrantes, mit seinem Heere sich ergab, daß die russische Flotte, wie die dänische, in die britischen Häfen geführt wurde, daß die Bonaparte'schen Adler zu Trophäen wurden. Wol auf Alexander's und Napoleon's Zusammenkunft in Erfurt (October 1808) folgten die Gemüther neuerdings einer durch die Ereignisse nur allzu sehr beförderten Auflosung; aber in dem Maße, als der Kampf mit dem spanischen Armeen zu Ende war, entglühte der Vertheidigungskrieg mit dem spanischen Volke. Bonaparte be-

ging den ungeheuren Fehler, daß er sich nicht der Haupt- und Kriegserbe Gatz und Lissabon bemächtigte, der Wundung der zwei, fast in Mitte der Halbinsel entspringenden Ströme. — Jetzt (wahrscheinlich Bonaparte) sei es die Sache eines französischen Lieutenants, die Unterjochung der Halbinsel zu vollenden. Vor den Thoren von Madrid erließ Napoleon die Auktorisation gegen den „nommte Stein“ und seinen Tugendbund. Stein fand eine Zuflucht in Österreich. „Wache Österreich seine Rüstungen nicht durch Maßregeln von ganz entgegengelegener Art rückgängig, so sei der Kriegsausbruch unvermeidlich. Er habe es nur auf die dringende Verwendung des Kaisers Alexander bisher noch geschont.“ — Die österreichische Hauptmacht concentrirte sich in Böhmen, um überall auf der kürzesten Linie gegen die Hauptmacht Napoleon's von der Elbe, zwischen ihr und dem Thüringermale und zwischen dem Obermain und der Donau nehmen zu können. Nur zwei Corps blieben unter Hiller gegen Bayern. Zwei Armee-corps bei Wlisch und Kaibach, unter dem Erzherzoge Johann, sollten das gar sehr in Rechnung gebrachte Tyrol in Flammen setzen, an die Etich vordringen — der Erzherzog Ferdinand mit einem ausserlesenen Armee-corps Barichau besetzen und jede Besorgnis von Seite der Polen aus dem Wege räumen. Dieser Theil der großen Aufgabe wurde jedoch sehr verwickelt durch die Zusammenziehung eines russischen Heeres in Dubno, und die offene Erklärung, das Petersburger Cabinet sei für Krieg und Frieden innigst mit Frankreich verbunden. Der Kaiser Franz begab sich zu seinem Hauptquartier nach Scharding. Am 9. April 1809 erging die Kriegserklärung an die feindlichen Vorpösten. — Dem Feinde die transverale Hauptverbindung zwischen Teutschland und Italien abzuschneiden, rückte Gasteiler aus dem kärnthnerischen ins tirolische Drautal. — Wachreuer, Signalschiffe gaben allermwärts augenblicklichem, allgemeinem Aufstande das Zeichen. Dem Brandsaden hielt der Tyroler, Hormayr, in seiner Hand, damals in Österreichs Ministerium des Äußern zu Wien. — Bald traten auch Joseph Speckbacher, und der, nachmals durch seinen Dienerpost so berühmte Andreas Hofner, Sandwirth in Passau, hervor. Schon am 13. April Morgens war das ganz nördliche und mittlere Tyrol bis unter die Mauern von Trient erobert, 8000 Mann mit Altem und Fahnen, Geschütz und Gepäck, Gefangene der Tyroler, ohne einen Österreichischen auch nur zu sehen. — Geheimniß, Einheit, Blütheschrei ließ gleich damals eine Reprisse von Mitribat's Römermorde, von der sicilischen Besper, von der noch ganz frischen Entführung der Spanier aus Kün zu Roma erbliden.

Der Erzherzog Johann täuhte den Kaiserkönig Eugen vollkommen über den eigentlichen Punkt seines Ausbruchs, schlug ihn nach mehreren glücklichen Gefechten bei Sacile, und sah schon die Thürme Verona's, als das große Unglück von Landshut und Regensburg zum Rückzug ins Herz des Reichs nöthigte.

Zum Könige Kar Joseph sagte Bonaparte zu Dillingen, der Angriff sei ihm ungelungen und übermächtig, seine Macht sei noch nicht beissamen. Für den Augu-

blid müßten schon die Teutschen das Beste thun; er werde wol an den Rhein oder über den Rhein zurück müssen, aber wie der Blick wieder zurück sein und die undankbare Dossfahrt Österreichs züchtigen. Während sagte er zu Berthier, ihn an den Ohren reißend: „Wärest Du nicht mein alter Freund, ich müßte Dich für einen Verräther halten; denn Deine Aufstellung ist so, daß meine Truppen weit mehr zur Disposition des Erzherzogs Karl sind, als zu der meinen.“

Ein Sieg über die noch getheilte und zerstreute Heinde macht: mußte von ungeheuern Folgen sein; aber die Österreicher waren (wie es Stutterheim selbst gesteht) bis spät in unglaublichen Unwissenheit über die Aufstellung des Feindes, den sie noch hinter dem Lech glaubten. Hätte der Fürst Eichtenstein nicht noch im letzten Augenblicke Regensburg mit seiner stürmenden Brücke gewonnen, so war das Uebel überaus groß. Der linke Flügel wurde bald vom Centrum abgeschnitten, von Landshut an den Inn zurückgeworfen, vier Tage darauf auch die Hauptmacht bei Regensburg, über Cham und Waldmünchen nach Böhmen hineingedrängt, der Weg auf Wien Monaparte offen und über des Krieges Hauptwech schon in den ersten 14 Tagen desselben der Stadt gebrochen.

Wen nun an Unglück auf Unglück: — des Erzherzogs Johann allzu langsamer Rückzug verwickelt ihn in lauter nachtheilige Gesefte; Chasteler wurde am 13. Mai bei Börgel gesprengt und ohne das Sengen und Brennen der Bayern und ohne ihre offensbare Unkenntniß der Verhältnisse war Tyrol beruhigt und für Österreich verloren. — Jellachich ließ am 26. Mai bei Sanct Michael sein schönes Armeecorps völlig zerstören, das den in Graz stehenden Erzherzog Johann in Stand gesetzt hätte, wieder die Offensiv zu ergreifen. Steirerich und ganz Dalmatien fiel in Marmont's Hand.

Napoleon's Hauptquartier wurde durch das Blutbad beim Traunübergange von Ebersberg nicht aufgehalten. — Am 13. Mai ergab sich ihm Wien nach kurzer Beschießung. Sein Übermuth kannte keinen Kaiser von Österreich mehr, nur „Prinzen von Kottbrunn,“ hielt alle Parlamente als Gefangene zurück, würdigte des Erzherzogs Karl Antrag zur Auswechslung der Kriegsgefangenen d. d. Neumarkt 29. April gar keiner Antwort, erklärte Chasteler als tyrolischen Räuberanführer in die Acht, rief die Ungarn auf, sich auf dem Felde Wäldes an dem König zu wählen, und erklärte sich zum Kaiser von Rom und Kaiser der Kirche, alles dieses in Franz II. und der großen Theresia Fußschosse zu Schönbrunn. Doch setzte ihm der am 21. und 22. Mai versuchte Donauübergang einen heilsamen Dämpfer auf, wo er bei Aspern und Eblingen durch den Heidenmuth der Österreicher zurückgeschlagen, mit ungeheuren Verluste auf rechte Ufer zurückgeworfen wurde. Mit Steinen beschwerte, brennende Schiffe der Österreicher zerstörten die Lobaubrücke; doch geschah gar kein Angriffsvorstoß auf diesen in der feindseligsten Umordnung, mit Verwundeten, mit Pferden, Geschütz und Gepäd übersetzten, der Munition und der Nahrung entbehrenden natürlichen Waffenplatz, noch sonst etwas, von dem glänzenden Sieg, und der ersten,

unleugbaren Niederlage des Soldatenkaisers legend welchen Vortheil zu ziehen: eine Unthätigkeit, die den Feind am meisten verwunderte, und bis zur wagemuthen Riefenschlacht, durch sieben Wochen, anhielt. — Polen wurde indeß von den Österreichern völlig verlassen. Die Ausfälle der letzteren nach Dreßden, Leipzig, Nürnberg hatten ebenso wenig Folge, als die fähigen Buge einiger nutzlosen untergegangenen, oder nur durch die Flucht getriebenen Helden, wie Schill, Drenberg, Kart, Emmerich. Am 5. und 6. Juli geschahen die beiden Riefenschlachten von Wagram, in denen drei österreichische Armeecorps, Reuß, Kolowrat und die Grenadiere, gar nicht ins Feuer gekommen und dennoch auf das späte Eintreffen des weit schwächeren Erzherzogs Johann alle Schuld geschoben wurde. Mit beispielloser Standhaftigkeit setzten die Österreicher ihren Rückzug bis Znau fort, schlugen dort die feindlichen Angriffe ab, der Waffenstillstand wurde von Wimpffen mit Berthier abgeschlossen, und man hoffte in längstens 14 Tagen den Abschluß der Friedensunterhandlungen, in Altzburg zwischen Champagne und dem Grafen Metternich. — Tyrol blieb die einzige glänzende gelungene Episode des ganzen Krieges. Von den Österreichern verlassen, beschloßen die Tyroler verzweifelte Gegenwehr aus alleiniger Kraft, jagten den gefürchteten Ruß bis an die Thore Willach's und Klagenfurt, den Marschall Herzog von Danzig, nach einer Reihe der heftigsten Gefechte, über Innsbruck nach Salzburg zum Lande hinaus, schlugen und hielten sich frei bis einen Monat nach geschlossenem Frieden, indem sie, trotz der eifrigenstigen Verleumdungen des Kaisers Franz, sich, wie in der gnappsten Waffenruhe, aufgeworfen und des Feindes schrankenloser Raube hingeworfen sahen.

Das englische Heer, das im Mai oder Juni, wie verheißten war, in Elbe und Weser landen sollte, und damals ganz Norddeutschland erobert und Preußen entscheiden hätte, ging ruhmlos unter in Biesingens Pestumpfen, und erreichte nicht einmal den Zweck der Zerflöhrung der antwortenden Schiffswerften, wie jener von Kopenhagen.

Die altenburgischen Friedensunterhandlungen, nach Wien und Schönbrunn verlegt, und trotz des des Kaisers trefflichen Generaladjutanten, Grafen Rudna, dem seit dem Abtreten des Erzherzogs Karl mit dem Oberbefehle beauftragte Fürst Johann Eichtenstein beigerordnet ward, dennoch nicht vorrücken, zeigten wol, wie es Monaparte hauptsächlich darum zu thun war, den Kriegszustand bis tief in den Herbst zu verlängern, wo das Kriegsführen bei dem Ueberhandnehmen der klimatischen Krankheiten und jede Bewegung mit Geschütz und Gepäd in den grundlosen Wegen zur Unmöglichkeit wird. Er sprach öfters davon, die abzuwandernden Kronen Ungarn und Böhmen, diese dem Erzherzog Karl, jene dem Erzherzog Joseph Palatinus zu geben. Dann verfolgte er den Entwurf: die österreichische Monarchie ungetrennt beisammen zu lassen, wenn der Kaiser Franz zu Gunsten des nächstältesten Bruders, Großherzogs Ferdinand von Würzburg, abdiciren wolle! Schon damals sprach Champagne zum Fürsten Eichtenstein: „Wieviele führte eine Heirath doch

nach die Möglichkeit herbei, Alles ins Geleise zu bringen!" — Dieser Entwurf wurde jedoch ganz ignoriert; man glaubte, wegen des anfänglichen unüberwindlichen Abstoßes der Kaiserin Kubovita. — Die französischen Generale sprachen übrigens in Wien offen und unumwunden von der Nothwendigkeit einer Scheidung Bonaparte's von Josephinen und eines männlichen Erben statt der alt-römischen Adoption Eugen's. Kaiser Franz verlor in diesem Frieden ganz Westgalizien mit Krakau. Rußland ließ sich, wie 1807 in Tilist von Preußen, auch von Österreich ein Stück Polen abtreten. — Krain, Westkärnten, Trien, Triest, Görz, das ungarische Litorale, Kroatien, bis an die Sau vereinigte Bonaparte zur Provinz Illyrien; — nach Umständen ein später Pstall im Fleische für das österreichische Ungarn, aber auch für den russischen Gracismus.

Das alte, schöne Nationalerzogthum Baiern wurde fast wiederhergestellt durch das 1779 abgerissene Innviertel, Salzberg und Berchtesgaden, und durch ein namhaftes altbairisches Stück des Landes ob der Enns. Daß Bonaparte neben andern, in diesem Frieden begangenen Fehlern seinen Vorlag wieder aufgab, Baiern das ganze Land ob der Enns zurückzugeben, Enns aber zu einer Hauptfestung und einem Waffenplatz des großen Reichs und mit Mautbauken und der Insel Spielberg zu einem furchtbaren Brückenkopfe zu machen, war mehr als Kehl, Mainz und Wesel, war mit eine Hauptursache seines Falles: denn wie hätte, wenn dieses unglücklich geschah, Österreich nach den Schlächten von Lützen und Bauten gegen ihn sich erklären können?

Mit Ende Novembers räumten die französischen Heerhaufen Wien und Ende Januars 1810 ganz Österreich. Am 7. Febr. wurde zu Paris das Eheverlöbniß zwischen Napoleon und der Erzherzogin Marie Louise, ältesten Tochter des Kaisers Franz, unterzeichnet, und Werthier als Großgesandter nach Wien dazu abgeordnet. Am 11. März geschah die Vermählung, bei welcher der Erzherzog Karl Bonaparte's Stelle vertrat, und schon am 11. Nov. 1810 verkündigte Napoleon zuversichtlich die nahe Geburt des Königs von Rom, die im März 1811 wirklich erfolgte und die phantastischen Wünsche des außerordentlichen Mannes im Voraus zu rechtfertigen schien, mit denen insofern Kaiser Franz sich nie zu assimiliren, nie zu verfühlen vermochte und an seinem Sturze weit entscheideneren Antheil nahm, als der schwer mißhandelte Friedrich Wilhelm und der betrogene Alexander. Doch schon im ersten Jahre der Vermählung seiner Tochter Louise erlebte Kaiser Franz die Einverleibung Hollands, „das obnein nur eine Anschwellung des Meeres an ursprünglichen französischen Boden sei," die Einverleibung von Waail, der großen Simplicomunication und der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, wodurch das mittlere und südliche Deutschland von der Nordsee und von Dänemark abgetrennt, die Elbe überschritten war, und eine andere Linie, jene der vertragswidrig noch immer nicht geduldeten Ueberschneidungen bejeit wurde. — Rußlands Schuld, obgleich in einen doppelten Krieg mit

Persien und mit der Pforte verwickelt, war gegen den übermüthigen Bundesgenossen aufgeloßt und ermüdet durch den Verfall seines Handels, Papiergeldes und seiner Schifffahrt, durch die Verjagung des Herzogs von Edinburgh, die Einverleibung der Hansestädte, den Ueberfall Schwedisch-Pommerns, die tödlich übermüthigere Verhandlung Preußens. — Durch hinterlistige Friedensanträge an das Cabinet von S. James hoffte Napoleon, daß Rußland im Sommer 1812, ebenso jedes Weisland des entböhrt, ja noch mit England im Kriege, den Kampfplatz wider ihn ebenso würde betreten müssen, wie Preußen im Herbst 1806. Aber Lord Galkieragb durchschaute und verworf im gleichen Augenblicke das jämmerliche Trugbild. — Seit dem Jahre 1810 hatte die Politik der Höfe von Wien und Berlin soviel möglich den gleichen Gang genommen. Vergebens hielt Bonaparte dem Wiener Hofe Schlessen als Lockspeise hin. Beide Mächte unterhandelten zuerst auf Neutralität, dann auf ein Hülfscorps in beschränkter Zahl; aber Österreich, in einer weit glücklicheren Lage als Preußen, behauptete in seinem Vertrage möglichst die wichtigen Formen der Gleichheit, während der preussische nicht wol anders lauten konnte, als wie eine Capitulation mit der Uebermacht. Vom 16—20. Mai 1812 in Dresden waren die letzten Tage der Bonaparte'schen Allmacht und Herrlichkeit. Kaiser Franz mit seiner Gemahlin, Preußens tiefgebeugter König, die letzten Huldigungen des Rheinbundes, empfingen ihn dort. — Seit der Römerwelt war ein solches Heer nimmermehr angefallen worden, als jetzt (23. Juni 1812), über den Rheinen, auf die russische Erde vordrang: 400,000 Mann zu Fuß, 70,000 zu Pferde und 1700 Kanonen. Das Vordringen dieses herrlichen Heeres geschah unter bedeutlichen Vorzeichen, da die Russen tief ins Innere gingen, die Einwohner mit allen Subsidienmitteln diesem Rückzuge folgten, oder in die unermesslichen Wälder verborgen, von dort aus einen, dem spanischen sehr ähnlichen, kleinen Krieg führten, geschürt durch die Ueblichkeiten des Wetters, des moralischen und culturlosen Bodens, der undurchdringlichen Wälder, der allmählig heranabenden rauhen Jahreszeit. — Man fragt sich nur mit Entsetzen: wie, wenn Napoleon die Leichtigkeit des anfänglichen Erfolges nicht über das vorgesezte Ziel hinausgerissen, wenn er sich mit der Hauptmacht in Smolensk, mit den Flügeln in Miga, Dinaburg und Kiew festgesetzt, seine Stellung durch Vortruppen und enge Winterquartiere gesichert, im Rücken Polens neue Befestigung und alle seine übrigen unermesslichen Hülfsmittel mit befohlenem Nachdruck entwickelt hätte? — Vielleicht war es dann auf eine Reihe von Jahren, um die Freiheit des alternden Europa gekostet! Doch ein verführerisches Trugbild ist ihn fort in den Kreml der Zaren. Nach dem unerhörten Würgen von Borodino, das 50,000 Tödtet und Verwundete sah, unter erlitten 20 französischen Generale und 1700 russische Officiere, geriet Napoleon in den unerhörten Brand von Moskau (15. Sept.), dem er selbst mit genauer Noth aus dem Kreml nach dem Ufischlosse Ptrowsk entran. Adlig und kühnlich erwartete Bonaparte Bevollmächtigte Alexander's

zum Abschluß eines Waffenstillstandes und Friedens, die nicht kamen und ihn bis 22. Oct. in dem Schutthaufen von Moskau festhielten, die Bärthier aufwieß: „Wir sind verloren! Die Arme hat keinen Rückzug mehr!“ — Wirklich erging in dieser Schmerzwüste Gottesgericht! — Gegen 300,000 Leichname und über 130,000 Pferde wurden von den russischen Bauern verbrannt, 50 Generale und 120,000 Mann, das meiste Geschütz und Gepäck und aller Haub und Städte und Kirchen, vorzüglich aus Moskau, waren in den Händen der Russen, Warschau dergleichen. Karl Schwarzenberg zog immer mehr gegen Österreich Gebiet. Eugen floh von Berlin nach Magdeburg, Davoust gleichfalls an die Elbe, nach Dresden. — Wie in Ägypten hatte Bonaparte sein Heer in der schrecklichsten Bedrängniß verlassen und war nach Paris gerollt. Die Preußen hatte General Pfort durch einen Vertrag mit den ihn umzingelnden Russen gewonnen. In der Nation lobte der berrliche Geist. — „Le nomme Stein, voulant exciter des troubles en Allemagne,“ war im Rathe Alexander's; Scharnhorst und Gneisenau kehrten aus England wieder. — Hardenberg und Kulowow schlossen in Kalisch den heiligen Bund (16. Febr. 1813). Friedrich Wilhelm, ein Gefangener in Potsdam, umarmte den Kaiser Alexander 28. Febr. in Breslau, und erhob am 10. März, nachdem Kepnin am 5. in Berlin eingezogen, das bisser den Kaden seines Königs jersichende eiserne Kreuz zum Siegeszeichen an der Brust. Das war natürlich, daß bei dem bisserigen leidigen Zwing und Bann die unerbüßlichen Wünsche der Wölfer dem regelmäßigen Gange der Regierungen voranreilten, in Österreich aber noch vielfache Mißbilligung fanden¹⁾, dessen Streikräfte keineswegs gegen den furchtbaren Feind gesammelt waren, und hierzu wol noch ein Vierteljahr brauchten, inessen Österreichs Stellung in Wödmern in Napoleon's Rücken und rechter Flanke ihm die Entscheidung in die Hände legte, statt der Rolle einer untergeordneten Hülfsmacht. — Im russisch-preussischen Hauptquartiere war noch im Juni Zweifel über Österreichs

Gefinnung, das unterdessen doch immer tiefer eingegangen war. In des Kaisers Franz nächster Nähe erhoben sich Stimmen für unvandelbare Neutralität, ja für bedingten Beistand, die fragten, ob denn seit 1809 ein anderer Herr, andere Werkzeuge und Mittel gewachsen wären; ob man denn wirklich hoffe, den Abgott des siegenwobanten Heeres und des ehrgeizigsten Volkes zu stürzen? Wä- ren dei Lügen und Wägen wirkliche Derouten vorzuziehen und nicht unentschiedene, abgebrochene Schlachten, Denkmale des russisch-preussischen Heldennuthes, wie hätte man denjenigen vergöttert, der Österreich von allen trügerischen Hoffnungen und falschem Ehrgeize zurückgehal- ten und es in den Armen des kaiserlichen Schwieger- sohnes erhielt, welcher feierlich gedob: „Österreich eine solche Entschädigung und Vergrößerung zu gewähren, daß sie ein Denkmale seiner Gefinnungen für selbes auf immer sein solle.“ — Sehr zu slatten kam, daß jene Mißgunst von Uebermuth und Zoghaftigkeit seit dem russischen Gottesgericht in Napoleon immer sichtbar wurde, und jeder Tag des Rückzuges den Köhlerglauben an seine Unüberwindlichkeit und Geistesüberlegenheit minderte, er sich auch über Österreichs Gefinnung noch während des Waffenstill- standes — in Dresden — ganz ungläublich durch Me- ternich überlieferten und täuschen ließ!

Die Schlachten von Lützen (2. Mai) und die von Bautzen (21. und 22. Mai), am Jahreslage von Aspern, zeigten Bonaparte, daß er mit ganz andern Feinden zu ringen habe. Sein erschütterter Geist gewährte wahrhaft unbegreiflich dem schon über die Dör zurückziehenden Feind einen Waffenstillstand, der Österreichs schnellere Entscheidung ermöglichte, wie die Verstärkung der russisch-preussischen Streikkräfte. Ein Friedenskongreß sollte in Prag zusammentreten und dieser Waffenstillstand (4. Juni), der bis zum 10. Aug. dauern sollte, wurde zum ersten Male ohne Opfer von festen Plätzen und Stellungen abgeschlossen. Am 21. Juni war durch Wellington's großen Sieg bei Victoria, dem bald die dreitägige Vörmernschlacht folgte, ganz Spanien befreit. Anfangs Juni hatte der Kaiser Franz Wien verlassen und sich in die Nähe des Kriegsschauplatzes nach Gitschin begeben, wo gar bald die Zusammenkunft mit Alexander und Friedrich Wilhelm begann und die Verabredung des gemeinsamen Operationsplanes zu Trachenberg.

Was in dem ganzen Kriege, was seit 20 Jahren nie der Fall gewesen war, trat jetzt zum ersten Male ein. Die Verbündeten waren den Franzosen an Zahl überlegen. Es that aber auch Noth; denn sie umfanden im weiten Umkreise Napoleon, der gegen sie überall auf der kürzeren Linie mit den nämlichen Streikkräften die blutige Entscheidung geben konnte. Karl Schwarzenberg ward die Ehre, des verbündeten Heeres Oberfeldherr zu werden; den Einzug in Berlin hatte er auf den 23. Aug. festgesetzt. Minister Bacher war zum Intendanten ernannt. Er war mit aller Kraft auf Blücher nach Schlesien gegangen, der aber zu raschem Angriff übergehend, an der Kothach und an der wüthenden Reize den herrlichen Sieg erhielt, und MacDonald nöthigte, seinem Kaiser zu schreiben: „Sire, Ihre Armee vom Boder existirt nicht mehr!“

1) Nach dem Umschwunge von Breslau wurde ja versichert, „de toutes les chances les plus funestes et les plus opposés aux sentimens personnels du Sa Majesté l'Empereur d'Autriche, sont celles, qui tendent à dissoudre les liens sacrés entre les souverains et les peuples et placent, ainsi que la France en offre en ce moment l'exemple, le souverain à côté de son peuple.“ — Über die Embung des Heeren Station in russisch-preussische Heerlager schrieb Kaiser Franz an Napoleon: „Pul cru devoir attendre, pour effectuer cet envol, le moment, que depuis long-temps j'ai prévu, oü on une première affaire aurait anéanti bien des passions et dissipé beaucoup de chimères.“ — Die Hauptfrage sei: d'étouffer le ferment jacobin, qui se developpait journellement devant, wie in Preußen, je plémlich in ganz Teutsch- land. Frankreich würde infähig geboten: „do ne pas faire connaître les bases très généreuses, proposées par l'Empereur Napoleon, — tant ce qu'en demande à la France, c'est, de faire les plus grandes préparatives pour une nouvelle campagne.“ — Sachsen und sein schwacher König wurden das Opfer der im Februar (März) 1813 vorgeschlagenen österreichisch-sächsischen Neutralität und amnestischen Vermittelung, zu deren Wägen zuerst Graf Senft-Pilsach, Nietenmann und Langroux seien und in den Dienst der Verbündeten schickten mußten.

Sowie bei aller Treulichkeit der Gesinnung und Anstrengung doch in den Österreichern von 1813 (1814) keineswegs nicht der Geist von 1809 wehte, waren auch die glänzendsten Waffenthaten dieses Krieges den Preußen und namentlich ihrer Armee von Schicksalen vorbehalten. Der Angriff der Allirten auf Dresden mißlang mit einem Verluste von 20,000 Mann; und hätte Napoleon nicht, im Wahne vergiftet zu sein, in einem elenden Baldwirthshause der Pirnaerstraße, Jedermann den Zutritt verwehrend, im bestigsten Schweige gelegen, und wäre Bandamme, der auch den pirnaer Rückzug sperren sollte, nicht ohne Befehl geblieben, das Unheil würde unberechenbar gewesen sein. Aber statt der gehofften Hilfe Saint Cyr's erschienen dem auf den Höhen von Kulm durch Schwarzenberg angegriffenen Bandamme im Rücken die Preußen unter Kieß, der von diesem Tage von Vossendorf hieß. Der Tag von Kulm war entscheidend für den ganzen Fortgang des Krieges. — Die grobe Scharte auszuweichen, sollte Ney Berlin erobern, verlor aber die Hauptschlacht bei Dennewitz den 8. Sept. An der Nordseefüste schloß Wallmoden mit Muth und Bluth gegen Davoust; Czernitschew jagte den König Hieronymus aus Cassel, Letzterem übertrugte mit einem auserlesenen Reiterhaufen Bremen. Durch eine Unzahl kühner Streifparteien blieb Napoleon zuletzt nur eine einzige schmale Verbindungsstraße zwischen Leipzig, Erfurt, Mainz und Paris. — Das französische Heer, über 180,000 Mann stark, umgab Leipzig in einem Halbkreise von anderthalb Stunden. — Nach am 16. Oct. ließ Napoleon für sich die Siegesglocken läuten. Unbegreiflich war Bernadotte's, des Kronprinzen von Schweden, zweideutiges Jögern. Es ist kein Zweifel, daß viel edles Blut, zumal preussisches, unnöthig vergossen worden ist. Die große Schlacht erschauten die drei Monarchen auf ihrem Hügel, und schrieben mit Recht nicht sich, sondern dem Herrn der Heerschaaren die Ehre des Tages in Demuth zu, der den Franzosen über 300 Kanonen, über 1000 Munitionskarren und 4000 Wagen, 13 Generale, 15,000 Combattants, gegen 25,000 Kranke und mehr als 20,000 Verwundete kostete. Bairische, badische und bessische Truppen traten in der Stadt über, die es nämlich auf dem Schlachtfelde noch nicht gekannt hatten. Der König von Sachsen mit seiner Familie hatte sich in der Stadt am Marktplatz von Napoleon in trübender Stimmung verabschiedet, wurde gefangen und nach Berlin abgeführt. Die Verfolgung des Sieges war unstreitig nicht die glänzendste Seite desselben, die Preußen allein ausgenommen. Mittlerweile und noch ehe die eisernen Wärfel bei Leipzig gefallen, war Baiern dem großen Bunde beigetreten, und Prede mit seinem und mit dem ihm bisher gegenübergestandenen österreichischen Heere auf Würzburg gezogen, der Franzosen Rückzug möglichst zu erschweren. Prede's Auffstellung bei Hanau stalt in den Engen von Schlüchtern wurde allgemein getadelt, denn unnütz wurden viele Menschen gegen die Uebermacht geopfert. Am 2. Nov. sah ihn Napoleon zum letzten Male, den schönen, nun wieder deutschen Rhein, — Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm fanden sich in Frankfurt, der alten Wahl- und Grenzstadt deutscher Kaiser, zusam-

men. Nach einander fielen die stärksten Festungen: in Dresden allein starben mehr als 30,000 Mann mit einem halben Hundert von Generalen das Gewehr. Der Rheinbund war aufgelöst; allzu milde wurde den, zum Theil noch in Napoleon's Reihen streitenden, Fürsten vergönnt, dem großen Bunde beizutreten. Die Centralverwaltung des Ministers von Stein lenkte das Vertheilungswesen des befreiten Teutschland. — In Holland erscholl die Losung: „Dranien hoch! Dranien für immer!“ — Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, der sich noch vor Leipzig zu erster Theilnahme hatte zwingen lassen, lehrte jetzt um gegen Dänemark, um den Preis seiner Verbindung mit Rußland und Großbritannien, Norwegen zu erobern. Dieses sicherte ihm auch der am 14. Jan. 1814 zu Kiel geschlossene Friede, am Ende aber doch nur nach einigem Unabhängigkeits- und Constitutionsspiel. Kaiser Franz hatte sein altes, treues Weichguth begrüßt, wo ihn die rührende Aufnahme empfing, obgleich sehr verringert durch besagenswerthe Rücksichten gegen die Rheinbundsfürsten, welche die Hoffnung auf ein starkes, großes Teutschland trübselig niederstülzten. Doch hatte Schwarzenberg's linker Flügel die Schweiz durch. Der Weg in den Rücken des noch immer am Rind und an der Tisch stehenden Biedblich über die großen Alpenpässe, die Pfade in Frankreich's Inneres, waren offen. Die Alpen und der Jura waren seine Kernmauer mehr. Nur Schade, daß im Hauptlager der Verbündeten selbst große Spaltung, und vorzüglich wegen Polen und Sachsen, Mißtrauen war, daß Schwarzenberg sich einem ausbreitenden und retrograden Systeme zuzuneigen schien, während immer vorwärts drang, manche Unfälle auf sich zog, in denen der preussische Heldemuth am glänzendsten strahlte, in dessen der Uebermuth Bonaparte's die Unterhandlungen in Eustilion wieder adbrechen wollte, prahlend: — „mit Gefangenen unterhandle ich nicht. Ich stehe ja jetzt wieder näher der Elbe, als bei Paris.“ Er meinte, im Rücken der Verbündeten, sie vom Rhein abzuschneiden, in dessen vordere ihn mit seinem kleinen vermögenden Heerhaufen ziehen lassen, aber mit aller Macht auf Paris zu rücken, das früh Vorgesens von allen Höhen ringum den Kanonendonner vernahm, und von Marmont und Mortier der Gnade der Sieger empföhlen wurde. Friedrich Wilhelm und Alexander hielten am 31. März mit Schwarzenberg ihren Triumphzug. — Kaiser Franz hatte sich nach Dijon zu seiner Subarmee, zu den Eroberern Lyons, begeben, und war nicht anwesend bei der Verkündung seiner Bundesgenossen, „se würden weder mit dem Kaiser Napoleon, noch mit irgend einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln,“ worauf am folgenden Tage der Senat des Kaisers Abkündigung aussprach.

Es war ein Ministerreich, daß die von beiden Kaisern abgeordneten Machthabern die Kaiserin Maria Louise dahin brachten, mit ihrem Sohnlein, dem Könige von Rom, als Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, nach Österreich zu ihrem Vater zurückzutreten, während Napoleon als Souverain der eisernen Insel Elba und Titularkaiser in höchst gefährlicher Nähe an Italien und

Griechenland, Frankreich, Spanien und Nordafrika in Porto Ferrajo residierte, in beständiger, genauem Verhältnisse mit seinen alten Kriegsgenossen und mit den Feinden der Bourbonen. In Paris war am 30. Mai der Friede geschlossen und die definitiven Friedensabmachungen auf einen, Anfangs October in Wien zu bildenden Congress versprochen, und am 9. Juni 1815 in 121 Artikeln zu Stande gebracht. — Am 16. Juni 1814, noch mehr als eines Jahres Abwesenheit, sah der Kaiser Franz im jubelnden Einzuge mit Schwarzenberg sein getreues Wien wieder. — Prunkvoller war dieser Einzug, aber großartiger und herrlicher jene beiden vom 23. Jan. 1806 und 26. Nov. 1809, nach den großen Unfällen von Ulm, Austerlitz, Regensburg und Wagram; ein Denkmal der edelsten Liebe und Treue, das selbst die noch zurückgebliebenen, siegtunten Feinde aufs Innigste bewege.

Napoleon's Ehe mit der Kaiserstochter Luiseville war weder vom Papste, noch von den Bourbonen anders, als wie ein Concubinat betrachtet worden. Jetzt wurde ihr einer der schönsten, geistreichsten und edelsten Generale des kaiserlichen Heeres, der Graf Adam Albert von Neipperg, als Begleiter zugeordnet, aus welcher Verbindung die Grafen von Montenuovo entsprangen. Spätere Entfaltungsbemühungen des Königs von Rom mißlangen, und Maria Louise zeigte überhaupt geringe Sympathien für Napoleon, während seiner ziemlich hilfbedürftigen Gefangenschaft auf dem Basilisken S. Helena in der großen Wasserwüste. Das Hauptinstrument des wiener Congresses vom 9. Juni 1815 zählte 121 Artikel; XVII besondere Erklärungen und Verträge dienten als Beilagen. Für Österreich unterzeichneten der Fürst Clemens Metternich und der Freiherr von Wessenberg. Preußen blieb das Gebiet von Posen und Danzig; Krakau mit Ogalizien, die Salinen von Wieliczka. Das übrige Polen fiel an Rußland mit einer Constitution. Preußen erhielt zwei Fünftel der Volksmenge von Sachsen, und bekam von seinen im stillen Frieden abgetretenen Provinzen wieder zurück: Posen, Danzig, Götbus, die Altmark, all seinen alten Besitz zwischen Elbe, Weiser und Rhein, Magdeburg, Halberstadt, Paderborn und Münster, Erfurt, das Eichsfeld, die goldene Aue. Die Festungen Wittenberg und Zörgau anderten, in Verbindung mit Magdeburg, die bisher äußerst ausgesetzte Lage Berlins sehr zu dessen Vorteil. Dagegen schied die Abtretung Ostpreußen Preußen völlig von der Nordsee und von Holland ab, von der Elbe aber die noch kurzlichere Abtretung Lauenburgs; — Uebelfände, auf das ganze mittlere und südliche Teutland drückend, die erst der Zollverein in ihrer ganzen Schwere und Last zog.

Kaiser Franz erhielt von Italien Ales wieder, was er durch die Friedensschlüsse von Campo Formio 1797, Luneville 1801, Presburg 1805, durch den Additionalvertrag von Fontainebleau 1807 und durch den Wienerfrieden 1809 abgetreten hatte; außerdem noch die übrigen Staaten der ehemaligen Republik Venedig zwischen dem Po und dem adriatischen Meere, Brescia und Bergamo, dann die 1797 von Bonaparte widerrechtlich, aber mit militärischem Adlerblicke von Graubünden abgetrissenen,

Tyrols strategische Wichtigkeit vollendenen, Landschaften Veltlin, Glavenna und Bormio; denn dränge auch ein französisch-sardinisches Heer, wie 1702, 1734, 1743 im spanischen, polnischen und österreichischen Erbfolgekrieg die an die Erde, so drückt ein österreichisches weit im Rücken aus Tyrol nach Mailand hinunter, die Serne von Narango erneuernd.

Der Kaiser Franz hieß von nun an auch König von Tyrrien und des lombardisch-venetianischen Königreichs. — Die Secundo- und Tertioogenitur kamen nach Toscana und Modena zurück.

Außer Sachsen, dessen König in Leipzig gefangen worden, ist kein deutscher Staat schlimmer weggekommen, als Baiern, das im Befreiungskriege 1814 bis 1815 60,000 Mann gestellt hatte. Es verlor seine ganz geographische Figur und Unabhängigkeit, von Einbuß des Reichthums und von Rußland die Eger in Plank und Rieden genommen, und trotz fünfjähriger Protocolle, für die Stipulationen des rieber Vertrages, mit 100,000 Gulden jährlich bis zur territorialen Befriedigung abgepfist. Außerst staatsfug und mit großartigem Wille in die Zukunft wurden, wie bei Carignan, die dynastischen und Ehebündnisse; Ansichten den politischen und jenen des allgemeinen Ruhestandes untergeordnet, und Baiern die vertragssmäßige Continguität und das Recht auf alle Stammländer abzuscheiden, ein neues Herrschergeschlecht von Adalringen eingesetzt — die seit 1797 zu Grafen erhobenen Herren von Hochberg, die aus Namen und Wappen, Titel und Erbrecht verzichtet hatten.

Schon in den Verhandlungen von 1815 geschah keine Erwähnung mehr der Nachfolge des ehemals sogenannten Königs von Rom, in die parmesanischen Staaten seiner Mutter, der Kaiserin Louise; vielmehr sollten sie nach ihrem Ableben der ehemaligen Königin von Etrurien heimfallen. Der Prinz, den die Engländer französisch: „cet hors d'oeuvre d'Autriche“ nannten, erhielt 1817 von seinem Großvater, dem Kaiser Franz, nach mehrfacher Berathen, den bedeutungs- und folgenlosen Titel eines Herzogs von Reichstadt, mit diesen und den andern einst zweibrüderlichen, dann dem Großherzoge von Toscana, Ferdinand, ebenin Kurfürsten von Salzburg, dann von Würzburg angehörigen Herrschaften im westlichen Böhmen.

Acht Jahre währte das Ungeheuer des Rheinbundes und der französischen Bevormundung der Bonaparte'schen Dictatur. Die neue teutsche Bundesacte des wiener Congresses ist vom 8. Juni 1815. Die Uebersetzung ist allerdings darin sichtbar, welche die Landung Napoleon's von der Insel Elba auf der französischen Küste, der Abfall des französischen Heeres, ja der Wehrheit der Bevölkerung und die Erneuerung des allgemeinen Krieges ihr aufgedrungen; es sehen die Sagenen über die Religionsverschiedenheit, ihre staats- und privatrechtlichen Folgen, Postwesen, Pressfreiheit, Büchermachdruck, Handel, Kerkelch und Schiffahrt, vorzüglich auf den Flüssen, die bürgerlichen Rechte der Juden, vor allen über die landständischen Verfassungen, die in allen Bundesstaaten stattfinden sollten, die Abschaffung des Negerhandels, die Ausrottung der Bardareken.

Ein gründlicherer Haß gegen Napoleon war wol in keinem der europäischen Herrscher, als in Kaiser Franz, der freilich Kriegsunfälle, Zug und Trug in Unterhandlungen und persönliche Demüthigungen erfahren hatte. Selbst die väterliche Sorge gegen die, sich ungeborenen Glückswechsel preisgegebene kaiserliche Tochter, und gegen den, persönlich aufs Väterlächste geliebten Enkel trat in den Hintergrund. Freilich war das Schauspiel ja schrecklich, wie Bonaparte's Triumphzug vom Meeressufer bis an Notre Dame und in die Katakomben kaum 20 Tage dauerte, ohne daß auch nur ein Tropfen Blut für den betrogenen König Ludwig (*deux fois neuf*, nämlich Ludwig XVIII.) verstritten worden wäre!

Wie den Österreichern im Kriege von 1813, seit der Auflösung des prager Congresses bis zum Einzuge in Paris, zwar eine ruhmreiche, aber nicht die entscheidende, nicht die Hauptrolle beschieden war, trat dieser Fall noch viel weniger nach Napoleon's treulosser Rückkehr von Elba ein, wo er am 18. Juni 1815, dem Jahrestage von Solferino und Planian, wo Friedrich's Unüberwindlichkeit zum ersten Male erblüht, durch Blücher und Wellington die beispiellose Niederlage von Waterloo und Belle Alliance erlitt, er, der noch vor 48 Stunden der Eigny Obseiger der Blücher'schen Heiligschar gewesen.

Italien, dessen Domat der Kaiser Franz umbrachten heimgefallen, war schon anderthalb Monate früher derübt durch Bianchi's Sieg bei Tolentino über den wogt- und treubruchigen Murat, an diesem 2. Mai, den er vor sieben Jahren durch das rucklose Blutbad in Madrid bezeichnet hatte, und der am 2. Mai, im verfloßenen Jahre durch die blutigen Rosen der heiligen Oester'schlacht von Lützen, allen großen Ruhmes- und Bluttagen der Jahrhunderte schimmernd angereicht war.

Am eilften Tage nach der Riesenschlacht standen die beiden Feldherren bereit vor den Thoren des übermüthigen Babel, und Napoleon kam der Schmach seiner widerholten Abiegung durch eine freiwillige Abdankung zuvor, seinen Sohn Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen erklärend. Die Kammern möchten unverweilt die Regentschaft bestimmen. — Zur Flucht in die nordamerikanischen Freistaaten schickte ihm der Ruch; am 10. Juli gab er sich den vor Rochefort kreuzenden Engländern gefangen. Capitain Maitland schickte ihn am Bord des Bellephophon nach England über, nach der Rinde von Torbay. Eine am 2. Aug. zu Paris zwischen den großen Mächten geschlossene Uebereinkunft bestimmte sein Schicksal. Am 8. Aug. führte ihn Admiral Cockburne auf dem Northumberland weit hinaus in das große Weltmeer, nach dem unwirkbaren Eilande S. Helena, zwischen Afrika und Amerika, voll 800 Meilen von Europa, dem er für immer unschädlich werden sollte. Am 18. Dec. dem zweiten Jahrestage von Leipzig, trat er dort ans Land. Eine eigene Parlamentsacte rechristigte die zu seiner sichern Bewahrung etwa nöthigen und durch die gewöhnlichen vaterländischen Geseze bedingten Maßregeln. — Die Denkmäler der Bonaparte'schen Uebermacht wurden als ebenso viele Schandnien an den Gemüthern der Völker genommen; Friedrich Wilhelm brachte die entsehrte

Victoria wieder in seine Hauptstadt zurück, Kaiser Franz nach Venedig jene berühmten Pferde, Beugen der großen Kreuzfahrten, der siegenden Oberhand des Abendlandes. Den neuen Frieden sicherte den Nachbarlanden die Abtretung einer Reihe von festen Plätzen und die zur nöthigen Verstärkung des Vertheidigungssystems bedingene schwere Kriegesbeschaffung. Eriker unterdies aus falscher Großmuth die Wiederkehr des Raubes von Elsaß, von Kolbringen und Hochburgund; leider hielten die sündvollen Theilnehmer des Rheinbundes Straß, wurden so viele schädliche Motten aus dem germanischen Pelze nicht ausgekloft. — Das nur allzu gewöhnliche: „passato il pericolo, gabbato il santo,“ trat leht, mitunter von den elendesten Dugmiden, gegen die Völker, gegen die Jugend, gegen die Freiwilligen ein. Sprach doch Geng in unerschämtem Widerspruch mit seinen frühen Anklagen, „von der wunderbaren Eintracht der Völk, die im Stillen längst vorbereitet gewesen sei, und wir bloß die Fürken, ihre Brinister, ihre Herte, das Herrliche und Große ganz allein vollbracht hätten!“ — während er doch kurz zuvor über oblige Erstarrung, Nullität, ja Insamie dieses Ministeriums sprach, daß er früher oft den verschiedenen Cabineten als die Quelle allgemeinen Verderbens bezeichnet habe: „où tout est une farce indigne, où la chasse sature et les chevaux sont le comble de la gloire et de la félicité humaine!“ — und wo wären seitder die verdrießen, die verfassungsmäßigen Rechte der Völker, deren Name sogar verpönt schien, der so oft eitel genannte, historische Boden, in Hannover, in Hessen und Braunschweig, Oldenburg und Mecklenburg gepeselt; und wie viel wäre zu sagen, von den Nothschidlichen Abtheilungsdracelen, unler Währiger Ruhe, der Bestimmungsmillionen? — Kaiser Franz gab nun bald eine Reihe von Constitutionen, welche allerdings die Ungerechtigkeiten des den Teutschen gemachten Vorwurfs widerlegten, als hätten sie gar kein Talent zur Satire, zum Spottgedichte? Berognte doch die neue Constitution von 1816 den Trapolern zum Lobne ihres in ganz Teutschland einzig dastehenden Heftensampfes von 1809 und der damaligen Blut- und Feuertaufe, sogar Bittbesputationen an den Kaiser nach Wien abzusenden und vielleicht mit Verweisen ihrer Klühtheit beehrt, wieder heimzurufen!!

Einen romantisch-theatralischen Vorhang sollten die Völker dennoch erbliden! Der Kaiser Franz, nachdem er den rauchenden Schlund des Verderbens und der anarhischen Gräuel durch die unwandelbare Treue und die unermesslichen Opfer und Hülfsquellen seiner Völker geschlossen, schloß hinwieder die Heersahrt der Weltbefreiung (in der die Heere Österreichs weder 1813, noch 1814 und 1815, die Hauptrolle gespielt), durch eine Ballfahrt auf die alte, kleine, aargauische Habsburg. (11. Oct. 1815), deinahe am andern Jahrestage von Leipzig, am ersten Gedächtnistage des wiener Congresses, saß an dem nämlichen Tage, als vor sechshundert Jahren, vor 542 Jahren, der (wenigstens mütterliche) Abhrrer Rudolf aus Frankfurt und Aachen hinuntergezogen war, die teutsche Krone auf sein Haupt zu setzen. — Den Winter, nach hergestellter Beltrube, brachte Kaiser

Franz in Italien zu, und verlor baselst in Verona (7. April 1816) seine dritte Gemahlin und Nubine, die Erzherzogin Rudovica. — Der Fürst Metternich stiftete zum Troste des so schwer verkürzten Baierns nach einander die glänzenden Ehebündnisse der Prinzessin Charlotte, vom 8. Juni 1808 bis in den August 1814 gewesene Gemahlin des jetzigen Königs Wilhelm von Baiernberg, mit dem Kaiser Franz (den 10. Nov. 1816) und später (den 4. Nov. 1824), des präsumtiven Thronerben Erzherzog Franz Karl mit der schönen Prinzessin Sophie von Baiern, Zwillingsschwester der Prinzessin Marie, nunmehrigen Königin von Sachsen.

Am 3. 1817 vermählte Kaiser Franz seine Tochter Leopoldine an Dom Pedro, Kronprinzen von Portugal und Brasilien, 1818 fand der Congress zu Aachen statt, 1819 begab sich der Monarch nach Italien und besuchte Rom und Neapel. Indessen hatten die Studentenverbindungen und sogenannten demagogischen Umtriebe, Burschenschaften, Turnwesen, des Symptomen begleitet, unter denen die Ermordung des elenden Kockbe war, eine Krankenkrankheit erzeugte; — den Congress von Karlsbad (Juli bis August 1819) und den Ministercongress zu Wien (Januar bis Mai 1820), welche die gesetzliche Sanction des frankfurter Bundestages erhielten.

Am 1. Jan. 1820 hatte Ferdinand's VII. ruchloses und treuloses Regieren die Revolution in Spanien zum Ausbruche gefördert, die in beiden Sicilien und in der Lombardie nach den alten Sympathien dieser schönen Reiche mit dem spanischen nur zu großen Anklang fand. Im October 1820 traten die Kaiser Franz und Alexander, Friedrich Wilhelm nebst ihren Cabineten und den Botschaftern von Frankreich und Großbritannien in Troppau zusammen. Um das Neujahr 1821 wurde dieser Congress nach Laybach verlegt. Sein Ergebnis war die Besiegung der neapolitanischen und der im März dieses Jahres ausgebrochenen piemontesischen Staatsumwälzung, wie der einge damit zusammenhängenden Gährung in der Lombardie. Mit rascher Entschlossenheit wurde der hingeworfene Handschuh aufgehoben, und eine unglaubliche, eht italienische überwand glücklich auf lange Jahre hinaus, ohne Nachwehen, wenigstens die österreichische Wehrkraft an den Alpen, wie jenseit der Apenninen und am Fuße der Kalkane, durch die Entschlossenheit eines Primont und Bollmosen und am Aicin, des Grafen Bubna, eines Scipio und Lätius jäuglich, mit der Zweideutigkeit des alter Ego ringend des Prinzen Karl Albert von Garignano. Während der neapolitanischen und piemontesischen Posenjagd, in welcher einige Husarenpatrouillen feste Plätze wegnahmen und ganze Lager von den furchtbaren Gebirgshöhen und Pässen über Hals und Kopf davon rannnen, war zugleich an der jenseitigen Küste der sturmbezwungen Adria der Aufstand der Griechen wider das Türkenjoch ausgebrochen, und dadurch 1821 (1822) Conferenzen in Wien veranlaßt, leider allzu bald verendert und verunstet, in einem eben so unnatürlichen als rechtlosen System von Stabilität und Legitimität, das auf die im ewigen Kriege mit der Christenheit aus Staats- und Glaubenspflicht lebenden Türken niemals seine An-

wendung finden konnte. — Dem Congress zu Verona (October 1822 bis Januar 1823) eroung hierauf eine traurige Verbündtheit. Im September 1823 traten die kaiserlichen Freunde, Franz und Alexander, zu Czernowiz in der Bukowina zusammen, die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Rußland und der hohen Pforte und die Wiederherstellung der durch die Schilderhebung der Griechen gehörten Ruhe bezweckend. Die spanische Revolution war durch bourbonisch-französische Intervention unterdrückt, leider aber das herrliche Reich durch den elenden Ferdinand in einen noch hoffnungslossten Zustand zurückgefallen. Im März des Jahres 1823 beschloß der Kaiser eine Reise nach Mailand, von der ein großer verschöner und vetterigender Act noch allzu früh erwartet wurde. Der Staatskanzler Fürst Metternich brachte denselben erst bei der Huldigung und Krönung des Kaisers Ferdinand zu Stande. — Aus jener italienischen Aufregung begab sich der Kaiser Franz in die nicht viel geringere des ungarischen Reichstages, der durch die geschwibigen Mittel zur Erreichung außerordentlicher Subsidien für die durch einige Zeit wirklich bedenklichen Bewegungen in Piemont und Neapel bringend geworden war. — Hier in Preßburg wurde der Verfall der körperlichen Complexion des Kaisers Franz auffallend und der um Neujahr 1826 bestandene Krankheitsanfall ließ in den Tagen der Gefahr auf eine große, von bedeutenden Concessionen begleitete Anberang der österreichischen Zustände schließen, was sich jedoch ein Jahr später beim wirklchen Ableben des Kaisers wenigstens für den Augenblick irrig erwies.

Der die bedenkliche Krankheit des Kaisers und Königs überdauernde ungarische Reichstag kannte sie schon, die Welsen des Sirenenfanges von der „Barbarei der grundherrlichen Vorrechte“ und von ihrer „Unverträglichkeit mit dem Geiste der Zeit und des Fortschrittes!“ Hatte sich ja doch schon der blutige Kämpfer Kaiser Leopold I., hatten sich ja schon Theresia und Joseph derselben absolutistischen Lockspise bedient und die philanthropischen Schnursträße selbst mitgegeben, wie ein tüchtiger Klumpen des historischen Baues und der alten urkundlichen Rechte nach dem andern herunterstieß, und wie in den slawisch-teutschen Erblanden das arme Volk statt eines dastichen Herrn, nämlich des Grundherrn, des Dominium küniglich noch einen, bisher ziemlich fernem und fremden, haben und bezahlen sollte, den Landesfürsten, gegen den es gar kein Recht und gar keinen Widerstand gab und allzu bald nur ein Hirt und eine Heerde — und nur ein Meutel mehr sein sollte! — Schon unter Leopold war die Idee eines Bauernkrieges gegen den reichen und mächtigen Gutsadel zwar sehr alioopathisch, aber doch zeitgemäß; die Landtage der sogenannten teutschen Provinzen wurden immer mehr ein Spottbild des alten Rechtes und des historischen Bodens: totus mundus stultitiz et constitutiones imaginarias querit; vos habetis constitutionem. Et ego amo illam et illassem ad posteros transmittam!“²⁾ Kaum daß seltene und matte Ernah-

2) Eine bittere Derision Franz's I. an eine ungarische Landtagedeputation! — Von keinem Fürsten war es so durchgeführt, 3.

nungen an das eigene Beste, an die Möglichkeit einer Dauer solchen, schlimmer als türkischen, Wüthens an Ferdinand VII. und später an Dom Miguel ergingen, der sich rühmen durfte, bei dem Eide über die Regentschaft und Constitution statt der rechten die linke Hand in Metternich's Salon auf das Evangelium gelegt zu haben! — In der von den alten schwer mißhandelten neuen Welt hatte sich Nordamerika durch bourbonischen Beistand von England losgerissen. Jetzt riß Süd- und Mittelamerika unter britischer Connivenz sich von Spanien und Portugal los, und alle für die Wiederkehr begangenen Gräueltaten waren ebenso vergeblich, wie jene gegen den Freiheitskampf der Hellenen, wo vorzüglich Kaiser Franz, als umgekehrter Kreuzesheld, fast gottesslästerlich für die Legitimität des Sultans, für seine Gleichstellung mit der übrigen christlichen Staaten- und Regentenfamilie in die Schranken trat, wie späterhin für den Großherren wider den Dicksinn Ägyptens und Syriens, Mehmed Ali, mit Wessengewalt erliegen half, daß die heiligen Orte, das heilige Grab und Kreuz in den Händen der Ungläubigen, und was so leicht war, doch ganz vergessen und weggerworfen blieb, Jerusalem mit einem mächtigen Weichbilde und einer kleinen christlichen Besatzung ein Freistaat wurde und ein von allen Gläubigen in ungedummerter Liebe und Andacht besuchter Wallfahrtsort! „Alles für die Köhler, aber gar Nichts durch sie!“ — führte Kaiser Franz klüßlich im Runde. Der erste Theil dieser Forderung hat ihm allerdings wenig schlaflose Nächte gekostet. Den herrlichen Ländern ist gewiß von den Segnungen der 20 Friedensjahre keine Indigestion zugekommen und so wenig als fürs gelobte Land geschehen. — Der nutzlose Aufenthalt und der Wackelthum der französischen Friedenscontribution, wie der Festsungsmillionen, nicht um sofort Hand an große Werk zu legen, sondern in Judda, war langwierig genug, wie man 1830, 1840 und 1848 allzu spät mit Schrecken gewahrte, hatte ganz andern als deutschen Nationalitäten und Interessen gebient. Wie bedeutsam wäre nicht eine pragmatische Geschichte, wöhl diese Millionen gekommen seien: — die unvollständige Wiedererrichtung der vierjährigen französischen Aufsaugung, der Preis solcher Ströme deutschen Blutes und Muthes.

Heiß, eine russische Secundogenitur, oder ein Handelsfreistaat unter russisch-britischem Protectorat, oder ein Pendant der ionischen Inseln, widerstrebte diametral dem Interessen Österreichs, daß der so mächtig vorwiegende Gracismus und Slavismus mit den dringendsten und mächtigsten Gefahren bedrohte. Um so anschaulicher stellte sich heraus, daß ein eigenes, unabhängiges Heiß, der ganze Peloponnes mit Negropont und Ganzen und dem großen östlichen Dreieck ein mächtiges Interesse Österreichs sein würde, und daß, was diesem griechischen Staate zugefal-

len, dem russischen Gracismus entginge, der auch in Vordafien so mächtige Wurzeln geschlagen hatte.

Doch nein! — Ein gegliederter, weitaußsehender Plan über Österreichs geographische, politische und commerciale Interessen, wie etwa der große Eugen ihn fast durch ein halbes Jahrhundert (1698 — 1736) in seinem erhabenen Haupte geblüht, das ganze rechte Donauraum vom adriatischen bis an die Mündung ins schwarze Meer, das alte Ungarn Ludwig's des Großen und Matthias Gorvin's wiederbezusetzen, lag nicht in Franz, nicht in seinem Cabinet. — Die russische Übermacht, der, trotz Alexander's Bärtigkeit, trotz der heiligen Allianz, durchaus offensiver Charakter dieses unermeßlichen Reiches, seiner Nationalität und seines Systems stand wahrlich drohend genug da. Ein Bund Russlands mit Frankreich im erobrenden Sinne konnte schon wieder in Zalleyrand zu Wien, als Napoleon noch auf Elba saß, und rief die Allianz zwischen Österreich, England und Frankreich schon um Neujahr 1815 noch im Beginne des Congresses hervor. Es würde mit Russland (meinte Kaiser Franz) an der untern Donau doch immer nur eine Förmlichkeit geben und mit den alten Inauguralreden und der Verfassung harte Risse aufzuheben sein! Nicht in der Verklärung, — in der Abschmückung des constitutionellen Plunders, der magyarschen Sitte, Sprache und des Staatslebens, in modificirter Ausführung der Josephinischen Pläne liege die Hoffnung der Zukunft. Darin liege der weniger gehinderte Gebrauch so heterogener Kräfte. — Wo stünde man jetzt, wenn man 1773 Galizien und Podomeren als „recupirte ungariße Aouslen“ erklärt hätte! — Davor habe die große Theresia sich bestens gebüht. — Weniger Kopfbrechen, weniger Aufwand nicht vorhandener, nicht bereitzustellender Talente forderte jenes höchst mißverständliche, ängstliche Erhalten einer unchristlichen, bölig erstarnten, hier bourbonischen, dort osmanischen Legitimität, — die, trotz alles Unheils und verwerthlicher Verschwendung von Erdmengen Geldes und Blutes für die doch höchst zweifelhafteste Erhaltung des längst veralteten Alten und eines jeden Augenblicks wieder auf die Spitze gestellten friedelosen Friedens.

Eine höchst bezeichnende Anekdote ist, daß die vom Generalconsul Hauschild in Corfu an den Kaiser Franz den 3. Nov. 1827 gelangte Kunde des „untoward event“ der Zerstörung der ägyptisch-türkischen Flotte bei Navarin dem Fürsten Metternich in dem Augenblicke von des Kaisers Adjutanten, Oberst Appel, überbracht wurde, als er in den Wagen stieg, nach dem kaiserlichen Heidenhof zu seiner (der hohen Aristokratie grüdelvollen) Bermählung mit dem Fräulein Antonie von Serlach zu fahren. Die lange Unterredung und Berathung mit dem höchst egriffenen Kaiser ließ Braut und Mütter und Schwester und Jüngen in die vierte Stunde auf den Fürsten-Statthalter warten, sodas schon Hoffnungen aufstauten, der Fürst habe noch im letzten Augenblicke den mütterlichen und andern Segenvorstellungen nachgegeben und sich eines Bessern besonnen. Leider zerstörte diese Hoffnung sein in den Hof rollender Wagen, der freilich der erwünschten Disposition nicht gänzlich war. — Es geschah viel zu wenig, um die von den Türken verübten Gräuelt, vor denen die Einbil-

das dreitöthig, und wie er zwar Alles in antichristlichen Reich habe, seine Köhler aber nur pflichten! — Was vor sich in der Josephinischen Epoche noch das vernünftige Recht! Dieser Anlauf trat eigentlich auch als stehender Gewanke in der heiligen Allianz auf, die nach den Aufregungen und Abhandlungen gewisser Übermüthiger einer Adererkennung gegen die Rechte der Köhler gleich-

dungskraft schaudert, zu hindern. Vielmehr, als die Kaiser der türkischen Bluthunde erlaubte, riefen österreichische Sendlinge den Bluthund Ibrahim mit seinen Aggterhorden herüber, und als der russisch-türkische Krieg dennoch ausbrach, wurde alles für die russischen Waffen Rachttheile und Unrathmiche nirgendes eifriger verkündigt, als von der wiener Polizei, und nirgendes den türkischen Ausweisungen und Auslieferungsbefehlen williger die Hand geboten, als eben von dort, daß es selbst zu fortgesetzten förmlichen Beschwerden des Beschlatters Zaritschiff's kam. Freilich mußte die Tag für Tag zunehmende Annäherung von Polignac, Mortemart, Montmorency und Lasrroisais dem Fürsten Metternich Unruhe erregen, die es fast auf ein Haar dahin trieb, daß der russisch-türkische Krieg ein österreichischer wurde, daß der Geselewitsch Constantin den Einladungen, in Polen unabhängiger König zu sein, Gehör gegeben, daß eine russisch-polnische Armee über die Karpathen einen Einfall in Ungarn gethan hätte, wo vielsältige Elemente der Gährung und Unzufriedenheit mit dem augenblicklichen Zustande der Dinge durch einander tobten, ohne daß jedoch eine Einheit in Plan und Haupt vorhanden war, und der Regierung vergönnt blieb, ihre Streiträfte süß- und verknüpft an die dringender bedrohten Punkte zu ziehen. Traurig war des Kaisers Franz unüberwindlicher Argwohn und Haß gegen alles Freimüthige und Öffentliche, so daß der reiche, wohlwollende Monarch lieber den schlimmsten und ihm selbst die zugewendeten Herzen entfremdenden Unfug der Bureaucratie duldete, als ihn durch die, eben weil ungewohnt, um so mächtigeren Waffen der Publicität entlarvt zu sehen, jenes seit Mar II. Tode von seinen babburgischen Ähnen consequent und wo es nöthig schien auch blutig durchgeführte, spanisch-jesuitisch-polizeiliche Zartuffensystem folgerecht fortsetzte. Die Religion, wie Franz sie auffaßte, betrachtete ganz vorzüglich die polizeilichen Gesichtspunkte von inquisitorischer und repressiver Seite und die katholische als die dem Absolutismus parallelste, die bereits unter den Ferdinanden und unter Leopold in Ungarn und Böhmen mit der alles gleichmachenden Sense gegen Verfassung, Nationalität, Sitte, Sprache barbarisch gewirthschafet hatte. Alle diese Dinge fanden ihre unerlöschlichen Fodern im österreichischen Krebskern, im Metternich's Privatsecretair Pilat, einem unbedeutenden, gruseltiebenden Erbenman, ohne Vertrauen oder Zuneigung bei den echten Österreicher, ein im neutralen Zustande sehr gutmüthiger parvenu, dessen Persönlichkeit aber dem Kaiser ebenso widerwärtig war, wie jene des bei Metternich immer mehr Boden gewinnenden großen Dialektikers Geng, dessen Furchtsamkeit alle Regativen als Dämpfer und Hemmschuh sehr willkommen waren, wenn sie auch seinem heilen Geiste und seinem Geschnade noch so sehr zuwiderliefen, wie die apokalypstische Werdtheit von Zacharias Werner, wie die Wölerei und ewige Weltschmerz des Friedrich Schlegel und des mit ihm den Magnetismus, Sonnenambulismus und die clairvoyance begehrteter, heißblütiger Damen weiblich ausbrütenden, unwahren, oder wohlthendenden Sophisten Adam Müller, Jesuiten und ihr temperirtes Abbild, die Redentoristen, die

den höchsten Adel und die Hütten der Proletarier gleich ins Auge faßten. — Pilat's Bruder führte eine Colonie der Redentoristen (Eiguorlaner) Dom Miguel zu, mit Häufmann (jetzt Österreichs Consul in Nordamerika, 1825 — 1828 in Wien Lehrer Dom Miguel's), und der britische Gesandte zu Wien überreichte auf Canning's Befehl dem Kaiser den aufgesangenen Briefwechsel des österreichischen Klerus, zumal des Primas von Ungarn, Erzbischofs von Gran, Rudnay, des Burggrafen's Frim, Bischofs von S. Pölten, mit den Waplisten und Apollonisten.

Ins erwachte Teufelsland hinüber gemann Kaiser Franz für diese Schritte einen trefflichen Bräutentopf durch Baiern, dessen neuer König Ludwig einerseits begann, eine Musterkarte aller Katten und Capuzen, fast wie in Born's gottloser Monachologie, einzuführen, und „den Bund der Kirche mit den Künsten“ ganz in solchem Sinne interpretirte, daneben aber viel von „Teufelsheit“ und „teutscher Freiheit“ sprach, und hierdurch Sympathien ermedete und aufrecht hielt, die für Baierns Selbständigkeit bald sehr vortheilhaft, oder sehr gefährlich werden konnten. Baierns Adel und Klerus zeigten sich stets gegen Österreich innigst verbündet. Wie liegen sie Mar Emanuel und Karl VII. im Stich? — In dem nachbarlichen, bergumgürteten Mutterlande Böhmen, das Alles hat, nur kein Salz, zeigte sich das meiste Salz des Geistes und solchen nachbarlichen Kreebgängen widerstrebenden Fortschritten. — Die Lombardei wurde nur durch die wiener Polizei niedergebhalten, welche die altsabburgische Heritge leit unaufhörlich äbte, Verschönerungen selbst zu machen, oder erloschene und erlöschende wieder anzublasen. Die Schwankungen des Turke's, die Stockungen in den Jagungen, trotz des türkischen Friedens, schwächten alles Vertrauen. Sogar Österreichs materielle Interessen erhielten erst weit später aus der Donau und in den Fürstenthümern die langvermischte Rücklicht. Die Genugthuung des Kaisers von Marocco für den Frevel an dem österreichischen Caput Beloeur war ebenso wenig großartig und glänzend, als dem russischen Stolz sie hinreichte, die Trophäen der Siege des Uebersteigers des Balkan, des verhassten Teutschen Diebstich's (der nachher in Polen aus dem Wege geräumt ward) und des Ueberwinners der Perfer und Armenien's Pasternitsch, nachmaligen Fürsten von Warschau. Verleumdung war es, daß Österreich gestrebt, nach der Erlöschung des saavonischen Hauptflammes, des schon so lange wellenden, mit dem Könige Karl Felix die sardinische Krone dem Gemahl der Erbtochter Beatrice, dem Erzherzog Franz von Esz der Terziogenitur in Modena zuwenden und den Zweig von Garignan auszuschießen. Es hatte dieser Ast weder nach dem Repräsentationsrechte, noch durch anerkannte geregelte Erbverträge ein unangefochtenes Nachfolgerecht, und die Linie von Esz, sowie ihr letzter Erbspross, die Fürstin Beatrice, galt dem Ministerium August durch lange Jahre als die bitterliche Hasserin der österreichischen Bevormundung. — Auch auf teutscher Erde zeigte sich Fürst Metternich keineswegs als ein verknöchertes Herold vermeintlicher Legitimitäts-Lucaszettel. — Ihm galt der Vorsatz weit höher, jedem

Wachstume des jetzt schon höchst ungelogenen Baierns einen Rückschlag vorzuschieben, die durch eine ganze Reihe von Tractaten (1813—1817) neu versicherten, geschichtlichen und Stammechte des Hauses Pfalz möglichst auf immer zu vertragen und zu cludiren, und ein schwieriges Stück aufzulösen zu lassen, nämlich die erst 1797 zu Cassen erhobenen Herren von Hochberg, die 1818 im Kollidat von alten Jahrlinger auszugeben, die 1818 im Geburtsjahre Rudolfs von Habsburg mit Herzog Bertold V., dem Erbauer von Bern, ebenso bündig erloschen sind, wie ihre habsburgischen Vettern 1740 mit Kaiser Karl VI. — Der in den Verträgen der großen Allianz von 1813, 1816 vorbehaltene Rückschlag bairisch-pfälzischer Rechte sollte schon nach dem Tode des Großherzogs Karl Ludwig (den 8. Dec. 1818), und als diese stipulation kurzweg übergegangen ward, mit dem Ableben des ganzen ebenbürtigen Zweiges, mit seinem Oheim, dem Großherzog Ludwig, erlöschen (den 30. März 1830). Die bairischen Vermählungen mit dem Kaiserhause (wie schön und glücklich im Privatleben) zeigten sich doch als taube Rüsse in der Staatsraison, ganz nach dem alten Sprichwort, die an österreichische Fürstinnen vermaählten Baiersfürsten hätten das schlimmste Loos gehabt, sehr trübe bewahrt unter Albrecht IV., Albrecht V., Max I., Max Emanuel, Kaiser Karl VII. und selbst in Karl Theodor.

Die Zulfrevolution 1830 den älttern bürren Zweig der Bourbonen verjagend, der so wenig Dank und Ergebenheit dem Kaiser Franz bewiesen, vielmehr edel Bonaparte'sche Sympathien für Rußland gezeigt und das Haus Orleans aus der französischen Thron gebracht, setzte Oesterreich in ihren Zweigen und Folgen in die größte Gefahr. Die Gährung war in Polen und in Italien groß. Die Jahrhundert alte Revolution von Oden sing jetzt auf ein Mal an, einen Gegendruck von Unten veranlassen zu wollen, und man hatte nicht umsonst den geschichtlichen Boden und das urkundliche Recht so pathetisch umgepflegt, bißher freilich nur, wo es galt, den Grenzpfad der Fürstenthümer immer weiter vorzudrücken. Doch zeigte sich die Aetue der österreichischen Wälder und ihre Anhänglichkeit an den Herrscher und an die Dynastie so bewundernswürdig als liebenswürdig, selbst in der Wehrzahl von Polen, selbst in dem, für seine 1809 deskannte Blut- und Feuertausch so schlecht belohnten, jetzt von schweizerischer Seite eifrig bearbeiteten Tyrol. Aller Treubund an den ersten erfüllten schönen Worten, selbst auf dem Finanzgebiete, wo Laufende der Edelsten und Anhänglichsten ausgespiert und an den Bettelstab gebracht worden, war der Schmerz vergessen. Viele österreichische Patrioten trümen damals von einem Bunde zwischen Oesterreich, Preußen, England und Frankreich zu dankbarer Wiederherstellung des alten Polens, das einst der Wien Teutischland und alle Cultur des Westens nicht errettet, aber erretten geholfen. Die Begeisterung der biebern Oesterreicher für die Polen war groß und rührend; aber die Zweifel und die Besorgnisse waren es auch, und wer hätte denn jemals der französischen Politik nicht überall selbstschätige Hinterlist zugestaut? Der polnische Heldennuth entzückte zu Wien (selbst in der Kaiserburg), aber der tiefsie Legiti-

mitätscolp erdrückte gleich wieder jeden grandiosen Vorsatz. Die Lombarden sebricitirten allerdings bestig. Doch fand sich bald die Revolutionschöna, und nirgend geschah Blutvergießen, aber auch nirgend so viel für die materiellen Interessen, als in Venedig und Mailand. Selbst Männer, wie Geng, erkannten den Geist in der Juliusschöna, und wiesen warnend auf das schreckliche Beispiel von 1792—1801 und auf die damaligen Worte der Restore Kaunig und Rasco, die 1830 Pozzo di Borgo erneute: „Der Wulkan müsse im eigenen Innern auslothen. Frankreich sei ein ewig siedender Topf! Was er auswerfe, müsse man wieder hineinwerfen!“ Seit dem westfälischen Frieden war es Sprichwort: „Niemand ist kriegslustiger, als die geistlich Schwachen und die geistlichen Wahlfürsten.“ — Auch Kaiser Franz war jetzt kriegslustig, da er keine Arme hatte, aber 1831 (1832) friedfertig, da er eine hatte! — Weiterhin that viel für die Erhaltung des Friedens, das Meiste aber der freilich schwer gekrüppelte Friedrich Wilhelm von Preußen, trotz der schweren Bedrohung aus Belgien. Ganz Teutischland bedete in großer Gährung. Ungestraft, ja gestiftet wurden die schrecklichsten Umgriffe und Winkeltyrannen verübt. Was erlaubte sich nicht Dänemark in Holstein, was Hannover, Hessen, sogar Detmold und jener verächtliche Heligabail, Karl von Braunschweig? Der endlich, wie ein wildes Thier aus seinem Bau ausgebrannt, durch seinen Bruder Wilhelm ersetzt und nach England verjagt wurde. Auch in Gassel ward eine Verfassung erzwungen. Was hatte das arme, fleißige, mäßige, tapfere, einer Reihe orientalischen präsidenten, in gar keine Rücksicht auf die Härten für ein ganzes Erall von Maitressen und Bakarden gethan, und seine tapfere Jugend in die Pestliste Balavia's oder gegen die jugendliche Freiheit des balt für Teutischland hochwichtigen Nordamerika's verschauern lassen?

Der Grätschismus war zwar, seit den siegreichen Herrschaften in Ungarn nach 1836 und nach der mächtigen Einwanberung der serbischen Nation unter ihrem Patriarchen und den großen Republikanischen Freiheitstreffen, allzubald eine fürchtbare Offenstovasse für Rußland, und schon Joseph II., nachdem er selbst einen grauenvollen Bauernkrieg unter Porjak und Kossätsche angelündet hatte, genöthigt, die Umtriebe seiner Freundin Katharina scharfstens zu übermachen. — Der Slavismus aber war eine weit mattere Springfeder, die freilich ungleich mehr hätte wirken können, wenn man von russischer Seite in Polen großmüthig hätte sein können. Alle Herzen in Ungarn wären dann Rußland, sowie während des Türkenkrieges 1827—1829 entgegengeflohen. In Böhmen war die russische Einwirkung so gut wie null. — Eine graufame Zuthat war die aus eben dem unglückseligen Polen herübergekommene Cholera, die das rothe Volk mit dem wilden Wahnsinn eines gekrüppelten Aufkubers zu dem Verdrachte trieb, die Regierung und die Gutsberrn hätten die Cholera selbst erfinden und bereicherschwärzen, um die noch viel zu große Zahl des armen gemeinen Volkes zu vermindern. Zu diesem Ende hätten sie vorzüglich durch Ärzte und Geistliche die Lebensmittel und die Brunnen

vergiftet. Unreinlichkeit und Unmäßigkeit des Volkes im Genuß von Melonen, Gurken, Obst, von geistigen Getränken, tägliche Erkältungen und Verhöhnung aller ärztlichen Hilfe heigten das Ubel auf einen entsetzlichen Grad. Über 200,000 Menschen wurden in Ungarn dingerast; der Aufbruch konnte nicht ohne Blutvergießen und zahlreiche Hinrichtungen gestillt werden. Der Kaiser, sein Haus und viele Diplomaten begaben sich in das abgeschlossene, wohlbewachte Lustschloß Schönbrunn. Franz erwieß hierbei seine gewöhnliche fatalistische Furchtlosigkeit, und hatte sogar die Leiche eines armen Tagelöhners zu Grabe geleitet.

In Belas sah Kaiser Franz seine schlimmen Weissagungen leider gerechtfertigt. Der ermordete Capo d'Istria war ihm sonst stets persönlich zuwider gewesen. Dom Riquel's gräuliches Benehmen kostete eben keine große Achtung für die in Wien gegebenen Doctrinen ein, und der Aufenthalt der lebhaften Erzherzogin Leopoldine als Gemahlin Dom Pedro's in Brasilien nahm nach einem vielgeträubten Leben ein trauriges Ende. Doch blieb Italien trotz der revolutionären Hybris ganz in erträglichen Schranken. Drei Vordermänner des Befreiungskrieges schlossen 1831 ihr ruhmreiches Leben; alle drei in ihrer Individualität dem Kaiser Franz ein Gegenstand persönlicher Wohlthaten und von ihm so gut, wie von Bonaparte, den „Jacobins du Nord“ beigezählt —: der Minister, Freiherr von Stein (gest. den 21. Juni auf seiner freibadischen Burg Kappenberg), der Feldmarschall Gneisenau, als preussischer Oberbefehlshaber gegen Polen, zu Posen an der Cholera, und Niebuhr.

Im J. 1832 erfuhr des Kaisers Herz einen großen Schlag. Sein Enkel, der Herzog von Reichstadt, starb den 21. Juli in eben dem Schönbrunn, wo Napoleon vor Austerlitz, Aspern und Wagram haufte, die Entscheidung von Josephine und die Wiedervermählung mit Maria Ludovica beschloß, welche sieben Könige und fünf Königinnen diemend umfanden. Die Eisenbahnen begannen in Österreich und Kanal- und Flußverbindungen; letztere jedoch nicht ein Mal in dem ärmlichen Umfange, wie bereits unter Karl VI. — Der große Handels-, Gewerbe- und Zollstreit des selbst über die freie Communication der Lebensmittel unter sich gespaltenen und entworfenen Teufelslands 1832 — 1834 war für Österreich ziemlich gleichgültig nach seinem Verdauern in der bisherigen Isolierung und bei seiner auch hier festgehaltenen Absonderung von jeglichem Anschluß.

Es war von guten Folgen, daß man während der Nachwehen der Juliuswoche that, was Etadion schon im September 1808, im Moment als sein Gemüth und Herz sehr überschädigt worden ist. Er hat seinem Vatte nie das geringste Argerniß gegeben, und die Reinheit seiner Sitten und seines Handels konnte nie mit einigem Scheine Rechtsens auch nur von fern angegriffen werden. — Unregelmäßigkeiten dieser Art waren ihm auch in seiner Umgebung zuwider; nur begriff Niemand, wie er so lange Jahre in solcher Intimität einen so sittenlosen Adjutanten und Factotum, wie den famosen Kutscher um sich dulden konnte, wahrscheinlich, weil er sonst mit-

teilmäßig und knechtisch und vor Nichts an ihm Achtung zu haben war, was der Kaiser Franz sehr ungern that. — In Privatverhältnissen, als Gemahl, als Vater, als Freund, war er sehr liebenswürdig, voll Nachsicht und Geduld. Seine innigste Zuneigung besaß wol der Herzog von Reichstadt. Strenge Mäßigkeit und Ordnung hatte seine schwache Complexion so abgehärtet, daß er alle Fatiguen des Krieges und daneben tägliche vielstündige Arbeiten des Cabinets heiter ertrug. Als Liebhaber erregten ihn die Naturwissenschaftlichen, vorzüglich die praktische Landwirtschaft. Hierin war er auch zum Vornehmen durchgebildet, obwohl sonst mit positivem Wissen nicht allzu sehr beschwert, und namentlich höhere Speculationen oder dichterischer Auffschwung erschienen ihm fast wie eine Geistesverirrung. Sein Gedächtniß, wonach ihm eine einsame Wohnung im tyrolischen oder oberungarischen Hochgebirge oder die Herrlichkeiten seiner Hauptstädte gleich gegenwärtig waren, und er sich eines Lebens, den er ein Mal zur Aubienz gesprochen, nach langer Zeit noch umständlich erinnerte, war außergewöhnlich. — „Paresseux d'esprit“ hält ihn sein unvergleichlicher Heilm Joseph in Briefen an Kaunitz. Aber es möchte interessant sein, zu erörtern, was mehr Nachtheil gestiftet —: die nicht zu leugnende Langsamkeit, die freilich oft als Ruhe und Geduld einer erhabenen Herrscherseele folgt, während sie doch Nichts ist, als Apathie und Geistes-trägheit, oder — die verzehrende Ungebild Joseph's, durch die sein herrliches Talent (freilich auch aus andern niedrigen und verwerthlichen Motiven einer nichtswürdigen Dpposition) wirkungslos an seinen Nationen vorbeigesangen ist. Aller Sauerreiz des Alten und Veralteten, des Eigennutzes eines verrotteten Kastengeistes und reactionären Spießbürgertums setzte sich Joseph's des gemeinsten Hoffnungen und Entwürfen entgegen. Die Epoche von Franz's Thronbesteigung 1792 — 1812 bis zur Verlobung und Vermählung mit dem Hause und Interesse Napoleon's und bis zur russischen Heerfahrt zeigten sich zwar die schönsten und erlauchtesten Ueberreste der Unabhängigkeit der österreichischen Wälder an ihren Souverain in den schwersten Prüfungen, aber doch auch das schmerzlichsche Bedauern über so viele Mißgriffe und schlechte Wahlen, über die Verhörung unglücklicher Erbsenen und Lebenspläne, insbesondere über die, trotz des heiligen Wortes verbreiteten Finanzprojekte, von den freiwilligen Anlehen und gewungenen Anleihsen bis zu Ballis den Frieden und die Wohlthat von 1000 Familien zerreichenden Reduction der Papiermasse. — Kein Anti-Napoleon erschien; Regierungen und Regierende konnten ihre Schwäche (möchte man fast glauben), wollten sie kaum mehr verbergen. Jede Nation that ihren Befreiungsversuch und ihre Delirienperiode verzettelt und umsonst gehabt, bis die Hand der Vorkürzung unmittelbar aus den Wolken griff, bis sie ihr furchtbares Manes Thelkel, Phlares an die Wände des flammenden Armi'schrieb, und mit manchen wunderlichen Werkzeugen die weltumstülenden Wänder that, einen der größten Helden und Weltbeherrscher aller Zeiten mit Strohhalmen wieder in den Staub stoßend, aus dem er emporgekommen.

In der Wädhigen Regierungsepoche 1792 — 1812 voll Unheil auf Unheil, Demüthigung auf Demüthigung, machte der Kaiser sehr wenige Ansprüche auf Selbstherrschen und Alles überlassende eigene Einsicht. Er hörte es gern, wenn das Volk das immer wiederkehrende Bestehen auf seine Minister schob, und meinte, „des Kaisers Mißtrauen gegen seine eigenen Einsichten ist das größte Unheil, sein klarer, einfacher Verstand, sein gutes Herz leiten ihn richtiger, als alle die Winkelzüge der Minister.“ — Seit dem Wiedersehen des treuen, herrlichen, nach den größten Opfern immer gleichaufopfernden Wien 1814 zeigte sich ein ganz anderer Mann, ein ganz anderer Grad eigener Einsicht und der große Rüstungen vollziehen wollte, den Kronprinzen Ferdinand zum Rex junior Ungarns, mit allen äußern Majestätsrechten trönen zu lassen, wie es seit Ferdinand I., alle Habsburger gethan, gute Folgen, wenn auch Siebenbürgen noch ein Mal den Jörn des alten starren Kaisers auf sich lud. Besselenp's harter Tadel war zwar nachsichtlos, aber allzu gegründet.

Der verjagte Pfaffen- und Junkertönig Karl X. fand zwar in Oesterreich wieder ein großmächtiges Aul; doch ein zweites Godelsz duldete Kaiser Franz durchaus nicht. Der Herzog von Bordeaux und seine lauffige Mutter, nummehrige Lucchese's Palsi, ihrer Schwester Christina von Spanien nur gar zu ähnlich, außer leider in üppiger Schönheitsblüthe, vernahmen höchstens noch teügerliche Ermunterung und falsche Hoffnungen von den französischen Legationisten aus Neapel, aus Rom, Turin und Modena, mitunter selbst aus Anxanuz, und schenkten dem Publicum von Prag, von Teplitz und Brandeis reichlichen Stoff der Heiterkeit und des Unwillens. — Die traurigsten Täuschungen aber gab das völlig erfüllte Vertrauen in den frankfurter Bundestag, der durch ganze Decennien um die theuersten Nationalinteressen sich gar nicht bekümmert, ja stets im feinseligsten Widerspruchgeist entgegengehandelt, selbst die materiellen Interessen unverantwortlich hintangeseht, im Festungsbau und in andern notwendigen Sicherheitsmaßregeln zu ungeschwehem Verschmämmen manchen Spielraum gelassen hatte, und nur über Flugschriften, Schulmeister und Studentenfreuel aus seinem Schale wieder erwacht, aber gleich wieder eingeschlafen war nach einem einzigen matten Schlage seines Censur- und Polizeistillschwebels. — Nichts wäre bringender gewesen, als den ganzen Bundestag und alle einzelne Gesandten in Person in Anklagestand zu versetzen wegen schmerzlicher Verschmämmnisse wider das teutsche Gesamtvaterland.

Das Kaiser Franz, wo er wollte, nämlich gegen alle liberalen Ideen (aber auch gegen allen Fortschritt), so einflussreich, so nachdrucksvoll, für Teutschland stets nur einhemmend und bindend gewirkt, ist nicht geeignet, seinen Ruhm zu mehren, sein Andenken zu segnen, ebenso wenig als daß er, seiner großmütterlichen Ahnen, der Habsburger, uralte Taktik unvergeffen, alle bloßen Hausinteressen zu Reichsinteressen, zu teuthischer Ehrensache umstempelte, was vorzüglich unter dem ganzen Ministerium Thugut und Godelsz oft sehr entwürdigend hervortrat.

Körperlich mehr und mehr versallend und einborrend, in sichtbarer Abnahme der Kräfte, in oftmaliger Ausrufung des heranrückenden Endes, starb der vielgeprüfte Fürst einige 20 Tage, nachdem er das 68. Jahr seines verdägnißvollen Lebens begonnen, an eben dem Tage, an welchem ihn das erschreckend unvermuthete Hinscheiden seines Vaters Kaisers Leopold II. vor 43 Jahren zur Selbstherrschaft berufen hatte. Er hatte vier Gemahlinnen, aber von den beiden letzten, von der Erzherzogin Ludivova und von Karoline von Baiern, keine Kinder, nur von der württembergischen Elisabeth eine, bald wieder verlorbene Tochter, dagegen von der so nahe verwandten sicißischen Theresia, 13 Kinder gehabt, aus denen der Kronprinz Ferdinand 42jährig ihm nachfolgte. Bis zum letzten Augenblick im vollen Bewußtsein, in Gegenwart des Hofes, bei offenen Thüren, auch darin einer alterthümlichen Ostentation getreu, entschlief Franz sanft, mit der Ermahnung, möglichst Alles im Alten zu lassen, Metternich's Rathschlägen zu folgen, und in einem Gebitt seinen Unterthanen seine Liebe vermachend und seine Bitte bei Gott, welches Vermachniß bald nach seinem Hinscheiden sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren hat.

Alles, was sich über diesen Monarchen mit Gewisheit sagen läßt, ist, daß in der Regel sein Verstand ebenso unterrichtet worden, als die Kraft seines Willens, Selbstvertrauens. Nur liebt er das: „mundus vult decipi“ auch gegen sich selbst. Er mußte immer ein paar Juristen im Staatsrathe haben, die ihm, und wer es hören wollte, vordemonstrieren, Alles, was er wollte, sei auch durchaus gesetzlich und im vollen Rechte gegründet. — Das kaiserliche Familienrath und Aulicalvermögen desam allmählig eine Aufrührung, die sich die Herzoge von Rothringen schwerlich gedacht haben. Auf seinen vielen Reisen, wo er immer mitagirt, gubernirt, und am kaiserliche mitadministrierte, warf er es jedem Kammerprocurator vor, „daß er dem Aar so viele Prozesse verliere!“ — Die Eiferstucht gegen seine begabteren Brüder, vorzüglich gegen den Erzherzog Karl und den schlawen Palatin Joseph, setzten viel Unheil. Politische Verbrechen schienen ihm die ärgsten, ja die einzigen. Hier hat er nie begnadigt, nie gemildert, oft verschärft. Den lombardischen Staatsgefangenen war sein schon 1826 ersehnter, Todestag ein Tag der Erlösung. — „Verzeihen kann ich schon schwer und vergeffen gar nicht. Das trifft mein Metternich schon besser!“ sagte er oft ganz aufrichtig. — Franz lebte und webte und regierte nur in der Polizei und durch die Polizei. Alles Andere schien ihm Nebensache. Er dachte es auch damit soweit, daß zur Uebersicht seines Cabinets Nichts besser taugte, als Tacitus's Wort aus der Zeit Tibers: — „quo quis audacior et distinctior accusator, eo magis tutus et quasi sacrosanctus erat.“ Das zu Verbrechen Verführen und Verleiten, um als Angeber und agens provocateurs ein oft schwindendes Glück zu machen, kam bei Franz an die Tagesordnung, und es entstand dadurch ohne irgend welchen wahren Nutzen eine schändliche Demoralisation. Ein Hauptzweig dieses erlaßenen Polizeiregiments war die mit der empfindlichen Beschränkung

heit, ja Röcherlichkeit gebandhabte Censur, die anlagensreichen Höfler um ganze Decennien zurückhalten. — Glaubte man denn nicht jetzt noch, durch Sinecuren und Pensionen eine sogenannte Akademie gegründet zu haben für ein, von der Natur unerforschliches, geheimes Reich, in welcher aber Philosophie, Theologie und Politik, sowie eine ausgelassene Distorie gar nicht geduldet werden, deren erstes Gesetz war: „ne quid falsi dicere audeat — deinde vero, ne quid veri non audeat!“ (Freih. v. Hormayr.)

FRANZ I., König von Frankreich. Über ihn und seine Regierung v. Frankreich S. 329 fgg.; hier ist die Rede von seiner Kriegsführung. Schon Ludwig XII. hatte Kämpfungen angeordnet und Unterhandlungen gepflogen, doch lange nicht zu erwünschtem Ende gebracht; noch immer bestand der große Bund, um Mailand zu schützen und Frankreich von einigen Seiten anzugreifen. Der Kaiser und Ferdinand erneuerten ihn öffentlich mit den Schweizern, der Papst heimlich. Franz hatte sich zwar mit dem nachherigen Kaiser Karl V. verglichen und schloß (den 16. Aug. 1516) den Vertrag von Novon mit ihm, worauf auch Heinrich VIII. von England sich mit Frankreich einigte, ihm Douai für 600,000 Dukaten überließ. Der Papst stellte sich ebenfalls genügt, sich zu vergleichen, und auch die Schweizer hatten sich dazu bereit erklärt. Es kam nun darauf an, den Vergleich durch die Vermittelung des Herzogs von Savoyen zu Stande zu bringen. Die Schweizer hatten Susa nach der Niederlage Colonna's verlassen und sich gegen Bercelli zurückgezogen, um Mailand desto kräftiger zu verteidigen, wozu die Franzosen vordrangen, nachdem es ihnen gelungen war, die Bewehrung der italienischen Grenzen zu entkräften. Genua, von innerm Zwist zerrissen, hatte sich Frankreich unterworfen und seinen bisherigen Herzog Gregorio als Statthalter erhalten; daher hatte Franz einen Theil seines Heeres zu Wasser dahin geschickt, Mailand von dem Po her, zugleich die Schweizer bei Susa im Rücken anzugreifen. Zwar waren die vornehmsten Alpenpässe von ihnen so gut besetzt, daß sie unmöglich durchbrochen werden konnten, hätten nicht die Schweizer die Unterthanen des Herzogs von Savoyen durch schlechte Behandlung gereizt und sich zum Feinde gemacht. Ein Gensmeijer erbot sich daher gegen den Herzog, die Franzosen über einen neuen, kaum betretenen Weg zu führen, der auch der näheren Unternehmung, obgleich mit mancher nicht leichten Arbeit, sich brauchbar erwies. Nur selten fanden sie gebahnte Pfade für das Gefolge; sie mußten erst durch 3000 Pioniere zubereitet werden; die Kanonen und Wagen durch Binden und Laue hier hinaufgezogen, dort wieder hinabgelassen werden. Jedem erschlagenen rauen Heilen folgte öfters ein zweites noch heftigeres, ehe sie endlich nach fünfzigem Marsche, von den Schweizern unbemerkt, bei Saluzzo ankamen. Andere Truppen zogen durch das Krappthal aus Turin, de Priß ober, in Verbindung mit 4000 Infanteristen des Delavian Gregorio aus Genua, nahm Alessandria und Tortona hinweg. Gleichzeitig gelang es einem Reiterhaufen unter d'Imbrecourt bei Rocca d'Epervieres durch die Gebirge

zu bringen und den päpstlichen General Prosper Colonna in Villa-Franca bei der Mittagstafel zu überfallen. Die Römer hielten sich für so sicher, daß sie nicht einmal das Thor geschlossen hatten, so daß die Franzosen ungehindert herein ritten. Einer von der Spitze der Avantgarde stemmte seine Lanze zwischen die Thorschwelge, daß sie nicht zugeschlössen werden konnten.

Das Heer des Königs enthielt mehr als 50,000 Mann, und hatte damals wol nur wenige seines Gleichen; 2500 Streiter oder Lanzk., der Kern des französischen Adels, bildeten die Gardarmen, und begleiteten den König ebenso wol aus Kriegszug, als aus persönlicher Reizung. Jeder Ritter dieser bei den Franzosen beständig stehenden Reiterei hatte 7—8 Armbrustschützen, die gewöhnlich auch von ihm gestellt und ausgerüstet wurden. Sie formirten, wie auch die um diese Zeit angekommenen Halenköpfer mit Feuerwehren, besondere Compagnien von 200 Mann (den einen wie den andern befehlt König Franz I. im J. 1530), sich mit leichten Pferden beritten zu machen, die bloß eine Fiedelhaube, einen Brustharnisch und ein Panzerhemd führten, während die Gardarmen den vollen Harnisch mit einem geschlossenen Heime und einer Lanze mit einem Hähnen trugen, und anstatt des trauflichen Kolben oder Streithammers ein breites, zweifelhafte Schlachtschwert am Sattel. Eine neue Art leichter Reiter kamen bei Gornovo zuerst bei den Venetianern in Gebrauch: die Straboten oder Albaner, im Dienste der Republik. Sie ritten leichte, rasche Pferde, gingen türkisch gekleidet und führten anstatt der Lanze einen 10 Fuß langen Springstock, an beiden Enden mit spitzen Eisen beschlagen. Feuerrohre fanden sich schon im vorigen Jahrhundert einzeln bei den reisenden Schützen; sie wurden von Tage zu Tage häufiger; sobald nachher die teutschen Raidschützen erfunden worden, führte man sie allgemein bei dem Feuergewehre der Reiterei ein. Die Schützen oder Artubusier zu Pferde werden nun öfters unter dem Namen der Arquebustiers erwähnt (vergl. Franco Archers).

Das Fußvolk bestand aus den von Franz I. auf 500 Mann verkleinerten Banden, bei denen schon Ludwig XII. Capitaine als Capitaine, Leutenants und Fähnriche angestellt hatte. Wie die Reiterei, bestanden sie einknechtlich in Pikieren und Halenköpfen oder Artubusier. Sie führten nebst einer eisernen Fiedelhaube bei den Franzosen und Spaniern lange Stiefbögen und zehn Pfund schwere Luntenröhre, bei denen die Lunte zwischen die Rippen des bisweilen messingenen Hahnes geschnitten ward. Eine andere Art Feuergewehr, die Musketen, scheinen bei den Spaniern auf Veranlassung des bekannten Herzogs von Alba zuerst eingeführt und durch die spanischen Schützen bei den teutschen Landtsknechten bekannt geworden zu sein. Ihr längeres Feuergewehr schloß 4 Loth Blei und konnte wegen seiner Schwere nicht anders als auf einem Gabelstock (der Furquette) losgeschossen werden, die der Musketier in der rechten Hand führte. Jede Fahne zu Fuß hatte zehn Musketiere, die monatlich 10 fl. bekamen, und deren 15 Pfund schwere Musketen auf dem Marsche von einem besondern Jungen auf einem

Rissen getragen wurden. Ihre größeren Kugeln, mit mehr Pulver geladen, durchdrangen den stärksten Harnisch und trugen dadurch viel zu dem Gewinn der Schlacht bei Pavia bei. Sie waren zu der Zeit den Franzosen noch nicht bekannt. Alle diese Schützen trugen über die linke Schulter einen ledernen Riemen, an dem zwölf hölzerne Büchsen mit den Pulverladungen hingen. Die 15 Kugeln enthielt ein lederner Beutel, zu unterst des Riemens mit einer Pulverflasche zu dem Sandpulver.

In jeder Bande von 500 Mann befanden sich zu Franz I. Zeiten 200 Schützen, 100 Pikiniere mit vollem Harnisch und Püschelhaube; die übrigen, welche Doppelsöldner hießen, führten Schwertschwerter zu zwei Händen, oder Hebelarden und dergl., 50 aber bloß Spieße, ohne Harnisch und Püschelhaube.

Das Geschütz war schon zu Karl's VIII. Zuge nach Italien leichter und zweckmäßiger eingerichtet worden, doch immer noch sehr schwer und unbehülflich, gegen unsere Zeiten verglichen. Die Franzosen hatten als Feldgeschütz:

	Kugelschwere.	Länge.	Gewicht.
Die Colubrine	20 Pf. Eisen.	10 Fuß.	4300 Pf.
dito	16 „ „	8 „	1750 „
Der Passivolante	16 „ „	12 „	2740 „
Der Sager . . .	12 „ „	8 „	1400 „
dito	10 „ „	8 „	1300 „
Der Aspide . . .	12 „ „	5 „	1300 „
Der Falconet . .	6 „ „	7 „	880 „
Das Falconet . .	3 „ Blei.	5 „	400 „

Die Bespannung der Artillerie erforderte aus dem ersten Zuge nach Italien 5006 Pferde. Die Franzosen hatten 24 große und 50 kleine Geschütze, außer diesen noch 300 Haubitzen, nur 2 Fuß lang, welche Kortdärschen von 50 Kugeln schossen. Schon die französische Artillerie Karl's VIII. diente der italienischen 1502 zum Vorbilde, um sie zweckmäßiger einzurichten und eiserne Kugeln, die von den Mäuren in Spanien längst gebraucht wurden, einzuführen.

Bei Goni hatten 10,000 Schweizer gestanden, die sich nach dem Überschreiten der Gebirgspässe durch die Franzosen nach Vercelli zurückzogen, unterwegs aber Chivasso plünderten und das Schloß eroberten, als sie hörten, daß König Franz ihnen über Lutin auf dem Fuße nachfolge. Schon war er im Besatz von Novara, mit dem früher von den Schweizern eroberten Geschütz, und eröffnete sich durch eine Ausfesselung bei Marignano die Verbindung mit Aleria's Benetianern; daher glaubten die Schweizer, es sei nothwendig, einen Frieden mit dem Könige einzugehen, der ihnen ihre Forderungen aus dem Vergleiche von Dijon versprach, auch den gegenwärtigen, wie den noch heranziehenden Schweizern einen dreimonatlichen Sold und 300,000 Ducaten für die von Mailand abgerufenen Anwärter zu zahlen. Sie versprachen dagegen Frieden mit Frankreich bis zehn Jahre nach des Königs Tode, entsagten der Wertheidigung von Mailand und erbüden bloß für die Überlassung des Herzogthums eine jährliche Rente von 60,000 Ducaten für den Herzog Maximilian Esforza. Schon

war Alles berichtigt, selbst die Prinzen und der hohe Adel hatten Geld und Silbergeschütze berggeben, um die erforderliche Summe zur Besriedigung der Schweizer voll zu machen; Lautrec sollte mit 400 Lanzknechten nach Buffalora begleiten, als der Cardinal Schinner, der schon vorher von Kaiser und Papst eine Anstellung erhalten hatte und bei den demokratischen Cantonen in großem Ansehen stand, einiges Geld brachte, und durch seine Berechnung seit die Einwohner von fünf Cantonen demog, mit Vermehrung des Vergleiches den Krieg fortzusetzen. Sie wollten zum Anfange desselben sich der abgezogenen Geldsummen bemächtigen, was jedoch durch den schnellen Rückzug Lautrec's nach Gallarate selbstschlug. Sie thaten daher am 13. Sept. 1515 um 2 Uhr Nachmittags in tiefer Stille von Mailand aus den ersten Angriff auf die Franzosen, die in Finsicht des abgeschlossenen Vertrages Nichts dergleichen erwarteten, und von denen gleich Anfangs der Herzog von Bourbon, der Graf von Camerac und mehrere andere französische Ritter erschlagen wurden. Schon gingen einige Geschütze verloren, die sie dedenden Leuten fehlten; da eilte der König selbst mit dem schwarzen Haufen und der Reserve von Reitern herbei und stellte das Treffen wieder her, das nun Mann gegen Mann wie in die Nacht dauerte. Der Cardinal Schinner hatte den Schweizer Brod aus das Schlachtfeld bringen lassen, doch dachte Niemand seiner daran, sich zu stärken. Im bunten Gewimmel warf jeder sich zur Erde, wo er eben stand; der Feind lag neben dem Feinde, um am frühen Morgen sich gegenseitig zu morden. König Franz ruhte in voller Rüstung; nachdem er sich mit trübem Wasser aus einem Helme gelabt, die Infanterie ein wenig geordnet und Kanonen an die gefährlichen Punkte dabei bringen lassen, wo es dem Feinde in die Flanke schoss, als mit der Morgensonne das Gesicht von Neuem entrannte.

Alz, selbst die wüthendsten Angriffe der Schweizer wurden nun abgewiesen, besonders als Aleria, der die Infanterie zurückgelassen hatte, nach Sonnenaufgang mit der venetianischen leichten Reiterei zum Angriffe dransürte. Um 9 Uhr des Morgens liegen die Schweizer ab, denn eine von ihnen durch ein enges Thal den Franzosen in den Rücken gesandte Abtheilung ward von dem Herzoge von Alencon mit der Reserve völlig niedergebäumt; in unzertrannter Ordnung gingen sie nach Mailand zurück, ihr weniges Geschütz (vier Feldschlangen) selbst fortziehend, und aus ihrer dritten Waffe den Franzosen die Spitzen ihrer Piken und Hebelarden entgegenstreckend, daß keiner, weder zu Pferde, noch zu Fuß, sie anzugreifen wagte (Guicciardini, Hist. d'Italia. Lib. XX. 1490—1532. lat. d. Celsus Sec. Curio. [Basil. 1566. fol.]. Lib. X. p. 446).

Trioux erklärte, 18 Schlachten, in denen er sich befunden hatte, gegen diese für bloßes Spiel. Welche Theile hatten große Verluste: die Schweizer 12,000, die Franzosen aber 4000 Mann. König Franz entließ sich der Gefahr bloß durch seinen persönlichen Muth; der Herzog von Guise ward nur durch die Treue seines Schildknappen, eines Leutenants, gerettet, der sich auf seinen zu Boden getretenen Herrn warf und ihn so gegen die Stiche

des Feindes schloß. Cardinal Scheiner war schon am ersten Abend nach Teutschland zu dem Kaiser Maximilian geritten, ohne den Schweizern Sold zu bezahlen, die deshalb nachher durch die Plünderung von Lodi und St. Angelo sich bezahlt machten.

Der König war mit Recht über den Sieg hoch erfreut; die Schweizer hatten ihren Ruf der Unüberwindlichkeit, das Bewußtsein, daß man es sei, verloren. Er gab seiner Mutter von dem Schlachtfelde die erste Nachricht davon, ließ sich durch Sogard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, zum Ritter schlagen, und zog dann nach Pavia, während von Aubigné und Peter Kavaro — dieser durch die von ihm zuerst mit Glück angewandten Minen — den Herzog Maximilian Sforza zwang, nach 20 Tagen die Schlüssel von Mailand und Cremona zu übergeben. Er ward in Frankreich versorgt und starb daselbst 1533. Der König hielt an der Spitze des Heeres den Einzug in Mailand, wo er einer hohen Messe im Dom bewohnte. Der Connétable bekam die Statthaltertschaft und den Oberbefehl der Truppen, als Franz I. zu Anfange des Jahres 1536 nach Frankreich zurückkehrte, nachdem er sich im December zu Bologna persönlich mit dem Papste geeinigt und nach Aufhebung der denselben so unangenehm pragmatischen Sanction von 1438 die jenem vortheilhaften Concordate verabredet hatte. Der Papst mußte zugleich den Bündnisse mit dem Kaiser entsagen, wogegen ihm schon die Vortheile seiner Casse bezogen, auch ihm die Möglichkeit blieb, die alten Verhältnisse nach Gefallen leicht wieder anzubinden.

Der Herzog von Bourbon hatte zwar jezt zum dritten Male Brescia belagert, doch vergebens. Der Kaiser erschien mit 30,000 Mann im Felde; denn Scheiner hatte von dem Selde Ferdinand's des Katholischen und Heinrich's VIII. 1500 Schweizer angeworben, zu denen die schwäbischen Bundeserwählten das Ubrige gaben. Mit diesen drang der Kaiser schnell vor, weil das bei Peschiera stehende Detaschement nicht Widerstand leistete, ging er nach der Eroberung von Asolo bei Orzinovi über den Oglio und bei Rivaltà über die Adda, und nöthigte die Franzosen, über Cassano sich nach Mailand zu ziehen; denn sie sühten sich zum Widerstande zu schwach, weil die erwarteten Schweizer, die Abzucht von Stein aus Bern angeworben und auf drei Monate Sold für sie bekommen hatte, noch nicht angekommen waren. Nur durch Jurenden der vermittelnden Abgeordneten konnte der General Lautrec bezogen werden, Mailand, in Erwartung der Hilfe aus der Schweiz, nicht zu verlassen, da der Kaiser die Stadt schon mit harten Worten aufgefodert hatte. Jene Hilfe erschien endlich; sie bezog den Kaiser, die Belagerung aufzuheben, weil die bei seinem Heere befindlichen Schweizer sich durchaus weigerten, gegen ihre Brüder zu sechten und ohne vorher erhaltenen Sold überhaupt nicht weiter zu dienen. — Das dazu bestimmte Geld aus Teutschland hatten die Spanier in Brescia für ihren rückständigen Sold zurückbehalten. Zwar kam der Cardinal Scheiner mit 300 Pfund Gold von dem Könige von England an, es war jedoch beidemal nicht genug zur Bezahlung des Soldes. Die Schweizer, unter ihrem

Obersten Stappfer, kehrten nach ihrem Vaterlande zurück; die teutschen Landessoldaten gingen theils zu den Franzosen über, theils verstreuten sie sich gänzlich, und eine geringe Zahl unter Antonio Colonna zog sich nach Verona, als der Kaiser Maximilian nach Teutschland zurückgekehrt war, unter dem Vorwande, Geld zu holen, das aber nie erfolgte.

Mit den noch widerig gesinnten Cantons war es mittlerweile während oder vielmehr nach dem Feldzuge zu einem Vergleiche gekommen; Franz I. schloß mit ihnen am 19. Nov. 1516 den ewigen Frieden zu Freiburg, wo er ihnen für ihre alten Forderungen 700,000 Goldfranken zahlte, ihre bedingten Lohngelder erhöhte, ihre Handelsfreiheiten und die von Ludwig XII. gegebene mailänder Capitulation bestätigte. Hierauf folgte 1521 zu Euzern das erste Bündniß mit den Schweizern, das bekanntlich erst durch die französische Revolution gebrochen ward.

Die Venetianer hatten einen vergeblichen Versuch gemacht, Brescia durch Leittersreizeug zu nehmen; die Letztern waren nicht lang genug und die Besatzung zu wenig; sie erhielten die Stadt erst mit Hilfe der Franzosen Lautrec's nach achtstägiger Belagerung durch Accord, so auch im folgenden Jahre Verona durch Hunger, weil die Franzosen ihr die Lebensmittel abgeschnitten hatten. Endlich ward zwischen dem Kaiser und Venedig ein Stillstand auf fünf Jahre geschlossen, während deren sie jährlich 30,000 Dukaten bezahlen mußten, und der einen steten Frieden hervorbrachte.

Mittlerweile gab des Papstes Leo X. Bruder, Julian Medici, durch seinen Tod ihm Freiheit, den schon längst begebenen Haß gegen den Herzog Franz von Urbino zu befeuern und ihn durch ein unter Lorenzo Medici gegen ihn abgeschicktes Heer aus Italienern und französischen Truppen anzugreifen, wobei er ihn durch ein förmliches Urtheil der Regierung seines Herzogthums beraubte. Obgleich dem Herzoge Geld, Geschütz und Kriegsbedürfnisse fehlten, hatte er doch 5000 zu Fuß und 500 Pferde unter Friedrich Bessolo zusammengebracht, deren Kampflust und Muth an die Stelle der ihm fehlenden Dinge trat, besonders als die Gasconer mit sechs zwölfsündigen Feldstücken zu ihm übergingen. Mit abwechselndem Glücke von beiden Seiten ward der Feldzug geführt, bis beide Theile des Krieges und dadurch verursachten Aufwandes müde wurden, wo dann der Herzog alle seine eroberten Städte und Ländereien zurückgeben, nach Mantua gehen, seine ganze fahrende Habe, sein weniges Geschütz und die von seinem mütterlichen Großvater, Ferruccio, mit großen Kosten gesammelte herrliche Bibliothek mitnehmen durfte. Der Papst befreite ihn vom Kirchbann, versprach allen Theilnehmern am Kriege Amnestie und bezahlte für den Sold der herzoglichen Truppen 105,000 Dukaten.

Obgleich König Franz dem Papste bei diesem Streite seine Hilfe nicht versagt hatte — wol nur, um den ehrkräftigen Mann zu kaufen — setzte Leo doch seinen Zwed, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, nicht ein. Augenblick der Seiner. Mit dem Könige von Frank-

reich machte er ein Bündniß gegen den Kaiser und verleihete ihn zu nutzlosem Aufwande, dessen Preis die Kaisertrone sein sollte; zu gleicher Zeit unterbandelte er mit Karl V. über die Vertreibung der Franzosen aus Mailand und Genua. Franz I. hatte sich vorgenommen, aus guten Gründen Karl V. vom Kaisertrone fern zu halten, wenn auch Anfangs aus Ehrgeiz, ihn als eine Braut für sich selbst zu suchen, wie auch Karl sich um sie bewarbt. Als aber sich unabsehbare Schwierigkeiten fanden, suchte Franz den Kurfürsten von Sachsen dazu zu bewegen, der es jedoch schließlich ablehnte und dafür Karl's ernstlich zu wählen trieb, obgleich damals unbedingt Franz der mächtigste, reichste und angesehenste König in Europa war, und weder Geld, noch Versprechungen sparte, seinen Zweck zu erreichen, wozu ihn vor Allen der Papst anreizte, sogar ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich gegen den neuen Kaiser schloß, was auch gleichzeitig mit letzterem geschah, wie schon oben gesagt. Nur die Venetianer begünstigten die Ansprüche des Königs von Frankreich und erbanden sich mit ihm. (Darü, Geschichte der Republik Venedig. 2. Bd. S. 332 der teuffchen Uebersetzung. [Leipzig 1824.])

Den König Franz zu täuschen, hatte der Papst sich zum Kriege angeblich gegen Karl V. gerüstet und 6000 Schweizer in Sold genommen, um gemeinschaftlich mit den Franzosen Neapel hinwegzunehmen und zu theilen. Weil jedoch die Einigung Leo's X. mit dem Kaiser seinem bekannt ward, besann er sich, die Bedingungen einzugehen; von den Schweizern gingen daher 4000 zurück, nachdem sie dem Papste 150,000 Dukaten Sold u. c. gestiftet.

Die Unruhen in Spanien hatten einigen Mitgliedern der Junta, gemeinschaftlich mit Albrecht, dem vormaligen König von Navarra, Gelegenheit gegeben, die Franzosen um Beistand zu bitten, von denen sie auch gegen 300 Kanzen und 6000 gabconische Infanterie unter Äspertaut's Anführung erhielten. Diese eroberten ganz Navarra mit der Festung Pampelona, wo der Stifter des Jesuitenordens, Ignaz Loyola, durch eine schwere Verwundung für den Kriegsdienst untüchtig gemacht, sich dem Kirchendienste widmete. Anstatt sich festzusetzen, drangen die Franzosen auch nach Castilien vor, wurden aber von den tapfern Spaniern hier und selbst aus Navarra vertrieben. Unmittelbar darauf ward jedoch unter dem Admiral Bonniot ein Corps von 6000 Kanzen, 6000 Landknechten und einer Anzahl französischen Fußvolks nach Navarra geschickt, das die Spanier vor sich hertrieb und Huertarabia leicht eroberte.

Weil ausserdem war der Streit des Grafen Roberts' von der Mark, der aus Verdruss den Dienst Franzens verlassen hatte, um auf des Kaisers Seite zu treten, wo ihn doch die Nichtachtung seines Privilegiums, das non appellando, durch die Prinzessin Margaretha zu Gunsten des Grafen von Camerich demaschen beliedigte, daß er sich sogleich wieder in französischen Schutz begab und der niederländischen Regierung förmlich ablagte. Eine von ihm versuchte Uebersumpfung von Lüttich schlug fehl, und der Kaiser beschwerte sich bei dem Könige von Eng-

land darüber, auf dessen Veranlassung der König Franz dem Grafen die Heinseligkeiten unterlagte¹⁾. Dagegen der Letztere es sogleich besagte, fielen doch die kaiserlichen Truppen in seine Länder ein, eroberten nicht nur Santh und Fleurance, sondern griffen auch das französische Terrouanne vergebens an.

Zwei kaiserliche Armeen drangen von der Maas und Scheide vor, konnten aber nicht einmal das von Mayard mit 1000 Mann sechs Wochen vertheidigte Méjeres erobern, und verloren Rouyon. Der Kaiser selbst, an der Spitze des Heeres, wäre mit 6000 Mann — dem Reste desselben — verloren gewesen, hätte Franz nach dem Rathe Bourbonns und des Herzogs Vendome frisch angegriffen.

Um sich zu verheirathen, hatte Lautrec in Italien seinem Bruder einstreifen den Oberbefehl übergeben, dieser aber sich durch Verbannung vieler Mailänder viel Feinde zugezogen, weil er erfahen, daß der Kaiser Morone vom Papste 10,000 Dukaten bekommen, um Kutschleute dafür zu werben und durch sie Genua, Parma, Piacenza, Cremona und Mailand zu überrumpeln.

Dies war zwar unmöglich, doch traf die Franzosen ein anderer Verlust; der Biig schlug in den Pulverschirm des mailändischen Schlosses, das 250,000 Pfund Pulver, 1200 Sturmflinten und 600 Sturmflinten erhielt. Weizade die ganze Besatzung verlor das Leben, und die vornehmen Franzosen in der Stadt verrichteten unterdessen die Besetzung des Schlosses, bis eine andere Compagnie aus Novara kam.

Weil jetzt Prosper Colonna die Belagerung von Parma unternehmen wollte und deshalb den Markgrafen Pescara mit 300 Kanzen abendsend hatte, den Marsch von 4000 Landknechten und 2000 Graubündnern durch das Mantuanische zu decken, schickte König Franz I., sobald er Nachricht davon bekam, den Lautrec dahin zurück, von dem sein Bruder, Gaston de Foix, mit 400 Kanzen und 5000 Italienern zu Fuß zur Vertheidigung der Stadt bestimmt ward, deren Belagerung mit einem so heftigen Beschleßen begann, daß schon am zweiten Tage die Mauer der jenest des gleichnamigen Flusses liegenden Vorstadt eine 52 Schritte breite Öffnung hatte. Das schien den Italienern so gefährlich, daß die meisten sich heimlich entfernten und kaum 2000 da blieben. Man verließ daher die Vorstadt und zog sich, vom Feinde unbemerkt, des Nachts heraus, weil die Waide ihre Funten brennend auf dem Balle zurückließ. Als die Kaiserlichen jedoch die

1) Kurz zuvor hatte Franz I. mit Karl VIII. bei Guines eine Zusammenkunft, wo die Franzosen besonders eine Pracht und Eleganz sehr ließen, daß von dem vielen Schmuck dieser Zusammenkunft sie le Camp du drap d'or genannt ward. Viele Adelige trugen nach Willen ihr Ritterkleid und Befehlshörer auf dem Felde, um damit zu prunken. Stößen und mancherlei Ritterspiele dauerten 15 Tage fort, während dessen Heinrich VIII. in einem Zweikampfe von Franz I. gegen Giovanni selbst ward. Als Freunde schieden sie von einander, und Heinrich VIII. verließ, in einem Kriege mit dem Kaiser nicht Theil zu nehmen. Letzter Karl war bedacht, die vortheilhaftesten Bedingungen von Franzens' unbedingtem, freimüthigem Betragen auf Heinrich VIII. wieder auszusprechen, indem er seinem Oheime Schmuckstücke und seinen Liebding, den eilten und hochbedingten Cardinal Wolsey, gewann.

Zuführung gewahrten, ward die Sturmfluth erliegen und das Geschloß hereingebracht. Doch war die Stadt selbst durch den kleinen Fluß vor den Belagerten geschützt, und Lautrec näherte sich mit 22,000 Mann zum Anschlag, dessen Angriff die Verbündeten fürchteten, weil Afonso von Este mit 2300 Mann und zwölf Kanonen herankam, sie zwischen zwei Feuer zu dringen; daher hoben sie die Belagerung auf, um über den Po zu gehen, wo das Land noch Nichts gelitten hatte und sie überflüssige Lebensmittel fanden.

Zu dem Ende ward Johann Medicis mit 300 Spaniern zu Fuß und 200 leichten Pferden gegen Cremona daselbst, um sich der dort befindlichen Brückenkähne zu bemächtigen. Allein die Schiffer sahen in die Mitte des Flusses, wo die Feinde sie nicht erreichen konnten. Endlich gelang es, bei Verdello eine Schiffbrücke aufzustellen, über die das kaiserliche Heer am 1. Oct. nach Casal Maggiore zog, wegen des ungeheuren Trofzes aber einen ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht dabei zu brachte. Das während dessen durch den Po getrennte Heer konnte leicht durch die nur 6000 Schritte entfernten Franzosen ausgerieben werden, wenn sie es unternahmten.

Die Verbündeten wollten zwar bis Borolano, acht Meilen aufwärts am Oglio, gehen, doch verboten die grundlosen Wege den Transport der Artillerie; sie konnten nur bis Robello kommen, wo sie erfuhren, Lautrec stehe bei St. Marino, um sie am folgenden Tage anzugreifen. Er schickte zu dem Ende einen Theil seines Geschlages über den Oglio nach Ponte Rico, woselbst es um Mitternacht das päpstliche Lager im Rücken beschloß, das nun bei Tagesanbruch nach Gabbiana abmarschirte. Lautrec, doppelt so stark wie der Feind, versäumte hier die Gelegenheit zum Treffen und Siege gegen den Rath des Schwagers, die darüber ausgebracht waren, und vom General den Schlachtfeld verlangten, den sie für ein gewonnenes Treffen zu bekommen pfliegten, und um den sie seine Unentschlossenheit gebracht hatte.

Sowie hier in Parma, waren die französischen Heerführer in Spanien mit Kuantarabia und in den Niederlanden mit Hedrin glücklich gewesen. Die letzte Festung war im Begriffe, bei der Vermählung der Tochter des Generaleinnahmeers von Artois zu feiern, und setzte sich dadurch einem Überfalle von den Franzosen unter dem Commando, dem Grafen von St. Pol, und dem Herzoge von Vendome aus, der auch nach Wunsch gelang; man bekam Hedrin beinahe ganz ohne allen Widerstand. Der König hatte jedoch die Arme noch vor diesem Ereignisse verlassen.

Der Winter 1522 verging sehr unruhig, denn es glückte dem Kaiser, das Bündniß gegen Frankreich mit neuer Kraft entstehen zu machen. Wie gewöhnlich, suchte Karl V. die Mittel in der Aufsicht zu einer erwünschten Verbindung zu finden. So schwer es Leo X. ankam, er mußte die Kosten des Krieges selbst auf sich nehmen, denn Karl war nie bei Cassi. Es ward deshalb ein zussätzlicher Versuch auf Reggio als ein Ortel benützt, den langen Anschlag des Kaisers gegen das Mailändische zur Ausführung zu bringen.

Dieser hatte sich mit dem Papst geeinigt, Senna und das Mailändische unerwartet zu überfallen. Hieronymus Adorno hatte dazu 2000 Spanier unter seinem Befehle, fünf neapolitanische Schiffe, zwei päpstliche Galeeren, vier Brigantinen und einige andere Fahrzeuge vertheilt. Es ward jedoch zu zeitig Tag, ehe die Bothe reitungen vollendet waren; die Flotte mußte sich mit Verlust entfernen, den die Angreifer durch die Kanonen des Hafens erlitten. Nicht deßwegen gelang die Ueberrumpelung von Como; weil sie schloß, zogen sich die Angreifer zurück, um in der folgenden Nacht durch ein Loch in der Stadtmauer in die Stadt zu kommen. Ein tiefer Schlaf begünstigte jedoch den Überfall der fest eingeschlossenen Feinde; sie wurden theils getödtet, theils zerstreut, ihre Anführer, Pallavicini und Ratto, werden gefangen und geviertheilt, nur die Landknechte kommen mit dem Leben davon.

Feldherren waren für diesen Feldzug Prosper Colonna und Don Ferdinand d'Avolas, Marschall von Pescara, und General-Kriegscommissair Guicciardini. Die andern höhern Officiere, Anton de Krovo mit 400 Lanzknechten, Johann Medicis mit der leichten Reiterei des Papstes; Graf Guido Rangone besetzte das Fußvolk der Kirche und Vitelli die Florentiner. Das ganze Heer betrug etwa 18,000 zu Fuß und 1200 Pferde. Die Franzosen in Mailand waren zwar schwächer, doch hielt der Marschall von Foix sich für stark genug, ihnen zu widerstehen, sobald nur die Schweizer ihren Sold richtig erhielten, weil sie andern Falles sogleich nach Hause gingen.

Bei seiner Ankunft im Mailändischen begann das kaiserliche Heer mit der Belagerung von Parma (im November 1521), nachdem die Heerführer sich endlich darüber vereinigt hatten. Mehrere verdiente Häupter der Reiterei waren dabelst vereint, und der nummehrigste Gouverneur, der Marschall von Foix, wartete nur auf die Ankunft der Truppen, die sein Bruder Lautrec ihm bringen sollte. Er kam endlich mit 500 französischen Lanzknechten und 400 Mann zu Fuß unter dem Grafen von Poitiers, 400 venetianischen Schmiedischen und 4000 Infanteristen unter Trivulzio und Gritti. Der Herzog von Urbino und Marco Antonio Colonna, der Neffe des kaiserlichen Feldherrn, befanden sich als Volontaire bei der französischen Armee. Die Verbündeten hatten mittlerweile den Theil der Stadt Parma, der westlich des Flusses, Godiponte genannt, liegt, und wo von dem Marschall von Foix bereits die Vorstädte abgebrannt waren, angegriffen und nicht auf eine Belagerung gefaßt, mit ihrer schwachen Feldartillerie den Wall endlich geöffnet, daß sie drei Mal einen Sturm versuchen konnten, aber auch drei Mal monnathig zurückgeschlagen wurden. Lautrec's Annäherung, der seine Ankunft in Italien durch die Hinrichtung Christoph Pallavicini's gefeiert hatte, eines 15jährigen Greises und nahen Verwandten der größten Häuser in Italien, der zum Anfange der italienischen Unruhen gefangen, nun seinem durch einen grausamen Tod dem Leben entrückten Vetter folgte, begann. Allein dieser still die Straße einer Berrätherei, jener, um sich seiner großen Güter zu bemächtigen und sie dem Marschall von Foix zu schenken.

Sowol die Ankunft Lautrec's, als der Einbruch des Herzogs von Ferrara in das Medresische mit 100 Gendarmen, 200 leichten Reitern und 2000 Mann zu Fuß, vielleicht und wol mehr noch die Unfehligkeit der ersten Anführer und das Mißtrauen der Allirten gegen einander, führten einen allgemeinen Kriegsrath, durch diesen die Aufhebung der Belagerung und den Rückzug bis hinter den Grossoio nach Reggio, herbei. Jenes Mißtrauen war nicht ohne allen Grund; der Papst, im engen Bunde mit dem Kaiser, unterhandelte mit Franz I., während, ihm unbewußt, Letzterer gleichzeitig mit dem Kaiser ein Bündniß anknüpfte. Jeder suchte in besonderen Verhandlungen die öffentlichen Tractate durch geheime Berabredungen ungültig zu machen, ist gegenseitig ein Verräther und wird selbst verrathen. Die Schwachen allein, der Unterdrückung Bloßgestellten, deren Willkür kaum der Mühe lohnt, blieben sichere und treue Freunde.

Mailand war noch in den Händen der Franzosen, die, nach Zurücklassung einer Besatzung in Cremona und Pizzighetone, sich ganz nach Mailand gezogen hatten. Hier wurden sie am 19. Nov. 1521 von den Verbündeten überrumpelt, weil die zuerst angegriffenen Venetianer augenblicklich die Flucht nahmen. Ihr General Trivulzi lag krank im Bette, kam aber dennoch herab, ward von den Feinden umringt, verwundet und gefangen. Der Marschall von Foix war ebenfalls schon zur Ruhe und entging noch kaum dem gleichen Schicksal; so auch Grizzi. Lautrec ging im Schlafrock auf dem Marktplatz spazieren, entfloß, um die Truppen auf der Esplanade des Schlosses zu sammeln, mit denen er sich nach Como rettete, eine Besatzung des Schlosses unter Mascaron, einem Volksgenossen, zurücklassend. Nachdem er Como mit 50 Kanonen und 600 Mann zu Fuß unter Bandenisse besetzt, zog er sich über Lecce gegen Bergamo zurück. Parma ward auf seinen zu vorsehenden Befehl von Boyola den Verbündeten eingeräumt, Como, Piacenza und Cremona übergeben. Leo X. soll vor Freuden darüber vom Schlage getroffen worden sein; daß ihn sein Wundschmerz vergiftet, ist nicht erwiesen. Die Italiener wollten Franz I. die Veranlassung Schuld geben, dem widerspricht aber der bekannte offene Charakter des Königs mit Nachdruck.

Mit dem Tode Leo's X. wandte sich das Glück auf die Seite der Franzosen, welche der Gelegenheit wahrnehmen wollten, sich der Stadt Parma wieder zu bemächtigen. Guicciardini, der bekannte Geschichtsschreiber Italiens, setzte seinen ganzen Ruhm darin, das ihm hierdurch geschnittene Vertrauen zu verdienen. Der Magistrat war ihm entgegen, wollte die Stadt übergeben, in dem Augenblicke, wo die Franzosen mit Sturmleutern anrückten, um die Mauern zu ersteigen. Guicciardini flieht ihnen entgegen, und sein Beispiel erhebt die Einwohner über sich selbst. Jeder bezieht sich seiner Waffen mit mehr als Muth — mit Erbitterung. Die Besatzung gleicht einer eheernen Mauer; die Bürger schenken mit trauer Ausdauer, die Mönche nehmen am Kampfe Theil und selbst die Frauen bringen ihren Beschützern Erfrischungen auf den Wall. Die Franzosen, unter dem Prinzen von Gonzolo, so tapfer ihr Angriff war, vermochten dennoch nicht den Sieg zu erzwin-

gen. Sie konnten nur über den Po zurückgehen, um sich wieder mit der Hauptarmee zu vereinigen.

Wohl das Schloß von Mailand noch mit 200 Reitern und 3000 Mann zu Fuß von den Franzosen besetzt war, hatte Prosper Colonna dasselbe mit einer Circumvallation umgeben, die Lautrec bei seiner Ankunft vor der Stadt mit seinem glänzenden Generallabe beschichtigte, als ein Schuß aus einer Feldschlange — die sich geräuschlos durch ihren sichern Schuß auszeichneten — den Befehlshaber der französischen leichten Reiter, Marc Anton Colonna, hinwegriss und dem Camillo Trivulzi — einem natürlichen Sohne des Marschalls — den Kopf zerhackte. — Man fand einen Angriff unausführbar, und Lautrec nahm ein festes Lager zwischen Mailand und Pavia, quer über die Straße, so daß Sforza, der 6000 Landsknechte aus Teutlingen benutzte und sich bei Pavia gesetzt hatte, nicht hindurch konnte.

Novara war von den Franzosen mit Sturm erobert, und Franz Sforza II. hatte durch einen Umweg die Einschließung Mailands umgangen und sich mit Prosper Colonna vereinigt, so daß nun beide Heere einander ziemlich gleich waren. Häufige Scharamühn waren bei der Nähe der gegenseitigen Truppen eine notwendige Folge davon. Nun war die Kriegssclage der Schweizer wegen Unsicherheit der Straßen zu Acona gelaufen worden, und es galt Kunst, sie von da nach Mailand zu bringen, denn zu mehrer Sicherheit hatten die Kaiserlichen zwischen Mailand, Pavi und Monza ein festes Lager bei Bicocca genommen, einem alten Schlosse mitten in einem großen Thiergarten, von breiten und tiefen Gräben umgeben. Zahlreiche Bäche durchschnitten die Gegend umher, waren für den gegenwärtigen Gebrauch vertieft und Erbhungen zwischen ihnen aufgeführt worden, um sie nöthigenfalls mit Geschütz zu besetzen. Anstatt die Kaiserlichen in dieser Stellung ungestört zu lassen, fiel es den von Albert von Steine aufgereizten Schweizern, weil sie lange keinen Sold bekommen hatten, ein, sich durch einen Angriff dieses in der That unangreifbaren Lagers zu bemächtigen, so ernstliche Vorstellungen ihnen auch von dem Feldherrn und allen erfahrenen Officieren gemacht wurden.

Am 22. April 1522 rückte das Heer gegen das feindliche Lager, wo die Schweizer und die in ihren ersten Gliedern stehenden, abgesehenen französischen Ritter reihenweise durch das Kanonensfeuer bingerastet wurden, da die Höhe der Beschanzungen das Feilschen verbot; aus dem Graben unmöglich machte. Dadurch erschreckt, nachdem alle Mittel vergebens angewandt waren, wandten auf ein Mal die Schweizer, gegen alle Bitten und Vorstellungen taub, den Rücken; denn sie hatten auch ihren Anführer, Albrecht von Steine, den Urheber des Angriffs, und ihre besten Officiere verloren. Zwar war der Marschall von Foix über eine zufällig gefundene Brücke in die Beschanzung gedrungen und brachte Alles in Verwirrung; dennoch konnten sie das Treffen nicht bestellen, weil die Schweizer keinen neuen Angriff machten und auch die venezianischen Reiteri unbeweglich auf einer Stelle halten blieb. Der Marschall hatte seine Schützen auf das Giezel Feuer eingebracht, das sie gleichzeitig abgaben; und

dann niederfielen, um knieend wieder zu laden. Sie waren dadurch der Reiterei fürchterlich, denn die Blüthe des französischen Adels fiel durch ihre Kugeln. Einen andern Theil des hohen Adels tödtete das feindliche Geschütz. Selbst Montmorency war, durch einen Schuß betäubt, ohnmächtig zur Erde gefallen und ward von einem Hausen Todter bedeckt; er wäre erstickt, hätten ihn nicht seine Reiter mit Mühe hervorgezogen. Dem Marschall von Foix, der seine Unterstützung erhielt, von allen Seiten beschossen, ward endlich der Rückzug, wenn er nicht alle seine Reiter vernichtet sehen wollte, über die schmale Brücke, die ihn heringeführt hatte, unermittelbar. Seine ganze Entschlossenheit zusammennehmend, nur der Güte seines Harnisches und seinem kräftigen Arme vertrauend, setzte er sich mit wenig Reitern dem ganzen Strome der feindlichen Reiterei entgegen, während sein Trupp unter seinem Schutze mit bewundernswürdiger Ordnung durchging. Sein Pferd ward unter ihm erschossen, es fiel und er verlor seine Erhaltung nur der Schnelligkeit, womit er ein anderes Pferd bestieg und den Abzug zu decken fortfuhr.

Obgleich die feindlichen Befehlshaber die Franzosen verfolgen wollten, konnte doch Colonna die aussondernde Entschlossenheit der Franzosen, die er gesehen hatte, zu gut, um die Wirkungen der Verzweiflung in solchem Falle zu versuchen (*Beaucaire* Lib. 17. nr. 10). Er gestaltete es nicht, und that wohl daran, denn Lautrec hatte seinen Truppen vorgeschlagen, die Nacht hindurch nahe bei Bicocha zu verweilen und morgen einen neuen Angriff zu wagen. Allein er mühte sich vergebens, die Schweizer zur Theilnahme zu bewegen; sie zogen fort nach ihren Bergen. Er konnte Nichts, als sich in die ihm noch übrigen Festungen werfen, wo er vor allen Lodi wählte, das durch eine geschlagene Schiffbrücke die Verbindung mit Gremona unterhielt. Der Aufstand der Deutschen bei der kaiserlichen Armee, denen der geizige Italiener Colonna den Schlachtfeld, die gewöhnliche Vergütung für jedes Treffen, abschlug, gab Gelegenheit, durch die Italiener Johannes von Medicis und des Prinzen von Bologno, nebst 300 Reitern, die Besatzung von Lodi unter Bonnerval auf 3000 Mann zu Fuß und 400 Reiter zu erheben. Weil jedoch die Italiener, noch von der heißen Schlacht ermüdet, sich der Ruhe überließen, erschienen bald nach ihrer Ankunft Franz Sforza II. und Pescara mit der kaiserlichen Avantgarde vor dem Thore, drangen mit einer gegen sie herausgeschickten Partei herein und nahmen die Besatzung gefangen. Bald fielen auch die andern Plätze, selbst Genua konnte der kranke Herzog nicht halten. Es wird von Pescara während der Unterhandlungen zur Übergabe erstigen und von seinen Spaniern geplündert, wo auch Peter Navarra in ihre Hände fiel. Die Franzosen behielten in Italien Nichts als das Schloß von Gremona.

Obel von dem Könige bei seiner Rückkunft empfangen, daß er Mailand verloren, konnte Lautrec bloß die ihm dazu versprochenen 400,000 Thaler anführen, die ihm nicht zugesandt worden, weil die Mutter des Königs, die Herzogin von Anjou, sie dem Finanzminister Semblan-

gay weggenommen (*Mém. du Bellay* L. 2). Die Garnisonen haben deshalb 18 Monate ohne allen Sold gehungelt und die Schweizer selbst hätten sich erst nach dem unglücklichen Treffen bei Bicocha entfernt. Über diese Sache befragt, leugnete die Herzogin, selbst Semblanay gegenüber, den Empfang ab, strafte ihn Lügen und foderte Rache für seine Kühnheit. Seine Bestürzung darüber machte ihn versinken; er ward in die Bastille gesetzt, die Untersuchung gegen ihn dauerte fünf Jahre, nach deren Verlauf sie durch ein Urtheil entschieden, und er früher von Franz I. geliebt, selbst von der Herzogin geachtete Staatsmann fand im Strich den Lohn seiner vielen frühern Dienste. (*Guillard, Geschichte Franz I.* (Braunschweig 1768.) 2. Th. S. 116. 4. Th. S. 387—410.)

Frankreich hatte, nachdem auch Ferrara und Urbino seinen Freund in Italien, als Venedig, das ebenfalls mit scharfer Wache die Vortheile und Nachtheile ihrer Verbindung mit Frankreich abwog, und wo besonders die Nachricht des Gesandten in Frankreich von dem Leichtsinn, der Neigung zum Vergnügen, der Entfernung von allen Geschäften und von dem übermäßigen Aufwande des Königs, die Wache zu seinem Nachtheil herunterzog. Der Eifer, womit die italienischen Staaten an der Verbindung gegen Frankreich Theil nahmen, ist ein Beweis, daß sie nur dadurch einen sichern und ruhigen Zustand zu gewinnen glaubten. Franz I. schien bei dieser allgemeinen Verschwörung Europa's aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. Von dem Durst nach Ehre, die schon früh sein Idol war, entzündet, entriß er sich den Bollwerken, nicht zuließ, sich gegen seine vielen Feinde zu vertheidigen, er wollte sie selbst angreifen. „Ganz Europa steht gegen mich auf,“ sagte er zu einem spanischen Edelmann; „ich werde mich gegen ganz Europa wehren. Ich fürchte weder den Kaiser, der hat kein Geld, noch den König von England, denn meine Grenze in der Picardie ist wohl besetzt, noch auch die Niederländer, das sind schlechte Soldaten. Ich nehme Italien über mich, ich werde nach Mailand gehen und es erobern. Meine Feinde sollen Nichts von dem allen behalten, was sie mir genommen haben.“

In der That waren Bonniot und Forges schon voraus, den Pafs von Susa mit 600 Mann zu besetzen; der Herzog von Suffolt führte seine Landknechte und 2000 Reuteworbenes dahin, und Montmorency hatte mit 12,000 Mann die Alpen überfliegen, um sich mit dem Admiral in Lurin zu vereinigen. Der König selbst war schon auf dem Wege, als der Connétable ganz unerwartet Frankreichs Fahren verließ.

Langsam war er der Gegenstand einer unregelmäßigen Neigung der Herzogin von Angoulême, deren Alter das seine um 13 Jahre überstieg, und deren Leidenschaft auch nach dem Tode seiner Gemahlin (1521) keine Ermüdung fand. Zwar konnte die Herzogin bei der großen Gewalt, die sie besaß, ihm große und wichtige Vortheile gewähren; allein sein Ansehen und die Menge seiner Güter machte ihm jene gefährlich. Er verwarf jeden Heiraths-vorschlag, wie alle oft wiederholten Vorstellungen zurück, versagte sich sogar spottende Bemerkungen über das Alter

und Betragen der Herzogin nicht. — Als zur Wuth er bitter, folgte die durch die künftlichen Gefühle des verblendeten Königs allmächtige Angouleme blos den Eingebungen ihrer Rache; sie machte als natürliche Erbin der verstorbenen Susanna von Beaujeu, der Gemahlin des Connétable, auf die Erbfolge des Hauses Bourbon Anspruch²⁾. Der verwinkelte Zustand der Familienverträge des bourbonischen Hauses, der diesen Anspruch begünstigen sollte, gab Gelegenheit, den König in diesen Rechtskandel zu mischen, ihm den geschehmagigen Rückfall der großen Erben zuzuwenden, um nur dem Connétable Alles verlieren zu machen. Das Parlament gab an dazu günstiger Urtheil ab, dem zufolge die Güter des Hauses vorläufig sequestriert und späterhin, als sein Uebertritt zu dem Kaiser erhärtet war, eingezogen wurden. Franz I. zögerte lange, ehe er sich zu diesem letzten Schritte entschloß, denn er hoffte, den Connétable auch auf die bessere Seite zu ziehen. Er sah ihn auf der Durchreise zur Armee nach Italien zu Moulins, und nahm eine schriftliche Versicherung seiner Treue von ihm mit. Als er diese brach und die hochverrätherischen Umtriebe des Herzogs entdeckt wurden, rief er aus: „Ach! mein Vertrauen und meine Güte hätten ihm das Herz versperren müssen! Mit der Zerküftung eines Bruders habe ich zu ihm gesprochen; der Treuloos will den eigenen Untergang, — es sei darum!“ (Gaillard II, 174 der Übersetzung.) Jetzt wurden mehrere Mitschuldige eingezogen, doch fast nur die mit dem Herzoge entwichenen als Landesverräther zum Tode verurtheilt. Saint Ballier, wol der vornehmste Theilnehmer, sollte die peinliche Frage ausweisen und dann entzuspundet werden, ward aber begnadigt und blos zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt³⁾. Doch sagt der König in einem Briefe vom Juli 1526: „Saint Ballier sei frei und außerhalb des Königreichs. Er könne aber wiederkommen, wenn er wolle, und seine Besitzungen wieder erhalten.“

Während Franz I. bemüht war, die Folgen dieses Abfalls einigermaßen auszugleichen, irrte der unglückliche Herzog ständig, ohne Diener, ohne Pferde und Wagen, nur von einigen Getreuen begleitet (19 Edelleute folgten ihm in die Fremde), die, gleich ihm, Alles verloren und verlassen hatten, umher; mußte es für ein Glück achten, entronnen zu sein. 25—30,000 Rthlr. hatte er von seiner ganzen Habe gerettet und einzeln an jene Edelleute vertheilt, um nicht auf ein Mal Alles zu verlieren. Karl V., der den Herzog durch die versprochene Vermählung mit seiner Schwester Eleonore, der reichen Witwe des Königs von Portugal (die besaß 20,000 Rthlr. jährliche Einkünfte, einen besondern Brautshof von 200,000 Rthlr. und 600,000 Rthlr. an Ringen und Juwelen),

verlobt hatte, war nach seiner Gewohnheit weit entfernt, sein Versprechen zu halten. Er gab dem Herzoge, nach seinem Wunsche, einen Theil des Oberbefehls der Armee in Italien.

Hier hatte durch die Überredung der Herzogin von Lumale Admiral Bonnivet den Oberbefehl des Heeres von 1500 Tausen und 27,000 Mann zu Fuß erhalten. Das den Franzosen allein übriggebliebene Schloß von Cremona, unter d'Herbouville nur mit 40 Soldaten besetzt, ward nach dem Tode des Commandanten und der Übrigen seit 18 Monaten nur noch von acht Mann vertheidigt, die sich zusammen versprochen hatten, so lange einer von ihnen am Leben sei, sich nicht zu ergeben, obgleich sie von der Besatzung der Stadt, 3500 Mann, häufigen Angriffen ausgesetzt waren. Von den Franzosen verstärkt und versorgt, konnte die Stadt selbst dennoch nicht von den Franzosen erobert werden, weil ein vierztägiger Regen die Belagerung wegen Mangels der Zusufuhren auszubringen zwang.

Dauernber war die Einschließung von Mailand, die eine Menge Geschieße, zum Vortheil des einen oder des andern Theils, herbeiführte, ohne doch den Hauptzweck zu erreichen. Die Franzosen verloren in einem derselben drei ihrer vorzüglichsten Officiere: Bayard, den berühmten Ritter ohne Furcht und Tadel⁴⁾, Randenisse und Beauvois.

Weil die Schweizer die ihnen versprochenen Geldzahlungen nicht sanden, auch die zu ihrer Unterstützung bestimmte Reiterei nicht bar, zogen die Straubündtner sowohl, als die andern Schweizer wieder fort, theils verließen sie sich und die Franzosen waren nicht stark genug, den Kaiserlichen in Mailand die Stürze zu bieten. Sie wandten sich südlich durch den Paß von Susa nach der Dauphiné, nachdem die Kaiserlichen sich ihrer Artillerie bemächtigt hatten, die von den Schweizern, denen sie der Graf von Saint Pol anvertraut, bei Breva zurückgelassen worden. Der Herzog von Longueville, auf den sie bei Briançon fliehen, ging mit ihnen nach Frankreich zurück.

Das Jahr 1524 fand Frankreich nicht allein ohne den Besitz von Italien, sondern der Kaiser und der Herzog von Bourbon machten neue Entwürfe zu nichts Geringerem, als einer gänzlichen Eroberung und Zerschlagung von Frankreich, denen auch der König von England sich anschloß, und dem Herzog von Bourbon 100,000 Dukaten versprach, sobald er die Alpen würde überschritten haben. Diese Gabe sollte nachher monatlich erfolgen, wenn der König von England es nicht vorgebe, selbst auf der Seite der Picardie mit einem zahlreichen Heere einzubringen. Die italienischen Staaten jedoch waren nicht genügt, an einem neuen Kriege Theil zu nehmen. Der

2) Dies waren die Provinzen: Auvergne, Beaujeu, Bourbonnais, le Forez, la Marche, das Fürstenthum Dombes und viele andere Standesherrschaften. Der Erb durch das Testament der Obierrier: ein Pring vom Schloße, der zweite, der Geburt nach, durch seine großen Verdienste der erste und zugleich Connétable, d. h. der Oberbefehlshaber von Frankreich. 3) Die in der Geschichte genannte Diana von Poitiers war seine Tochter und nachher als Herzogin des Palmirens Kaiserin Heinrichs II.

4) Bayard sagte zu dem Herzoge von Bourbon, der bei dem Tode des bei dem Rückzuge der Franzosen Befestigten herbeikam und Thronen vergas: „Weinen Sie über sich selbst, edliger Herr! Ich bin nicht zu beklagen. Ich werde in meiner Pflicht, Sie freigen, da Sie die Ihrige danksagen. Ihre Siege sind traulich und Ihr Ende wird fürchterlich sein!“ — Leben des R. Bayard. 1527.

neu erwählte Papst Clemens VII. sagte vorher: man würde nur dadurch in Italien einen neuen, weit ernsthafteren Krieg veranlassen. Er demüthete sich deshalb vergebens, den Kaiser friedlich zu stimmen.

Bourbon wollte sogleich die Lyon vordringen, was auch Franz I. erwartete; er schrieb am 2. Juli 1524 an das Parlament: „Ich gehe nach Lyon, die Feinde zu hindern, daß sie nicht in mein Reich kommen; ich gebe Euch mein Wort, daß Karl von Bourbon noch nicht in Frankreich ist!“ allein der Kaiser bestand auf der Eroberung von Marseille, dessen Hafen ihm notwendig schien, dessen Besitz aber unübersehbare Hindernisse sand. Bürger und Soldaten boten sich nicht allein zu möglichster Verstärkung und Vertheidigung der Stadt die Hände, selbst die Frauen, ohne Unterschied des Standes, stellten sich jeder Gefahr bloß, unternahmen die beschwerlichsten Arbeiten, dem Vaterlande ihre Treue gegen einen treulosen Heerführer darzuthun.

Schon waren sechs Wochen verfloßen und Bourbon hatte seine Anstrengungen verdoppelt, ohne den Muth und die Ausdauer der Belagerten zu beugen. Das Geschütz hatte den Wall geöffnet, aber Pescara entdachte, daß hinter dem Bruche ein tiefer Sturz, mit mancherlei Kunstfeuern und Soldaten zur Gegenwehr lag. Er eilte mit dieser Nachricht in Bourbon's Zeit, wo eben die Kriegsobersten versammelt waren, und sprach: „Meine Herren! wer von ihnen genügt ist, bald ins Paradies zu kommen, der kann hier aushalten; ich habe eben noch keine Lust, so schnell hereinzukommen, daher gehe ich fort. Glaubt mir, Ihr Herren; laßt uns wieder nach Italien marschiren, wir haben dieses Land von Soldaten entblößt, und man könnte leicht unsere Zukunft verheimeln!“

In der That hatte König Franz I. schon 200 Geharnischte und 3000 Mann zu Fuß unter Renzio Geres und Brion hingeschickt, das Hauptheer unter Bonniwet mit 14,000 Schweizern, 6000 Landknechten und 1500 Panzen verstärkt und den Marschall Chavannes mit der Avantgarde bis Avignon vorgeschoben. Wichtiger noch war ein Sieg, den die französische Flotte unter la Fayette und Andreas Doria über den spanischen Admiral Hugo Moncaba, der Marseille auf der Seeseite einschloß, erlangte und gebieterrich die Aufhebung der Belagerung bekräftigte und die Feinde von Frankreichs Grenzen vertrieb.

Doch nicht damit zufrieden, beschloß der, sobald er den Harnisch anthat, rastlose König, den Krieg fortzusetzen, um das Herzogthum Mailand von Neuem zu gewinnen. Fruchtlos stellten die Officiere vor, daß es schon zu spät im Jahre sei, einen Feldzug zu eröffnen; der König bestand darauf, dem sich zurückziehenden kaiserlichen Heere nach Mailand auf dem Fuße zu folgen. Es kam nun darauf an, nach der fast widerstandslosen Befestigung der Hauptstadt sich gegen Lodi oder Pavia zu wenden. Zum Unglück wählte man die letztere Stadt, wo zufällig mehre Umstände sich vereinten, die begonnene Belagerung in die Länge zu ziehen, nachdem die Franzosen schon einige Tage in Mailand selbst mit Befestigung der Stadt und den Berathschlagungen über die fernern Operationen

verloren hatten. Auf den Rath einiger Kriegsbaumeister hatte der König beschloßen, den Tessino abzuleiten, weil längs desselben die Mauern nur schwach und ohne Streichwehren waren. Allein das plötzliche Anschwellen des Flusses durch heftigen Regen zerstörte die aufgeführten Dämme und nöthigte die Franzosen, die nutzlose Arbeit aufzugeben. Dieser Umstand, dann ein viertägiges Fieber, das den Kaiser an das Zimmer fesselte, während der König von England seine Verdunkelheiten nicht erfüllte und keine Energie schickte, vielmehr seine außerordentlichen Forderungen zurückverlangte; bei der Unmöglichkeit für den Kaiser, aus seinen Erbländern Gelder zu erhalten, bewogen Papst Clemens VII., den streitenden Parteien Friedensvorschläge zu thun, die jedoch von beiden Seiten schønne zurückgewiesen wurden.

Franz I. hatte mittlerweile, vielleicht durch die Einigung mit dem Papste verleitet, vielleicht auch auf den Rath des Ketzern, ein Corps nach Neapel zu entsenden beschloßen und den Herzog von Albanien und Renzio Geres mit 600 schweren Reitern, 400 leichten Pferden, 10,000 Infanteristen und zwölf Kanonen dazu bestimmt. Er hoffte, daß vielleicht der Statthalter von Neapel mit einer Anzahl Truppen zur Schöpfung des Reichs dahin gehen und dadurch das kaiserliche Heer schwächen würde. Der Kriegsanführer Pescara gab es jedoch nicht zu. Er behauptete, Neapel sei nur durch Mailand zu erhalten. Hieraus entstand der Nachtheil, daß die kaiserliche Armee, der Karl von Bourbon aus Teutschland, unter Georg von Frundsberg's Oberbefehl, 28 Fahnen oder 12,000 Landknechte zugeführt hatte, dadurch der französischen überlegen ward, auf deren Güte und Stärke König Franz vertraute, und deshalb sich nicht bewegen ließ, die Belagerung von Pavia aufzuheben und sich bei Vinasco aufzustellen. Sein Heer bestand nach der Liste aus 1300 Panzen (zu acht Pferden, die Schützen und Korabinieren in besondere Compagnien formirt), 10,000 Schweizern zu Fuß, 5000 Franzosen, 7000 Italienern und 4000 Teutschen, der schwarze Haufe oder die große Garde genannt. Die Compagnien aber waren nie vollständig. 300 Panzen, 6000 Walliser und Graubündtner und 3000 Franzosen lagen in Mailand. Von diesen wurden die Graubündtner abgerufen, weil Johann Medicis Chiavenna durch Lodi eingemommen hatte. Das mit 1000 Mann besetzte Schloß Sanct Angelo am Lambrolanal ward von Pescara erstickt, die Besatzung theils niedergeboren, theils gefangen. Eine Partei von 2000 zu Fuß und 400 Pferden unter Palavicini ward geschlagen und zerstreut.

Nach Eroberung erwähnten Schloßes rückten die Kaiserlichen über die Diana bis Cardinago und Sanct Alerio vor und lagerten sich (den 3. Febr. 1525) in einem Gebölze zwischen Prado und Meita, 1500 Schritte von Pavia, aber nur 500 Schritte von den französischen Verschanzungen, die Pescara sorgfältig besichtigte, bis er genau von ihrer Stärke und Schwäche und von der Antheilung der Quartiere unterrichtet war, daß man den Angriff derselben auf die Nacht des 24. Febr. festsetzen konnte. Das vorwärts des großen Parks liegende Schloß

Mirabello war zum Sammelplatze der vier Colonnen bestimmt, deren erste drei Geschwader leichter Pferde und 5000 spanische Halbschützen, unter dem Marschese Guasfo, einem Neffen und Bögelin des Pescara, enthielt. Die zweite, unter des Letztern eigenem Befehl, bildeten 2000 teutsche Landknechte unter zwei Hauptleuten, Ulrich von Hertenheim und Esloß Schneller, nebst 1000 spanischen Musketieren. Sämmtliche Reiterrei, unter dem Bickönig und dem Herzog von Bourbon, machten die dritte, Georg von Frundsberg mit den teutschen Landknechten aber die vierte Colonne.

Mit Einbruch der Nacht hatte der Hauptmann Salzedon mit den Pionieren angefangen, die starke Ziegelmauer des Thiergartens aufzubrechen; doch nur mit großer Mühe war man im Stande, in zwölf Stunden eine 60 Schritte breite Öffnung zu vollenden, durch die Guasfo, in ein volles Quartier geordnet, in den Thiergarten einbrang, von Orion aber mit einer Abtheilung der französischen Reserve aufgenommen und zurückgeschlagen ward. Gleichzeitig stellte der Feldzeugmeister Gaillet von Afflé das Geschütz gegen die Öffnung auf, daß es ganze Reiben der über 50 Mann tiefen Colonne durchgriff, und die Feinde gezwungen waren, einzeln nach einer kleinen Vertiefung des Bodens zu laufen, um Schutz gegen die Schußkugeln zu finden. Der König, dem so eben gemeldet ward, daß eine Reiterdivision eine Abtheilung Spanier geschlagen und ihnen fünf Feldstücke abgenommen, ging nun mit seiner Reiterrei auf jene los, verdeckte aber dadurch seine Kanonen, daß sie zu feuern aufhören mußten, wollten sie nicht die eigenen Leute treffen. Von der fürchterlichen Wirkung dieses Feuers befreit, warnte Guasfo sich gegen das Geschütz, und nach leichter Eroberung desselben gegen die nebensiehenden Schweizer, die, von ihrer Reiterrei verlassen, nur geringe Gegenwehr leisteten. Johann Dießbach, ihr Oberster, vermochte nicht sie zurückzuhalten. Er warf sich mit nur Wenigen den teutschen Landknechten entgegen und fand den Tod, den er suchte. Die französischen Gendarmen zertrennten im ersten Schoß Pomperend's kaiserliche Reiter; allein Pescara schickte diesen 800 der von ihm zum Trilliren gegen Cavalerie besonders abgerichteten Schützen zu Hilfe, die, bald in einer langen Linie ausgeordnet, die feindlichen Officiere zum Ziel ihrer Schüsse nahmen, bald in kleine Platoon's vereinigt, den feindlichen Schwadronen in die Flanken schossen, oder ihnen ein auf allen Seiten gleich starkes Feuer darboten. La Polisse, Aubigny, La Tremouille, dem Herz und Kopf zugleich durchschossen ward, die Herzoge von der Normandie und von Longueville, Bonniere, wie viele andere ausgezeichnete Glieder des französischen Adels, fielen den lebenden Köpfen der spanischen Schützen zur Beute, die diesen Tag als den ersten ihrer Geburt ansehen mußten und von Zeit zu Zeit in den verschiedenen Herren aus tauschten, bis sie endlich, seit dem 19. Jahrh., in der europäischen Artillerie eine bleibende Stelle erhielten.

Der von seinen Thronen sogenannte schwarze Hausen fand in dieser Schlacht durch Frundsberg's Landknechte — der, weil er dem Könige von Frankreich diente, für treulosen Verräther galt — seinen völligen Untergang,

daß von 5000 Officieren und Soldaten beinahe keiner dem allgemeinen Morden entging.

Noch suchte der König in einem Waffentrock von Silberfloss und mit einem weißen Helmbusch, der auf den Schultern mochte, fast allein mit wenigen Treuen, die sein Schicksal theilten. Der Oberkammerherr Saint Severin, während der Schlacht fortwährend beschäftigt, die gegen den König geführten Stiche zu pariren, war auf den Tod verwundet, und sein ebenso verwundeter Gaul vermochte ihn nicht mehr zu tragen. Wilhelm von Melolai sah ihn fallen und sprang vom Pferde, ihm zu helfen; allein mit der Hand abgewieft, sagte St. Severin: „Eilet zum Könige, mich laßt sterben!“ — Hier war es auch, wo sich noch alle treue Herzen des französischen Adels versammelten, um den König zu retten, oder unter seinen Augen zu sterben. Er selbst hatte gleich Anfangs den Marschese von Sanct Angelo, einen Entel Scanderberg's, erschlagen. Er war an diesem Tage der Letzte, der noch kämpfte, vor sich eine Brustwehr von gebrochnen Franzosen und Feinden. Wer diese übersehen wollte, war ein Kind des Todes. Da fiel sein Pferd, von einer Kugel durchschossen, mit ihm todt zur Erde; an der Stirn und zwei Mal am Fuße gefangen, gelang es ihm dennoch, sich zu seiner Verteidigung zu erheben, nachdem er einen spanischen Soldaten, der ihn beim Helmbusch ergriß, erschossen hatte. Da eilte Pomperend herbei, jener Franzose, der allein den Herzog von Bourbon auf seiner Flucht begleitet hatte, und bat ihn süßlich, seinem wüthigen Schicksale nachzusehen und sich dem Herzoge gefangen zu geben. Der König sagte darauf: „Er ferne keinen andern Herzog von Bourbon, als sich selbst; er werde sich nur dem Kaiser gefangen geben.“ Als nun der Bickönig Karl Lannoi herbeikam, reichte er ihm den Handschuh von seiner rechten Hand und den noch blutigen Degen dar. Diesen nahm Lannoi auf den Knien an, küßte dem Könige die Hand und gab ihm seinen eigenen Degen dafür, dem „ein so großer Monarch dürfte vor einem Unterthanen des Kaisers nicht wehrlos stehen.“ — Er ward nun auf ein anderes Pferd gesetzt und in das kaiserliche Lager gebracht, wo nach dem Verbinden auf sein Verlangen der Bickönig und der Oberst Guasfo zu Abend mit ihm speisten, der Herzog von Bourbon aber ihm bei dem Waschen das Handtuch hielt. Seinen Degen erhielt Frundsberg, die übrigen Waffensstücke wurden an die Soldaten verteilt. Nächst ihm waren noch der König Heinrich von Navarra, der Graf von Saint Pol, der Marschall von Montmorency und viele andere vom hohen Adel gefangen. Der Verlust an Todten betrug über 800 Mann, des feindlichen Heeres nur 700, und außer dem Erbprinzen, Morthez von St. Angelo, vom Könige eigenhändig getödtet, kein Officier von Bedeutung. Pescara, der im leichten Garnisch einer gemeinen Infanteristen bald die Reiter zum Angriff führte, bald die Bewegungen seiner Schützen leitete, besaß drei Wunden. Der Herzog von Alençon ging, jedenfalls zu früh, mit der Reserve über den Tessin und nach Frankreich zurück. Dasselbe that auch Theodor Trivulsi mit etwa 2000 Mann, die Belagerung von Mailand, das nun, wie auch das fran-

jüdische Lager, mit allem Geschütz und dem Heergeräthe des hohen Adels in die Hände der Kaiserlichen fiel, denen dadurch eine unermessliche Beute ward.

König Franz I. ward nach seinem Wunsche im Schlosse Pignatone, erst von Pescara, dann vom Obersten Alençon bewacht und mit der größten Achtung, ja Verehrung behandelt. Er schrieb seiner Mutter: „Alles ist verloren, Madame! Nur die Ehre nicht.“ — Theil seine Diener sich zerstreut hatten, war Niemand da, ihn zu entkleiden. Ein Unbekannter erbot sich dazu und sagte dem Könige, er sei ein Franzose, Namens Montecat, von der Schwadron des Marschalls von Foix, den ein Spanier als Gefangenen mitgebracht. Franz I. bezahlte daher seine Ranzion und befehlt ihn als Kammerdiener bei sich. Er ward wegen seiner Klugheit und Treue nachher in der Armee befördert und starb als Marschall von Frankreich.

Der Herzog von Alençon ward bei seiner Rückkehr nach Frankreich in Poen, wo der Hof seit der Abreise des Königs sich aufhielt, mit großem Mißvergnügen empfangen. Die Herzogin von Angoulême machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er Nichts zur Rettung des Königs gethan; seine Gemahlin, des Königs Schwester, verachtete ihn wegen seiner unzeitigen Flucht aus dem Treffen; jeder Franzose wandte sich mit Abscheu von ihm. Unsäglich, die Schande zu überleben, starb er bald nach seiner Ankunft in Poen (am 11. April 1525).

Unmittelbar nach der Schlacht hatte Karl V. seinen geheimen Rath über die möglichen und zweckmäßigen Folgen dieses Sieges gefragt, wo er mit Kannei, des Kaisers Bruchbruder, zu einer unbedingten Freilassung des Königs, ohne Ranzion, rief; doch Gattinara, des Kaisers Kanzler, und mit ihm der Herzog von Alba, erklärten eine solche Großmuth sehr romantisch, und sprach für den vortheilhaftesten Gebrauch der Umstände. Der Vorschlag ward genehmigt, doch wurden die harten Bedingungen, im Vertrauen auf Heinrich VIII. Verweudung, von Franz I. verworfen, und derselbe von dem Unterkönig Kannei abgeredet, sich selbst nach Spanien führen zu lassen, um persönlich mit dem Kaiser zu unterhandeln und denselben wol gefälliger zu finden, weil er den von Andrea Doria gefangenen Hugo von Moncada unmittelbar nach der Schlacht bei Pavia ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt hatte. Er fand sich bei seiner Ankunft in Spanien gefaßt; man drückte ihn erst nach dem festen Schlosse Katoia, dann nach Madrid; hier wollte der Kaiser ihn nicht einmal sprechen, bis sie sich über die Bedingungen des Friedens geeinigt hatten.

Eine harte Krankheit des Königs war die Folge dieser Weigerung, weshalb die Herzogin von Alençon selbst nach Madrid kam, ihrem Bruder beizustehen. Karl V. entschloß sich nun, den König zu besuchen, den er mit den Worten empfing: „Ew. kaiserl. Majestät kommen also, ihren Gefangenen sterben zu sehen? Ihr seid nicht mein Gefangener, sondern mein Bruder und mein Freund; ich habe keine andere Absicht, als Euch die Freiheit und alle Bequemung zu geben, die Ihr nur verlangen könnt.“ Er umarmte ihn zugleich und sie unterredeten sich mit aller freundschaftlichen Güte, die Karl V. zu Gebote stand,

sobald er ihrer zur Erreichung irgend eines Zweckes bedurfte.

Als jedoch Franz hergestellt war, zog der Kaiser wieder andere Saiten auf, und bestand fest darauf, Burgund zu behalten, sowie überhaupt nicht von den Bedingungen des Friedens nachzulassen. Endlich nach mancherlei Protestationen und dergl. ward am 14. Jan. 1526 der Tractat von Madrid vollzogen, den seine der Parteien willens war zu halten, weil die Unmöglichkeit schon in der Sache selbst lag. Neben allem Länderverlust sollte Franz dem König von England 500,000 Dukaten, eine Schuld des Kaisers, die diesem selbst zwei Millionen Ranzion bezahlte und seine beiden Söhne als Geiseln geben.

Am 18. März ward endlich der König nach Ruentebaria gebracht, von Kannei und Alençon begleitet, seine neue Gemahlin, des Kaisers Schwester Eleonore, die Witwe des Königs von Portugal, in einiger Entfernung hinter ihm. Er ward hier gegen seine beiden Söhne ausgewechselt. Ein harter Moment, wo Franz und seine Söhne ihre Fahrtrüge vertauschten und er dann, schnell an Ufer gerudert, sich auf ein Pferd warf und nach St. Jean de Luz jagte, ohne sich nur ein Mal umzusehen. In Bayonne angekommen, schrieb er an König Heinrich VIII. einen Brief voll zarter Dankbarkeit, daß er sich mit reger Freundschaft für einen unglücklichen Gefangenen verwendet, ihm die Freiheit zu verschaffen.

Er hatte nun nichts Angelegeneres zu thun, als Theil an dem Bündnisse gegen Karl V. zu nehmen, da er durch die Städte von Burgund aufgesichert war, ihr Land dem Kaiser nicht abzutreten. Zugleich sollte Franz Giorja II. im Mailändischen befreit werden und dann eine französische Prinzeßin heirathen. Doch hatte eine nachtheilige Laune sich aller Theilnehmer der heiligen Ligue bemächtigt. Selbst Franz I. unterstützte die letztere weder mit Geld, noch mit Soldaten; er schien sich mehr als je den Freuden eines wohlthigen Lebens hinzugeben, während mittlerweile der Kaiser dem Herzoge von Bourbon auftrug, das Mailändische vollends einzunehmen. Erst durch den Tod des Herzogs, die Eroberung von Rom und die Gefangenschaft des Papstes scheinen die Könige von Frankreich und von England aufzuwachen. Beide kündigten 1527 dem Kaiser den Krieg an; die Folge davon war eine Ausforderung zum Zweikampf, nachdem Franz und Karl einander auf eine unanständige Weise vielfeilt beleidigt hatten. Herold wurden hin und her geschickt, Zeit und Ort wurden bestimmt; doch Alles verfloß, nachdem man sich fast ein ganzes Jahr damit beschäftigt hatte.

Ein anderer Krieg beschäftigte nun die Franzosen; Lautrec war mit einem Corps nach Neapel marschirt, wo der Prinz von Oranien sich mit den Kaiserlichen bei Troja gefehlt hatte. Als diese sich zurück gegen Neapel zogen, folgte ihnen Lautrec und Pietro Pannoro, und erobernte die meisten Städte mit geringer Mühe, daß fast Nichts mehr übrig war, als Neapel selbst, das man daher auf der Landseite belagerte, in der Erwartung, es auch aus dem Meere zu bewirken, wo die Venetianer keinen Antheil genommen hatten, sondern sich gegen einige

andere Plätze wandten. Franz I. war bekanntlich kein Menschenkenner; ein Mangel, der ihn öfters um jeden Vortheil brachte, wenn vorher treu Diener und Anhänger ihn verlassen. So Andreas Doria, der genuesische Admiral, der, dem Könige Franz sehr ergeben, hauptsächlich beigetragen hatte, Genua Frankreich zu unterwerfen. Allein er wünschte auch dafür, der König sollte Genua nicht als Unterthanen, sondern als Bundesgenossen annehmen, unter seinem Schutz eine republikanische Regierung einführen, in welchem Falle die Genueser 200,000 Dukaten geboten hätten. Franz schlug es ab, hielt es vielmehr für nöthig, die Stadt zu schwächen, indem er Savona vergrößerte. Die Genueser hatten schon Doria mit diesem Anliegen bekannt gemacht, um seine Unterstützung zu erlangen, aber Nichts bewirkt. Andere Uneinigkeiten kamen dazu, und Doria sollte seine Stelle als Admiral verlieren, nachdem ihm sein Better sechs kaiserliche Galeeren vernichtet, viele darauf befindliche vornehme Herren gefangen und andere getödtet hatte. Das Ende war der Ueberschritt Doria's in die Dienste des Kaisers mit einem jährlichen Gehalte von 60,000 Dukaten, wofür er zwölf Galeeren unterhalten sollte, nachdem er die sechs französischen ebenfalls unter seine Aufsichtnahme hatte. Die Pest, welche unter den Franzosen eintroß und den Feldherren Lautrec tödtete, erzwang die Aufhebung der Belagerung und die Übergabe der Armee in Aversa.

Zu gleicher Zeit fand der Selbstzug im Mailändischen sein Ende. Wie überall, folgten die Franzosen nur dem Beispiele ihres Königs und seiner Großen. Vieles ward mit Eifer unternommen, doch Nichts gehörig und dadurch mit Erfolg ausgeführt. Soldaten wurden geworben, aber nicht bezahlt; Gelber wurden abgeschickt, doch nicht genug und nicht zu gehöriger Zeit; keine Hilfe erschien da, wo Alles auf sie ankam. Nachdem St. Pol bei Landriano seine Artillerie und sein Heer verloren hatte, ward er mit der Mehrzahl seiner Oberofficiere an einem schlammigen Graben gefangen, und beschloß den Krieg durch den Frieden von Cambray 1529, in dem Franz I. Neapel und Mailand verlor und dagegen seine Kinder noch langer Gefangenschaft für zwei Millionen Dukaten und für Bezahlung der vom Kaiser dem Könige von England schuldigen 100,000 Thlr. aus Spanien zurück erhielt. Mit ihnen zugleich kam, zu Folge des Vertrags, die neue Königin von Frankreich, Eleonore, die älteste Schwester des Kaisers und Witwe des Königs von Portugal.

Mit einer Gemalin, die er selbst bei der höchsten Liebeshörigkeit nicht lieben konnte, da ihr Bruder ihm nur verhasste Ereignisse herbeiführte, hatte Franz I. nur eine Zerstreuung: die schönen Wissenschaften, denen er sich ergab, und sich dadurch den Namen eines Vaters und Erneuerers erwarb. Im Frieden, in der Ruhe, die er verbreitete, veränderte sich das ganze Ansehen des Hofes; die ältern rauben Sitten verschwanden, eine neue und angenehmere Lebensweise trat an ihre Stelle.

Doch mit Franz I. durch ein Familienband verbunden, hörte Karl V. dennoch nicht auf, ihn zu verunglimpfen und zu beleidigen. Er gab sich alle Mühe, der Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Ka-

tharina von Medicis zu widersprechen. Sie kam dennoch zu Stande, und war nur eine neue Anregung zum Kriege zwischen den beiden feindlichen Mächten, wobei König Franz die Abwesenheit des Kaisers auf dem Zuge gegen Tunis benutzte, 20 Fahren Langsnechte und sieben Legionen französisches Fußvolk, jede zu 6000 Mann, worunter 12,000 Halensoldaten, anzuwerben und die nöthigen Kriegserüstungen zu veranstalten; der Krieg brach endlich 1536 aus. Der Admiral Brion war in Savoyen bis an die Doria vorgebrungen, wo er dem Feinde auf dem Ufer gegenüberstand und die Anstalten zu einer Brücke über den tiefen und reißenden Bergstrom machen ließ. Allein die Truppen warteten dies nicht ab, theils schwimmend, theils wadend setzten sie über den Fluß und trieben ihre Gegner bis Bertelli zurück. Mit wachsendem Glücke verfloßen mehrere Jahre, wo der König durch möglichst besetzte Lager bei Vigonon und bei Valence jeden Einbruch des Kaisers auf der Seite der Provinz verhinderte. Die Beschwertheit des Marsches und Krankheiten hatten sein Heer über die Hälfte geschmolzen, was ihn bewog, seinen Weg wieder über die Seerälen zurückzunehmen, die Verluste eines Rückzuges über Hochgebirge zu ertragen (von Aix bis Trejus 2000 Mann), die sich in der spätern Zeit so oft und viel Mal wiederholt haben.

Während dessen war Provence dem Grafen von Nassau belagert, leistete aber so ausgezeichneten Gegenwehr, daß weder die furchtbare Wirkung des Geschüßes, noch die Erschöpfung der Minen, deren eine dem Grafen von Dammartin das Leben raubte, noch vier Stürme, in denen einem der Commandanten von Gstreppagny fiel, die Belagerer zum Ziele führte. Die Belagerung ward aufgehoben, als eben König Franz einen Theil seiner schweren Reiter und 10,000 Mann zu Fuß zum Entsatz von Provence abgeschickt hatte und ihnen selbst folgen wollte. Der Waffenstillstand zu Nizza setzte diesen Feindseligkeiten ein Ziel; Franz I. hatte — wol eine Folge seiner Ausschweifungen — eine beständige Krankheit überkommen, die sich bekanntlich aus Neapel über ganz Europa verbreitete, und deren Heilmittel noch nicht bekannt waren. Seine Genesung war schwierig und langsam; sein früherer störrischer Sinn ging verloren, er veränderte sich in einen stets lebendigen Verdruß, in dem er später manchem treuen Diener Unrecht that, schätzbare Männer in seiner Unannehmlichkeit entfernte, wie den Connétable von Montmorency⁵⁾, den Admiral Brion⁶⁾, den Kanzler Popet, den Cardinal von Rothringen, der lange vom Könige mit Gnaden überhäuft, auch vom Kaiser einen Jahresgehalt von 6000 Thlrn.

5) Anna von Montmorency hatte einen bedeutenden Anseh bei Kaiser Maximilian, Katern, Biocca, dem Pabst bei Sula, St. Quintin, Drax und St. Denis, aus der er als Erzieher, doch auf den Tod verurtheilt, hingerichtet und Lege darauf, den 12. Nov. 1537, starb. Während seiner Ungnade baute er das Schloß Cowen, und ließ über das Hauptthor setzen: Aequum memento rebus in ardua servare fidem.

6) Es wurden Brion nicht Bergten schuld gegeben, theils ohne Grund, theils ganz unrichtig, wegen der er zur Landesverweisung und 1,500,000 Strafe verurtheilt wurde. Er sagte bekümmert zum Könige: „Mein Gefängnis hat mich gelehrt, daß sich Niemand vor seinem Gott und vor seinem Könige unglücklich nennen darf.“

erhielt. — Wol die Ursache seines Falles, mehr noch als der Vorwand desselben.

Unerschrocken seines innern Verdrusses erlaubte Franz I. dem Kaiser, bei der Empörung der Genfer durch Frankreich zu gehen, nachdem er ihn nicht nur gewarnt hatte, sondern auch die Anträge der Rebellen, sich ihm zu unterwerfen, abgewiesen. Karl's V. Reise durch Frankreich war gleichsam ein fortlaufendes Fest, sowie sein achtstägiger Aufenthalt in Paris, nachdem er noch von dem Comte de Montmorency bewirthet und sich bei Balenciennes begleitet ward. Hier erinnerte der Comte de Montmorency an den Durchzug versprochene Belohnung von Mailand. Der Kaiser versicherte jedoch dieselbe fürs Erste unter einem wichtigen Vorwande, um sie bei einer spätern Erinnerung nicht abzuwehren.

Der von Karl V. durch seinen Statthalter von Mailand, den Marschall de Guasto, erwiesene veranlassete Mord zweier französischer Abgesandten, um ihrer Instructionen Mißthäter zu werden, bewog den König, ihm 1542 von Neuem förmlich den Krieg zu erklären, den er nach der größtentheils selbst in Person führte und vielfache Beweise seines Muthes und seiner Kriegserfahrung gab.

Ein unerwarteter Ausfall in La Rochelle unterbrach den Lauf der Feldzüge 1542 zu 1543, durch eine Abgabe von 24 Kisten auf den Scheffel Salz verursacht. Der König erschien in Person mit einer starken Anzahl Infanterie, fand aber bei den Einwohnern Ergebung und Unterwerfung. Vollständige Verzeihung und gänzliche Strafflosigkeit erfolgte seinerseits. Nach wenig Tagen waren Vergeben und Strafe vergessen; der König ging nach den Niederlanden, wo d'Annebaut und Anton Herzog von Vendôme das Heer befehligten. Landrecy, 1521 geschleift, ward hier von Neuem nach der nun gangbaren Weise befestigt. Drei Bollwerke, Dauphin, Orleans und Vendôme, machten die vorzüglichste Stärke des Orts; sie waren durch die königliche Courtine verbunden, hoch genug, den Drang gegen die umliegenden Anhöhen zu schützen. Arlon ward von dem Herzoge von Orleans eingenommen; ihm folgte schon am folgenden Tage Luxemburg, wo Philipp Strozzi, ein Florentiner, mit einer eigenen Compagnie leichter Reiter ankam, die durchgehend schon als Officiere gebient hatten, vergoldete Brustharnische trugen und leichte, schnelle Pferde ritten. Nicht selten suchten sie auch zu Fuß mit immer gleicher Unerfrockenheit und Lebhaftigkeit. Unter der Menge von Belagerungen, Ueberfällen und Ereignissen dieser Feldzüge tritt besonders die Schlacht bei Cerislies den 14. April 1544 hervor, wo der Marschall Guasto von dem Grafen von Enguien geschlagen ward und alle sein Geschütz verlor. Weil jedoch der Kaiser gemeinschaftlich mit dem Könige von England sich zu einem neuen Feldzuge anschickte, ward die Armee des Letztern ausgerufen. Obgleich fehlte es am Solde, obgleich zu Belag in Mailand 30,000 Thlr. aufgenommen hatte, auch die Baronin von Montafia ihre Juwelen versetzte, um 1500 Thlr. darauf zu leihen.

Die Feinde hatten sich zwar geeinigt, in Frankreich grade auf Paris loszugehen, weil ihnen die Streitigkeiten

der königlichen Bühlerinnen vortheilhaft waren; denn die Herzogin von Etampes vergaß sich soweit, daß sie sogar eine geheime Correspondenz mit dem Kaiser führte und ihn von den Beschlüssen des Königs benachrichtigte, um die Entwürfe des Dauphins zu hintertreiben. So fiel St. Dizier in die Hand Karl's V., der dann die Mauer herab auf Paris zu kam und sich bei Colons dem Dauphin gegenübersezte, bloß durch den Fluß von ihm getrennt. Bei den hier vorkommenden Geschehnissen kam der Gebrauch der Pistolen zuerst bei den Franzosen vor, sie waren ihnen bis daher unbekannt.

Wahr war durch den Tractat von Crecy der Kaiser beruhigt, mit England aber dauerte der Krieg noch fort, und auch bei Karl V. war der friedliche Zustand nur so lange zu erwarten, als es ihm nicht gelingen würde, die Theilnehmer des schmalkaldischen Bundes niederzuhalten. Um daher sich möglichst gegen einen Einbruch zu sichern, ließ der König durch Bellay und einige Kriegskommissäre die Grenzen der Champagne besichtigen, und befohl dann, Montcornet, Maubert, Fontaine, Rezières, Rouillon und Villes-Franche, zwischen Stenay und Dun, zu besetzen, St. Reneboud und St. Dizier zu verstärken, auch diese Arbeiten auf Eligny, Chaumont, Langres, Seure an der Saone und Bourg an Dresse auszuführen. Er reiste im folgenden Jahre 1546 selbst an die Grenzen, um die Plätze der neuen Befestigungen und den Fortgang der angefangenen Arbeiten zu besichtigen und nachher die erforderlichen Gelder anzuweisen.

Nachdem Franz I. in diesem Jahre durch einen unglücklichen Zufall, im Scherz, den Grafen von Enguien verloren, dem er anstatt eines Schneeballes einen eisernen Kasten auf den Kopf geworfen hatte, daß er einige Tage darauf starb, hatte er im nächsten Jahre (1547 am 10. April) den Tod Heinrich's VIII. zu betrauern, der fast von gleichem Alter, ihm auch im Ansehen einigermaßen ähnlich war. Es schien, als hätte er einen Bruder und theuren Freund verloren, bei dem seine außerordentliche Liebe jedoch keine Erwidderung fand. Heinrich war zu eifersüchtig, um Franz, dem er in seiner gutmüthigen, frühlichen Gemüthsart nachsah, lieben zu können.

Von seiner sopplistischen Krankheit, die er zu Compiegne 1539 bekommen, ward er nicht vollkommen geheilt; sein Uebel verschlimmerte sich täglich, und seit Heinrich's Tode schien ihm sein Ende weit mehr gegenwärtig, als vorher. Am Ende des Februars 1547 beschien ihm ein schleichendes Fieber, das er durch die Tagd vergebens zu vertreiben hoffte. Er starb am 31. März 1547. Der Sorge für sein Land bis zum letzten Augenblicke treu, empfahl er seinem Sohne, dessen Kasten zu erleichtern und die öffentlichen Ausgaben zu verringern, was ihm selbst, während seiner Regierung, nicht möglich geworden war. Ein zweiter Rath, die große Ehrfurcht der Guisen zu zügeln, ihnen nicht zu viel Einfluß in Staatsgeschäften einzuräumen, hätte sicher gute Früchte getragen, wäre er befolgt worden. (v. Hoyer.)

Franz II., König von Frankreich, f. Frankreich.

FRANZ I. (Januar. Joseph), König beider Sicilien von 1825 bis 1830, der Sohn Ferdinand's I., geb. den 19. Aug. 1777, war zweimal vermählt, mit Marie Clementine Josephe, Kaiser Leopold's II. Tochter (gest. den 16. Nov. 1811) und dann mit Marie Isabella, der Tochter Karl's IV. von Spanien. Von seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen sei blos erwähnt, daß die eine seiner Schwestern, Marie Amalie, mit dem ehemaligen Könige der Franzosen, Ludwig Philipp, seine Tochter aus erster Ehe, die Mutter Heinrich's V., mit dem Herzoge von Berry, und seine Tochter aus zweiter Ehe, Marie Gräfinne, mit dem Könige von Spanien, Ferdinand VII., vermählt sind. Schon bei den Lebzeiten seines Vaters hatte Franz zweimal die Regierung übernehmen müssen, zum ersten Male in Sicilien, dann in Neapel. Als nämlich durch Einfluß der Engländer die Sicilier eine Verfassung erhalten hatten, fühlte sich der Hof dadurch so beleidigt, daß die Königin Karoline über Constantinopel nach Wien ging, der König aber die Regierung niederlegte (den 16. Jan. 1812), und sie seinem Sohne übertrug, der dann nicht umhin konnte, diese Verfassung anzuerkennen und Lord Bentinck zum Oberbefehlshaber der sicilianischen Truppen zu ernennen. Als die Umstände sich geändert hatten, übernahm Ferdinand wieder die Regierung (1814), und hob diese Verfassung und das sicilische Parlament auf. Neapel, worin bis dahin Murat als Joachim I. regirt hatte, kam erst durch den 104. Artikel der wiener Congreßakte wieder an die alte Dynastie zurück. Vor seiner Rückkehr nach Neapel ließ Ferdinand einen andern Verfassungsentwurf bekannt machen, welcher der Charta Ludwig's XVIII. nachgebildet war; es blieb aber bei dem Entwurf. In Neapel gab er zwar im J. 1816 ein organisches Gesetz für das nun vereinigte Reich beider Sicilien, jedoch keinesweges zu besonderer Zufriedenheit. Fortwährend hatte es im Stillen gehärt, und was inzwischen geschah, war nicht geeignet, diese Säkung zu hemmen. Als aber Ferdinand VII. in Spanien die von den Cortes 1812 entworfene Verfassung anzunehmen genöthigt worden, wurde auch in Neapel das Verlangen nach einer Verfassung laut, und zwar verlangte man, mit den nöthigen Modificationen, die spanische, und der König sah sich genöthigt, dieses Verlangen zu befriedigen. Auf Treu und königliches Wort versprach er, die nach der spanischen modificirte Verfassung anzunehmen und zu beschwören. Damals war es, wo der König dem Kronprinzen Franz zum zweiten Male die Regierung übertrug und ihn zu seinem Stellvertreter (Alter ego) mit unbedingter Vollmacht ernannte. Der König und der Kronprinz, sowie dessen Bruder, schworen der neuen Verfassung den Eid der Treue. Inzwischen gelangte die Nachricht von dieser Veränderung nach Wien, und die Folge davon war, daß Ferdinand zu dem damaligen Monarchencongreß nach Laibach eingeladen wurde. Er beand sich dabei in sehr mißlicher Lage. Bei dem wiener Kongresse war in einem, damals auch dem englischen Gesandten geheim gebliebenen, Artikel zwischen den Höfen von Wien und Neapel bestimmt, daß der König von Neapel bei Einführung einer Regierungsform „gehalten sein soll, niemals eine Veränderung zuzugeben, die nicht mit

den alten Normen der Monarchien, oder mit den Grundsätzen, die von dem Kaiser Österreichs, die innere Regierung der italienischen Provinzen betreffend, angenommen sind, übereinstimmend befunden werde.“ Das Parlament, anfangs keineswegs geneigt, in seine Reife zu willigen, beruhigte sich bei seiner Versicherung, seine Reife habe den Zweck, den, in der Annahme der neuen Verfassung ausgesprochenen, Willen der Nation zu unterstützen und einen drohenden Krieg abzuwenden. Er reiste ab, und schrie zurück — nachdem Neapel von österreichischen Truppen besetzt war. Die Jesuiten rückten auch wieder ein, und die heillosen Bücher, die zum Denken reizten, wurden feierlich verbrannt, um sehr frommen Platz zu machen. Hochverrathsprozesse traten an die Stelle der parlamentarischen Untersuchungen, und es folgten Hinrichtungen, Verurtheilungen zu Kettenstrafen, lebenslängliche oder doch sehr lange Einkeislerungen und den Entsetzungen folgten doch Todesurtheile nach.

Ferdinand's plötzlicher Tod ließ endlich wieder der Hoffnung Raum, und von Franz, der sich als Reichsverweser so wohl benommen, hegte man die besten Erwartungen. In der Zeitung von Neapel hieß es: „Der König hatte beschlossen, seine Rückkehr nach der Hauptstadt durch eine gänzliche Restauration der Monarchie zu verewigen. In dieser festgesetzten Absicht war er willens, neue Gesetze und neue Institutionen zu ertheilen, die nicht, wie die unserer Väter, aus unsunabhängenden Theilen zusammengesetzt, sondern aus einem leitenden Prinzip entsprungen, ein architektonisches Ganzes bilden sollten, mit jener Weisheit entworfen, nur das Glück der Unterthanen bezweckend, einseht, daß, wenn die Neuerer sich öfters Schwärmereien hingeben, zuweilen auch die nötigsten Institutionen eines andern Zeitalters den Charakter der Nützlichkeit in dem unsigen verlieren haben; daß, wenn auch die Prinzipien, welche der bürgerlichen Gesellschaft zum Grunde gelegt werden müssen, eines Anstrichs von Alterthum bedürfen, dennoch, die veränderten Sitten, ansehnliche und zahlreiche Modificationen nicht ausbleiben können; daß es tödlich wäre, sich durch die Fortschritte des menschlichen Geistes und der neuen Kenntnisse nicht bereichern zu wollen; daß volles das Überannehmen der Civilisation große Ansprüche macht, mehr aber noch der bei den Fürsten schwankelose Ehrgeiz, das Wohl ihrer Unterthanen täglich mehr zu befördern.“

War dies nicht Satire, so war es ein wohlgemeinter Rath, den aber Franz, wie wohlwollend er auch als Mensch war, selbst wenn er gewollt hätte, als König nicht befolgen konnte, denn wie hätte es sonst mit jenem geheimen Artikel gestanden? Abweichung davon war gerade jetzt um so weniger möglich, da das ganze Reich von österreichischen Truppen besetzt war. Dieser Schutz der Monarchie war für das Land eine um so größere Last, da die Truppen nach dem Kriegszustand bescholbet wurden. Der schlechte Zustand der Finanzen erreichte dringend Abhilfe, und Franz suchte sie bei einer Reise nach Mailand, wo der österreichische Kaiser anwesend war, zu bewirken. Man sah diese Reise, eingedenk der seines Vaters, mit sehr mißtrauischen Augen an; es ergab sich jedoch, daß

sie hauptsächlich diesen Zweck gehabt. Er hatte bewirkt, daß der Sold der Truppen auf den Friedensfuß gesetzt wurde, und eine allmähliche Verminderung derselben eintret; aber erst nach zwei Jahren trat der gänzliche Rückzug ein, man ließ jedoch die Truppen im lombardisch-venezianischen Königreiche die Linie des Po besetzen, um nöthigen Falls wieder bei der Hand zu sein; eine Maasregel, die dem Könige kein Vertrauen erweckte. Er that dieses aber ohnehin verloren. Zwar that er manches, um dasselbe zu gewinnen, nur nicht wie man es erwartet hatte. So hatte er zu einer allgemeinen Amnestie sich nicht entschließen können. Nur einigen 50 Personen in Neapel, 6 in Sicilien, die wegen Hochverraths bei der Revolution im J. 1820, oder wegen kassverbrecherischer Theilnahme an geheimen Verbindungen verurtheilt waren, milderte er das Strafurtheil, und entließ 27 ihrer Haft. Hiezu kam, daß er nach Entfernung der österreichischen Truppen die Bürgergarde auflöste, und strengen Befehl zu Ablieferung der Waffen gab. Und dies alles, während eine große Menge Geächteter in die Gebirge sich geflüchtet hatten, die, mit den Carbonari in Verbindung, Aufstände bewirkten. Man gab sie für Räuberbanden aus, ungeachtet sie nichts weniger als aus Raub ausgingen. Nun gab es wieder Hinrichtungen, Galeren und Kettenstrafen, und von der andern Seite Verschönerungen und Morbanfälle. Mit der Ruhe und dem Wohlstande des Landes mußte es unter solchen Umständen höchst mäßig aussehen, wenn gleich der König zu Beförderung derselben einen Eifer stifte (s. unten). Der Handel konnte nicht blühen wegen Störungen der Barbareien. Neapel hatte mit Tripolis im Jahre 1816 einen Frieden geschlossen, nicht ohne bedeutende Opfer von seiner Seite. Nichtsdestoweniger forcierte der Bei von Tripolis, als Franz den Thron bestieg, nochmals einen Tribut von einer Million Colonati, und schon lagen im Hafen von Tripolis, im Falle der Weigerung, bewaffnete Kaperschiffe bereit. Franz versarrt allerdings die Forderung, und unter Don Alfonso Sozzi Carola ging eine Flotte von 10 Kriegsschiffen und 16 Kanonierschuluppen nach dem Hafen von Tripolis ab. Hier aber hatte man sich aber gehörig vorbereitet, und nach kurzem Kampfe blieb der sicilischen Expedition bald nichts als ein schimpflicher Rückzug mit schwer beschädigten Schiffen übrig, worauf der Bei seinen Kapern sofort Befehl zum Auslaufen ertheilte. Durch Karl's X. Vermittelung setzte endlich der Bei seine Forderung auf 80,000 schwere Piaster herab, welche Franz, um die mit großen Verlusten verbundene Störung des Küstenhandels abzuwenden, zu zahlen sich entschließen mußte. In Folge des kühnen Ausfalls der Expedition gegen Tripolis waren der Gefe derselben und mehrere Officiere vor ein Kriegsgesicht gestellt, welches zwar deren Strafbarkeit, aber keine entsprechende Strafe aussprach; der König sprach jene frei, die Mitglieder des Kriegsgesichts aber wurden sämmtlich begrabt. Um diese Zeit erließ er noch ein für seine Familie erfolgreiches Gesetz, daß jedes männliche und weibliche Mitglied der königlichen Familie zu Verheirathung jedesmal die Genehmigung des Königs nachsuchen hätte.

Wol mochte für Franz eine längere Entfernung von der Regierung wünschenswerth sein, und er entschloß sich im J. 1829 mit seiner Gemahlin ihre Tochter Marie Christine dem Bräutigam Ferdinand VII. zuzuführen. Am 30. September reisten sie von Neapel ab, und am 9. December traf der, für Neapels Finanzen zu kostbare, Zug in Aranjuez ein. Erst im Julius des folgenden Jahres kam er nach Neapel zurück, an einem starken Husten mit Wechselfieber und ermattendem Schweiße leidend. Nach langwieriger Krankheit starb er am 8. Nov. 1830. (H.)

Orden Franz' I. (Real ordine di Francesco primo), Königs beider Sicilien, am 28. Sept. 1829 gestiftet. Zur Bekrönung des Civilverdienstes ward er bestimmt, sei es erworben im Amte, in Künsten und Wissenschaften, im Fabrikwesen oder in der Agricultur. Auch Militärpersonen erhalten ihn für solche sich erworbene Verdienste. Die Besizer bilden drei Classen: Großkreuze, Commandeure und Ritter; und die einer dazu gehörigen goldenen und silbernen Medaille nennt man eine vierte und fünfte Classe. Das Ordenszeichen ist ein goldenes Kreuz mit vier breiten, in acht Spitzen auslaufenden, weissemalirten Theilen, zwischen denen vier goldene französische Lilien flieh. In der runden Mitte der Vorderseite steht auf goldenem Grunde F. I. (Franz der Erste), darüber eine Krone, umgeben von einem Lorbeerkranz, den wieder ein dunkelblauer Gürtel mit den Worten umgibt: De rege optime merito. (Dem, der sich um den König großes Verdienst erworb.) Auf der Rückseite steht auf Goldgrund, von einem Lorbeerkranz umgeben: Franc. I. insinuit 1829.

Über dem ganzen Ordenszeichen ist eine goldene Krönkrone mit Ring angebracht, durch welchen das pontificale, mit schmalen dunkelblauen Streifen eingefasste Band gezogen wird. Von der rechten Schulter nach der linken Hüfte wird das Kreuz von der ersten, um den Hals auf der Brust, von der zweiten im Knopfloche auf der linken Seite, von der dritten Classe getragen. Die erste trägt dabei auf der linken Brust einen silbernen Stern mit den vier goldenen Lilien in den vier Winkeln, und dem vordern Mittelschilde des Kreuzes in der Mitte. — Illuminirte Abbildungen der Decorationen findet man in dem großen, prachtvollen Ordenswerk von Geib (Berlin. Quersol), sowie im zweiten Bande der Geschichte und Verfassung aller Ritterorden u. Von v. Biedenfeld. (Weimar 1841. 4. Tafel 35.) (F. Gottheide.)

FRANZ VON MEDICI, der erste vom Kaiser anerkannte Großherzog von Toscana, der nachgeborene Sohn des Herzogs Kosmus I., geb. 1541, starb im J. 1561, theils aus Begierde zur Freiheit, theils, um sich auf einige Weise auszuzeichnen, den Entschluß, sich durch heimliche Flucht an den spanischen Hof zu begeben. Sein Vater, welcher dieses erlaub, stellte sich, um diesem zuvorkommen, als wisse er von des Sohnes Vorhaben nichts, und gab ihm die Erlaubnis zum Antritte der erwählten Reise, verlangte jedoch, daß er zuvor den römischen Hof besuchen sollte. Er that es, ward zu Rom den 2. Nov. (1561) mit ebenso großer Ehrenbezeugung,

als wäre er der Herzog selbst empfangen und im päpstlichen Palast bewirthet. Als er nach Florenz zurückkehrte, ward er von dem Papste mit der Granitsäule beschenkt, welche in Florenz nicht weit von der Brücke S. Trinita aufgestellt ward, als Trägerin des Bildes der Gerechtigkeit. Kaiser Ferdinand I. wünschte die Verbindung seiner Tochter mit dem toscanischen Erbprinzen Franz, und hatte diese Angelegenheit zu verschiedenen Malen durch den Cardinal von Trient in Anregung gebracht. Da Kosmus aber für seinen Sohn eine spanische Prinzessin suchte, so hatte er wenig auf jenen Vorschlag geachtet, bis er von dem Papst darum angegangen ward, daß er diese Sache auf dem Wege der Unterhandlung einleiten möchte. Nun wandte sich Kosmus unmittelbar an den König Philipp II. von Spanien, und dieser übernahm mit Vergnügen die Vermittelung bei dem Kaiser. Kosmus beschleunigte deshalb die Reise seines Sohnes an den spanischen Hof, an welchem er sich so lange, bis die Vermählungsunterhandlungen mit dem Kaiser zu Ende gebracht sein würden, aufhalten, und während dessen die Sitten und Gewohnheiten der Spanier kennen lernen sollte, und ließ ihn die Reise (1562) mit einem äußerst glänzenden Gefolge von dem besten italienischen Adel antreten. Dieses geschah auf sechs Galerien. Er landete in Vofes, wurde von seinem Heime, Don Garzia von Toledo, im Namen des Königs empfangen, und bei Hofe mit ausgezeichnete Achtung behandelt, denn der Herzog von Alba und das ganze Haus Toledo, sowie der Adel überhaupt, bestritten sich, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Zu seinem Unglück aber besand sich der Prinz Alexander der Jüngere, welcher dem Infanten Don Carlos zur Gesellschaft gegeben war, auch am spanischen Hofe. Zwar erschien Franz mit mehr Pomp, ward aber von Alexander an Geist und Beweisen von Großmuth übertroffen. Die Eifersucht zwischen beiden Prinzen, der Rangstreit unter ihnen sollte noch spätere Folgen haben.

Durch das anstehende Jieber, welches im J. 1562 in Italien wüthete, verlor Franz seine Mutter, die wegen ihres spanischen Stolz nicht liebte Eleonora von Toledo, und kurz zuvor zwei von seinen Brüdern, nämlich den Cardinal Iohanna und Don Garzia. Kosmus wünschte seinen ältesten Sohn wieder bei sich zu haben, und betrieb seine Vermählung mit einer Tochter des Kaisers. Durch die gewöhnliche Langsamkeit des spanischen Hofes und die Unentschlossenheit des Kaisers war die Sache sehr verwickelt worden. Dieser hatte sich niemals darüber ausgelassen, ob er Barbara als die ältere, oder Iohanna die jüngere Tochter dem Erbprinzen von Toscana geben wollte. Seine Verbindung mit Ferrara veranlaßte ihn endlich, die erstere dem Herzoge von Ferrara zu geben, und die letztere für den Prinzen von Toscana zu bestimmen. Kosmus, von Eifersüchteleien befallen, sehnte sich nach beständiger Anstrengung seines Geistes in einer 25jährigen geschäftelosen Regierung nach Ruhe, trat sie den 1. Mai 1564 seinem Sohne ab, bebielt aber in der am genannten Tage unterzeichneten Entlassungsurkunde sich vor 1) den Titel und die höchste Gewalt über alle seine Staaten; 2) die Regierung und Einkünfte vom

Marquisat Castiglione della Pescaja; 3) die Wahl eines Admirals über die Galerien, des Generals über sein Landheer, aller andern Officiere und des Statthalters von Siena; 4) das Eigenthumsrecht und den Genuß aller Allodialgüter; 5) alle Einkünfte des Staates von Siena nach Abzug des Aufwandes, die Bergwerke von Pietrasanta und die öffentlichen Einkünfte dieses Capitaneats, den Gebrauch aller Paläste und Landhäuser, seine kostbaren Mobilien und verschiedene an so vielen Handelsplätzen stehende Capitalien. Mit Ausnahme des genannten überließ Kosmus seinem Sohne alle Einkünfte des Staates, jedoch mit der Verordnung, daß er Nichts vom Staate veräußern, noch Einkünfte und Gabellen verpfänden, ferner weder Commandanten in den Festungen und Stabs-officiere ohne des Vaters Einwilligung entlassen, noch neue annehmen sollte. Im Ubrigen gab er ihm freie Vollmacht zu regieren, zu verwalten, Gesetze zu geben, Minister zu entlassen, neue anzunehmen. Sollte über die Erklärung dieses väterlichen Willens Frage entstehen, so sollte es dem Kosmus allein, und sonst Niemandem, zustehen, den Zweifel zu lösen, sowie er denn im Voraus Alles, was dagegen vorgenommen werden könnte, als nichtig ansah. Der Staatssecretair Gineio wurde zum Minister ernannt, und dieser lenkte die ganze Maschine um so mehr nach seiner Willkür, da er es mit einem thotamenüben Vater und geboramen Sohne zu thun hatte.

Franz, welcher die ganze päpstliche Anlage von seiner spanischen Mutter, auch ihre sittlichen Neigungen geerbt hatte, war um so leichter als ein vollkommener Spanier anzusehen, da er am Hofe des Königs Philipp unter der Leitung des Herzogs von Alba erzogen war. Der junge Regent, Franz, welchem sein Vater Geschnack an den Wissenschaften beigebracht hatte, liebte diese sehr, und vornehmlich die Chemie, in welcher er auch unterrichtet war. Mittels derselben verfertigte er falsche Juwelen, welche nur ein Kenner von den echten unterscheiden konnte, und ersand die Bombe, konnte es jedoch nicht soweit bringen, daß sie zur rechten Zeit zerbrach. Deshalb wurde sie vom König Philipp II. von Spanien und Don Juan von Österreich, welchen er das Geheimniß mittheilte, nicht eingeführt. Mit eigenen Händen verfertigte er ferner vorzellene Gefäße, und schenkte sie andern Fürsten. Auch die noch heutzutage zu Florenz blühende Kunst, Edelsteine in Wurmsteine einzulegen, und allerlei Figuren mit ihren natürlichen Farben damit zu bilden (*Lavoro di Pietre commesse*) führte er im J. 1568 durch einen jungen Franzosen, den er von Rom kommen ließ, ein. Leidenschaftlich liebte er die schönen Künste. Der berühmte Pietro Vellori, welcher ihm in der griechischen Sprache Unterricht gegeben hatte, hatte ihm auch großen Geschnack an den Alterthümern und Kenntniß derselben mitgetheilt. Zugleich war er aber auch ein großer Freund von rauschenden Vergnügungen. Dieses alles zusammen bewirkte, daß es ihm schwer fiel, sich mit den Geschäften der Regierung zu befassen, und daß er daher dieselben der Willkür seiner Staatsdiener überließ. Doch war der Anfang seiner Regierung löblich, so lange das System seines Vaters beibehalten ward.

Von der überaus großen Neigung zur spanischen Nation bewogen, war er sogleich am Anfang der Regierung (1564) bemüht, sich bei dem Könige von Spanien zu empfehlen, indem er betheuerte, daß zehn Galeeren den Spaniern, welche Pennon de Rele, einen Hauptstich der die spanische Küste sehr beunruhigenden Seeräuber, zu zerstören vorthäten, zu Hilfe geschickt wurden, welche Schiffe von spanischer Seite um die Hälfte unterhalten wurden. Während dessen boten die Gassen dem Herzoge Kosmus die Herrschaft über ihre Insel an, um sich dem barten Joche der Genuesen zu entziehen. Zwar nahm der Herzog ihr Anerbieten nicht an, da die Genuesen von Spanien Beistand erhielten, ließ jedoch seine mit der spanischen Flotte vereinigten Galeeren nach Livorno zurückkehren, als die Spanier den Genuesen zu Hilfe eilten. Deshalb bewies sich König Philipp sehr kaltblütig in der Betreibung einer Vermählung des toscanischen Regenten mit einer Erzherzogin von Oesterreich. Der sich den 25. Juni 1564 ereignende Todesfall des Kaisers Ferdinand I. war die Ursache einer neuen Verzögerung geworden. Daher erbot sich, um die Sache zu beschleunigen, Kosmus, dem neuen Kaiser Maximilian II. wider den Willen von Siebenbürgen beizustehen. Ungewachtet nun die Erzherzogin von dem Könige von Dänemark zur Ehe begehrt wurde, eröffnete doch Maximilian dem Gesandten des Herzogs, daß die Vermählung zwischen Franz und Johanna beschloffen sei, daß jedoch die wirkliche Vollziehung der Ehe noch ein Jahr wegen des Trauerjahres um den Kaiser Ferdinand ansetzen müsse, und daß sie zu Trient gefeiert werden sollte.

Kosmus hatte der Christenheit durch seinen der Insel Malta, die von den Türken mit einer fürchterlichen Flotte bedrängt worden, geleisteten Beistand den wesentlichsten Dienst geleistet, und deshalb war der Paps Pius IV. so geneigt für ihn gestimmt, daß er dem Herzoge von Toscana, weil sich der Erbprinz mit einer Erzherzogin vermählte, die Würde eines Erzherzogs ertheilen wollte. Kosmus aber wollte, daß es nicht ohne Befehl des Kaisers Maximilian II. geschähe, und begreift sein Gesuch an denselben mit dem Versprechen, ihm mit Gelde wider den Willen von Siebenbürgen Beistand zu leisten. Zwar bewies sich der Kaiser willfährig, aber die kaiserlichen Räte und der König von Spanien sträubten sich dagegen, weil die erzogliche Würde ein Vorrecht des Hauses Oesterreich sei. Aber der kaiserliche geheime Rath, Johann Ulrich Zasius, fand ein Auskunftsmittel, indem er dem Herzoge Kosmus riet, daß er sich um die Würde eines Großherzogs bei dem Kaiser bewerben möchte. Der Kaiser nahm dieses befallig auf, und die Sache ward dadurch beschleunigt, daß Franz sich persönlich am kaiserlichen Hofe befand. Er besuchte nämlich (1565) seine Braut in Innsbruck, und reiste dann nach Wien, wo er in die Hofburg aufgenommen wurde, und wo sich der Kaiser mit ihm vertraut unterhielt. Derselbe bewunderte die Geschenke seltener Bildhauerwerke und seltener Werke von Bronze und anderer Kostbarkeiten, welche ihm Franz aus Florenz mitgebracht hatte, sowie auch der Kaiser und sein ganzer Hof sich durch die Concerte, welche der Erbprinz von Toscana durch seine mitgebrachten

Conkünstler aufführen ließ, angenehm unterhalten fand. Sein Gesandter Concini konnte dem päpstlichen Runtius seinen Auftrag im Betreff des großherzoglichen Titels vortragen; der Kaiser verlangte jedoch dabei, daß der Paps die Bulle bekannt mache, bevor der Herzog von Ferrara etwas davon ersühre, damit dieser mit seinen Gegenwendungen zu spät käme. Hierauf reiste Franz nach Böhmen, um den Erzherzogen seine Aufwartung zu machen, besuchte dann auch den bairischen Hof, und eilte endlich nach Florenz zurück, um noch vor seiner Braut anzukommen. Der Ehereitag ward geschlossen, und ausgemacht, daß beide kaiserliche Prinzessinnen aus einem Tag zu Trient durch Bevollmächtigte getraut werden sollten. Der Aufwand und Glanz war um so größer, da die Herzoge von Toscana und Ferrara mit einander wetteiferten, und Jeder den Andern in Kostbarkeit der Geschenke, in dem Range der abgeordneten Personen und in öffentlichen Festlichkeiten zu überbieten suchte. Es ward aber in Trient der Rangstreit wegen des Willägers wieder rege, und da diesen der vom Paps Pius IV. zur Feier der Vermählung ernannte Cardinalelegat Verronei, ein Neffe des genannten Paps, beizulegen nicht vermochte, sah sich der Kaiser zu dem Besche genöthigt, daß jeder Bräutigam sein Willäger in seinen eigenen Staaten feiern solle.

Vor seiner Vermählung mit der Erzherzogin hatte Franz seine Liebe zu Bianca, der Tochter des Bartholomäus Capelli, eines Edeln von hohem Hause und Range zu Venedig, geheim gehalten. Ihre ausgezeichnete Schönheit hatte Peter Bonaventuri zur Liebe hingeführt, und Bianca des ebenfalls sehr schönen jungen Mannes Liebe erwidert, so daß sich die Früchte derselben bald zeigten. Die Furcht vor ihrem Atern veranlaßte sie, mit ihrem Geliebten, welcher ihr versichert hatte, daß er ein Neffe der reichen Salvati sei und Theil an ihrer Bank habe, zu entfliehen. Sie raffte alles, was sie von Perlen und Juwelen in ihrem Hause finden konnte, zusammen, und floh mit ihrem Entführer nach Florenz, wo sie sich trauen ließ. Ihr Vater, bei der Republik im größten Ansehen stehend und mit den vornehmsten Geschlechtern verwandt, hatte sich in der zweiten Ehe eine vom Hause Grimani, eine Schwester des Patriarchen von Venedig, vermählt. Diese, die Stiefmutter Bianca's, hielt sich und ihr Haus für beschimpft, und brachte ihre ganze Verwundtheit wider ihre Stieftochter auf. Der Patriarch, von seiner Schwester angefaßt, erklärte an der Spitze der ganzen Verwandtschaft, daß der venetianische Adel beschimpft sei. Der Oheim des Entführers der Bianca, Joh. Baptista Bonaventuri, ward den 15. Dec. 1563 festgesetzt. Peter Bonaventuri wurde von dem Rathe der Zehn gerichtet, und aus allen venetianischen Staaten, Orten und Schiffen verbannt, und ein Preis von 2000 Dukaten auf seinen Kopf gesetzt. Da er sich auch in Florenz nicht sicher hielt, flüchte er den Prinzen Franz um seinen Schutz an. Dieser war zwar damals noch nicht von seinem Vater zum Regenten ernannt, nahm aber doch an allen Geschäften Antheil. Bei dieser Gelegenheit beauftragte er den florentinischen Agenten, daß er zwar nicht für sich, aber doch durch den Consul der Nation dem im

Kerker sitzenden Bonaventuri durch Fürbitte und Hilfe seinen Verhaft erlöschten, und den päpstlichen Nuntius veranlassen sollte, durch seine Empfehlung bei dem Patriarchen diesen Zweck zu erlöschten. Dieses vermochte jedoch die erbitterten Anverwandten der Bianca nicht zu befähigen. Der Proceß gegen den Dheim des Entführers ward fortgesetzt, als wenn er Antheil an der Handlung seines Kessens gehabt hätte. Ferner wurden alle Mägdle, Bediente und Barcarolen, von denen man nur die mindeste Spur hatte, daß sie an diesem Handel Antheil genommen, eingezogen. Der unglückliche Dheim starb im Kerker an der damals herrschenden Seuche des bösigen Fiebers. Die Geschichte Bianca's ist sehr ausgeschnitten¹⁾, und auch die Art und Weise, wie Franz sie hatte kennen gelernt, und wie er Gegenliebe gefunden²⁾. Zuverlässig ist, daß Bonaventuri und Bianca sogleich in der ersten Woche ihres Aufenthalts in Florenz den Schutz des Prinzen erlangt haben. Daß er zu nächstlicher Zeit ganz allein und nicht ohne Gefahr Bianca besuchte, geht aus einem Schreiben des Herzogs Kosmus vom 25. Febr. 1565 hervor, in welchem er seinem Sohne aus einander setzt, wie übel es sei, daß er zur Nachtzeit allein in Florenz herumlaufe. Die Liebe, welche Franz für Bianca hegte, mußte geheim gehalten werden, bis der Betrag wegen seiner Vermahlung ins Reine und das Verlager vorüber wäre. Nach geschener Trauung jedoch hielt Franz, wider das noch Ziel, erklärte den Peter Bonaventuri zu seinem Sacerdobrauseher, wies der Bianca in seinem Palaste eine bequemer gelegene prächtige Wohnung an, und machte aus seiner Leidenschaft für sie sein Geheimniß. Seine Gemahlin war zwar ebenfalls eine ausgezeichnete Schönheit, aber ihr düsterer Charakter, durch ihre strenge Erziehung verstärkt, beraubte sie der Anmuth. Fromm und tugendhaft mußte sie, deren eheliche Rechte so verletzt wurden, um so mehr Anstoß an dem Lebenswandel ihres Gemahls nehmen. Sie machte ihm Vorwürfe; aber diese entfernten ihn nur noch mehr von ihr. Überdies warf man ihr vor, daß sie alles Vertrauen aus ihre Leuten schenke, die Lascivier aber nicht. Herzog Kosmus, welchem die Mißthelligkeit der neuen Eheleute sehr unangenehm war, erwähnte beide Theile. Aber sein Schreiben³⁾ an seine Schwiegertochter vermochte, da seine Ermahnungen die Liebe seines Sohnes zu Bianca nicht minderten, den Uebelstand nicht zu beheben, und konnte von der Erzherzogin nur als ein wohlgemeinter Versuch, sie zu befähigen, betrachtet werden. Die Ermahnungen des

Baters fanden bei dem Sohne um so weniger Eingang, da der Vater selbst, welcher freilich Witwer war, durch Liebe zu dem schönen Fräulein Eleonora aus dem ansehnlichen Geschlechte Aldighi gefesselt ward. Bei Franz entstand der Verdacht, als ob der Vater die Eleonora belästigen wolle. Ein Kammerdiener des Herzogs Kosmus, Namens Sforza Almeni, bestrafte auch den Sohn, als der Vater sich in Florenz aufhielt, in seinem Verdachte, entthete ihm alle Geheimnisse dieser Liebe, und Franz, hierdurch gereizt, machte dem Vater bittere Vorwürfe. Dieser ward hierüber so aufgebracht, daß er den 22. März 1566 den Sforza Almeni zu Florenz mit eigener Hand erschlug. Voll Scham und Kummer kehrte Kosmus auf das Land zurück, wo er seine Liebe fortsetzte. Die Anverwandten Bianca's von Venedig schickten einen Reuscheimörder nach Florenz, welcher den Peter Bonaventuri ermorden sollte. Franz erhielt jedoch noch zu rechter Zeit Nachricht davon, kam dem Morde durch seine Wachsamkeit zuvor, und gab sich um so mehr Mühe, daß man in Venedig die Acht wider Bonaventuri aufheben und Bianca wegen ihrer Mißthat Gerechtigkeit möchte widerfahren lassen, wollte sich jedoch der Sache nicht öffentlich annehmen, sondern bat sich den Beistand des Cardinals von Alexandria, eines Neffen des Papstes, aus, daß er den Nuntius in Venedig damit beauftragen möchte. Aber dieser Versuch blieb ohne Erfolg, und zwar auch im Betreff der Mißthat von 6000 Dukaten, welche die Mutter Bianca's dieser hinterlassen hatte, weil Niemand sich dieser Nachsicht wider das Haus Capello annehmen wollte, da die dem ganzen venetianischen Adel ansehnliche Beleidigung noch zu frisch war, und man in Venedig glaubte, eine auffallende Rache dafür nehmen zu müssen. Franz ließ daher für die Sicherheit Bonaventuri's wachen. Bianca, welche außer ihrer Schönheit auch großen Verstand besaß, gebrauchte alle Künste, um Franz zu fesseln. Den schwermüthigen Charakter desselben beirrte sie durch ihre Anmuth, ihre Munterkeit, ihre Gereiztheit, selbst durch kleine Neckereien so auf, daß er den Hausverdruss und die ihm von der Last der Regierung gemachten Beschwerden vergaß. Die Liebe wurde ihm zur angenehmen Wohnstube und diese zu Bedürfnis und Nothwendigkeit, wozu die für die Leidenschaft des Fürsten gefälligen Posten die übrigen beizutragen. Franz ward in seiner Leidenschaft um so deppartlicher und fester, je mehr seine Gemahlin widersprach, und je mehr das Volk es mißbilligte. Seine Regierung verlor ihr Ansehen, die Liebe seiner Unterthanen nahm ab, und hieraus entsanden Verschwörungen wider seine Person. Doch knüpfen sich die Hauptereignisse der toscanischen Geschichte noch an seinen Vater, den Herzog Kosmus.

Papst Pius IV. war schon mit der Fertigstellung der Bulle, durch welche das Herzogthum Toscana zu einem Großherzogthume erhoben werden sollte, beschäftigt gewesen, als er den 9. Dec. 1565 unerwartet starb. Seinem Nachfolger, Pius V., welcher die Leber eifrig verfolgte, zeigte sich Kosmus dadurch gefällig, daß er zur Unterthänigung des Königs Karl IX. von Frankreich wider die Reformirten 1000 Mann Fußvolk und 200 Reiter

1) Namentlich hat Gino Mataspini von Verona den Gegenstand in einer seiner Novellen (Nov. 84) behandelt, und diesen seinen Roman für eine wahr Geschichte ausgegeben; aber er wurde im J. 1572 von der Regierung von Venedig durch einen öffentlichen Ausruf als ein Lügner und Verfälscher der wahren Geschichte vor der ganzen Welt dargelegt. 2) Der so eben genannte Novellenschriftsteller berichtet, Franz's Kammerdiener und sein Weib haben Antheil daran gehabt. 3) Er schreibt unter Anderem: „Daß sie sich als Nichts in den Kopf setzen, sondern zeigen Sie Iher Eie und Knecht, werden Sie immer fröhlicher und munterer gegen den Betrug, beschäftigen Sie sich mit den Hausorgen; die Gage für die Regierung aber überlassen Sie ihm“ u. s. w. i. f. Joh. H. de Wette, Fortf. der Augem. Weltg. 46. Bd. S. 209.

mit den päpstlichen Truppen vereinigte, und erhielt durch die Bulle vom 27. Aug. 1569 die großherzogliche Würde, und wurde den 5. März 1570 in der Peterskirche zu Rom, ungeachtet der Protestation des kaiserlichen Gesandten, gekrönt. So hatten sich nämlich die Verhältnisse geändert, daß Kaiser Maximilian II., welcher früher (1565) eingeilligelt, jetzt in Verbindung mit dem spanischen Könige aus das Festigste gegen die Erhebung des Herzogs von Toscana zum Großherzog protestirte, ungeachtet man ihn durch die Vorstellung zu gewinnen suchte, daß die Söhne seiner Schwester hierdurch den Vortheil hätten, Großherzoge zu sein. Nach seiner Rückkehr von Rom ließ sich Kosmus auf den Rath des Papstes mit seiner Geliebten, Camilla Martelli, den 29. März 1570 trauen, ohne seinem Sohne, dem Regenten Franz, etwas davon zu sagen. Dieser, hieher sehr betreten, mußte doch Rührung und Verstärkung brauchen, da sein Vater aus Achtung für die Erzherzogin Johanna erklärt hatte, daß Camilla weder Titel noch Rang einer Großherzogin führen, und auch ihre Kinder von dem großherzoglichen Range ausgeschlossen sein sollten. Auch verabredete Kosmus seinen Hofstaat und lebte als Privatmann auf dem Lande, fuhr jedoch fort, die politischen Angelegenheiten zu leiten; machte sich namentlich im J. 1571 *) durch Unterhandlungen mit Frankreich fürstbar. Als (im nämlichen Jahre) Don Juan von Österreich seine Flotte in Barcelona ausrüsten ließ, auf welcher nach dem Verlangen des Kaisers, dessen Söhne Rudolf und Ernst aus Spanien zurückkehren sollten, schickte Kosmus einen Cavalier nach Madrid, um sie nach Florenz einzuladen, und suchte bei dem Kaiser selbst um diese Erlaubnis für sie nach. Dieser jedoch schlug es rund ab. Aber nichtsdestoweniger sandte Kosmus, als Don Juan von Österreich mit seiner Flotte zu Genua anlandete, seinen Sohn, den Regenten Franz, dahin, um den Erzherzogen Rudolf und Ernst und Don Juan auszuwarten. Franz ward hier sowohl von beiden ersehnt, als letzterem mit Achtung empfangen. Vornehmlich bewies letzterer eine besondere Freundschaft gegen den toscanischen Regenten, und versprach, daß er sich bei dem Kaiser verwenden und die verdrüßliche Sache wegen des großherzoglichen Titels zu Ende bringen wollte. Auch versicherten endlich im J. 1573 der Kaiser und der König von Spanien, um einem mutmaßlichen Angriff durch die Franzosen, Polen, Lützen und Venetianer gewachsen zu sein, den Großherzog ihrer Freundschaft und einer günstigen Beschleunigung des Streites wegen des herzoglichen Titels, als Kosmus den 21. April 1574 starb, nachdem er 28 Jahre allein und zehn Jahre mit seinem Sohne Franz regiert hatte. Kosmus hatte der Camilla einen Fonds von

140,000 Dukaten und ein jährliches Einkommen von 7000 Dukaten nebst vielem Schmuck und beweglichen Gütern, die an ihre Tochter Virginia vererbt werden sollten, vermacht. Franz aber ließ die Camilla sogleich nach dem Tode seines Vaters in ein Kloster einfernen, in welchem sie ziemlich streng behandelt wurde. Gegen seine Brüder, den Cardinal Ferdinand und Pietro, die aber beide von Reid gegen ihn erfüllt waren, vollstreckte er den Willen seines Vaters auf das Pünktlichste.

Kosmus hinterließ seinem Sohne den Staat in einem blühenden Zustande von Reichthum, Macht, Thätigkeit und Glanz, und da Franz es bei der Verfassung seines Vaters beließ, so zog dessen Tod keine großen Veränderungen im Innern nach sich. Auch schwuren ihm die Unterthanen ohne Schwierigkeit Gehorsam. Er führte den großherzoglichen Titel, und der Papst Gregor XIII. beharrte standhaft bei der Verordnung seines Vorfahren, Pius V. Diesem Beispiele folgten andere Fürsten; nur wollte Franz aus Achtung für das österreichische Haus sich öffentlich der königlichen Krone nicht bedienen. Zwar liebte er Ruhe und Sicherheit, aber ihm fehlten die Talente seines Vaters, und er folgte deshalb dem Grundsatz desselben nicht, sich frei und neutral zu behaupten, auf die Gefahr hin, dem spanischen Hofe zu mißfallen. Franz änderte diese Politik, entweder weil er, wie man angibt, eine ganz besondere Neigung gegen die Spanier mit der Muttermilk eingelesen, oder weil, wie Andere annehmen, er nicht das Herz hatte, einen solchen Plan zu befolgen, noch ihn dem Staatsminister Guicini anzuvertrauen, und warf sich dem spanischen und übrigen österreichischen Danke in die Arme, in der Meinung, von dieser Macht unterstützt, werde er in Italien ebendasselbe Ansehen erlangen, wie sein Vater. Diesen Grundsatz hatte er schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters festgesetzt. Der aus den Niederlanden nach Deutschland und Italien nach Spanien zurückkehrende Herzog von Alba überzeugte den König von der Nützlichkeit dieser Gesinnungen des Großherzogs Franz. Dieser stellte dem Kaiser vor, daß nun eine sehr erwünschte Gelegenheit sei, ihm mit aller Würde den großherzoglichen Titel geben zu können; er sei noch nicht, weder in Rom noch in Florenz, gekrönt. Da er nun keinen Antheil am Zwiste seines Vaters habe, so könne er den Titel von dem Kaiser allein annehmen. Da der spanische Hof dieses Gefuch auf das Angelegentlichste unterstützte, begann der Kaiser gefälliger zu werden. Er ließ ein Decret bekannt machen, nach welchem der florentinische Gesandte in dem Vorrangskreise mit dem Herzoge von Ferrara als Gesandter der Republik Florenz zugelassen wurde, sodas der Hof von Ferrara nur zu gut einfiel, daß des Kosmus Abwesen die Verhältnisse am kaiserlichen Hofe sehr geändert und daß er von dieser Seite wenig zu hoffen hätte. Den Spaniern zu gefallen, schlug Franz der Königin Mutter Katharina von Frankreich das Darlehen einer wichtigen Geldsumme ab, und als nach dem Tode des Königs Karl IX. von Frankreich (1574), sein Thronfolger Heinrich III. aus Polen durch Italien nach Frankreich reiste, und alle italienische Fürsten nach Venedig eilten, um ihm ihre

4) In diesem Jahre (1571) ist zu bemerken, daß Kosmus und sein Orsini Franz bei allen Höfen der abschüßlichen Herceuchen, nämlich der Verdrüßung des Cardinals zu Genua (im J. 1570), der Anstiftung der Verdrüßung wider das Leben des Cardinals Farnese zu Rom, eines heimlichen Verdrüßnisses mit den Engländern und der Errichtung eines Bündnisses mit dem Papste und dem Herzoge von Savoyen zur Eroberung des Königreichs Neapel beschuldiget war.

Aufwartung zu machen, erschien Franz allein nicht in Person, sondern schickte bloß einen Gefandten. Da man dieses in Verbindung mit seinem abgeschlagenen Darlehen als einen auffallenden Beweis seiner Abneigung wider Frankreich und seiner Vorliebe für das Haus Habsburg ansehen konnte, so legte er hierdurch den ersten Grund zur Feindschaft, welche Heinrich III. und dessen Mutter Katharina von Medici in der Folge gegen ihn bewiesen. Der Herzog von Ferrara schickte (1574), da sich an den Grenzen einige Zwistigkeiten zwischen den Einwohnern von Toscana und Garfagnana erhoben hatten, einige Soldaten an die Grenze, ließ die Grenzfestungen bedrohen, behandelte die gefangenen Toscaner in ihren Kerker auf eine grausame Weise, hielt Musterung mit seinen Truppen und drohte mit einem Einfall. Franz unterließ ebenfalls nicht, kriegerische Anhalten zu machen, und der spanische Hof hatte alle Mühe, ihn zurückzuhalten, weil eine Störung der Ruhe in Italien wegen der Besorgniß, welche die Türken damals einklößten, äußerst gefährlich schien. Namentlich befürchtete Franz, daß die Türken sich nach dem toscanischen Meer, um vielleicht die Insel Elba und das feste Portoferraio zu nehmen, wenden möchten, weil die Ritter des St. Stephansordens bisher mit ihren Galeeren den Türken großen Schaden zugefügt hatten. Der Großherzog von Toscana hatte mit dem türkischen Gefandten, welcher sich wegen des Friedens nach Venedig begeben hatte, eine Unterhandlung begonnen, damit die Pforte die alten Handelsverträge der Florentiner erneuere, und einen Bailo derselben in Constantinopel wieder aufnehmen möchte. Die Pforte schien dazu geneigt, stellte jedoch die Forderung, daß der Großherzog die St. Stephansritter wegen ihrer Seeräubereien aufheben sollte. Man suchte zwar die Türken zu überreden, der Großherzog und die genannten Ritter seien zwar ganz verschiedene Mächte, die Franzosen und Venedigler aber stürzten den türkischen Hof hierüber auf, und bewogen ihn zu verlangen, der Großherzog solle die Galeeren des Ordens abschaffen, und bis diese Bedingung erfüllt sei, alle Unterhandlungen abbrechen. Die Venedigler drangen um so mehr darauf, da die St. Stephansritter ein unter venezianischer Flagge aus der Levante kommendes, mit türkischen Boaren beladenes Schiff weggenommen hatten. Der Freistaat Venedig sah dieses als Seeräuberei an. Da aber der Großherzog sich auf die Freiheit aller Nationen berief, so entsandten zwischen ihm und Venedig Mitterzeiten und Mißverständnisse. Da er unter solchen Umständen Mißtrauen gegen die Türken hegte, so betrieb er sehr die Befestigung von Portoferraio. Als er sich hier aufhielt, segelte Don Juan von Österreich nach Spanien zurück mit seinem Geschwader durch den Kanal von Piombino. Franz fuhr ihm mit seinen Galeeren entgegen, und Don Juan besuchte den Großherzog auf dem Hauptschiffe des St. Stephansordens, auf welchem er sich mit seinen Brüdern befand. Bei dem Gespräche über die gegenwärtige Beschaffenheit der spanischen Seemacht theilte Don Juan, daß der Großherzog seine Galeeren abgeschafft, und die Vertheidigung seiner Küsten auf die vier Galeeren der St. Stephansritter ankommen lasse. Hierdurch ward

Franz zur Verstärkung seiner Seemacht veranlaßt. Er bat den Don Juan, daß er seiner katholischen Majestät die gütige Aufnahme seines Bruders Don Pietro am spanischen Hofe empfehlen und sich seiner annehmen möchte, damit er auf eine anständige Weise im Dienste seiner Krone gebraucht werden könne. Der Großherzog wollte nämlich seinen Bruder Pietro aus seinem Staate entfernen wissen, da dieser die von seinem Vater ihm hinterlassenen Reichthümer zu einem ausgelassenen Leben verwandte und sich täglich in der Gesellschaft der ausgelassenen Jugend des Landes befand. Sie beschimpften aus das Häufgäste die Gerichtshöfe, und die Minister verleumdeten öffentlich den Großherzog, und sprachen aus Anhänglichkeit von seiner Gelichten. Franz that daher gern seinen Bruder Peter veranlaßt, eine Reise durch Italien zu machen, und dachte jetzt an Spanien. Diana'n lag auch an der Entfernung Peter's und des Cardinals Ferdinand, weil sie um so sicher ihre Herrschaft über den Großherzog behaupten zu können glaubte; sie nährte deshalb die Mißlichkeiten zwischen ihm und seinen Brüdern, deren Widersprüche er nicht ertragen konnte. Der Cardinal Ferdinand war nämlich darüber unzufrieden, weil das sein Bruder das politische Spiel seines Vaters geändert hatte, ferner, theils daß er die Camilla Martelli so hart hielt, und daß er eine ganz slavische Gefälligkeit gegen Diana Capello an den Tag legte. Er tröstete seine Schwägerin, die Großherzogin, ermahnte sie zur Geduld, und begab sich im Verdrusse im December 1574 nach Rom, um daselbst seinen beständigen Aufenthalt zu nehmen. Doch verlor er Florenz nicht aus den Augen, wie er bei folgender Gelegenheit zeigte. Drazio Pucci hatte schon bei Lebzeiten des Kosmus eine Verschwörung angeschlossen, um den Tod seines Vaters Pandolfo Pucci, welcher im J. 1560 wegen einer Verschwörung wider Kosmus hingerichtet worden, zu rächen. Außer Pucci waren die vornehmsten Häupter vier junge Herren von den angesehensten Familien Ribolffi, Alamanni, Machiavelli und Gapponi. Es sollte in einem Hause eines von ihnen ein prächtiges Fest angestellt, und dazu die schönsten und angesehensten Damen, die ganze Familie Medici eingeladen, und letztere erwordet werden. Aber die Ausführung dieses Plans wurde dadurch unmöglich gemacht, daß man nie alle Prinzen des Hauses Medici zusammen in Florenz antraf, außer in der letzten Krankheit des Kosmus. Nach dessen Tode gaben die Verschwörer ihr Vorhaben nicht auf, sondern ließen sogar zu Rom Schaumünzen prägen, auf welchen Brutus abgebildet war, denn sie wollten in Florenz die republikanische Freiheit wieder herstellen. Aber die Ausführung vereitelte die Uneinigkeit der drei Brüder, weil diese nicht zusammen kamen, und der Cardinal zuletzt nach Rom abreiste. Hier erhielt er zu Anfang des Jahres 1575 die erste Kunde von der Verschwörung des Pucci, und entredte, obgleich er Ursache hatte, den Großherzog zu hassen, die ihm bevorstehende Gefahr, indem er ihm schrieb, daß er den Pucci sollte festnehmen lassen. Dieser gab seine Theilnehmung dadurch zu erkennen, daß er mit einem Dolche sich Etliche in den Hals und in die Brust gab. Da man unter diesen Umständen keine wei-

tere Untersuchung anstellen konnte, gewannen die übrigen Haupter Zeit zu entfliehen. Pucci, welcher, nachdem er geheilt war, sein Verbrechen eingestand, wurde an dem nämlichen Pfahl aufgehängt, an welchem sein Vater das Leben verloren hatte. Etwa 20 Bürger in der besten Blüthe ihres Alters, welche von der Sache gewußt hatten, wurden als Mitschuldige hingerichtet. Die Confiscation der Güter aller Verschworenen, welche gegen 300,000 Dukaten betrug, und die strengste Vollstreckung des Polizeiraths des Gefängnisses, durch welche die unschuldigen Kinder der reichsten Familien umkam, und bis zum Bettesack herabgebracht wurden, vermehrten den allgemeinen Haß der Florentiner, welche die Verschwörung als ein unausführbares Beginnen leichtsinniger Jugend wollten angesehen wissen, gegen den schon wegen seines spanischen Stolz und seiner Liebeshändel mit Bianca verhaßten Großherzog. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, den Katholischen seiner Vertrauten gemäß, unter welchem Antonio Serrugli, der ehemalige Begleiter auf seinen Reisen, der vornehmste war, seinen Leidenschaften zu folgen. Den Streit zwischen Venedig und dem Großherzog vermittelte der Papst endlich (1575) dahin, daß Franz die Beute, welche die Stephaneritter durch Wegnahme eines mit türkischen Waaren beladenen, unter venetianischer Flagge segelnden Schiffes gewonnen, an Venedig als Geschenk zurückgab, Venedig aber einen Gesandten nach Florenz schickte, und die Ertheilung des großherzoglichen Titels bewilligte. Franz suchte diesen um so eifriger, je mehr sein Stolz dadurch aufgebracht war, daß der Herzog von Mantua von dem Papste den Titel Alexza und Serenissimo erhalten hatte, und man in Rom im Begriff war, auch dem Herzog von Ferrara diesen Titel zu verliehen. Franz führte bei dem Kaiser Beschwerde, daß man auf dessen Seite so große Schwierigkeiten wegen des großherzoglichen Titels machte, und doch in Betreff der Erhöhung der so eben erwähnten Herzoge durch die Finger sähe. Der Kaiser sandte deswegen seine Räte nach Spanien, um mit dem Könige über die schädliche Beilegung dieser Sache Verabredung zu treffen. Zwar machte das spanische Ministerium wegen des Titels keine Schwierigkeit, fand aber den allgemeinen Ausdruck von Toscana nicht nach seinem Geschmacke, weil man Siena nicht darunter begreifen wissen wollte. Der Kaiser verlangte, daß Franz in der Stille der Bulle Pius' V. entgehen und seine neue Würde von der Gnade des Kaisers allein erkennen sollte. Franz dagegen beharrte dabei, daß er keine geringere Würde annehmen könnte, als jene von Pius V. seinem Vater zuerkannt; denn er würde undankbar gegen einen Papst, der seinem Hause so viele Gefälligkeiten erzeigt, sein, und leichtsinnig verrathen, wenn er einer Wohlthat entginge, um sie von einem Andern anzunehmen; des Titels eines Großherzogs von Toscana werde er sich jedoch nach der kaiserlichen Verleihung bedienen, denn wenn man bei Toscana das sibi subjectae, wie es in der Bulle des Papstes Pius V. stehe, befestige, so würde dies den Glanz der Würde sehr vermindern. Bei der Empörung der Einwohner der Festung Pioggiano, welche den wahnsinnigen Grafen Driso Drisni vertrieben, behielt

Franz die Festung für sich, und setzte den Nicolaus Drisni in Pioggiano ein, aber unter der Bedingung, daß auch Sorano unter dem Gehorsam des Großherzogs stehen sollte. Bei dem bürgerlichen Kriege in Genua zwischen dem alten und dem neuen Adel, bei welchem dieser drohte, den Franzosen die Stadt zu übergeben, wofür die Spanier sich des alten Adels annahmen, ließ Franz ein beträchtliches Heer gegen Sarzana und Sarzanello anrücken, um sich, falls die Genueser sich einer fremden Herrschaft unterwürfen, dieser ehe dem zur Republik Florenz gebührenden Pläze zu bemächtigen. Don Juan von Österreich kam mit einer wohlgerüsteten Flotte von Cartagena nach Genua, unter dem Vorwande, mailändische Truppen einzuschiffen und nach Neapel zu segeln. Da dem Volke von Genua dieses verdächtig vorkam, so widersehte es sich der Landung der Spanier. Don Juan, hierdurch wider die Genueser erbittert, erklärte sich offen für den alten Adel. Da man wußte, daß er mit Johann Andrea Doria ein geheimes Verständniß unterhielt, und man allgemein des Glaubens war, daß der alte Adel dahin gestimmt wäre, ihn zum Herzoge seines Vaterlandes zu machen, so begab der Großherzog von Toscana den Papst, den Kaiser und alle Fürsten Italiens davor auf, erlaube im Geheimen dem neuen Adel und dem Volke, Soldaten in seinem Lande zu werben, schickte ihnen vier wohlgerüstete Galeren unter dem Vorwande zu Hilfe, als hätte er sie ihnen verkauft, und vertheilte hierdurch das Vorhaben des Don Juan. Da die Bemühungen der Botschafter des Kaisers, des Papstes und des Königs von Spanien vergeblich waren, den Streit unter dem Adel von Genua beizulegen, zog Franz seine Truppen in der Provinz Lunigiana zusammen, mit der Drohung, die streitenden Parteien mit Gewalt dazu zu zwingen. Dieses bewog sie endlich, die von den genannten Botschaftern entworfene Regierungsform anzunehmen, obgleich der für Don Juan eingenommene spanische Botschafter Nichts unterließ, die Zwietracht zu unterhalten. Don Juan warf Haß auf den Großherzog Franz, und beehrte das spanische Ministerium wider ihn auf. Der Kaiser jedoch bedurfte des Beistandes des Großherzogs, denn die Wahl des Erzbischofs Rudolf II. zum römischen König, und das Bestreben des österreichischen Hauses nach der polnischen Krone erforderten große Geldsummen, und er verlangte ein Darlehen von Franz. Dieser ließ ihm sogleich 100,000 Dukaten übermachen. Franz war selbst von den Polen eingeladen worden, sich um die Krone zu melden, hatte es aber nicht nur ausgefallen, sondern sich ernstlich dafür verwendet, daß die Wahl auf den Kaiser oder einen Erzbischof fallen möchte. Auch säumte Franz nicht, von allen ihm bekannten Ränken des Hauses Esle im Betreff der polnischen Königswahl den Kaiser zu benachrichtigen. Dieser von so vielen Beweisen der Ergebenheit bewogen, gab nach der Krönung des römischen Königs durch ein Decret von Regensburg (den 2. Nov. 1575) den Befehl, daß das Decret wegen Verleihung des Titels eines Großherzogs von Toscana ausgefertigt werde. Man that, um den Papst Gregor XIII. zufrieden zu stellen, weder von der Bulle des Papstes

Pius V., noch von den deswegen mit dem römischen Stuhle gehalten Streitigkeiten irgend eine Erwähnung, gab jedoch Franz'en alle von Pius V. dem Kosmus gegebenen Vorzüge und Rechte, und behauptete die kaiserliche Würde dadurch, daß Alles allein von der Gnade des Kaisers hergeleitet wurde. Dem gemäß erhielt Franz den Titel eines Großherzogs von Toscana ohne weitere Einschränkung, die Herrschaft Florenz blieb in der ihr von Kaiser Rudolf I. verliehenen Freiheit, und alle Streitigkeiten wegen der Lebensart wurden beilegt. Bei Fassung des Decrets, welches die einfache Bezeichnung des großherzoglichen Titels enthielt, wollte der florentinische Gesandte weder den Ausdruck *fidelitas*, welcher Unterwerfung anzeigte, noch die allgemeine Erklärung, daß es ohne Jemandes Nachtheil geschehen sollte, zugeben, und erklärte, daß, wenn die Gnade nicht vollständig wäre und aller Anlaß zu Streitigkeiten abgeschnitten würde, sein Herr, der Großherzog, sie nicht annehmen könnte. Drei Formen wurden entworfen. Die dritte enthielt zwar noch nicht alle Vorichtigkeitsausdrücke, die man verlangte, aber man setzte doch in ihr fest, daß man in der Form des Decrets den Großherzog zufrieden stellen und alle Klauseln einschalten wollte, welche er als die für seine Ruhe schädlichsten betrachten würde. Franz legte dem Papste das kaiserliche Decret vor. Gregor XIII. bemerkte mit eigener Hand Alles, was er für ihre beiderseitigen Nützlichkeit zuträglich fand. Er verlangte, der Großherzog möchte bei der Annahme und Umnachung des Diploms aus einer gefesungnen Weise erklären, daß seine Absicht gar nicht sei, von der Bulle Pius' V. abzugehen, sondern daß er die Beilegung Maximilian's II. annähme, sich von weiteren Beschwerden frei zu machen, nicht aber um von dem Gebrauche der ihm vom römischen Stuhle erhaltenen Gnade abzugehen. Weiter bemerkte der Papst, daß man im kaiserlichen Decrete ausdrücklich vermeiden sollte, den Titel auch auf das Herzogthum Siena auszudehnen, und daß man im Diplome den Andrud nicht zugeben könne, Alexander Medici sei von Karl'n V. zum Herzoge ernannt worden, weil es historisch falsch sei und eine Abhängigkeit vom Reiche anzeige, sowie man denn auf alle Weise vermeiden müsse, ältere Vorgänge zu erwähnen. Franz gab seinem Gesandten den Auftrag, daß dem Diplom eine Klausel einverleibt werden sollte, durch welche die Vorzüge der neuen Würde ausdrücklich angeeignet und hierdurch aller Vorrangsfreie abgeschnitten werde. Der damals zum Könige in Polen gewählte Kaiser bewilligte Alles gern. In dem Diplom, welches zu Wien am 26. Jan. 1576 gegeben ward, erklärte Maximilian II., er erbehe den Herzog von Florenz und Siena zur Würde eines Großherzogs mit dem Insaße, daß in diesen beiden Staaten, welche unter seinem Gebotam ständen, gelegene Städte, Dörfer, Gastelle und Gebiete eines Staats ausmachen sollten, welcher den Titel und die Vorzüge eines Großherzogthums hätte. Der Gebrauch und Uebertrag des großherzoglichen Titels auf die Nachfolger wurde nach der von Karl V. in seinem schiedsrichterlichen Ausspruche festgesetzten Nachfolgeordnung des Hauses Medici

geregelt. Zur Abschneidung alles Vorrangsfreies ward bestimmt, daß der Großherzog von Toscana allen Vorzügen, wenn sie auch die Vorzüge ad instar *magnorum ducum* befaßen, vorgehen sollte. Vom Reichselehen, so wie auch davon, was Kosmus und seine Vorgänger gethan, geschab keine Bednung. Aus befaßt sich der Kaiser seine und des Reiches Eberherrschast vor. Das im Grunde mit der Bulle Pius' V. übereinstimmende Diplom unterschied sich doch von derselben dadurch, daß sich in ihm minder fürchtame Klauseln und keine von den vielen Vorbehalten, welche die Bewilligung des Papstes Pius V. saß zu nichte machten, befanden, und war also viel günstiger und bestimmter. Franz ließ den 13. Febr. in der Versammlung des Senates der Achtundvierziger und in seinem (des Großherzogs), seines ganzen Hofes und des Runtius Beisein das Diplom öffentlich verlesen und in der Stadt kund machen. Hierüber wurden öffentliche Freudenbezeugungen angestellt, aber auch an demselben Tage noch der Protestation des Papstes, daß Franz sich an die Bulle seines Vorgängers, Pius' V., halten sollte, genug gethan, und darüber eine Notariatsurkunde ausgestellt. Franz wandte sowohl das kaiserl. Diplom, als auch die genannte Bulle an. So nahm er aus der letzteren, daß er sich den zweiten Großherzog von Toscana nannte, während er nach dem Diplom der erste war. Da das Wappen und Emblemen von dem Kaiser nicht bestimmt waren, so entnahm Franz aus der Bulle die mit Strahlen versehene Elefantkron. Da im Diplom der Titel auf kein gewisses Land eingeschränkt war, fand Franz in diesem Punkte das Diplom für erwünschter, als die Bulle. Der römische Hof bestand unbeweglich auf derselben, und ertheilte in der Folge den Titel mit der Einschränkung: *Sibi subiectae*. Dem Scheine nach hatte Gregor XIII. bisher alles genehmigt, aber dennoch wollte er unter dem Vorwande, daß er eine allgemeine Reform beabsichtigte, die Gehorsamsgesandtschaft nicht annehmen, und verweigerte die dem Kosmus von Pius V. verliehene Eber. Der Kaiser dagegen ließ (den 8. Aug. 1575) ein Decret ergehen, daß der großherzogliche Hofkammer in der kaiserlichen Kapelle unter den Gesandten den Rang unmittelbar nach dem venetianischen haben sollte, den Vortrechten der Kurfürsten und Erzbischofe nachschob. Diese und die Kurfürsten schickten Gesandte mit köstlichen Aufzügen an den von dem Kaiser zum Großherzog Ernanneten. Der König Philipp von Spanien bewilligte auch den Titel, und alle von der spanischen Monarchie abhängige Fürsten saßen sich genötigt, sich darnach zu richten. Der Kurfürst von Böhmen gab Franz'en zwar den Titel von Alleanza und von Serenissimo nicht, sandte aber doch mit großem Gepränge einen seiner Edelkute.

Während aber der Großherzog sich der von allen Seiten der empfangenen Glückwünschungen und des über den Heib der italienischen Fürsten davon getragenen Sieges erfreute, seufzte das von den Ministern und Beamten unterdrückte Volk über die Härte des Regenten. Der Ratar von Valderno, in dessen Händen die peinliche Rechtspflege war, ward für Ewigkeit und Unschuldige ein Feind, gab aber den Mächtigen Anlaß, leicht der

Stroße zu entgehen. Händel, Gewaltthatigkeiten und Ermordungen nahmen so überhand, daß in den 18 Monaten, seit Kosmus' Tode, in der Hauptstadt allein 186 Morde und Verwundungen vorkamen. Die Anzahl der Straßenräuber und Mörder vornehmlich in dem toscanischen Theil von Romagna, im Cosentinischen und im mugellaner Theile wuchs beträchtlich, indem die Unterthanen es für weniger gefährlich fanden, sich zu den Räuberbanden zu schlagen, als sie zu verfolgen. Hierzu trug die Uneinigkeit der toscanischen und römischen Lehenträger sehr viel bei, denn sie besoldeten die Räubertrotten, und ließen durch sie ihre Gegner vertilgen. Der Handel mit der Lombardi wurde durch die Pest unterbrochen, und das sienesische Gebiet von den Heuschrecken verwüstet. Eleonora von Toledo, die ausweichende Gemahlin des Don Pietro de' Medici, wurde von diesem, dessen Beispiel sie folgte, in der Nacht des 11. Juli 1576 mit eigener Hand in der medicischen Villa Salagisolo erschossen. Der Großherzog strafte diejenigen unerbittlich, welche an dem Leichentische seiner Schwägerin Antheil genommen hatten. Man gab vor, Eleonora sei an einem plötzlichen Herzstossen gestorben. Dem Könige von Spanien allein ließ der Großherzog den wahren Hergang der Sache eröffnen, und billigte die That seines durch die Untreue der Ermordeten verletzten Bruders Pietro. Donna Isabella, die Schwester des Großherzogs, eine seltene Schönheit und eine Dame von ausgezeichneter Geistesbildung, ward von ihrem Bruder, dem Großherzoge, geschützt, weil sie sein Verhältniß zu Bianca Capello billigte, war aber auch seiner Gemahlin, dem Paulo Giordano Orsini, Herzog von Bracciano, untreu, wollte ihn auch, da sie ihn nicht liebte, nicht auf seinem Feldzuge begleiten, und wurde von ihrem Bruder Franz beschützt. Als ihr Gemahl nach langer Abwesenheit im Frühling des Jahres 1576 nach Florenz kam, um sie zu besuchen, lud er sie auf das Lustschloß Gerreto ein. Hier starb sie plötzlich. Der Großherzog meldete den Höfen, daß sie, als sie das Haupt gewaschen, an einem Schlagflusse gestorben sei. Man sagte, ihr Gemahl habe sie aus Eifersucht über den Trilo Orsini seinen Bettler erdrossen lassen. Aber dieses ist nicht wahrscheinlich, da der Großherzog und sein Bruder, der Cardinal, nicht nur das gute Benehmen mit dem Herzoge von Bracciano fortsetzten, sondern auch seine Gläubiger befriedigten. Nicht lange darauf, nämlich im Monat August (1576), starb die einzige Hoffnung zu Fortpflanzung des medicischen Geschlechtes, der junge Kosmus, der Sohn Pietro's. Man wollte auch diesen Tod für nicht natürlich halten, und sagte, der Großherzog und Pietro haben den jungen Kosmus ermordet lassen, weil er kein echter Medici, sondern im Ehebruch erzeugt sei. Aber dem Großherzoge that dieser Todesfall außerlich wehe, weil er selbst nur Lächler hatte, und den Don Pietro oder den Cardinal Ferdinand sich nur mit Widerwillen als seinen Nachfolger dachte.

Bianka Capello, seit 1570 Wittve, ward von dem Großherzoge mit unermesslichen Reichthümern und den prächtigsten Palästen, Gärten, Landhäusern u. s. w. überhäuft. Da alles, selbst die Minister vor ihr krochen, so

glaubte sie, es wagen zu dürfen, dem Großherzoge Ratsertheuern durch Betrug zu verschaffen. Die Mittel (Eiebestränke, Raubermittel und andere Thorheiten), welche ihr eine Jüdin an die Hand gab, sie von ihrer jetzigen Unfruchtbarkeit zu befreien, waren ohne Wirkung geblieben (denn unfruchtbar war sie von Natur nicht, da sie noch bei Lediglein Benaventuri's eine Tochter, Pellegrina, geboren hatte). Im 3. 1576 stellte sie sich schwanger. Der Großherzog enthielt sich nun ihrer, um die angelegliche Frucht zu schonen. In der Nacht des 29. Aug. spielte sie die Rolle einer mit vielen Schmerzen Kampfenden. Franz wollte sich nicht trennen. Aber früh Morgens vom Schlafe bewältigt, begab er sich zur Ruhe, seine getreuesten Hofleute die ihr zuzusehen. Bianca aber wußte sie anderwärts zu beschaffen, und stellte sich, als sie sich mit ihrem vertrauten Weibern allein besah, als hätte sie einen Sohn geboren. Dieser war das in einer Laute herbeigeführte, den vorigen Abend geborene, Kind eines gemeinen Weibes. Die Hofleute wurden herbeigerufen, und Franz eilte aus dem Bette herzu, um sich über die Geburt eines Sohnes zu erfreuen. Er erkannte ihn öffentlich als Kind an, und nannte ihn Antonio, dem heiligen Antonius zu Ehren, weil man dessen Fürbitte diese Gnade zu verdanken glaubte. Um die Entdeckung des Betruges unmöglich zu machen, ließ Bianca einige der mitwissenden Weiber des Lebens derauben. Andere retteten sich durch Flucht. Die Gouvernante oder Haushofmeisterin aus Bologna, welche dieses ganze Gewebe geknüpft hatte, wurde nach einem Jahre der Bianca verdrängt (1577) nach Hause (nach Bologna) zurückgeschickt, aber unterwegs auf sie geschossen. Zwar war der Schuß tödtlich, doch konnte sie noch Bologna erreichen, wo sie verbrüht ward, und angab, denjenigen, der sie verwundet, und seine Gefährten seien Soldaten von Florenz und Mordelöcher Bianca's, und der Grund der Verfolgung sei, weil Bianca befürchte, sie möchte den Betrug von ihrem untergeschobenen Kind entdecken. Dieses Verhör wurde den 10. Nov. 1577 von Bologna aus dem Cardinal Ferdinand nach Rom geschickt, wodurch dieser mehr als je wider seinen Bruder erbittert ward. Dieser jedoch glaubte ehrlich und redlich, daß Antonio sein Sohn sei, und setzte ihm den 9. Mai 1577 ansehnliche Güter als Eigenthum aus, von welchen er einen Theil erkaufte, den andern aber durch Consecrationen bei der Verschönerung der Pucci und Ridolfi erhalten hatte.

Der Kaiser Maximilian II. hatte einen Cavalier mit dem ausdrücklichen Auftrage nach Florenz geschickt, um seine Empfindlichkeit über die Hintanziehung seiner Schwester, welche ihre Klagen unter der Hand nach Wien gelangen ließ, zu äußern. Der für das Haus Este eingekommene Erzherzog Ferdinand drohte, daß er selbst nach Florenz gehen, seine Schwester mit sich davon führen, und die Unterthanen wider den Großherzog aufwiegen wollte. Es starb aber Maximilian II. (den 12. Oct. 1577), und sein Nachfolger, Rudolf II., ließ den Großherzog seiner Freundschaft versichern, und erbot sich mittelst eines Abgeordneten den Frieden zwischen ihm und seiner Gemahlin herzustellen. Aber beide führten bittere

Klagen wider einander, die Großherzogin wider ihn, daß er aus Geiz die ihr im Ehevertrage versprochenen Güter nicht auszahlte, während er für Bianca große Schätze verschwendete; der Großherzog aber führte Beschwerte darüber, daß die Großherzogin wegen allzu großer Verschwendung ihre Juwelen verliert hätte; er bezahlte mit dem zurückgehaltenen Gelde ihre Schulden. Dem Streite machte den 20. Mai 1577 die Geburt eines Erbprinzen ein Ende. Der Großherzog, hierüber außerordentlich erfreut, gab seiner Gemahlin alle möglichen Beweise von Verschönerung. Namentlich mußte Bianca mehr Wägen und Eingezogenen zeigen, und für einige Zeit sich auf dem Lande aufhalten. Dem Könige von Spanien zu gefallen nannte der Großherzog seinen Sohn Philipp, welchen der spanische Botschafter Don Anton Mendoza aus der Taufe hob. Kaiser Rudolf II. ließ den 31. März 1577 trotz der Widerstände der italienischen Herzöge, vornehmlich des Herzogs von Savoyen den Botschafter des Großherzogs in die vom Kaiser Maximilian zuerkannte Stelle in der kaiserlichen Kapelle einführen. In erlaubte dem toscanischen Botschafter in öffentlicher Audienz und bei jeder andern Gelegenheit in seiner Gegenwart sein Haupt zu bedecken. Hierüber ward der Herzog von Savoyen noch mehr erbittert. Awar schickte er dem Großherzog einen neuen Gesandten zu, um ihm zur Geburt seines Prinzen Glück zu wünschen. Aber der stolze Franz wich dieses Mal mit bösslichen Zweideutigkeiten aus. Der Rangstreit zwischen den Herzogen von Savoyen und den Großherzogen von Toscana währte, so lange das Haus Medici regierte. Die Händel des Großherzogs Franz mit dem Erzherzog Ferdinand legte der Kaiser selbst bei. Seine Brüder wollte Franz ganz dem österreichischen Hause verpflichten, und suchte zu diesem Zweck für den Cardinal die Protectorstelle der spanischen Nation am römischen Hofe, für Don Pietro aber eine standesmäßige militärische Würde. Pietro nahm Alles gern an, um sich nur von seinem Bruder eifersücheln zu können. Der Cardinal hätte zwar auch die spanischen Geschäfte, um in Rom sein Ansehen zu vermehren, gern übernommen, daßte aber die spanische, und liebte die französische Nation, und unterhielt einen immerwährenden Briefwechsel mit der Königin Katharina Medici und den Montmorency, den alten Grundten des Kosmos.

Kosmos hatte vorgehabt, den Stiefsohn von Livorno zu vergraben. Franz hielt es jedoch für besser, erst für bequeme Wohnungen zu sorgen und eine neue Stadt zu erbauen, und ließ durch den Architekt Buontalenti den Plan der neuen Stadt und ihrer Festungswerke entwerfen. Der Grundstein wurde den 28. März 1577 auf das feierliche gelegt, und der Großherzog wies von seinen Einkünften sichere Quellen zur Fortsetzung dieses Werkes an. Doch ward der Bau wegen des Geizes des Großherzogs nur schlüpfig betrieben, während er doch auf andere Bauten viel Geld wandte. Um den levantischen Handel wieder herzustellen, schickte Franz einen Botschafter an den Großkultan, und ließ den türkischen Schiffen alle Sicherheit vor den gesegneten Galeren des St. Stephanordens versprechen, wosern die türkischen Schiffe

nur mit einem Paßport des florentinischen Ballo, der zu Pera residiren sollte, versehen wären. Die Porte verlangte die Abschaffung der Galeren des Ordens. Der Botschafter gab vor, dieses stände nicht in seiner Gewalt, da die Galeren des Ordens von den Befehlen des Papstes und des Königs von Spanien abhingen. Aber die neidischen Venetianer und Franzosen und die 25 Lürken, welche sich mit 10,000 Dukaten aus der Sklaverei des Großherzogs losgekauft, stellten die Unwahrheit jenes Vorgehens vor, und der Großherzog verabschiedete den Gesandten des Großherzogs.

Nach dem Tode der Großherzogin Johanna (den 11. April 1578) machte der Cardinal Ferdinand einen Versuch, ihn zu einer andern anständigen Privat zu bewegen; aber der Großherzog war hierzu nicht geneigt. Er hatte der Bianca noch bei Lebzeiten Monanventuri's vor einem Muttergottesbilde geschworen, sie zu heirathen, falls beide verwitwet würden. Sie soll, nachdem er den Antonio für sein Kind erklärt hatte, ihm den Betrag nicht verschwiegen haben, was aber dieser seiner Liebe zu ihr so wenig gekümmert, daß er, um die Welt in der Meinung zu bestärken, es sei sein Sohn, ihm ein Fürstenthum im Königreiche Neapel für 200,000 Dukaten kaufen wollte. Auf der andern Seite fürchtete er die Schmach, welche ihm eine Verheirathung mit Bianca zuziehen würde. In diesem harten Kampfe zwischen Liebe und Ehre wandte er sich an einen redlichen Beilegsschied, und dieser führte ihm zu Gemüthe, wie sehr die Gesetze der Kirche und der Ehre eine solche Ehe mißbilligten, und wie unbillig es sei, den Antonio als seinen Sohn anzuerkennen, und was für ein böses Beispiel er geben würde, wenn er eine so übel berückigte Person heirathete. Hierdurch bewogen, schwor er bei Gott, Bianca nicht zu heirathen. Sein Reichsvater jedoch, ein Franziskanermönch, durch die großen Versprechungen Bianca's gewonnen, bewirkte durch seine mit der Leidenschaft des Fürsten übereinstimmenden Vorstellungen, daß dieser sich an sein Gelübde nicht band. Bianca verfolgte ihn mit Briefen, drohte sich zu entleiben, und begann all ihr Gerächte einpacken zu lassen, um Toscana zu verlassen. Der hierdurch endlich erweichte Großherzog beschloß, sie zu heirathen, und zwar sich heimlich trauen zu lassen, wenn dann, wenn die Trauerzeit vorüber wäre, die Vermählung öffentlich bekannt zu machen. Nicht ganz zwei Monate nach dem Absterben der Großherzogin (den 5. Juli 1578) wechselten Franz und Bianca im Palaste vor dem Altare die Ringe mit einander, und der Reichsvater machte hierbei mit Erlaubnis des Erzbischofs den Pfarrer, und besam nachher zur Belohnung das Bisthum Chiusi. Von dieser geheimen Ehe wußte selbst der Cardinal Ferdinand Nichts, sondern gab sich vielmehr Mühe, bei verschiedenen Höfen eine neue Vermählung seines Bruders in Anregung zu bringen. Anna, die zweite Tochter des Großherzogs, hatte der Erzherzog Ferdinand zur Gemahlin für seinen unter dem Namen eines Markgrafen von Buquoy bekannten Sohnes verlangt. Jetzt gab der Großherzog, um das Haus Medici zu günstiger Aufnahme seiner Vermählung mit Bianca vorzubereiten, seine Einwilligung, obgleich die Partie ungleich war; denn der

Erzherzog hatte seine Söhne^{b)} mit einer Frau gemeinen Standes, mit welcher er heimlich vermählt war, erzeugt, und sie konnten deshalb die Vorrechte des Vaters nicht beanspruchen. Dem Könige Philipp II. von Spanien lieb der Großherzog 400,000 Dukaten. Hierfür dankbar sich bezeugend, gab ihm der König den Titel Illusterrimo, anlaßte das bisherige Muy illustre, befahl, daß seine Minister bei der zukünftigen Wahl eines neuen Papstes mit dem Großherzog im Einverständnisse handeln sollten, nahm den Don Johannes, den natürlichen großjährigen Sohn des Kosmus, in seine Dienste, erklärte des Großherzogs Bruder Don Pietro zum General von den 9000 Mann Fußvolk, welche in Italien sollten angeworben werden, und gab ihm außer dem gewöhnlichen Solde eine jährliche monatliche Zulage von 500 Dukaten, und äußerte nicht die mindeste Schwierigkeit, dem Großherzoge seinen Beisatz zu geben, als dieser nach Verlauf des Trauerjahres (1579) dem Könige Philipp II. zuerst das Geheimniß seiner neuen Vermählung entdeckte. Hierauf gab er allen fürstlichen Höfen Nachricht davon. Bereits hatte er mit großem Geräusche den Grafen Maria Forza von Santa Fiora an die Republik Venedig gesandt, mit einem Schreiben an den Doge, in welchem er Bianca Capello als eine Tochter der Republik vom Senate zur Ehe verlangte. Den 16. Juni 1579 wurde Bianca in den Preßgabi mit vollen Stimmen zu einer wahren und besondern Tochter der Republik erklärt, und zwar in Betracht der vorzüglichsten und ausnehmenden Eigenschaften, welche sie eines jeden großen Glückes würdig machten, und um die Hochachtung zu erwidern, welche der Großherzog in seiner höchst klugen Entschließung gegen die Republik gezeigt habe. An dieser Freude nahmen der ganze Adel und die Stadt Antheil, alle Glocken wurden geläutet, das Geschütz geknallt, und die Fagade des Hauses Capello als Hülfen der Familie erleuchtet. Der Vater und der Bruder der neuen Tochter der Republik wurden in den Ritterstand erhoben, erhielten den Rang vor allen andern Edelknechten und den Titel Illusterrimo, und gingen mit den beiden Abgesandten und einem Gefolge von 90 venetianischen Edelknechten, welche nach Florenz geschickt wurden, um Bianca in den Besitz der Bürde, die ihr der Rang einer Tochter der Republik gewährte, zu setzen und ihrer Hochzeit beizuwohnen. Diese wurde mit möglichster großer Pracht gefeiert. Man rechnet, daß alle Feste, Geschenke und andere Dinge bei dieser Gelegenheit dem Großherzoge, der seinen Geiz und die damals Toscana heimlich suchende Hungernoth und andere Landplagen vergaß, 300,000 Dukaten gekostet haben. Unter diesen Ausgaben waren inbegriffen das Bittguthum zu 100,000 Dukaten, welche er Bianca aussetzte, die in der Ränge von Venedig angelegt werden sollten, und die verschiedenen andern Schenkungen, welche an die ganze Familie Capello ausgetheilt wurden. Bei der Trauung (den 12. Oct.) setzten die Hofschaffner der Republik der Bianca eine königliche Krone auf, damit sie nicht minder geachtet würde, als eine Königin von Ungarn, und eine andere

von Copern, welchen als Töchtern der Republik vormalig gleiche Ehre erwiesen worden. Dem dieser Krönung als einem seiner päpstlichen Heiligkeit gebührenden Vorrechte widersprechenden Runtius wurde erklärt, daß diese Ceremonie nur ein Zeichen der Adoption der Republik sei.

Die Anwerbung von 9000 Mann zum Dienste der Spanier, unter welchen sich 3000 Toscaner befanden, und die enge Verbindung des Großherzogs mit den Spaniern machte die Eifersucht der italienischen Fürsten erge, und veranlaßte sie, sich auf jeden Fall mit einander zu verbinden. Der Freisath Venedig hatte die ihm von dem Großherzog bei Gelegenheit der Adoption Bianca's angebotene Verbindung für ernstlich angesehen, fand sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Da Venedig um der Türken willen auf der Seite der Franzosen sein mußte, so konnte es keinen Verein mit den Spaniern schließen. König Heinrich III. und Katharina de' Medici suchten den Großherzog auf ihre Seite zu bringen, oder wenigstens einige Hülfe an Geld von ihm zu erhalten, vornehmlich darum, weil die verwitwete Königin glaubte, ein Recht auf die mediceischen Allodialgüter zu haben. Aber Franz wies nicht nur dieses ab, sondern forderte auch noch die Zurückstattung der schon erhaltenen Darlehen an Geld. Weil nun der französische Hof erkannte, daß der Großherzog zu Nichts bezogen werden konnte, und im Gegentheile dem Könige von Spanien mit Geldte starken Beistand leistete, so ließ man französischer Seits keine Gelegenheit vorübergehen, den Großherzog zu kränken. Einen Florentiner, welcher geklagt, der Großherzog habe ihn abgehandelt, den Avolio Corsini zu ermorden, rübete man zu Paris wegen der Mordthat. Da er zugleich bekannte, daß der toscanische Hofschaffner und sein Secretair ihn mit Rathschlägen und Gelde unterstützten, so wurde der Secretair verhaftet und der Hofschaffner mit Verhaft bedroht. Der Marfchall von Rezh und der Cardinal Birago jedoch, welche bei dem Könige in großer Gnade standen, hielten ihn zurück, daß er weiter keinen Schritt that, und befähigten ihn endlich so, daß er den Secretair nach ausgedehnter viermonatlicher Gefängnißstrafe entließ, aber aus immer aus dem Reiche verwies.

Da die schwächliche Gesundheit des Erbprinzen Don Philipp ein kurzes Leben befürchtete ließ, so hatte man gern gesehen, daß Don Pietro wieder heirathete, und sein Bruder, der Cardinal, welcher dieses auch wünschte, schlug ihm verschiedene Prinzessinnen vor. Während dessen stellte es die unsuchbare Bianca nicht an Ränken fehlen, stellte sich schwanger, und gab unzeitige Geburten vor. Aber sie konnte am allerwenigsten den Cardinal täuschen, welcher sie baste. Dennoch gelang es ihr, die Günst des Cardinals wenigstens äußerlich zu gewinnen. Dieser war nämlich sehr freigebig, liebte den Aufwand, und hatte einen Vortheil von seinen Einkünften nur zu oft nöthig. Der Großherzog versagte ihm diesen immer, bis Bianca ihn dazu bewog, und so beide Brüder mit einander versöhnte. Dem zufolge kam der Cardinal im Herbst (1580) nach Florenz zurück. Aber ein herrliches Verhältniß wurde zwischen beiden Brüdern doch nicht hergestellt.

Da Franz so vieles Geld auf seine Hochzeit ver-

b) Der andere war der Cardinal Andreas von Oesterreich.

wendet und den Spaniern vorgeschossen hatte, ließ er nun die Steuern und Abgaben auf das Strengste eintreiben, und zwar in der allgemeinen Noth, welche eine seit zwei Jahren schlechte Ernte und ein anstrebendes Uebel, il malo di castrono genannt, hervorbrachten. Zu diesen und andern Uebeln, namentlich durch die Unterbrechung des Handels mit der Lombardie und dem Genuesischen durch die Pest, kamen noch zahlreiche Banditen und Straßenräuber an den römischen Grenzen, durch welche der Handel mit den päpstlichen Staaten erschwert war. Tene Räubertroups wurden von abeligen Lehenträgern des römischen Staates unterstüßt. Einer derselben war Nicolaus Orsini, Graf von Vitigiano. Der päpstliche Hof hatte vor, unter diesem Vorwande sich der Grafschaft zu bemächtigen. Der Cardinal Ferdinand aber brachte es durch die List, den jungen Grafen Alexander gegen den Vater zu empören, darin, daß der Großherzog, welcher ein Corps seiner Truppen zur Unterstützung des jungen Grafen an die Grenzen der Grafschaft legte, dann aber, zum Schiedsrichter erwählt, die beiden Festungen zu Vitigiano und Sorano abgetreten erhielt. Tene ließ der Großherzog schleifen, und diese, welche zur Vertheidigung seines Landes bequemer lag, stärker besetzen. Der Cardinal Ferdinand bewog ihn, sich mit dem Cardinal von Este zu verbinden. Durch die Vereinigung der Cardinale von Medici, Este und Gonzaga gewann die großherzogliche Partei zu Rom die Oberhand über die farnesische. Ferdinand lebte von dem Großherzog reichlich beschenkt und mit Ehrenbezeugungen überhäuft, im December 1580 nach Rom zurück. Bianca schrieb ihm am 24. December 1580 nach Rom: „Ich liebe mehr Ihnen als mir, weil ich in Ihnen lebe, und ohne Sie nicht leben kann.“ Weil Alfonso Piccolomini, dessen Herzogthum Monte Marciano die päpstliche Kammer eingegeben hatte, ein Befehl des Großherzogs war, und dieser dasselbe (im J. 1581) in Besitz nahm, und den Piccolomini an seinen Hof berief, entbrannte der Papst, welcher auch auf dieses Leben seine Absicht gerichtet hatte, in Born wider den Großherzog, als einen, der ein Oberhaupt der Banditen seines Staates warbete, und verlagte ihn deshalb bei dem Kaiser und dem Könige von Spanien. Piccolomini verließ mit 100 Mann so viele Räuberzettel im päpstlichen, daß der Papst sich genöthigt sah, zu capituliren, und als Friedensbedingung ihm alle seine Güter zurückzugeben. Daß Piccolomini auf seine Streifereien verzichtete, bewirkten hauptsächlich der Großherzog und der Cardinal Ferdinand, und auf diese Weise wurde das gute Vernehmen zwischen ihnen und dem päpstlichen Hofe wiederhergestellt. Als Paolo Giordano Orsini, der Schwager des Großherzogs, den Franz Peretti, den Resten des Cardinals Felice von Montalto (des nachmaligen Papstes Sixtus V.) aus Eifersucht⁶⁾ ermordet hatte, vermochten der Großherzog und sein Bruder, der Cardinal, bei dem Papste soviel, daß die Untersuchung des ungewissen Mörders nicht streng betrieben wurde. Bei den Streitigkeiten des Papstes mit dem Könige von Spanien

(im J. 1581) bewirkten endlich der Großherzog und sein Bruder, der Cardinal, die Willfährigkeit des Papstes gegen den König, wofür letzterer den Großherzog mit dem Orden des goldenen Vließes und dem Titel Altezza beehrte, den Bruder desselben, den Cardinal, zum Protector von Spanien zu Rom erklärte, und seinen Vorkämmerer, den Grafen Olivarez, anwies, nicht nur in der zukünftigen Wahl eines Papstes, sondern auch in allen andern die Ruhe Italiens betreffenden Angelegenheiten ohne den Rath des Großherzogs und seines Bruders, des Cardinals, keinen Entschluß zu fassen. Durch Ottavio Abbio, großherzoglichen Residenten zu Venedig und vertrautesten Händliger des Großherzogs in Vianca, bewirkte es der Großherzog, daß Natalis Comes in der Geschichte seiner Zeit von dem Rangstreite mit dem Herzoge von Ferrara und von dem großherzoglichen Titel nach dem Wohlgelassen des Großherzogs schrieb, und eine lange Beschreibung der ererbtenen Abkunft des Goncini von den alten Grafen von Talla und Galiana seiner Geschichte einverleibte⁷⁾.

Seit der Vermählung Biancas hatte sich ihr Bruder Victor Capello in der Ehrenstelle eines ersten Ministers durch sein übermächtiges Betragen den Daß der Unterthanen sowohl, als der Minister auf sich geladen, vornehmlich auch dadurch, daß der ränkevolle und ehrsüchtige Fra Terenzio, von Urbino, ein Franziskanermönch, welcher sich Alles erlaubte, sein Vertrauter war. Auch das Mißfallen des Großherzogs, über dessen Einkünfte er nach seiner Willkür verordnete, hatte er sich zugezogen, und war selbst seiner Schwester Bianca unerträglich geworden. Sie kündigte ihm daher (1581) an, daß er bei der bedenklichen Krankheit seines Vaters nach Venedig zurückkehren sollte, und er mußte gehorchen, wie sehr er auch sich sträubte. Sein Vertrauter, Fra Terenzio, floh heimlich aus Florenz. Serguidi, von Victor Capello beauftragt, wurde aufs Neue erster Staatsminister. Dieser und Goncini regierten Alles, während der Großherzog entfernt mit Bianca auf seinen Lustschloßern lebte, und seinen seiner Unterthanen vor sich ließ. Er verlor (den 29. März 1582) seinen Erbprinzen durch den Tod. Das von dem Argwohn aufgestreute, der Ehre des Großherzogs nachtheilige, Gerücht wurde, wie man annimmt, durch den heimlichen Gram desselben, sich ohne Leibeserben zu setzen, ehegen gestraft. Seinen in der letzten Willen einen von Bolisio ertrunkenen Bruder, Don Pietro, zu einer neuen Vermählung zu bewegen, hieron hielt ihn Bianca ab, die alle Kräfte zu Rathe zog, wie ihrer Unfruchtbarkeit abzuheilen sei, und in anderem Falle hoffte, den untergeschobenen Don Antonio durch die Begünstigung des Königs von Spanien an den Thron zu setzen. Wegen des ihm geschenkten Lehngutes Capistrano, welches von dem Könige Philipp zu einem Herzogthum erhoben worden, hatte Antonio bereits den Titel eines Prinzen, und Franz hatte ihm eine teuere Leibwache gegeben. Der Cardinal, hierdurch immer mehr aufgereizt, suchte seinen Bruder Pietro immer dringender von seinem Vorzuge, nie

6) Orsini wollte nämlich die Gemahlin des Peretti, die Vittoria Accorombona, in die er häufig verliebt war, allein bestehn.

7) Histor. sui temporis. (Venez. 1582.) p. 593.

wieder zu heirathen, zurückzubringen. Dieser jedoch schützte sein nach der Ermordung seiner Gemahlin gethanes Verlobte vor. Selbst das Jurehen des Königs von Spanien war vergebens. Pietro ward von Haß gegen seine beiden Brüder geleitet. Der Großherzog haßte er, weil er aus Haß seiner Verschwendung seinen Vorstoß leisten wollte, und der Cardinal wegen seiner unablässigen Ermahnungen zur Föhrung eines ehrbaren Lebens. Von dieser Zeit an faßte der Cardinal den Vorstoß, zur Fortsetzung seines Geschlechtes seine geistliche Würde niederzulegen, und schickte einen seiner vertrautesten Bedienten unter dem Vorwande der Protectorie von Spanien dahin, um Alles auszuhaben zu lassen, wenn der Großherzog und Bianca mit dem Könige von Spanien etwas Nachtheiliges im Betreff der Thronfolge in Toscana verabredeten. Aber seitdem der Cardinal Granella, dessen Hoffnung zur Protectorie der spanischen Krone durch den Cardinal Ferdinand vernichtet worden, das Haupt der Staatsregierung in Spanien geworden, verniederte er bei dem Könige das Ansehen des medicischen Hauses. Der Großherzog, von dem zurückhaltenden und frostigen Betragen des spanischen Botschafters in Rom beleidigt, nahm sich vor, sein Bestes nicht mehr mit dem Wohle des Königs zu amalgamiren, und mit dem Papste eine engere Freundschaft zu schließen. Ihm zu gefallen, hatte er schon den fürchtbarsten aller Banditen, Pietro Pioncello von Spoleto, welcher mit 120 Käufern den Kirchenstaat verheerte, vernichtet, und jetzt bewog er den Alfonso Piccolomini, in französische Dienste zu gehen. Der Großherzog, welchem der Titel Serenissimo soviel gekostet hatte, beklagte sich über den Mißbrauch, welchen die italienischen Fürsten damit trieben, bei dem Kaiser Rudolph II., und stellte ihm vor, wie unnütz ihm die vom Kaiser Maximilian II. erhaltenen Vorzüge seien, wenn es einem Leben erlaubt sei, sich dieselben anzumaßen. Der Herzog von Savoyen hatte sich wegen des Diploms des Kaisers Maximilian II., welches ihn des Ranges vor dem Großherzog von Toscana beraubte, an die Kurfürsten des Reiches gewendet, und diese behandelt, nun sowohl die Sache der Titel der italienischen Fürsten überhaupt, als vornehmlich die Forderungen des Herzogs von Savoyen auf dem Reichstage zu Augsburg, und begünstigten den letzteren. Der Kaiser jedoch ließ die Sache unentschieden, um weder ihn noch den Großherzog zu beleidigen. Im Betreff der übrigen italienischen Fürsten versicherte er dem Großherzog, daß er dieselben unter der Hand dahin bewegen wolle, daß sie von dem Mißbrauche abständen. Der Herzog von Ferrara wollte seinen Vetter, Don Cesare von Este, mit einer Nichte des venetianischen Dogen Nicolaus da Ponte unter der Bedingung verheirathen, daß dieselbe, wie Bianca, von der Republik an Kindes Statt angenommen würde. Bei dem Senate, bei welchem die Sache noch nicht vorgebracht worden, führte die Großherzogin Bianca Beschwerde, daß man, um sie und den Großherzog zu erniedrigen, die Vorrechte, welche die Republik nach altem Herkommen nur wenigen Damen verleihe, welche Könige oder Fürsten, die an Wacht den Königen gleich wären, heiratheten, verleihe, der Braut

des Cesare von Este, der mehr ein Privateavallier als ein Fürst sei, ertheilen wolle. Als der Gesandtschaftssecretair von Toscana diese Protestation im Collegium ablas, lachte man zwar Anfangs darüber, konnte sie aber, da sie auch die Beschwerden des Großherzogs enthielt, nicht als einen Leichtsinns der Großherzogin ansehen, sondern hielt es für eine Bedrohung mit Feindschaft. Der Dogen versicherte seinen Collegien eidlich, daß er nie wegen seiner Nichte Euerunterhandlungen mit Auswärtigen gepflogen habe, weil dieselbe den Staatsgesetzen zuwider sei. Der Freistaat sandte einen Secretair an den Großherzog, ihm nicht nur die Unwahrheit einer bevorstehenden Adoption der Enkelin des Dogen zu versichern, sondern ihn auch zu bewegen, daß er die Leute eines von Türken und Juden besetzten venetianischen Schiffes, welches die Galeeren des St. Stephansordens hinweggenommen, zurückerstatte und um der allgemeinen Ruhe willen die Galeeren des Ordens nicht mehr in der Levante und bei ihren Inseln kreuzen lassen möchte. Der Großherzog faßte Verlangen als eine Einschränkung seiner Macht und als Bestreben Venedigs an, sich des levantischen Handels allein zu bemächtigen, und verworf die Anträge des Gesandten. Die Venetianer gaben dem Beschäfthaber von Candia Befehl, sich aller aus Raub ausgehenden Schiffe westlicher Mächte, vornehmlich des Stephansordens, zu bemächtigen. Hierauf ließ der Großherzog den Venetianern öffentlich ankündigen, daß seine Galeeren kein venetianisches Schiff, auf welchem türkische Waaren sein könnten, respectiren würden. Sie bemächtigten sich auch eines solchen Schiffes, und schickten es leer nach Venedig zurück.

Der Erbprinz Vincenzio Gonzaga hatte sich von seiner Gemahlin, der Tochter des Octavius Farnese, weil sie durch einen natürlichen Fehler unfähig war, Kinder zu gebären, getrennt, und sein Vater, der alte Herzog Wilhelm von Mantua, wandte sich nun an den Großherzog mit dem Verlangen, daß er seine älteste Tochter Eleonora seinem Sohne zur Gemahlin geben möchte. Der Großherzog willigte zwar ein, stellte aber, da man von farnesischer Seite dem Erbprinzen Gonzaga den Vorwurf der Untüchtigkeit zum Ehestande gemacht hatte, die Bedingung, daß er sich von diesem Vorwurfe durch einen überzeugenden Beweis der Tüchtigkeit reinige. Der Herzog Wilhelm versprach, daß sein Sohn dem Großherzoge alle Genugthuung darin leisten sollte. Bianca schrieb die Bedingungen vor. Der Erbprinz Gonzaga leistete dieselben in Venedig an einer Person, die welcher sich die nämlichen Umstände, als bei der Margaretha Farnese vereinigen, mit solcher Kraft⁸⁾, daß beide Höfe zu Mantua und Florenz damit zufrieden waren. Die Hochzeit wurde gegen Ende des April 1684 zu Mantua mit großer Pracht gefeiert. Durch diese Verbindung wurde die Freundschaft des Großherzogs mit dem Hause Oesterreich verstärkt, weil der Erbprinz Ferdinand von Innsbruck mit der zweitgeborenen Prin-

8) Das Räthel über diese der Feder eines Boccaccio würdigen Geschichte s. in G. J. Jagemann's Ausgabe aus des H. Niccolao Galuzzi Geschichte des Großherzogthums Toscana unter der Regierung der Fürsten aus dem Hause Medicl, I. Bd. S. 203.

zessin von Mantua vermählt war. Da im J. 1583 auch die Vermählung des Don Cesare von Este mit Donna Virginia, der mit Camilla Martelli gezeugten Tochter Kosmus' I., verabredet wurde, so erhielt der Großherzog durch die Vereinigung mit den Häusern von Este und Gonzaga einen beträchtlichen Zuwachs an Ansehen und Größe. Den großen Freundschaften der Verheiratung des Don Cesare von Este mit Donna Virginia (6. Febr. 1586) zu Florenz beizuwohnen, erlaubte der Großherzog ihrer Mutter, Camilla Martelli. Die Schönheit dieser Dame und das Andenken an den Großherzog Kosmus machten großen Eindruck, eritterten aber auch alle Zuschauer wider Franz, welcher sie zwölf Jahre hindurch eingeschlossen und aus Reiz ihre mütterliche Liebe gemißbraucht hatte, sie zu verleiten, daß sie zur Aussteuer ihrer Tochter dem ihr von Kosmus ausgehenden Leibgeding entginge. Dem Großherzog zum Trost bemerke ihr der Cardinal und Don Pietro nebst den vornehmsten Familien der Stadt alle mögliche Ehre, auch das Andenken des großen Kosmus in ihr verehrt. Nach der Abreise ihrer Tochter ließ der Großherzog ungeachtet der Fürbitte seiner Brüder, sie wieder in ihr Kloster einschließen. Da sie Don Pietro hier heimlich besuchte, argwöhnte Franz ein heimliches Liebesverhältniß zwischen ihnen, und ließ nicht zu, daß sie die vom Papste ihr verliehene Freiheit ausüben, gienge. Hierüber wurde sie wahnsinnig. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß die Großherzogin schwanger wäre, und der Cardinal besorgen mußte, man möchte neuerdings ein Kind unterstücken, ließ sich Don Pietro von dem Cardinal bereden, die Reise nach Spanien aufzuschieben, bis sich die Fabel entwickelt hätte, und auf alle Ränke, die man spielte, ein wachsamcs Auge zu haben. Bianca that alles Mögliche, Don Pietro von Florenz zu entfernen, und auch der Großherzog, welcher seine Entschlossenheit fürsetzte, suchte ihn durch Geschenke und Vermehrung seines Einkommens zu gewinnen und seine Abreise nach Spanien zu beschleunigen. Don Pietro reiste dahin, begann sogleich die Unterhandlung wegen seiner Vermählung, kam aber nie zu einem Abschlusse, entweder um seiner Brüder zu spotten, oder sich diese Gefälligkeit theuer genug bezahlen zu lassen.

Um das gute Vernehmen zwischen der Republik Venedig und dem Großherzoge herzustellen, hatte der Freistaat durch den Bartholomäus Capello vorgeschlagen, wie weit die Greisfreiheit der Galeeren von Toscana in der Levante geben könnte, und den Großherzog mit seiner Gemahlin nach Venedig eingeladen, mit dem Versprechen, daß er dem Dogen selbst vorgehen, und die nämliche Behandlung, wie König Heinrich III. von Frankreich, genießen sollte. Da Franz die Unterhandlung, weil im Grunde noch dieselben Bedingungen waren, abbrach, suchte der Papst Sixtus V. durch den Cardinal Cornaro die Streitigkeiten beizulegen. Aber die Venetianer bebarren darauf, daß ihre mit türkischen Waaren besetzten Schiffe vor den Galeeren des St. Stephansordens frei sein sollten, und schickten einen neuen Befehl an den Befehlshaber von Canbia, die Galeeren des genannten Ordens in den Grund zu bohren. Hierdurch veranlaßt, ließ der Groß-

herzog die Galeeren auf das Stärkste bewaffnen, und sie machten ansehnliche Beute von den Türken. Um den afrikanischen Seeräubern alle Schlupfwinkel zu benehmen, verlangte der Großherzog von dem von Herrn Piambino, Alexander Appiano, die Abtretung der ihnen zum Raubneste dienenden öden Insel Pianosa gegen ein Aequivalent, oder er sollte sie wider die Seeräuber besetzen. Aber er weigerte sich, und nahm in Genua gemessene Gesinnungen wider Toscana an. Franz erlangte nun von Appiano die Bezahlung der Summen, die ihm sein Vater geliehen, und erschwerte ihm die kaiserliche Bezahlung, indem er dem Kaiser vorstellte, wie unanständig für die Würde des Reiches er über seine Unterthanen, besonders über die von Elba herrsche, welche unter dem Regenten von Toscana zu stehen wünschten. Aber wider Spanien noch die Genuesen wollten zugeben, daß Franz auf dieser Seite seine Staaten erweiterle. Der Kaiser ermahnte durch ein Schreiben vom 25. Aug. 1586 den Herrn von Piambino zur Befestigung von Pianosa und Montecristo wider die Seeräuber, aber vergebens. Franz beförderte zum Verdrusse der Venetianer das Vorhaben des Papstes, zehn Galeeren zu errichten, und entwarf schon den Plan, wie die päpstlichen im Vereine mit den Galeeren des St. Stephansordens die Türken verfolgen sollten.

Bianca's Leib hatte (auch im J. 1586) eine solche Gestalt bekommen, daß man sie für schwanger halten konnte. Dieses thaten vornehmlich die Schmeichler am Hofe, und am meisten der Bischof Abbio, welcher die Leibesfrucht gespuht zu haben versicherte. Vier zu Rathe gezogene Ärzte urtheilten verschieden, und so auch vier aus Venedig und andern Städten herbeigerufene, wegen ihrer Geschicklichkeit berühmte Hebammen. Der Großherzog jedoch hielt die Schwangerschaft seiner Gemahlin für so gewis, daß er seinen Bruder, den Cardinal, den 19. Dec. (1586) einlud, sich zur Niederkunft in Florenz einzufinden, brauchte aber so beiziehende Wendungen, daß der Cardinal in seiner Antwort vom 26. Dec. ihm wegen seiner Schwäche Vorwürfe machte, und nicht erschien. Franz wurde zu Anfang des Jahres 1587 von der Eitelkeit seiner Hoffnung überzeugt, indem die angebliche Schwangerschaft Bianca's sich mit einem gefährlichen Anfall von Kollik endigte. Während der Großherzog sich in Beziehung auf Bianca ungemein schwach zeigte, gab er im nämlichen Jahre (1587) einen Beweis seiner sonstigen Klugheit, daß er die Einladung der Polen, sich um ihre Krone zu bewerben, ausschlug, ungeachtet die beiden vornehmsten Mitglieder des polnischen Reiches, der Großkanzler und der Erzbischof von Gnesen, den Probst von Gashow heimlich zu ihm sandten und ihm ihren Beistand anbieten ließen. Franz empfahl ihnen den Erzbischof Maximilian auf das Nachdrücklichste, und ließ diesem zu dieser Absicht auch eine beträchtliche Geldsumme. Da dessensungeachtet der Großherzog bei dem Könige Philipp von Spanien für seinen natürlichen Bruder Johann seine feiner Geburt würdige Ehrenstelle bei dem Heere erlangen konnte, schickte er ihn in die Niederlande, um unter Alexander's Harnese als Freiwilliger zu dienen. Im October (1587) kam der Cardinal nach Florenz, um erstliche

Anstalten zu treffen, Don Pietro's Vermählung endlich zu Stande zu bringen, und wurde von dem Großherzog und Bianca mit ungemeinlicher Freude aufgenommen. Letztere setzte ihre natürliche Berieselbarkeit in möglichste Bewegung, um die Gunst des Cardinals zu gewinnen und die beiden Brüder auszusöhnen. Der Cardinal reiste sogleich mit dem Hofe nach dem Schlosse Poggio a Casano, wo Franz alle Jahre im Herbst sich mit der Jagd zu beschäftigen pflegte. Hier ward er den 8. October 1587 von einem Fieber befallen, welches die Ärzte für ein dreifaches erklärten, und zwar für ein doppeltes Terzianfieber⁹⁾. Sie schrieben ihm abführende Mittel vor, aber er bediente sich ihrer nicht ordentlich. Da zwei Tage darauf, den 10. October, Bianca in eine ähnliche Krankheit fiel, wurden außer den gewöhnlichen Hofärzten Baccio Baldini und Peter Capelli, noch Julius Angst da Berga, Professor der Medicin in Pisa, und Julius Cini, Leibarzt des Cardinals Ferdinand, herbeigezogen. Der vierte und siebente Tag waren gut, aber am neunten Tage entschied sich seine Krankheit. Nach einem doppelten Aderlaß, ohne daß man abführende Mittel gebraucht hätte, verstarb sich das Fieber, Bellemung kam hinzu, und am 19. Oct. 1587 verschied er. Weil er sich immer nach seiner Weise curiren wollte, und den großen Durst, von welchem er in seiner Krankheit geplagt wurde, mit thierischen Getränken und Elixiren, mit welchen er sich sonst zu heilen pflegte, zu löschen suchte, glaubte man, daß er von diesen verbrannt gestorben. Als der Leichnam geöffnet ward, fand man den Sitz seines Uebels in der Leber. Dem Tode nahe sich fühlend, bat er den Cardinal um Verzeihung wegen des Vergangenen, übergab ihm die Wahrzeichen der Hestungen, und empfahl ihm seine Gemahlin, Don Antonio und die Vertrautesten seiner Minister. Ehe der Cardinal, als er sich nach Florenz begab, um Besitz von der Regierung zu nehmen, das Lustschloß Poggio a Casano verließ, tröstete er die Großherzogin mit der Hoffnung, bald wieder hergestellt zu werden, und beauftragte den Bischof Abbio, Bianca's Tochter Pellegrina und deren Gemahl Ulfio Benivoglio, zu besorgen und den Tod des Großherzogs ihr zu verhehlen. Bianca's Krankheit war zwar weniger heftig, als die des Großherzogs, aber ihr Körper war durch die vielen und heftigen Arzneimittel, durch welche sie sich von der Unfruchtbarkeit befreien wollte, zu geschwächt, als daß sie nicht hätte der Krankheit und dem Schmerz über den Tod ihres Gemahls unterliegen sollen; denn das Getümmel im Schlosse und die Thränen in den Augen der Umstehenden verriethen ihr sehr bald, was sich ereignet hatte. Sie verlor den Gebrauch ihrer Sinne, und konnte kaum noch die Sacramente empfangen. Sie starb den 20. Oct., und wurde noch denselben Abend, wie der Cardinal verordnete, im Beisein ihrer Tochter, ihres Schwiegersohnes und aller Ärzte geöffnet, damit die Mährchen¹⁰⁾, an deren Erinnerung es nicht fehlen konnte,

im Voraus widerlegt würden. Der Leichnam des Großherzogs, welcher den 20. Oct. nach Florenz geführt wurde, ward in der Kirche S. Lorenzo den Augen des Volkes ausgestellt und in der merkwürdigen Gruft beigesetzt; der Leichnam Bianca's dagegen, welcher den 21. Oct. nach Florenz geführt wurde, ward nach den gewöhnlichen Leichengebeten dem Anbilde des Volkes entzogen. Der Cardinal gab nicht zu, daß sie unter den Medicin in der Gruft der Kapelle derselben beigesetzt würde, sondern ließ sie heimlich in ein unterirdisches Gewölbe der Kirche von S. Lorenzo schaffen, damit keine Spur mehr von ihr erscheinen möchte; ließ ferner alle Denkmäler ihrer Person vernichten, und aus den großherzoglichen Wappen überall ihre Wappen tilgen, und anstatt derselben jene der Erzherzogin Johanna beifügen, duldete nicht, daß man, wenn man in seiner Gegenwart von Bianca sprach, sie Großherzogin nannte. In der Erklärungsacte über die wahre Abkunft des Don Antonio mußte man sie wiederholt durch pessima Bianca bezeichnen. Franz starb im 47. Jahre seines Alters, nachdem er zehn Jahre mit seinem Vater und 13 Jahre allein regiert hatte. Er hinterließ zwei Töchter, Donna Eleonora, Herzogin von Mantua, und Donna Maria, damals (im J. 1587) zwölf Jahre alt. Das Volk frohlockte über Franz's Tod. Trotz aller seiner Kenntnisse war er bei Fremden und Einheimischen verhaßt. Doch machte er von seinen Kenntnissen theilweise eine nützliche Anwendung, vornehmlich zur Emporbringung des Handels und des Ackerbaues. Er machte selbst Versuche mit Anpflanzung des Zuckerrohrs, die jedoch nicht gelangen. Die Botanik hob er ungemein durch Anlegung von botanischen Gärten, und indem er Pflanzgen durch berühmte Botaniker auf Reisen sammeln ließ. (Ferdinand Wächter.)

Herzoge von Sachsen-Lauenburg.

FRANZ I., einziger Sohn Herzogs Magnus I. und Katharinen's von Braunschweig-Wolfenbüttel, war 1510 geboren worden, und verlebte seine frühesten Jugend unter bis jetzt noch unbekannten Verhältnissen. Wenigstens einziger männliche Erbe seines sehr verdienstvollen Vaters, ging Franz doch nach erlangten reifen Jahren in Kriegsdienste des Königs Gustav Wasa von Schweden, welcher seit 1531 seine Schwester Katharina zur Gemahlin hatte. Hier brachte er es bis zum General; denn als solcher bezog er nachmals, wie mit Sicherheit behauptet wird, ansehnliche Summen aus Schweden. Indessen findet sich,

Plätze zu versuchen. Der Stein eines Ringes an seinem Finger habe das Gist durch die Veränderung seiner Farbe verrathen. Der Cardinal habe auf das Eifrigste gedankt, während der Nichts von dem Giste wissende Großherzog ihm zuvorgekommen, um ihn durch sein Belspiel zu gleicher Gistigkeit zu bewegen. Bianca, dieses lebend, habe weder durch Abnehmen ihren mörderischen Anschlag verrathen, noch den gemüthlichen Tod ihres Gemahls überdauern wollen, und ebenfalls einen ähnlichen Wiffen verrathen. Der Cardinal habe alle Anzeichen besorgen lassen, damit ihnen kein Gistgeheimnis gebrachte werden könnte, und beide haben eingeschliffen und voll Beweissung ihren Gist aufgezogen.

9) So schrieb man den 10. Oct. 1587 nach Rom. 10) Bianca soll mit eigener Hand eine mit Gift vermischte Leiche verfertigt und den Cardinal getödet haben, dieselbe als ein Werk ihrer eigenen

daß er dieses Verhältniß aus unbekannten Gründen in der Folge wieder aufgab, und bei dem Beginn des schmalen kaldischen Krieges 1546, obgleich dem Protestantismus, nicht aber dem Bunde der evangelischen Reichsländer geneigt, eifrig für den Kaiser Karl V. Truppen warb. Im J. 1550 ließ er sich mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in Unterhandlungen ein, nahm drei Jahre darnach Befallung bei denselben an, und wurde auf diese Weise Gegner seines Oheims, Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig und seines Schwagers, des Kurfürsten Moriz von Sachsen. Ersterer drohte deshalb sogar das Herzogthum Laubenburg in Besitz zu nehmen, was auch geschehen wäre, wenn es nicht seine Mutter durch Vermittelungen verhindert hätte. In den Jahren 1557 und 1558 unterhandelte für ihn der Ritter Späth mit dem Könige von Frankreich ebenfalls wegen Kriegsdienste, die er bei diesem suchte, und im Sommer 1563 wollte ihn zu denselben Zwecken Herzog Erich II. von Braunschweig gewinnen, als dieser unruhige Fürst Rüstungen für Dänemark gegen Schweden unternahm, dieselben dann aber zu ganz andern Zwecken verwendete. Einige Jahre darnach zeigte er sich der Theilnahme an den Grumbach'schen Händen verdächtig, und mußte sich deshalb vor dem Obersten des niederländischen Heeres, dem Herzoge Adolf von Holstein-Gottorp, rechtfertigen¹⁾. Seit dieser Zeit aber enthielt er sich der kriegerischen Verhältnisse, wiewol sein Leben, freilich nicht ohne sein Verschulden, sehr bewegt blieb. Er war leichtgläubig, gutmüthig, ohne Willenskraft, und wenn auch nicht prachtliebend, so doch im Zustande tiefer Verschuldung nicht haushälterisch. Er liebte die Pferde, die Jagd und das schöne Geschlecht, und nahm zuweilen einen starken Trunk zu sich. Durch seine Gemahlin Sibylle, Schwester der Kurfürstin Moriz und August von Sachsen, war er mit diesem mächtigen protestantischen Fürstenhause nahe verwandt, ohne sich an dasselbe dauernd anzuschließen zu wollen.

Als sein Vater, Herzog Magnus I. am 1. Aug. 1543 gestorben war, trat er die Regierung des Landes an, bestätigte in der Landschaft Hadeln, wo er sich auch huldigen ließ, am 3. Febr. 1544 die Privilegien und die bereits seit 1526 geltende protestantische Kirchenordnung. Auch forderte er die Bewohner derselben auf, die Herkommen und Gebräuche ihrer Gerichte zu sammeln und daraus ein geltendes Landrecht herzustellen. Aber erst 1583 kam diese Arbeit zu Stande, und wurde am 24. Aug. desselben Jahres veröffentlicht²⁾.

Im Sinne seines Vaters handelnd, gerieth er, wie dieser, in Streit mit dem Stifte Radeburg. Magnus hatte diese Streitigkeiten wegen seiner Ansprüche auf Landebden und Abgaben erregt, war deshalb bald mit dem Kirchenbanne, bald mit der Reichsacht belegt, und end-

lich in einen unglücklichen Proceß am Reichskammergerichte verwickelt worden, der ihn seiner Ansprüche beraubte. Franz I. dagegen erkannte aber als Schutzherr des Stiftes diese und andere Verluste nicht durchweg an, sondern behauptete sich im Besitz mehrer Vortheile den Anforderungen des Bischofes gegenüber, und belegte überdies noch das Radeburger Domcapitel mit einer Steuer, wie sie von Andern seiner Landfassen entrichtet wurde. Sobann erzwang er sich in einigen Stiftsdörfern die Bede, in andern glaubte er sich diese und das Ablager zugleich mit Gewalt der Waffen verschaffen zu können³⁾. Zwar wirkte das Cist. sich kaiserlichen Schutzes gegen Eingriffe aus, der Herzog aber beachtete denselben im Vertrauen auf Karl's V. damals erworbene Nachsicht, ebenso wenig als den Vergleich, welchen Kurbrandenburg am 27. Juni 1550 zwischen beiden Theilen zur Einnahme vermittelt hatte. Nur alsdann erst, als er seinen ältesten Sohn Magnus bei Friedburg des bischöflichen Stuhles dort vorsetzen zu können glaubte, bewies er einige Nachgiebigkeit, die jedoch bald wieder, als sein Antrag von den Stiftsherren mit Spott zurückgewiesen worden war, in die ausschweifendsten Nachgiebigkeiten ausartete. Er rief gegen alle Warnungen seines Oheims, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, den Grafen Volrad von Mansfeld, welcher seine Truppen meist durch erzwungene Beiträge Niedersachsens in Diensten des Kurfürsten Moriz von Sachsen unterthelt, mit dessen Zustimmung im Mai 1552 ins Stift Radeburg. Dieser verjagte dasselbe zwei volle Monate, verrückte den Hof Mechow gänzlich, plünderte die Stiftskirche und die Wohnungen der Domherren, zwang ihnen den Sohn des Herzogs als Bischof mit Gewalt auf, und ließ sich bei seinem Abzuge von ihnen noch 4000 Rthlr. für die Schönung ihrer Gebäude zahlen, während er drei von ihnen ein Vierteljahr lang als Geiseln mit sich herumschleppte, und mehrer Stiftsorte dem Herzoge Franz überlieferte.

Kaum aber hatte Volrad mit seiner wilden Krieger-schar dem Stifte den Rücken gekehrt, so sah sich auch Herzog Franz betrogen; nicht nur die Domherren verwarfen die erzwungene Wahl seines Sohnes Magnus, sondern die von ihm daneben beabsichtigte Wegnahme der südsächsischen Pfandschaften war auch verfehlt, und er sah sich zuletzt selbst noch vom Kriegsvolke seines braunschweigischen Oheims zur Bestrafung des durch ihn veranlaßten Stiftesverfalls überzogen. Die Radeburger Stiftsherren wählten nun, um den Herzog

1) Christian's Geschichte der Herzogthümer Schleiswig und Holstein II, 411 fg. 2) Dieses Landrecht wurde gedruckt, doch ist die erste Ausgabe davon sehr selten; die zweite erschien 1671 und die dritte 1717 in 4. zu Hamburg, von Christian Trautwein besorgt.

3) Abtger, Jus hospitii oder hospitalitatis, war ein theils schützendes Vorrecht trauscher Fürsten gegen ihre Untthanen, als der droll de prime der französischen Könige im Mittelalter. Das Abtger, oder die Ginfuhr der Fürsten auf einer Reise, oder auch nur auf der Jagd in ihren eigenen Landen war für den Ort — auch Kistler wurden dabei nicht ausgenommen — wo sie übernachteten, oder länger verweilten, wie für die Umgezogen, eine große Last; denn man mußte den Fürsten und sein Gefolge auf die Dauer eines solchen Aufenthaltes nicht nur herbergen und bekümmern, sondern die Bewohner der Orte, welche der Besuch traf, waren auch noch durch die stiftliche Dienerschaft jeder Art den Bewohnern und Verbindungen ausgelegt. Es traf sich auch wol, daß ganze Dörfer auf diese Weise ausgeplündert und ihre Bewohner an den Bettelstab gebracht wurden.

von Lauenburg noch mehr zu kränken, den Luthertischen Prinzen Christoph aus dem mecklenburgischen Hause, mit welchem er zwar in Erbverbrüderung stand, seit mehreren Jahren aber in Uneinigkeit lebte; zum Verwalter des Bisthums, und veranlaßte dadurch die Fortdauer seiner Erbverbrüderung gegen dasselbe. Von Zeit zu Zeit übte Franz hier das Recht des Ablegers aus, und trotz der Klagen von Seiten der Abgeordneten am Reichskammergerichte trat er auch noch im Juni 1558 Anstalten, das ganze Stift seiner Reichsfürstenthum zu berauben und in seine Gewalt zu bringen, wie vordem schon sein Vater die Absicht gehabt hatte; allein die Drohungen der Herzoge von Mecklenburg und die schlechte Beschaffenheit seiner eigenen Truppen schreckten ihn von dem Vorhaben ab, und legten somit den ersten Grund, daß das Hochstift bei seiner Säkularisation seinen Nachbarn auf immer verblieb. Franz begnügte sich bloß mit Besignahme des Schlosses Stove, und hielt nun von dieser Seite Ruhe; auf einer andern aber setzte er mit desto mehr Lebhaftigkeit seine Streitigkeiten fort, welche die Reichsstadt Lübeck betrafen, und sich über seine Lebenszeit hinausdehnten. Früher schon gaben ihm die ungenauen Abgrenzungen der Holzungen und Wiesen Anlaß zu Unterhandlungen und Hader, so der Streit wegen des Sachsenwaldes 1549, dann aber wegen Schenkenberg's 1568 und der Reichsproceß wegen Wölln's 1573. Unstreitig wichtiger war sein Rechtsstreit mit dieser Reichsstadt wegen des Klosters Marienwolde. Dieses hatte bis auf einige seiner Mitglieder, welche im alten Glauben standhaft verharrten, schon unter Magnus I. die Reformation angenommen, und weil nun Franz nach dem Beispiele anderer evangelischen Fürsten, welche die geistlichen Stiftungen ihrer Länder einzogen, auch dieses Kloster säcularisiren wollte, dazumal die Conventualen ihre Güter und Gerichtsunterthanen der Stadt Lübeck, wo sie ihre Wohnungen aufschlugen, bereits überlassen hatten, so zeigte er ihnen im August 1558 seinen Voratz mit der Bemerkung an, er werde sie auf Lebenszeit ernähren, die Anstalt aber und deren Güter, weil sie in seinem Lande lägen, an sich nehmen. Die kurze Bedenkzeit indeß, die er den Brüdern und Schwestern derselben hierzu vergönnte, benutzten diese zu einer Beschwerdeleitung bei dem Kaiser gegen ihn, und übertrugen inzwischen dem Stadtrathe zu Lübeck die volle Verwaltung ihrer Güter. Da ließ der Herzog im September 1558 die Hölse Marienwolde und Borchstorf mit gewaffneter Hand besetzen, verfuhr gegen andere Güter noch wilderlicher, und untersagte den vier dazu gehörenden Dörfern jedwede Verbindlichkeitsleistung für die ehemaligen Mitglieder des Stiftes. Er selbst wählte zu Marienwolde seine Wohnung, ließ die Klostermauern dafelbst abbrechen und neue Wirtschaftsgedäude daraus auführen. Nachdem der Stadtrath zu Lübeck vergebens dagegen protestirt hatte, erhob er Klagen am Reichskammergerichte zu Speier; allein der Proceß blieb liegen, das Kloster wurde eine fürstliche Besorgung und in ein Pachtgut vermandelt, während die Mönche in Lübeck ausstarben, mit welcher Stadt Franz indeß wieder in gutes Vernehmen gekommen zu sein scheint, da beide im J. 1573 einen Zollvertrag und eine Ueberkunft

wegen des Baues und der Unterhaltung der Schloßen auf der Deltsenau abschlossen.

Mittlerweile bekam Franz einen Abenteurer in seine Gewalt, dessen Betrügereien sich gutes Vernehmen mit den hollsteiner Fürsten hätten fördern können, wenn er denselben das Aufsehen erregende Geheiß geschenkt haben würde, welches andern Beispielen dieser Art gewöhnlich vergönnt war. Ein Mensch von unbedachter Herkunft hatte sich in seiner Jugend im Heßlein umhergetrieben, vielleich auch in Frankreich Kriegsdienste verrichtet, mochte alldenn nach seiner Rückkehr von dort in heßliche Haft geraten, und seiner Gaunerstreiche wegen verurtheilt worden sein. Gewiß ist, nach mancherlei Schicksalen, die man nicht für gut hielt, zu erforschen und aufzuklären, kam dieser angeblich 21 Jahre alter Gauner, unter dem Namen Franz, 1551 nach Lauenburg, und wurde wegen Verdrachtes verhaftet. Im Verhör gab er sich für den Sohn eines Herzogs von Holstein, insbesondere Friedrich's I., dessen uneheliche Kinder aber sämtlich bekannt und verfolgt waren, unter dem Vorwande aus, er sei in seinem fiebernden, nach einer spätern Aussage in seinem 16. Jahre von holsteinischen Adligen ins Heßliche gebracht und dafelbst von einem gewissen Peter Denne erzogen worden. Auf die Nachricht hiervon verlangten die Herzoge von Holstein und der König von Dänemark, welche die Sache sehr ernsthaft nahmen, vom Herzoge Franz strenge Bestrafung des Betrügers. Die Holzer wurde allerdings an ihm angewendet, und unter den Worten nannte er sich Johann Denne. Der Hauptmann zu Radeburg, welcher die Untersuchung leitete, rieth den Landstreicher brandmarken und davon laufen zu lassen; der Herzog aber, um die Bestrafungen der hollsteiner Fürsten los zu werden, zog vor, ihn an einem Baume aufzuhängen zu lassen. Dieses rathte und der heimlichen Rechtspflege zumiderlaufende Versuch gegen den falschen Franz von Holstein, wie man den Taugenichts zu nennen pflegte, umging die sorgfältige Prüfung seiner Aussagen und die gewissenhafte Nachforschung über seine Schicksale; daher auch der merkwürdige Proceß in Dunkelheit geblieben ist *).

Des Herzogs Anschluß an Kaiser Karl V. zur Zeit des schmalkalder Krieges hatte ihm zwar dessen Rücksicht gegen manche Willkür verschafft, nicht aber eine solche Gunst, welche das sächsische Kurhaus hätte verzeihen können, obgleich sich zwei Mal günstige Gelegenheiten dazu dargeboten hatten. Dies scheint er wol gemüßt zu haben; daher er weder von ihm noch von seinem Bruder einen Reichslehnbrief annahm. Erst am 26. Juli 1570 nahm und erhielt er vom Kaiser Maximilian II. die Reichlehen seiner Lande in der Weite, wie sie Karl V. seinem Vater und Sigmund seinen Ahnen ertheilt hatte. Diesen aber war, wie ihm, die Belohnung mit dem Herzogthum Sachsen vorenthalten worden; und weil sich Franz dieses Anspruchs, da er im Besitze des Rautenkranzes, dieses alten sächsischen Wappens, zu sein vorwetzte, und sich

*) Regl. Christiani a. a. D. II, 256 — 261 und das Berichtsprotokoll der Königlich preussischen Archive ebenfalls S. 510 — 516.

auch, wie späterhin seine Söhne und Enkel, Herzog von Sachsen schrieb, nicht nur nicht begeben wollte, sondern dazu noch die sächsische Kur, nach dem Vorgange seiner nächsten Ahnen, verlangte, so übertrug der Kaiser am 22. Aug. 1570 den gelehrten Herzogen Ulrich und Christoph von Mecklenburg, die ohnehin ein Interesse daran hatten, die gründliche Untersuchung dieser Angelegenheit. Auch Kaiser Rudolf II. erneuerte am 27. Sept. 1577 diese Vollmacht, die aber bekanntermaßen so wenig, als die erstere zu günstigen Ergebnissen führte. Gleichwohl führte Franz die Kurfürstliche so lange in seinem Wappen und in seinen Siegeln, bis ihn sein Schwager, Kurfürst August von Sachsen, wieder davon abbrachte *).

Unter diesen mißlichen Verhältnissen entspannen sich allmählig ungarste Auftritte und Zwistigkeiten zwischen ihm und seiner Familie, während das verschuldete Land vollends um seinen Wohlstand gebracht und der Herzog ewigen Qualereien seiner Gläubiger ausgesetzt wurde. Nichtsdestoweniger mußte er darauf denken, wie seine zahlreiche Familie und die unehelichen Kinder versorgt werden könnten. Mit dreien von seinen Söhnen gelang es ihm bald. Seinen dritten Sohn Heinrich, welcher bereits Domherr zu Köln war, beförderte er am 17. Febr. 1567 gegen Verzicht auf seine bereits vertriebenen Ansprüche an Eime (Einlohe), Bederkesa und Wurßen zum Erzbischof von Bremen. Der Papst erkannte zwar diese für das Erzbistum vortheilhafteste Wahl nicht an, allein Kaiser Maximilian II. ertheilte dem jungen Prälaten, der sich als solcher Heinrich III. nannte, ein Lebensinbult. Späterhin (1574) wurde derselbe noch Bischof von Danabrad und am 1. 1577 Verwalter des Hochstiftes Paderborn. Er machte sich um die Verbreitung der evangelischen Lehre in diesen Stiftern sehr verdient. Sein Bruder Friedrich, welchen der Vater auch als Geistlichen versorgte, wurde Propst zu Bremen, Domherr in Strasburg, und als er endlich zum katholischen Glauben zurücktrat, Erzbischof zu Köln, wo er als Eiferer gegen Neuerungen in Kirchen- und Religionsachen, den Erzbischof Gebhard vertreiben half. Nun waren aber noch drei im weltlichen Stande gebliebene Söhne Herzogs Franz zu versorgen, und weil das kleine sehr verschuldete Ländchen keine Abtheilung unter sie vertragen, so hoffte der Vater, den ältesten von ihnen, Magnus II., nachdem er ihn, wie schon bemerkt, im rathenburger Bisthume nicht hatte unterbringen können, durch eine reiche Heirat mit Glimpfe los zu werden. Er verheiratete ihn in der That am 3. Juli 1568 mit Königs Gussav Wasa von Schweden Tochter, Sophie, aus anderer Ehe, die einen Brautseß von 100,000 Rthln. mitbrachte, wovon sogar die verpfändeten Theile des laubenburg. Herzogthums wieder eingelöst werden sollten. Magnus machte allerdings sein Glück in Schweden, entsprach aber den Erwartungen seiner Schwäger Erich und Johann nicht, die sie von seinen Feldhermamenten gehergt hatten; vielmehr setzte er sie durch übermüthiges, rohes und geschwätziges Betragen in Verlegenheit, und verwickelte sie daneben noch in

Streitigkeiten mit Dänemark *); und weil er auch mit seiner Gemahlin in Unfrieden lebte, so mochte das Band, das ihn am schwedischen Hofe festhalten sollte, sich nach und nach lockern und der Prinz sich ebenso gern hinwegsehen, als seine Schwäger diesem Wunsche nicht entgegen traten.

Mittlerweile zogen sich über dem Haupte des alten Herzogs Franz wegen seiner jammervollen Wirtschaft immer mehr Stürme zusammen, so daß man allgemein glaubte, das Land werde ein Opfer derselben zum Nachtheil der beiden noch unversorgten Söhne werden. Häufige große Noth hatte ihn frühzeitig zu Verpfändungen und Veräußerungen mancher ansehnlichen Grundstücke veranlaßt; so verkaufte er 1545 dem Stadtratze zu Lüneburg, mit des Kaisers Zustimmung, denollertrag zu Hasebahl und die Einkünfte der dasigen Waldhauer, wie der acht reindeschen Dörfer für 8000 rheinische Goldgulden. Fünf Jahre darnach überließ er denselben noch das ganze Amt und die Boigtei Schwarzenbeck wiederläufig für 10,000 Rl. und im J. 1571 verkaufte er dem hollsteinischen Statthalter Heinrich von Ranzau, mit später erfolgter Zustimmung seines Sohnes Franz II., Lütchenbeck und Grönau, als Erbtgut. Dasselbe geschah gleichzeitig mit einem Theile der marienwolder Klostergrüter, welchen die Familie von Lühow für 8000 Rthln. an sich brachte, während er vom Herzoge Adolf von Holstein-Gottorp eine Summe Geldes borgte, und dafür das Amt Tremsbüttel auf gewisse Jahre einsetzte, dadurch aber sein Haus in einen unerseßlichen Verlust brachte, weil die hollstein. Herzoge dieses Pfand nachmalig nicht wieder herausgaben. Ferner versetzte Franz nach und nach noch Rastburg, soviel davon nicht geistliches Eigenthum war, Aulpin und die sogenannten Grasendörfer, sodann Anker, Neuhaus, Laubenburg, Barßig, Hollendorf und Lembrade. Zu diesen Verlusten gestellten sich außer andern auch manche Schäden, die das Land zerrütteten. Der Straßenaub war um 1550 sehr gefährlich geworden; fünf Jahre früher plünderten mecklenburger Edelleute das Herzogthum und das Ländchen Hadeln, und 1556 durchstreichte es feindseliger Welse ein holländischer Edelmann mit 600 Reitern. Man befürchtete dergleichen Unglücksfälle unter einer solchen Regierung noch mehr, Niemand verbürgte sich gegen neue Veräußerungen oder Verpfändungen, und wenn auch die unehelichen Kinder des alten Fürsten mit Grundstücken abgefunden werden sollten, was bließ dann, fragten sich die beiden noch nicht versorgten jüngeren rechtmäßigen Söhne, für diese übrig?

Franz der Jüngere, dem über diese heillose Wirtschaft die Augen noch zeitig aufgingen, suchte aus dem drohenden Bankrotte zu retten, was möglich war, indem er seinen Vater zur Niederlegung des Regiments geneigt machte. Der alte Fürst ging, um vor seinen Gläubigern und Kindern Ruhe zu haben, auf die Anträge seines Sohnes ein und übertrug ihm durch eine vorläufige

*) Vergl. Rübe's, Geschichte Schwedens in der allgemeinen Weltgeschichte, 64. Bd. S. 182 und 209 fg. Durch sein Gemahl in diesem Prinzen Magnus Säter in Uppland und Sonnenburg auf der Insel Fiel.

5) Müller's Geschichte Annalen S. 94.

Prinzen Magnus oder sonst Jemandem bedrängt werden sollten; allein die Kreibölle, welche Herzog Adolf von Holstein-Gottorp gegen Magnus II. eilig zusammengezogen hatte, war mit großen Kosten verkauft gewesen, und hatte ebendeshalb dem unglücklichen lauenburger Lande neues Ungemach bereitet, während der Kreibörsche Niedersachsens zu seiner Befriedigung die Ämter Steinborsst und Tremsbüttel, welche er schon vorläufig an sich genommen hatte, vollends auch immer an sich riß. Der Zwist zwischen Vater und Söhnen war durch diese Opfer und gewaltsamen Versuche keineswegs getilgt, vielmehr zwischen Magnus II. und Franz II. der Groll nur gesteigert worden. Ersterer hielt sich entfernt vom ältlichen Hause in niederländischen Kriegsdiensten, ersterer erschien dagegen im J. 1578 wieder in Niedersachsen, wurde von seinen Gläubigern in Lüneburg und Bremen verfolgt, von den Hamburgern aus der Stadt gewiesen, und endlich im Drange der Noth gezwungen, da auch der niedersächsische Kreibörsch gegen ihn heftigst gekümmt blieb, sich mit Gewalt in seiner Heimath einen Aufenthalt zu verschaffen. Er erschien demnach mit einem kleinen Haufen zusammengekrachten Kriegsvolkes vor Arternburg im April 1579, und verbreitete allgemeines Schrecken im lauenburger Lande. Hier zog man die Sturmglöden, und da die erwartete Verstärkung nicht bei ihm eintraf, ließ er das Volk wieder aus einander gehen, und begab sich zum Bischof Hermann von Minden, wo ihn der Kreibörsch, Adolf von Holstein, nicht dulden wollte. Obschon ihn der Bischof in seinen Schutz nahm, hielt er sich doch vor Nachstellungen — auch sein Vater soll ihn verfolgt haben — nicht sicher, und begab sich daher, ohne Trost und Hilfe wie ohne bleibende Stätte, nach Paderborn, ins Gebiet seines Bruders, des Erzbischofes von Bremen, welcher bei Herzog Adolf Fürbitte einlegte. Während Heinrich aber die habenden Brüder und den alten Vater versöhnlich zusammenführen wollte, ward der verstoßte Magnus, da sein Vater, seine Mutter und deren Rathgeber ihn ohne Mittel lassen nach ihm nach Schweden zurückzukehren unablässig anriethen, insgeheim wieder Truppen, und entzog sich dadurch dem Schutz Heinrich's von Bremen. Verlassen wandte er sich jetzt abermals nach Hamburg, wo er nach einigen Wochen Aufenthalt aus der Stadt getrieben wurde, und schlug alsdann seinen Weg ins Land Hadeln ein, wo er aus Klaus Kühlen's Hofe eine Wohnung wählte. Die Ritter- und Landschaft Lauenburgs hatte sein Begehren fortwährend unter der Hand abgelehnt.

Mittlerweile hatte Franz I. unter den fortdauernden Zwistigkeiten jene unglückselige Schmelzung an seinen jüngern Sohn Moriz gemacht, die auf die Dauer eines Menschenalters neuen Groll in der bürgerlichen Familie verbreitete. Der unkluge und schwache Vater hatte, trotz verbitterter, bereits erwähneter, freiwillig trasslos geliebener, Anordnungen für die Abfindung seiner nachgeborenen noch nicht verlorbenen Söhne im Herbst 1576 seinem Sohne Moriz Stadt und Amt Lauenburg, das Städtchen Arternburg und den Hof Schwarzenbeck nebst den Zöllen zu Lauenburg, Lüneburg und Arternburg unter der Bedingung vermacht, daß derselbe nach seinem Tode sofort in

den Genuß der gedachten Zölle, sowie der zu Tesperhude und Büchen gelangen sollte, bis er nach dem Ableben seiner Mutter Sibylla auch in den Besitz des Übrigen, was deren Leibeserbschaft bildete, gesetzt sein werde. Dagegen versicherte Moriz auf das Land Hadeln, welches sein Vater im Januar desselben Jahres dem Erzbischofe Heinrich von Bremen, nach erfolgter Genehmigung des Kaisers vermacht, und demselben dort auch schon die Huldigung versprochen hatte. Diese Schenkung, welche den jüngern Franz so sehr zurücksetzte, scheint diesem vorläufig ein Geheimniß geblieben zu sein, da er noch keine Erbitterung gegen seinen Bruder deshalb gefaßt hatte, sondern sich vielmehr noch zu Ende Aprils 1580 bei seiner Rückkehr aus den Niederlanden mit ihm zu Marienwolde vereinigte gegen andere Handlungen ihres Vaters, die ihm neue Verluste an der Erbschaft zufügten.

Der Herzog Franz I. hatte außer seinen elbischen Kindern noch mit Ulrike Rautenslein, die er seine getreue Dienerin zu nennen pflegte, eine Anzahl unehelicher Nachkommen erzeugt, und ihnen durch ein Vermächtniß den Einspännigerhof zu Aumühlen nebst zwei Dörfern, vier Meierhöfe (darunter drei im Lande Hadeln), ein Haus in Tittenbors mit allem Silbergeräthe und den Mobilien, welche bei Johann Grotzian zu Hamburg vermautet wurden, geschenkt. Außer Franz dem Jüngern hatten alle seine Söhne dieser Verfügung ihre Zustimmung gegeben, sogar auch Magnus, mit welchem er sich aus bis jetzt unbekannte Weise wieder versöhnt haben mochte. Allein grade diese unter nicht bekannt gewordenen Bedingungen gelungene Ausöhnung und die damit begünstigte Versorgung der rautenslein'schen Kinder setzten alle Leidenschaften des Prinzen Franz in Bewegung. Er schloß mit seinem Bruder Moriz einen Bund, um für einen Mann gegen die Verfügungen ihres Vaters zu stehen, und beidermahligen nun mit Aufhebung ihrer Mutter am 23. Juni 1580 einen mit den bittersten Beschuldigungen angefüllten Brief an ihren alten Vater, worin sie ihm vorwarfen, daß er nicht allein seit 38 Jahren den Genuß des heiligen Abendmahls verachtet, sondern auch bis zur Stunde abscheuliche Unzucht getrieben, außerordentlich verschwenderisch gelebt und die Regentenpflichten vernachlässigt hätte. Der alte Fürst fand durch solche Vorwürfe, wie er selbst gekost, Ehre, Leib, Erben, Gut, Seele und Seligkeit abgeschnitten, schalt seinen Sohn Franz einen Verführer und Urheber der über ihn geduldeten Schande und Schmach, und gelang zwar in einem Briefe an den Erzbischof von Bremen, welchem er auch in das Complot verwickelt glaubte, der aber doch seit neun Jahren in dieser „hochbedauerlichen Sache“ keine Mühe und Arbeit gescheut hatte, seine Sünden, meinte aber denn doch, daß nur Gott, nicht seine Söhne, Richter und Väter über ihn sein könnte. Diese sollten bei ihrer Jugend erst lernen, was er bei Kaisern und Königen, Kurfürsten und Fürsten erfahren, was er zu Hause verrichtet und getragen habe. Habe er sich des Abendmahls enthalten, so sei es nicht aus Verachtung geschehen, sondern sei seinem Regierungsantritte wäre ihm viel Ungesallen und Widerwille zugefloßen, was er in seiner Wichtigkeit aus

menschen dem Bisthume Niemandem habe anvertrauen können, und darum sich vom Altare des Herrn entfernt gehalten. Was die Vermächtnisse für seine natürlichen Kinder betreffe, so habe nicht allein seine Gemahlin, sondern auch mehrere seiner Söhne davon Kenntniß; was ihm dieselben aber für Ungemach zugezogen hätten, könne er zur Zeit mit Ehren nicht aufdecken, doch dürfe er sie nicht Hungers sterben lassen. Was er ihnen gegeben, sei nicht Erbschaft des fürstlichen Hauses, sondern von seinen ersparten Kammergeldern erkaufte Güter.

Der Erzbischof, vermuthlich erst durch dieses Schreiben von dem Unheile unterrichtet, tabelle den von Mutter und Brüdern eingeschlagenen Weg der Rüge als eine unerhörte Handlung, welche nur Klatscherei befördere, und brachte in einer persönlichen Zusammenkunft am 9. Dec. 1580 in Bergedorf eine Veröhnung zwischen Franz I. und II. soweit zu Stande, daß Ersterer Letzterem am 28. Jan. 1581 in Gegenwart aller seiner Söhne, mit Ausnahme des ältesten, die Statthaltertschaft des Landes, vorläufig auf gewisse Jahre, mit dem Rechte, Landtage auszuschreiben und um die Regalien bei dem Kaiser nachzulegen, übertrug. Franz der Jüngere nahm dieses Anerbieten nur unter der Bedingung an, daß ihm habein zur Erwerbung seiner Unterhaltsmittel eingeräumt werde. Dadurch ward jedoch aus Rücksicht gegen Magnus II. die Erbfolge im Lande und dessen Verwaltung noch nicht entschieden geordnet, sondern es wurden zur Befriedigung der Ansprüche jenes Prinzen zwei Fürsten bevolmächtigt, während zwei andere für Magnus aufstehen sollten, daß er den Frieden nicht wieder brechen wolle. Doch willigte dieser nur bedingungsweise ein, so daß die Erbfolge im Lande unerörtert und einem Prozesse am Reichskammergerichte anhängiggeblieben blieb. Inzwischen hatte Franz der Jüngere volle Gewalt bekommen, seinem Bruder Moritz und seiner Mutter ein mäßiges Auskommen angewiesen, den alten Vater aber darben lassen, wenigstens klagte dieser darüber schon in dem obigen Abkunsft nachfolgenden Monate. In solchen ärmlichen Umständen, die ihm zuletzt noch geboten, sein Halsgeschwende zu verkaufen, begab sich Franz mit seinem Leibeigen zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Hamburg, wurde aber bald bedenklich krank. Auf die Nachricht hiervon eilten seine Gemahlin und seine Söhne Franz und Moritz zu ihm, und empfingen aus seinem Munde mancherlei Reden und Vorwürfe, die hinterher in widersprechende Deutungen aufgelöst wurden. Nachdem er seinen letzten Willen unter Veröhnung, Rathgebern, Klagen und Tröstungen hatte niederzuschreiben lassen, begab er sich am 18. März nach Wartenburg, wo er seinen Sohn, den Erzbischof, zu finden hoffte. Friedrich und Magnus waren bereits erschienen. Dort angekommen, ließ er sich das Abendmahl reichen, und verzog seinen Feinden; als aber Heinrich bei ihm eintraf, hatte er schon die Sprache verloren; er starb am 19. März 1581 zu Wartenburg im Christliche Bremen, und nicht auf einem Dorfe, wie Manche behaupten. Die fürstliche Leiche wurde im folgenden Monate Juni mit vielem Gepränge im Dome zu Ragnburg beigesetzt.

Aus der vorstehenden Schilderung ist leicht begreiflich, daß sich Franz I. um die Wohlfahrt seines Landes nur geringe Verdienste erworben haben könne. Er stürzte durch Verschwendung, wie durch die vorhererenden Zwistigkeiten unter seinen Söhnen den Theil des Herzogthums, welchen er noch sich nehmen konnte, ins Verderben, sowie er ihn stets besorgen ließ, auch verfehlt oder verkauft zu werden. Die Anhänglichkeit an das angestammte Haus erlosch, und als bei der letzten schicksaligen Bedrohung des Prinzen Magnus die Sturmglocken im Lande gezogen wurden, äßerten die Bauern, welche gegen diesen nicht sechten wollten, ihn lieber herein haben, als vertrieben lassen zu wollen, da sie ja sonst von fast keinem Herrn wußten, wenn sie nicht beschützt und benommen wurden. Von Verfügungen zu Verbesserungen, zur Belebung des Verkehrs und Förderung der Wohlfahrt ist nirgends eine Spur, wol aber von vergeblichen Berathungen und unausführbaren Beschlüssen zur Tilgung der Schulden, von Bewilligung einer Husensteuer und eines Wergeldes auf den Landtagen, ohne daß sich Maßregeln zur Erleichterung vom Druck der vielen Gläubiger vertragen, während die Prinzen, welche ihren Vater von der Regierung verdrängen wollten, durch ihre gewaltthätigen Veruche dem Lande ebenfalls neue Kosten aufbürdeten. Unter solchen schreienden Ungerechtigkeiten war die Polizei und Rechtspflege verfallen, die Beamten und der Adel wetteiferten in Bor- und Eingriffen gegen einander, der oberste Gerichtshof im Lande gerieth in Verachtung, und die Grenzstreitigkeiten mit Preußen nahmen kein Ende. Alle diese Gebrechen kamen auf dem Landtage zu Lauenburg im October 1573 zur Sprache; die bisher geltenden Gerechtigkeiten der Ritter- und Landschaft mußten sogar von Neuem bestätigt werden, man mußte an eine zweckmäßige Besetzung des Hofgerichts erinnern und demselben, aus begränktem Mißtrauen, sogar Glieder aus der Ritter- und Landschaft zuordnen. Bei der fortbauenden Zerrüttung und Verwirrung mögen aber alle heilsamen Beschlüsse zurückschlagen worden und die Landstände nur darauf bedacht gewesen sein, wie dem Verpfänden einzelner Landestheile, welches die lächerliche Hofritterschaft begünstigte, Einhalt gethan werden könnte. Zuweilen aber mußten diese in ihren Versammlungen sich selbst nicht zu helfen noch zu rathen, weil, wie es heißt, der Rumor und das Geschrei von allen Seiten zu groß gewesen sei. Die landesherrlichen Verdienste Herzogs Franz I. in Bezug auf Verbesserung der Rechtspflege erstreckten sich demnach nur auf das Ländchen Haben, wo er, wie schon erzählt wurde, ein Landrecht schuf, auf eine Vergleichung mit der lauenburger Landschaft über die Abhaltung der Landgerichte im J. 1558 und auf die 1573 von ihm erlassene peinliche Halsgerichtsordnung, die aber nur eine Zeit lang im Gebrauche blieb. Sodann ist nicht zu leugnen, daß er seit seinem Regierungsantritte die Reformation in seinem Lande, obgleich im benachbarten Christliche Bremen noch heftig dagegen geistert wurde, bedeutend gefördert hat, die nun in ihrer Verbreitung dadurch ungemein erleichtert wurde, daß 1566 das Hochstift Ragnburg ebenfalls zur lutherischen Kirche übergang, und der vorstehende Prinz

Heinrich auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Bremen derselben allen erdenklichen Vortrub leistete. Franz I. scheint sich zwar aus eben nicht befriedigenden Gründen der äußeren Verbindungen der evangelischen Kirche enthalten zu haben, vertrat aber doch 1564 mit großem Nutzen eine allgemeine Visitation der Landeskirchen, und berief zugleich einen evangelischen Superintendenten und Pastor nach Lauenburg, wodurch dem papistischen Wesen allenthalben der Untergrund bereitet wurde. Der Tod dieses unglücklichen Fürsten vererbte die hinterlassenen Söhne und Witwe in einen Ausbruch beklagenswerther Leidenenschaften, statt daß sie sich am Grabe des von ihnen verfolgten Vaters die versöhnenden Hände zu ihrer Ehre und zum Heile des bedrängten Landes hätten reichen sollen.

Franz I. hatte sich am 8. Febr. 1540 mit der ältesten Tochter Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen, Sibylle (geb. den 25. Febr. 1515) zu Dresden vermählt, und mit ihr neun Kinder gezeugt, von welchen nur eins, ein Prinz, der in Dresden geboren wurde, in früher Jugend starb; die andern sind: 1) Magnus II., geb. 1543, von dessen Schicksalen bereits gesprochen, und im Artikel seines Bruders Franz II. noch ferner geteilt worden ist. 2) Franz II., s. den Art. 3) Heinrich, geb. 1550, Erzbischof von Bremen, Bischof von Danaburg und Verwalter des Hochstiftes Paderborn, erbte nach dem Tode seines Vaters das Ländchen Hadeln und starb als fluger, thätiger Regent am 23. April 1585 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes mit seinem Pferde, als er sich von der Kirche zu Bremerörde nach seinem Schlosse zurückbegeben wollte. Er war ein Gegner der Concordienformel durch die Eingebungen des lauenburger Superintendenten Baring. 4) Moriz, in unbekannten Zeiten geboren, doch jünger als Heinrich, blieb appanagierter Prinz, verheiratete sich 1582 mit Katharina von Spörten, die er jedoch bald wieder verließ, und starb am 2. Nov. 1612. 5) Friedrich, geb. 1554, wurde dem geistlichen Stande bestimmt, Probst zu Bremen, dann Oberbischof zu Geln, wo er zur katholischen Kirche zurücktrat *) und in die Ränke wider den baltigen Erzbischof Weibard verwickelt war, gegen welchen er auch auf dem Reichstage zu Augsburg 1582 im Namen des Hochstiftes öffentlich auftrat. Endlich auch Domburg zu Strassburg geworden, starb er schon am 8. Dec. 1586. 6) Sidonie Katharina, in unbekannten Zeiten geboren, vermählte sich am 24. Nov. 1567 mit dem Herzoge Benzig Adam von Teschen und Glogau, wurde am 4. Dec. 1579 Witwe, und reichte am 7. Febr. 1586 dem Grafen Emrich Forgatsch von Trentschin, Pfaffen des Königs von Polen und Witwer der Gräfin Selin, die Hand, starb im Juni 1594 und wurde zu Teschen begraben. 7) Dorothea, welche 1570 mit Herzog Wolfgang von Braunschweig-Grubenhagen verheiratet wurde, und neun Jahre vor ihrem Gemahl ohne Kinder am 28. Febr. 1586

zu Herzberg starb. 8) Ursula, vermählt 1569 mit Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg zu Dannenberg, dem Stifter des jüngeren Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel, wurde 1598 Witwe, lebte überhaupt als ausgezeichnete Fürstin auf die Vorgänge in Lauenburg großen Einfluß aus, und starb am 12. Oct. 1620 auf ihrem Witwensteige zu Schönebeck, liegt aber in Dannenberg begraben. Die Mutter dieser Kinder, Sibylle, starb am 18. Juli 1592, und liegt im Dome zu Ragnitz begraben. Sie hatte mit ihrem Gemahl lange Zeit in Unfrieden gelebt, und war von ihm mancher unbilligen und nachsichtigen Handlungen beschuldigt worden, doch war dieser mit versöhnenden Gefinnungen gegen sie gestorben.

(B. Rose.)

FRANZ II., zweiter Sohn des vorstehenden gleichnamigen Fürsten und Sibyllen's von Sachsen, war den 10. Aug. 1547 zu Ragnitz geboren und in der evangelischen Lehre erzogen worden. Wie aber sonst seine Erziehung am bedrängten und liberalen Hofe seines Vaters beschaffen war, davon ist Nichts bekannt. Der Prinz widmete sich zeitig, wie sein älterer Bruder, dem Kriegerstande; dieser trat in schwedische, jener in kaiserliche, dann in spanische Kriegsdienste. Schon 1566 machte er einen Feldzug in Ungarn mit, das folgende Jahr wohnte er der Belagerung von Gotha bei und am 2. Dec. 1568 bestellte ihn der Herzog von Alba zum Obersten über 1000 Reiterei in den Niederlanden. Doch mag er dort nur ein Jahr ausgeharrt haben, da ihn die müssigen Verhältnisse seines unter drückenden Schuldenlasten seufzenden Vaters in die Heimat zurückriefen, um das ältliche Haus von Schmach und Schande zu retten und zu verhüten, daß der noch nicht verpänderte Theil des lauenburger Herzogthums in fremde Hände gerieth. Franz I., damals 60 Jahre alt, lebte mit seiner Gemahlin in Unfrieden, hatte mit einer gewissen Isabae Kautensien eine unerlaubte Verbindung geschlossen und mit ihr mehrere Kinder gezeugt, und war dabei ins Gereth gekommen, als sei er ein verschwenderischer, nachlässiger Regent. Die Qualen der Gläubiger vermehrte die Vorwürfe, so daß sein Sohn Franz zu Anfang des J. 1570 seine Uneigentlichkeit zur Verzichtung auf die Landesverwaltung benutzte, um die Nachfolge in derselben zu erlangen, dafern er sich mit seinen Brüdern, die bis auf die beiden jüngsten verstorben waren, vergleichen könnte. Die Verhandlungen mit seinem Vater hatten um gedachte Zeit bereits ihren Anfang genommen, als Franz der Jüngere — so nannte er sich um Unterschiebung von seinem Vater, welcher Franz der Ältere genannt wurde — für gut hielt, zu seinem ältesten Bruder Magnus II., dem eigentlich die Nachfolge in der Regierung gebührte, an den schwedischen Hof zu reisen, und mit ihm Rücksprache zu nehmen. Magnus, obgleich durch seine Heirat und seine dienstlichen Verhältnisse in Schweden gut versorgt, ging doch, da er zumal in keinem besonders guten Vernehmen mit seiner Gemahlin stand, die Lust an, die Regierung Lauenburgs selbst zu übernehmen, womit auch Franz zufrieden gewesen zu sein scheint, da er fast ein ganzes Jahr bei demselben in Schweden auf dessen Kosten fürsüßig verlebte. Beide

*) Dombachant zu Strassburg wurde dieser Prinz durch eine Abkante der dortigen katholischen Partei den Protestanten zum Troge 1584. Weigl. S. 467 in's Neue teutsche Reichsgeschichte XVI. 464, wo aber irrth. statt Friedrich der Name Franz steht, und XIII. 6.

Brüder erschienen nun am 1. Sept. 1571 zu Wismar, und trafen hier unter sich, allem Vermuthen nach, eine Uebereinkunft über des Vaters und des Landes Schicksal, wie über die Abfindung der übrigen Geschwister. Um mit dem Vater zu unterhandeln, begaben sie sich alsdann nach Schwarzenberg, wo sie aber Tags nach ihrer Ankunft dergestalt in Streit geriethen, daß sie auf einander geschossen haben würden, wenn nicht ihre eben anwesende Mutter, Sibylle von Sachsen, dazwischen getreten wäre. Seit diesem Augenblicke blieben beide Brüder unversöhnliche Feinde. Durch Aufschörungen wußte sich Magnus in den Besitz von Steinhors, Rakeburg und Neubaus, nachdem er die darauf lassenden Pfandsummen fast ganz ihren Inhabern zurückerschattet hatte, zu setzen, und jagte seinen Bruder durch unerwartete feindselige Maßregeln in die Flucht. Es kam nun zu neuen Unterhandlungen, und der am 17. Nov. 1571 zu Eüneburg vermittelte Vertrag überließ ihm die Landesregierung unter der Bedingung, die Schulden zu bezahlen, seinem Vater die Einkünfte aus dem Amte und Zölle zu Lauenburg und dem Lande Hadeln zu gönnen, und seinen drei noch versorgten Brüdern ein Jahrgeld zu reichen. So sollte Franz der Jüngere jährlich 1500, Moriz 1000 und Friedrich, der sich damals noch zum geistlichen Stande vorbereitete, einsechswen 400 Rthl. erhalten. Heinrich, bereits Erzbischof von Bremen, galt für gut versorgt; allein ebendieser vereinte sich mit Franz dem Jüngeren, da die kaiserliche Genehmigung und der Stände Einwilligung fehlten, zum bestigen Widerspruch gegen diese Anordnung, bis sich endlich am 13. Mai 1572 die Stände des Landes zur Annahme derselben bequemen, worauf denn auch Franz sich mit seinen 1500 Rthln. begnügte, wenngleich sein Oheim, Kurfürst August von Sachsen, geküßert hatte, daß ein Aebtler kaum von dieser Summe leben könnte.

Magnus nahm nun die Regierung ohne kaiserliche Erlaubniß an, erregte aber nicht nur im Lauenburgischen, sondern auch in der Nachbarschaft durch Landplünderien bald so viele Unzufriedenheit, daß sich Kaiser Maximilian II. genöthigt sah, die dagegen erhobenen Klagen durch die Herzöge Otto von Braunschweig und Adolf von Holstein-Gottorp untersuchen zu lassen. Diese Maßregel benutzte aber Franz der Jüngere zu der Willkür, seinen Bruder von Land und Leuten zu verjagen. Unter dem Vorgeben, er müsse die vom Kaiser über ihn verhängte Reichsacht vollstrecken, rüstete er mehrer Hundert Mann zu Fuß und 1500 Patenscheiken zusammen, überraschte am 24. Aug. 1573 die Stadt und das Schloß Rakeburg, erbeutete hier alle Kostbarkeiten seines Bruders, nahm dann Neubaus und Steinhors, und ließ den sichtlich gewordenen Prinzen bis nach Dannenberg im Braunschweigischen verfolgen. Hieraus forberte er seinen alten Vater, der dem Unfuge seiner Söhne keinen Einhalt hatte thun können, zur gemeinschaftlichen Regierung auf, erhielt aber abschlägige Antwort, und mußte im October auf dem Landtage zu Lauenburg erfahren, daß jenem die Rechte der Regierung von Neuem übertragen wurden. Franz der Jüngere blieb jedoch im Besitze seiner Eroberungen, trieb

dort die Steuern ein, und erwiederte auf die Aufforderung des Kaisers vom 14. Jan. 1574, sie zurückgeben zu sollen, zu seiner Entschuldigung, was er gethan habe, sei zur Beruhigung des schlechten Hausbaltes im Lande Sachsen und zur Rettung des alten Rautenkranzes geschehen. Ubrigens verlangte er vorerst eine Verbürgung für die ihm in dem lauenburger Abschiede verwilligte Sicherheit; allein die Erörterung dieser Absicht wurde bald im Zweifel gestellt, und endlich, als ein zweiter Vergleich zwischen dem Vater und seinen beiden ältesten Söhnen durch des zweiten große Forderungen vereitelt worden war, am 14. Juni 1574 durch die kaiserlichen Bevollmächtigten zu Eüneburg in einen neuen Abschied umgewandelt, wonach zwar des Vaters Vorbehalt in Absicht auf Wiederannahme der Landesverwaltung seine Kraft behielt, und der jüngere Sohn sich wegen der seinem Bruder abgenommenen Mobilien verglichen sollte; dieser aber sich gleichwohl verächtlich zurücksetzte, die bittersten Klagen bei dem Kaiser über die hohen Verluste, welche ihm gedachter Abschied bereite, ankündigte, und um Schutz gegen Unterdrückung bat. Er behauptete in der kurzen Zeit seiner Regierung das verspätete Rakeburg eingekauft zu haben, während ihm sein Vater schuld gab, er habe Güter veräußert, Wälder niedergelegt und die Bewohner Rakeburgs zur Huthigung gezwungen. Ja man gab ihm noch schuld, er habe Alle, die ihm die Unterwürfigkeit verweigern würden, umbringen lassen wollen. Anseßen hatte er doch, seinem Bruder Magnus gegenüber, den künftigen Weg eingeschlagen und den Oberßen des niedersächsischen Kreises, Herzog Adolf von Holstein-Gottorp, welcher von jenem im Besitze seines Pfandamtes Kremsbittel wiederholt geküßt worden war, für sich gewonnen, obgleich Magnus, den lüneburger Abschied ebenfalls verwerfend, plötzlich mit einer kleinen Kriegsmacht im Lande erschien, und Franz den Jüngeren aus seinen gewonnenen Vortheilen verjagte, nachdem auch sein Vater in Folge großer Aufschörungen seine versöhnende Hand von ihm zurückgezogen hatte. Doch konnte er sich keinen vollen Monat in Rakeburg behaupten, da ihn Franz der Jüngere mit Hilfe Herzogs Adolf bald wieder vertrieb¹⁾. Diese Fehde von vierwöchentlicher Dauer wies der alte Sammerkrieg genannt. Am 12. Oct. nahm Franz II. schon wieder Besitz von Rakeburg, und ließ nun seinen Unmut gegen diejenigen aus, welche seinen Bruder begünstigt hatten. Unter ihnen befand sich zwar auch seine Mutter, mit der er sich aber auf kurze Zeit schnell wieder versöhnt zu haben scheint. Er blieb seinem alten Vater zum Trost im Besitze seiner von Neuem wiedergewonnenen Vortheile, ohne doch die landesherrlichen Rechte darüber zu erlangen, bis im Juli 1579 festgesetzt wurde, er solle sich den gütlichen Verhandlungen kaiserlicher Bevollmächtigter zu Lübeck unterwerfen, die jedoch dort nicht erschienen find.

Sein Anschluß an Adolf von Holstein-Gottorp und dessen Beistand in dem alten Sammerkriege hatte verschiedene Verhandlungen, um die Forderungen desselben zur

1) Vergl. hierüber Häberlin's neueste teutsche Reichsgeschichte IX, 273 fg.

Entschädigung der Kriegskosten zu befriedigen, zur Folge gehabt. Die empfangene Kriegsschiff wurde zu mehr als 80,000 Rthlrn. veranschlagt, und davon verlangte Herzog Adolph das Meiste für sich. Zu seiner Befriedigung unterhandelte Franz in Gesellschaft seiner Mutter vorerst in der alten Gamme und dann zu Kiel mit ihm. Bei dieser Gelegenheit versicherte sich Adolph des erblichen Besizes der Ämter Trembützel und Steinhorst, auf welche er ohnehin schon bedeutende Summen gegeben hatte, mit der Verbindlichkeit, dem Prinzen Franz die völlige Verwaltung Lauenburgs und Hadelns zu verschaffen, und denselben auch mit seinem Vater auszugleichen. Überdies streckte er ihm, außer dem Kaufpreise für das Amt Steinhorst, noch ansehnliche verjüngliche Geldsummen, unter andern 5000 Rthlr. zur Einlösung des verpfändeten Gutes (Stempow vor¹⁾).

Die Ausöhnung Franz's II. mit seinem Vater kam indessen nicht zu Stande, sein nach Schweden zurückgekehrter Bruder traf Anstalten, ihn von dort aus durch seinen Anhang verfolgen zu lassen, und da der Zwist, wie die Vertriebsigkeiten kein Ende nahmen, ging er im J. 1578 in die Niederlande zurück, und diente dort abermals bis 1580 dem spanischen Könige mit Auszeichnung, während sein Bruder Moritz unter dem Pfalzgrafen Johann Kasimir der Gegenpartei daselbst Vassendienste leistete. Im Mai 1579 verließ er jedoch das spanische Heer, um nach Niedersachsen zurückzukehren, und nicht nur der Welt zu zeigen, daß er vor Raubzucht, wie sein das Jahr zuvor aus Schweden zurückgekehrter Bruder Magnus ausgeprengt hatte, nicht erschrocken worden sei, sondern auch dessen Versuch, ihn aus seinem Besitzthume zu verdrängen, mit Kraft entgegenzutreten. Begünstigt vom Kaiser, insbesondere aber vom niederländischen Kreisobersten, vom Stifftsverwalter Christoph zu Rakeburg, und von seiner Ritterschaft trieb er den Ruhestörer bald davon. Magnus verbarg sich auf dem Gute Amortamp, welches dem Bisthume von Minden gehörte, und als er hier auskundschaftet worden war, in Petershagen, wo aber Franz und Christoph mit Kriegeswohl erschienen und die Auslieferung, oder doch die Verhaftung des Flüchtlings verlangten. Als dies ihnen abge schlagen wurde, und sie der Stadt keine Gewalt anthun wollten, zogen sie sich nach Minden zurück, und suchten von da aus ihre Forderungen vom Bisthume zu erlangen; mußten aber auch ohne Geheiß gefanden zu haben, wieder abziehen, und setzten ihre Beschwerden durch Unterhändler, wenngleich ohne Erfolg, fort²⁾. Inmittels ging Franz im August in die Niederlande zurück, verabschiedete sich jedoch schon am 4. Sept. 1580 wieder. Während er nun alle Versuche der Ausöhnung mit Magnus von der Hand wies, und durch Herzog Adolph sogar bewirkte, daß seines Bruders Aufenthalt in Niedersachsen erschwert werde, arbeitete er mit seiner Mutter und seinem Bruder Moritz am Sturze des alten Vaters, wozu ihn besonders dessen freigelegte Vermögensverhältnisse für die Rautenstein'schen Kinder angetrieben hatten.

Nachdem aber die Leidenschaften auf allen Seiten durch die unanfechtbaren Versuche zum schimpflichen Bruche in Bewegung gesetzt worden waren, schied der kluge Erzbischof von Bremen zur Verhütung desselben ein, und vermittelte am 3. Dec. 1580 zu Vergeford eine Zusammenkunft der fürstlichen Familie, welche am 28. Jan. 1581 zu Bremerörbe wiederholt und in einer Art von Ausöhnung zwischen dem ältern und jüngern Franz zu Ende gebracht wurde. Mit Ausnahme des Prinzen Magnus waren alle Söhne des alten Herzogs zugegen, und dieser übertrug nun dem jüngern Franz, welcher, ungeachtet er noch im Besiz von Rakeburg und Neuhaus war, zur Befreiung seines Unterbaltes Paderb. empfing, die Verwerfung des Landes auf gewisse Jahre mit allen landesherrlichen Rechten; doch sollte die Erbfolge in der Regierung vorläufig unentschieden bleiben, und Magnus durch zwei fürstliche Vermittler einstweilen befriedigt werden. Allein derselbe gab nur seine bedingte Genehmigung, wenngleich Franz II. sich jenen Beschläßen gemäß bereit mit seiner Mutter und seinem Bruder Moritz verglichen und ihnen auf ein Jahr Wohnung und Unterhalt angewiesen hatte. Den Vater, welcher gleich darauf in eine tödtliche Krankheit versiel, ließ er daheim, fand sich aber doch am 16. März 1581 an seinem Sterbebette ein und empfing aus seinem Munde noch manche Lehre und Warnung. Drei Tage darnach verschied der alte Herzog, ohne daß dieser Todesfall Franz II. in den vollen Besiz der väterlichen Lande erheben konnte. Hadeln, das er sich auf die Dauer seiner Statthaltertschaft ausbedungen hatte, entzog ihm jetzt sein Bruder, der Erzbischof Heinrich, trakt eines väterlichen, vom Kaiser genehmigten Vermögensverfalls; Moritz, der Liebling seiner Mutter, sprach zu Folge einer von dieser genehmigten väterlichen Schenkung die Böhle zu Lauenburg, Lüneburg, Artlenburg, Tesderbude und Büchen an, und hatte sich außerdem noch nach Sibyllen's Tode die Anwartschaft auf Stadt und Amt Lauenburg, das Städtchen Artlenburg und den Hof Schwarzenbrock ertheilt, während Magnus und Friedrich seit dem Tode ihres Vaters ihre Brüder Franz und Moritz im Lande aus Höchste verunglimpften und sich sodann nach Geln verfügten. Franz erlante des Letzteren, jetzt erst ihm offenbarten, Ansprüche und Forderungen nicht an, und zog sich dadurch den Unwillen desselben, sowie seiner Mutter zu, worüber der Dank vergessen wurde, den er sich durch dieses Bruders Befreiung aus spanischer Gefangenschaft einst erworben hatte. Unter diesem Gedankle blieb die Leiche des in aller Hinsicht bisgefallenen Vaters 2½ Monate unbestattet in Wurdebutte stehen. Herzog Adolph vermittelte inzwischen, daß Franz vorläufig die Verwaltung des Landes behalte, und empfahl ihm auch dem Kaiser als einen Fürsten, der vor allen seinen Brüdern der schätzbarste zur Nachfolge und im Lande der beliebteste sei, während Magnus sich in jeder Hinsicht als das Gegenstück davon erwiesen hätte. Alle andere Vorschläge zur Ausgleichung der Brüder wurden von Adolph verworfen, sowie einem Prozesse derselben am Reichskammergerichte vorgelegt. Franz, welcher sich unter den widerwärtigsten Verhältnissen als Verwerfer des Herzogthums behaup-

1) Vergl. Christiani a. a. D. S. 444 fg. 2) Vergl. Heberlin a. a. D. XI. 71 fg.

teils, hatte seinen Brüdern gegenüber einen schlimmen Stand. Der Bischof Friedrich, welcher bereits 1586 starb, scheint ihm, da sein unruhiger Geist in seinen amtlichen Wirkungskreisen zu Göta und Strassburg ein weites Feld zur Thätigkeit fand, wenig zu schaffen gemacht zu haben, dem Erzbischofe Heinrich aber, welchem er Habsburg freilich überlassen mußte, grollte er aus dem Grunde, weil er ihn vor der Freundschaft Adolfs von Gottorp warnte, vormalis den Besitz Habsburgs erschlüssen, und durch „geschwinde Griffe“ Uneinigkeit zwischen ihm und seinem Vater hervorgerufen hatte. Ebenso hatte sich dieser von seinem Vater eine ausschließliche Schenkung des den Grafen von Schauenburg verpfändeten Schlosses und Landes Sachsenhagen zu verschaffen gewünscht, und um die Erbschaft des Vaters zu seinem Vortheile noch mehr zu verwirren, eine Menge fideiussorischer Urkunden aus dem lauenburgischen Archive an sich gebracht, worüber Franz II. in seiner Beschwerdebefragung bei dem Kaiser laute Klagen erhob. Prinz Magnus wurde durch dänische und kurfürstliche Vermittelung kraft eines zu Rönneburg den 27. Oct. genommenen Abschiedes einstweilen mit 8000 Thlrn. zufrieden gestellt, und Moritz, welcher kurz gehalten und scharf draufsichtig wurde, auf weiterer Verhandlungen verwiesen, welche am 26. Jan. 1582 in einem Vertrage zu Dresden endeten, wonach er auf die Vermächtnisse seines Vaters von 1576 verzichtete und ein Jahrgeld von 2000 Rthlrn. annehmen mußte, während seine Mutter ihr lauenburgisches Leihgeld ausgab und dafür eine jährliche Summe von 4500 Rl. empfing. Neuen Kummer erregte dem Herzoge Franz das ausschweifende Leben seines Bruders Moritz. Schon in früher Jugend war dieser schöne Prinz in die Schlingen einer verführten Dilettantin gefallen, der Enkelin seines Großvaters Johann VII. von Sachsen-Lauenburg, welcher Bischof von Hildesheim gewesen war und einen natürlichen Sohn Bernd Sachsen hinterlassen hatte. Dieser war Vater der betrugstüchtigen Gräfin Sachsen, welche Moritz in Otterndorf kennen gelernt und bei Gelegenheit von Schmausereien zur Raigräfin erwählt hatte, während er zum Markgrafen erhoben und auf diesem Wege von ihr zu vielen heimlichen Zusammenkünften verführt worden war. Das Mädchen stand ohnehin in schlechtem Rufe, und um ihrer Liebhaftigkeit mit dem Prinzen ein Ende zu machen, wurde es 1575 mit dem Kölner Adam Ischammer zu Lauenburg verheiratet, ohne daß jedoch jene unflätigste Verbindung dadurch gänzlich zerstört wurde. Gleichwohl ließ sich Moritz fortwährend mit vielen andern Weibern ein, und heirathete endlich zu Ende Novembers 1581 zu Suchsdenhof insgeheim, nach dem Vorgange seines Bruders Heinrich, die Tochter Joß's von Spöcken zu Dahlenburg, Katharina, welche bei Franz II. erster Gemalin Margaretha in Diensten gewesen war. In den ersten Monaten des folgenden Jahres davon unterrichtet, glaubte dieser sein ganzes Haus schwer dadurch „beschnitten“, und erließ am 7. März 1582 ein Schreiben voll Entrüstung an Moritz, der sich zwar schonte, eine bestimmte Erklärung zu geben, allein seine Witterkeit über den Vorwurf nicht übergehen konnte; damit nicht zufrieden, ließ Franz das Geheimniß bei dem

Prediger zu Dahlenburg, welcher die Erwagung, angeblich wider Willen, vollzogen hatte, mit allen seinen Umständen ausforschen, und nöthigte dann seinen Bruder durch den eschbunger Vertrag vom 31. Mai 1582 zur Aufhebung seiner Ehe, oder wenn dies nicht auf ordentlichem Wege Rechtens geschehen könne, zum Verschreiben, sein Weib und die mit demselben künftig erzeugten Kinder von seinem Hofe in Niederhasseln unter zulässigem Vorwande entfernt zu halten. Hierauf schloßen sich beide Brüder wieder aus, und Franz verwilligte Moritz außer den gedachten Jahrgeldern noch den Sitz zu Wüchen mit Holz und Schweinefleisch. Allein die Liebhaften, welche Moritz, nachdem seine Neigung für Katharina von Spöcken schnell erkalte war, nun wieder ankaupte, besonders mit Gräfin Ischammer, näherten die Uneinigkeit zwischen beiden Fürsten so lange, als er lebte. Neue Widerwärtigkeiten zog dem Herzoge Franz die Ehe seines Bruders Heinrich zu. Auch dieser Prälate hatte eine standeswidrige Ehe mit der Tochter eines reichen Häubers in Welschalen, Anna von Droich (nicht Anna Westorf, wie Stein annimmt), wider den Willen ihres Vormundes, vermuthlich zu Bremerörbe, geschlossen. Dieser Frau wurden vier stattliche Wagenpferde und zwei Reitpferde gehalten, und mit Genehmigung des Capitels zu Bremen war ihr ein Leihgeld von 350 Rl. verschrieben worden. Herzog Franz erfuhr erst nach seines Bruders Tode, welcher am 23. April 1585 erfolgte, vom Pfarrer zu Bremerörbe das ganze Geheimniß dieser Verbindung, und wollte gegen dieses Weib, weil es durch Gerüchte beschuldigt wurde, den Erzbischof durch Liebestränke aus der Welt befördert und ihn auch mit ungewöhnlicher Eile bestatten lassen zu haben, durch das Domcapitel zu Bremen ohne Umstände gewaltsam erforschen, was ihm aber abgeschlagen wurde. Darauf gab der Fürst nach, und ließ sich sogar allmählig in friedliche Unterhandlungen mit ihr wegen des Nachlasses seines Bruders ein, der ihm erst 1590, nachdem er sich mit dessen Gläubigern abgefunden hatte, überliefert wurde. Auf diesem Wege kamen auch die dem fürstlichen Hause und Lande Lauenburg gebührenden Urkunden wieder in des Herzogs Hände. Der wichtigste Theil dieser Erbschaft war das Pandschen Haderin, welches Prinz Moritz Tags nach dem Tode des Erzbischofes in Besitz hatte nehmen wollen, aber, wie Magnus späterhin, von den Haderin zurückgewiesen wurde. Diese huldigen kaiserlichen Bescheide zufolge am 5. Mai 1585 dem Herzoge Franz II., der seinen Brüdern zu rechter Zeit zuvorgekommen war. Moritz fing nun einen Proceß gegen seinen Bruder deshalb an kaiserlichen Hofe an, dessen Ausgang er jedoch nicht erlebte⁴⁾. Mittlerweile hatte dieser Prinz, der wie Magnus II. den dreifachen Vergleich wieder unflüßig und größere Forderungen erhob, neuen Familienzwist erregt. Ramentlich drang er unaufhörlich auf eine Theilung des Herzogthums und erweckte dadurch lästige Unruhen, gegen welche die Vertreter des Landes nicht gleichgültig sein konnten, und wel-

4) Dabei bestand, nach Kobbé, aus dem Döcklande mit fünf, dem Wilschande mit vier Kirchspiren und der Grafe Otterndorf. Im Dorfe Franzburg liegt der Herzog Franz II. 1590 eine Bestattung an, welche im schwedischen Kriege 1644 wieder gestiftet wurde.

der wegen ihnen der Mangel eines bestellten Erbregenten desto fühlbarer wurde. Auch dem Herzoge Franz waren schon in den ersten drei Jahren seiner Regentschaft diese Bedenken nebst der Wahrnehmung idrig geworden, daß die damaligen zerrütteten Umstände und Misverhältnisse seines Fürstenthums eher die Erweiterung des landständischen Einflusses als die Feststellung seiner fürstlichen Gewalt befordern könnten. Daher er sich seit seiner zweiten Heirat mit einer Tochter des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel von diesem besonders in seinem Bestreben nach dem alleinigen Besitze des Herzogthums Lauenburg auf alle Art und Weise begünstigen ließ, ja sogar mit diesem ein Erbfolgegesetz nach den Rechten der Erstgeburt zu Gunsten seiner in zweiter Ehe erzeugten Kinder, wiewol ohne nachmalige Geltung, verabredete⁵⁾; allein er fand doch bei der Ritter- und Landschaft bald so vielen Widerwillen, daß er ihnen am 10. Juli 1583 die Landesverwaltung aufkündigte. Er hatte aber seit dem Antritte der Regentschaft einen guten Theil des Landes schon in seinem Besitze, einen andern nicht geringen Theil, der vererbt war, da ihm durch seine beiden Heirathen und seine spanischen Kriegsdienste ansehnliche Geldsummen zu Gebote standen, wieder eingekauft, und nach und nach bis zu Ende des J. 1585 auf Wiedererindsung der Pfandschaften, wie auf Abtragung der Landesschulden nicht weniger, als 300,000 Rthlr. verwendet⁶⁾. Demnach wäre er, wenn er die Regentschaft ausgegeben hätte, ein gefährlicher Gläubiger und der Urheber neuer schwerer Verwickelungen geworden. Die Stände arbeiteten daher seinem Vorhabe entgegen, und es gelang ihnen auch durch die Vermittelung seines Schwiegervaters Julius. Gleichwol sand man Ursache, sich über ihn zu beschweren. Franz war, sei's in Folge von der sich selbst bewußten Wichtigkeit seiner Person für das Land, oder im Bewußtsein seiner ungewissen landesherrlichen Stellung, oder endlich aus natürlicher Festigkeit hart, ungerecht und drückend, ließ, wie sein Kanzler Hieronymus Schulte berichtet, schlechten Rathgebern sein Ohr, und erhöhte zu allgemeiner Unzufriedenheit die Zölle. Solche Vorwürfe sagte Schulte dem Fürsten ins Gesicht, und dieser versprach allem Vermuthen nach eine Abtheilung der Bedenken, dafern die Stände den Beistand des Kaisers zur Feststellung der Landesverfassung und zur Verordnung eines rechtmäßigen Regenten wie zur Beilegung der Erbschaftsstreitigkeiten unter seinen Brüdern ernstlich anrufen wollten. Dies geschah wenigstens am 16. Juli 1584 in einer Vorstellung an Kaiser Rudolf II., nachdem der Herzog am 3. Juni desselben Jahres eine Verfürgung zur Beförderung guter Rechtspflege wie zum

Erlasse einer Kirchen- und Posgerichtsordnung bekannt gemacht hatte. Rudolf lud nun die sämtlichen fürstlichen Brüder und die vornehmsten und erfahrensten Mitglieder der Ritter- und Landschaft zu sich nach Prag. Letztere erschienen auch am 2. Jan. 1585 daselbst nebst dem Herzoge Franz und dessen Bruder Moriz, während Magnus keine Kenntnis davon nahm. Friedrich aber, wie der damals noch lebende Erzbischof Feinrich, Abgeordnete sendete. Da erließ der Kaiser am 31. desselben Monats einen Provisionsabschreib, zu Folge dessen Magnus wegen seiner Untüchtigkeit von der Nachfolge ausgeschlossen wurde. Franz II. sollte wegen seiner Fähigkeiten, Verdienste, dargebrachten Opfer und guten Zeugnisse die Verwaltung des Landes, welche er mit Genehmigung seines verstorbenen Vaters, seiner Brüder und der Stände bisher getragen hatte, bis zum Antrage der Hauptsache fortführen, mit seinen Brüdern, unter Zusiehung kaiserlicher Bevollmächtigten, wegen gleichmäßiger Befriedigung unterhandeln, und denen von ihnen, welche noch keine Mittel zu ihrem Unterhalt bezogen, nach den Kräften des Landes Unterstützung gewähren. Nur dem Prinzen Moriz, der bisher der ungeschickte und wortbrüchigste gewesen, wurden vorläufig 1200 Thlr. vertheilt, unter dem Vorbehalte, daß das Herzogthum zur Theilung und zur Erhaltung zweier Regentenhäuser unter den damals oberrheisch sehr beschwerten Umständen zu klein sei. Ähderen Aufschuß gab hierüber die von Rudolf II. am folgenden 20. Febr. ertheilte Vollmacht für den Kurfürsten August von Sachsen, den Herzog Wolfgang von Braunschweig-Grubenhagen und den Herzog Ulrich von Mecklenburg. Ihre Befehle empfahl die Beilegung aller Streitigkeiten unter den lauenburger Fürsten mit billigen Bedingungen, gebot die Entfernung des Prinzen Magnus von den Regentengeschäften, und eröffnete ihm, wenn er sich nicht dazu verleben werde, zu Folge des prager Bescheides den Vorbehalt, sein Recht zu suchen, während die Unterthanen des Herzogthums angewiesen wurden, dem Fürsten Franz die Huldigung zu leisten. Dies geschah, und am 23. März 1585 gelobte dieser in einem schriftlichen Revers, die Rechte des Landes in Kraft zu erhalten, die Gerichte gehörig zu legen, die vorhandenen Privilegien zu beachten und die Landtage an den herkömmlichen Orten abzuhalten. Ihre drei kaiserlichen Commissare sandten ihre bevollmächtigten Diener nach Lüneb., wo dieselben in einem Abschiede vom 2. Sept. 1585 die Regentschaft Franz's II. und die Erbfolge seiner Söhne bestätigten, unter der Bedingung, daß er die Landesschulden vollends tilgen und die dem Reiche rückständigen Summen abtragen wolle. Moriz bezieht ein Jahrgehalt von nicht mehr als 1200 Rthlrn. und der Erbprinz Friedrich eins von 200 Goldgulden nebst einer für immer geltenden Abfindung von 1500 Rthlrn. Und weil der König Johann von Schweden, da Magnus auch diese Verhandlungen außer Acht ließ, die Ansprüche seiner Schwester Sophie und deren Sohnes Gustav dort dort ebenfalls in Anregung brachte, so wurdens dieselben, da Herzog Franz darauf nicht eingehen wollte, zur Kanzlei Herzogs Ulrich verwiesen, von wo sie nach vorangegangener Begründung dem Kaiser zur

5) Die Eddes erster Ede, August und Philipp, sollten alsdann den geistlichen Stand wählen und zu kirchlichen Würden befördert werden.

6) Bis zum J. 1580 hatte er von Spanien für seine Dienste unter Alba, Johann von Österreich und Alexander von Parma einen Solbrückstand von 122,560 Rthln. und 19 Stüber zu fordern, welcher nach Verlauf von zehn Jahren noch nicht bezahlt worden war. Ant und Belgier Schwarzgerber, von seinem Vater 1550 und 1580 an den Stadtrath zu Lüneburg für 12,500 Thlr. verpachtet, währ er 1587 in der Waise ein, daß die darauf noch im Rückstande verbliebenen 24,000 Mark auf die städt. Wabung gewiesen wurden.

Entscheidung vorgelegt werden sollten. Habeln wurde durch die Aussprüche zu Lübeck dem laubenburger Fürstenthume ausdrücklich einverleibt. Die Prinzen Moriz und Friedrich protestirten am 6. Sept. zu Schnadenstedt feierlich gegen alle diese Beschlüsse, und wiederholten auf Anregung ihrer erbitterten Mutter, die mit ihrer Tochter Ursula gegenwärtig war, diesen Widerspruch, als sich Franz mit den Bevollmächtigten der drei sächsischen Commisariate zu ihnen begeben hatte. Entrüstet hierüber ließ sie der Herzog zum Kampfe auf Leben und Tod herausfordern. Zwar verhinderten denselben die gebrauchten Bevollmächtigten, ba aber Franz die beiden Brüder in seiner Gewalt behalten wollte, ließ er das Bauernhaus, in welchem sie sich befanden, mit 3—400 Leuten umstellen. Auf diese Weise zwang er sie zur Anerkennung des überredeten Abschiedes. Kaum aber sahen sie sich wieder in Freiheit, so ließen sie eine Beschwerdeschrift über eben dieselbe Vorfälle und über andere harte Maßregeln ihres Bruders an den Kaiser abgehen. In dessen erklärte Moriz schon am folgenden 12. Oct. seinem Bruder, daß er dem Lübecker Vertrage getreulich nachkommen wolle, erregte aber ein Jahr darnach, als Friedrich, der beständige Gegner jenes Vertrages, zu Göln mit Tode abgegangen war, neue Anfechtung, indem er alle Familienbeistände wieder über den Haufen ließ, und bald Habeln, bald die Hölz Rempow und Osterhof nebst 3000 Rthlrn. Jahrgelder forderte. Herzog Franz mußte mit ihm zu Hamburg, wo er sich damals aufhielt, unterhandeln lassen, und bot 2000 Gl.; weil aber inzwischen ein zweiter gefährlicher Ruhestörer, Magnus, in seine Gewalt kam, machte er zuletzt um so weniger Umstände mit ihm, als dieser seinen absichtlichen Umgang mit der Frau Ischammer zu Burethube stets fortsetzte, und darüber die Normirung seiner ganzen Verwandtschaft mit aller Macht erneuert hatte. Herzog Julius von Braunschweig, Wolfenbüttel und die Herzogin Birthe Sibylle mahnten ihn davon abzustehen und zu der ihm angetrauten Katharina von Spörcken zurückzukehren, wenn er sich nicht das Schicksal seines Bruders Magnus zugehen wollte. Moriz konnte aber, die Warnungen seiner Verwandten verachtend, von dem tollkühnsten Weibe, das ihn seit Jahren umgirtet und besonders zur Unverträglichkeit mit Franz anregt hatte, nicht lassen. Endlich griffen dieser und seine Mutter gegen Gysel Eschenfeldt ein, und denunciirten sie sammt Adam Ischammer, ihrem Manne, wegen Kuppelrei und Ehebruchs, und erstere besonders wegen verübter Blutschande bei der Heirat zu Burethube. Auch gab man ihr — was wenigstens Herzog Franz gern gesehen haben mochte — schuld, daß sie Moriz's Ehe mit der Spörcken durch Zaubermittel getrennt, die Uneinigkeit im Fürstenhause Laubenburg genährt und ihren Liebhaber so bezaubert habe, daß er auswärtige vortheilhafte Anträge von der Hand gewiesen hätte. Überdies hand Frau Ischammer in dem Kiste, daß sie mit ihrer lebigen Schwester, die bei ihr lebte, Kuppelrei treibe. Der Verlauf und das Ende dieses Processes ist nicht bekannt geworden, Moriz aber, der sich mit seinem Bruder nicht vergleichen konnte, entzog sich allen Normirungen, ging wieder in niederländische

Kriegsdienste, und sandte diesem 1594 eine Rechnung von 13,800 Rthlrn. rückständiger Alimentengelder zu. Dieselbe wurde in der Hauptstadt als falsch verworfen und davon nur 7226 Rthlr. anerkannt, weil sich Franz nicht nach dem dreidener, sondern nach dem prager Provisionalabschiede richten wollte; sobald aber der Kaiser zur Entscheidung angerufen worden war, erkannten die dazu bevollmächtigten Richter in einem Abschiede zu Kampeit den 11. Aug. 1596, daß der prager Vertrag die dreidener Beschlüsse nicht aufgehoben, und Franz nach diesem die rückständigen Alimentengelder seines Bruders zu zahlen habe. Wegen der künftigen Jahrgelder wurden dem Prinzen Moriz, zur Sicherheit seines Begehrens, die Einkünfte aus Habeln angewiesen, wogegen Franz zwar Widerspruch einlegte, aber Nichts erreichte. Gleichwohl wurde der Bruderzwist über Hindernisse, die Moriz zur Erbschwerung seines Aufenthaltes in der Heimath in den Weg gelegt wurden, fortgesetzt, bis dieser, seit Jahren sich geworben, am 2. Nov. 1612 zu Burethube bei seinem Knechtweibe, der Frau Ischammer, die sich demnach aus dem Herrenproceß gerettet haben mußte, mit Tode abging. Nun entstanden wegen seiner vielen Schulden eine Menge ärgerlicher Auftritte und Verhörungen, die noch acht Jahren noch nicht befristet waren.

Inzwischen war Franz einen andern lästigen Bruder, der ihm weit schädlicher geblieben war, als alle andere Geschwister, los geworden. Magnus II. nämlich, der nicht wieder nach Schweden zurückgekehrt war, lebte seit 1578 seiner Gemahlin zum Troste mit einem Knechtweibe, das eine schwedische Hofdame gewesen war, in Dürftigkeit, und gerieth, wie ein Verlohrener, bald in Widersprüche, bald in Wessfalen und am Rheine umherstreifend, zuletzt in so große Noth, daß sich Herzog Julius von Wolfenbüttel aus Mitleid für ihn bei seinem Schwiegersohne verwendete. Da aber Franz in Erbitterung darüber, daß sein Bruder den Lübecker und dreidener Vertrag nicht anerkennen wollte, sich zu Nichts verstand, so nahm dieser aus Verzweiflung eine drohende Stellung gegen Laubenburg an, die auch zu des Kaisers Ohren kam und durch dessen Mahnungen die Aufmerksamkeit der niederländischen Reichskreise auf sich zog. Seinen Bruder pflegte er nur den Hülfsrufel zu nennen, dessen „gemengten Karten“ er, wie seine Erklärung an den Kaiser bemerkt, nicht länger zusehen könne. Überall wurde er als ein Reichsächter und fundbarer Landfriedensbrecher verstoßen, und als er zu Ende des Jahres 1587 zu Hamburg auf Befehl seines Bruders und des Stiftsboerwalters zu Radeburg festgenommen worden war, auf ausdrückliches Geheiß des Kaisers am 28. Juni 1588 den Händen des Ersten überliefert und wegen seines „unfreundlichen Verhaltens zur Warnung für alle Nachkommen der sächsischen Familie, wenn sie Gott nicht stützen, Tugend und Gerechtigkeit nicht vor Augen haben wollen,“ in ein für ihn besonders zugereichtes Gefängniß des Schloßes zu Radeburg gebracht, wo er die letzten Jahre seines Lebens vollendete. Sein Schwager, König Johann von Schweden, war mit diesen ergriffenen Maßregeln zufrieden, verlangte aber die Geltung der Erbrechte

seines Neffen Gustav. Seine Schwägerin Elisabeth, Gemahlin des Stiftsadministrators Christoph von Rakeburg, die er oft mit Vorzürsen gekränkt hatte, vergaß allen Groll und bezeugte mehrmals großes Mitleiden; allein Magnus blieb als eine gefährliche Person in engem Geheiß, und starb in demselben am 14. Mai 1603⁷⁾. Seine Gemahlin Sophie war 1591 mit Tode abgegangen und ihr 1574 geborener Sohn Gustav verunglückte aus Unvorsichtigkeit am 11. Nov. 1597 zu Stockholm.

Im Verlaufe dieser Ereignisse starb auch die Herzogin Wittve Sibylle, welche nicht geringen Antheil an den schauerhaften Familienwittensgeiten gehabt und das Rachefeuer gegen Franz II. geschürt hatte. Im J. 1582 hatte sie sich zu ihrer Tochter, der Herzogin Ursula von Grubenbogen, nach Dannenberg begeben und den dredehner Vertrag, soweit derselbe ihre Leichzucht anging, aus mancherlei Gründen widerrufen. In der Folge erweckte sie sogar in ihrem Sohne die Beforgnis, daß sie sich von ihm völlig trennen, ihr Leidgebänge Lauenburg ihrem Bruder August von Sachsen abtreten und ihre Wohnung im Schlosse zu Weiskensfeld aufklicken werde. Um dies jedoch zu verhindern und überhaupt seine Mutter ins Land zurückzuholen, trat er durch Abgeordnete mit ihr in Unterhandlung, und erbot sich, ihr den Aufenthalt zu Lauenburg so sichtlich und angenehm zu machen, als es nur immer die Umstände gestatteten. Die Herzogin kam im J. 1588 wirklich nach Lauenburg zurück und Franz richtete ihr in der Burg daselbst einen kleinen Hofstaat ein. Sibylle schenkte ihm dagegen alle Kläfflande der Gegend, und er erbaute ihr eine Schlosskirche, die aber noch nicht vollendet war, als sie den 18. Juli 1592 starb.

Im übrigen Vergange dieser Fürst während jener schimpflichen Auftritte in seinem Hause keineswegs, die Geschäfte seiner Regierung zu ordnen: zuvörderst verordnete er gleich nach der Huldigung 1585 die Rechtspflege und bestellte sofort einen Statthalter des Fürstenthums, welchem der Kanzler Schulze und ein Rentmeister beigegeben wurden, um nicht bloß die gesammte Verwaltung in Aufsicht nehmen, sondern auch das Zügelgeschloß der Landes Schulden leiten zu lassen. Zugleich wurden die Mittel des Unterhalts für den herzoglichen Hof aus Geld und Naturalien festgestellt. Darauf bewilligte der Landtag im October 1585 eine Steuer aus vier Jahre, Johann wurde die Bierabgabe erneuert, die Rechte der Brauerei geordnet und die Steuer zur Fürstenthilfe versetzt, wovon jedoch der Überschuß zur Abgahlung der Landesschulden verwendet werden sollte. Daneben mußte eine niedrige setzte Commission die Kirchenordnung begutachten, während zu vollständigerer Besserung des Fußwegs und Poli-

zeiwesens der Kanzler Schulze beauftragt wurde, die darüber vorhandenen Gesetze der Rathscollegen zu Rathe zu ziehen. Endlich gedachte der aufmerkame Fürst, da damals noch drei seiner Brüder mit Ansprüchen gegen ihn ununterbrochen auftraten, ernstlich auch seines Hauses und des Schicksals seiner Kinder, und bemühte sich, nachdem durch verderbliche Gewaltschritte die Erbrechte seiner Familie erschüttert worden waren, in dieser Hinsicht eine feste Ordnung auf die Dauer herzustellen; der kluge Fürst aber täuschte sich gewaltig in seinen Forderungen an die Stände seines Landes, welche, bis auf wenige Stände, aus lauter Adel bestanden. Diese benutzten seine damals noch sehr angesochene Stellung als Landesverweser, und nöthigten ihn, um sich mit seiner Familie behaupten zu können, zu Gunsten ihrer ständischen Freiheiten und Gerechtigkeiten so hart, seine ständische Gewalt beschränkende Zugeständnisse ab, daß er an die Worte Kaiser Theodosius des Großen unwillkürlich erinnert wurde: man sei an das Recht gebunden und auch er besäße keine Macht, gegen heilige Gesetze zu handeln. Darum blühte er sich auch, die Forderungen seiner Stände eine unelbstliche Conspiration zu nennen, so gern er es sonst unter andern Umständen wol gethan haben würde.

Nach dem Vorbilde der sleswig-holsteinischen Stände schlossen die Ritter- und Randschaft Lauenburgs in der Stadt gleiches Namens am 16. Dec. 1585 mit dem Herzoge eine Art von Landesverfassung, Union genannt, ab, zu Folge deren Franz II. aus dem Grund des proger Provisionalabschiedes und der darauf folgenden überderber Einkunft als ihr rechtmäßiger Landesheer mit Ausfluß seiner Brüder anerkannt wurde; von seinen Söhnen aber sollte, ohne ausdrückliche Erwähnung der Erstgeburtrechte, nur der als Nachfolger in der Regierung anerkannt werden, welchen der Kaiser hierzu für den ständigen und tüchtigsten aussersehen werde; doch müsse derselbe vor Empfang der Huldigung die ständischen Freiheiten und Gerechtigkeiten, welche Franz bereits in verbrieften Aufzügen bekräftigt hatte, erst besichtigen. Um diese zu verwahren, wurden aus der Stände Mitte vier Räte gewählt und besonders darauf verordnet, daß sie auf Erhaltung der Rechte und Freiheiten, wie sie der fürstliche Vertrag vom 23. März 1585 und die bekannten Gesetze aufstießen, gewissenhaft sehen, gegen jegliche Verletzung derselben durch den Fürsten binnen Monatsfrist Genugthuung bewirken und im äußersten Falle auch die Gesammtheit der Stände dazu anrufen sollten. Zugleich wurde jedes Glied dieser Union mit Verlust seiner Ehre und seiner ständischen Rechte bedroht, wenn er den Inhalt dieser Bundesacte nicht befolgen wolle. Nachdem auch die Stände Lauenburg und Rakeburg dieser Verbindung beigetreten waren, bekräftigte selbige Herzog Franz im Januar 1586. Ein umständlicher Bericht über diese Vorgänge wurde nun im Landesarchive niedergelegt; ob aber der Kaiser seine Zustimmung hierzu gegeben habe, wird nicht gemeldet, kann aber mit Recht bezweifelt werden, da die Union nach des Herzogs Tode mit kaiserlicher Zustimmung eine wesentliche Aenderung erlitt.

Das Recht der Erstgeburt behauptete, ungeachtet

7) Das rakeburger Schloß, worin Magnus II. 15 Jahre gefangen saß, erhielt dem Volke den Namen Ragnussburg, und als es 1691 abgebrochen wurde, fand man dieses unglücklichen Fürsten Gebeine unter dem Schloßgerüst verwehen. Sie wurden nun in der Stadtkirche und später in der Fürstengruft des Domes beigesetzt. Über der Thür des fürstlichen Eingangs hatte Herzog Franz eine Aufschrift in goldenen Buchstaben anbringen lassen, worin ausgesprochen ward, daß die Pforten seines Reiches auf kaiserlicher Befehl bewahrt worden sei.

diese Bundesacte dasselbe vielleicht gar aus Gefälligkeit gegen den Fürsten übergeht, in der Folge seine Kraft, die Union aber verthätete keineswegs Streitigkeiten und Reibungen zwischen Franz und seinen Landständen. Den nächsten Anlaß hierzu gab der Umstand, daß die Verwilligungen zur Reichsteuer und Tilgung der Schulden, dem Versprechen gemäß, nicht geleistet wurden. Die Verhandlungen auf den Landtagen 1589 und 1591 blieben fruchtlos, die Zugeständnisse im J. 1593 misfielen dem Herzoge wegen der Besteuerungsweise; daher er auf Einführung eines neuen Steuerfußes drang, und darüber mit seinen Ständen in einen Proceß gerieth, während dessen gar keine Steuern gezahlt wurden, bis der Reichsfiscal mit der Acht drohte. Da singen die Stände an zu unterhandeln, und wollten bloß unter Bedingungen verwilligen und zahlen, die der Herzog verwarf. Dieser bestand auf den neuen Steuerfuß und verlangte ein genaues Verzeichniß von Habe und Gut; allein auch die Vermittelungen der braunschweiger Fürsten konnten ihm dabei Nichts gegen den Starrsinn des verwöhnten Adels helfen, es blieb die alte Besteuerungsweise auf Köstliß, Hufen, Handwerker, Bier, Wein, Holz, Obst, Vieh, Aecker und seit 1611 noch auf verpackte Fischechen bis 1623 in Kraft. Das Land haben aber wurde nicht dazu gezogen, wenn sich auch der Herzog wiederholt dazu erboten hatte. Dagegen weigerte er sich, für die ihm zu gefallen oder von ihm erkauften Lehensgüter den Köstliß zu thun. Ebenso kam zur Sprache, daß die Pando-inhaber von Steinhors, Trembittel und Kulpin zur Steuer gezogen werden müßten, während Franz sich verpflichtete, die früher veräußerten Landeshäute, wie Grumme, Kleinmark, Gomme und Bergedorf, auf seine Kosten wieder zum Lande zu bringen. Diese eingegangene Verbindlichkeit nöthigte ihn, 1610 einen sogenannten westfälischen Landtag auszusprechen, zu welchem 41 Ditschafoten aus Engern und Westfalen nach Lauenburg geladen wurden. Im Grunde war dies nur ein Versuch des Fürsten, die Gerechtame seines Hauses, auf welche es von alten Zeiten her Ansprüche genoß, soviel als möglich in Erinnerung zu bringen, da sich große Schwierigkeiten fanden, die dortigen Forderungen der Stichtigkeit ihrer längst außer Gebrauch gekommenen Lehnspischi zu Lauenburg zu überzeugen. Um die verlorene Kur inessen scheint sich Franz eben nicht bekümmert zu haben; wenigstens sind keine von ihm angestellten Versuche zu ihrer Wiedererlangung bekannt, vielmehr überließ er diese Sorge seinen Söhnen. Dagegen hielt er seine Gerechtame in Lüneburg aufrecht und behauptete den Salz Zoll daselbst. Gegen Mecklenburg beobachtete er ein ganz anderes Verfahren, als sein Vater, indem er sich diesem Fürstenhause zu allen Zeiten stets freundschaftlich anschloß, auch zu verschiedenen Malen an den Erbvertrag von 1518 erinnerte und zur Anerkennung desselben zwei Mal von diesen Fürsten Kräftand verlangte.

Neue Beschwerden unter anfänglichen Äußerungen erlitt Franz deshalb, daß er die versprochene Abhilfe mancher Gebrechen unterließ und die neue Einrichtung des Hofgerichts vernachlässigte. Neben den deshalb erlittenen

Krankungen, die er bis zu seinem Tode empfand, litten noch Streitigkeiten, die nicht nur in Gewaltthätigkeiten, sondern zuweilen auch in bedenkliche Unruhen, wie 1597, ausarteten, mit einzelnen Glieckern der zahlreichen Ritterschaft her, so z. B. mit der Witwe von Blümen, welche darüber (1596) das Dorf Gudow einbüßte, mit den Waderbarts und Lügows, theils wegen versäumter oder verweigerter Erneuerung der Lehnabhängigkeit durch landesherrliche Verbriefungen, theils wegen Veräußerungen und der daraus entspringenden Untritte und Händel⁵⁾. Andere nicht geringe enbloße Reibungen zwischen ihm und dem Adel entsanden aus seinem Bekreken, diesem die Rechte der Bierbrauerri zu Gunsten des Bürgerstandes zu beschränken.

Beideutender aber waren die auch mit größerer Hestigkeit geführten Zwistigkeiten Herzogs Franz mit der Stadt Lübeck. Sie begannen im Jahre 1583, als er zu Grumme einen Zoll anlegen und dazu einen Schlagbaum errichten ließ. Die Lübecker, welche an diesem Dorfe Theil hatten und vermutlich nicht darum befragt worden waren, wollten dies nicht leiden und ließen unter einer Rellerbedeckung den neuen Schlagbaum zerstören. Franz ließ dagegen den übrigen bei dem Rothernhause wegräumen, worauf sie alle Verbindung mit Lauenburg abschnitten, was den Landleuten des Herzogthums großen Nachtheil brachte, aber vom Fürsten, auch nach vorgebrachten Beschwerden, nicht beachtet wurde, sondern er fuhr fort, die Lübecker durch Anlegung anderer Bölle, oder durch sonstige Neuerungen zu erkrigen, während diese gleichfalls nicht unterließen, ihm zu Schaden und wehe zu thun, obgleich es der Kaiser, nachdem sie sich gegenseitig bei ihm verklagt hatten, beiden Theilen untersagt hatte. Gewaltthätigkeiten, Rache und Nothwehr wurden fortwährend ausgetübt, ohne Rücksicht auf des Kaisers ertheilte Vollmachten zur Beilegung des Streites: auch der niedersächsische Kreistag zu Braunschweig, welcher dazwischen trat, konnte Nichts ausrichten. Nach den darüber vorhandenen Angaben des Herzogs mochten ihn die Lübecker in Verübung thätlicher Feindschaften überboten haben. Unter solchen Umständen nun bekannte ein verhafteter Spionbube auf der Folter, daß er auf Anstiften des Kathsherrn Grawin zu Lübeck Geld vom Amtschreiber Grimm zu Bergedorf empfangen habe, um den Herzog aus dem Wege zu räumen. Dieser Mensch bekräftigte seine Aussagen mit dem Eide, und zwei andere eingezogene Gauer bestätigten sie, worauf Grimm, der im Ruße eines unbescholtenen Mannes stand, listiger Weise verhaftet, nach Lauenburg ins Gefängniß abgeführt und dort gegen alles rechtliche Verfahren gestollert wurde, ohne etwas aus ihm erpressen zu können. Die Magistrats zu Hamburg und Lübeck verlangten hierauf seine Frei-

5) Der lauenburger Adel hatte in früheren Zeiten die Lehen selten durch Verbriefung genommen, vielmehr sich häufig mit der Ergreifung des stiftlichen Outes oder Barettes, oder auch der Hand begnügt. Nur Franz II. drang auf Annahme der Lehenbriefe und verlangte deshalb eine genaue Angabe der Lehenstücke, wozogen sich aber der Adel auslehnte und darüber mit seinem Fürsten in Händel gerieth.

lassung gegen angebotene Bürgschaft; statt aber darauf einzugehen, trug Herzog Franz unter Mitwirkung seines Schwagers, Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, auf die Verhaftung des Rathsherrn Granfin unter Drohung an, wenn dem Verlangen nicht Folge geleistet werde, so werde dem ganzen Lübecker Magistrat die Verhaftung gegen des Herzogs Leben zur Last gelegt werden. Dieser aber idgerte zwei volle Jahre, ehe er sich entschließen konnte, Granfin gefänglich einzuziehen, und es geschah im Grunde nur, um die Vollstreckung des peinlichen Erkenntnisses am Amtschreiber Grimm zu verhindern. Die Klage gelangte indessen an den Kaiser und sollte zu Künigsee vor einer Commission untersucht und zum Spruche gebracht werden, als der Spigdube, auf dessen Aussage der Herzog sein ganzes Verfahren gestützt hatte, dieselbe jetzt plötzlich widerrief. Da gebot der Kaiser am 4. Dec. 1604 dem Herzoge unter Androhung der Reichsacht, den bergeboeser Amtschreiber binnen zwei Monaten auf freien Fuß zu setzen. Dieser aber folgte nicht nur nicht, sondern setzte auch seine thätlichen Feindseligkeiten gegen die Stadt Lübeck fort und versiel am 24. Aug. 1609 wirklich in die gebaute Reichsstraß. Doch gab er zu Anfange des folgenden December den Amtschreiber frei und zahlte auch noch die ihm zuerkannte Geldstrafe, blieb aber ein unverwundlicher Gegner der Stadt Lübeck, wie dies sich denn bei dem Kanalbau, welcher den Schallsee und den rabeburger See verbinden sollte, deutlich verrieth. Er hintertrieb eben auch aus Haß gegen diese Reichsstadt jenes nützliche Unternehmen, unterlückte dagegen den Bau einer hölzernen Brücke über den rabeburger See, unterließ jedoch die Ausführung einer Seerepitation von Habeln aus nach dem Morgenlande.

Mit dem rabeburger Hochstifte stand Franz in einem besseren Vernehmen, als sein Vater, so lange die Prinzen Christoph und Karl von Mecklenburg Verwalter desselben waren; als aber nach des Letzteren Tode (1610) Streitigkeiten zwischen den Herzogen August von Braunschweig-Künigsee und Johann Albrecht II. von Mecklenburg wegen Bezeichnung dieser Prälatur erhoben wurden, unterlückte er die Ansprüche des mecklenburger Fürsten und trat zugleich mit mehreren alten und neuen Forderungen an das Stist hervor, wodurch er wenigstens soviel erreichte, daß seinem Sohne August ein Kanonikat dabeist eingeordnet wurde, wiewol ohne Aussicht, den Bischofsstuhl einst bestigen und ohne Freiheit, zu Gunsten eines Dritten, seiner Pfründe nach Belieben entsagen zu können. Das Stist ging demnach vorläufig schon für das lauenburger Fürstenhaus verloren.

Das Kirchenwesen betreffend, so beschloß Franz II. bei seinem Regierungsantritte 1581 alle Kirchen seines Landes vom lübeckischen Superintendenten Pouchenius¹⁾, da der lauenburger Superintendent Baring in den Ver-

dacht des Kryptocalvinismus gerathen und deshalb verfehrt worden war, besuchen zu lassen, weil man damals noch vielen finstern Aberglauben im Lande enttrodte, und sich da und dort auch der Geist der Biebertäufel und anderer Irrlehre offenbarte. Doch vom Grunde aus wurde der religiöse Glaube nicht gereinigt, da 1606 noch die Anbetung des wunderthätigen Marienbildes zu Büchen bestand und zum Argerniß der Lutheraner jährliche Wallfahrten zu demselben unternommen wurden. Ebenso gab es viele Prediger im Lande, die ohne landesherrliche Befähigung sich den Gemeinden aufzuerlegen hatten. Unter den Pfarern gab es außerdem Männer von schlechten Sitten, wie denn ein solcher einst als „omnium inlustrissimum inlustrissimus“ angepriesen wurde. Die nächste und wichtigste Folge jener Kirchenvisitation war die Abfassung einer neuen Kirchenordnung von Pouchenius, welche 1585 im Herzogthume Lauenburg und später, da sich Habeln Anfangs dagegen gesträubt hatte, auch hier eingeführt wurde²⁾. Dieses Verfabren und Baring's Entfernung, welcher ein eifriger Gegner der Eintrachtsformel war, dahnnte nun auch, trotz der entgegengekehrten Einwirkungen der polseinischen Fürsten, dieser den Weg ins Land. Franz stülpte sie noch 1585 in seinem Lande ein. Generalvisitationen der Kirchen wurden indessen 1590 und 1614 wiederholt. Dazwischen fiel (1604) der Erlaß eines Gesetzes gegen das Fluchen und Schwören, gegen den Mißbrauch des göttlichen Namens, unmäßige Rufen, Beelumbungen, heimliche Beelbänisse und Kupperei. Auch gegen die Haren blieb Franz den Gewohnheiten seiner Zeit getreu und ließ, nach dem Beispiele der brnachbarlichen niedersächsischen Reichsstaaten, viele dieser Unholde, besonders in Habeln, verbrennen. Dort wurden 1601 nicht weniger als 13 hingerichtet, während Andere in den Gesängnissen ihren Tod fanden. Außerst charakteristisch ist die 1597 erlassene Polizeioednung für die Städte Lauenburg und Rabeburg, die zugleich gegen alle Nichtchristen und gegen jegliche Abweichung vom Luthertume gerichtet war.

Seitdem Herzog Franz mit seinen Ständen wegen der Landesverwaltung übereingekommen war und diese ihn als ihren rechtmaßigen Landesherren anerkannt hatten, war er auch wieder darauf bedacht, in ausmärtige Kriegszüge zu gehen. Diefershalb hatte er sich 1586 aus seinem Lande entfernt; doch findet sich erst 1593 Gewißheit, daß er damals mit dem alten Grafen Petre Ernst von Mansfeld in Unterhandlung stand wegen Truppenwerbungen für

1) Vorgl. den Artikel Julius Heinrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg. 2) Diese hatte seit 1580 die Eintrachtsformel unterzeichnet, mithin hatte, da Franz II. sich ihr gemieig zeigte, dessen Bruder, Erzbischof Heinrich, als „bekannter Gegner“ dieses Werkes, auch in religiösen und kirchlichen Dingen keinen Einfluß mehr auf die lauenburger Lande.

1) Diese Kirchenordnung enthält viele eigenthümliche und in rechtlicher wie philosophischer Hinsicht merkwürdige, aber auch ganz unnütze und lächerliche Gebotungen, wie z. B. die Bemerkung, daß Adam, wenn er noch am Leben wäre, sich mit Niemandem verheirathen könnte, weil in ausseigender Einn alle Weiden mit ihm verwandt wären. Bei der Vertheidigung der Todesstrafe wird dort bemerkt, daß das Volk im Befehle des Richters war, den Scharfrichter bei einer verunglückten Hängung zu steinigen. Die ganze sehr ausführliche Verfügung ist mehrmals gedruckt worden, so 1585 und 1651, und wurde 1822 auch in Spangenberg's Corpus constitutionum ducatus Lauenburgiae wieder aufgenommen. Über das mehrjährige Verbleiben gegen die Eintrachtsformel vergl. Paderlin a. a. O. S. 337—340.

König Philipp II. von Spanien in den Niederlanden. Da aber dieser kein Geld vorrath und der Herzog ohnehin noch ansehnliche Rückstandssummen zu fordern hatte, so gab er, da zumal sich der westfälische Kreis den Truppenzügen widersetzte, seine Verbungen auf, und ließ ihm im November desselben Jahres vom Kaiser Rudolf zum Obersten über 2000 Reiter bestellen. Er machte einige Feldzüge in Ungarn unter Auszeichnungen mit und besetzte 1584 unter der Oberleitung des Erzherzogs Matthias von Oesterreich 4000 Mann; weil man ihm aber nachsagte, daß er seinen Reitern das Handgeld geschmäclert habe, so schied er, an seiner Ehre verletzt, diesen Dienst 1585 wieder aufgegeben zu haben und nach Lauenburg zurückgegangen zu sein.

In den letzten Jahren seines sehr bewegten Lebens stiftete dieser merkwürdige Fürst (am 1. Mai 1613) für sechs Arme beiderlei Geschlechts ein Hospital zu Kuddewörde, das in der Folge gänzlich verfiel, und erst vom Herzoge Julius Franz im Mai 1674 wiederhergestellt wurde. Franz war ein für seine Zeit sehr erfahrener Fürst, sowohl im Kriegswesen, als in den Regentengeschäften, wußte sich auf seinem schwierigen Posten gegen die Rohheit seiner Brüder, wie gegen seinen anspruchsvollen Adel, der sich zum Theil schändlichstwidrig gegen ihn auflehnte, mit Geschick zu behaupten, war unter allen seinen Brüdern, nächst dem Erzbischofe von Bremen, der gebildetste und fähigste, und bekleidete auch in Niedersachsen ein Aemtkam. Es schloß ihm nicht an festen politischen und religiösen Grundätzen; allein die Macht der Verhältnisse, die auf ihm lastete, demüthigte ihn nicht selten. Gleichwol mag auch der Reiz äußerer Vortheile ihn, wie nachmals mehrere seiner Söhne, verlockt haben, sich in manchen Fällen nachgiebiger zu beweisen, als er Ursache hatte. Seine Kriegszüge im Auslande, seine Händel in der Heimath, sein Streben nach unbeschränkter Herrschaft, dem stolzen laubenburgischen Adel gegenüber, zogen ihm den Vorwurf der Nachlässigkeit in Verwaltungssachen entgegen. Zu vieler Tadel, der gegen ihn ausgesprochen worden ist, fällt zum Theil den schwierigen Verhältnissen, in die er verwickelt war, zum Theil seiner mangelhaften Erziehung, über welche er sich zur Zeit seiner Selbstständigkeit nicht entschieden emporheben konnte, zur Last. In Worten und Gesinnungen war er oft kräftig und deth, und man erzählt davon viele Beweise. Dem Vater und den drei Dienern der Schlosskirche zu Lauenburg, welche 1616 abrannten, gab er diesen Verlust schuld, und setzte Ersteren mit der Äußerung ab, weil der Tempel zu Grunde gegangen, sei auch kein Priester weiter von nöthen. Er beschäftigte sich übrigens viel mit Alchimie und ließ aus den erkünstelten und zusammengesetzten Metallen Münzen prägen, welche mit vielen biblischen und chemischen Einsprüchen und Zeichen geziert wurden, wie z. B. die vorhandenen Crenplate seiner alchimistischen Doppelhalter bezeugen¹²⁾. Um die Geschichte seines Hauses bearbeiten zu lassen, gab er dem gelehrten Plato Mat-

thias Schilthern 1611 eine dazu nöthige lobenswerthe Anweisung, nebst jährlicher Besoldung; die Ausführung des Auftrages unterblieb aber aus unbekannten Gründen. Bemerkenswerth ist noch, daß seine Zeitgenossen es ihm, da er ein volles Jahr und zehn Wochen im Witwenstande lebte, als Beweis großer Keuschheit angerechnet haben; vielleicht hatte er keine Liebweiber, und machte deshalb eine rühmliche Ausnahme von seinem Vater und seinen Brüdern. Franz litt in den letzten Jahren seines Lebens häufig an Steinbeschwerden und starb auch an den Folgen derselben am 2. Juni 1619 zu Lauenburg, ohne vorher die Rechte der Erbkönig in seinem Hause mit den Ständen besprochen und festgestellt zu haben. Er war zwei Mal vermählt gewesen und wurde durch beide Ehen Vater von 19 Kindern, darunter elf Söhne; und dennoch erlosch sein Mannstamm nach 70 Jahren. Seine erste Gattin, Margarethe, Tochter Herzogs Philipp I. von Pommern (geb. den 16. März 1553), hatte er im November 1574 geheirathet und den 8. Sept. 1581 durch den Tod verloren, nachdem sie den Tag zuvor einen toten Knaben geboren hatte. Außerdem war sie durch ihn noch Mutter von vier Kindern geworden, als 1) Marie, welche den 18. Febr. 1576 das Licht der Welt erblickte, Stiftdame zu Gandersheim wurde und den 13. März 1625 zu Schwarzenberg starb. 2) August, der den 17. Febr. 1577 zur Welt kam und die Regierung des Landes allein übernahm. Er starb, wievohl zwei Mal vermählt gewesen, ohne männliche Nachkommen zu Lauenburg den 18. Jan. 1656. 3) Philipp, der am 17. Aug. 1578 geboren, am 18. April 1605 im lebigen Stande starb. 4) Katharina Ursula, geb. den 19. April 1580 und gest. den 18. April 1611. Die zweite Ehe ging Franz am 10. Nov. 1582 mit Marie, Tochter Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. den 13. Jan. 1566) ein und zeugte mit ihr 14 Kinder, als: 1) Franz Julius, f. den Art.; 2) Julius Heinrich, f. den Art.; 3) Ernst Ludwig, geb. den 7. Juni 1587, trat 1611 in dänische Dienste, und weil ihm sein Bruder August von seinem Vater vermögenslos Gelder zum Ankauf eines Gutes verweigerte, wollte er, anderer Krankheiten zu geschweigen, die er noch erlitt, 1620 in kaiserliche Dienste gehen und den Kampf gegen die Böhmen durchsetzen helfen, wurde aber nebst seiner Begleitung auf der Reise nach Wien im Dorfe Alkhu bei Linz den 15. Juli gedachten Jahres von den Bauern erschlagen. 4) Hedwig Sibylle, geboren den 15. Oct. 1588, starb den 4. Juni 1635 zu Franzhagen lebigen Standes. 5) Juliane, geb. den 25. Dec. 1589, starb am 8. Dec. 1630 als Gattin Herzogs Friedrich von Holstein-Sonderburg-Norburg, welchem sie am 2. Aug. 1627 die Hand gereicht hatte. 6) Sabine Katharine, geb. zu Wolfenbüttel den 1. Mai 1591 und Tags darauf verstorben. 7) Joachim Siegmund, geb. den 30. März 1593, starb zu Neubaus am 10. April 1629. 8) Franz Karl, f. den Art. 9) Rudolf Maximilian, geb. den 18. Juni 1596, trat, nachdem auch er in Lützenburg studirt hatte, in kaiserliche Dienste, wurde auf einer Reise nach Italien katbolisch und rettete dem ligistischen Feldherrn Alibi in der Schlacht bei Leip-

¹²⁾ Beral. die hamburg. Remarques, Jahrgang 1702. S. 120—131. 179 fg. und 380 fg.

zig 1631 das Leben. Nachdem er sich mit einer sehr reichen Venetianerin verheiratet hatte, schlug er seinen Wohnsitz in Franzhagen (s. d. Art.) auf, starb aber am 1. Oct. 1647 zu Lübeck. 10) Hedwig Marie, geb. am 7. Aug. 1597, heirathete 1633 den Markgrafen Hannibal Gonzaga von Mantua, der kaiserlicher Oberkammerherr war, und starb im Jahre 1650. 11) Franz Albrecht, s. d. Art. 12) Johann Georg, geb. den 8. Febr. 1600 und gest. den 4. Febr. 1601. 13) Sophie Hedwig, geb. am 24. Mai 1601 und vermählt mit Herzog Philipp von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, s. d. Art. 14) Franz Heinrich, s. d. Art. Die Mutter dieser Kinder wird als eine thätige, häusliche und besonders in der Landwirtschaft erfahrene Fürstin gerühmt. Sie starb den 13. Aug. 1626 auf ihrem Witwenfusse Franzhagen. Auf einem Altargemälde in der Kirche zu Büchen sieht man den Herzog Franz II. und seine Familie abgebildet¹³⁾.

(B. Rose.)

FRANZ ALBRECHT, einer der jüngeren Söhne Herzogs XII. von Sachsen-Lauenburg aus zweiter Ehe mit Maria von Braunschweig-Wolfenbüttel, war geboren am 31. Oct. 1598, und unter allen seinen, die Ältern überlebenden, Brüdern der Altersfolge nach der siebente, sonst aber der achte Miterbe seines Vaters den kleinen verschuldeten, und aus frühern Zeiten her zum Theil noch verschuldeten Ländchen. Galt nun auch das Erstgeburtsrecht in diesem Fürstenthume damals nicht ausdrücklich, so verhiessen doch die beschränkten Umstände und die zahlreichen Erben desselben, da zumal des Vaters Versprechen an ihnen nicht erfüllt werden konnte, keine günstigen Aussichten auf die Theilnahme an der Landesverwaltung, wenn dieselbe auch wirklich gestattet worden wäre; vielmehr nur eine bescheidene Apanlage von geringerem Belange, als die Einkünfte mancher Äbtgen aus ihrer ältesten Erbschaft betragen. Unter so zahlreichen Geschwistern aber noch dem ältesten Bruder, dem die Regierung, wie nachher bemerkt werden wird, ausschließlich zugesichert wurde, mit diesen spärlichen Mitteln zur Last liegen zu wollen, erschien, wenn die Familieneintracht nicht gestört werden sollte, ebenfalls als ein bedeutlicher Ausweg; daher wurde mit Zuziehung verwandter und benachbarter Fürsten am 4. Oct. 1619 zu Lauenburg ein Gesetz unter ihnen entworfen und angenommen, wonach Keiner der darin abgetheilten sieben Prinzen bei dem regierenden Stiefbruder August über acht Tage verweilen und überdies nach Vorchrift nur ein geringes Gefolge mitbringen durfte. Nur ein Einziger von ihnen erhielt, wiewol er seinen Gebrauch davon machte, einen zugewiesenen festen Wohnsitz im Lande, die andern aber, darunter Franz Albrecht, saßen sich nach der Mutter Tode (1626) in der That wie aus der Heimath verstoßen, und

sonach gezwungen, ihr Heil wie Abenteurer auswärts zu suchen. Wollten sie dies nicht wagen, so stand ihnen bloß frei, Geld zu sparen, und diejenigen abgerissenen Landestheile, welche der regierende Fürst nicht wieder an sich zu bringen vermochte, durch Einlösung für sich zu erwerben. Es bezog aber jeder der apantagierten Prinzen zum jährlichen Unterhalte, wiewol mit ausdrücklicher Berücksichtigung der großen zeitgemäßen Bedürfnisse, nicht mehr als 2500 Rthlr. und nach der Mutter Tode den voraus verheissenen Aufschuß von 600 Rthlr.; allein diese Summen wurden in den schlechten Zeiten, jene äußerst unregelmäßig, diese gar nicht gezahlt, während das im Laufe der ersten zehn Jahre erfolgte Abeben zweier Brüder, und auch der Tod eines dritten Bruders nach den ersten 15 Jahren der Apanlage ebenfalls keine Verbesserung verschafften.

Die Zeit indessen, da diese harte Übereinkunft für die lauenburger Prinzen getroffen wurde, war in ihrer Aufregung allerdings geeignet, Glüdsritterchaft zu begünstigen, die Politik und Religion nach Gefallen und mit günstigem Erfolge zu wechseln, aber auch das Talent glänzen zu lassen. Mit Ausnahme des Jüngsten von ihnen, Franz Heinrich, welcher, soweit bis jetzt sein Leben bekannt geworden ist, der protestantischen Partei standhaft ergeben blieb, wechselten Alle die politische Farbe und Mehre von ihnen auch die Religion, ohne jedoch ganz besonders hervorragende Männer im Cabinet oder im Feldlager geworden zu sein. Es fehlte zwar Keinem an persönlichem Muth, Keinem an Feldherrntalenten und kriegerischen Verdiensten, wol aber unterlag sie dem Fanatismus und der Ränkelsucht, und verlorien dabei allenthalben an persönlicher Achtung. Der bedeutendste von ihnen ist Franz Albrecht.

Von der Erziehung dieses Fürsten ist Nichts bekannt, außer daß sie protestantisch, aber nicht sorgfältig gewesen ist. Auf seinem Hause lasteten bittere Erinnerungen an Verluste, Verzwweiflung, Familiengräuel und Ungemach aller Art. Auf-Richtung und Vertheiligung der Grundsätze, die den Charakter bilden, wurde an ihm, wie an seinen Brüdern, keine strenge Aufmerksamkeit verwendet, da dem Vater diese Tugend mangelte; daher späterhin Bankethum und Wechsel der Gesinnung in seinen Schicksalen. Ob Franz Albrecht auch eine teuffische protestantische Erbanthalt, wie mehrere seiner älteren Brüder, beschuldigt habe, ist zu bezweifeln; man sagt bloß — doch ist unverdächtig — er sei durch die verwandtschaftlichen, wiewol unglücklichen Beziehungen seines Hauses zu dem königlich-schwedischen, frühzeitig an den hochholmer Hof geschickt worden, wo sein Bruder Julius Heinrich (s. d. Art.) allerdings einige Jahre zu seiner kriegerischen Ausbildung verweilte, und dann in Unfrieden vom jungen Monarchen Cuslav Adolf schied. Was diesem dort widerfahren war, wurde in der Folge, so scheint es, von Einigen aus Verwechslung der Personen, auf Franz Albrecht übertragen, um seinen Feinden als ein Verräther aus Rade zu erscheinen, von Andern aber mit seinem Bruder in eine solche Beziehung gebracht, daß er als dessen Rächer an dem schwedischen Monar-

13) Benutzt wurden außer den angeführten Schriften noch von Kober, Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogthümer Bremen und Verden, 2 Theile, und dessen Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogthümer Lauenburg, 2 Theile, noch der allgemeinen Weltgeschichte LI, 465 fg. und Michaelis, Einleitung zur vollständigen Geschichte der kur- und fürstlichen Häuser in Teutschland III, 519 fg.

den widerfinnig verunglimpft werden sollte. Diese Gerüchte, von seinen Gegnern erfunden, ermangeln jeglicher Glaubwürdigkeit, obschon es nicht unwahrscheinlich ist, daß er seinen Bruder nach Schweden begleitet habe, und mit diesem vor 1616 nach Teutschland zurückgekehrt sei. Julius-Heinrich ging nun in kaiserlicher Kriegsdienste, wurde, um seine Beförderung zu beschleunigen, Katholik; Franz Albrecht scheint beim Ausbruche des böhmischen Krieges dagegen auf Seite der Rebellen getreten zu sein, verließ aber dieselben auf die Nachricht vom Tode seines Vaters, der am 2. Juli 1619 gestorben war, begab sich im folgenden Monate August nach Lauenburg zurück, und schloß dort den bereits erwähnten Familienvertrag, welcher seinem Stiefbruder August die Landesverwaltung ausschließlich überließ, unter dem Beistande einiger protestantischen Fürsten mit seinen Brüdern und seiner Mutter ab¹⁾. Wollte er nun mit seinen 2500 Thlrn. jährlichen Einkommens nicht als Privatmann irgendwo leben, so mußte er einen Beruf wählen; dies war schon gegeben, da Reizung und Talente zum Kriegerstande ihm die Laufbahn eröffnet hatten. Er wechselte aber sehr plötzlich die Partei, und trat nebst seinem zwei Jahre älteren Bruder Rudolf Maximilian als kaiserlicher Oberstleutnant unter die Fahnen Julius-Heinrich's, welcher sich bereits zum Obersten zu Ross und Fuß emporgeschwungen hatte. Lebensfalls diente er nun ununterbrochen im kaiserlichen Heere, begleitete im Nov. 1622 den Kaiser und die Kaiserin in großem Gefolge, darunter auch sein Bruder Julius-Heinrich, zum Reichstage nach Regensburg²⁾. Im folgenden Jahre trat er als kaiserlicher Oberst über ein Regiment von 1000 Pferden im Kriege gegen Herzog Christian den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Resten seiner Mutter, in Niedersachsen auf. Ehe er sich aber mit dem ligistischen Generale Tilly dort vereinigen konnte, hatte er das Unglück, am 25. Juni 1623 von den braunschweigischen Truppen bei Göttingen überfallen und gänzlich geschlagen zu werden. Sein Regiment wurde fast aufgerieben, er im Kampfe vom Pferde geworfen, verwundet und nur mit Verlust seines schönen Gepäcks und der ganzen Kriegskasse durch die Flucht gerettet³⁾. Unter dem Gepäcke fanden sich schriftliche Beweise eines Liebesverständnisses zwischen der Gemahlin Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Anna Sophie, und Julius-Heinrich von Sachsen-Lauenburg (s. d. Art.), welche die Flucht dieser unglücklichen Fürstin zu ihrem Bruder, dem Kurfürsten von Brandenburg, zur Folge hatten. Gewiss ist indessen nicht, daß Franz Albrecht's Bruder, der mutmaßliche Ehebrecher, sich mit in jenem unglücklichen Gefechte befunden habe; es ist vielmehr glaubhaft, daß jener den Vermittler zwischen beiden Liebesleuten machte, und durch seine Niederlage ihr Verräther wurde⁴⁾.

Durch den Sieg Tilly's bei Stadtlohn war dieser niederländische Feldzug schon im Sommer 1623 beendet, und durch die Gefangenenerkennung mehrerer vornehmen braun-

schweigischen Generale und Obersten hatte Franz Albrecht Gelegenheit, mit Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg, welcher so eben mit spanischem Gelde eine große militärische Rolle, wie Mansfeld, zu spielen im Begriffe war, in Berührung zu kommen und diesen vermuthlich wegen seiner großen Aufschungen bestig zu werden. Es trat wenigstens nach des Altenburgers Entlassung aus kaiserlicher Gefangenschaft im Mai 1624 eine bestige, blutdürstige Spannung zwischen beiden Fürsten ein, die Befürchtung bei ihren Verwandten erweckte, und namentlich den Kurfürsten von Sachsen bewegte, den tödtlichen Haß unter ihnen zu tilgen; und da es ihm nicht gelang, ersuchte er den Markgrafen Christian von Brandenburg um Beistand; allein die verfeindeten Prinzen kamen den beschlossenen Anstalten durch eine rasche Herausforderung auf Leben und Tod zuvor. Franz Albrecht, mit seinem Regimente an die böhmische Grenze verwiesen, nachdem er sich durch schlechte Kriegsjucht im Heffischen die Verwundungen des Kolles zugezogen hatte, erschien am 23. Aug. 1624 Abends plötzlich in Rehau, Friedrich in Hof, und Beide stellten sich am andern Morgen — jener hatte 18, dieser 38 Pferde bei sich — zwischen genannten beiden Städten auf einer Wieke bei Zausperitz zum Zweifelskampfe mit dem Degen. Franz Albrecht drang so ungestüm auf seinen Gegner ein, daß es zum Handgemenge gekommen wäre, wenn nicht die Secundanten dazwischen gesprungen wären, und der Balgerei auf der Stelle ein Ende gemacht hätten. Herzog Friedrich kam mit einer leichten Stirnwunde davon, Franz Albrecht nahm seine ausgeflohenen Ehrenfränkungen zurück, und vollbrachte die Ausöhnung vor der Trennung⁵⁾. Hierauf begab er sich wieder zu seinem Regimente nach Eger, und rückte alsdann, wie im Verlaufe sagt, mit demselben in den Elsaß. Beim Ausbruche des Dänenkrieges 1625, als Kaiser Ferdinand II. den Herzog von Friedland zum Obergeneral eines neuen Heeres erhob, trat unter ihm Franz Albrecht als Oberster zu Ross und Fuß auf, vielleicht aber auch sehr schon, oder doch bald nachher noch als kaiserlicher Kammerer, eine Würde, die nicht leicht einem Protestanten zu Theil wurde am Hofe dieses Kaisers; allein Waldstein's Einfluß, durch welchen gern Lutherische Obersten vorzog und in Schutz genommen wurden, sowie die Bezeugung des Mißtrauens, als wolle der Kaiser nicht nur die protestantischen Länder erobern, sondern auch den Protestantismus selbst austrocknen, überwanden jedenfalls alle Bedenklichkeiten, von denen aber der Kurfürst von Baiern ergriffen blieb. Außer einem Regimente von 1000 Pferden ward der Herzog in Dörmteuschland noch zwei Regimente zu Fuß, 6000 Mann stark, zog diese Truppenmasse im Juli desselben Jahres bei Nürnberg zusammen, mußte sie den 3. Aug. und führte sie sodann nach Böhmen zurück⁶⁾. Ob er aber vorerst mit dem Herzog Adolf von Holstein-Sonderburg, der auch dem Kaiser mit 3000 Mann diente, gegen die aufrührerischen Landeute in Böhmen gesendet wurde, oder

1) Wordelskingsche Studien I, 1, 43. 2) Schenckhiller's Annalen IX, 1625. 3) Rösser's Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar I, 104 und 240. 4) s. den Art. Julius Heinrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg.

5) Joh. Georg Meusel's Öffentliche Untersuchungen I, 2, 69 — 90. 6) Schenckhiller X, 803 und von Murr's Beiträge zur Geschichte des sächsischen Krieges S. 23 fg.

mit Waldstein nach Niederachsen aufbrach, ist bis dato nicht erwiesen; gewiß aber ist nach Aehrenhiller, daß seine Truppen im Feldzuge geschwächt und zu ihrer Stärkung 1626 in die Wetterau gewiesen wurden. Ebenso nahm er um diese Zeit einen französischen, katholischen Edelmann de Sirot, der ihm Reiter und Fußvolk werden mußte, zu Hufe¹⁾. Franz Albrecht schloß sich nun mit seinen drei Regimenten dem Feldzuge Waldstein's nach Schlesien und Wäpten an, wo bis zu Anfang Sommers 1627 die Dänen wieder hinausgeworfen wurden; alskann richtete das kaiserliche Heer seinen Marsch nach der Niederelbe. In Lauenburg angekommen, beriethen Waldstein, Zilly und andere Generale, unter denen sich auch Franz Albrecht befand, am 22. Aug. ihre Operationspläne, und der Beschluß, den Dänenkönig aus seinen treusthen Herzogthümern zu verjagen, wurde von ihnen auch sofort ins Werk gesetzt. Indessen mußte Franz Albrecht im Auftrage Waldstein's am 29. Sept. Abends zum Kaiser nach Wien reisen und denselben die Nachricht vom Siege des Grafen von Schid über die Dänen bei Alsenburg überbringen²⁾. Nach baldiger Rückkehr half er die Dänen aus Schlesien und Jütland vertreiben, und bezog dann dort seine Winterquartiere³⁾. Im folgenden Frühjahr verdrängte er die Dänen vollends von der holländischen Küste, zog sodann betrad ins Mecklenburgische zu Waldstein, während eins von seinen Regimentern nach Franzen ging, wo Goltz ein Heerhaus zum Dienste des mantua'schen Erbfolgekrieges langsam aufzusammeln⁴⁾. Inzwischen sprach ihn der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg um Vernehmung bei dem kaiserlichen Feldobersten an, damit seiner und seines Bruders Gemahlin wie seiner Mutter Leibesgebe aus den durch die Reichsacht seiner Familie bereiteten Verlusten geteilt würden; allein nur der letzteren wurde das Bittthum verstatet⁵⁾. Im Juni 1628 begab sich der Herzog mit Waldstein nach Pommern, um der vom Feldmarschall von Arnim begonnenen Belagerung Stralsunds beizuwohnen, und wurde am 26. desselben Monats n. St. mit dem Schirmbriefen an Herzog Bogislaw XIV. gefendet, daß die Feindseligkeiten gegen gedachte Stadt eingestellt werden sollten, sobald sie eine ihr, dem Kaiser und Herzoge vereidete Besatzung aufnehmen wolle⁶⁾; Waldstein's Erbitterung blieb durch die Vereitelung seiner

Rathschläge gesteigert, und unter den gegen die Stadt getroffenen Anordnungen im kaiserlichen Lager befindet sich auch die nützliche, von Franz Albrecht empfohlene, Einrichtung der Handmühlen zum Gebrauche der Armee⁷⁾. Wurde nun auch vor Ablauf Juli's die Belagerung Stralsunds aufgehoben, so behielt Waldstein diese Stadt doch stets im Auge, sowie die Küste Pommern's. Zur Wäpfung des gleichwohl in und um Wolgast erscheinenden Dänenheers ließ der Herzog dem kaiserlichen Generale drei Reitercompagnien unter Sirot's Führung, während er selbst in Hinterpommern lag, Eingangs des Jahres 1629 Geschäfterreisen nach Berlin, Prag und Wien unternehmen, im folgenden Frühjahr die Küste bei Kolberg gegen die Schweden decken und deshalb mit dem Obersten von Hapsfeld in Verbindung treten mußte, obgleich er insgeheim mit dem verjagten Herzoge Adolf Friedrich von Mecklenburg in brieflicher Verbindung blieb, und denselben auch mit einem daaren Vorschusse von 20,000 Rthlen. unterstützte⁸⁾. Im Sommer 1629 zog sich Franz Albrecht, nachdem er den Franzosen Sirot mit drei Compagnien zum Herberhausen, den Armin nach Polen führte, hatte fügen lassen⁹⁾, aus Pommern nach Südwestphalen zurück, und ging von da im Herbst nach Oberitalien, wo Goltz einen andern Kriegerhaufen gegen die Franzosen befehligte. Auf diese Weise entging er, wie Herzog Georg von Lüneburg, dem beschämenden Besche, das Restitutionsedict in Südwestphalen mit Waffengewalt geltend machen zu können. In Italien erhielt er eine Abtheilung kaiserlicher Truppen, und sogt im November schon vor Mantua mit. Erst am 18. Juli 1630 wurde diese Stadt mit Sturm erobert und den Siegern zur mehrtagigen gräueltollen Plünderung preisgegeben. Im herzoglichen Palaste, wo viele Kunstdinge aufbewahrt worden waren, raubte ein gemeiner Soldat das Kostbarste der ganzen Sammlung, ein heidnisches Dfsergesch, welches ihm Sirot, der nach dem Abflusse des polnischen Waffsenküstandes sich in Thüringen gestärkt und nachmals vor Mantua bei seinem Regimente wieder eingesetzt hatte, mit 8/10 Dukaten abkaufte, und dem Herzoge schenkte; dieser aber reichte ihm, obgleich ein Jeweiler zu Mailand, welchem die Rase gezeigt wurde, ihren Werth auf 20,000 Dukaten geschätzt hatte, nur 2000 Dukaten dafür. Der damalige fromme Glaube erklärte die Rase für ein Kunstzeugniß aus den Zeiten des Königs Satomon, aus dessen Händen es an die Perserkönige und durch diese dem Fürsten von Mantua zum Geschenke überliefert worden wäre. Unter dem Namen des mantua'schen Geschirres oder Gefäßes, welches bei Franz Albrecht's Abzug aus Italien zu Venedig in Verwahrung gegeben, und nachmals durch seine Gemahlin ein Erbstück des Hauses Braunschweig-Werern geworden war, gelangte diese Beute zu einiger Berühmtheit unter den Kunstwerthen des herzoglichen Museums zu Braunschweig, aus welchem es aber in den unruhigen Tagen 1830 verschwand¹⁰⁾.

13) Förster, Wallenstein's Briefe I, 320.

14) Dessen Biographie Wallenstein's S. 435 und 436. Das Leben Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg in den norddeutschen Stuben I, 1, 46 und 52.

16) Sivet p. 118.

7) Aehrenhiller X, 1238 und die Mémoires de Mr. le baron de Sirot I, 76. Dieser Edelmann starb als französischer Generalleutnant im April 1653. Er hatte den Krieg in den Niederlanden erlernt, dann gegen die Huguenoten gekämpft und hernach als Freiwilliger im französischen Heere den Krieg in Italien bis Ende 1625 mitgemacht, worauf er nach dem Frieden zu Ronen durch seine Freunde an Herzog Franz Albrecht empfohlen wurde, dessen Freundschaft er bald gewann. 8) Von der Dedem, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg I, 253 und 257, 9) Sirot I, 83 sq. 10) Gensdof. S. 101 ff. 11) v. Rügem, Prämollische Geschichte Mecklenburgs III, 213. 12) Barthold's Geschichte von Rügen und Pommern IV, 2, 541. Auch an den Kaiser wurde Franz Albrecht von Waldstein bald nachher geküßet, um denselben die Verdienste zu melden, welche dieser bei der Belagerung Stralsunds jüngst erlitten hatte und nicht klüglich verhehlen konnte. S. Langen's Geschichte Königs Christian IV. von Dänemark II, 362.

Auf die Eroberung Mantua's folgte die Belagerung Casale's, wohin Franz Albrecht 3800 Mann unter seinen Befehlen führte. Hier gab es harte Strüßse mit den Franzosen, doch trat bald eine Waffenruhe ein, welche, da Richelieu den inzwischen zu Regensburg abgeschlossenen Vertrag verwarf, im folgenden Winter wieder gebrochen wurde, worauf bis zum Abschlusse des Friedens von Gerasaco (den 6. April 1631) die Feindseligkeiten mit geringen Unterbrechungen fortbauerten. Casale wurde im October genommen, doch gegen die Franzosen nicht lange behauptet. Der Friede führte die Kaiserlichen nach Teuschland zurück, wohin schon ein Jahr zuvor ein Waffensgenosse Franz Albrecht's, Herzog Georg von Lüneburg, misvergütet abgegangen war und die kaiserlichen Dienste verlassen hatte. Auch der Herzog von Laubenburg blieb nicht ohne Unzufriedenheit; namentlich war er schon vor Eroberung Mantua's mit dem Generale Altringer in Zwist gerathen, und diese Spannung bestand noch, als Sirot mit einem Oberstleutnant desselben in gütigen Streit gerieth, und sich mit ihm vor den Generalen Calas und Altringer schlug. Zwar schwer verwundet wurde Sirot doch hart verfolgt, von Franz Albrecht aber mit dem Degen in der Faust in Schutz genommen und unter starker Bedeckung in Sicherheit abgeführt. Auch der Kaiser nahm, vermuthlich durch des Laubenburg's Fürsprache, den Franzosen anfanglich in Schutz, bis Colalto von Altringer überredet worden war, bei ihm den Befehl auszuüben, daß jene beiden Officiere, die in Gegenwart der Generale den Degen gegen einander gezogen hätten, von der Armee entfernt würden. Franz Albrecht, auf seine Reichsfürstenthümlichkeit pochend, weigerte diesem Befehle den Gehorsam, und übertrug dem Franzosen die Führung über 800 Reiter. Doch sah er sich bald genöthigt, seinem Könige den Abschied zu geben. Sirot begab sich nach seinem Geburtsorte Rácon in Burgund zurück, und wurde erst nach zwei Jahren durch die Aufforderungen seines vormaligen Obersten und des Königs von Schweden wieder heraus nach Teuschland verlockt).

Als Franz Albrecht 1631 nach Teuschland zurückkam, fand er seinen Söhner, den Herzog von Friedland, der so gern dem Kurfürsten von Baiern zum Troz protestantische Officiere und Fürsten in seinem Heere aufgenommen hatte, zwar der allgewaltigen militairischen Würde entsetzt, doch noch in vertrauter Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe. Wenn auch dieser gefürchtete Kriegsfürst die seinen Officieren nicht beliebt, vielmehr nach Artin's Versicherungen verfaßt war, so gehörte der Herzog von Laubenburg doch zu den Auserwählten, die bei ihm hoch angesehen standen und von ihm wider die Gegner der Protestanten am kaiserlichen Hofe in Schutz genommen wurden. Gleichwol hörten jetzt, ohne daß man den Grund dazu anzugeben weiß, die kaiserlichen Gunstbezeugungen für ihn auf. Man sprach von Zurücksetzung

und Beseitigungen, die sein Stolz erfahren hätte. Vermuthlich hatte er im italienischen Feldzuge Subordinationsfehler begangen, und dabei auf Rücksichten gegen seinen Stand gerechnet, welche aber von Colalto, Altringer und Calas unbedachtet geblieben waren. Andere glaubten, der Kaiser habe ihn 1628 zur Entschädigung seiner rückständigen Soldforderungen und vorgeschossenen Werbegelder zwar mit dem schiefwüger Amte Habersleben besetzt, aber durch den lächerlichen Frieden wieder dessen beraubt und keinen Ersatz dafür gegeben, worüber er mit ihm zerfallen wäre¹⁹⁾. Dem Allen jedoch widersprechen andere Gerüchte, und erklären dergleichen Vorwände zum Austritte dieses Fürsten aus dem kaiserlichen Kriegsdienste für erdichtet, indem sie meinen, er als kaiserlicher Soldatling sei bei seinem Rücktritte zur protestantischen Partei Ferdinand dem II. ingehimmelt getreu geblieben, habe seine militairische Würde, um keinen Verdacht zu erwecken, nur zum Schein niedergelegt, und sei als das geschickteste Werkzeug ausersehen worden, um den Kurfürsten von Sachsen von den Schweden abzuweichen²⁰⁾. Dieses Vorgehen aber trägt die unverkennbaren Spuren feindseliger Verleumdung an sich, oder verräth zum Mindesten die irrigte Schlussfolgerung aus des Herzogs öffentlichem Benehmen. Siderlichkeit hatte er, wie die ihm ähnlich gesinnten Waffensgenossen Georg von Arnim, der Herzog Georg von Lüneburg und der pommerische Edelmann Anton von Schlieffen, seine Gründe zur Austréibung des kaiserlichen Heerdienstes, wo künftliche Furcht und geheimer Stolz gegen den Oberfeldherrn allenthalben Wurzeln geschlagen hatten. Indessen hinterließ er dort drei Brüder, Franz Julius, Julius Heinrich und Rudolf Maximilian, zurück, die aber die Religion gewechselt und sich ebenbürtig die Rückkehr zur protestantischen Partei abgeschnitten hatten, während zwei andere dieser Partei bisher treu gebliebene Brüder, Franz Karl und Franz Heinrich, von den Dänen zu den Schweden übergegangen waren. Im Ubrigen weiß noch der siebenjährige Krieg Beispiele von fürstlichen Brüdern auf, die den entgegengelegten Partien dienend, gegen einander zu Felde lagen. Wie dem nun auch sei, Franz Albrecht blieb, gleich dem Feldmarschall von Arnim, mit Waldstein in gutem Vernehmen, und wurde als Vermittler in die Unterhandlungen zwischen diesen beiden Feldherren zu Ende des J. 1631 gezogen²¹⁾. Ob er aber noch in kaiserlichen Diensten stand, als Friedland im Frühjahr 1632 den Oberbefehl mit unerhörten Zugeständnissen wieder erhielt, und in seine Hände das Schicksal des Kaisers, wie des ganzen teuschischen Reiches niedergelegt wurde, bleibt unerörtert; denn die Zeit, wann er den Kaiser verließ, ist nicht genau zu bestimmen, sowie

19) Clange II, 369 und Schlegel's Geschichte der Könige von Dänemark II, 150. Beide Schriftsteller nennen den Herzog kaiserlichen Generalmajor. 20) Partz, der hier im letzten Könige Gustav Adolf's, teuschischer Bearbeitung von Böhm II, 143, erzählt, widerspricht diesem Bericht II, 359 durch ein weit wahrscheinlicheres Zeug von des Herzogs Rücktritte aus dem kaiserlichen Dienste. Riccius in seinem Commentar, de bella Germanica erzählt S. 359 dasselbe Vorgehen. 21) Alberti Friedlandi perduellionis causas (im März 1634 geschrieben) in von Parr's Beiträgen S. 146.

Sirot I, 175 sq. Neithmeier's Braunschweigische Chronik S. 1601 und Hagemann's Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg II, 273.

17) Sirot I, 170 — 185.

X. Geogr. u. d. d. R. Erste Theil. XLVIII.

man auch nicht weiß, ob er von Wien aus sofort zu den Schweden überging, oder vorerst anderwärts verweilte. Ebenso ist noch nicht ausgemacht, ob er den König von Schweden schon zwei Monate vor dessen Tode im Lager bei Nürnberg, oder erst einige Wochen vor der lügener Schlacht aufgesucht habe. Doch mag er keine Aufträge von Friedland an ihn mitgebracht haben. Noch zu Ende Januars 1632 soll er, nach dem Berichte eines wohlunterrichteten Zeitgenossen, beim Kaiser in Wien gewesen und alsdann zu dessen Armee abgegangen, jedoch nicht eher als 14 Tage oder drei Wochen vor der lügener Schlacht bei Gustav Adolf erschienen sein²¹⁾. Die Nachrichten bei Chemnitz lassen ihn vor dem Aufbruche dieses Königs aus Franken nach Thüringen über Regensburg ins schwedische Lager reisen, während alle bis jetzt bekannte zahlreiche Berichte von kaiserlicher Seite diesen Übergang des Herzogs verschweigen und es in der Folge nicht auffassen finden, wenn er sich im Dienste der protestantischen Partei gegen die katholische auf dem Schlachtfelde bei Lützen blicken läßt. Sie scheinen dies als nichts Ungewöhnliches noch Verdächtiges voraus zu sehen, es tritt aber dadurch im öffentlichen Leben des Fürsten eine räthselhafte Lücke ein, die frühzeitig dazu beitrug, ihn vor der Welt zu verunglimpfen; und wenn er auch in neuerer Zeit mit mehr Vorlicht und Schonung, als früherhin, deshalb beurtheilt worden ist, so hat sich doch noch Niemand die Mühe gegeben, grade diesen räthselhaften Moment, der die wahren Gesinnungen und Absichten dieses Fürsten aufzuschließen vermag, sorgfältig zu ermitteln²²⁾.

Weil nun aber das tiefe Stillschweigen über Franz Albrecht's Ankunft bei dem Schwedenkönige durchgehend in den Quellen vorherrscht, und dieselbe zu allererst nur in den Berichten über die lügener Schlacht gemeldet wird, so kann sie auch nur kurz vor derselben erfolgt sein²³⁾. Auch wird seiner in keinem der Hauptquartiere zu Arnstadt, Erfurt und Raumburg namentlich gedacht, außer bei einem Besuche des schwedischen Monarchen im Feldlager, wo er an dessen Seite ein oder zwei Tage vor der lügener Schlacht erschien und einem Gespräche dieses Königs mit dem Obersten Gassion über den Heldentod beizuwohnte. Aufsaßend bleibt dagegen immer, daß, wenn er über Regensburg, also grade aus Feindes Land, zu den Schweden herüberkam, seine erwartete Erscheinung bei denselben, ohne vorangegangene Vermittelung, ebenso plöglich, als ohne tragend ein Zeichen von verwunderlichem Aussehen erfolgen konnte. Gustav Adolf fand in ihm, da sich der Herzog jedenfalls zu rechter Zeit wußte, nichts Verdächtiges, wies sein Reichskanzler soll vor ihm gewarnt haben; aus welchen Gründen aber, wird zwar nicht gemeldet, allein offenbar wol in der Absicht, daß sein König nicht zu viele Fürsten, deren Abnei-

gung gegen streng militärische Unterordnung er satzsam beobachtet hatte, zu Generalen in seiner Armee erhebe. Da dem Könige schon zwei Brüder Franz Albrecht's dienten, war dessen Parteiwechsel im Grunde verdachtlos und keineswegs unerwartet, wenn man zumal aus das Beispiel anderer Zeitgenossen sieht, die freiwilligen Heerdiens in beiden damals kriegführenden Parteien zu geschweigen, der mehr aus reiner Mißbegierde als aus sittlichen Beweggründen gewährt oder verändert wurde. Ueberdies kam Franz Albrecht zu einer Zeit, da schon Mehrere seiner protestantischen Standesgenossen dem Schwedenkönige Sorge genug machten, zu diesem ins Lager. Nach Harte bot ihm Gustav Adolf ein hohes Kriegesamt an; er zog aber den freiwilligen Dienst vor, weil bereits mehr Fürsten das schwedische Commando lästig fanden, und mande von ihnen sich an Kurfürsten angeschlossen trachteten. Ferner erhob sein Haus noch formidabel, besonders seit 1629 wieder, Ansprüche an die sächsische Kur, und eine ihm durch Schweden widerfahrte, auffallende Begünstigung hätte gar leicht jenes Kurhaus wie die Ernestinisch-sächsischen Fürsten mißtraulich machen können. Nicht erfolgreicher konnte er diesem Mißtrauen begegnen, als wenn er sich uneigennützig zum freiwilligen Dienste, vielleicht nur im Vorübergehen, erböt. Ihn unterstützte in seinem damals noch lebigen Stande ein hübsches Vermögen, das ihm Sparsamkeit und Kriegsbeute erworben hatten. Die Begeisterung für den Schwedenkönig in teutschem Volke, sowie dessen hochgepriesene und überlegene Kriegskunst entschuldigten endlich hinreichend einen mit dem Kaiser zusammenhängenden protestantischen Reichsfürsten, wenn er einen solchen königlichen Feldherrn aufsuchte, und von diesem zum klaren Beweise, daß kein gegenseitiges Mißtrauen noch Hinterlist unter ihnen obwaltete, in den gefährlichsten Augenblicken an seine Seite gestellt wurde²⁴⁾.

In diesem mit Auszeichnung verbundenen freiwilligen Dienste wurde der Herzog nebst dem Kammerherrn von Truchseß, dem Hofmarschall von Greilshausen, dem Vagen Leubelfing und den Reitknechten Andreas Jönsson und Jacob Grischon am 6. (16.) Nov. vom Könige selbst auf dem Schlachtfelde bei Lützen zu nächster Umgebung und Begleitung ausernannt²⁵⁾. Um des Herzogs Person dagegen waren der Stalmeister von Lützen und vermutlich der Rittmeister Franz von Pöning oder Henning, ein Vertrauter des Fürsten, der aus Lothringen stammte, und als ein böser Mensch verschriener war. Die französischen Berichte haben seinen Namen in Jernin verwandelt²⁶⁾. Mit diesem Gefolge nun setzte sich der König Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, als die Schlacht schon in vollem Gange war, an die Spitze des smäländischen Reiterregi-

21) Dies bezeugt namentlich der damals als Oberst im schwedischen Heere dienende Marschall Gassion in seinen Denkwürdigkeiten. Vergl. die Histoire du maréchal de Gassion I. 110 sq.

22) Weiter sagt III, 229 hinzu, daß außer den eben genannten Personen noch mehr Officiere, die aus dem zu Erfurt aufgestellten Regimentern genommen worden waren, dem Könige für Abjurationen beiseite beiseite werden sollen.

23) Auch in den Orten, welche die nordbaltischen Stühlen mittheilen, findet er sich ein Mal Jernin in geschrieben.

21) Swedish intelligencer bei Weiher, Geschichte Schwedens III, 212. 22) Förster und Wallat haben in ihren Unterredungen über Wallstein in den Wiener Archiven darauf keine Rücksicht genommen. 23) Das ausführliche Tagebuch in v. Ruers's Beiträgen erzählt dem Herzog im schwedischen Lager bei Nürnberg nicht.

ments, um es, da dessen Oberster, Stenbock, verwundet war, in Person seinem weichenen Fußvolke zu Hülfe zu führen; in der ihm eigenthümlichen Hige aber, die ihn, wie den Seinen schon bekannt war, mehrmals in Lebensgefahr gebracht hatte, sonderte er sich mit seinen Begleitern von demselben ab, und gerieth, während sich, wie Vermuthung, ein dichter Nebel über den Kampfplatz ausbreitete, zwischen die anrückenden feindlichen Cuirassiere. Sein Pferd erhielt einen Stoß in den Hals und ihm wurde zugleich der linke Arm verschmettert. Von gewaltigen Schmerzen überwältigt, ersuchte er den an seiner Seite reitenden Herzog von Sachsen-Lauenburg, ihn aus dem Gemenge zu bringen; allein zu spät; denn als Franz Albrecht ihn in seine Arme schloß, zurückführen will, wird er durch den verfolgenden Heind von seiner Begleitung vollends abgeschnitten, erhält einen zweiten Stoß in den Rücken und fällt, weil der Herzog das feindliche Geseuch mit seinem Arm hatte zurückgeschlagen wollen, fast todt vom Pferde, welches ihn in den Strigbüsch noch eine Strecke fortzieht, während Franz Albrecht vom Blute des Wundarmes bespritzt und im Gesichte vom Pulver geschwärzt dem nachfolgenden Heinde entrinnt, und jedenfalls in vorläufiger Meinung, daß mit des Königs Person Alles verloren sei, wenn nicht aus Furcht, in feierliche Gefangenschaft zu gerathen und als Ueberläufer gemißhandelt zu werden, zum Nachtheile seines Rufes spornstreichs nach Weisensfeld flieht, nachdem der feierliche Officier, welcher dem Könige den ideothellen Stoß versetzt hatte, von seinem Stallmeister zu Boden gestreckt worden war²⁷). Außer ihm, Luchau, Höning, Truchseß und Greilshelm kam Niemand weiter mit heiler Haut aus dem heißen Gemenge. Doch behielten die beiden letzteren die Besonnenheit, um dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar, welcher den schwedischen linken Flügel befehligte, Nachricht vom Ende des Königs, soweit sie es wegen des Schicksalsergebnisses und Rebels hatten beobachten können, zu hinterbringen.

Aus dieser überreilen Flucht des Herzogs nach Wei-

sensfeld erklärt sich der Umstand, daß Gustav Adolfs Tod hier früher als in Leipzig bekannt geworden war; der Fürst aber, als er erfuhr, daß die Schweden noch gesiegt hätten, kehrte wieder um, und gelangte, wie ein Zeitgenosse erzählt, des andern Morgens früh 4 Uhr wieder auf dem Schlachtfelde an. Sein kalter Empfang des Herzogs Bernhard und seine Flucht jedoch brachten ihn bei der ganzen schwedischen Armee in ein übles Gerücht, und man klagte ihn etwas Schlimmeres als der Feigheit an; denn die Soldaten versäumten nicht, obgleich diejenigen, welche ihn genauer kannten, sein gegohenes Argerniß zu entschuldigen suchten, ihn des Verraths an des Königs Leben zu verdächtigen. - Dieses Vorurtheil fand, ohne daß man den Grund dazu anzugeben weiß, so starke Nahrung, daß binnen einem Monate seit der läuger Schlacht die Sage umflie, Franz Albrecht habe nicht nur mit des Kurfürsten von Sachsen, sondern auch mit des Kaisers und anderer großen Herren Vorwissen den König ermordet. Dem zuwider gesehen alle feierliche und schwedische Schlachtrichter, welche bis jetzt bekannt geworden sind, einstimmig die Schwereigkeit ein, einen genauen Bericht von den Vorfällen jenes Treffens zu geben, ja Ghemniz, der nur aus schwedischen Quellen schöpft, fügt sogar ausdrücklich hinzu, daß den Augenzeugen wegen des starken Rebels es unmöglich gewesen wäre, den Verlauf der Schlacht zu beschreiben, und daß kein Regiment von sich, geschweige von Andern habe berichten können. Dennoch wuchs die vorgefaßte Meinung, weil sie nicht unterdrückt wurde, in der schwedischen Armee zum Soldaten- und später zum Volksglauben heran, welchen der Baron von Ghemniz in seinem bekannten Werke über den schwedisch-rußischen Krieg zwar noch mit Vorsicht behandelte, von Pufendorf aber in seinen Büchern de rebus suecicis mit ersaunenswürdigter Leichtgläubigkeit als eine allgemeine Meinung der schwedischen Nation hervorhob und mit unhaltbaren Gründen unterstützte²⁸). Gleichwohl gaben die Historiker bis in gegenwärtiges Jahrhundert hinein dieser trügerischen Sage ihren Beifall, bis sie in neuerer Zeit durch sorgfältige Prüfung und scharfe Kritik geschwächt und niedergebrosen wurden.

Um die Wahrheit dieses Gerüchtes zu begründen, setzt von Pufendorf die Ansicht der Kaiserlichen oben an, die Sache der Schweden in Teutschland habe lediglich auf ihres Königs Person beruht; und da sie diesen aus dem Wege zu räumen suchten, so übernahm Franz Albrecht, der Kurfürst von Brandenburg, und aller vornehmsten feierlichen Generale, nachdem er ohne allen Grund die katholische Partei verlassen hatte, um so leichter die Ausführung davon, als sein protestantisches Glaubensbekenntnis

28) Über die Unzuverlässigkeit Pufendorfs in diesem Punkte urtheilt schon Leibniz sehr richtig. Beval, dessen Opera omnia ed. Dufrenoy V. 354 in einem Briefe an Marling vom Jahre 1709. Der lemmisreiche und getriebene Joseph Doriger, der sich dreizehn Jahre nach der läuger Schlacht eine Zeit lang in Schweden aufhielt und über den König viele Nachrichten einzog, äußert in seinem Werke, iter Danicum, suecicum etc., auch nicht den mindesten vernünftigen Bedacht über des Königs Lebensart, vielmehr ist er S. 292 ganz der Meinung, daß ihm seine Verwegenheit in der Schlacht das Leben gerettet habe.

27) Beval, des Tagebuch des Herzogs Franz Albrecht im Hättinger holländischen Magazine von Epitizier und Einers VII. 282-284, wo es heißt: „Den 16. Nov. haben wir den Kägen mit dem Heinde geschlagen, die Schlacht gewonnen und das Heide behalten. Ihre Majest. der König in Schweden ist mit demselben im arm erschaffen worden. Zur Nacht nach Weisensfeld zwei Meilen.“ Eine bald darauf erscheinene Flugheft erzählt aus einem dresdener Schreiben: „Der Herzog Karl (soll heißen Franz Albrecht) von Sachsen, in dessen Armen der König gestorben, ist jetzt hier in Dresden, sagte, wie der König todt gewesen wäre, hätte er ihn verschaffen müssen, denn der Heind würde zu stark auf ihn gedrungen, (es) daß er fast selber ertränkt werden wäre.“ In dem Schlachtrichter des Grafen Wallis an den König von Ungarn in der neuesten Schrift von Fürst Cz. Wallenstein's Briefe vor den Schranken des Weltgerichts, heißt es S. 90: „Grundet über diesen schwebt steht vom Heide ein Armer, sagt express der König so todt, habe zwei Flügel empfangen, einen in den Arm, den andern in die Nase sitzen, und sey in des Herzogs Franz Albrecht von Saxe (welcher sich in der Decanon auf der andern seiten befand) (Armen) verschoben. Und hat der Herzog von Friedland mit dieser Zeitung den General quartiermeister an Ihre Kap. Majest. abgeschickt.“ Beval, hiermit noch den Swedisch intelligencen der Kaiser III, 242.

ihn von allem Verdachte anscheinend freisprechen konnte; und weil der König, sagt der schwedische Historiograph hinzu, keinen Argwohn gegen ihn hegte, so konnte er desto sicherer die Gelegenheit dazu abwarten. Ueberdies, wird dort ferner behauptet, hätte der Herzog kurz zuvor vom Kaiser, von welchem er, als armer Fürst, ein Jahrgeld bezog, Auftrag erhalten, Kurfürsten von der schwedischen Partei abzu ziehen, und war auch gleich nach der lüner'schen Schlacht zur Gegenpartei übergetreten. Hierneben gedenkt Pufendorf der Warnungen des Reichskanzlers Drenskierna, die dieser bei des Herzogs erster Erscheinung im Schwedenheere ausgesprochen haben soll, aber nirgends deutlich verzeichnet worden sind, und schließt das ganze Gewebe der Anklage mit dem Zusage: auf das Befragen, wie er als nächster Begleiter des Königs ohne Wunden davon gekommen sei, habe Franz Albrecht geantwortet, er verdanke seine Rettung der grünen Fledermaus, dem kaiserlichen Erkennungszeichen, welches er in der Schlacht getragen habe. Spätere Forschungen haben indessen nachgewiesen, daß die kaiserliche Farbe die rothe und die schwedische die grüne gewesen ist. Ja wenn auch dies nicht ermittelt worden wäre, so findet doch der Umland starken Anlaß, daß Gustav Adolf sein Begleiter mit einem verrätherischen Abzeichen in seiner Umgebung geduldet haben sollte. Daß der Herzogs Kleider, die er nach dem Vorfalle vorgezeigte, mit des Königs Blute bespritzt waren, konnte um so weniger Verdacht gegen ihn erwecken, als er denselben in seinen Armen gehalten hatte²⁹). Ob dieser schwarzen Beschuldigung jähnte der Kette dieses Fürsten, Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg, dem Verfasser und verklagte ihn am stockholmer Hof; allein Pufendorf entschuldigte sich mit den Berichten der Augenzeugen, welche er darüber aus den schwedischen Archiven entnommen hätte, und sagte zu ihrer Unterstützung noch den unauslöschlichen Daß Franz Albrecht's gegen den Schwedenkönig, der sich von einer Dirseife beschreibe, welche er in seiner Jugend von diesem bekommen habe, sowie die unzuverlässige Nachricht des polnischen Chronisten Piaschky hinzu, wonach der Herzog nach dem Falle des Königs sofort dem Herzoge von Friedland persönlich Bericht davon erstattet hätte³⁰). Allein das letzte Gerücht ist durchaus unwahr, und das erstere ist nicht allein zweifelhaft, sondern wird sogar auch von dem neuesten schwedischen Geschichtsforscher als eine Verwechselung der Person verworfen³¹).

Weil nun ein Mal das Gerücht von einem durch den laubenburger Herzog am Könige verübten Mordmord Platz gegriffen hätte, so blieb es auch der katholischen Partei nicht verschwiegen, und Graf von Krombholzer, ein Zeitgenosse, gedenkt dessen im Vorübergehen

in seinen bekannten Jahrbüchern, ohne doch großen Werth darauf zu legen, wie denn die kaiserliche Partei überhaupt — Burgus nimmt als unparteiischer Augenzeuge von jener Beschuldigung gar keine Notiz davon, ebenso Garasa — auf diese Sage gar nicht geachtet haben mag, weil sie so wenig als des Herzogs Rücktritt zur schwedischen Partei, als derselbe anderthalb Jahre nachher in die Walthstein'sche Verschwörung verwickelt worden war, und sich deshalb hatte Verfolgungen zugezogen hatte, zu seiner Anschuldigung benutzt wurde. Dagegen fand sie von vorn herein bei manchen Franzosen Gehör, und wurde ohne Prüfung der obwaltenden Umstände leichtsinnig verbreitet, so vom 22jährigen Oberst von Gassion, der in der Schlacht bei Lützen an der Spitze eines Regiments im schwedischen Heere schlug; allein seine Erzählung davon, die sein Veste nachmals aus seinen Nachrichten zusammengefest hat³²), ist zum Theil voll Einbildung, zum Theil von innern Widersprüchen dergestalt angefüllt, daß sie gar keinen Glauben verdient. Mehr Rückhalt verdient dagegen die Erzählung des französischen Wortschalters Marquis von Feuquieres, welcher im Frühjahr 1633 zu Drenskierna und den schwedischen Bundesgenossen nach Teutland geschickt wurde. Aus seinem Berichte an den König Ludwig XIII. vom 25. Juni gedachten Jahres geht unverkennbar hervor, daß die Schweden von dem Mordmord ihres Monarchen durch Franz Albrecht gar kein Wehl machten und ihm schuld gaben, er habe dieses Verbrechen in Gemeinschaft mit seinem vertrauten Freunde, dem Wittmeißer von Hönig (dies irrth. Heynin genannt), in der Schlacht bei Lützen begangen. Die Gründe ihres Verdachtes aber, die der Franzose hierzu anführt, sind im Grunde dieselben, welche Pufendorf 45 Jahre später in seinen schwedischen Geschichten zur öffentlichen Kunde brachte, nämlich: obgleich ein Vertrauter Walthstein's, habe der Herzog doch aus Mißvergünstigen und unter dem Vorwande der Religion die Partei gewechselt, sei zum Könige von Schweden, den er hasste, übergetreten und in jener Schlacht unter allen nächsten Begleitern desselben nebst seinem Freunde ohne Wunden davon gekommen, nur mit dem Unterschiede, daß nach Pufendorf der Herzog selbst, nach Feuquieres aber sein Freund Hönig dem Könige den tödtlichen Schuß beibrachte. Der Cardinal von Richelieu aber, der diesen Bericht, wie die Gassion'sche Erzählung, gar wohl kannte und in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten umständlich von der lüner'schen Schlacht und des schwedischen Monarchen Tode spricht, gab sich gleichwohl keine Mühe, diese Sage in die Feder zu nehmen, sondern legte mit gänzlicher Zurücksetzung derselben seiner darüber ausgearbeiteten Relation lediglich einen von einem Augenzeugen (schwerlich vom Herzoge Bernhards) verfaßten Schlachtbericht zu Grunde, der unter allen bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten über jene Begebenheit der auszeichnendste und gründlichste ist³³). Hiernach war der Herzog Franz Albrecht mit sei-

29) Et ipse post, deus est bei Pufendorf a. a. D. IV, 63, vestem Regio augusta adspersam ostentaverat, woraus ungeschicklich übersehen das Verbrechen vergeblichen und dem Verdachte jüngerer folgerten, der Herzog habe den König nicht allein ermordet, sondern auch ausgeprügelt. Bergl. Weißer III, 244, Not. 1. 30) Arckenholts, Mémoires de la Reine Christine de Suède I, 10 not. (*). 31) f. den Art. Julius Heinrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg.

32) Histoire du Maréchal de Gassion (Amsterdam 1696. 12.), I, 108—111. 33) Mémoires du Cardinal de Richelieu publiés par Perrot VII, 238 sq., und besonders abgedruckt in Girz's Memoire recondit VII, 341 sq.

nem Stallmeister allein noch bei dem Könige, als dessen Pferd in den Hals und dieser selbst in den linken Arm so schwer verwundet worden war, daß ihn der Herzog aus dem Getümmel führen mußte. Da schoß aber der auf sie beyanprestende kaiserliche Oberstlieutenant von Kalkenberg, ohne daß man ihn für einen Feind erkannt hatte, den Monarchen in den Rücken, sodaß er zusammenstürzte, worauf jener vom Stallmeister des Herzogs mit dem Degen durchhauen wurde³⁴). Diesen kaiserlichen Officier nennen auch mehrere teutsche Schlachtberichte von Werthe ausschließlich als denjenigen, welcher den König in des Herzogs Armen erschoss. Auch die amtlichen Nachrichten von des Königs Tode, welche erst nach Verlauf eines ganzen Monats an die schwedische Regierung zu Stockholm gelangten und gewiß nicht eher berichtet wurden, bis man sorgfältige Verhöre mit Augenzeugen dieses Ereignisses angestellt hatte, theilen nebst dem Berichte des Feldtrotters Jons Rönson, welcher der Schlacht ebenfalls beigewohnt hatte, weder Vermuthung, noch Verdacht von einem an Gustaf Adolf verübten Mordmorde³⁵). Ebenso wenig äußert das Lebensbuch des Grafen Peter Brahe etwas davon, gleichwie sämmtliche im Druck erschienenen Flugschriften, alle bis jetzt bekannt gewordene Schlachtberichte und Trauerpredigten, nebst allen nach der Schlacht in das lüneburgische und kurländische Feldlager bei Zörgau und Grimma verbreiteten Nachrichten dasselbe Stillschweigen beobachten, während Drenstierma wenigstens in seinen ersten darüber mitgetheilten Nachrichten den Fall des Königs lediglich dessen unvorsichtiger Füge ausschließlich beimißt. In der That war im schwedischen Lager noch in den ersten Wochen, als von da aus die Schlachtberichte nach verschiedenen Orten hin abgingen, nicht die geringste Spur eines Verdachtes von einer Verschwörung gegen Gustaf Adolfs Leben vorhanden, an deren Spitze doch Herzog Franz Albrecht stehen sollte, obgleich sich früher darüber mehrere Gerüchte verbreitet hatten und auch mehrere fruchtlose Mordversuche angestellt worden waren; vielmehr wurde das Gerücht einen Monat nachher von Hamburg aus durch den dortigen schwedischen Residenten Adler Salois hierhin berichtet, mit dem warnenden Zusätze, daß sich auch gegen Drenstierma's Leben das Gerücht von einer Verschwörung verbreite³⁶). Allein es war unbedenklich ein bodenloser und überleiteter, lediglich aus überhand genommenem Mißtrauen der Schweden gegen die

Teutschen erwachsener Vorgeiff in ihrem Urtheile, wenn sie mit Zustimmung oder Vorwissen Kurlachsens und des Kaisers den Herzog von Laubenburg als Mörder ihres Königs anlagten. Kaiser und Kurlachsen hatten, wenn sie auch der schwarzen Witwenwissenschaft fähig gewesen wären, damals noch kein so offenes Einvernehmen mit einander gepflogen, als es jene eingebildete Verschwörung voraussetzt, vielmehr standen Waldstein's rufmüthige Privaträthe störend und hemmend schon dazwischen, während der Mörder selbst sich zum Lohne nur eine angesprochene Feldmarschallskülte bei Legationem mit vielem Betruß erworben hätte. Die Annahme endlich, Franz Albrecht habe, wie allerdings auch behauptet worden ist³⁷), aus Liebedienertum dem Herzoge von Friedland dessen gefährlichen Gegner im offenen Felde aus dem Wege räumen wollen, ist noch weniger der Berücksichtigung werth, da er durch seinen Uetritt in den kurländischen Dienst nach des Königs Tode ein Gegner des kaiserlichen Oberfeldherrn wurde und dessen Plan, den Kaiser mittels einer Vereinigung der Protektanten zu fügen, oder doch mit ihrer Hilfe zur Vertreibung der Schweden aus Teutschland und zur Beruhigung dieses Reiches hinzuwirken, woran Franz Albrecht nachmals allerdings den regsten Antheil nahm, damals noch nicht zu einer solchen Reise gediehen war, daß der Herzog von Laubenburg hierzu am kurländischen Hofe bereits hätte in die Hände arbeiten können. Abgesehen aber auch von dieser Umstände finstler, rachsüchtiger Phantasie des Friedländers kann des Königs Blut an des Herzogs Kleidern unter den stattgefundenen Umständen Nichts weiter beweisen, als daß dieser selbst auch in großer Lebensgefahr gewesen war, und wenn er sammt Hönig und Luchow ohne Wunden aus dem blutigen Schlachtgetümmel davon kam, so verdankten sie dies entweder ihrer eigenen Verschlagenheit, oder einem günstigen Gescheh, das sie mit so vielen Andern, ohne verdächtig geworden zu sein, gemein haben. Hätte der Herzog den König in der That so sehr, daß er mit Mordgedanken wider ihn umgegangen wäre, so hätte gewiß auch die Ursache davon nicht leicht verschwiegen bleiben können; allein Feuquieres wußte sie nicht, und Pufendorf, der sie zu wissen behauptete, fand sie in einer Drossel, welche der Herzog in seiner Jugend vom Könige empfangen haben sollte und wovon nur noch wenige Schweden Kenntniß gehabt hätten. Obgleich aber, diese Thatsache sei wahr, so hätte er diese Bächtigung für ein Vergehen am schwedischen Hofe sicherlich nur vor dem Jahre 1617 empfangen, sich also damals nicht auf der Stelle rächen können, sondern, um den lange verhallenen Rachebuss zu stillen, nach 15 und mehr Jahren beim Uetritt aus den kaiserlichen in die kurländischen Dienste vorerst den Schwedenkönig auffuchen und in dessen Uns

34) Dasselbe erzählt auch der Bischof Ferdinand von Haderberg in seinen Monumenta Paderborn. p. 210 seq. und Gein's Weltkätige Geschichte II, 340. Ein gemeiner kaiserlicher Soldat, Johann Schenck aus Bochum in Paderbornschum, ist von König solenne getödtet und bestattet aus die getöthete Gastseite geroutet haben. 35) Gein's III, 240 ff. und Rüks, Geschichte Schwedens, in der Allgemeinen Weltgeschichte LXV, 133 ff. Note 1. 36) Ardenholz a. a. D. I, II. Note (*); doch nennt der hier erwähnte Reichsfürst den Herzog so wenig, als 16 Jahre darnach Gössel. Ph. von Chemnitz, als derselbe sein Werk über den küniglich schwedischen in Teutschland geführten Krieg unter des Reichsfürsten Drenstierma Augen schrieb. Mit einem ähnlichen Gerüchte trug sich auch ein anderer schwedischer Zeitgenosse, Jacob Rubbed, herum und verbreitete dasselbe seinem handschriftlich hinterlassenen Annalen ein. Ardenholz a. a. D.

37) Sentenbergs Fortsetzung der Cäberlin'schen neuen teutschen Reichsgeschichte XXVII. in der Vorrede XX—XXI, als einem Abzuge zu §. 22 dessten Wertes Band 26. Brgal. dagegen Joh. Burth. Wenden's Dissertatio de dubia G. Adolph. Suecorum regis, caede (1721) und in den von dessen Sohne Krieber. Otto Wenden's Dissertationes literariae. (Lipsiae 1734.) p. 112—124.

gebung unter dem Vorwande freiwilliger Kriegsdienste die günstige Gelegenheit dazu abwarten müssen; allein die raffinierte Abtöndung längst vergessener Jugendsfehler noch im reifen Mannesalter durch so vorfällige Lauer, wie dieses Beispiel vermuthen läßt, auf die Probe zu stellen, würde zu jeder Zeit eine fittliche Verbothenheit verrathen, die auch dem lauenburger Fürsten, zumal bei dem Hans Kelmuth, den er besaß, nicht zuzutauen ist, während der wahre Ehrgeiz eines Kriegsfürsten die vorgesetzte Rache niemals in der Weise und so verspätet erbliden läßt, als sie in diesem Falle angebracht wird. Hält man dagegen den Gedanken fest, daß Franz Albrecht empfangener Beleidigungen wegen die kaiserliche Partei verlassen und sich aus Rache an derselben der schwedischen angeschlossen habe, so wäre es unsinnig gewesen, wenn er dieser ihr vornehmsten Haupt vorfällig und gewaltsam entreißen und der ihm verhassten Partei Ursache zum lauten Triumph gegen sich bereitet hätte.

Trotz aller der Ungeheimlichkeiten kam noch 1706 bei der Anwesenheit Königs Karl XII. vom Schweden in Sachsen die Sage von einem gewissen Haus von Hasendorf zum Vorschein, daß dieser selbst, als Leibgarbist im Gefolge des Königs, gesehen haben wolle, wie Franz Albrecht den König erschossen habe, und um das Verbrechen noch zu vergrößern, gab ihm Rawillon späterhin schuld, er habe auch einen kostbaren Edelstein aus dessen goldener Halskette gestohlen. Zwar fanden diese Beschuldigungen noch bei Kundblid historischer Glaubens, sie sind aber so voll Widersprüche mit sich selbst und allen andern Thatfachen, daß sie keine Aufmerksamkeit verdienen, da zumal die besten schwedischen Geschichtschreiber eingestehen, daß gar keine Person unter dem Namen Hans von Hasendorf in der Umgebung ihres Königs vorkomme. Dagegen ist gewiß, daß dieses Verbrechen dem Herzoge von Lauenburg nicht allein schuld gegeben wurde; denn noch drei Puseendorf's Lezeiten bildete man es auch dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Bismar auf³⁸⁾, und gleichzeitig brachte ein vornehmer schwedischer Geistlicher von seiner Reise nach Teutschland die Nachricht aus Raumburg in Thüringen in die Heimath zurück, ein Leibknecht des Monarchen habe das Verbrechen begangen, während dasselbe ziemlich um dieselbe Zeit ein sterbender Landmann in einem fränkischen Dorfe vor seinem Beichtvater auf sein Gewissen nahm, und noch Andere dem Cardinal von Richelieu und dem Vater Joseph vorwarfen, durch einen gedungenen Mörder den König aus der Welt geschafft zu haben³⁹⁾. Späterhin wollte Büsching entdeckt haben, dies habe der Königs eigener Generaladjutant (Sequiter) gethan.

38) Nicht erst 1735 brachte ein castiser Bibliothekar diese Verleumdung an den Tag, wie ich schon früher geglaubt hatte, (sondern schon Konr. v. d. G. Schwarze) mußte darzu und fügte seinem Exemplar von *Liberorum Historia rer. suavorum* (1662) p. 604 folgende Randbemerkung eigenhändig bei: *non qui putant, a solo, quid rex occidit, ignavis oculis, aliis consilio factum putant, et Bernharde Vimariorum impunitum. Et hoc quidem certum est, jam non Germaniae modo, sed etiam Suecia nimium hujus regis potentiam visum fuisse.* 39) *Leibniz's Opera omnia* V, 356.

Aus dem Allen ergibt sich, daß nicht allein bei den Protestanten und den Schweden insbesondere, sondern auch bei den Katholiken ganz verschiedene Gerüchte vom Falle des Schwedenkönigs über ein volles Jahrhundert hindurch im Umlauf waren, und daß vorzugsweise von ersterer Partei diejenigen Sagen sich gehalten wurden, welche den Monarchen von Einem der Seinen, sei's aus Vorfaß, sei's aus Unwissenheit, umbringen lassen; die eine aber hebt die andere immer durch ihre Widersprüche und Ungeheimlichkeiten wieder auf, so daß man in neuerer und neuester Zeit, nachdem die Hissquellen umfangreicher und die Kritik beugener geworden ist, mit Recht an den Auslagen des Pagen Knechtung aus Nürnberg festzuhalten pflegt, welche dieser als letzter Augenzeuge von des Königs Ende vor seinem Tode vor Zeugen abgab, und die im bereits erwähnten Berichte bei Richtigem mit Übergehung einzelner zweifelhafter Nebenumstände vollkommen unterstützt werden⁴⁰⁾. Hiernach ist der König vom Feinde getödtet worden. Auch der Zeitgenosse Gualdo Priorato gedenkt in seinem Werke über jene Ereignisse des Berichtes von diesem Pagen, welchen Gajßen, Spanien und die Prade, gleichfalls als letzten Zeugen von des Königs Tode, in einen Kammerdiener verwandeln, während der Marquis von Montbrun, der damals verwundet in Lügen lag, niemals den geringsten Verdacht von einem Mordmorde vernommen hat. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die Feinde des Herzogs Franz Albrecht in ihrer Beschuldigung gegen ihn aus purer Verleumdung weder den Thatbestand, wie ihn die glaubwürdigsten Berichte geben, noch den Ursprung der Leiche berücksichtigt haben, woraus doch keine Unbefangenen eintrüben mußte, daß Gustav Adolf nicht von Einem, sondern von Mehrern getödtet worden sei. Die königliche Leiche war, nach amtlichen Berichten, mit neun Wunden bedeckt und zu Folge aller andern Berichte ausgeplündert und nach gefunden worden. Zum Ausplündern und zur Hebringung so vieler Wunden gehört Zeit; wäre nun Franz Albrecht der Mörder und Räuber des Königs gewesen, so mußte er jeden Augenblick fürchten, den nachgehenden Smäldanden in die Hände zu geraten, wie denn an jenem Orte, wo der König gefallen war, gleich nach der That ein heftiger Kampf begann, der seine Plünderung für den Augenblick zuließ. Allein Keiner der hohen schwedischen Officiere, die in der Schlacht mit gekochten und Augenzeugen über die letzten Augenblicke ihres Monarchen angehört hatten, glaubten an eine solche Widerthatigkeit des Herzogs. Dieser mußte zwar von der schwarzen Beschuldigung, und was sehr übel auf die Schweden zu sprechen, wie Fraukreuzer berichtet; aber allen dies jetzt bekannt gewordenen Nachrichten zufolge liegt er nicht der Mühe werth, öffentliche Schritte zu seiner Ehrenrettung zu thun. Nur gelegentlich beschwerte er sich und erklärte diese Verleumdung für ein ausgeprägtes Gerücht böser Mägen, an welchen er sich noch vor seinem Tode rächen zu können hoffte⁴¹⁾.

Indessen war sein Betragen seit jenem Ereignisse

40) v. Murr's Beiträge S. 120 ff. a. a. D. III, 120.

41) Nordenholz

nicht von der Art, daß er sich bei den Schweden hätte Achtung verdienen können. Als charakterloser Mann und Glückstücker trat er seit der lüthener Schlacht nur hervor, um die dargebotenen Gelegenheiten nicht zur Verschönerung eines Princips, sondern zur Beförderung seiner äußeren Glücksumstände zu benutzen, und diese Selbstsucht, mit empfindsamem Ehrgeiz und unverkennbarer Gutmuthigkeit verbunden, ohne doch hervorragende Feldherrntalente und Willenskräfte zu verrathen, ließ ihn immerdar ohne Rücksicht leitender sittlich-politischer Grundfälle, nach Parteigetriebe greifen, das ihm einen äußeren Vortheil versprechen zu können schien. Ein solcher Fürst ohne Seelenstärke und darum ohne festen Plan, welcher immer gern da zu weichen bereit war, wo er seine Erwartungen getäuscht fand, und dort, wo ihm neue Hoffnungen schimmerten, willig zugriff, kann unmöglich einen vorzüglichen Noth auf sein Gewissen genommen haben. Er würde leicht in den Fall, an sich selbst Verräther zu werden, gekommen sein; wie er denn durch allseitige Dienstfertigkeit und Liebedienerei die Gelegenheiten zur Verleumdung preisgegeben blieb, ferner unfähig war, einer politischen Partei ausschließlich zu dienen, und weil keine Eitelkeit Nichts verschmerzen konnte, unfähig, sich durch persönliche Opfer eine bleibende Stütze zu erwerben, noch weniger die Rücksicht einer tugendlosen That, zu denen Luth und Ehre gerechnet werden mußten, zur Befestigung und Ehrenrettung für sich heraus zu stimmen. Diese unerkennbar vorwaltende Schwäche des Fürsten aber gab auf der andern Seite bei gütigen politischen Parteilührern zuverlässig einen Hauptgrund ab, seine Unschuld, wenn sie, wie es bei ihm allerdings der Fall war, durch Grundsätze und öffentliche Handlungen nicht folgerecht unterstützt und verwahrt wurde, in die schwärzeste Schuld zu verkehren und ihm da ein Verbrechen aufzulassen, wo der tugendhafte Schein nur den leisesten Verdacht hervorzuheben vermochte. Schon sein erster Schritt nach des Königs Tode, bei Kursachsen, welches den Schweden als heimlicher Anhänger des Kaisers verhasst war, Dienste zu suchen und zu nehmen, war geeignet, diesen Haß auch auf ihn überzutragen.

Durch kein Dienstverhältniß an die Schweden gebunden, konnte Franz Albrecht nach ihres Königs Tode, wenn ihm auch die unmittelbare Abhängigkeit vom Reichskammerlinsien und von den schwedischen Feldherren, deren Stolz er aber gewiß kannte und vielleicht schon empfunden hatte, weder mißfällig noch brüden erscheinen wäre, oder wenn ihre vorausgesetzten Maßregeln zur Leitung des Krieges noch keine Ausnahmen auf seine Berücksichtigung abgesehen hätten, im Grunde ohne Verdacht den Dienst wechseln und sofort zum Kurfürsten Johann Georg von Sachsen deslo arglos übergehen, je eifriger die Schweden selbst dessen Vorforderung damals suchten. Insofern konnte er wohl auch zu denen gehören, welche meinten, daß es mit der schwedischen Herrschaft in Deutschland seit ihres Hergabers Tode auf die Reize gehen werde, und man sich ihnen anschließen müsse, welche für den ersten Augenblick in Johann Georg einen Stellvertreter Gustav Adolfs erkannten und von ihm nur

mehr Alles abhängig glaubten, oder, mit dessen Gesinnungen vertraut, die schwedische Oberleitung der deutschen Angelegenheiten gern verdrängt wissen wollten. Kursachsen und seines Generalleutenants von Arnim Neigung eine dritte Partei zum Nachtheile der schwedischen und zur alleinigen Übernahme einer ungehörigen Vertretung der protestantischen Interessen zu bilden, war kein Geheimniß geblieben; wie leicht konnte Franz Albrecht hoffen, dabei eine Rolle von Bedeutung und Vortheil mit zu spielen? Allein ihm lockte dort noch die Aussicht, das Commando über ein Guirallierregiment, welches durch den zwei Monate zuvor erfolgten Tod des Prinzen Johann Wilhelm von Sachsen-Altenburg erledigt worden war, erhalten, und auf diesem Wege festen Fuß im kurfürstlichen Kriegsdienste fassen zu können; Johann Georg schlug ihm zwar nachmals wider Erwarten dieses Regiment ab, gab es dem jüngsten Bruder des verstorbenen Inhabers, Friedrich Wilhelm, wies den Herzog von Sachsen-Lauenburg aber sofort als seinen Feldmarschall unter die Befehle seines Generalleutenants von Arnim⁴²⁾. Unter solchen Umständen darf man zu glauben geneigt sein, daß Franz Albrecht gleich nach seinem Aufsteigen aus dem kaiserlichen Kriegsdienste seine Berufung dort vorbereitet und zur Vermehrung seiner Kenntnisse im Kriegswesen nur im Vorübergehen den Schweden hatte dienen wollen. Sein Uetritt zu den Sachsen erfolgte in der That auch schon wenige Tage nach Gustav Adolfs Tode und nun so mit den geheimen Gegnern der schwedischen Macht, der sie, um die Gunst des Kaisers wieder zu gewinnen, jedes Hinderniß gern in den Weg zu legen noch jetzt an begonnen, gemeinschaftliche Sache machend, reiste er die Schweden zur nachdringlichen Verlesung, Anzeigen, Beweise und Anekdoten zu erinnern, woraus unzuläugbar hervorgehen sollte, daß er Gustav Adolfs Mörder gewesen sei, da er zumal, was auch den aufmerksamen Beobachtern nicht verborgen blieb, den Schein nicht geffentlich zu vermeiden suchte.

Gleich nach seiner Ankunft in Dresden machte er aus Liebedienerei und kriegerischer Zuverlässigkeit einen gefangenen Diener des Herzogs von Friedland frei, und schickte ihn demselben ohne Abschied mit einem äußerst verbindlichen Briefchen zu, worin er sich erbot, daß er sich glücklich schätzen werde, wenn er ihm mit Weib und Kindern dienen könnte. Unmittelbar nachher wirkte er noch die Freilassung eines gefangenen Oelbalkens desselben bei dem Kurfürsten aus, und sendete ihn gleichfalls zurück⁴³⁾. Dieser Briefwechsel, der sich gleichzeitig in Anekdoten aus Friedensunterhandlungen umwandelte, dauerte zwischen Beiden fort, und Arnim, der in gleichen Absichten unter ebenso auffallenden Verbindlichkeiten mit Waldstein'schen Schritten wechselte, erbrach einst in des Herzogs Abwesenheit ein von jenem an diesen gerichtetes Schreiben, obgleich Beide von vorn herein nicht gut auf einander zu sprechen waren, sondern, wie es scheint, nur

42) Wallenstein's Biographie von Förster S. 441 und Rhezenhiller XII, 60. In der Folge geschickte Johann Georg dem Herzog noch mehrere Briefe, wie sich weiter unten zeigen wird.

43) Förster, Wallenstein's Briefe II, 357 fg.

in dem einen Punkte, wie mit dem kaiserlichen Oberfeldherren der Weg zu Verhandlungen offen gehalten werden könnte, sich übereinstimmend fanden.

Noch im Monat December 1632 ging der Herzog in seiner neuen Eigenschaft als Feldmarschall zum kurländischen Heere in die Lausitz und nach Schleßen ab, wo er von seinem Hauptquartiere zu Chlau aus sofort Rastregeln zur Herstellung der gestörten Einigkeit zwischen ihm und den dort stehenden schwedischen Truppen und zu gemeinschaftlicher Kriegsführung, wie zur Verbesserung der verwilderten Kriegszucht, weniglich ohne besonders günstigen Erfolg, ergriff⁴⁴⁾. Nicht minder schlecht stand es dort um die schwedischen Truppen unter Anführung des Obersten Dumald, welche mit den Sachsen zusammen nicht über 9000 Mann stark waren. Die gesammte Mannschaft litt aus Mangel an guten Anstalten Noth, und weil dieser nicht abgeholfen wurde, giffen auch des Herzogs Mandate nicht durch, während die schwedischen Officiere, mit ihrem Obersten Tag und Nacht befohlen, der Verwüstung des Landes gleichgültig zusehen. Unter diesen Umständen wuchs die Gefahr durch den sich stärkenden Feind in jenen Gegenden von Tag zu Tag; Franz Albrecht betrachtete seine Verlegenheiten dem Kurfürsten und Arnim, allein er erhielt nicht nur keine Antwort, sondern wurde auch noch auf andere Weise gekränkt, so daß er schon um Mitte Januars 1633 mit seinem Abschiede drohte⁴⁵⁾. Inzwischen aber hatte er, wohl eher übel, da ihm die Kaiserlichen unter dem Grafen Gallas, nach verschiedenen, mit abwechselndem Glücke besetzten Streitzügen, auf den Hals zu kommen drohten, Beistand bei dem ihm verhassten Dumald suchen und denselben gegen das wiederholte Versprechen der Quartierleistungen annehmen müssen. Beide drängten sodann den Feind von Grotkau nach Reife zurück und nahmen Krieg, geriethen aber bald durch Arnim, der schon am 19. Jan. (a. St.) bei der Armee erschienen war, wegen der Meute und anderer gegenseitig einräumender Vorzüge in Wirthelichkeiten, deren Grund sich immer wieder in der Frage auflöste, wem von beiden Theilen die Oberleitung des Krieges zustehe. Weil hierin nun Niemand dem Andern nachgeben wollte, die Sachsen daneben überdies noch in Verdaß geriethen, die Schweden unter ihre Fahnen ziehen zu wollen, so stand dieser ärgerliche Zwist natürlich dem geordneten Fortgange der Waffen im Wege, worüber Arnim abermals das Heer verließ und nach Dresden zurückkehrte⁴⁶⁾. Hier suchte er den Kurfürsten zur Geneigtheit für Unterhandlungen mit den Kaiserlichen empfänglich zu machen, und ließ darüber den Herzog Franz Albrecht ohne Berhaltungsbefehle in Schleßen. Dieser verlegte sein Hauptquartier nach Schweidnitz, verglich sich mit den schlesischen Ständen wegen Verpflegung seiner Truppen, konnte aber seit der Ankunft des Grafen von Thurn, wie wol Dresdens eine beständige Erklärung darüber ab-

gab, neuen Verwirrungen nicht vorbeugen. Franz Albrecht blieb mit seinem schönen Volke, zu demen sich die Brandenburger hielten, im Ganzen unthätig, und setzte sich dadurch nur der eigenen Schwächung aus; denn der Handschlag, den er am 21. März gegen die Kroaten zu Frankenstein mit Glück ausübte, brachte ihm keinen Vortheil, und in dieser Wehrlosigkeit sah er sich mit dem zurückgelassenen Versprechen, unter jedweder Bedingung in einigen Tagen wieder bei der Armee zu sein, genöthigt, dem Prinzen Ulrich von Dänemark einthweilen den Heersbefehl zu übergeben und den 9. April nach Dresden zu reisen. Eine bereits sichtbar gewordene Schonung zwischen dem Kaiserlichen und Sachsen ließ die Schweden vermuthen, daß unter den Feldherren beider Theile ein vertrauliches Verhältniß obwalte, wie denn damals schon Gerüchte von einer Kesselschlung Arnim's und Franz Albrecht's umflogen⁴⁷⁾.

Bei ihrer persönlichen Wiedererscheinung in Schleßen erhob sich wegen des Oberbefehls über die vereinten schwedisch-sächsischen Truppen, von welchen die ersten nur ein Drittel der Gesamtmasse ausmachten, mit dem Grafen von Thurn ein so verderblicher Streit, daß es zum offenen Bruche zwischen ihnen gekommen sein würde, wenn nicht Franz Albrecht vermittelnd dazwischen getreten wäre⁴⁸⁾. Mittlerweile war der Herzog von Friedland selbst mit Verlastung bei Gallas zu Reife eingetroffen, und bedrohte Schweidnitz mit überlegenen Streitkräften. Da stellte sich ihm Arnim zwar mit dem vereinigten Heere 8—10 Tage gegenüber, allein Friedland suchte keine wahre Entscheidung mit den Waffen, sondern begnügte sich, nachdem er am 19. Mai des Nachts aufgedrungen war, bloß mit der Erstürmung von Nimtsch. Hieraus nahmen die Heere wieder eine feste Stellung gegen einander auf mehr denn acht Tage ein, und Friedland leitete, da schon ein Gerücht von ihm sagte, er stehe schlecht mit dem kaiserlichen Hofe, mit Arnim, der ihm gesällig entgegenkam, mit Burgdorf und dem schwedischen Obersten Sefyna Raschin eine persönliche Unterredung ein, welche, nachdem sie zu Stande gekommen, einen Waffenstillstand von 14tägiger Dauer zur Folge hatte. Ob und wie viel Franz Albrecht dabei theilhaftig gewesen sei, ist nicht bekannt, doch glaubte man von ihm, daß er Baldstein versprochen habe, es mit ihm zu halten und um alle seine trügerischen Geheimnisse wisse. Auch ist erwiesen, daß der Herzog um dieselbe Zeit, als Graf Kinckel die bekannten vertraulichen Eröffnungen Baldstein's dem französischen Botschafter Feuquieres zu Dresden machte, bei diesem Franzosen durch den Baron von Etrop (? Etrot) die schon zu Anfange Aprils 1633 ge-

44) Ghemnich, Schwedischer, in Deutschland geführter Krieg I, 400 ff. Ehrenhiller XII, 66 ff. und 370 ff. 45) Meistensche Biographie des Herzogs S. 441. 46) Ghemnich a. a. D. II, 55 und 57 ff., nebst Arcenzpütz a. a. D. III, 82 ff.

47) Ghemnich II, 57 ff. 97 und 111 ff., und Pisenbortz V, 26 und 48. Die Franzosen glaubten, daß der Kaiser auch ausserdem noch ergiebige Schätze im kurländischen Warze habe. Nach Kiecius a. a. D. S. 514 ff. sah allerdings noch ein Rathgeber in des Kurfürsten Johann Georg Cabinet, welcher dem Herzoge den Friedland wohlwollte und dessen verdächtige Pläne gegen den Kaiser unterstützte, um dadurch dessen Macht für die Protestanten minder gefährlich, wenn nicht unschädlich, zu machen. 48) Arcenzpütz S. 97 und Ghemnich II, 152.

gen den Residenten Duhamel geduldeten Wünsche eines Dienstwechsels von Reum zur Sprache bringen ließ, weil er mit dem sächsischen Kurfürsten und dessen Vbergeneral in einen verbriebsigen Zweifelpakt gerathen war⁴⁹⁾. Er beabsichtigte nämlich, entweder ganz von den Franzosen, oder von Waldstein, wenn dieser mit dem Kaiser brechen und mit Frankreich in Verbindung treten würde, abzuhängen. Diese Letztere aber fand man aus vielen Gründen bedenklich und seiner Aufnahme in den offenen Dienst Ludwig's XIII. standen, obgleich er seinen Eigenschaften und Talenten nach sehr empfehlenswerth erschien, mancherlei Schwierigkeiten im Wege, besonders der Umstand, daß man es mit den Schweden, die ihn für den Mörder ihres Königs hielten, verderben werde. Wegen Waldstein's indeß, bei welchem der Fürst gut fand, hielt es Feuquieres für gerathen, ihn zu gewinnen und sich seiner bei demselben zu bedienen⁵⁰⁾. Doch kam es nicht dazu, weil der Herzog von Friedland für Frankreich zu fein und zu glücklich unterhandelte. Der König hingegen, mit diesem Vorschlage zufrieden, ließ den Fürsten, nachdem derselbe durch Sirot später hatte erklären lassen, daß er sich mit Arnim wieder ausgehört habe, seinen Schutz und ein Jahresgeld von 18,000 Livres unter der Bedingung hoffen, wenn er sich zur protestantischen Partei halten wolle.

Mittlerweile hatte der Herzog von Friedland mit Kurfürsten, Brandenburg und Schweden, fast unter gleichen Bedingungen, ebenso glücklich verhandelt, als mit Frankreich. Die von Dänemark nämlich eröffneten und vom Kaiser gebilligten Friedensverhandlungen benutzte er, um der Schwede seiner aus unerhörten Zugeständnissen beruhenden Capitulation, die er im Frühjahr 1632 dem bedrängten Kaiser abgenötigt hatte, dazu, um jedem dieser Staaten höchst ungleiche Vergleichsvorschläge zu machen. So bot er jenen beiden Kurfürsten ein Bündniß an, die Schweden aus Teutschland zu treiben, gleichzeitig aber auch diesen, im Vereine mit ihnen, den beiden Kurfürsten und Frankreich den Kaiser und den Kurfürsten von Baiern zum Frieden zu zwingen, während teutsche, französische und schwedische Nachrichten noch hinzuzufügen, daß man ihm dafür die böhmische Königskrone vergönne. Ein Bruch mit Ferdinand II., seinem Wohlthäter, schwammte durch das ganze trügerische Gewebe seiner nachsichtigen, tiefsehbenden Politik, und umlaufende Gerüchte sprachen laut davon. Kurfürsten, von ihm durch

seinen, damals in Dresden lebenden, Vertrauten, den böhmischen Grafen Kinstö, und andere Gesandte bearbeitet, ging auf fast alle seine Vorschläge ein, brach aber nebst den andern Bündetgenossen, deren Laubern ihm mißfiel, die Verhandlungen wieder ab, als er plötzlich unerträgliche Forderungen an sie stellte. Der Krieg begann also aufs Neue; die Kaiserlichen griffen Schweden heftig an, die Verbündeten entsetzten den Plag, und beide Theile bezogen nach einigem fruchtlosen Umrheirhen in der Nähe gedachter Stadt ein festes Lager, worauf Friedland, dem Kaiser und Baiernsfürsten zum Troste, neue eigenmächtige Versuche zur Fortsetzung friedlicher Unterhandlungen machte. Diese gelangten ihm auch, und im August wurde eine zweite Waffenruhe von vier Wochen abgeschlossen.

Während dieser Zeit kamen dieselben trügerischen Vorschläge wieder zur Sprache, und Waldstein's Groll gegen den Kaiser trat, wie sein Plan, sich des kaiserlichen Heeres zu einer Vereinigung mit den Evangelischen ganzlich zu verschern, immer deutlicher hervor; da aber demselben des schwedischen Reichsfeldmarschalls Bedenkslichkeiten hindertlich waren, wünschte er am Ende nur einen Sonderfrieden mit Sachsen und Brandenburg gegen Schweden, worauf ihm Franz Albrecht, welcher mit Arnim von alen seinen Entschlüssen am Besten unterrichtet war, mit Empfindlichkeit erwiderte, daß es nicht rechtlich wäre, wenn man die Schweden, die doch, wie Andere, auch Mißheiser wären, vom Frieden ausschließen wollte. Indessen hatte im Laufe dieses, wie des vorigen Stillstandes der vertrauliche Verkehr zwischen den Officieren beider Heere stattgefunden, und Franz Albrecht war fast alle Tage ins kaiserliche Lager gekommen, und hatte sich manchen Rausch an der gastfreien Tafel des Herzogs von Friedland getrunken⁵¹⁾.

Mit Anfange Octobers brachen gleichwohl die Feindseligkeiten wieder aus. Bald darnach führte Friedland, nachdem seine Feindbewegungen die sächsischen Generale verleitet hatten, den Kurfürst durch Eilmärsche gegen seinen feindlichen Einbruch zu dröhen, den bekannten Handstreich gegen die verlassen und auf die Sachsen äußerst erbitterten Schweden unter Burn bei Steinau aus, machte sich auf diese Weise zum Meister von fast ganz Schlesien, und öffnete sich den Weg nach Berlin. Aber nach der Raufsch ausgebrochen und im vollen Siegeslaufe begriffen, ließ er plötzlich den Herzog von Sachsen-Lauenburg und den kurbrandenburgischen Obersten von Burgsdorf gegen Ende Octobers wiederum zu sich einladen und nach ihrer Erscheinung seinen Vorschlag erneuern, die beiden protestantischen Kurfürsten mit dem Kaiser zu verbünden, wozu er Franz Albrecht's Vermittelung verlangte. Hierzu überreichte er ihm den Entwurf zum Vergleich, damit beide Kurfürsten denselben unterzeichnen und darauf die Vereinigung ihrer Waffen mit den Kaiserlichen unter des Friedländers Oberbefehl zur Vertreibung der Fremden von des Reiches Boden und zur Herstellung des Friedens beschließen sollten. Franz Albrecht, vom Hass gegen die

49) Dieser Sirot ist identisch der Liebhaber Franz Albrecht's, von dem ich oben die Rede und seit einem Jahre von diesem aufgedeckt worden war, nach Aufschluß zurückzuführen. Dies war auch im Frühjahr 1633 geschehen und Desmarets sollte ihn zur Armer nach Schlesien geschicken. Vergl. seine Mémoires I, 195—202. Inwiefern er bei Feuquieres Sirot und seiner früheren Dienste im kaiserlichen Heere weit dort auch gedacht; da aber die Despatches dieser Diplomaten ziemlich lüderlich und besonders die Personennamen meistens fehlerhaft abgedruckt worden sind, so steht zu vermuten, daß Sirot für Sirot geschrieben worden ist. Sirot selbst selbst, daß er für Franz Albrecht eine vollkommen Geschichte geschrieben sei. Über ihn vergl. noch Waldstein's Brief von Fürker herausgegeben III, 296, wo er Baron de Eppe genannt wird. In einer Urkunde bei Xretin's II, 104 wird er Barone di Scyda (S) genannt. 50) Feuquieres a. a. O. I, 267.

Z. Gesch. d. d. u. S. Gesch. Quellen. XLVIII.

51) v. Xretin's Waldstein (1846) S. 102. Note 1.

Schweben endlich überwunden, ging jetzt darauf ein, konnte aber die Genehmigung beider Kurfürste, wenigstens des brandenburgischen, nicht erlangen⁵³⁾. Von nun an wurde, je deutlicher Baldftein's Absichten, als selbständige Macht dem Kaiser gegenüber hervorzutreten, in die Augen leuchteten, das Gerücht lauter und allgemeiner, daß dieser Herzog und Arnim im besten Einverständnisse mit ihm lebten; und je verdächtiger dieser am kaiserlichen Hofe erschien, desto geneigter zeigten sich Viele zu der Meinung, daß die drei Fürstlichen unter dem Vorwande Frankreichs eine Umwandlung der deutschen Reichsverhältnisse im Sinne hätten, wie sie schon zu Gustav Adolph's Zeiten unter dessen Mitwirkung entworfen, zur Sprache gekommen war. Und diejenigen, welche Arnim und Franz Albrecht für unersättlich und eigennützig hielten, zweifelten an deren Theilnahme nicht. Man fand nämlich nach Baldftein's Ermordung zu Eger unter dessen Papieren einen Plan, wonach König Ludwig XIII. römisch-katholischer König, Baldftein König von Böhmen, Franz Albrecht Kurfürst von Sachsen, Arnim Kurfürst von Mainz, Herzog Bernhard Kurfürst von Baiern, Jörn Kurfürst von Trier, Gallas Herzog von Mecklenburg u. s. w. werden sollten, während im kaiserlichen Heere blos das Gerücht ausbrach, daß Baldftein Böhmen und Nahrung für sich behalten wolle, Kurfürsten dem Herzoge Franz Albrecht und Arnim Kurbrandenburg zugebacht habe⁵⁴⁾. Sonach, sprachen kaiserliche Officiere, beabsichtigten letztere Beide mit jenen Kurfürsten zu verfahren, wie der Herzog von Friedland mit dem Kaiser. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so ist wenigstens unabweislich, daß beide sächsischen Generale die friedländischen Pläne unter dem Diktand der Friedensverhandlungen begünstigten, in Baldftein's nachsichtige Ränke zuweilen eingeweiht waren, sich zu dessen Unterhandeln fort und fort gebrauchen ließen, und dadurch allen Glauben bei den Bessergefinten verloren.

Inzwischen fuhr der Herzog von Sachsen-Lauenburg fort, Kurfürsten, das allerdings große Neigung dazu zeigte, und Kurbrandenburg für die friedländischen Pläne zu stimmen, und gebrauchte dazu, besonders am berliner Hofe, nicht die solidesten Mittel, worüber Kurfürst Georg Wilhelm verbindlich, seine Truppen dem sächsischen Obercommando entziehen wollte. Friedland rächte das Zaudern dieser Hölse durch Verwüstung der Mark und Lausitz, und zog alsdann, nachdem er diese Landtheile, wie auch Schlesien, mit Truppen nach des Grafen Gallas Befehlen verwahrt hatte, den Rest seiner Armee nach Böhmen zurück, wo er zu Pilsen sein Hauptquartier aufschlug, laute Klagen gegen den Kaiser, der in ihm endlich einen gefährlichen Nebenbuhler erblickt hatte, über Verletzung

seiner monströsen Capitulation erhob, die Aufseherungen zur Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen die Schweden in der Oberpfalz, sowie zur Verlegung seiner Winterquartiere in feindliche Länder rund abschlug, und da es an schweren Beschuldigungen gegen ihn am kaiserlichen Hofe nicht fehlte, mit Niederlegung seines Commandos abgab, wie mit seiner persönlichen Entfernung aus den kaiserlichen Staaten drohte⁵⁵⁾; insofern aber auch von Fortsetzung der Friedensversuche, weil er sich in diesen Verhandlungen einer Ubertreibung bewußt war, und darin die sicherste Quelle zur Sättigung seiner Ruhmsucht erkannte, in vorzüglicher Weise sprach, und dazu den Bruder Franz Albrecht's, Herzog Franz Julius (s. d. Art.), welcher in kaiserlichen Hofdiensten stand, anempfahl, wenn er auch denselben, unter dem Vorwande heftiger Gichtschmerzen, persönlich zu sprechen Anstand nahm, als er sich in seinem Hauptquartier einfand. Franz Julius erhielt allerdings, während Gallas in Schlesien Auftrag erhalten hatte, mit Franz Albrecht in Friedland's Namen allerlei wichtige Dinge zu besprechen⁵⁶⁾, vom Kaiser die Vollmacht, mit den beiden protestantischen Kurfürsten in Unterhandlung zu treten, aber auch dieselben bedacht, wenn sie es wünschten, an den Herzog von Friedland zu weisen, obgleich Ferdinand II. damals ziemlich fest entschlossen war, seinen Oberfeldherrn abzusetzen, weil er mit seiner Umgebung die Meinung theilte, dieser arbeite mit Arnim im Stillen am Untergange seines Hauses. Aber aller Bestürmungen von Außen ungeachtet betrieb er die Ausführung dieses Vorsatzes fast zwei Monate lang mit solcher Behutsamkeit und Vorsicht, daß bis jetzt noch keine genügende Aufklärung darüber gegeben werden kann. Soviel ist gewiß, die geheimnißvollen Maßregeln seiner Ränke hatten ihren Grund lediglich in der Befürchtung, Friedland werde in seiner Arme hinlänglichen Schutz finden, wiewol er sich durch tyrannische Strenge einen großen Theil derselben und viele Officiere bereits entfremdet hatte, und drei seiner vornehmsten Officiere Verräther an ihm waren. Während man nun die Generale vorerst einzeln zu gewinnen sich bemühte, Friedland dagegen bei Todesstrafe verbot, den unmittelbaren kaiserlichen Befehlen zu gehorchen, und seine Anhänger äußerten: der sei ein Schelm, welcher länger dienen wolle, wenn ihr Generalissimus abtanken müsse, machte man Versuche, so durch den Vater Quirina, den Reichstrater der Königin von Ungarn, Baldftein zur freiwilligen Niederlegung seines Feldherrnstabes zu bewegen. Dieser jedoch schlug das Aninnen bald ab, bald nahm er es zu Gunsten des Königs von Ungarn unter Bedingungen an, die ihn noch ein ganzes Vierteljahr und darüber im Besitze der unbeschränkten Militairherrschaft lassen sollten; versäumte aber nicht, sich die meisten hohen Officiere durch einen Revers zu unbedingtem Gehorsam zu verpflichten, wobei auch Franz Albrecht mit thätig gewesen sein soll, wie Feinde von ihm versichern; es scheint dies aber eine Verwechslung mit seinem Bru-

53) Ehrenh. II, 273 fg. und Pufendorf V, 102, nebst Wallenstein's Biographie von Förker S. 281. Zu Folge der Urkunde bei Förker a. a. O. S. 455 war Oberst Bangehoff mit Ungarn und die Verhandlungen wurden zu Merseburg bei Hoffen gesessen. Vergl. besonders noch Freytag a. a. O. II, 137 und 146 fg. 54) Xetin S. 154 und Förker, Wallenstein's Briefe III, 293 und a. m. a. St. Dergleichen Projekte zur Umwandlung der deutschen Reichsverfassung waren noch mehr in Umlauf, so z. B. bei Riccio a. a. O. S. 271.

54) Baldftein gab wiederholt vor, sich nach Hamburg oder Danzig in den Privatstand zurückzuziehen zu wollen. 55) Freytag a. a. O. II, 107.

der Julius Heinrich (s. den Art.) gewesen zu sein. Als sich nun Herzog Franz Julius von Sachsen-Lauenburg in der angegebenen Absicht an die kurfürstlichen Höfe begab, lud Friedrich dessen Bruder Franz Albrecht zu sich ein. Dieser sprach zwar im Namen gedachter Kurfürsten von Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen und von Beförderung der Ansprüche des gestifteten päpstlichen Kurhauses, zu deren Verwirklichung am berliner Hofe ein neues Project entworfen und von Franz Albrecht gebilligt worden war⁵⁷⁾; unmöglich aber konnte jetzt bei Waldstein, da dessen Vereinigung mit dem Kaiser täglich zu einem gewaltsamen Ausbruche heranreife, die Rede von einer Art Frieden sein, zu welcher sich Ferdinand Hoffnungen machen wollte; denn Waldstein bezugte die wieder in Gang gebrachten Verhandlungen nur dazu, um den Feinden seines Kaisers nach allen Richtungen hin ganz entgegengesetzte Anträge zu machen. Ausser Franz Albrecht ging der kurfürstliche Oberst von Schlieffen bei ihm ab und zu. Graf Kinsky, der sich seit Anfange Januars 1634 im Hauptquartiere zu Pilsen eingefunden hatte, nahm mit Eifer und Eile die Versuche zu einer subdiarischen Verbindung Waldstein's mit Frankreich, die zugleich dessen Erhebung auf den böhmischen Königsthron bezwecken sollte, wieder auf, und trat auch in persönliche Unterhandlung mit Herzog Bernhard zu Regensburg, um diesen, wie man sagt, zu neuen Angriffen auf die bairischen und österreichischen Erblande zu reizen. Kurz es geschah unter der Hand mehre Zubezeichnungen, welche in der That auf Verwirklichung der schon im Sommer 1633 ruckbar gewordenen Anschläge wider den Kaiser Schlieffen ließen; und wenn dieser davon unterrichtet, gleich seit dem 24. Jan. 1634 allen Officieren in Waldstein's Armee außer Terzä und Tiow verzieh und seinen Oberfeldherren insgeheim für abgesetzt erklärte, aber dennoch drei volle Wochen noch aus Zaghaftigkeit mit ihm in äußerlich freundschaftlichem Briefverkehr blieb, so säumte auch dieser nicht, das trügerische Spiel unter derselben Maske fortzusetzen. Er wählte für die Friedensverhandlungen Feileritzg zum Congreßorte, foderte vom Kaiser, mit dem zu brechen es doch sein ernstster Voratz, und dem er vor Wien mit der Armee unter das Angesicht zu ziehen entschlossen war, einen Zeugen dazu, und sandte den Herzog Franz Albrecht an beide Kurfürste mit dem Auftrage zurück, ihre Bevollmächtigten ebenfalls dahin zu senden; da aber die Anträge vom Ausschusse der Schweden sprachen, erhob Kurlandenburg Schwierigkeiten dagegen, Kurfürsten aber, jedenfalls, wenn es nicht getauscht war, tiefer in Waldstein's Verstellung eingeweiht, setzte die geheimen Verhandlungen fort, und hoffte auf diesem Wege dem Kaiser am leichtesten Abbruch thun zu können, während Brennfierna darauf auf eine List zur Trennung der evangelischen Bundesgenossen schloß. Unter diesen höchst zweideutigen Umständen erschien Franz Albrecht, der offenbar das Wahre hinter der Verstellung erkannte und davon unterrichtet war, am 1. Febr. 1634 übermals bei Friedland mit der Nachricht von der bald-

gen Ankunft Arnim's, den sich dieser ausdrücklich erbeten hatte, und des kurlandenburgischen Grafen von Schwarzenberg als Friedens Bevollmächtigter ihrer Höfe; weil er aber den Herzog von Friedland krank antraf, konnte er nur eine Viertelstunde mit ihm sprechen. Darum erschien er, dem Generalleutnant von Arnim, dessen Abreise von Dreßden sich bis zum 27. Febr. (a. St.) verzögerte, vorangehend in die Mitte Februars nebst dem Obersten Schlieffen wiederum zu Pilsen, und trat jetzt erst mit der wahren Absicht öffentlich hervor, auf welche er gewis schon vorbereitet oder für dieselbe doch aus gleichem Pulse, wie Waldstein, gegen den Kaiser getrieben, stets geneigt war, wenn sie nicht schon mit dem geheimen Gewebe jener trügerischen Friedensunterhandlungen in enger Verbindung stand, wovon auch das kurfürstliche Cabinet Kenntniß haben mochte. Arnim gefand wenigstens bald danach dem von Feuquière abgeordneten Edelmann, daß er zur Rettung und Unterstützung Waldstein's Kollimationen gehabt habe, und die Folge lehrte, daß er von den Kaiserlichen geübt und verfolgt wurde.

Herzog Franz Albrecht übernahm am 18. Febr. von Waldstein, welcher die Größe seiner persönlichen Gefahr noch nicht begriff, den Auftrag, Herzog Bernhard zu Regensburg um Beistand zu bitten, und den Obersten Schlieffen, welchen jener an Schaffgotsch und Grafen Colredo nach Schlesien folgenden Tages sendte, gab er Pässe und Verhaltungsbefehle an die Commandanten zu Breslau, Brieg und Oppeln in der Absicht mit, daß sie den Unternehmungen Schaffgotsch's Beistand leisten sollten⁵⁸⁾. Andere Boten gingen gleichzeitig an Arnim zu Dreßden, an den Pfalzgrafen von Wirtensfeld in der Oberpfalz, an den französischen Botschafter zu Frankfurt und an den schwedischen Reichstanzler ab. Von ihnen Allen aber wurde Schlieffen unterwegs aufgefangen und als gefährlicher Beförderer der Waldstein'schen Verschwörung zu Prag eingesperrt. Franz Albrecht gelangte zwar am 21. Febr. glücklich nach Regensburg mit einem Passe des Friedländer's, es fielen aber inzwischen Dinge im kaiserlichen Heere vor, die nicht verzwiegen blieben und seinen Auftrag erschwerten; denn Galas, Piccolomini und Altringer hatten auf gemeinschaftliche Abrede die meisten Generale und Regimentsobersten, sowie die Stadt Prag, dem Kaiser versichert, und waren entschlossen, den Generalissimus zu Pilsen durch Ueberraschung gefangen zu nehmen, oder aus Böhmen hinaus zu jagen. Zwar brachte dieser unter Rathseuerungen, Nichts gegen den Kaiser und die katholische Religion unternehmen zu wollen, am 20. Febr. für den Augenblick nochmals eine schriftliche, unbedingte Unterwerfung der bei ihm weilenden 29 Officiere, darunter Julius Heinrich, Franz Albrecht's Bruder, der vornehmste war, zu Stande, aber bald verließen auch diese ihn zum großen Theile, und eilten, sich bei dem Kaiser zu entschuldigen; denn nach allen Seiten hin waren Vertheile ergangen, Waldstein's Einfluß auf die Truppen zu vernichten, und dessen Verfügungen, nur ihm,

57) Rhevenstiller XII, 1150 fg. und Xetia a. a. D. S. 143.

58) Xetia post III, 120.

Terzja und Slow zu gehorchen, die Kraft zu benehmen. Auch erklärte Kaiser Ferdinand zu Wien gleichzeitig seinen Generalissimus öffentlich für einen Verräther, und traf Anstalten, dessen Güter einzuziehen. Die in Prag versammelte Truppenmasse, welche dieser in Kurzem dort persönlich müssen wollte, entschied sich ebenfalls für den Kaiser, wovon er aber erst Nachricht empfing, als er eben dorthin aufbrechen wollte. Da verließen ihn, bis auf wenige Getreue, Alle, die bisher noch zu ihm gehalten hatten, auch seine Diener und Officiere ließen oder schlichen sich davon, und die Städtewächter der Artillerie rissen mit den Pferden aus. Jetzt erst begreift er die nahe Gefahr, in der er schwelte, und sich in Pilsen nicht mehr sicher glaubend, brach er am 22. Febr. des Morgens von da nach Eger, um der böhmischen Grenze nahe zu sein, auf, unter der Bedeckung von nicht mehr als zehn Compagnien Reiter, von welchen aber auch die Hälfte ihn zu Kuttienplahn schon wieder verließ, und 200 Dragonern. Gleichwohl hielt sich der Unglückliche hier, wo er den 24. Febr. Abends anlangte, so sicher, daß er glaubte, dochselbst das Ende der Verhandlungen mit Bernhard von Weimar, mit Arnim und dem Markgrafen Christian von Brandenburg-Eulmbach, die von Neuem mit Eilboten beschied wurden, abwarten zu können. Keiner von ihnen aber war so schnell bereit, ihm in der großen Noth beizustehen. Herzog Franz Albrecht, der durch Eilboten mit dem Feldmarschall Slow in vertrauter Verbindung geblieben war, hoffte in der Meinung, er stehe mit Bernhard in gutem Vernehmen, bei demselben Gehör zu finden, mußte aber, da dieser doch Schwierigkeiten erhob, alle Künste der Beredsamkeit aufzubieten und die lockendsten Versprechungen machen, bevor er nur irgend ein Zugeländnis zur Rettung seines bedrängten Freundes erlangen konnte. Das Benehmen Waldstein's im J. 1633 hatte ihm freilich das Vertrauen geraubt, der Herzog von Weimar fürchtete bald Hinterlist und Trug, bald gänzliche Ohnmacht in den Vorschlägen desselben. Auch in der Unterzeichnung der Derssen zu Pilsen, die ihm Franz Albrecht im Originale vorzeigte, las er so wenig, als in dem Gerüchte, Friedland wolle seine Religion wechseln, irgend einen Bestimmungsgesund zur Zufolge seines Beistandes: erst als ihm Frankfurt an der Oder und Landberg, an welchen Städten dem Reichsfeldzeuger viel gelegen war, als Unterpfand für die Schweden angeboten wurden, Slow eine persönliche Unterredung von ihm verlangte, und Eilboten auf Eilboten die dringlichsten Aufforderungen brachten, sein Kriegssohl an die böhmische Grenze zu führen, und Pilsen, Riez und Eger zu besetzen, willigte Bernhard ein, Waldstein's Uebertritt zur evangelischen Partei zu begünstigen, sobald sich dieser gegen den Kaiser öffentlich erklärt haben werde, und sagte auch die vorläufige Besprechung mit Slow zu. Allein seine Anstalten zur Verwirklichung dieser Zusage wurden jauchend gestossen, und da auch Generallieutenant von Arnim, der inzwischen durch Franz Albrecht von Regensburg aus zur Eile getrieben worden war, mit seinem Auftruche von Dresden nach Zwissau jogerte, so fiel Waldstein mit vier seiner Getreuesten am Abende des 25. Febr. unter den Mordstreichen Dezer, welchen er sich

anvertraut hatte. Die Briefe des Herzogs von Lauenburg, welche die Mörder Buttler und Gordon bei dem erschlagenen Slow fanden, und diejenigen, die sie bald nachher noch auffingen, unterrichteten diese von allen Unterhandlungen und Beschlüssen zu Regensburg, sowie von Franz Albrecht's Rückkehr nach Eger. Sofort erhielt der Commandant zu Lachau Befehl, ihm aufzusitzen zu lassen, während der von ihm gewünschte Trompeter ihm im Namen Friedland's auch entgegen geschickt wurde, um ihn auf verstellte Weise desto leichter gefangen nehmen zu können. Gleichzeitig ging Lieutenant Moser mit einer Reiterabtheilung von 60 — 100 Mann nach der Grenze in verschiedenen Richtungen, um des Herzogs Rückkehr zu erspähen. Dieser, von dem Morde zu Eger Nichts ahnend, fiel am 27. Febr. bei Tirschenreut jenem Officiere, der sich mit seinen Reuten für Terzja'sches Volt ausgab, in die Hände. Der Herzog soll sich unter Schmähungen gegen den Kaiser ihm offenbart haben, und erst bei Walsbachen, wo sich Moser erst vor nachfolgenden Schweden sicher glaubte, legte dieser die Maske ab, und nahm ihn mit vorgehaltenen Gewehren gefangen. Franz Albrecht hatte bloß zwei Diener und den Rittmeister von Böning zu seinem Gefolge. Auf die Nachricht von Friedland's und seiner Getreuen gewaltsamem Ende erbeute der Fürst, und bot dem Officiere zu seiner Bestreitung 1000 Dukaten, ein Gut, das ihm umlängst der Kurfürst von Sachsen geschenkt hatte, und Beschlöberung in der sächsischen Armee; da Moser aber nicht darauf einging, verlangte er zum Generals lieutenant Gallas nach Pilsen und nicht nach Eger zu Buttler und Gordon geführt zu werden. Auch dies wurde ihm abgelehnt. In Eger angekommen, erlitt er zwar das Schicksal seiner Freunde nicht, obwohl er es befürchtet haben mochte, allein man zeigte ihm doch ihre Leiden. Unerbürte Nachrichten sehen hinzu und Pilsendorf sagt es nach, man habe ihn gezwungen, einen Brief an den Herzog von Weimar zu schreiben und denselben zur schleunigen Reise nach Eger für wichtige Reichsangelegenheiten aufzusondern, während gewiss ist, daß dieser sich vergebens bemühte, ihn mit den Waffen in der Hand zu befreien; ebenfalls ist gewiss, daß Franz Albrecht sich unerschrocken vertheidigte, mit Vorzeigung seiner Pässe vorgab, daß seine Reisen die Friedensverhandlungen bezweckten, wozu selbst Waldstein vom Kaiser bevollmächtigt gewesen wäre, und er nicht hätte errathen können, daß jener von diesem abgesetzt worden sei. Kurz er sparte Nichts, um die Keindheit seiner Gesinnungen darzulegen, und schrieb auch an den Kurfürsten von Sachsen, denselben um eine Auswechselung bittend; allein dieser Brief, wie ein spärterer, wurde zurückgehalten, und der Herzog nach Verlauf etlicher Tage (den 1. März) mit den Leichen der fünf Ermordeten nach Riez, wo die zurückblieben, und er allein zu Gallas, wo er wiederholt verlangt hatte, nach Pilsen gesendet. Acht Tage nachher führte ihn auf des Kaisers Befehl eine starke Bedeckung mit scharfen Ritterschritten für seine Verwundung von hier nach Wien ab. Hier wurde er sorgfältig verwahrt, von seiner Dienerschaft getrennt und auf eine Weise behandelt, die vermuthen ließ, daß man durch ihn die ganze Grundlage der Waldstein's

schen Verschwörung und die sie begleitenden Umstände würde erfahren wollen. Allein der Herzog ließ, obgleich die Nachricht von Schlieffen's Gefangenschaft ihn Anfangs beflüßelt gemacht hatte, Nichts auf sich kommen, und beauptete fest, nur als Friedensvermittler, wovon der Kaiser getuscht, und wozu dieser Friedlands bevollmächtigt hatte, zu Pilsen und Regensburg gehandelt, auch Nichts von des Letztern Verrätherlei und Absehung gewußt zu haben, daher ihm durch die Gefangenschaft Unrecht geschehe. Gleichwohl hielt man die Ansicht fest, daß er und Arnim von allen Plänen Friedland's genau unterrichtet gewesen wären und mit denselben ähnliche verrätherische Absichten wider die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg verbunden hätten, wie sie Waldflein gegen den Kaiser im Sinne gehabt hätte. Gallas und andere hohe Officiere berichteten dem Kaiser mit solcher Bestimmtheit davon, daß dieser auch sofort Anstalten traf, jene beiden Kurfürsten über die Treulosigkeit ihrer Generale durch eine vertraute Person unterrichten zu lassen, während zu Prag und Pilsen das Gerücht umlief, Johann Georg von Sachsen wisse schon darum, und wolle auch deshalb seinen Generalleutnant beim Kopfe nehmen; allein Arnim blieb unter allgemeiner Befürzung des dresdener Hofes über die Verteilung der Waldflein'schen Anschläge auf seinem Posten, und das kurfürstliche Feldmarsschallant bekam einwilligen Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg.

Um den Herzog Franz Albrecht zu den gewünschten Gesandnissen zu bringen, schlug man dem Kaiser vor, seine Diener und insbesondere den Rittmeister von Hönning und Henning, welcher um alle Tractaten wisse, durch scharfe Mittel ins Verhör zu nehmen. Ob dies geschehen sei, weiß man bis jetzt nicht; dagegen wurde des Herzogs Bruder, Julius Heinrich (s. d. Art.), der gegen alle Warnungen bis zum 23. Febr. in Waldflein's Umgebung geblieben und durch seine leidenschaftlichen Äußerungen als Gegner des Kaisers sehr verdächtig geworden war, gefänglich eingezogen und in scharfes Verhör genommen. Man ging auch hierin von der Ansicht aus, daß Franz Albrecht als Mitwisser und Theilhaber der ganzen Verschwörung seinen Bruder davon genau unterrichtet habe. Aber Julius Heinrich antwortete nicht allein im Sinne seines Bruders, sondern auch mit Feinnelung auf sein eigenes Dienstverhältnis, und suchte dadurch nicht allein sich, sondern auch jenen von allem Verdachte der verrätherischen Theilnahme zu reinigen. Darneben regten sich aber Zeugen in der kaiserlichen Armee, wie Gallas, Piccolomini und andere Generale, welche den Herzog Franz Albrecht als Rathgeber und Helfer der Rebellen anklagten und ihm die wahren Gesinnungen und Absichten eines Friedensbevollmächtigten bestritten. Wie er sich nun gegen diese durchgehenden haben mag, weiß man nicht; doch ist auch zu vermuthen, daß jene Officiere zur Vermeidung des eigenen Schimpfes aus eigenem Interesse sehr gut hielten, den gestörten Mund bald wieder zu verschließen, während Kaiser Ferdinand im Genuße zu seiner Beschämung sich gesehen mußte, den Anlaß zur Waldflein'schen Empörung durch frühere unerbörte Züge

händnisse gegeben zu haben. Indessen fuhr man fort, den Furfürten vor allen andern Gesandenen scharf auszuforschen, sorgfältig zu bewachen und zur sichern Verwahrung, wie Rhevenhiller berichtet, mit Abführung nach Grätz in Steiermark zu bedrohen. Es scheint aber inzwischen, da die Friedensverhandlungen zwischen Kurfürsten und dem Kaiser wenige Wochen nach Waldflein's Ermordung durch Franz Julius von Sachsen-Lauenburg wieder erneuert und bald darnach zu Reimerg, Pirna und Prag fortgesetzt und zum Ziele geführt wurden, aus Rücksichten gegen die Fürsprache des Kurfürsten Johann Georg's Schonung für ihn eingetreten zu sein, wenn er auch noch bis zum December 1635 in Haft bleiben mußte, bevor er mit seinem Bruder Julius Heinrich wieder zur Freiheit gelangte, während Arnim gleich nach dem Abschlusse des prager Friedens aus Furcht vor kaiserlichen Verfolgungen, die sich bald darnach wirklich auch in einer Weise äußerten, daß ihm der Kurfürst einen Schutzbrief ausstellen mußte, seinen Abschied baldig aus dessen Diensten genommen hatte⁵⁸⁾. Der kurfürstliche Gesandte Heilsheim lag, nach Rhevenhiller, dem Kaiser stets um Freilassung des Herzogs an, weil ihn der Kurfürst, da diesen auch der Herzog von Altenburg verließ, zum Nachfolger auf Arnim's Posten bestimmen wollte. Dabei sich die Beschuldigung, die Rhevenhiller nicht kennt, Franz Albrecht habe zur Beschleunigung seiner Freilassung in Wien die Religion gewechselt und sei zur katholischen Kirche übergetreten, als eine falsche, bis jetzt unbegründete erweist. Im Grunde kam er bei Kaiser Ferdinand II. nie wieder zu Gnaden: erst dessen Sohn und Nachfolger that dies zu einer Zeit, da auch der verdächtige Arnim wieder mit kaiserlichem Vertrauen beschenkt wurde⁵⁹⁾.

Herzog Franz Albrecht besaß in seinem kurfürstlichen Dienstverhältnisse, außer der Feldmarsschallwürde, der Sage nach auch ein Gut, das ihm Johann Georg geschenkt haben sollte, gewiß aber zwei Reiterregimenter, die ihm im Laufe des Jahres 1633 gegeben worden waren und welche er nach Ablauf des Feldzugs auf Geheiß des Kurfürsten in das Fürstenthum Anhalt verlegt hatte, worüber sich ein bestiger Streit zwischen Drenkhieren und Kurfürsten entspann⁶⁰⁾. Nachdem er nun aus seiner langwierigen Haft entlassen worden war, nahm er, wie sein Freund Arnim, seinen Abschied vom Kurfürsten und zog sich nach Neuhaus im Lauenburgischen zurück, wo er zur Herstellung seines Haushaltes und zur Ordnung seiner Finanzen — die kaiserliche Haft und die sonst ihm in den sächsischen Diensten zugeflossenen Unfälle hatten ihm große

58) Die prager Friedensartikel gaben den Herzog nicht ausdrücklich, waren ihm aber auch so wenig als dem Generalleutnant von Arnim gestrichen.

59) Förster, Waldflein's Briefe, Band 2 und 3, nebst Anhang, von Retin's Wallenstein. Rhevenhiller XII, 1165 ff. 1461 und 1799. Gchemnis II, 297, 323 und 325, 328—337 und 360. Pufenbörfer V, 6, 13, 19. Perduellions chaos bei Murr a. a. D. S. 192 ff. Orndorfer und ausführlicher Bericht, ebend. S. 263. 281 ff. Corne, Itinéraire p. 108 seq. Cornis, Sacra Germania restaurata p. 535 und Walldorf, Geschichte des österreichischen Kaiserthums. Murr behauptet S. 343 a. a. D., der Herzog sei in seiner Gefangenschaft gestorben. 60) Gchemnis II, 294 ff. und 360.

Verluste bereitet — ausgeliehene Summen wieder einzuziehen anfang⁶¹⁾). In Arnim's Pöbel bei Kurfürsten, welches seit dem prager Frieden seine Waffen mit den Kaiserlichen verbunden hatte, folgte der Generalleutnant Baubissin, welcher aus Haß gegen die Schweden die Partei gewechselt hatte, aber schon im Sommer 1636 diese Würde wieder abgab und sie, so sagt man, dem Herzoge Franz Albrecht überließ. Indessen zeigte sich dieser nirgends auf dem Kriegsschauplatz, außer bei Anordnung der nachfolgenden Winterlager, und nahm, darsen und Pustendorf genau davon unterrichtet, jene Gänge wegen zu harter Bedingungen gar nicht an⁶²⁾. Unbezweifel ist allerdings, daß der Herzog seit seiner Erledigung sich vorzugsweise um sein Hauswesen, um die medlenburgischen Familienzwistigkeiten, um Verbesserung seines Vermögens und um diplomatische Angelegenheiten so lange bekümmerte, bis ihn die Vermittlung der Projecte seines Freundes Arnim wieder einem öffentlichen Berufe zuführte.

Witterweile hatte der Herzog seinen Privatitz zu Neubaus, bald darnach zu Balzhorst und Stintenburg, nachdem er diese Besitzungen durch Kauf erworben hatte, aufgeschlagen und sich in Streitigkeiten mit seinem regierenden Bruder August, wie mit dem Herzoge Adolf Friedrich von Medlenburg-Schwerin, verwickelt. Aus nicht bekannten Gründen sah Herzog August ungern, wenn sich seine Beamten mit seinem Bruder Franz Albrecht in Verbindung einließen, und bestrafte 1637 den Amtmann zu Schwarzenbeck deshalb sogar mit Absetzung; dies nahm Franz Albrecht nicht nur sehr übel, sondern beschwor sich auch über seines Bruders schlechte Balldmüthschaft, so wie darüber, daß ihm dieser bei Erwerbung der Güter Balzhorst und Stintenburg Hindernisse in den Weg lege. Dabei machte er Miene, die Interessen und Rechte des laubenburgischen Lehnadels in Schutz zu nehmen, ohne doch selbst die Rechte und Lasten der einheimischen Ritterschaft sich auslegen lassen zu wollen, wenn er in den Besitz von Lehnsgütern gelangt war. Während er seinem Bruder Vorwürfe machte, daß dieser durch den Ankauf der Güter des durch den Krieg verarmten Adels die öffentlichen Lasten vermehre und die Stimmen auf den Landtagen vermindere, gab er sich gleichwol die Miene, als wolle er im Besitze von einheimischem Lehnsgütern ebenfalls allen Basallen und Untthanenverbündlichkeiten tragen. Daber gelangte er 1637 nur so lange in den Besitz von Balzhorst, bis seine daran bestehende Schuldschuld von 8000 Rthlrn. im J. 1640 abbezahlt wurde, und in den Besitz von Stintenburg, welches er 1639 ohne Zustimmung Herzogs August von Kurb von Bälau für 45,000 Rthlr. gekauft hatte, mußte er sich durch militärische Gewalt bringen und dem Verkäufer obenin noch eine Urkunde zur Genehmigung abdrücken. Herzog August erklärte indessen den ganzen Handel für ungültig, die Verwandten Bälau's protestirten ebenfalls dagegen, und als

Kurb seine Kaufgelder nicht erhielt, verlangte auch er das Gut zurück, mit der Androhung, beweisen zu können, daß er zum Markte Stintenburgs gezwungen worden sei. Dennoch wußte sich Herzog Franz Albrecht im Besitze desselben zu behaupten und richtete das dasige Schloß zu seiner und seiner Gemahlin Wohnung ein. Im J. 1640 beehrte ihn Kaiser Ferdinand III. nach dem Aussterben der Grafen von Schaumburg mit der Herrschaft Pinneberg, ohne doch in den Besitz derselben zu gelangen, weil ihm darin der König von Dänemark als Pfandinhaber und weitläufiger Stammesverwandter des erloschenen Grafengeschlechtes vorgegriff und sich durch Kurfürst Wlhelmsfeld auf dem Reichstage zu Regensburg in einer Weise rechtfertigte, daß Ferdinand III. im folgenden Jahre die Ansprüche des Reiches wieder zurücknahm⁶³⁾.

Mit den selben sehr verschuldeten medlenburgischen Höfen zu Schwerin und Güstrow stand der Herzog seit Jahren in gutem Vernehmen. Dem Herzoge Adolf Friedrich von Schwern hatte er, wie schon bemerkt, einst mit einem Vorschusse von 20,000 Rthlrn. heimlich unterstützt, konnte aber späterhin Capital und Zinsen nicht wieder bekommen, so daß sich die ganze Summe nach und nach auf 30,000 Rthlr. belief. Dem Galvinist gefinnten Herzoge Johann Albrecht II. zu Güstrow (s. d. Art.) hatte er besonders freundschaftliche Gefinnungen abgemessen, so daß dieser ihm — inzwischen aber hatte er sich auch um die Hand der schönen, reichen und geistvollen Eleonore Christine Runk, natürlicher Tochter Königs Christian IV. von Dänemark, persönlich zu Koldingen beworben, aber abschlägliche Antwort erhalten⁶⁴⁾ — seine zweite Tochter erster Ehe, Christine Margarethe (geboren den 31. März 1615) verlobte. Johann Albrecht starb den 23. April 1636 und hinterließ unter andern umwändigen Kindern einen vierjährigen Sohn, den Erbprinzen Gustav Adolf, aus dritter Ehe mit Eleonore Maria von Anhalt-Bernburg, welcher er, da sie ebenfalls dem reformirten Glaubensbekenntnisse eifrig ergeben war, unter dem Besitze dreier gleichgefinnter Reichsfürsten, die vormundschaftliche Regierung testamentarisch überlassen hatte, mit Ausfluße seines lutherisch gefinnten Bruders, des Herzogs Adolf Friedrich von Medlenburg-Schwerin. Dieser stieß unter Begünstigung Kaiser Ferdinand II. und der güstrower Stände den letzten Willen seines Bruders an, riß seiner Schwägerin den Prinzen Gustav Adolf gewaltsam aus den Armen, um ihn nicht allein lutherisch erziehen zu lassen, sondern auch dessen Ansprüche auf die so eben erledigte Verwaltung des Bisthums Rakeburg dadurch zu retten, und machte sich daneben noch zur Bedrückung der Galvinisten im Lande Güstrow die Verwaltung desselben an⁶⁵⁾.

63) Lachmann beweist und bekräftigt in seiner Einleitung zur schleswig-holsteinischen Historie VI. 274 fg. die lutherische Beziehung umständlich.

64) Das Fräulein, geboren den 8. Juni 1621, schloß ihre Jugend vor und wählte, obwohl sich noch mehrere Fürken um sie bewarben, lieber die Hand des Grafen Kurth Wlhelmsfeld, den sie am 9. Oct. 1636 heirathete. Recgl. T. Hofmann, Portraits historiques des hommes illustres de Danemark V. 28. 53 und 84. 65) Gebhardt, Fortsetzung der allgemeinen Weltgeschichte II. 600 fg.

61) Wertheimische Studien I. 1, 52 fg. 62) Kheven-
tulin'schen neuen teutschen Reichsgeschichte XXVII, 105 mit Pustendorf VIII, 60.

Franz Albrecht nahm sich, ungeachtet er dadurch bei mehreren seiner Zeitgenossen und selbst am kaiserlichen Hofe in den Verdacht des Calvinismus gerieth, seiner bedrängten Schwiegermutter, bei der er einst auch die Summe von 20,000 Rthln. deponirt hatte, aus allen Kräften an und begünstigte ihren Vormundschafstreit, welchen sie sofort gegen Adolph Friedrich am Reicheshofrathe zu Wien erhob, in jeder Art, indem er sich deshalb mehrmals dahin begab und daselbst auch seit Ferdinand's II. Tode von dessen gleichnamigem Sohne und Nachfolger günstigen Bescheid für sie erlangte; allein der Herzog von Schwern vernachlässigte denselben, fuhr fort, da ihm keine überlegene Gewalt begegnete, seine Schwiegerin hart zu behandeln, und verminderte auch die Kurfürsten des Reiches, wie den König von Dänemark, in die Fortsetzung seines Processes, wofür er mit Franz Albrecht in völliger Feindschaft verfiel. Dieser benutzte namentlich die Uneinigkeit des schwedischen Herzogs und seines ältesten Sohnes Christian Ludwigo in einer Weise, daß derselbe glaubte, der Herzog von Laubenburg verlaumde ihn und „bedauere“ seine Kinder. Die Feindschaft zwischen beiden brach erst recht aus, als Adolph Friedrich einen Liebesbrief seines Gegners an dessen Braut aufgefunden und darin die einem Fürsten unwürdigen Gesinnungen wider ihn und seine Räte gelesen hatte. Beide verfluchten nicht, einander am kaiserlichen Hofe anzuklagen und anzuschwärzen, obgleich dieser nicht darauf einging, sondern forstete, des Laubenburgers Schwiegermutter in ihrem Rechtsstreite, wenn auch ohne Nachdruck, zu begünstigen, sobald derselbe im J. 1645 sein Ende erreichte. Nichtbedenklicher wagte Franz Albrecht im Laufe dieses heftigen Zwiespaltes seine Verlobung mit Christine Margarethen am 25. Oct. 1639 durch Ehepacten zu erneuern. Nach dieser Urkunde schloß er, da das glückseligste Herzogsium durch den Krieg verarmt war, seiner Braut die zugesandene Prinzessinssteuer von 15,000 Rthln. vor und bestimmte zur Widerlage eine gleiche Summe. In demselben Verhältnisse standen die seiner Braut verheißene Morgengabe und die auf den Fall seines früheren Ablebens ihr ausgesetzten Wittthumsgebelde. Für diese ansehnlichen Summen oder vielmehr deren Zinsen setzte er ihr das Gut und Schloß Stintenburg, von welchem Pufendorf irrig behauptet, daß er es in einem blinden Contracte seinem Bruder Franz Karl verschrieben hätte, nebst aller Zubehör hypothetisch ein, ohne vorher die Gewisheit erlangt zu haben, daß Christine Margarethe in den Besitz ihrer Aussteuer gelangen werde⁶⁶⁾. Denn ihr Heim, factisch vormundschafterlicher Regent von Wülfrow geblieben, hatte zu seiner Einwilligung die Bedingung gestellt, daß Franz Albrecht seine Schwiegermutter zur gütwilligen Entlassung des vormundschafterlichen Processes bereiten und sich selbst jeder Einmischung in denselben enthalten sollte, wogegen dieser sich aufsezte und seine Weigerung auf die kaiserlichen Befehle

stützte. So wurde nun ohne Zustimmung des vormundschafterlichen Regenten am 12. Febr. 1640 die Vermählung Franz Albrecht's mit gedachter Prinzessin zu Wülfrow einfach und ohne Theilnahme des Landes vollzogen, weil dieselbe Adolph Friedrich den Städten und Adeligen streng untersagt hatte. Von jetzt an war alle Schöpfung zwischen Adolph Friedrich und Franz Albrecht verschwunden, und ihrer beider Erbitterung offenbarte sich auch dann noch, als der letztere wieder Kriegsdienste genommen hatte, in einer Weise, daß sich jener vom Kaiser eine Siderheitswache glaubte erbitten zu müssen⁶⁷⁾.

Während dieser Streitigkeiten, die den Herzog Franz Albrecht allerdings als einen besessenen und raschfüchtigen Fürsten erscheinen lassen, mischte er sich unter bänklicher Begünstigung nebst seinen Brüdern Franz Karl und Julius Heinrich in die öffentlichen Angelegenheiten des Reiches, wobei auch der im Privatstande zu Holzburg lebende Georg von Arnim seine Rolle spielte. Pufendorf vermuthet, daß ein Project gegen die Schweden entworfen worden sei, und daß deren Sieg bei Wittstock die Ausführung desselben hintertreiben habe⁶⁸⁾. Dahingegen ist unbezweifelnd, daß er sich 1637 nebst seinen eben genannten Brüdern, wenn auch mit kaiserlicher Zustimmung, doch ohne ausdrückliche Vollmacht, mit Schweden in Friedensverhandlungen einließ, welche diese Krone von Frankreich vollends trennen sollten. Er besprach sich mit Baner und Torstenen im Lager zu Zörgau, und begab sich atödem, ohne sich durch das Unglück Arnim's abschrecken zu lassen, in derselben Absicht nach Hamburg zum schwedischen Residenten Adler Salovius, der ihn zwar freundlich aufnahm, aber seinen Anträgen kein Gehör schenkte, weil ihm die Vollmachten fehlten. Also reiste er, mit Rücksicht auf die französischen Anträge Saint-Epaumont's und Azaur's, welche ihre Wirkungen bei ihm nicht verfehlten, nach Wien, und erhielt hier eine kaisersinnige Antwort, weil, wie Pufendorf vermuthet, der Kaiser ihn für einen heimlichen Calvinisten hielt; allein der Grund lag vielmehr in des Herzogs Anträge, die Franzosen von den Verhandlungen nicht auszuschließen, woran dem Kaiser Nichts gelegen war⁶⁹⁾. Franz Albrecht überließ nun dieses fruchtlose Geschäft seinen Brüdern, ohne doch die öffentlichen Angelegenheiten ganz aus den Augen zu verlieren. So kam er im August 1639 zu Hamburg in den Ruf, als bewerbe auch er sich um das Commando über das Heer des eben verstorbenen Bernhard, und gleichzeitig gab man ihm schuld, daß er sich nebst seiner Schwiegermutter Eleonore Marie von Wülfrow in eine dem teutschen Reiche und dem Kaiser höchst nachtheilige Unterhandlung mit dem schwedischen Feldmarschall Baner eingelassen habe, weshalb ihn sein Onkel, Herzog Adolph Friedrich von Mecklenburg-Schwern, auf den Grund aufgefangerener Briefe, am kaiserlichen Hofe denuncirte und um die Erlaubniß bat, sich dieses gefährlichen Fürsten, da es leicht ausführbar sei, bis auf weitere Verordnung des Kaisers zu bemächtigen, wodurch man wichtigen Dingen auf die Spur

66) Es ist offenbar irrig, wenn Gedhardt in der allgemeinen Weltgeschichte Lf. 607 behauptet, daß der Prinzessin außer Stintenburg auch das Amt Barrenitz verschrieben worden sei; denn dieses gabte niemals zu Laubenburg, sondern zu Mecklenburg-Schwern.

67) Nordalbingische Studien a. a. O. S. 52 — 51. 68) Pufendorf VIII. 60. 69) Ehrenfels IX. 60 und 71.

kommen könne. In Wien aber scheint man auf diese Anzeige keinen Werth gelegt zu haben, da bekanntermaßen gegen den Herzog keine Maßregeln ergriffen wurden⁷⁰⁾. Es scheint, als habe sich der Herzog von Schwertin zu Gunsten seines Processes mit dieser Anzeige bei dem Kaiser einschmeicheln wollen, und da dies nicht geschah, schämte, schimpfte und spottete er in Briefen und mündlich bei Tiscl über ihn, so daß Franz Albrecht, als er das von Kunde erhielt, seinen Gegner mit gleicher Münze im folgenden Jahre am kaiserlichen Hofe begabte⁷¹⁾.

Im Laufe dieser gemeinen Anschuldigungen, durch welche der Herzog von Mecklenburg-Schwertin bei dem Kaiser Nichts erreichte, am wenigsten Etwas zu Gunsten seines fortgesetzten Processes mit seiner Schwägerin, und der Herzog von Rauenburg mindestens Nichts verlor, schloß sich der Letztere an seinen alten Waffengenossen, Georg von Arnim, wieder an. Dieser seiner schwedischen Haß entpinnend, sann nun von Neuem auf Rachepläne gegen die Schweden, die er durch die Stiftung einer dritten Partei aus dem deutschen Reiche über die See zurücktreiben wollte. Dabei rechnete er auf alle misvergnügte ehemalige Genossen der schwedischen Partei, und verwendete selbst seinen Reichtum auf die Verwirklichung dieses Planes. Hamburg, Gell, Lüneburg und Dresden wurden der Hebd dieser Verschörung, wobei ihm Franz Albrecht sehr emsig zur Hand ging. Beide bearbeiteten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, suchten auch den König Christian IV. von Dänemark, den Herzog Georg von Lüneburg nebst dem Generale Rixing und dem berühmten Rüstschmied Joachim von Nislaw zu gewinnen und daneben polnische Truppen anzuwerben. Als aber dieser Plan in seiner großen Ausdehnung an den damaligen Umständen scheiterte, schob er die Ausführung dem Kaiser und Kurfürsten von Sachsen zu, unter der Bedingung, daß Arnim ihr Generalleutnant und Franz Albrecht ihr Feldmarschall an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann sein sollten. Unter den Vorurtheilen und nach vorangegangenen Berechnungen zu Schönungen und Dresden im März 1641 sandte Kurfürst Johann Georg I., welcher den Vorschlag genehmigt hatte, den Herzog Franz Albrecht nach Regensburg, um des Kaisers letzte Einwilligung zu holen. Dieser umfaßte zwar den Plan gern, allein Arnim starb schon den 28. April 1641 am Schläge zu Dresden, und wurde daselbst im Weiseln Franz Albrecht's den folgenden 25. Juli (a. St.) festerlich beerdigt⁷²⁾. Dieser war inzwischen zu Regensburg lange aufgehalten worden, und vom Kaiser endlich, doch mit Beschränkung, damit er ihm nicht gefährlich werde, in Arnim's Generalat eingewiesen worden. Man erzählt sich, er habe während dieser Verhandlungen, außer den erforderlichen Summen für das Kriegsvolk, noch um ein Fürstenthum in Schlefien für sich und um Beilegung des Processes seiner Schwiegermutter gebeten, vom Kaiser aber

nur die Geldsumme erhalten, sonst aber nebst seinen beiden anwesenden Brüdern ehrenvolle Behandlung genossen. Sein Auftrag ging zu Folge der Richtigkeitsschüsse dahin, das von Arnim bereits geworbene Kriegsvolk zusammen zu halten, die deutschen protestantischen Officiere — ein Beweis, daß er nicht katholisch geworden war — aus dem schwedischen Heere an sich zu ziehen, seine Anzettel anzustellen und den Kriegsausgang in Schlefien zu eröffnen⁷³⁾. Franz Albrecht begab sich nun zum Kurfürsten von Sachsen zurück, und wenn auch Maner's inzwischen eingetretener Tod und die dadurch verursachte Verwirrung in dessen Heere, da zumal die deutschen Officiere erklärten, keinem schwedischen Generale mehr gehorchen zu wollen, ihm die beste Gelegenheit gaben zur Anknüpfung verführerischer Unterhandlungen, so blieben dieselben doch ohne Erfolg, weil Torstenson's Erscheinung im schwedischen Heerlager Zucht und Gehorsam wieder herstellte. Außerdem trat dem Herzoge das Wistlingen der von ihm zu Regensburg eifrig bearbeiteten Ausführung Herzogs Georg von Lüneburg mit dem Kaiser hindern entgegen, gleichwie die Neutralität des Kurfürsten von Brandenburg; doch rettete er dessen Truppen für sein Heer, welches er zu Folge seiner Capitulation auf die Städte von 15,000 Mann bringen sollte; dahingegen aber konnte er den entlassenen Lüneburger General Rixing nicht gewinnen, und wenn ihn auch Hamburg und Lübeck in seinen Werbungen insofern unterstützen mochten, so sicherten sich doch die Schweden, da sie des Herzogs Schloß Eutinens von Wismar aus wegnahmen, die Verbindung mit Hamburg und Lüneburg wieder.

Mittlerweile war Franz Albrecht im Juli 1641 zu dem kleinen Heere des Kurfürsten von Sachsen und des kaiserlichen Generals Holz vor Görlitz, welchen Platz diese beiden belagerten, gestoßen und hatte durch Übernahme des Oberbefehls Letzteren dergestalt verlegt, daß derselbe dem Kaiser den Dienst aufkündigte. Die Belagerung jenes festen Platzes wurde zwar von den Schweden unter Stålhanke nicht gestört, die Eroberung desselben aber durch die tapferen Vertheidigung des Commandanten Wanl bis zum 2. Oct. aufgehalten. Hiervauf setzte der Herzog, da Stålhanke aus Schwäche fortwährend das freie Feld vermiß und hinter die Oder zurückging, die Eroberung der Städte in der Lausitz und Schlefien fort, nahm, nachdem er frische Truppen an sich gezogen hatte, trotz der eingetretenen, unglücklichen Winterszeit, von ganz Schlefien Besitz und beunruhigte auch durch einen Überfall den fast völlig vernichteten Heerhaufen Stålhanke's. Nun konnte er seine Truppen in weitläufigen, bequemen Quartieren, die ihnen bis an die mährische Grenze hin offen standen, rasten lassen, während er zur Fortsetzung neuer Verbindungen die Einhebungen beträchtlicher Geldsummen in Wien betreiben und den Dänenkönig eruchen ließ, die Schweden von Holstein her anzugreifen und aus Mecklenburg zu vertreiben, was die kaiserliche Hauptarmee unter Ertzbischof Leopold zu thun nicht vermochte, da sie dort Alles

70) Nordalbingische Studien a. a. D. S. 55. 71) Ebenda-
selbst S. 61. (a. St.) 72) Theatr. Europ. IV, 577 und 581.
Pufendorf XII, 42, XIII, 27, 38. 73) Rixing's Italienische Briefe
III, 143 im Anhang; von der Dachsen III, 200 und Hart-
ke's Geschichte des großen deutschen Krieges II, 331 fg.

73) Rixing a. a. D. S. 676 und die Nordalbingischen Studien a. a. D. S. 55.

verhungert fand und sich daher lieber über die Elbe durch Sachsen nach Thüringen zurückzog⁷⁴⁾. Diese Wendung der Dinge aber und das Börgen der Dänen öffneten dem schwedischen Befehlshaber Torstensson den Weg aus Nieder- sachsen nach der Lausitz und Schlesien zu seinem fast vernichteten Heeresschwarm, mit welchem er allmählich in die Erblande des Kaisers einzubringen gedachte. Dieser Umstand sowie, als die rasche Gewährung der zur Fortsetzung seiner Truppenwerbungen erforderlichen Mittel, womit Franz Albrecht sein Heer auf 20,000 Mann zu verstärken willens war, erweichten dessen persönliche Vorstellungen und Ansprache bei Ferdinand III., welchen er zugleich noch an die Erfüllung der Verheißungen, die er seinen unermüdeten Offizieren und Soldaten während des Winterfeldzuges zu ihrer Ermunterung gegeben hatte, erinnern wollte. Er ging demnach selbst im März 1642 nach Wien und verband mit diesen Vorstellungen auch das Anliegen seiner Schwiegermutter um Beendigung ihres Vermundenschaftsrechtes, der jedoch noch drei Jahre hinaus verlängert wurde. Daneben scheint er, durch sein bisheriges Wassinglück ausgebläht, für die Anstrengungen des glorreichen Winterfeldzuges Hoberungen zur Belohnung gemacht zu haben, deren Erfüllung dem Kaiser be- denklich erschien, sodass auch fast das Mögliche, was verlangt und versprochen worden war, nicht gewährt wurde. Kurz Franz Albrecht sah seine Bedingungen, mit welchen er sein Generalat übernommen hatte, verletzt, und reiste, getrübt, höchst unzufrieden und sehr enttäuscht, seine Charge aufzuführen, zu Anfangs Aprils von Wien zurück nach Breslau, wo sich seine Gemahlin befand, dem Kaiser ein langes Klagschreiben zurücklassend, in welchem er diesen Entschluss meldete, doch unter Versicherung von Gutmütigkeit ihn aber erst, da der Feind auf Schlesien in starkem Anzuge war, aus der drohenden Gefahr retten wollte, sobald ihm hinlängliche Verstärkung aus der Hauptarmee zugesendet worden wäre. Gleichwohl blieb der betrogene Kaiser ohne Antwort, ohne Kriegsbedarf, Geld und Verstärkung, obgleich er, besonders vom 27. April an bis zum 28. Mai, fast täglich Boten und Briefe mit Bitten und Drohungen an den kaiserlichen Hof sendete⁷⁵⁾. Ungeduldet die Gefahr indessen und die Verantwortlichkeit groß für ihn waren, sodass, wenn er geschlagen, der Feind den Kaiser gar leicht in seiner Residenz bedrohen konnte — mindestens Flanden, Sachsen, Schlesien, Böhmen und Wärenden auf dem Spiele — legte Herzog Franz Albrecht sein Kriegssamt doch nicht nieder, sondern lag seine zerstreut liegenden, sehr zusammengekommenen Schwären bei Breslau langsam zusammen, überließ dabei Stälhansens lang und sehnlichstverwunderte Vereini- gung mit dem schwedischen Hauptheer, und erhielt endlich, als die Hauptvortheile in Schlesien bereits an den Feind verloren waren, einen schwachen Zug von Verstärkung, welche Pufendorf zu 5000 Mann ansetzt, aus Picco- lomini's und des Kurfürsten von Sachsen Heerhaufen.

Eine weit bedeutendere Verstärkung war von Böhmen her unter des Barons de Surs und von Thüringen aus unter Piccolomini's eigener Führung noch im Anzuge, als der Herzog der Übermacht des Feindes unterlag.

Heimarschall Torstensson, von der Elbe und Havel mit 15,000 Mann im März 1642 herbeieilend, vereinte sich, nachdem er Lützelburg und Ludau erobert hatte, den 27. April bei Sorau mit Stälhansens, der aus Pommern überdies schon einige Verstärkung erhalten hatte, ohne daß es Franz Albrecht verhin- derte. Beide hatten nun eine Kriegsmacht von 19—20,000 Mann muthvoller Krieger beisammen, mit denen sie in verschiedenen Richtungen un- gesäumt Ober- und Niederlausitz überschwemmten und plünderten, ungehindert nach Schlesien vordrangen, im Hufe die minder wichtigen Plätze an beiden Ufern der Oder übermeisterten und den 4. Mai Großglogau erklärm- ten. Nach sich einander fielen ihnen in den nächstfol- genden Wochen viele andere Städte zu, sodass Torstensson Anstalten treffen konnte, den Schlüssel zu Böhmen, die Festung Schweidnitz, am 30. Mai durch Königsmark be- zurren zu lassen. Diese hatte für seine weitausläufigen Werke eine viel zu schwache Besatzung. Franz Albrecht, der gern Großglogau gerettet hätte, wenn er nicht der Gegner Überlegenheit gefürchtet, entschloß sich jetzt auf die Nach- richt von Schweidnitz's Gefahr, diesen Platz einstweilen mit Lebensmitteln und Truppen zu verstärken. Er brach mit ungefähr 6—7000 Mann, sehr lauter Reiter, welche 3—400 Musketiere auf die Pferde nehmen mußte, in aller Eile von Breslau, wo er den Rest seines Heeres in dem nach allen Seiten hin wohl besetzten Lager zu- rückließ, dahin auf, in der Meinung, außer der Hilfe, die er dem bedrängten Orte zu bringen gedachte, noch die anrückende Verstärkung an sich ziehen zu können. Doch Torstensson, durch Gesangene von dem allen wohl unter- richtet, eilte rasch dem Lager seiner Schweden vor Schweid- nitz zu, und kaum eine Viertelstunde nach seiner Ankunft rückte (am 31. Mai) auch Herzog Franz Albrecht, sicher und sorglos, an die Stadt heran, da er nicht wusste, daß er das schwedische Hauptheer hier treffen würde. Als er aber seinen Irrthum gewahr ward, waren vom Geg- ner schon so gute Anstalten getroffen worden, daß er den Rückzug ohne Schiach nicht antreten konnte. Bereits im Gebränge durch lebhaftes feindliche Seitenangriff, stellte er mit vieler Entschlossenheit so gut, als es Zeit und Um- stände gestatteten, seinen Heerhaufen am Fuße des Boten- oder Botenberges auf. Damit noch nicht völlig zu Stande gekommen, sah er sich von Königsmark aus seinem linken Flügel, wo er selbst besetzte, mit Ungestüm überfallen. Zwar warf er sich an der Spitze seiner Kletter in den wilden Kampf und gab das Beispiel von der ausgezeichnet- sten Tapferkeit; allein ein Guroffizierregiment, das im hei- ßen Gemenge seine Schuldigkeit nicht that, ergab sich wider Erwarten die Flucht, und gab dadurch das Beispiel zum allgemeinen Nachgeben, daß der Herzog und seine Offi- ciere, da sich die überlegene Macht der Schweden immer mehr entwickelte, nicht verhindern konnten. Überdies kam hinzu, daß Franz Albrecht, in dem wilden Streite sein Leben aufgebend, seine Gefahr vermiß, von zwei Schuß-

74) Theatr. Europ. IV, 377—380. Pufendorf XIII, 77, 49, 57 fg. 66 und 95. XIV, 2 und 11, nicht den Nordbaltischen Studien a. a. D. 63 fg. und Entzerrung a. a. D. 6. 477 fg. 75) Nordbaltischen Studien a. a. D. 6. 68—74. X. Geogr. I. 2. u. K. Urth. Stellen. XLVII.

wunden getroffen vom Pferde (dem vierten, das er hatte befehlen müssen) fiel und in die Hände der Schweden gerieth. Die Schweden erbeuteten mehre Schriften des Herzogs und dessen Tafelgeschicht. Diesen selbst führten sie unter den heftigsten Schmerzen seinen Wunden (eine Kugel war ihm in den rechten Arm, eine andere durch den rechten Oberarmel in die Hüften gedrungen) in seinem eigenen Wagen in ihre Lager, und als am 3. Juni Schmerzwidrig an sie übergegangen war, in diese Festung. Der sehr theilnehmende Herzog ergriff, das Vorstehen alle Vorkehrungen getroffen hätte, damit die gemeinen Soldaten, die in dem gefangenen Verwundeten den Mörder ihres Königs erkannten, ihre Wuth an ihm nicht auslassen konnten, vielmehr hätte ihn der Feldherr der sorgsamsten Pflege anvertraut; allein dessenungeachtet blieben seine Wunden unheilbar und machten zehn Tage nach jener Schlacht, am 10. Juni (n. St.) 1642, seinem wiederholten Leben unter den größten Schmerzen, sowie den Waldsteinschen Projecten, die auf ihn und Armin übergegangen waren, plötzlich ein Ende. Seiner Gemahlin war der Zutritt zu ihm, sowie die freie Abführung seiner Leiche gern und uneigennützig gestattet worden; und da sich gleich nach der Niederlage seiner Truppen beschuldigende Gerüchte über seine Verschümmelung und Fehler, wie über die Faulheit seiner Soldaten verbreitet hatten, schrieb sie noch vor ihrer Abreise aus Breslau den 2. Juni an ihren Hofmeister zu Wien, damit dieser die übeln Gerüchte im Aufsteigen unterdrücken und die schleunige Auslösung des Fürsten rasch betreiben sollte⁷⁰⁾.

Wäre der Herzog am Leben geblieben, so hätte er zweifellos einer zweiten langwierigen Gefangenschaft entgegensehen müssen, da Drenthierma auf die erste Nachricht von derselben sofort seinem in Teutschland weilenden Sohne die sorgfältigste Bewahrung desselben anempfahl⁷¹⁾. Die unangenehmen Nachrichten, welche seine Angehörigen seit seiner Niederlage gegen ihn zu beschicken begannen, scheinen ausschließlich nur sein letztes Benehmen im Felde, das auch Pustendorf nicht ohne Tadel läßt, betroffen zu haben. Die Herzogin Christine Margarethe elte demnach, dieselben zu Wien und anderwärts zu unterdrücken, während ihr Hofmeister am ersten Orte (vermuthlich Zacharias Kuerz) ein Gleiches that, und sogar einen Auszug aus des Herzogs Briefen zu dessen Rechtfertigung an die Fürsten von Anhalt sandte⁷²⁾. Allein sein Bänkeltum, seine Charakterchwäche, die Gutmüthigkeit und Jähzorn, nebst Nachsicht in sich vereinte und ihn um die Gunst aller Parteien bühnen, deshalb aber es mit Allen verderben ließ, schwächten seinen kriegerischen Ruf in einer Weise, daß auch die Tugenden in ihm, sogar sein großer persönlicher Muth, seine Tapferkeit und Feldherrnverdienste verdunkelt wurden. Er blieb stets in einem widrig-zwei-

deutigen Lichte und bei den Schweden, wenn sie gleich seine Witwe mit auffallender Wärme in Schutz nahmen, über anserthalb Jahrhunderte hindurch im Verdachte eines Königs-mordes. Noch sagte König Gustav III. von ihm in seiner Lobrede auf Leonard Torstensson: „il succomba dans le camp suédois à des glorieuses blessures; il meurt de la mort des héros — lui qui — détournons les yeux — je fremis à son nom — ô mon Roi! ô grand Gustave! nous l'avons perdu — et comment?“⁷³⁾

Der unglückliche Fürst, der in kurzer kinderloser Ehe gelebt, hatte am 14. Febr. 1641 zu Regensburg ein Testament errichtet und in demselben seine Gemahlin zur alleinigen Erbin eingesetzt, unter dem Schutze zweier protestantischer Fürsten, Johann und Joachim Ernst von Holstein, aus dem Hause Sonderburg. Seinen Leichnam bestimmte er darin der fürstlichen Gräfin zu Raumburg als er aber im Frühjahr 1642 von Wien zur Arme nach Schlesien zurückging, schrieb er voller Todesgedanken den 16. April in seiner sehr bedrängten, wie es scheint rathlosen Lage einige Aufträge zum letzten Willen nieder und sandte sie seinem Bruder Julius Heinrich zu. Hierin schenkte er diesem das von ihm geliebte Capital, seinem Bruder Franz Karl sein Fidei, doch nicht namhaft gemachtes, Kleinod nebst zwei seiner besten Ketten, und der Schwiegermutter des Erstern, Wenigina (Katharine) Poppeln von Lobkowitz, vermachte er die noch in Kenedig befindliche kostbare Waise, von welcher bereits oben die Rede gewesen, während er seine Gemahlin der Abbt Julius Heinrichs empfahl. Diese aber beobachtete jene letzte Willensänderung ihres Gemahls wenigstens in Hinsicht auf das mantua'sche Gefäß nicht, da sie dasselbe auf ihre ältere Schwester, die Herzogin Sophie Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, und durch diese auf deren Sohn, Ferdinand Albrecht I. (s. d. Art.), den Erben des Hauses Braunschweig-Wevern, vererben konnte, überdies aber unter dem Schutze ihrer holsteinischen Vormünder, die dem Katholicismus der Schwäger ihrer Mündel offen entgegenstehen, auch noch mancherlei Erbtheiligkeiten mit diesen ererbte und die rückständigen Apanagegeber des Verstorbenen in ernsthaften Anspruch nahm⁷⁴⁾. Da sie in den vollen Besitz von dessen hinterlassenen Kleinodien gekommen sei, oder nicht, hat an sich keinen historischen Werth, in sofern aber, als Lundsblad nach dem Vorgange mehrerer anderer Ankläger dem Herzoge gradezu schuld gibt, er habe auf dem Schlachtfelde bei Lützen nach volkreichem Mordmorde am Schwedenkönige aus dessen Paltskette eine kostbare Kronjuwelle gestohlen, eine nicht geringe Bedeutung. Geseht nun, diese kostbare Stein wäre in Christine Margarethen's Hände gefallen, so kam er nach ihrem Tode an das Haus Braunschweig-Wevern und ging sodann in den Besitz des gegenwärtigen herzoglich-braunschweigischen Hauses über; sonach hätte er vom markgräflichen Hause Baden nicht nach Wien verkauft werden

70) Theatr. Europ. IV, 867 — 869; Niclaus a. a. D. S. 677 und Pustendorf XIV, 12 — 14, nebst Brachell, Historia ut temporis II, 73. Christine Margarethe spricht in ihrem Schreiben, da sie noch nicht genau unterrichtet war, von drei, Torstensson bei Güttritz III, 327. Note über den 1. u. 2. Schwedenkriege. 71) Lundsblad I, 243, Not. 72) Herold'sche Studien a. a. D. S. 69 fg. und 75.

73) Biographie de Lennart Torstensson in der Collection des écrits politiques, littéraires et dramatiques de Gustave III. Roi de Suède. (Stockholm 1805.) I, 17 — 62. 74) Kobler II, 416 fg.

Sommer 1658 stand er mit den Schweden in Holstein, wo sich seine Truppen gegen die Lübecker so viele Gewalts- thaten erlaubten, daß ihm der Schwedenkönig auf ihre Beschwerde einen Beweis geben mußte. Späterhin trat Franz Erdmann in kaiserliche Dienste, und ward dort Generalfeldmarschall. Wie er aber zum polnischen Inbegriffe, welches er nach Lenz besaß, gekommen sein mag, ist nicht bekannt. Der Tod seines Vaters, welcher am 16. Nov. 1665 zu Prag erfolgte, rief ihn zur Regierung des lauenburger Landes, der er aber nur kurze Zeit vor- stand, da er schon am 31. Juli 1666 starb, und die Nachfolge seinem Stiefbruder Julius Franz (s. d. Art.) überließ. Während dieser kurzen Regierung geschahen keine Veränderungen im Lande, außer daß bei dem Aufbruch der Handwerker zu Lübeck, im J. 1665, der sich auch in die Nachbarschaft verbreitete, die lauenburger Drischaf- ten Grumse, Kaffort und Kondebagen stark litten, und daß der wichtige Rechtsstreit, die lauenburger Erbschafts- kausal im J. 1574 gegen Franz Erdmann's Älter- vater, Herzog Franz I., beim kaiserlichen Reichshofrathe von dem Besizer dieses Grundstückes, Fritz von dem Berge, erhoben worden war, am 16. Dec. 1665 mit dem Be- scheide endete, daß den berechtigten Erben vom Herzoge eine Entschädigung von 30,000 Rthlen. für die 100jährige Einbuße des Gutes gezahlt werden sollte, ungeachtet der Kausal im Laufe dieses Reichsprozesses (1598) an Herzog Adolf von Holstein verkauft worden war. Im Übrigen setzte Franz Erdmann in seinem Lande die von seinem Vater begonnenen gerichtlichen Verfolgungen gegen Herren und Bauereu fort, legte im Dorfe Großgrönau, für das er eine besondere Vorliebe hegte, eine Buchdruckerei an, die aber bald wieder in Abnahme kam, von einem Pri- vatmanne gekauft und 1673 nach Lauenburg verlegt wurde. Der Herzog war es, welcher nach dem Tode seines Oheims Franz Karl (s. d. Art.) im November 1660 sich nach Neubaus begab, um von dessen Hinterlassenschaft und dem Amte Neubaus Besitz zu nehmen. Der Witwe des Verlebten ließ er im dortigen Schlosse nur einige Zim- mer nebst dem Ackerwerke Banerz und der Schäferei Falkenhof.

Franz Erdmann hatte sich 1654, obgleich die Ehe- pacten bereits am 22. Oct. 1652 abgeschlossen worden waren, mit der zweiten Tochter seines Oheims, Herzogs August von Sachsen-Lauenburg, Sibylle Hedwig (geb. am 30. Juli 1625) vermählt, aber keine Kinder mit ihr gezeugt. Diese Fürstin überlebte, da sie erst am 1. Aug. 1703 zu Lauenburg starb, den letzten Fürsten ihres Hau- ses; daher sie neben ihres verstorbenen Oheims, Franz Heinrich, damals noch lebender Tochter in der falschen Meinung, das erledigte Fürstenthum sei ein freies Erbe, auch die Nachfolge in demselben, wiewol vergebens, an- sprach. Sie verlebte ihren Witwenstand gemächlich zu Lübzendeb und auf dem Hofe zu Großgrönau, hier in dem noch jetzt unter dem Namen Fürstenhof bekannten Sommerhause. Vom Amte Kageburg erhielt sie zu ih- rem Haushalte 1820 Pf. Fische, 16 Fuder Heu, 100 Faden Buchenholz, Wildpret, Küchengerichte und Fuhren. Das prächtige Epitaphium ihrer Ältern am Grabgewölbe

derselben in der Domkirche zu Kageburg ließ sie erneuern, ob- schon sie selbst im fürstlichen Grabgewölbe zu Lauenburg begraben wurde. Ihren beweglichen Nachlaß erbt, zu Folge ihres 1690 errichteten Testaments, ihre Hofmeisterin Armgard Agnes von Bülow, geborene Pnig; die Älter Lübzendeb und Großhau, über welche ihr zu verfügen gestattet ward, vermählte sie ihrer Jugendfreundin, Armgard Mar- garetha von Bernsdorf, Witwe des harburger Verbrau- mannes Christian Ulrich Wackerott. Die Hofe Rulpin und Großgrönau, die auch zu ihrem Wittume gehörten, nahm der Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Gelle als Erbe des ganzen Landes an sich. (H. Rose.)

FRANZ HEINRICH, neunter und jüngster Sohn Herzogs Franz II. von Sachsen-Lauenburg aus zweiter Ehe mit Maria von Braunschweig-Wolfenbüttel, war am 4. April 1604 geboren worden und Pathe Königs Heinrich IV. von Frankreich. Sein Vater ließ diesen Monarchen durch den gelehrten Doctor Schillern mit der Vorstellung zum Gevater bitten, daß Hugo Capet, von welchem die Könige von Frankreich abstammten, ein Zeufeder gewesen sei, und sei- ner Geburt nach dem Geschlechte des Sachsen Willelms an- gehört habe. Auch er sei von uraltem sächsischem Stamme und hoffe ebenfalls sich mehr Ruhm und Ansehen bei der französischen Krone, als durch irgend etwas Anderes zu erwerben, sowie dies „der gewöhnlichen Verehrung halber ein Stattliches ertragen, und Frankreich sich seiner Präminenz halber vor dem andern Gevatern mit der Presentz (dem Präsent) versühnen werde.“ Ob dies aber auch geschah, ist nicht bekannt; wir wissen doch, daß der Prinz Franz Heinrich, der beim Tode seines Vaters im 16. Lebensjahre stand, durch den Abschluß des brü- derlichen Erbvertrages vom 4. Oct. 1619 zu Lauenburg, wo er von seinem mütterlichen Oheime, dem Bischofe Philipp Siegmund von Denabrad und Berben, vertreten wurde, gegen Verzichtleistung auf die Rechte der Nachfolge in der Regierung, die dem ältesten Bruder August aus- schließlich anheim fielen, mit einem Zugbeide von 2500 Rthlen. und nach seiner Mutter Tode noch mit einem Zu- schusse von 600 Rthn. abgefunden wurde, ohne daß ihm darnach ein dauernder Aufenthalt am Hofe des regieren- den Bruders gestattet ward. Acht Tage höchstens waren ihm für jeden Besuch daselbst mit einem geringen Gefolge vergönnt worden. Nach seiner Mutter Tode (1626) hatte er in der That keinen angewiesenen festen Aufenthalts- punkt in der Heimath; darum sah er sich, nach dem Ver- gange seiner mütterlichen Brüder — Joachim Siegmund und den regierenden Fürsten ausgenommen — durch den Drang der beschränkten Familienverhältnisse in die Welt hinaus- geworfen und sah gezwungen, in jenen sehr bewegten, kriegerischen Zeiten mit den Waffen in der Hand Partei zu ergreifen und sein Glück zu versuchen. Über seine Er- ziehung inessen, welche vermuthlich mit dem schwanken- den Grundfassen seiner Brüder vollkommen übereinstimmte, doch aber durch die Festigkeit der verständigen Mutter

2) Kobb's Geschichte und Landesbeschreibung des Herzog- thums Lauenburg, 3. Bd., und 2. Th., Historisch-genealogische Für- stellung des hochfürstl. Hauses Anhalt S. 205, mit den Hambur- ger historichen Remarquas. Jahrg. 1703. S. 287 ff.

nach des Vaters Tode eine entschiedene Richtung bekam, und ihn ebendeshalb gegen den Parteiswechsel verwahrte, ist gar Nichts bekannt geworden. Wahrscheinlich aber widmete er der seinen ersten öffentlichen Auftreten der protestantischen Partei seine Dienste; jedoch sind, obgleich er bereits vor seiner Mutter Tode sich auswärts aufhielt, keine Spuren von den Verhältnissen vorhanden, unter welchen er sich dort bewegte; es sei denn, daß er sich vorerst auf Reisen weiter ausgedehnt habe. Erst seit dem Auftreten des Schwedenkönigs Karlav Adolf in Deutschland schloß er sich bekannter Maßen an die protestantische Partei an, und erwarb sich dieses Monarchen Zuneigung in dem Grade, daß er ihm das pommerische Klostergut Marienfließ schenkte. Er war schwedischer Obrist und Inhaber eines Regiments, wiewol von seinen Thaten und Schicksalen als Krieger nicht eher Meldung gethan wird, als im Frühjahr 1636; da Baner zwölf sächsischen Regimenter bei Könitz am Petersberg überfiel und in die Flucht jagte, wobei Franz Heinrich in der schwedischen Vorhut sich auszeichnete, sodann in der Schlacht bei Wittstock im October desselben Jahres, wo er unter Feldmarschall Baner ein Reiterregiment befehligte und den Sieg der Schweden erliefen ließ¹⁾. Hierauf lag er mit seinem und dem Schlangenregimente, wie dieses Herzog Georg von Lüneburg nannte, in der Nähe der Stadt Lüneburg²⁾, und begleitete Baner's vermutlich auch in den folgenden Feldzügen, ob er aber nach dessen Tode (1641) oder früher — doch diente er 1638 noch in Baner's Heere — da er vor 1640 schon vermalit war, den Krieg ausgesetzt und sich der Ruhe überließ, konnte nicht ermittelt werden³⁾.

In den langwierigen Streit seiner Brüder mit Herzog August wegen der mütterlichen Erbschaft verwickelt, hatte er das Glück, sich unter dänischer und holstein-gottorfscher Vermittelung, welche am 12. März 1635 einen Vergleich deshalb zu Stande brachte, in dem Besitze von Franzhagen, welches seiner Mutter gehört hatte, einen festen Wohnplatz in der Heimat zu erwerben, und sich auch nachmals, wiewol der Ausführung jenes Vertrages mancherlei Schwierigkeiten entgegengeleget wurden, mittels dargebrachter Opfer darin zu behaupten. Nach dem Ableben des einzigen Sohnes von seinem Bruder August erlangte er durch die Verhandlungen mit seinen damals noch lebenden Brüdern im J. 1646 noch einige Dörfer und Kirchhöfe dazu, so das Dorf Wangslau und den Hof Rothenbeck, gleichwie seine Gemahlin von Julius Heinrich, welcher seine Ansprüche an die Nachfolge in der Verwaltung des laubenburg. Herzogthums nach August's Tode

unangefochten zu behaupten gedachte, das Versprechen zum Empfange eines Wittwenhalbes von 1000 Rthlen. erhielt.

Gleichwol weigerte sich Franz Heinrich, diesem, an Jahren weit älteren Bruder die vorhin gedachte Nachfolge einzusetzen, und erregte deshalb nebst Franz Karl (s. d. Art.), welcher mit ihm herein gleiche Geminnung hegte, weitläufige Streitigkeiten, welche, nachdem 1632 und das folgende Jahr zu Hamburg verschiedene erfolglose Sühnversuche angestellt worden waren, erst durch einen Vergleich vom 11. Mai 1634 zu Franzhagen endeten. Der befriedigte Herzog Julius Heinrich (s. d. Art.) bestimmte in einem gleichzeitig abgeschlossenen Nebenvertrage die jährlichen Einkünfte der beiden apantagierten jüngeren Prinzen, Franz Heinrich und Franz Karl, und änderte dieselben, nachdem er zur Regierung gelangt war, am 6. Mai 1636 durch eine neue Ueberschneidung zu Lauenburg dahin ab, daß Franz Heinrich's jährliche Einnahme von 6000 Rthlen. zwar ungeschmälert verblieb, die dadurch entstandenen gegenseitigen Kosten aber in sofern geboten wurden, als ihm das Dorf Litow, die Mühle zu Grandle und der rothenbecker Hof, aus welchen er seinen Unterhalt bezog, wieder abgenommen und an deren Statt Dienste aus Wangslau, Schlenndorf und Witrow zum Hofe und Schlosse Franzhagen gewiesen wurden. Hier hatte sich Franz Heinrich in dem vorhandenen Schlosse, bei welchem seine Mutter 1608 eine herrliche Küche, einen blauen Saal, künstlich eingerichtet. Vom blauenbucker Hofe und dessen Seiten liegt er einen breiten, tiefen Kanal bis zum Schloßgarten graben, der erst in neuerer Zeit wieder ganz zugeworfen wurde. Die dabei frühmündigen Bauern erhielten gegen die herkömmliche Sitte kein Bier und keinen Brantwein, und nannten daher den Herzog wegen dieser Kauferlei Franz Trögdred. Dieser Fürst starb am 26. Nov. 1638 zu Franzhagen. Seine Gemahlin Maria Juliane (geb. am 8. Aug. 1612), Tochter des Grafen Johann des Mittlern von Nassau-Siegen, starb am 21. Jan. 1665 und hatte ihm fünf Kinder geboren, von welchen die beiden ältesten, Töchter, und das jüngste, ein Knabe, in jarter Kindheit gestorben waren, die beiden andern, ihre Ältern überlebend, aber heissen: a) Erdmuth Sophie, geb. am 5. Juni 1644, welche am 31. Oct. 1665 mit dem Prinzen Gustav Rudolf von Mecklenburg-Schwerin (geb. den 26. Febr. 1632) vermählt, am 14. Mai 1670 Wittve wurde, und auf ihrem Hofe zu Wismar den 22. (nicht 18.) Aug. 1689 starb. Ihre Aussteuer hatte in den Dörfern Witowe und Schlenndorf bestanden. b) Eleonore Charlotte, geb. am 8. Aug. 1646, welche am 1. Nov. 1676 mit dem gelehrten Fürsten Christian Adolf von Holstein-Sonderburg (geb. am 3. Juni 1641) vermählt wurde und mit ihm ihren Wohnsitz zu Franzhagen aufschlug. Auf diese Weise war sie Stammutter einer Nebenlinie holsteinischer Fürsten geworden, die sich nach dem Schlosse Franzhagen (s. d. Art.) nannte. Dort starb sie als Wittve am 9. Febr. 1709, nachdem sie auf das Ländchen Hadeln verzelebliche Erbsprüche nach dem Erlöschen ihrer männlichen Stammverwandten erhoben hatte. Als dem Herzoge Franz Heinrich am 6. Oct. 1649 ein Sohn geboren worden war,

1) Vgl. Pufendorf's Schwedisch-Teutsche Kriegsgeschichte VIII, 24 und Xenophon's Anabasis XII, 1990. 2) Von den Dörfern, Herzog Georg von Mecklenburg und Lüneburg III, 278 und 100. In letzterer Stelle jedoch steht irrig der Name Franz Julius, welcher Fürst damals schon gestorben war. 3) Die allgemeine Annahme von der Zeit seiner Vermählung ist das Jahr 1642; allein im März dieses Jahres, wie im December 1640, hatte seine Gemahlin schon Wochenbett gehalten. Sein schwedisches Wesen, das pommerische Kloster Marienfließ, das mit einem gleichnamigen Stifte in der Mark nicht verwechselt werden darf, scheint Franz Heinrich nicht auf seine Lebensdauer besitzen zu haben.

trübste er sich mit dem ihm gestellten Horoskop, ihm würden noch zwei Söhne geboren werden, die sein Geschlecht fortpflanzen würden; allein dies geschah nicht nur nicht, sondern es starb auch jener Prinz schon 1650 wieder.⁴⁾

(B. Rose.)

FRANZ KARL, fünfter Sohn Herzogs Franz II. von Sachsen-Lauenburg aus zweiter Ehe mit Marien von Braunschweig-Wolfenbüttel, war am 2. Mai 1594 geboren worden, und widmete sich, nachdem er, wie sein Bruder Joachim Siegmund, seit 1609 im Fürstencollegium zu Jübingen die nöthigen Vorkenntnisse empfangen hatte, dem Kriegsdienste, da ihm, als protestantischem Fürsten, bei der Menge seiner Geschwister in dem kleinen lauenburger Lande kein anderer Weg zum Lebensberufe offen stand. Zuerst versuchte er sein Glück im französischen Heere, und da es ihm hier mißglückte, bot er sich der Signoria zu Venedig, alsdann dem Herzoge von Savoyen an, welchem er denn auch wirklich unter dem Commando des Grafen Peter Ernst II. von Mansfeld diente. Durch diesen nochmals in den Dienst der evangelischen Union gezogen, wurde er zum Obersten eines Bundesregimentes befördert, und ging vermuthlich auch mit ihm 1618 zu den böhmischen Insurgenten über, wo er gegen drei seiner Brüder, die den Kaisern Matthias und Ferdinand II. nach einander dienten, mißfischen mußte. Nach Besiegung der Böhmen trat er mit seinem Regimente noch vor Ablauf des Jahres 1620 in den Sold des Landgrafen Moriz von Hessen-Cassel, der die Truppen jedoch aus Mangel an Mitteln nicht bezahlen konnte, ungeachtet er strenge Kriegsjagd verlangte; daher der junge Fürst auch bereits im Frühjahr 1621 entlassen⁵⁾, sich wieder zum Grafen von Mansfeld in der Oberpfalz wendete, und am 21. Juli im Feldlager bei Weidhausen mit Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar (dem eigentlichen Urheber des Plaines) und mehreren andern teutschen protestantischen Fürsten und Officieren einen Orden zur Nahrung kriegerischen Gemeinsinnes und zu gegenseitigem Beistande in der Noth gründete⁶⁾. Diese Waffenbrüderschaft, von deren Dauer Nichts bekannt ist, hielt indessen den Fürsten von Lauenburg für die nächsten Jahre an die Partei des Pfalzgrafen gestellt. Fernerfaß machte er mit ihr die folgenden Feldzüge am Rhein und in Niederfach mit. Zu Herzog Christian dem Jüngern von Braunschweig führte ihn außer den übereinstimmenden Gesinnungen auch die nahe Verwandtschaft durch seine Mutter Marie. Die mehrjährige Bekanntschaft mit Mansfeld indessen erleichterte ihm die Versuche, daß er dessen Truppen in ihrem Vorbringen an der Westerküste von dem Lande Habeln, welches seinem neutral geliebten Bruder August gehörte, abhieß, dafür aber, als

er im Juni 1623 zu Neuhaus erschien, auf große Erkenntlichkeit rechnete. Er verlangte nicht weniger als 6000 Thlr. von diesem Lande. Nach dem Sturze der protestantischen Kriegspartei in Niedersachsen suchte Franz Karl noch vor Ende des Jahres 1623 bei Kaiser Ferdinand II. um Wiederaufnahme in dessen Gnuß und Gnade nach, und schloß dabei zur Rechtfertigung seines dießzügigen feindseligen Betragens seine Jugend und die Fürst vor, Alles, was er besitze, durch die Feinde zu verlieren⁷⁾. Vermuthlich erlangte er durch Fürbitte seines älteren Bruders Julius Heinrich, der dem Kaiser sehr vertraut war, dessen Veröhnung bald, suchte aber dessenungeachtet mehrere seiner alten protestantischen Waffengenossen in den Niederlanden wieder auf, um wie diese, sich unter den Prinzen von Dranien im Kriegswesen zu vervollkommen. Im Haag traf er unter Andern von ihnen auch den jungen Helden Bernhard von Sachsen-Weimar, mit welchem er aus nicht bekannten Gründen jenseit und einen Zwischkampf bestand. Der letztere wurde schwer verwundet, und unter Vermittelung Friedrich Heinrichs von Dranien und Wilhelm's von Hessen nur mit Mühe zur Veröhnung gestimmt⁸⁾. Im März 1625 begab sich Franz Karl von dort in die Fürstenernennung zu Lauenburg, wo unter dänischem Schutze die Vertheidigung Niedersachsens gegen den Kaiser und die Liga beschlossen wurde. Der Herzog stellte für den Dänenkönig Christian IV. ein Reiterregiment auf, während seine Brüder, Julius Heinrich, Rudolph Maximilian und Franz Albrecht, für die Gegenpartei wurden. Nach der Schlacht bei Lutter im August 1626 zog sich Franz Karl mit seinem Regimente in das neutrale Land seines Bruders August zurück und behandelte dasselbe ziemlich feindselig. Im folgenden Jahre socht er unter dem alten Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der auch in dänischen Diensten stand, war aber, mit Hinterlassung einer Abtheilung von seinem Regimente, bereits in Sicherheit, als der Markgraf Truppen gegen Ende Septembers 1627 bei Oldenburg in Wagrien von den Kaiserlichen überfallen und ausgeredet wurden⁹⁾. Dem Könige auf der Flucht durch Ostland nach Fünen gefolgt, nahm er nun seinen Abschied, und suchte die kaiserliche Veröhnung. Daher gelang ihm auch, daß er durch den kaiserlichen General Wallstein, nachdem er 1628 die zehn Jahre ältere Witwe Herzogs Philipp Julius von Pommern, Agnes von Brandenburg, geheirathet hatte, und dieser deshalb das Leibesbedinge ward entzogen werden sollte, auf die Herzoge von Pommern wirken und sich den dreißigjährigen Genuß jener Pfändere verschaffen konnte¹⁰⁾. Es finden sich dessenungeachtet auch Spuren, daß sich Franz Karl seit seinem Ausscheiden aus dem dänischen Dienste doch sonst von den Kaiserlichen fern hielt, zu Neuhaus lebte und bei der Erscheinung des Schwedenkönigs Gustav Adolf, auf Anrathen Dietrich's

4) Vergl. die Hamburgser pflückerischen Remarquens, Jahrgang 1702. S. 31, und außer den andern schon angeführten Schriften noch von Kötter's Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogthums Lauenburg. 2. und 3. Bd.

1) von Kottme's Geschichte von Hessen VII, 50 und 71. 2) Herrmann's Beitrag zur Lebensgeschichte Herzogs Johann Ernst des Jüngern von Sachsen-Weimar S. 337 fg., wo sich die Stiftungsurkunde des Ordens mit den Unterschriften seiner Mitglieder der befindet.

3) Wallat's Geschichte des kaiserlich-kaiserlichen Reichthums III, 80 fg. 4) Kötter, Bernhard der Große, Herzog von Sachsen-Weimar, I, 117. 5) Von der Dürren, Herzog Georg von Braunschweig und Lauenburg I, 383. 6) Wallat's Geschichte von Rügen und Pommern IV, 2, 510, und Förster, Wallenstein's Briefe I, 389.

von Falkenberg, sofort als Oberster in dessen Dienste trat, und seine werthvolle Habe von Reubaus nach Hamburg in Sicherheit brachte, wo er sich zuweilen auch aufgehalten hatte. In Verbindung mit den beiden, aus ihren Ranken verjagten und in Lübek lebenden, Herzogen von Mecklenburg getreten, warb er in dortigen Gegenden Truppen, besetzte unter der Hand Boizenburg, Lauenburg, Reubaus und andere kleine Plätze an der Elbe, und hoffte auch seinen Bruder August auf seine Seite zu ziehen; da aber des Schwedenkönigs von der Seeseite her um dieselbe Zeit beabsichtigter Einbruch ins Mecklenburgische, wo Rostock zum festen Operationspunkt ausersehen war, vereitelt wurde, so schloßten des Herzogs Pläne um so leichter, als dieser selbst auch auf Hindernisse stieß, welche sowohl die schlechte Zucht seiner Soldaten, als auch die mißglückte Zufuhr der mecklenburgischen Fürsten, und die feindseligen Befinnungen seines Bruders August in den Weg legten, sobald er durch die Annäherung einer kaiserlichen Truppenabtheilung von 6000 Mann unter dem Generale Pappenheim und dem Obersten Reinach genöthigt ward, mit 600 Mann in Rakeburg eine sichere Zuflucht zu suchen. Zwar öffneten sich ihm am 8. Oct. 1630 die Thore dieser Stadt, das wohlbesetzte Schloß aber, in welchem sich Herzog August aufhielt, verweigerte ihm die Aufnahme. Dieser selbst lehnte sogar die von ihm verlangte Unterredung ab und ließ nicht nur auf seine Soldaten feuern, als dieselben Anstalten trafen, Schanzen gegen das Schloß aufzuwerfen, sondern nahm auch am 13. October die Kaiserlichen in seine Burg auf. Jetzt nun von allen Seiten umringt und von der feindlichen Uebermacht, welche alle Auswege und Zugänge verschloß, bedrängt, bewilligte, sand sich Franz Karl in der Gewalt Pappenheims und durch Vermittelung seines Bruders kaum auf eine Viertelstunde Bedenkzeit verwiesen, während welcher er sich auf einem Bote über den See zu retten versuchte, aber als dies mißlang, sich mit seinen Officieren zu einer letzten Unterredung mit dem Feinde auf der Schloßbrücke verstehen mußte, worauf er sich nach empfangenen Versprechen, vom Kaiser und Kurfürsten von Baiern wehrt mit ewigen Gefängnissen, noch am Leben bestraft zu werden, mit seinem Herrschaffen ergab ¹⁾. Wie lange seine Gefangenenschaft gedauert und unter welchen Bedingungen er nachher seine Freiheit erhalten habe, ist nicht bekannt. Seine Truppen waren nicht einmal unter die feindlichen gefesselt, sondern nach Abgabe ihrer Waffen freigelassen worden. Dem Herzoge August von Lauenburg maß man indessen durch die Eindämmung seines Schloßes an die Kaiserlichen dieses Waffennutzes, in Folge dessen alle von Franz Karl besetzte Plätze und errungene Vortheile an den Feind verloren gingen, ganz allein bei, und König Gustav Adolf trug daher den Herzogen von Mecklenburg, die jene Verluste zunächst am meisten schmerzen mußten, ausdrücklich auf, gedachten

Fürsten bei'm Kopfe zu nehmen ²⁾, während Franz Karl, als dieser im December 1631 wieder als schwedischer Oberst im Stifte Rakeburg erschien, von ihm 12,000 Rthlr. Schadenersatz verlangte ³⁾. Nachdem er alldamm im Eingange 1632 sächsische Truppen in Niedersachsen gewonnen und gerüstet hatte, führte er dieselben dem schwedischen Generale Tott zu Hirtelshude im April als Verstärkung zu, bestand mit dieser gegen die Kaiserlichen mehre Gefechte, und Beide nöthigten hernach den General Pappenheim, welcher Stade stark besetzt hatte, diese Stadt am 5. Mai zu verlassen ⁴⁾. Das Werbegeßchäft, das in einem Auftrage von 2000 Mann bestand, setzte Franz Karl eifrig fort und bekam, weil er hauptsächlich auf das lüneburger Land angewiesen war, bald Streift mit dem Herzoge Christian dem Ältern von Celle und dessen Bruder Georg von Lüneburg, welcher schwedischer General war. Diese Fürsten wollten ihm weber die nöthigen Lauf- und Musterplätze in ihrem Lande, noch die erforderlichen Geldsummen gewähren, und wenn ihn auch der schwedische Resident in Niedersachsen Adler Salvius in seinen Forderungen unterstützte, so fand er doch zu Ende Mai's keinen andern Ausweg, als sich persönlich an den Schwedenkönig zu wenden. Franz Karl suchte denselben an der Donau auf, verweilte dann noch eine Zeit lang im Lager desselben bei Hürtz und Würzburg, und bewirkte soviel, daß ihm das Commando in Niedersachsen an Georg's von Lüneburg Stelle, der von dort abgerufen werden sollte, nebst dem Unterhalte seiner Regimenter aus dem Lüneburgischen versprochen wurde ⁵⁾. Indessen wich Herzog Georg nicht, sondern hintertrieb durch Gegenversetzungen bei dem Könige die Ausführung dieses Beschlusses, während Franz Karl mit Hülfe des Residenten Salvius gleichwohl fortfuhr, den Unterhalt seiner Truppen aus dem Lüneburgischen zu fordern, auch nach und nach mit Wäde 20,000 Rthlr. bekam, jedoch die ansehnlichen Rückstände nachmals zum Vorwande machte, den Befehlen des Schwedenkönigs, ihm zu Anfangs Novembers 1630 nach Thüringen und Sachsen zuzuziehen, keinen Gehorsam leisten zu können. Dieser Mangel an Unterstützung und Folgsamkeit, verbunden mit Uneinigkeit und Eifersucht schwedischer Herrführer, welche geborene Fürsten waren, befreite nicht nur den kaiserlichen General Pappenheim von den Hindernissen, welche seinem schnellen Marsche aus Westfalen durch Niedersachsen nach Thüringen entgegenstanden, sondern gab auch dem Herzoge Franz Karl gleich nach Gustav Adolf's Tode die nöthige Veranlassung, in kaiserliche Dienste zu gehen, nachdem er die Aussätze seiner Forderung an den Herzog von Celle im Betrage von 42,000 Rthlrn. der schwedischen Krone zugewiesen hatte ⁶⁾. In diesem neuen Verhältnisse des Fürsten fin-

1) Carafa, S. Germania restaurata (1641.) p. 424 seq. Ehrenbiller's Annalen XI, 1368 fg. Geiser, Geschichte Schwedens XI, 172 und 175 und Weber, König Gustav Adolf und sein Zeit, zweite Auflage, S. 737 fg., mit Pufendorf's Schwedisch-deutscher Kriegsgeschichte II, 34.

2) von Käsem, Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg III, 268. 3) Ehrenbiller sagt in XII, 204, daß Franz Karl aus der kaiserl. Gefangenenschaft gewissermaßen und wie Beßlag wieder losgelassen worden sei. 4) Ehrenbiller XII, 204 und Kobbe's Wirren und Werben II, 248 fg. 5) Über diese Zeit und den Aufenthalt des Herzogs bei dem Schwedenkönige v. v. Mürr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 54 fg., und Ehrenbiller XII, 152, 153. Von der Dedem a. d. II, 54, 72, 101 und 133, Kobbe

bei sich über ihn nichts Merkwürdiges verzeichnet, außer daß er in Schlesien gegen die Kaiserlichen socht, im Sommer 1634 mit Stälhausen von Bener, wozu er hier nicht mit seinem Bruder Franz Heinrich verwechselt wird, abgesandt wurde, um Gassen zu belagern und zu erobern, nachdem ihnen der Angriff auf Großglogau durch den kurfürstlichen Generalleutnant von Arnim erschwert worden war. Im Januar 1635 mußte er sich auf Arnim's Befehl mit Kurbrandenburgs Vorräthen aus dem anhaltischen Gebiete in die Mark zurückziehen, um dort den Schweden den Zugang zu verschließen¹³⁾, und nach dem Abschluß des proger Friedens wies er die Anerbietungen des Marquis von St. Ghamont mit dem aus dem kurfürstlichen Dienste geschiedenen Generalleutnant von Arnim in französischen Sold zu treten, von der Hand¹⁴⁾. Unter Baudis' Oberbefehl socht er nun im kurfürstlichen Heere gegen die Schweden, die im October 1636, als Beide Dänisch erobern wollten, aber durch das heftige Feuer der Belagerten ins freie Feld zurückgetrieben wurden, und hier, da es ihnen an Reiterei fehlte, am 22. Oct. gegen die Schweden eine gänzliche Niederlage erlitten. Franz Karl, Baudis und andere hohe Officiere konnten sich kaum durch die Flucht retten. Die neue Verbindung der Sachsen mit den Kaiserlichen verschaffte ihm indessen eine mehrjährige Theilnahme an den erfolglosen Versuchen seiner Brüder Julius Heinrich und Franz Karl (s. die Artikel über dieselben), Schweden vom Rheinbisse mit Frankfurt abzuhalten und zu einem Separatfrieden mit dem Kaiser zu bewegen. In diesen seit 1637 entwickelten Verhältnissen fand der Herzog, da ihm das Glück bei den Sachsen auch nicht günstig sein mochte, einen leichten Übergang in die kaiserlichen Dienste, wo er nach dem Vorgange mehrerer seiner Brüder zur katholischen Kirche übertrat, und zwar als Generalmajorsmeister erschien, sich aber mehr als Diplomat denn als Feldherr erwies. Seine Reisen von Wien nach Hamburg und umgekehrt, sowie seine Besuche bei dem schwedischen Residenten Salvius am letzten Orte brachten ihn, da er niemals kaiserliche Befehle nach seinen Anträgen vorzeigen konnte, bei diesem gar bald in den Verdacht, daß er zur Täuschung der Schweden ein außerlesenes kaiserliches Werkzeug sei, und darum, wie Pufendorf bemerkt, gewöhnlich mit einer langen Nase abziehen mußte. Gleichwohl bemühte er sich noch 1643 durch den geheimen Rath seines Hauses, Mitsos, um Empfehlungen von der Schwedenkönigin Christina, um in den Besitz des hochstifts Minden zu kommen¹⁵⁾.

Diese Bewerbung scheiterte natürlich an den politischen Umständen, doch erlangte er, nachdem er seit 1629 die schöne Agnes von Brandenburg durch den Tod verlor

ren und sich in die Witwe des berühmten siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen verliebt hatte, durch eine reiche Heirath ein anderes Glück, welches der kaiserliche Hof vermuthlich begünstigt und befördert hatte. Ihrer Ehe, die aber wegen ist diese zweite Gattin Franz Karl's einer genaueren Bekanntschaft hier werth.

Katharina von Brandenburg (geb. den 28. Mai 1602), dritte Tochter des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg, war schon 1623, als sie bei ihrer älteren Schwester, der Königin von Schweden, lebte, vom russischen Zar vergebens gesucht worden, als sie drei Jahre darnach dem reichen siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen die Hand reichte¹⁶⁾. In den ersten Monaten dieser Ehe aber entspann sie ein Liebesverhältniß mit ihrem Stallmeister Bietotin, wie Graf Mailath angibt¹⁷⁾, oder vielmehr mit dem Kammerfisen Stefan Gafy, welcher an der Spitze der katholischen Partei des Landes Gabriel Bethlen vermochte, Katharinen zu seiner Nachfolgerin und Landesregentin zu ernennen. Um ihr nun hierzu eine mächtige Stütze für die Zukunft zu verschaffen, überredete sie Gafy und seinen Anhang zum geheimen Uebertreten in die katholische Kirche. Als sie aber nach Bethlen's kinderlosem Tode im J. 1630 die Huldigung empfing, wurden ihrer Herrschaft von der protestantischen Partei, welche damals noch das Übergewicht hatte, ausdrückliche Bedingungen aufgedrückt, unter andern ein bleibender Witwenstand, ungeachtet sie ihren Liebhaber Gafy durch ihre Hand gern aus den siebenbürgischen Fürstenthum geloben hätte, wie dies auch der Wiener Hof begünstigte; allein es entstand darüber räthselhafte, böse Hände, während welcher ihr nicht nur durch Gift noch dem Leben getrautet¹⁸⁾, sondern sie auch mit schimpflicher Absehung bedroht wurde. Sie kam indessen dem Schimpfe durch die Flucht nach ihrem Witwenfisen Lotaj zuvorn und überließ Kälöczy den Fürstenthron: nicht genug, dieser nöthigte sie nun auch, seinen Sohn Georg zu adoptiren und denselben die munkäcker Burg und Herrschaft, ein Vermächtniß ihres verstorbenen Gemahls, zu verschreiben, obwohl sie diese Güter ihrem geliebten Gafy gern zugewendet hätte. Aber Kälöczy kam ihrer Neue durch seine Besignahme zuvor und nahm ihr auch noch das letzte Vermächtniß Bethlen's, die Burg und Herrschaft Fogaras, in Siebenbürgen. Erst durch den Frieden vom 28. Sept. 1633 gelangte sie durch Kaiser Ferdinand II. wieder in den Besitz dieser Herrschaften und Burgen, während sie sich zuvor in Lotaj öffentlich zur katholischen Kirche bekannte und 1632 zu Stein am Änger vom römischen Bischof das Sacrament der Firmelung empfangen hatte. Obwohl Katharina theils durch Betrug, theils durch Gewalt um Vieles gekommen war, so besaß sie doch an Geld und Gütern immer noch genug, um einem mit 2500 Kthlern. apargirten Prinzen von Sachsen-Lauenburg lothend zu erscheinen¹⁹⁾. Ihre Liebhaft mit Gafy war

dagegen läßt der Herzog ohne Angabe seiner Quelle als Generalmajor in kurbrandenburgische Dienste treten.

13) Pufendorf VII, 24. 14) Richelieu, Mémoires VIII, 357. 15) Pufendorf IX, 60. X, 2 und 68 ff., mit XI, 68 und XV, 48. In letzter Stelle heißt man zwar den Namen Franz Albrecht, dieser muß aber in Franz Karl verbessert werden. In Krieger's Historie II, 243 sieht man ein holländisches Bildniß dieses Herzogs mit ausdrucksvollen Gesichtszügen.

16) Kätz, Geschichte Schwedens in der Allgemeinen Kälöczy (siehe LXV, 143). 17) Mailath, Geschichte der Ungarn IV, 328.

18) Ede Föhrer in Wallenstein's Biographie S. 437 berichtet. 19) Fürst Erdensborg's Mémoires de la Reine

während gebachter Ränke, sowie dessen Person, ganz in Schatten gestellt worden, unb am 27. Aug. 1639 reichte sie dem Herzoge Franz Karl von Sachsen-Kauenburg, dessen Belanntschaft sie bereits lange zuvor gemacht hatte, zu Drenburg in Ungarn, wenigleich des Nachts 11 Uhr, so hoch unter großem Gepränge, die Hand²¹⁾). Katharina verkaufte nun ihre ungarischen Besizungen unb jog mit ihrem Gemahle nach Teutschland²²⁾). Sie gebar ihm so wenig, als ihrem ersten Gemahle, Kinder unb starb schon am 27. Aug. 1649. Hierauf heirathete der Herzog 1651 die Witwe des Freiherrn Christoph Wolff von Teuff ober Teuff, Christine Elisabeth, geborene Gräfin von Weggau; aber auch mit dieser zeugte er keine Kinder. Dahingegen gebar ihm eine Engländerin, die er beschle, eine Tochter, Elisabeth Charlotte von Kautenfranz, welche den Hofmarschall von Weibel 1656 geheiratet, unb von einem Waismädchen, die er zu dem Kneibweide machte, bekam er vier Söhne, von welchen drei in Kriegsdiensten starben, der älteste aber, Franz Karl von Kautenfranz, Besizer eines Doppelhofes zu Darchau, Böhmer, Deichscharer unb Schutze baselst wurde. Von den Nachkommen desselben, welche schon in der ersten Generation den Adel ausgaben, lebte einer noch 1836 als Hofbesizer nach Meierreute im Kauenburgischen, unb ein anderer, Karl Gustav Heinrich Kautenfranz, war der eben damals lebende Förster zu Schwarzenberg.

Franz Karl lebte nach Niederlegung seiner militairischen Dienste bald zu Wien, bald auf Reisen in Italien, wohin er oft unb gern ging, unb nur die letzten Jahre seines Lebens brachte er in der Stinuth zu Reubaus zu, das ihm seit 1644 war eingeräumt worden, unb wo er denn auch am 20. Nov. 1660 sein Leben ohne Ruhm unb ohne eheliche Nachkommen beschloß.

Nach dem Tode seines Vaters (1619) genoß er zu Folge einer noch in demselben Jahre getroffenen Abkunft mit seinen acht übrigen Brüdern, von welchen der älteste, August, allein regierender Herr wurde, eine Apanage von 2500 Rthlrn., welche nach der Mutter Tode um 600 Rthlr. erhöht werden sollte; allein der Nachlaß dieser Fürstin erweckte durch die Eingriffe des regierenden Bruders Streit, welchen zwar der rathgeber Vergleich vom 12. Juli 1629 beilegen sollte; allein der Widerspruch Franz Karls unb mehrerer anderer seiner Brüder setzte den Familienzwist fort, bis der König von Dänemark unb Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp den 12. März 1635 einen neuen Vergleich vermittelten, welcher dem Herzoge Franz Karl den Besiz von Reubaus zusprach, in seiner Ausführung jedoch vielfachen Hindernissen unterlag. Eben-

so verursachte die Auszahlung der Apanagegelder Bank unter den Brüdern, daher sie sich am 6. Dec. 1642 — es lebten damals noch August, Julius Heinrich, Franz Karl, Rudolf Maximilian unb Franz Heinrich — in Lübeck beisehalb verglichen. Fast vier Jahre nachher, als des regierenden Fürsten einziger Sohn, Johann Adolf, im April 1646 gestorben war, kamen die noch lebenden Brüder — Rudolf Maximilian starb inzwischen 1647 — abermals über die Erbfolge in der Landesverwaltung überein. Die nächsten Ansprüche an dieselbe hatte nach August seinem Alter zufolge Julius Heinrich (s. d. Art.), der denn auch von den beiden jüngern Brüdern, Franz Karl unb Franz Heinrich, als Erbfolger anerkannt wurde, unb deren persönliche Ansprüche, mit welchen sie, so Franz Karl, welcher Gewisheit wegen des Besizes von Reubaus verlangte, ihm entgegengetreten waren, empfand, sowie den Gemahlinnen beider, wenn sie Witwen werden würden, auch ein jährliches Einkommen von 1000 Rthlr. einer jeden versprach; weil er aber die Landesverwaltung nicht selbst übernehmen, sondern sie seinem ältesten protestantisch erzeugten Sohne überlassen wollte, so widersprach Franz Karl, unb hielt sich, als nächstältester Erbe, für berechtigt, in diesem Falle die Regierung zu verlangen; der Kaiser aber, an welchen die Klage gelangte, entschied für das seit Franz II. hergestellte Erstgeburtsrecht unb unterstützte Julius Heinrichs Vorlaß, doch blieb jener bartnäckig bei seinem Widerspruche unb erschwerte dadurch natürlich seinem Bruder die Eventualbildung so lange, bis dieser sich am 11. Mai (n. St.) 1654 genöthigt sah, einen Vergleich mit ihm einzugehen, worauf er dann nach dem tödtlichen Abgange des Herzogs August (1656) seine Erbfolgerechte ungehindert in Kraft treten lassen unb auch die ungehinderte Landesverwaltung empfangen konnte²³⁾). Mit Franz Karls Tode war der letzte Bruder des regierenden Herzogs Julius Heinrich aus dieser Welt geschieden. (B. Rose.)

FRANZ JULIUS, ein älterer, aber früher verstorbenener Bruder des vorstehenden Fürsten, war ältester Sohn Herzogs Franz II. von Sachsen-Kauenburg aus zweiter Ehe mit Marlen von Braunschweig-Wolfenbüttel unb den 13. Sept. 1584 geboren worden. Die Erziehung, welche er genoß, war wie die seiner zahlreichen Geschwister flach unb in Hinsicht auf Richtung unb Festigkeit der Grundsätze, wie der Gesinnungen tadelhaft unb erbärmlich, daher er in seinen reiferen Jahren, gleich sieben andern Brüdern, beim wankelmüthigen Glücke unb der Projectenmacherei anheimfiel, ohne festes Bestreben für eble Zwecke, welche in seinem Zeitalter Gefahr liefen, beim Parteiwchsel zu unterliegen. Er zog dem Lursee, seine flarb bebrohte Religion nach Kräften verteidigen zu helfen, den kaiserlichen Hofdienst vor. Die Aussicht auf die Nachfolge in der kauenburger Landesregierung stand ihm zwar vor sieben seiner Brüder zu, ba der achte, August, ein

Christine de Suède III. 105 hatte Gabriel Bethlen seiner Gemahlin außer ansehnlichen Geldsummen noch drei große Herrschaften vermocht.

21) Vergl. die Heiligschichtlichkeit im Theatr. Europaeum IV, 115 unb Senkenberg's Fortsetzung der Faberlin'schen Neuren teutschen Reichsgeschichte XXVII, 391, mit Lottich's Reum Germanic. Libr. II, 577. Wenn Pufendorf a. o. D. XIV, 48 von dieser Fürstin sagt, sie habe ihren Besiz in Schweden gehabt, so verwechset er sie mit ihrer ältesten Schwester, Anna Georbia.

22) s. Götter's Geschichte der Ungarn unb ihrer Kaulen VIII, 603—617.

23) Außer den erwähnten Werken wurden noch benutzt Lobbe, Geschichte unb Landesbeschreibung des Herzogthums Kauenburg. I. unb 3. Bd., mit Sam. Kenz, historisch-genealogische Fürstendynastie des hochfürstl. Hauses Kaspal S. 202.

auf erster Ehe seines Vaters entsprossener Sohn, nur vor ihm die Rechte der Erstgeburt genoss und keine männlichen Leibeserben am Leben behielt. Daher mag auch Franz Julius vorläufig auf den möglichen Landesansatz hingewiesen worden sein, wie er denn auch, soweit sich aus den bis jetzt bekannt gewordenen Quellen nachweisen läßt, der evangelischen Religion, in welcher er erzogen wurde, den größten Theil seiner Jahre treu geblieben sein mag, wiewol man dieselbe in jenen Zeiten nicht selten schon um des kaiserlichen Kammerherrnschlusses willen, den auch Franz Julius trug, zu verkaufen und den Schlingen der katholischen Proselytenmacher zu Wien eine Beute zu werden pflegte. Weiß man indessen auch nicht gewiß, daß gedachter Fürst, wie mehr seiner Brüder, die Religion in kaiserlichen Diensten gewechselt habe, so ist doch höchst wahrscheinlich, daß es in seinen letzten Jahren geschehen sei.

In seiner Jugend begleitete er im J. 1606 seine Mutter, seine Brüder Julius Heinrich und Ernst Ludwig nebst einer seiner Schwestern aus einer Reise nach Strassburg, wurde mit ihnen am 16. Sept. zu Rastadt wegen des unvorsichtigen Inconito, welches die Fürstensfamilie dort beobachtete, im Wirthshause verhaftet, und nicht eher, als die nöthigen Anzeigen gemacht worden waren, freigesetzt, ohne daß Kurfürst Georg Friedrich von Baden ihr der empfangenen schweren Beleidigung wegen nachmals je eine Genugthuung gewähren wollte; vielmehr nahm er auf die eingelaufenen Beschwerden des Herzogs Franz seinen Obervogt und Gerichtsdienner, welche die Verhaftung vollzogen hatten, in Schutz. Wie übrigens Franz Julius seine Zeit bis 1619, als sein Vater mit Tode abging, sonst verlebte habe, ob etwa in auswärtigen Dienstverhältnissen, ist nicht bekannt; im September gedachten Jahres aber, da er sein 33. Jahr zurücklegte, fand er sich mit den meisten seiner Brüder zu Rauenburg ein, wo seine Mutter Marie zur Verhütung des Familienzwistes, unter Vermittelung ihres Bruders, des Bischofs Philipp Siegmund von Werden und Dönnabrid, des Königs von Dänemark und der Herzoge von Pommern, ohne Zuziehung der Ritter- und Landtschaft, welche sich gleichzeitig in Ragueburg versammelte und die Union erneuerte, am 4. Oct. einen Erbvertrag zu Stande brachte, zu Folge dessen auch Kückstaden auf ihre Ragnungen und den geringen Bestand des Fürstenthums dem Ältesten von ihnen, August, die Landesregierung unter Empfehlungen zur Erhaltung der ausburgischen Confession übertragen wurde; weil aber die Stände des Landes dabei übergegangen worden waren, so verweigerten diese die Landeshuldigung so lange, bis Herzog August am 16. Mai 1620 ihre Union (s. v. Art. Franz II.) bestätigte, mit Ausschluss der in ihr enthaltenen Bestimmungen über die Nachfolge in der Regierung, da seinem Vortrabe gemäß das Erstgeburtsrecht von seinen Brüdern ohnehin anerkannt worden sei, was indessen so bestimmt und deutlich nicht geschehen sein mochte, wie die Bruderzwiste in der Folge verrathen haben. Gleichwol erkannte Kaiser Ferdinand II. acht Jahre nachher (am 26. Febr. 1628) alle diese Beschlüsse als rechtskräftig an.

Franz Julius erhielt durch jenen brüderlichen Erbvertrag gegen Umtausch des Dorfes Kückstaden das Dorf oder den Hof Anker zum Bohnstige mit einer jährlichen Einnahme von 2500 Rthm., welche nach dem Tode der Mutter, die im Besitze des Amtes Neubaus, des Hauses Franzhagen und des Westerstokes in Bahren blieb, um 600 Rthm. vermehrt werden sollte¹⁾. Hierbei versprachen die acht jüngeren Brüder, unter ihnen Franz Julius, wenn sie den regierenden Herrn besuchen wollten, bei diesem nur mit einem Gefolge von höchstens zwölf Pferden zu erscheinen und ihren Aufenthalt dablei nicht über acht Tage zu verlängern. Die Baarschaft des Vaters theilten sie mit Ausnahme August's, welcher darauf verzichtete, unter sich, und so erhielt unter allen nachgeborenen lauenburger Prinzen bloß Franz Julius, als damaliger muthmaßlicher Erbsolger desselben, einen festen Wohnsitz in der Heimath, während die sieben übrigen genöthigt waren, ihr Unterkommen auswärts zu suchen. Aus diesem Grunde, der jedenfalls schon früher in Kückstaden gezogen worden sein mochte, da zumal die Herzogin Marie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls lieber einem ihrer leiblichen Söhne, als dem Stiefsohne August die Landesverwaltung zugetheilt gesehen hätte, ist es wahrscheinlich, daß Franz Julius nicht gerath haben mag, mit Aufopferung seiner Religion in auswärtige Dienstverhältnisse zu treten. Vielleicht waren die ersten Dienste, die er leistete, im Lager der böhmischen Insurgenten verrichtet worden, oder 1621 im Lager Mansfelds in der Oberpfalz²⁾. In der Folge wechselte er die Partei, und trat bleibend zur katholischen über, nachdem er kaiserlicher Kammerer geworden war. Vermuthlich leistete er auch, wie von der Decken behauptet, zuweilen Kriegsdienste im kaiserlichen Heere, an welches er sich doch nicht immer gebunden fand. Seine militärische Charge ist jedoch so wenig bekannt als seine Kriegsthaten; er ließ sich vielmehr vom Kaiser Ferdinand II. zu diplomatischen Verhandlungen gebrauchen, wozu er auch wol mehr Talent besitzen mochte. So erbot er sich nebst seinem Bruder Julius Heinrich im Herbst 1631, als der Kaiser durch Waldstein den Kurfürsten von Sachsen wieder von den Schweden trennen und auf seine Seite zurückführen lassen wollte, gegen Ferdinand, den Herzog von Friedland in diesem Gesandte zu unterstützen³⁾. Gerade zwei Jahre darnach ist er abermals beschäftigt mit Vorschlägen zu Friedensverordnungen, um denselben Reichsstaat und Kurbrandenburg für den Kaiser gegen Schweden zu gewinnen, welcher wegen er bald im Lager des Herzogs von Friedland, bald nach Wien, bald

1) Die Herzoginwitwe Marie hatte das fröttige Dorf Kückstaden 1618 vom Kloster Loccum erbtlich gekauft und schenkte es am 20. Oct. 1619 ihrem Sohne Franz Julius, der dagegen 3000 Scherckholder erlegen sollte; allein Herzog August hatte den Ort schon in Besiz genommen und veräußerte sich nun mit seinem Bruder dahin, daß sich dieser mit Anker zuerufen sollte. 2) Dort erlitten nach Waller's Erzählungen auf dem Gebiete der neuen Geschichte III, 488 neben mehreren protestantischen Reichsfürsten auch ein Herzog Hans Julius von Lauenburg, welcher vermuthlich Franz Julius gewesen ist, da es keinen Fürsten Johann oder Hans Julius dieses Landes gegeben hat. 3) Förster, Wallenstein's Briefe II, 170 fg.

nach Dresden und Berlin reiste⁴⁾; am Ende aber doch, weil seine Brüder Julius Heinrich und Franz Albrecht (s. die Art. über diese), insofern ihre Beförderung der verrätherischen Pläne des gefürchteten kaiserlichen Feldherrn mitwirkte, und darum nach Entdeckung derselben in des Kaisers Augen wenn nicht strafbar, so doch verdächtig erschien; wenigstens wurde er nach Waldstein's Ermordung, wie der gutunterrichtete Mönch Kiccius meldet⁵⁾, zu Wien ins Verth genommen, aber allem Vermuthen nach in Freiheit gelassen; doch wurde er im März und Mai 1634 wieder zum Friedensgeschäfte gebraucht, und ging der einleitenden Verhandlungen wegen von Wien aus zu Dresden und Berlin ab und zu⁶⁾. Sonach fand er, wenn es ihm auch nicht möglich war, seinen beiden gefangenen Brüdern am kaiserlichen Hofe Bescheid zu leisten, seinen Grund, seinen Aufenthalt in der kaiserlichen Residenz mit einem andern Orte zu vertauschen, sondern er verlebte vor und nach jenen Ereignissen, namentlich seitdem er sich der katholischen Partei ergeben hatte, den größten Theil seiner Jahre im kaiserlichen Hofdienste daselbst. Befand er sich zuweilen in der Heimath, so schlug er seine Wohnung zu Anker auf. Die Eintracht mit seinen Brüdern wurde theils durch politische Parteinahme und den Religionswechsel derselben, theils durch den regierenden Bruder August gestört. Bis zur Mutter's Tode im J. 1626 blieben Franz Julius und seine jüngeren Brüder mit diesem einig, da sie ihm durch ihre auswärtigen Verbindnisse nicht eher zur Last fielen, bis etwa die Apagengelder unpünktlich entrichtet worden waren. Als aber die Herzogin Marie starb, nahm August unter nicht genug bekanntem Vorwande das Amt Knecht aus's Reich, grabe als die Dänen nach der Niederlage bei Rutter am Barenberge durch ihren Rückzug ins lauenburger Land große Verwüstung dort verbreitet hatten. Joachim Siegmund, ein jüngerer Bruder von Franz Julius, war damals allein im Lande anwesend und protestirte sofort gegen August's Verfahren. Ein Gleiches thaten, obgleich sich dieser entschuldigte, mit berücksichtigten werthen Gründen Franz Julius und Franz Karl am 10. April 1627 in einer schriftlichen Verwundung an die Ritter- und Landtschaft, in welcher sie das auf diesem Grundstücke ruhende Vermögen ihrer verstorbenen Mutter nebst deren ansehnlicher Widerlage und Morgengabe genau nachwiesen. Hierauf traten nun zwar Verhandlungen ein, die aber nach dem Ableben Joachim Siegmund's nur Franz Julius, weil es ihm dieelicht seine auswärtigen Verbindungen allein gestatteten, fell hielt, und am 12. Juli 1629 zu Ragsburg mit August in ei-

nem Vergleich endete, welcher mehreren Universitäten zum Spruche vorgelegt werden sollte; da aber die andern kaiserlichen Brüder ihre Einwilligung nicht gaben, so dauerte der Streit bis nach Franz Julius' Tode fort.

Inzwischen übernahm dieser, da sich August nicht mit allen Bestimmungen des Erbvertrages von 1619, welche den Wiedererwerb der abgetheilten Landestheile betrafen, befassen konnte und wollte, die Ansprüche seines Hauses auf Rixbüttel zu erneuern. Er trug daher 1630 bei dem kaiserlichen Reichshofrath darauf an, daß die Stadt Hamburg auf den widerrechtlichen Besitz des Schlosses und Amtes Rixbüttel, weil sie dasselbe den sächsischen Lehnleuten Wilken und Waldern, die Rappen genannt, 1393 gewaltsam entrißten hätte, verzichtet, und Beides als ein rückfälliges lauenburger Lehen, da das Geschlecht der Rappen inzwischen ausgefallen, die Herzoge von Lauenburg aber seit Kaiser's Siegmund Zeiten damit fortwährend besetzt worden waren, mit Erhaltung der in diesem Zeitraum erwachsenen Verluste zurückzugeben sollte. Dagegen wendete Hamburg ein, Franz Julius sei als apantagierter Prinz zur Klage nicht befugt, die Ansprüche auf Rixbüttel seien verjährt, dieses durch Ererbung den Rappen, die Seeräuberi getrieben, abgenommen, die Eroberung vom Herzoge Erich IV. anerkannt worden, und Rixbüttel niemals Lehen, sondern Allode gewesen. Der Herzog wies durch den Inhalt des Erbvertrages von 1619 seine Verurtheilung zur Spolienklage gegen Hamburg nach, verworf die Einreden dieser Stadt, erkannte Erich's Einwilligung nicht an, erklärte die Seeräuberi der Rappen für eine Rüge, verstatte wegen des beanspruchten Rixbüttel keine Verzögerung, weil dieses ein Stammlehen sei, konnte aber doch, aller seiner Anstrengungen ungeachtet, den Proceß nicht zu erwünschtem Ende führen, sondern verordnete denselben auf seinen Bruder Julius Heinrich (s. b. Art.). Franz Julius starb zu Wien an einem hiesigen Fieber, oder, wie Krenowiller erzählt⁷⁾, an der damals dort herrschenden Pest am 28. Sept. 1634 im Witwenstabe, kinderlos und vermuthlich im katholischen Glauben. Er hatte sich am 14. Mai 1630 mit Agnes (geb. den 7. Mai 1592), vierter Tochter Herzogs Friedrich von Württemberg, vermählt, diese aber am 25. Nov. 1629 durch den Tod verloren, nachdem sie kurz vor einen Sohn geboren hatte, welcher drei Tage nach seiner Mutter starb. Die übrigen sechs Kinder dieser Ehe, drei Söhne und ebenso viele Töchter, überlebten ihre Eltern nicht, sondern waren sämmtlich in ihrer jungen Kindheit hinweggestorben. Der Hof Anker fiel nach Franz Julius' Tode an den Herzog August zu⁸⁾.

FRANZ, Graf von Hanzfeld, Fürstbisch. v. Würzburg und Bamberg, geb. den 13. Sept. 1596 zu Grottoff auf dem Bessermale, wurde den 13. Dec. 1606 durch den Tod des Domherrn Jobst Wilhelm von Riet Domicellar, und 1625 Capitular zu Würzburg,

4) Förster, Wallenstein's Briefe III, 91 u. 162 fg. und Röte, Bernhard der Große I, 206 und 380. 5) Niccius, De bellis Germanicis p. 549. Nach dem Berichte des fürmaligen Correspondenten bei Förster a. a. D. S. 250 sprach Franz Julius öffentlich gegen Wallstein's verberbliche Anschläge. Nach andern Quellen erwarb S. 338 befand sich Franz Julius in der verdächtigsten Zeit im Prag und reiste erst am 27. Febr. 1634 von da nach Wien ab. 6) Putendorf, welcher hiervon in seiner (schweizer-französischen) Kriegs-geschichte VI, 6. 31 und 32 erzählt, verwechselt ihn dort mit seinem in kaiserliche Haft genommenen Bruder Julius Heinrich (s. den Art.).

7) Dessen Annalen XII, 1462, wo des Herzogs Tod auf den 16. Dec. 1634 verlegt wird. 8) Rette, Geschichte und Lebensbeschreibung des Herzogthums Lauenburg. 2. u. 3. Bd.

den 20. März 1609 Domcellar zu Bamberg, später Capitulär und Hierodem der fürstbischöflichen Güter in Kärnthens; auch 1627 Propst des Collegiatstiftes Gangolf zu Bamberg. Wegen vielfach erprobter Geschäftsgewandtheit wurde er vom würzburgischen Bischof, Philipp Adolf von Ehrenberg, 1630 zur Verammlung der katholischen Reichsfürsten nach Regensburg, und 1631 für gleichen Zweck vom bamberger Bischof, Johann Georg II., Bischof von Dornheim, nach Frankfurt gesendet, und am 7. Aug. d. J. vom würzburger Domcapitel zum Fürstbischöfe und Herzoge Frankens erwählt. Kaum hatte er sich als solcher zu Würzburg und Kisingen den Huldigungsseid ertheilen lassen, so wurde er durch das Eindringen des schwedischen Heeres genöthigt, am 11. Oct. d. J. nach Frankfurt zur katholischen Liga, welche er um schleunige Hülfe für Franken gebeten, und dann nach Eßln zu flüchten, wo er mehr als drei Jahre verweilte, und 1632 in der Jesuitische Priester wurde. Trotz seiner Abwesenheit wurde er nach dem Tode des bamberger Fürstbischöfes Johann Georg II. auch zum Fürstbischöfe von Bamberg den 4. Aug. 1633 erwählt; aber erst lange nach der Rückkehr, den 12. April 1637, durch den Weibbischof Zacharias Stumpf in Würzburg zum Bischof geweiht. Er sollte mit doppelten Kräften für die Erhaltung beider Fürstenthümer gegen die Schweden kämpfen, welche er aus dem Lande nicht vertreiben konnte. Zwar hatte er das Glück, die Schweden aus seiner Residenzstadt Würzburg vertrieben zu sehen, und den 23. Dec. 1634 dasselbst einzeln zu können. Allein Auerung und Krankheiten erschöpften seine beiden Fürstenthümer weit über ihre Kräfte. Kaum hatte er 1635 zu Wien die kaiserliche Bestätigung und Belehnung erhalten, auch den 100jährigen Vertrag mit Österreich über die bambergischen Besitzungen in Kärnten erneuert, so wurde er als Friedensvermittler mit Schweden und Frankreich, wie mit deren alliierten Landgrafen von Hessen, wiederholt vom Kaiser beordert, doch immer mit ungünstigem Erfolge. Im J. 1636 ließ er die Lehen in beiden Fürstenthümern erneuern. Trotz der Noth des Vaterlandes ließ er nach dem Aussterben der Familie Wildenstein das himmelstürmische Rittergut Ermsreuth als Mannlehen dem Ritter Hieronymus von Gersdorff zuwenden. Er genoß die Freude, daß Kaiser Ferdinand III. die der Stadt Kronach für die ruhmvolle Vertheidigung gegen die Schweden geschenkten zwei Rittergüter zwar bekräftigte, allein durch die Verwandtschaft der geachteten Ritter, als früherer Besitzer derselben, mit den lebenden Pommeren sah er jeden Versuch zur wirklichen Besitznahme vereitelt. Ebenso wenig konnte er die im nämlichen Jahre 1637 erhobenen Beschwörungen seiner Landstände gegen die Befreiungssucht der Edelleute von allen Kriegs- und Staatslasten befriedigen, und mußte zu seinem Leidwesen die Fortdauer der Steuerzahlung auf fernere zwölf Jahre genehmigen. Auch im J. 1638 hatte er den Kummer, die vom K. Ferdinand III. verlangte Zahlung zwölf weiterer Römerrnate seinen höchst belästigten Unterthanen verkündigen zu müssen. Am 25. Februar 1639 verließ er die Stadt Kronach die Rittergüter Stockheim und Haslach, welche durch Auktionen

der Familien von Mengersdorf und von Koppel erlöst waren, statt der früher geschenkten zwei andern, jedoch unter der Bedingung, daß die Stadt 200 von ihren neugeworbenen Soldaten dem Fürstenthume Bamberg zur Benutzung übergeben, die auf obigen Gütern haffenden Schulden von 6000 fl. übernehmen, und alle 15 Jahre 100 Dufaten Lehengebühren zahlen sollte. Nachdem der schwedische Oberst Hans Christoph von Königsmark ganz Franken erobert hatte, suchte zwar Bischof Franz seine beiden Fürstenthümer durch den Abschluß eines Neutralitätsvertrages unter großen Opfern gegen die Kriegslasten zu sichern; allein der schwedische Feldmarschall von Wanner verweigerte die Genehmigung. Am 29. Juli 1639 vereinigte sich B. Franz mit dem bamberger Domcapitel, daß die Berufungen von Urtheilen der kaiserlichen Inimunitätsgerichte alle Zeit an das Hofgericht kommen sollten. Die durch den Krieg sehr geschwächten Einkünfte des bamberger Jesuitencollegiums suchte er durch die Verleihung der Pfarrei Sambach bei Pommerfelden zu verbessern. Im J. 1640 ließ er auf dem Reichstage zu Regensburg fräufige Vorstellung gegen die das Einkommen seiner beiden Fürstenthümer weit übertreffende Matrikel des Kaisers machen, und der österreichischen Landeshoheit über die bambergischen Besitzungen in Kärnten ebenso, wie der päpstlichen Ernennung eines Dompropstes zu Bamberg widersprechen. Während seines Aufenthalts zu Würzburg berüht er sich freundschaftlich mit den Abgeordneten beider Domcapitel über die Mittel zur Beseitigung ihrer ökonomischen Verlegenheiten. Unter seinen vielfachen Verordnungen dieser Zeit zeichnet sich besonders aus, daß die milden Stiftungen bei nicht hypothecirten Schuldbelastungen nur ein persönliches Recht haben sollten. Bei der Trennung der französischen Truppen von den schwedischen auf dem Zuge in das Fürstenthum Bamberg im Januar 1641 ließ er die vornehmsten Kostbarkeiten beider Hochstifte nach Bilsbach in Kärnten bringen. Im nämlichen Monate ließ er wieder auf dem Reichstage zu Regensburg gegen die österreichische Verlastung der bambergischen Besitzungen in Kärnten Widerspruch einlegen. Er litt großen Kummer über die fortwährende Forderung des Kaisers zur Zahlung der Römerrnate, während die französisch-weimarischen Truppen das Land auslaugten. Am 30. Juli 1642 wurde er an der Tafel zu Würzburg vom Kernenschlage so getroffen, daß er sogleich todt blieb. Die Leichenrede daselbst hielt der Jesuit Adam Hartmann nach seiner Beseizung in der dassigen Domkirche *).

FRANZ (Konrad), Graf von Stadion und Tannhausen, Fürstbischof zu Bamberg, geb. den 29. Aug. 1679, erblie schon am 18. Oct. 1688 die von Philipp Wilhelm, Freiherrn von Weinsberg abgetretene Dompröbste zu Würzburg, und suchte sich als Domcellar vors

*) *Salver*, Proben des teutschen Reichsadel, S. 524, 565, 585. *Gropp*, Script. Wir. T. II, 388. *Londov*, Acta publica. T. V, 278, VII, 550. *Ussermann*, epic. Wir. 153, et Bamberg. 233. *Jaech*, Bambergerische Jahrbücher und Geschichte. *Ludwig*, Script. Bamb. coll. 1034. *Erle*, festgesetzt von Ludwig, 948.

züglich in der Geschichte und Rechtswissenschaft auszubilden. Deswegen wurde er zu Bamberg, wo er auch am 29. Nov. 1692 als Domicellar eingetretten war, im J. 1722 zum Dombuchanten ernannt. Am 5. Sept. 1729 wurde er zu Würzburg zum Dompropst, und 1735 zum Propst am Eiste Haug ernannt. Durch diese verschiedenen Ämter wurde er zur mannichfachen Erprobung seiner Geschäftsfähigkeit veranlaßt, wegen welcher er noch im 73. Lebensjahre den 23. Juli 1753 zum Fürstbischöflichen von Bamberg ernannt wurde. Als Freund der Öffentlichkeit und Gerechtigkeit veranstaltete er die wöchentliche Erscheinung von Anzeigen und Anzeigenschriften, mit welchen auch später die Verordnungen erschienen; daher jene als Intelligenzblatt bis auf unsere Zeiten fortgesetzt worden. Nach seinem lebhaften Sinne für Wohltätigkeit bestimmte er die Vertheilung der jährlichen Schatzgelder auf die Pässe, die Verzeichnung der steuerfreien Grundstücke, eine neue Handwerksordnung, eine eigene Commission für Kinderjährlinge und die regelmäßige Unterstützung der städtischen Armen nach neun Classen durch Almosen, welches früher noch nicht regelmäßig vertheilt worden war. Im J. 1754 verfügte er die schnelle Beförderung der Verhafteten vor allen übrigen Gefängnissen durch die Gerichtsämter; das Verbot der Treibscharen, Klor- und Schleifsteinen; ein Berufungsgericht für Kinderjährlinge; die Beschränkung der Berufungsproceßes und der Advocatenzahl; die Vorlage aller Gemeinverrechnungen zur Prüfung und Genehmigung; den Wirkungsbereich des Ehegerichts als erste Instanz, die Wiederverleihung der eingeengenen Immunitätsgerichtsbarkeit an die drei ehemaligen Collegialstifte. Auch schloß er mit dem Domcapitel einen Vertrag über die Vertheilung der Einkünfte verstorbenen Domherren ab. Im J. 1755 versöhnte er sich mit den Markgrafen von Ansbach und Bayreuth über das Directorium der fränkischen Kreisangelegenheiten, vereinigte das Oberhofmarschallamt mit dem Landgerichte wegen Irrungen über Gerichtsbarkeit. Er besah den Studienvorständen die Zurückweisung minderfähiger Jünglinge zur Erlernung der Genealogie. Im J. 1756 verordnete er die Verbesserung der tagendürch geistlicher Stiftungen durch Mitwirkung der Amtsvoigte; die vorrichtige Abtheilung des Vermögens zwischen Ältern und Kindern und die vierteljährlichen Berichte der Beamten über die genaue Vollziehung landesherrlicher Verordnungen. Zur Beförderung der Gerechtigkeit ertheilte er allen Unterthanen Gelegenheit zu seiner persönlichen Anörung ihrer Beschwerden. Während seines ganzen Lebens war er höchst wohlthätig gegen Arme, Witwen und Waisen, und vermachte für die Stiftung der letzteren noch 16,000 fl. Dürftige Kirchenfonds unterstützte er aus eigenem Vermögen, und zur Beförderung der Religion ließ er unentgeltlich viele Bücher vertheilen; stiftete auch die Wanderung dreier Glaubensprediger durch seinen ganzen Sprengel. Er starb den 6. März 1757, und wurde in die Domkirche beigesetzt, bei welcher Gelegenheit der Jesuit Dail eine Trauerrede hielt*).

(Jaek.)

FRANZ LUDWIG von Trier und demnachst von Mainz Kurfürst, Bischof von Worms und Breslau, gefürsteter Propst zu Elmangen und Teutschmeißer, war zu Neuburg den 24. Juli 1664 geboren, ein Sohn des Pfalzgrafen, nachmaligen Kurfürsten Philipp Wilhelm, welcher seit dem 24. Aug. 1653 mit des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt Tochter, Elisabeth Amalia, verheirathet war. Von 17 Kindern das neunte, war Franz Ludwig, gleich mehreren seiner Brüder, von der Wiege an dem geistlichen Stande bestimmt, und ward, um dessen höchste Würden ihm zu verschaffen, die Vermählung seiner ältesten Schwester, der Prinzessin Eleonora Magdalena Tereza, mit dem Kaiser Leopold I. (den 14. Dec. 1676) nicht wenig beigetragen haben. In dem Alter von 19 Jahren wurde er, auf kaiserliche Empfehlung, zum Bischofe von Breslau ernannt, den 30. Juni 1683; auf Absterben des Teutschmeißers, Johann Kaspar von Ampringen, den 9. Sept. 1685, verließ ihm der Kaiser, noch im Laufe des Jahres, das hiermit ererbte Amt eines Oberhauptmanns für Ober- und Nieder-Schlesien. Domherr zu Geln wurde er 1687, wie er das auch zu Rüttich, Münster und Dmäh gewesen, und man hat angemerkt, daß er von den 24 kölnischen Domherren der einzige war, der in der Wahl von 1688 für seinen Bruder, den Pfalzgrafen Ludwig Anton von Neuburg, stimmte. Dieser Bruder, Bischof zu Worms, gefürsteter Propst zu Elmangen und Teutschmeißer, starb den 4. Mai 1694, und Franz Ludwig wurde dessen Nachfolger zu Worms und Regententhum durch Wahl vom 12. Juli, zu Elmangen durch Wahl vom 8. Juni 1694. Domherr zu Mainz 1695, wurde er von Kaiser Joseph I. bei dessen Regierungsantritt in der Oberhauptmannschaft von Schlesien bestätigt, die er auch allerdings durch seine Vorliebe für Schlesien, insbesondere für Breslau, wo er meistens residirte, verdient hat. Durch Vertrag vom 26. Aug. 1705 fügte er alle bisher zwischen Kurpfalz und dem Hochstifte Worms schwelende, hauptsächlich durch die Gemeinschaft Ladenburg veranlaßte Irrungen, und trat er in besagtem Vertrage die Stadt Ladenburg, sammt dem Dorfe Neckarhausen und den drei im Oberrhein gelegenen Dörfern Altenbach, Heubach und Ringel, auf ewig zu Erb und Eigentum an Kurpfalz ab. Wie sehr aber seine in dem Rhein- und Maingegenben gestreuten Lande unter dem spanischen Successionskriege zu leiden gehabt, mag man aus dem Memorial ersehen, das er 1709 der Reichsversammlung zu Regensburg hatte übergeben lassen, und worin der Schade für des Teuchsdorfens Besigungen in Franken, zu der Hauptsumme von 1,055,631 Gulden berechnet war. In demselben Jahre gebrauchte Franz Ludwig das Schlangenbad, das, wie der ganze Rheingau, beinahe unter den Kanonen von Mainz gelegen, von fern nicht die Besorgung eines feindlichen Ueberfalls aufkommen zu lassen schien. Nichtsdestoweniger, hat den 17. Juli 1709 eine französische Partei vermehrer Bagdiffe von ungefähr 50 Mann sich nächstlicher Zeit aufs Schlangen-

* Kreuz, Teutsche Staatsknecht. Th. VI, 85. Salder, Proben des teutschen Reichthums. S. 663. Usarmann, episc.

Wircob. 181. Bamberg. 248. Jda, Bamberger Jahrbücher und Geschichte.

hab practicirt, dafelbst eine Stunde vor Tag des Herrn Teufschmeisters hochfürstl. Durchl. nebst noch andern hohen Gurgästen, Prinz von Mecklenburg, Graf von Solms-Braunfels, etliche holländische Kaufleute und den Postmeister zu Cassel, sammt einigen Frauenzimmern, nachdem sie vorher sich mit unglaublichem Raub an Geld, Silbergefäßen, Kleidung etc. beladen gehabt, gefänglich angenommen, und getrachtet solche hohe Gefangene, mittels scharfer Einbildung, des weilen das Land Rheingau unter französischer Contribution stände, sie mit diesen hohen geschickten Herren, ohne Sorge und Gefahr müssen durchdringen und auf die andere Seite des Rheins kommen. Zu dem Ende, als diese vermessene Partei mit den hohen Gefangenen, zwölf an der Zahl¹⁾, Morgens gegen 7 Uhr hier durch Rautenthal marschirt, der Parteilührer voran zu mir vor mein Haus kommen, mit des Hrn. Teufschmeisters Bedienten Mantur angethan, eine Kintie auf dem Arme haltend, mich angeredet und befraget, ob ich der Major in diesem Flecken wäre? dem ich geantwortet, was er verlange, meinte, daß er einer von des Teufschmeisters Bedienten wäre; darauf er mir kühn geantwortet, sie seien Franzosen und hätten etliche Prinzen auf dem Schlangenbad gelichtet, die würde seine Partei sogleich durchführen, wir würden sie dies Orts nicht aufhalten; dem ich geantwortet, sie sollten still halten, bis ich die erforderlichen Verhaltungsbefehl von meinem Hrn. Beamten würde erhalten haben. Der Franzos aber replicirte, sie ließen sich nicht aufhalten, hätten ordres von ihrem König, und nicht nöthig, bisiger Beamten Befehl zu erwarten, die Rheingauer seien dem König tributbar, darum marschirten sie frei durch. Hieraus versammelte sich die hiesige Gemeinde, theils mit Gewehr, theils mit andern Defensionsinstrumenten, denen ich zugeredet, sie sollten kein Gewehr ergreifen, sondern sich nur versammeln und bis an den Rhein unter steter Vermehrung mehr hinzukommender Leute (massen aller Arten im ganzen Land gekürrt und allarmirt worden, da auch die Hefische und die Wiesbader Unterthanen inmittelst herbeigekommen) nachfolgen, um Unglück zu verhüten von selbst keine Schießgewalt gebrauchen; bis die Franzosen an den Rhein kämen, würde das ganze Rheingau nebst den benachbarter Herrschaften Unterthanen sich zu ihnen versammeln und also ohne Unglück oder Gefahr des Landes die Befreiung der hohen Gefangenen gefahren können. Die hiesige Einwohner sind also der durchmarschirenden Partei und Gefangenen nachgefolgt, welche nicht gerade auf Eltroisse, sondern den neuen Weg binunter, als wollten sie auf Kibberich, jedoch den Eltroisser Reistweg binunter marschirt, da inmittelst bei je länger je mehrer Versammlung der aus Anlaß des continuirlichen Stürmens im Land zusammen laufenden Leuten an dem Fuß des Rautenthaler Berges, von den Leuten, die, viroel in lauter Unordnung und plebeischem Tumult, die importune Anmuthung an die französische Partei gethan, sie sollen die hohe Gefan-

gene nebst der Beute losgeben, oder es solle ihres Geheims nicht davon kommen; worauf alsobald der Unglückslermen angegangen, bey fünf oder sechs Franzosen theils erschossen, theils bleibet, auch der gemeinen Leute bei fünf oder sechs todt geblieben. Die übrige Franzosen haben die hohe Gefangene nicht allein verlassen, sondern auch die Beuten von sich geworfen, die von den Aufsehenden nach und nach auf das Schlangenbad wiederum getragen worden. Die Franzosen seint hiernächst in ihrer Flucht verstreut und fast alle Gefangener nach Mainz geführt worden. Ob und welche Dankbarkeit Franz Ludwig seinen Errettern bezeigt habe, finden wir nicht angemerkt. Am 5. Nov. 1710 wurde er zum Coadjutor des Kurfürsten Lothar Franz von Mainz erwählt, wobei jedoch die päpstliche Confirmation an die Bedingung geknüpft war, daß er als nicht bestehend ersehen, was in dem alt-rheinischen Vertrage über die Eutherischen Kirchen innerhalb des Bisthums Stralsund, dann von seinem Bruder, dem Kurfürsten Johann Wilhelm zu Pfalz, in dem Religionsrecess von 1705 versprochen worden. Seinen Resign. den Kaiser Karl VI., zu besuchen, machte er 1712 eine Reise nach Wien, und man wußte kaum die ihm dort geschehene Aufmerksamkeit fastjam zu beenden. Namentlich genoß er zum öftern der Ehre, mit seiner Schwester, der Kaiserin Eleonore, mit der ebenfalls verwitweten Kaiserin Maria, mit dem Kaiser selbst zu speisen, wobei ihm die Bereitwilligkeit, in welcher er der Präsenzen eines Lehnstuhles, auf welcher die Reichsfürsten, während ihrer Anwesenheit am kaiserlichen Hofe, starr zu bestehen pflegten, entsagte, gar sehr zu Statten kam. Am 12. März 1712 wurde er auch in der schließlichen Amtshauptmannschaft bestätigt. Auf Ableben des trierischen Kurfürsten, des Prinzen Karl von Lothringen, trat er sofort in die Schranken, sich um die erledigte Kurwürde zu bewirben. Sein Abgesandter traf am 28. Jan. zu Trier ein, und diesem folgte ein kaiserlicher Gesandter in der Person des Grafen Christoph Ernst Fuchs von Wimbach, dessen eifrige Verwendung zu Gunsten des kaiserlichen Rheims an dem Wabstage, den 20. Febr. 1716, einen vollständigen Sieg errang. Franz Ludwig wurde einstimmig zum Erzbischof und Kurfürst postulirt, und die Freude zu erhöhen, erlaube ihm der heilige Stuhl betreffenden Falls, das Kurfürstenthum Trier abzugeben und dafür jenes von Mainz zu optiren. Des neuen Kurfürsten Regierungsantritt erfolgte den 29. März 1716; es verging aber noch ein volles Jahr und darüber, bevor Franz Ludwig für seine Person den kurfürstlichen Titel annahm, und das geschah zu Rixie in Schlesien den 24. Aug. 1717, indem der Oberhofmarschall in der Antichambre declarirte, daß von nun an Sr. Durchl. den kurfürstlichen Titel führen würde. „Es haben hierauf unversäumt alle anwesende Cavaliers, Geistlichkeit und Regierung die Gratulationen abgeleitet.“ Im Januar 1718 reiste der Kurfürst nach Wien, im Februar nach Neuburg zu seinem Bruder, von da er im Mai über Frankfurt und Mainz nach Coblenz herabfuhr. Im October stiftete er schon wieder seinem Bruder zu Heidelberg einen Besuch ab. D. d. Ehrenbrieflein, den 1. Jan. 1719, erließ er die Präliminar-Zustigordnung, deren unmittel-

1) Des Teufschmeisters Oberkallmeister, der von Westernach, und der Kunstdienst waren in dem Besuche, den Fürsten zu retten, von den Feinden erschossen worden. Diese kamen aus Trier.

bare Folge die neue Conſtitution des Hofraths zu Ehrenbreitſtein, als eines oberſten Regierungscollegiums für des Erbkürfürſt Arier, war; am 3. Jan. gab er die Hofgerichte, am 27. Jan. die Reviſionen, am 3. Febr. die Anſordnungen; am 10. März ließ er die für das Conſiſtorium zu Arier und das geiſtliche Commiſſariat zu Coblenz entworfene Geſchäftsvertheilung, wodurch die Cognitionsbefugniſſe, der Sprengel und die Geſchäfte, und Proceſſordnungen dieſer beiden Officialgerichte beſtimmt wurden, ausfertigen. Unmittelbar darauf begab er ſich auf die Reiſe, um in Arier die Subdugung einzunehmen. Den 23. März übernachtete er zu Wittlich; er betete vor U. L. F. Gnadenbild zu Eberhards-Claufen, ſpeiſte zu Mittag bei dem Dompfropſte von Keſſelſtadt zu Belond, wurde zu Schwelm von einer berittenen Bürgercompagnie empfangen, und hielt an demſelben Tage, den 24. März 1719, Abends 9 Uhr ſeinen Einzug in die Hauptſtadt, bei welcher Gelegenheit ihm von wegen Aleris zwei Fuhrer Moſchwein, außerleſenen Gerächtes von 1684, dargebracht wurden. So viele Tropfen in dieſen Fäſſern enthalten, ſo viele Lebensjahre wünſchte ihm der Eberwälder. Nach mancherlei Fierlichkeiten, denen doch die Eberwälder verſchiedentlich Eintrag that, erfolgte die Subdugung am 27. April, worauf der Kurfürſt am 2. Mai zu Schiffe ging und ſo die Rückreiſe nach Ehrenbreitſtein antrat, ohne darum der Arierer zu vergeſſen. Auf ſeine Veranſtaltung kamen vier Jeſuiten zur Abhaltung einer Wiſſion, die, vom 1. Juli an gerechnet, neun Tage währte, nach Arier. „Mittwoch und Freitags Nacht ſind Fuß-Proceſſiones gehalten worden, daß mehr als 1000 Geiſt, und weltlich ſich geſellt, mehr als 2000 ſchwere Kreuze getragen. Die P. Jeſuiten im Collegio ſowohl als Noſciat haben alle brennende Leuchter, und theils Todten-Köpfe, theils Todten-Wein, Seyle, eſſerme Ketten um den Leib gebunden, dornene Krenn auß bloſſem Haupt getragen. Dieſe zwei Proceſſiones haben von Abends halber 9 biß ſpät 1 Uhr in die Nacht gedauert, alle vornehmſte Straſſen des Nachts durchgangen.“ In Ehrenbreitſtein angekommen, legte Franz Ludwig die Oberhauptmannſchaft von Schleiſen nieder, ſein Herz blieb aber immer in jenem Lande, und ſowohl es immer thünlich, weilte er in Reiße oder Breslau. Die General-Vicariatsordnung für das Conſiſtorium zu Arier und das geiſtliche Commiſſariat zu Coblenz iſt von Reiße den 26. Dec. 1719 datirt, und dort ſind auch gegeben die Wald-, Forſt-, Jagd-, Weid-, Weid-, und Hülfsordnungen vom 3. Dec. 1720, und das Schreiben an Statthalter und Regierung zu Coblenz vom 7. Dec. 1720, worin der Kurfürſt der niedereerzbiſchöflichen Landſchaft ihre Weigerung, zur Wiederherſtellung der Moſelbrücke zu Arier zu contribuiren, verweiſet, „zu geſchweigen die in Vorſchlag dazumalen gebrachte Umſchließung der faſt ſpöttlich für alle Welt darnieder liegenden, mithin unter ſpöttlicher Ruin anoch ganz erbärmlich ſchleppend unvaller Stadt Arier, mehr patriotiſch zu ſecundiren ſich hätten anſehen ſeyn laſſen ſollen.“ Von Reiße fuhr der Kurfürſt, in Begleitung des Prinzen von Heſſen-Darmſtadt, hinüber nach Breslau, wo er am 14. Dec. 1720 eintraf, verſchiedene Angelegenheiten ordnete

und demnächſt über Leipzig nach Augsburg, Behufs einer Unterredung mit dem Fürbiſchof, der ſein leiblicher Bruder war, ſich begab. Der weitere Verlauf ſeiner Reiſe führte ihn nach Mannheim, wo er mit dem Kurfürſten Karl Philipp eine diplomatiſche Sendung an den Zar der Moſkau verabredete. Sie galt den Beſigungen des deutſchen Ordens in Ruß- und Eſthland, zu deren Reſtitution den Ueberwinder Karls des XII. beſtimmen zu können man ſich ſchmeichelte. Zu dieſem Ende ließ der Kurfürſt zu Palt ſeinem Bruder einen vielfältig verſuchten, in nördlichen Angelegenheiten beſonders bewanderten, Unterhändler, den Baron Johann Hugo Walderer von Kolmb. Seit vielen Jahren hatte Karl Philipp, deſſen erſte Gemahlin die Erbtöchter der Hauptlinie des Hauſes Radeſchitz geweſen, in des Walderer Hände ſeine wichtigen Intereſſen in Polen gegeben, und auch unter den ſchwierigſten Umständen dieſes Sachwalters ſich zu beloben gehabt. In der That war der Baron ein ungemein ſcharfſichtiger, feiner, geſchmeidiger Mann, durch Bildung und Wiſſenſchaft weit hervorragend über ſeine Zeitgenoſſen, zugleich ein großer Kunſtkenner und Liebhaber, alles Eiſenſchaften, welche ſattſam erklären, warum ganz und gar das Anſehen eines ſolchen Mannes bei ſeinen Landſleuten an Rhein und Moſel untergehen mußte. Wie gewandt aber auch des deutſchen Ordens Sachwalter war, die ſiändiſche Negotiation konnte unmöglich Fortgang gewinnen. Ende März 1721 traf der Kurfürſt in Ehrenbreitſtein, am 9. April in Arier ein, von da er am 29. Mai nach ſeiner Reſidenz zurückkehrte, um nach kurzem Zwifchenraume eine Badecur in Ems anzutreten. Damit fertig, begab er ſich ſchon wiederum auf die Reiſe, um ſein Fürſtentum Ellwangen, dann den Hof in Mannheim zu beſuchen. Ellwangen rühmt von ihm, daß er eine Schuldentlaſt von 40,000 Fl. getilgt, auf die Wiederherſtellung der theilweiſe eingeeſcherten Reſidenz 3000, auf verſchiedene Güteracquiſitionen 24,000 Fl. verwendet, die Moſelſtadtſirche auf dem Schöneberge hergeſtellt und ausgeſchmückt habe. Wieder eingelehrt in ſeine Reſidenz unter dem Ehrenbreitſtein verſiel Franz Ludwig in eine lebensgefährliche Krankheit, die zum Glücke ſo früh gehoben wurde, daß er im März 1722 ſich ſtark genug ſühlte, abermals einen Abſtich nach Arier zu machen. Dieſer Stadt aus dem Verfall, welcher eine Folge der langwierigen Kriege und Verdrückungen war, aufzuheben, zeigte er ſich eifrig beſtellt. Den 10. März 1722 war er in Arier eingetroſſen, den 26. ſchon wurde der Anfang gemacht mit den Arbeiten für die Straße über die Ley bei Paltien, die bis dahin dem Verſchle mit der Eiſel ein ſchweres Hinderniß geweſen war; am 9. April legte der Kurfürſt den Grundſtein zu der neuen Stadtmauer, die doch erſt im Sommer 1723 vollends zu Stande kam; am 21. Mai ſtellte er das in Abgang gerathene Hofratſcollegium, das für das Obererzbiſchof eine Appellationsſtanz war, wieder her, worauf er am 28. Mai die Rückreiſe nach Ehrenbreitſtein antrat, immer noch mit den Intereſſen der alten Hauptſtadt ſich beſchäftigend, wie dieſes durch das Conſultum des bald darauf in Coblenz zukommenden Landtags erweiſend iſt. Es wurden nämlich die Gelder für die re-

gelmäßige Befolgung der bei der Landesuniversität angestellten Professoren angewiesen, auch den bereits bestehenden Lehrstühlen für Institutionen, Pandekten, Godes und Jus canonicum Professoren des Staatsrechts, der Geschichte und Medicin hinzugefügt. Um sein Verdienst um die Universität zu krönen, erließ Franz Ludwig, d. d. Meise den 10. Oct. 1722, eine umständliche Verordnung über die Verfassung, den Lehrplan und die innere Einrichtung dieser Hochschule. „Nachdem die Intention des Kurfürsten zu Trier, dasige Universität in Flor zu bringen, durch die Zeitungen auch kund gemacht worden, daß zu Trier eine temperirte und gesunde Luft, und wohlseil zu zehren sey, haben sich im November und December über 60 Juristen von unterschiedlichen Ländern zu Trier eingefunden und wurden die vorgeschriebenen Lectiones publicae et privatae zu bestimmten Stunden eract gehalten.“ Während dieses wissenschaftlichen Fortschritts befand sich der Kurfürst unausgesezt in Schlesen, wie dann die Judenordnung für das Erzstift zu Breslau am 10. Mai 1723 ausgefertigt worden. Ebenfalls, den 17. Mai, verordnete er, daß die Lieb frauenpfarrei zu Gobleng, bisher dem Patronat des dasigen St. Gastorfstifts unterworfen, sammt dem Zehnten zu Eigel, Gobleng und Neuendorf, ein Eigenthum des in Gobleng zu begründenden Seminars oder Priesterhauses sein solle, wogegen er dem St. Gastorfstift als ein Taufobject das Patronat der Drehelei und Pfarrei zu U. L. Frauen in Dbermesel anwies. Hingegen ist die Verordnung, wodurch alle heimliche Ehen und unsörmliche Trauungen untersagt, aus Worms, den 12. Sept. 1724, datirt, wie denn überhaupt der Kurfürst fortwährend ein unlässiges Leben führte, bald in Breslau oder Meise, bald bei seinem Bruder zu Mannheim, bald zu Gobleng oder Ehrenbreitstein sich befand. Am 22. Dec. 1724 zu Trier eingetroffen, versüßte er unter dem 26. Jan. 1725, daß inständige batesst anstatt der fünf Jahrmärkte zwei Messen, die eine vom 21. Juli bis 6. Aug., die andere vom 2—9. Nov. gehalten werden sollten, für welche er zugleich, in Ermangelung eines eigenen, das Weichrecht der Stadt Frankfurt einführte. Am 5. Febr. wurde die Reise nach Mannheim angetreten; vom 24. März bis 22. April befand er sich wiederum in Trier, den Sommer über bis zum 1. Sept. meist in Ehrenbreitstein, am 10. Jan. 1726 aber in Breslau, wie eine unter diesem Datum von ihm erlassene Verordnung, enthaltend ein verbessertes Regulativ für die Erhebung der Steuern in dem Erzstift, bekundet. Von Ehrenbreitstein aus ließ er am 22. Juni 1726 den mit dem Kaiser abgeschlossenen Vertrag für die wechselseitige Auslieferung der Deserteur publiciren und am 26. Aug. n. J. seinen Beitritt zu der Wiener Allianz durch seinen Abgesandten, den Leutheobens-Comthur von Kpov, unterschreiben. Am 14. Sept. und 19. Oct. befand er sich zu Meise, am 20. Febr. 1727 zu Breslau. Zu Ehrenbreitstein, den 6. Aug. 1727, gab er eine für das ganze Kurfürstenthum verbindliche Sehnordnung, und am 23. Aug. untersagte er, nach erlangter kaiserlicher Erneuerung des Privilegii illimit. de non appellando, jede fernere Berufung an die Reichsgerichte, mit Verweisung auf die Revisionsord-

nung von 1719. Drei Monate später treffen wir den Kurfürsten auf der Reise nach Mainz, wo er am 25. Nov. 1727 in großer Pracht einzog, auch am folgenden Tage, gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten Rthar Franz, den rheinischen Kurverein unterfertigte. Am 28. März 1728 traf er aus Ehrenbreitstein in Trier ein, um daselbst bis zum 7. April zu verweilen, dann auf dem geraden Wege hinüber nach Mannheim zu fahren. Zu Kärlich, auf seinem Lustschlosse, verordnete er, daß vor der Execution eines Todesurtheils die Oberhöfe zu Trier und Gobleng an den Kurfürsten unmittelbar, in dessen Abwesenheit an die Regierung, unter Anzeige des begangenen Verbrechens, und der per majora oder per unanimia erkannten Todesstrafe zu berichten und die Antwort abzuwarten hätten. Am 11. Oct. 1728 reiste der Kurfürst nach München, wo er bis zum 19. den zu seinen Ehren angestellten Lustbarkeiten, Opren, Komödien, Turanieren, Feuerwerken, Caroussellen, Schweinehetzen, Redouten und dergl., bewohnt, dann nach seiner Rekrten zurückkehrte. Daselbst ließ er unter dem 5. Jan. 1729 zwei verschiedne Urkunden ausfertigen. Durch die eine stiftete er das Waisenhaus zu Gobleng, für welches er ein in der Nähe des Bogelsanges belegen Haus und aus öffentlichen Fonds ein Capital von 40,000 Thln. widmete. In der zweiten Urkunde bestimmte er das dem Waisenhaus anstehende Gebäude, sammt einer ebenfalls aus milden Stiftungen entnommenen Capitalsumme von 54,150 Thln. zu einem Priesterhause, worin acht Emeriti, dann zwölf dem geistlichen Stande sich widmende Alumni ihr Unterkommen finden sollten. Den 4. Febr. 1729 erließ er das sehr umständliche, durchachte, in seinen Wirkungen höchst wohlthätige Regulativ für die bessere Verwaltung der Hospitäler, Spenden und milden Stiftungen. Es war dieses sein Abschiedsgruß für das Erzstift Trier, da das Kurfürstenthum Mainz durch des Rthar Franz Ableben seit dem 30. Jan. erledigt und es nun an der Zeit war, die durch das päpstliche Indult bewilligte Option vorzunehmen. Diese scheint Franz Ludwig einigermaßen schwierig befunden zu haben, wenigstens gab seine Begerung zu mancherlei Gerüchten Veranlassung. Unter Anderem erzählte man, er bedächte, die beiden Kurfürstenthümer zugleich zu besitzen, was sofort zu einer im Drucke veröffentlichten Erörterung der Frage, ob dergleichen überhaupt zulässig sei, führte. Das Abdonkungsinstrument vom 3. März und die hierauf am 5. März von dem trierischen Domcapitel ausgeprochene Schisdoanz machten jedoch aller Ungewissheit ein Ende, und der neue Kurfürst zog am 6. April 1729 feierlich zu Mainz ein, worauf unmittelbar die Besitznahme folgte. Wie kaum zu vermehren, wurden durch den Regierungswechsel manche Interessen verletzt, und man beschuldigt namentlich Franz Ludwig, daß er die Minister und Beamten seines Vorgängers meist abgeschafft, bogen seine trierischen Diener um sich behalten, viele Familien aus dem Trierischen nach Mainz gezogen und vielfältig geistliche Beneficien an Trierer verliehen habe. Es scheint uns dieser Vorwurf un gegründet; zwar können wir uns, Behuf einer Widerlegung, nicht auf den Staatskalender berufen — ein sol-

cher erschien zum ersten Male zu Mainz 1734, oder gar 1743 — aber es nennt der älteste Autor, durch welchen solche Anlage formulirt worden, die vornehmsten Personen der Umgebung des Kurfürsten in den ersten Zeiten seines neuen Regiments²⁾, und darunter befindet sich kein einziger Trieter. An Beschäftigung fehlte es dem neuen Regenten keineswegs. Während der Seidwacanz hatte Kurfürsten des Reichsdirectoriums sich anmaßt; als eine Verwahrung dagegen ließ er eine schriftliche Vorstellung ad protocollum nehmen, die an dem sächsischen Hofe großes Mißvergnügen und eine nachdrückliche, bei der Reichsversammlung ebenfalls zu Protokoll genommene Erwidrerung veranlaßte. Auch mit Preußen kam es zu Irrungen, weil in der neuen, dem bisherigen kurmainzischen Comitälgesandten, Baron von Ditten, außerordentlichem Vollmacht seinem hohen Wambanten der Titel eines Administrators von des teutschen Ordens Hochmeisterthum in Preußen beigelegt. Hiergegen ließ der König von Preußen nachdrücklich protestiren, um dadurch als Competentia seierlichlich sich zu reserviren. Allein Franz Ludwig verwahrte sich in einer Gegenprotestation, worin hauptsächlich wird, „daß der Titel eines Administratoris der vom hohen Deutschen Orden mit vielem Blut und Guth errungenen und gewonnenen Lande in Preußen, als eines ex sua origine unumwiderprechlichen Reichs-Lebens einem geistlichen Deutschmeister allerdings gehörte, und durch die bisher von Kaysern zu Kaysern, von Källen zu Källen ununterbrochene Beilehnung genugsam affirmirt worden.“ Am 25. Juni 1729 verordnete der Kurfürst eine Visitation in der Bergstraße und in den Nonnenklöstern der Stadt Mainz, und am 9. Oct. die Visitation des S. Peters und Alexanderstiftes zu Aschaffenburg. Ohne jedoch deren Resultat abzuwarten, eilte er nach dem geliebten Breslau, wo gegen Ausgang Octobers der Graf von Kufflein sich bei ihm einfand, um in des Kaisers Auftrag ihm das unverantwortliche Verfahren der in der Allianz von Sevilla begriffenen Mächte zu klagen und seine Verwundung anzurufen, damit das Reich sich verpflichte, im Falle eines Angriffs dem Kaiser mit gesammter Hand beizustehen. Kufflein fand nicht viele Schwierigkeit, einen so nahen Verwandten des Kaisers, der von Herzen österreichisch gefinnt, grade genugsam Scharfsinn besaß, um zu erkennen, daß das Interesse der geistlichen Fürsten von jenem des Reichsoberhauptes unentzerrlich, zu gewinnen, und ihm zugleich das Versprechen abzunehmen, daß er in Person, Bedarfs einer gründlicheren Behandlung der Angelegenheit, den kaiserlichen Hof besuchen werde. Einmalen vermittelte Franz Ludwig eine Zusammenkunft der fünf associirten Kreise: Niederhein, Oberhein, Franken, Schwaben, Österreich, welche am 9. Mai 1730 zu Frankfurt ihren Anfang nahen und in ihren Entschlüsseungen

eine wahrhaft patriotische Gesinnung offenbarte. Namentlich wurde eine bedeutende Vermehrung in der Kriegsmacht der Association beliebt, um damit im Falle der Noth dem Kaiser beizuhelfen zu können. Nachdem der Kurfürst noch im Laufe des Jahres den an Würzburg verpänderten Marktsiedeln Königshofen eingelöst, gleichwie er unlangst vorher dem Generalvicariat eine verbesserte Einrichtung gegeben, unterm 11. Oct. 1729 die erste eigentliche Vicariatordnung erlassen, und für das Eichsfeld verordnet hatte, daß kein Edelmann von der Gerichtsbarkeit des erzbischöflichen Commissarius befreit sein solle, wurde die Reise nach der Donau angetreten. Am 6. Sept. 1731 traf der Kurfürst zu Wien ein, und es sollte eine schwierige Aufgabe werden, alle Ehrenbezeugungen seines Empfanges, oder die mancherlei feinetwegen angestellten Lustbarkeiten zu beschreiben. Des Kurfürsten Aufenthalt an dem kaiserlichen Hofe war für sich schon ein Ereigniß von Bedeutung. Seit den Zeiten des künftigen Karls war kein teutscher Erzkanzler nach Wien gekommen; jetzt sah man ihn von Angesicht, wie er aus dem Reich einlaufende Depeschen öffnete, verschiedene Schiften in Reichsangelegenheiten aufzertigen ließ, überhaupt den mancherlei Berichtigungen eines Erzkanzlers sich unterzog. Gleichzeitig aber wurden andere, ungleich wesentlichere Geschäfte verhandelt. Dem Kaiser war Alles daran gelegen, daß das Reich die Garantie seiner pragmatischen Sanction übernehme, und für eine solche formelle Angelegenheit konnte Niemand ihn wirksamer unterstützen, wie eben der erste der Kurfürsten. Deshalb wurde Franz Ludwig verschiedentlich zu den Sitzungen des Staatsraths, der sich mit den Mitteln, eine solche Garantie zu erbalten, beschäftigte, gezogen, und ist größtentheils seinem Einflusse, seiner thätigen Verwendung das wißkrebende Reichsguts achten vom 11. Jan. 1732 zuzuschreiben. Wie ehrwürdig erscheint der bejahrte Kaiser in seinem verjährtm Glauben an die Heiligkeit der Verträge, in der blinden Zuversicht, daß durch papierne Garantien seiner Tochter Erbe gewahrt werden könne; wie verächtlich erscheint dagegen die stupide Gleichgültigkeit der Rölter, der Gebildeten besonders, für die den feierlichsten Garantien zum Trost attestirte Spoliation, für den himmelschreienden Frevel jener Mächte, welche die unter der milden habsburgischen Herrschaft oereinigten Völker aus einander reißen wollten, wie die Schlichter in eine Herde Säue sich theilen! Fürwahr, das an Polen verübte Unrecht kam von fern demjenigen nicht verglichen werden, welches man gegen Karls's V. Tochter sich erlauben wollte, und das zu rechtferigen die gepriesenen Heldenmänner, die grundsätzlichen Juristen sich nicht geschämt haben. Am 4. Oct. verließ der Kurfürst die Kaiserstadt, um sich auf dem kürzesten Wege nach Breslau zu begeben. Hier empfing er 1732 den Besuch des Herzogs von Lothringen, der vom April 1731 an die Höfe im Haag, zu London, Hannover, Wollenbüttel und Berlin besucht hatte, und jetzt nach Breslau kam, um dem Großherzog der ihm bestimmten Gemahlin eine Aufmerksamkeit zu bezeigen, in Anerkennung der Verbindlichkeit, welche der kaiserliche Hof dem Kurfürsten von Mainz zu haben glaubte. Franz Ludwig dagegen machte

2) Oberstfeldmeister von Stein, Oberkammerer von Sachsen, Oberkollmeister von Großhild, die Kammerherren von Ritten, von Schöben, zugleich Gardeoberst, von Wolford, von Eisingen, von Wallersdorf I. u. II., Graf von Bollenheim, Wachtel von Angeltz, Baron von Harthausen, fruner der Reichswater und Schatzkammer, der Kaiser den Berniger und zwei kaiserliche, von Hoffer und Edergerder.

den feinsten Wirth, beschenkte auch in der Scheidestunde den hohen Gast mit einem kostbaren Regen, der Gabe die Ermahnung hinzufügend, es möge Er. Hoheit damit die Ehre der teutschen Nation verteidigen, ihren Ruhm tragen und mehren. Noch hat er sich die Ehre eines abermaligen Besuchs für den Julimonat 1733 aus, in welchem er, wegen des Bisthums Breslau, sein 50jähriges Jubiläum zu begehren gedachte, und der Herzog nahm diese Einladung um so williger an, als der Kaiser selbst, während des Kurfürsten Aufenthalte zu Wien, versprochen hatte, diese Feier durch seine Gegenwart zu verherrlichen. An deren war im Rathe der Schwidalsmächte beschloffen. Kurze Zeit nach des Herzogs Aufbruch wurde der Kurfürst von einem Schlagflusse betroffen, der nach Verlauf weniger Tage sein Lebendes herbeiführte. Franz Ludwig, der nur die vier kleinen Weihen gehabt hat, starb zu Breslau in der Nacht vom 18. zum 19. April 1732 und wurde, nach seinem Wunsche, in der durch ihn bei dem dasigen Dom gestifteten kurfürstlichen Kapelle beigesetzt. Sein Grab trägt die einfache Aufschrift: Hic jacet Franciscus Ludovicus peccator. Winder einfach ist das Monument, über dessen Portalen die vier letzten Dinge des Menschen, aus weissem tyroler Marmor gebildet, zu schauen sind. Unter dem ersten, eine Vorstellung des Todes, sitzen zwei Kinder, das eine hält eine Sanduhr, das andere einen Todtentopf. Auf Nr. 2 erscheint das letzte Gericht; ein Kind bläst die Trompete, das andere deckt eine Urne, aus welcher ein salzburger Marmor gefertigt, auf. Nr. 3 ist der Himmel, darüber zwei Kinder, eins trägt ein Kamm auf dem Arme, das andere hält eine Sternencrone. Nr. 4 ist die Hölle; von den zwei Kindern über ihr hält das erste einen Bech, das andere ein aufgeschlagenes Sündenregister. Der Altar, dem Monument gegenüber, zeigt die Bundeslade mit der darüber aufgehenden Sonne, beides von Metall, im Feuer verguldet; Moses mit den Gesetzestafeln steht auf der einen, auf der andern Seite Aaron mit dem Rauchfasser, beide Statuen aus weissem tyroler Marmor, zu Wien von Ferdinand Brachhof gearbeitet. Die innere Structur ist durchaus in blauem Marmor von Pribrorn ausgeführt, bis an das obere Gesimse, welches, sammt der Kuppel, auf sechs freistehenden, acht Ellen hohen corinthischen Säulen ruht. Das Frescobild in der Kuppel, von Carloni, stellt den Fall Lucifers dar. Diese Kapelle, nach Fischer's von Erbsch Zeichnungen erbaut, erhielt ihre Vollendung 1727. Für ihre Bedienung hat der Kurfürst sechs Beneficiaten gestiftet, welche die Tageszeiten daselbst abzurufen angewiesen sind; einer derselben liefert täglich um 10 Uhr eine stille Messe, welcher bekunwohnen die Böglinge des Drphanotrophium gehalten sind. Dieses Drphanotrophium oder kurfürstliche Waisenhaus ist ebenfalls Franz Ludwig's Stiftung, und es wurden vordem gewöhnlich 12—16 Knaben und eine gleiche Anzahl von Mädchen, sämmtlich verwaisste Kinder aus adeligen Familien, darin unterhalten. Das dem Waisenbaute bestimmte, für die Zahl der Kinder viel zu geräumige Gebäude wurde 1715 vollendet. Das Waisenhaus zur schmerzlichen Mutter Gottes verehrt nicht minder den Kurfürsten als seinen eigentlichen

Stifter, indem er das Gebäude ankaufen und einrichten ließ, 1730 die Kinder einsführte und die Einkünfte dergestalt vermehrte, daß seitdem 60 Baisen darin unterhalten werden konnten. Endlich verdankt die Stadt Breslau die Einführung der barmherzigen Brüder großentheils der unerschöpflichen Milde dieses Kurfürsten; zu der Kirche hat er 1715, zu der Jesuitenkirche 1689 den Grundstein gelegt. Größer noch sind seine Verdienste um das Bisthum Breslau, wie sie eine Attestation des dasigen Domcapitels aufzählt, als „oecoginta ecclesiae e manibus haereticorum feliciter vindicatae, et orthodoxae religioni restituae, quamvis nuper per fatalem illum cum rege Sueciae transactionem, proh dolor! ex parte rursus ereptae.“ Der Neubau der Kirche in Dittmachau, die ihm volle 120,000 fl. kostete und am 8. Sept. 1701 in seiner Gegenwart eingeweiht wurde; die Hölz und Güter zu Erbsen und Grünberg, aus den Händen des brandenburgischen Landeshauptmanns mühsam gelöst; die kostspieligen Verhandlungen und Sendungen, um die Stiftskirchen zu Bries und Riegnitz mit ihrem Eigenthume den Händen der unbefugten Inhaber zu entwinden; der durch die fürstliche Schatzkammer bestrittene Ankauf der Dreier Schleich, Steindorf, Gallemau, die sofort zur bischöflichen Tafel gewidmet worden; das Münzrecht, die Steuerfreiheit der bischöflichen Kammergüter und Ähnliches standhaft vor dem kaiserlichen Hofe gehandhabt; der Bau der vortrefflichen fürstlichen Residenz zu Reize, worauf über 100,000 fl. verwendet worden; der Ausbau oder die Verschönerung der bischöflichen Höfe zu Breslau, Dittmachau, Grimaldau, Johannesberg; die verbesserte Einrichtung des Hospitals zu Reize, dessen Einkünfte Franz Ludwig dergestalt vermehrt hat, daß sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über 10,000 fl. betragen; die Stiftung des Marien-Magdalenenklosters zu Reize u. s. w. Das Piaristencollegium zu Freudenthal hat Franz Ludwig nicht als Bischof zu Breslau, sondern als Leutischmeister gestiftet, den 23. Dec. 1731. Bekanntlich ist die schlesische Minderherrenschafft Freudenthal ein Kammergut des Leutischmeisters.

(v. Stammberg.)
FRANZ GEORG, Kurfürst von Trier, Bischof zu Worms, gestürzter Propst zu Elmangen, war einer der jüngern Söhne des Grafen Melchior Friedrich von Schönborn, aus dessen Ehe mit Maria Sophia von Weyneburg. Geboren den 15. Juni 1682 und mit Sorgfalt erzogen, wurde er durch seinen Oheim, den Kurfürsten Lothar Franz, in die Geschäfte und die Politik eingeführt, daneben besuchte er fleißig die benachbarten Höfe, allenthalben das Lob einer ungemöhnlichen Brauchbarkeit zu weltlichen Bedienungen und Geschäften erntend. Er war aber von der Wiege an dem geistlichen Stande bestimmt, und deshalb mit Dompräbenden zu Trier, Köln, Speier, Worms und Münster, auch mit der wichtigen Propstei zu St. Moriz in Augsburg ausgestattet. Als furstlichster Gesandter besuchte er den Hof von Papp Clemens XI.; als der kurfürstlichen Collegii Abgeordneter ging er nach Barcelona, um dem Könige Karl III. die Nachricht von seiner Wahl zum römischen Kaiser zu überbringen, und er empfing in der Freude wegen dieser willkoms

menen Botschaft den S. Jagoorden. Bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt, 1711, vertrat Franz Georg die Stelle des abwesenden Reichsbedämmerers, eine Benennung, um welche Kaiser Karl VI. ihm am 10. Jan. 1712 den Kammerherrenschlüssel, und am 29. Oct. 1712 eine Reichshofrathsstelle verlieh. Im J. 1713 besuchte Franz Georg, als des fränkischen Kaisers Gesandter, den Friedenscongrès zu Utrecht, 1714 wurde er in das Reichshofrathscollégium eingeführt, am 3. Juli 1717 zum f. l. Geheimrath ernannt, am 9. Oct. 1721 zum Domchöcolasticus in Geln, am 10. Juni 1722 zum Domdechant in Speier, im Mai 1723 zum Dompropst in Arier erwählt. Noch regierte in Arier Kurfürst Franz Ludwig; als dieser aber 1729 der mainzischen Insel den Vorzug gab, ersetzte von Seiten des verwaisten Domcapitels eine neue Wahl, die sich am 2. Mai 1729 einstimmig zu Franz Georg's Sunften entschied, obgleich er an den Domherren von Elz, von Spinnich und von Warsberg furchtbare Nebenbuhler gehabt hatte; es erzeugte auch solches Resultat allgemeine Freude im Lande, ob dem hohen Rufe, welcher dem neuen Kurfürsten vorausging. Seine Wahlcapitulation, in 64 Artikeln, ist vom Wahlstage datirt; den 7. Sept. 1729 erfolgte die Bestätigung von Seiten des heiligen Stuhles. Vorher war bereits unter des Kurfürsten Aufsicht eine für das Staatsrecht des Erzstiftes hochwichtige Verhandlung zum Schlusse gekommen. Von der Entstehung der Ritterschaftsfrage an hatte die im Umfange des Erzstiftes begüterte Ritterschaft sich als exempt betrachtet, zwar zum öftern die Landtage besucht, niemals jedoch zu Bewilligungen sich verstanden, wie sehr auch die beiden andern Stände beflissen waren, sie zur Theilnahme heranzuziehen. Ein solcher zweifacher Zustand der Dinge ergab sich vielleicht nirgends so drückend, als grade im Arierischen, wo die ritterschaftlichen Besitzungen selten geschlossene Herrschaften darstellten, sondern meist aus einzelnen Gütern und Höfen zerbrachen. Der definitive Vertrag, am 2. Juli 1729 zwischen dem Domcapitel und der im Erzstifte gesessenen Ritterschaft abgeschlossen, spricht, was de facto längst consumirt, der Form nach aus, indem er diese Ritterschaft als des Reiches frei immediate, von Kaiser und Reich alleinig dependirend anerkannte, und ihr, wie auch ihrer Unterthanen Unabhängigkeit von dem Kurstaate bestätigte. Vieles ist hier, auf die Kurfürsten Ansuchen am 5. Sept. 1729 von dem Kaiser bestätigte Vertrag als das nec plus ultra aristokratischer Anmaßung, als das Zeichen einer factischen, blinden Defizienz der Landesherren für seine vormaligen Standesgenossen gemißbilligt, angefochten worden; er confatirte jedoch lebhaft, wir müssen das wiederholen, einen Stand der Dinge, der in allen von Sallern und Altemann bewohnten Landstrichen gesehlich, weil er auf die ursprünglichen Freiheiten der Kriegerklasse gegründet ist; einzig die Weise, der Landstände Einwilligung herbeizuführen, verdient herden Tadel. Sie wurden eingesperrt gehalten, durch Hunger und Durst gequält, bis sie unterzeichneten, was man von ihnen verlangte. Im October reiste der Kurfürst nach Bamberg, wo er am 25. Oct. von dem Fürstbischöfe, seinem Bruder, zum Prie-

ster geweiht, und den Sonntag darauf, in Gegenwart und Assistenz seines andern Bruders, des Cardinalbischöfes von Speier, im Dom feierlich als Erzbischof consecrirt wurde, „tauta solemnitate ac pompa, ut parem in Franconia a saeculis non visam.“ schreibt Groppe. „Der 18. Jan. 1730 war ein heiterer und schöner, denen Arierischen aber ein erfreulicher Tag, in dem unser Churfürst, nunmehr consecrirtirter Erzbischof, von Geln zu Arier, zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, nachdem er vorher von der hiesigen Juristenfacultät in schöner Equipage und Ordnung, zwei Stunden weit jenseits der Stadt bei Erang benventrirt und eingeholt worden, bei der Moselbrücken glücklich angelangt. Woselbst derselbe unter einem prächtigen Segelle von dabiessigem Stadtmagistrat durch den Stadtschreiber Joh. Jac. Severini mit einer herrlichen Oration salutirt, und Magistratus hinwiederum die Erzbischofliche Benediction inwendig empfangen hatte, wurde der Einzug über gedachte Moselbrücken (deren beide Thürn, der erstere zwar mit dem Churf. Wappen, der andere aber mit des Churf. Portrait, und bejde mit schönen Tapeten und Fichtenbäumen behängt waren, und mit sinnreichen Inscriptionen verziert), die Brüder- und Fleischgasse hindurch über den Markt, in schönster Ordnung zwischen der auf beiden Seiten der Straßen im Gewehr stehender Bürgerstaffel auf das prächtigste vollzogen. (Solcher Einzug ist ordentlich in Druck ausgegangen.) Als nun der Churfürst bei der aufm Markt aufgerichteten Ehrenpforte angekommen war (das Stadthaus war mit dem Portrait des Churfürsten, mit Fichtenbäumen und grünem Laubwerk, auch schönen Tapeten gezieret), wurde er von dem Prälaten zu St. Maximin, als Primario Cleri mit einem herrlichen Sermon complimentirt, folgendes vom Dumb-Capitul, auf dero Capitul: Freyhof, mit Präsentation des Weinhofsers bei versammeltem Clero, auch mit vorher getragenen Erzstiftlichen Insignibus, empfangen, und gleich einem Aaron ins Sanctuarium, in die hohe Dumb-Kirchen eingeführt. Nachdem daseibst das Te Deum und vom Erzstiftlichen die Collect gesungen worden, hat Derselbe nicht allein die Benediction vom höchsten Guth, sondern auch das Weinhofsers vom Eher an bis zur Kirchthür in Pontificalibus ertheilet, und ist sofort in den Palast aufs prächtigste eingezogen. Worin dieses und den folgenden Abend allerhand herrliche Illuminationen (die an der Ehrenpforte auf dem Markte, so in etlich 1000 Lampen bestanden, waren anmuthig zu sehen), mit allgemeinem Frohlocken der ganzen Stadt gehalten worden, welche der Churfürst den ersten Abend mit höchstem Genuß anzusehen, sich belassen lassen. Den 2. Februarii, am heiligen Licht-Mess-Fest, hat der Churfürst, nachdem vorher in der Dumb-Kirchen das Mor gesegnet, und der Umgang mit der ganzen Clerifro gehalten worden, nach gegebenen Absperges sich zu gemelter Dumb-Kirche erhoben. Nach vorhin in dem mit den festbesetzten Tapeten behangenen Eher, unter einem Baldachin verrichteten Gebett, hat er, freysens des gesammten Adels, das hohe Amt, und zwar zum erstenmal (so etwa in 140 Jahren von keinem Arierischen Erz-Bischof geschehen) höchst

auserbaulich mit erhabener klarer Stimme, und mit dermaßen großen Ceremonien gehalten, daß er nicht allein vom Officialen Rathsch, als designirten Suffraganeo, in pluviali assistirt, von beiden Archidiaconis von Barsing und Eib. Kempenich ministrirt, sondern auch von denen vier Erbkämtern, Marschall, Schenk, Kämmerer und Truchseß, bedient worden, wohnen bei mit vielen Reliquien und hochschätzbaren Silberwerk und Kleinodien aufs prächtigste aufgeführte Altar, die aus zwey Hödern gehaltene zierliche Musik, und aus dem Dromsch-Hof unser vielmahligen Pausen- und Trompeten-Schall oft wiederholteten Canonieren die Festivität um ein merkwürdiges vergrößert. Daraus hat der Kurfürst im Pallast öffentliche Tafel gehalten; mit den Stücken ist den ganzen Tag beständig gefeuert, und die Illuminationen aufm Markt und an denen Häusern, zu Bezeugung allgemeiner Freude, von neuem angezündet worden.“ Den 13. Mai nahm der Kurfürst, abermals mit großem Pomp und Solennität von Magistrat und Bürgerschaft zu Trier die Huldigung ein, „ware ein schöner, darob freudiger Tag, dann der Kurfürst hat die Bürgerschaft in ihren Juntsbüchern mit Wein und sonst regaliert lassen.“ Am 19. Mai empfing er in Prüm, auf dem Rückwege in Belschwillig, die Huldigung; am 20. traf er wiederum zu Trier ein, und es wurden die Huldigungsceremonien zu Pfals, Saarburg, überhaupt allerwärts in dem Ober-erzstift vorgenommen. Am 3. Juli verließ endlich der Kurfürst Trier, um sich zu Wasser nach Coblenz zu begeben, und im Fluge aus den verschiedenen Punkten des Moselthales, sowie demnachst in dem ganzen Niedererzstift die Huldigung der Invasen sich darbringen zu lassen. Schon vorher hatte er den Versuch gemacht, ein vielfältig verkanntes Recht seiner Kirche zu Ehren zu bringen. Nach Absterben seines Vaters, des alten Kurfürsten Kothar Franz zu Mainz, entstand wegen des Reichs-directoriums Zwistigkeiten, indem der bisherige Coadjutor nicht sofort von seinem Kurfürstenthum Besitz genommen, Kurfürsten während dieses Interim besagtes Directorium führen, das Domkapitel in Mainz aber keine Sedisvacanz anerkennen wollte, Verwicklungen, welche unserm Kurfürsten Gelegenheit gaben, seinen Anspruch anzumelden, in der Behauptung, daß ihm in solchem Falle, nicht aber Kurfürsten, das Reichsdirectorium zukomme, wie er denn auch die seinem Erzstift gebührende Reichsdirectorialgerechtigkeit strietlich contradicens und protestando verwahren ließ. Mainz und Sachsen reprotestirten aber, erklärten die kurtierischen Einwendungen für unstatthaft und ungegründet, und war hiermit für jetzt die Angelegenheit erledigt. Am 17. Juni 1730 untersagte Franz Georg aus erzbischöflicher und landesherrlicher Macht bei drei Goldgulden Strafe, die seit wenigen Jahren aufgekommene Tracht der Gensdarmen oder Fellen, indem sie dazu mißbraucht worden, auf öffentlichen Straßen, und sogar in den Kirchen unsittliche Abscheu und Zwede zu verdecken und zu erreichen. Am 9. Juli 1731 referirte er nach Trier, „Es ist uns ohnängig abgezeigt worden, weß gestalten verschiednwidriger Religions-Verwandten sich vor geraumer Zeit in der Haupt-Residenz-

Stadt Trier häuslich und bürgerlich niederzulassen wollten, sich abgesehen haben. Wann nuhn aber Wir dertier Unternehmen wahrer manierlich, jedoch auch und zugleich bindlich um so ehebender vorgelegen, forth das würdlich geschehene allerdings treffsittlich wissen wollen, je geführlicher die Folgen in dertier, experientia teste, über kurz oder lang sich zu äußern pflegen; also setzen Wir das feste Vertrauen zu Unserm Riechdem, Bürgermeistern und Rath der Stadt Trier hierdurch, es werden Sie insgesandt sich dahin gebührlich beschaffen, wohemit ein so anders ohnverzüglich besorgt und in besserer Ordnung fernerweith erhalten werden möge.“ Am 2. Oct. 1731 erließ der Kurfürst eine verbesserte Lebens-Ordnung, und am 26. Jan. 1732 eine Cant- oder Concurordnung. Am 9. Juni 1732 wurde er zum gekürsteten Probst in Ellwangen, acht Tage später, den 17. Juni, zum Bischof von Worms erwählt. Aber schon im nächsten Jahre kam der Krieg um die polnische Königskrone zu Ausbruch, jener den tierischen und wormischen Stistlanden gleich sehr verdrliche Krieg. Dem Kurfürsten wurde nämlich grostheils der am 9. Nov. 1733 bei den associirten Kreisen durchgesetzte Reech, von welchem die Erklärung eines gegen Frankreich gerichteten Reichkrieges gewissermaßen die Folge, zugeschrieben, und sollte er deshalb der erste den Born des Königs von Frankreich empfinden. Ein zu Saarlouis garnisonirtes Fußarenregiment erhielt den Befehl, den Kurfürsten auszuheben und todt oder lebendig nach Frankreich zu schaffen. Er war auf einer Jagdlust in den weiten Forsten des Amtes Grimberg begriffen, dahin richteten die Fußaren, in einzelne Gruppen vertheilt, um möglichst Aufsehen zu vermeiden, auf einsamen Waldpfaden ihren Marsch. Eine Schar wurde im Moment augenblicklicher Raß von einem Posthalter delauscht; mit Entsetzen vernahm der Mann, was seinem Herrn zugesacht. Unbemerket er zu geblicken, schnell eilt er nach Hause, und den besten Kenner seines Stalles zu Tode jagend, erreichte, warnte er den Kurfürsten. Auf den Flügel der Angst gelangte dieser nach Ehrenbreitstein und in Sicherheit, aber was in Ansehung seiner Person verkehrt worden, das hatten seine Unterthanen zu empfinden. Belleisle, der Gouverneur von May, überschritt die Grenze an der Spitze eines Armeecorps von mehr denn 15,000 Mann, besetzte Trier am 8. April 1734, und ferner das ganze Obererzstift, nahm nach einer Vertheilung von 14 Tzgen, am 2. Mai das feste Trarbad. Sofort wurde die Grafenburg von Grund aus geschleift, eine Arbeit, Bewußt deren das Erzstift 300,000 Fiores zu entrichten hatte, undschadet den andrweiligen und vielen Laffen und Verlusten. Gleich zum Vorkommen hatte Belleisle eine Versicherung von 800,000 Rationen Fourage ausgeschrieben, so gleich verfügt, daß „Messieurs les états de l'électorat de Trèves tant ecclésiastiques que séculiers, fourniront, dès le 8. du présent mois d'avril, soixante vaches par jour, pour la subsistance des troupes du roi, jusqu'à nouvel ordre.“ Rernöge Überirrhunst vom 6. Mai hatte das Erzstift, einischließlich der Stadt Coblenz, als deren Deputierte unter den Contrabanten aufgeführt, eine Contribution von 340,000 Fiores, andere

150,000 als Surrogat für eine Lieferung von 100,000 Rationen Foutage, 10,000 als einen Beitrag zu dem Baue der Schiffsbrücken, 5000 statt Holz und Licht für die Soldaten zu entrichten, und wurden im September wiederum 400,000 und abermals 400,000 Rationen Foutage in den Kassen 1735 gefordert, alles doch nur Kleinigkeit im Vergleich zu den unerwünschten Einquartierungslasten. Der einzige Abt St. Matthias bei Trier kosteten die acht Compagnien, so bei ihr im Winterquartier lagen, 18,000 Rthl. Es mußten zwar, in Folge des Beschlusses bei Eberhards-Glauben, den 20. Oct. 1735, die Franzosen das nördliche Moselufer räumen, und beschäftigte sich Sedendorf bereits mit den Anskätzen, die Stadt Trier ihnen zu entreißen, als die Nachricht von dem am 3. Oct. zu Wien unterzeichneten Friedenspräliminarien jedern fernern kriegerischen Beginnen Einhalt that. Die Franzosen blieben im Besitze von Trier und der umliegenden Landchaft, bis am 8. Febr. 1737 vermöge der allgemeinen Pacification der neuernannte kurtrierische Commandant von Hohenfels mit einigen Compagnien zur Ablösung sich einfand. „Die Franzosen haben die Kurfürstl. Soldaten mit großer Höflichkeit an der Simeonsporten empfangen, und haben sie geführt auf den Mark vor der Hauptbrücke, alwo die französische Schilobacht von den Deutschen ist abgelöst worden, und haben also die Deutsche mit dem schönsten Spielwerk, wie auch mit allen Statthaltern, die Franzosen bis an die Neuporten begleitet, alwo die Franzosen mit grossen Complimenten die Schlüssel an die Stadt Trier übergeben, und sind wieder in Frankfurt gezogen. Man hat zum östern hören sagen, daß den Reichensgernden kein sonderbarer Krieg sey gewesen, eben also ist auch das Ende desselben.“ Das Ableben Kaiser Karls VI. und die ehrsüchtigen Entwürfe des Cabinets von Versailles bereiteten dem Kurfürsten, nach weniger Jahre Verlaufs, neue Kummernisse. Ihn, zu der bevorstehenden Kaiserwahl für den Kurfürsten von Baiern zu gewinnen, kam nicht nur ein spanischer Ambassador, der Graf von Montijo, nach Ehrenbreitstein, sondern auch Balleise, in jener Zeit das leitende Princip der europäischen Politik, versuchte an Franz Georg seine Gaben für Überredung und Bethörung. Aber eine bestimmte Gewährung seines Gesuches hat er nicht davon getragen. Die Interessen des armen teutschen Vaterlandes bei der Kaiserwahl um so gründlicher zu beraten, war der Kurfürst entschlossen, in Person sich nach Frankfurt zu erheben. Bedenkend jedoch, daß gegen einen unwiderrstehlichen Einfluß ringen zu wollen, Thorheit heißen würde, ließ er es bei einer Gefandtschaft bewenden, deren formelles Oberhaupt der Gorbischoff, Graf von Ingelheim, deren Vorträger aber Georg von Spangenberg, des Kurfürsten vertrautester Minister, Freund, möchten wohl beinahe sagen. Karl VII. wurde auch von trierischer Seite gewöhnt, ohne daß jedoch der Kurfürst den geringsten Antheil an den weitern Folgen dieser Wahl genommen hätte. Er blieb neutral, theilweise beschäftigt durch einen kleinen Krieg mit dem Grafen von Neuwid und dem Kurfürsten von Köln. Der Graf hatte sich beigegeben lassen, unter kölnischem

Schutze eine fliegende Brücke auf den Rhein zu legen. Das betradtete man in Ehrenbreitstein, aus gewichtigen Gründen, als einen Eingriff in das trierische Domanium Rheni, und wurden, um solcher Artmaßung zu begegnen, nicht nur Rechts-, sondern auch Zwangsmittel in Anwendung gebracht. Namentlich unterlagte Franz Georg am 14. und 24. Juli, auch den 18. Aug. 1742 allen Handel und Verkehr, sowie jede Gemeinschaft mit der Stadt Neuwid und ihren Einwohnern, und wurden die Localbehörden nicht nur angewiesen, die pünktliche Beobachtung dieser Sperre zu bewirken, sondern auch den neuwiedischen Unterthanen die Überschreitung der trierischen Landesgrenze zu verwehren, Handelsgegenstände aber, Vieh, Früchte, Lebensmittel, wenn deren fraudulose Ein- oder Ausfuhr versucht würde, unanachlässig zu confisciren. Dieser Zwist wurde durch reichshofrathliches Erkenntniß zu Gunsten von Trier geschlichtet. Am 6. Nov. 1742 erließ der Kurfürst die sogenannte Dorfordnung, neben mancherlei polizeilichen Anordnungen auch Vorschriften für die Bewahrung und Benutzung des Gemeindeigentums enthaltend. Nach Ableben seines Bruders, des Cardinals von Speier (den 20. Aug. 1743), trat Franz Georg unter den Bewerbern um die erledigte Inful auf, und es setzte ihm, bei der am 5. Nov. erfolgten Wahl, um die zu einer gültigen Pofulation erforderlichen $\frac{2}{3}$ der Stimmen zu vereinigen, nur eine, daß Franz Christoph von Hulten ihm den Rang abgewann. In demselben Jahre hatte der Kurfürst ein nach der Lage der Dinge höchst bedeutungsvolles Zeichen seiner unwandelbaren Anhänglichkeit zu Österreich gegeben. Der Kaiser verlangte durch Circularschreiben an die Kurfürsten gerichtet, daß man die Urkunden, welche die Königin von Ungarn für die Bewahrung der Gerechtsame ihres Hauses bei der Reichsversammlung übergeben und zur Dictatur bringen lassen, für unbestätigt erkläre. Der Kurfürst aber, in seinem Antwortschreiben, widerrieth der fraglichen Urkunden Abdonierung von den Reichsächten, mit dem Zusätze, daß es keineswegs in des Kurfürsten von Mainz Willür stehe, einem Reichsstande in Dingen, so auf dessen Gerechtsame bezüglich, die Dictatur zu verweigern; außerdem sei die böhmische Kurfürstine nur für die Kaiserwahl suspendirt worden und ohne Rechtsvorlegung nicht über diesen einen Punkt hinaus zu beinträchtigen. Die frankfurter Union zwischen Preußen, Pfalz und Hessen-Cassel, Bewußt der Wiedereinfügung des Kaisers in seine Erblande errichtet, beabsichtigte den Beitritt aller übrigen Reichsstände zu erzwingen, als welches Vorhaben zu befördern, der französische Minister Renuad allen seinen Einfluß und seine Künste in Ehrenbreitstein ausbot. Sogar mußte er dem Kurfürsten vorstellen, wie das Interesse seiner Unterthanen schlechterdings seinen Beitritt zu der Union erfordere, indem eine beharrliche Weigerung ihnen, die des Ungemachs schon soviel tragen müßten, noch weit schwerere Drangsale zufügen würde. Namentlich, fügte Renuad hinzu, sei er angewiesen, zu declariren, daß sein König und Herr künftighin keine Neutralität im Reiche anerkennen werde, weil kein Reichsstand die gedachte Union mißbilligen könne, ohne zugleich ein offener Feind des Kaisers zu werden, weil

chen als seinen Alliierten, und zugleich als Garant der Reichsfreiheiten zu verteidigen, der König von Frankreich sich verpflichtet erachte. Solchen Vortrag ließ der Kurfürst folgendergestalt beantworten: „Die ein Mal ergriffene Neutralität würde er niemals aufgeben, zumal solche auf ein formelles, von dem Kaiser selbst begünstigtes Reichs-Conciliabulum sich gründe; wolle man Gewalt brauchen, so müsse er leiden, was zu vermeiden er untermöge; alsdann aber würde seine Sache die des gesammten Reichs werden, und sei ihm die Art und Weise, mit seinen Mitständen darum sich zu benehmen, nicht unbekant.“ (1744). Eine gänzliche Umgestaltung der Dinge war aber die Folge von K. Karl's VII. Ableben, den 20. Jan. 1745. Damit nicht der Großherzog von Toskana sein Nachfolger werde, mußten die französischen Gesandten bei den verschiedenen Kurfürsten ihr gesammtes diplomatisches Arsenal zur Anwendung bringen. Dem Kurfürsten von Trier erklärte der Representant Ludwig's XV., wie daß sein König niemals zugeben werde, daß man den Großherzog zu dem Kaiserthron erhebe, als diejenigen, die dafür ihre Stimmen zu leihen sich versucht fühlen möchten, könnten nicht weiter für des Königs Freunde gehalten werden, allerdings bedenkliche Rörte, denen Franz Georg lediglich eine unmaßgebliche Erwidrerung entgegensetzte: „er würde sich“, dies seine Aeußerung, „den Sentiments seiner Herren Kurfürsten conformiren, doch wünsche er die Königliche Wohlgeogenheit und Freundschaft beibehalten zu können.“ Kaiser Franz I. wurde den 13. Sept. 1745 erwählt und den 4. Oct. gekrönt, welcher siesischen Handlung der Kurfürst von Trier persönlich beizuohnte, wie er denn auch bei dem Krönungsacte dem Kurfürsten von Mainz assistirte. Er verweilte in Frankfurt bis zum 19. Oct. und kehrte über Heusenstamm, wo er seine Schwägerin, die vermittelte Gräfin von Schönborn, besuchte, nach Ehrenbreitstein zurück. Spuren von Tremauererei, die sich auf der Universität ergaben, bereiteten ihm einige Sorge¹⁾, und veranlaßten vielleicht den Besuch, den

er im Späthjahre 1746 seiner Hauptstadt, wo er eine Reihe von Jahren her nicht gewesen, abstatte; freudig begrüßte die Trierer seinen Einzug am 1. Nov., er sah sich aber genöthigt, in der Abtei St. Marimin abzuweichen, von wegen der argen, durch die Franzosen 1734 in dem kurfürstlichen Palaste angerichteten Verwüstung. Am 3. Dec. langte Franz Georg wieder zu Ehrenbreitstein an, und da er Trier nicht mehr gesehen. Am 17. Jun. 1747 bewilligte er der Stadt Coblenz, statt des bisherigen Halbsaßelmarktes, zwei Messen, deren eine vom Sonntag Lätare bis zum Montag vor Palmarrum, die andre von Maria-Himmelfahrt bis zu Johannis' Enthauptung zu währen hatte. Am 15. Nov. 1747 verordnete er, daß heimgefallene Lehen, ohne Ausnahme und unwiderruflich, den erblässigten Kammergütern einverleibt werden sollten. Den Sommer 1748 scheint er meist auf Reisen zugebracht zu haben, wenigstens ist eine der merkwürdigsten Verfügungen seiner Regierung, ohne sein Zuthun, im kurfürstlichen Hofstabe zu Ehrenbreitstein den 22. Juli 1748 erlassen. Darin heißt es: Nachdemal in nächstkünftigen Donnerstage, als dem Fest des h. Jacobi, eine allgemeine große Sonnenfinsterniß sich ereignet, wodurch bejorglich vieles Gist auf dem Feld und sonst in die Pflügen und Brunnen fallen dürfte, werden sämtliche Branten angewiesen, den Eintritt dieses Ereignisses in allen Gemeinden und Dorfschaften zu verkündigen, julsam dem Befehle, daß an dem genannten Tage, „zu Verhörs und Abführung alles Unglücks“, durchaus kein Vieh auf die Weide getrieben werde, und daß alle Brunnen sorgfältig bedekt und verwahrt werden sollten. Auch im Sommer 1749 hielt der Kurfürst sich meist zu Elwangen auf und war er bei der Hinreise zu Mainz den 29. April mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, auch bis zum 2. Mai städtisch bewirthet worden. Aus Ehrenbreitstein hingegen, den 20. April 1750, ist datirt des Kurfürsten Verordnung, „daß Niemand, wer der auch sei, sich unterfangen solle, an denen Weinen eine Verkünstelung, Vermischung oder Verfälschung zum Betrug der Käufer, es bestche, worin es auch immer wolle, im geringsten vorzunehmen, sondern daß die Weine, wie solche in ihrer Natur, durch vertriehenen göttlichen Segen, eingetreibet werden sehn, allerdings befallen bleiben sollen.“ Dieser Verbot sich Entgegenhandeln solle mit Confiscation der Weine, mit Verlußt der Bürger- und Zunftrechte, Ehr, Hab und Gut, und dem Lehen nach, an Leib und Leben gestraft, auch sämtliche jetzige und alle künftig aufzunehmende Wendermeister (Häsbinder, Käser) mit einem allen Beinverfüßungen und Wüchungen abzugeben, von ihnen auszußchließenden, Eide belegt werden. Am 3. April 1753 erließ der Kurfürst eine umfängliche Verordnung für den Bau und die Unterhaltung der Landstraßen, Kirchpfade, Brücken u. s. w., in deren Eingange

1) Den 29. April 1746 schreibt er an den Reichsbischof: „Eine betrübte Begebenheit, wie Ihnen nur zu viel bekant sein wird, ist bey der Universität zu Trier entstanden, da sich eine sehr verächtliche Convention von etlichen Juristen hervorgerhan, so in einem sichern Haufe der sogenannten Irren ein besondres Zimmer gemietet, selches mit Gottes verdummt, jernächst auch einige Ringe mit denen Buchstaben T. F. S., constantia, fides, alientum, be merken lassen, und gleicherschalten einige Bildnisse, auf etwas Wehrlos anzuheben, mahlen lassen — mitten die Conventacula deren Frey- u. Mauer anzuheben, sich haben brechen lassen. Zu deren Aufhebung solle von Seiten der Juristen Facultät ganz praepostere zu Werk gegangen, und mit überhebung der Generalinquisition der Processus ab Inquisitione speciali angedehnt worden seyn; der Professor Eufimius aber solle die meiste Schutz davon tragen: inmassen Er bey dem Collegio privata viel zu frühzeitig dagegen laut geschlagen, und wider die Complices allzu verführerlich herangezogen, fest eben darum mit dem alten Knobe und dem v. Halberg in weltlichstigen Injurie-Process weidlich verfallen seyn solle. Nun mag ich zwar biete, zumahlen den Professoren Julia schiden viel zu vorzeitig überhastelte, und contra Jura notoria zu ihrer eigenen Beschimpfung vertriehen angedacht unterfuchen weiters nicht weiter, sondern, wo die That von Ehrlich offenkundig ist. — Ich gebe dem Hrn. Reichsbischof geseu entlich anheim, ob nicht, als viel immer möglich, alles in der

Etzist unterdrückt, die Beschädigten vor das Consiliabum oder Facultät ganz geheim gegen, ihnen der Unse vorgeloben, seit sie zur Ehre und apoth. anzuheben, von bergleichen Socialien gänzlich auszudehen, verhörslich gemahnet und angewiesen werden. Zu dem Ende wolle der H. Reichsbischof als Commisarius unter qualität eines Procoanclarii sich gebrauchem lassen.“

es heißt: „Nach dem wir auch dieses Uns eine besondere Angelegenheit sein lassen, wie mittelst Herbeibringung mehrer Gewerbeschaffen, Handels und Handels, das Land in bessere Aufnahme zu bringen, und sowohl dem Bürger als Bauernmann hinlängliche Nahrung an Hand zu schaffen fern möge. . . . Zumahlen bey guten Landstraßen und Wegen nicht nur die Waaren und Frachten mit leichteren Kisten fortzubringen, sondern auch der Landmann selbst seine Fuhren mit desto wenigeren Zugvieh und besserer Erhaltung seines Geschirrs bequämligher zu verrichten im Stande ist. . . . So hätten wir zwar gehofft, daß diese Unsrer, lediglich zur gemeinen Wohlfahrt des Landes und zum Beysitz aller Reisenden gefasste Willensmeinung zu ihrer gedewlicher Wirkung gelangen würde; jedoch müssen Wir im Gegentheil vernehmen, daß dieses so heilsame als gemeinnützliche Vorhaben, wegen allerhand auf einander sich gedrußter schwerer Zufälligkeiten und Hindernissen zur Vollständigkeit noch nicht gelangt, auch diesem Werck die allerseitige Hand mit genugsamem Ernst und Eifer nicht gebotten worden seye“ u. s. w. Beigefügt sind zu mehrer Belehrung in technischer Hinsicht die in dem schwäbischen Kreise und in den vorberstreichenden Landen für den Straßenbau eingeführte Regulative. Auch eine Hofkammerordnung hat Franz Georg seinem Erstgiste gegeben, die allem Anscheine nach dem J. 1754 angehöret, wie er denn überhaupt als der Schöpfer des bis zum J. 1794 in seinen wesentlichen Formen beibehaltenen Verwaltungssystems zu gelten hat. Vieles Andere, so durch ihn geschaffen, ist wenigstens theilweise auf uns gekommen. Wir rechnen dahin die städtische Stiftskirche zu St. Paulin bei Trier, welche er theils aus seiner Schatulle unmittelbar, theils den Gesällen der Prospekt erbaute; diese reiche Pfründe besaß er nämlich durch Verleihung von dem h. Stuhl seit dem 26. Sept. 1730. Monumente dieser Regierung sind ferner das Conscriptoralgebäude zu Trier und der sogenannte Dicasterialbau im Orte Ehrenbreitstein, ein wahrhafter Palast, von 1739—1747 aufgeführt. „Durch alle Etagen massiv überwölbt und trefflich ausgeführt, liefert dieses Dicasterialgebäude einen abermaligen Beweis, wie ein Gebäude, selbst einem geschmacklosen Styl angehörend, dennoch einen angenehmen Eindruck macht, sobald die Hauptmassen und Verhältnisse schön, die Ausführung gut, und alles daran Christliche consequent ist.“ Der Baumeister war der würzburgische Oberstleutnant Balthasar Neumann, nach dessen Zeichnungen auch das Lustschloß Schönbornlust, das in den 1760er Jahren als der französischen Prinzen so bekannte Chambrelust erbaut worden. Auf der Stelle hatte das in A. Otto's I. Diplom von 1666 genannte Monasterium puelarium in Kesselheim gestanden. Dieses Kloster, ober, wie es in der Zeiten Verlaufs umgewandelt worden, der marienthalder Hof, war an das Liebfrauenstift zu Aachen und zuletzt an die Grafen von Metternich gekommen, als von welchen ihn Franz Georg eintaufchte, um dahin das Jagd- und Lustschloß Schönbornlust zu setzen. Der ganze Bau kostete 100,000 Thlr., wozu der Kurfürst die seit 20 Jahren erparten ex camera ad privatos electoris usus jährlich zu entrichtende 10,000 fl. verwende-

dete. Das Dicesambrevier hat von Franz Georg eine verbesserte Einrichtung und seine heutige Gestalt empfangen, und selbst der Münze hat er das Gepräge seines Charakters aufzudrücken gewußt. Seine Dukaten von 1735, 1750 und 1752 sind von ausgezeichneter Schönheit; von größern Silbermünzen hat man von ihm nur ganze und halbe Kossflücke (à 20, resp. 10 Kr.), von 1734, dagegen ließ er von 1748 an Kupfergell schlagen, eine Neuerung, zu welcher ihm der lebhafteste Vertheil und das Beispiel der Nachbarn veranlaßt haben mögen. Bei der merkwürdigen Abnahme seiner Kräfte wünschte der Kurfürst sich für das Erstgiste einen Goadjutor, dergleichen für Worms bereits gefunden, und brachte er zu dem Ende den Domdechanten und Statthalter zu Trier, Johann Philipp von Walderdorf, in Vorschlag, welcher denn auch an dem angezeigten Wahltag, den 11. Juli 1754, die Mehrheit der Stimmen vereinigte. Hierdurch wesentlich erleichtert in der Ausübung seiner Regentenspflichten, beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Übergange zu einer andern Welt, und keineswegs unvorberetet fand ihn das Ubel, dem sein robuster Körperbau unterliegen sollte. Am 1. Jan. 1756 wurde er von einem anhaltenden Fieber, zehrenden Fieber befallen. Vom 10. an rang er bereits mit dem Tode, wiewol er noch an diesem Tage die an seine Untertanen gerichtete Declaration eigenhändig unterschreiben konnte. Am 13. Jan. hat er „durch eine allgemeine Verichte zur Nirkung der letzten Regierung mit höchster Auferbaulichkeit sich bequemet, darauf das h. Abendmal fneid empfangen, und den ganzen zusammen berufenen Hofstaat um Verzeihung gebeten. Seinem Gurfürsfolger übergab er seine letzte Willensmeinung mit eigenen Händen, mit angehefter Bitt, daß er solche in seinen Schutz wolle auf- und annehmen, weiters reocommandirte er seine getreue Diener, und sämtliche Untertanen, worauf er sein Haupt entblößte und begehrt von seinem Gurfürsfolger mit gestreckten Händen den erzbischöflichen Segen, dessen Hände er kurz zuvor mit der Salbung des

I. „Demnach der große Gott Ihre Gurfürst. Gnaden mit einer beschwerlichen und gefährlichen Krankheit beunruhigt, Abschiede auch dem göttlichen, allwissenden und unerforschlichen Willen so vollkommenster Unterwerfung und Gelassenheit sich zu ergeben so schuldig als direct such als haben Abschiede Ihre Gurfürst. Gnaden, obwohl Sie Zeit Ihrer langjährigsten Regierung kaiserlichen Fideles jeder Zeit bereitet gewesen, den Landen und Untertanen im Geist, in christlicher den bedinglichst-erpflichteten Vorstand zu leisten und jedermännlich ohne Unterschied der Personen Recht, Gerechtigkeit und Billigkeit widerfahren zu lassen, gleichwohl sich fieberhaft verbunden erachtet, alle mit jede in Dero Gurfürst. Gist so geist als weltlichen Standes um Verzeihung und Nachgebung desien, so Sie vielleicht jemanden jemals mit oder ohne Wissen gethan und veranlaßt, in christlicher Liebe zu bitten und anzuhelfen. Abschiede Ihnen empfehlen andern Dero Gurfürst, falls Sie der große Gott nach seinem unanwendbaren Rathschlusse als dieser Zeit leicht zu sich abberufen würde, in der Priester Weis- und Oeffen eines jeden frommen Weibes. Sollte hingegen die göttliche Gist Dero kaiserlichen Angelegenheiten dahin gehen, so würde Abschied Dero verdienstlichen Angelegenheiten dahin gehen, Dero unermüdeten landverordnenden Liebe und wahrer Gurfürst gegen jedermännlich mit fernereiterten Proben an den Tag legen zu können. Gegenwärtige Gurfürst. Erklärung soll von jedem Gurfürsfolger in Dero Gurfürst von den Gegenden abgelesen und jedermann kund gethan werden.“

heit. Bis selber geheiligt hatte.“ Franz Georg starb den 18. Jan. 1756, früh zwischen 3 und 4 Uhr, und wurde vorläufig in der Kirche der Capuciner im Thale beigesetzt, bis das ihm bestimmte Grab im Dom zu Trier fertig sein würde. Am 20. April endlich wurde die Leiche zu Schiffe und auf der Mosel nach Trier gebracht.

In der dem jünnern Erge eingegrabenen Inschrift heißt es u. a.: *Saeculi nostri Salomonis; Qui Sacerdotio et Imperio probatus, Omne conscientiam et honorem Quod laederet, respuit.* Nicht hoch gewachsen, war Franz Georg sehr stark bei Leibe und mit Riesenkraften ausgestattet, dabei von einer angenehmen und geistreichen Gesichtsbildung und eines so überaus freundlichen und gefälligen Wesens, einzig im Borne, oder wenn seine Leidenschaft für die Jagd beeinträchtigt, schredlich. Seiner Dienerschaft zeigte er sich sehr gnädig, und von den Unterthanen war er, trotz der beschränkten Hofhaltung, angebetet. Alle Geschäfte gingen durch seine Hand, selbst die Aufzugscollegen mußten ihm wöchentlich oder monatlich ihre Protokolle vorlegen, die er nur in seltenen Fällen sich vorlesen ließ, regelmäßig aber bis in die späte Nacht studirte, der Prüfung der Urtheile und ihrer Motive die ange strengste Aufmerksamkeit zuwendend. Sehr unterrichtet für seine Person, forberte er von seinen Beamten wissenschaftliche Bildung: dergleichen dem herauswachsenden Geschlechte zu sichern, traf er verschiedene Anordnungen, unter welchen seine erleuchtete Freigebigkeit in der Bereicherung der Bibliothek der Landesuniversität ehrende Erwähnung verdient. Sie verbandt ihm den beinahe vollständigen Besitz von allem dem, was bis dahin über die Geschichte und das Staatsrecht von Teutschland geschrieben worden. „Franz Georg,“ so heißt es von ihm, „war bereit, besonnen, unterrichtet, standhaft, guten Rathes voll. Er verstand die Kunst, Alles, was von ihm abhing, zusammenzubalten und über den Dingen zu schweben. Viele Fürsten Europa's holten Rath bei unserm Franz Georg; Maria Theresia schätzte ihn hoch; Friedrich II. von Preußen nannte ihn einen großen Regenten. Zwei Flecken wirft man ihm vor — den ritterschaftlichen Vergleich und übermäßige Auflagen.“ Aber man bedachte auch seine Zeiten. „Wenn aber Pontreim vom Domkürfürsten rühmt, „*excellas hac juxta ac opulentissima domo prodians, nulla ejus ditandae curae anxius, atque a nepotismi studio alienus, nequidquam in eam opum infert,*“ so bestätigt er damit neuerdings den Satz, daß der Zeigemeister Urtheile selten zuverlässig sind. Der Kurfürst hinterließ in seiner Schatzkammer zu Ehrenbreitstein in baarem Gelde 57,185 Thlr. 11 Alb. 9 Den., in Capitalbriefen 513,416 Thlr. in Forderungen an das Erzbist 120,475 Thlr. 36% Alb. Über diesen Schatz hatte er durch Testament vom 7. Jan. 1756, dann in vier Cobicillen verfügt. Laut des Testaments sollen für die abgechiedene Seele sogleich im Trier

rischen 1500, im Wormsischen 800, im Elwangenischen 700, überhaupt 30,000 Messen gelesen werden. Dann heißt es: „Nachdem Wir unsern Erz- und Hochstiftern unsere Vorseher, Liebe und Wohlthätigkeit in reicher Maße während unseres Regentenamts zu empfinden gegeben, wie dann insbesondere unsere Schuttrierische Cammer und Landtschaft die Verdienste und Kennzeichen der Gnade und des schier unbegreiflichen Segens Gottes anpreisen können, und mit Zusage unserm Eigenthum, gedachte unsere Erz- und Hochstifter mit vielerley Wohlthaten bedacht haben . . .“ Dem folgt die Erbtheilung, lautend auf seiner Brüder Söhne, die Grafen Franz Joseph und Eugen Erwein von Schönborn. Schließlich sagt der Testator: „Eines unserer vornehmsten Anliegen ist, daß wir leidenschaftlich wahrnehmen müssen, daß gar viele Pfarrer in unserm Erzbist ihr priestertliche Auskommen nicht haben, und noch dazu bei ihrer Nahrungslemme die schweren Sempeln zur Landesse abgeben müssen.“ Diesem Uebelstande abzuhelfen, vermacht er 60,000 Fl. zu entnehmen „aus dem unserm Schutrfürst. Hofcammer zeitlich in Geldmangel und Nothfällen vorgestreckten baaren Geldern,“ und soll daran jegliche arme Pfarrei ihr gebührendes Antheil haben. In dem ersten Cobicill, vom 8. Jan., das Hochstift Worms betreffend, rühmt Franz Georg, daß er dasselbe in seinen innerlichen und äußerlichen Verfassungen sorgfältig gehesert, viele Schulden abgetragen und dagegen namhafte Capitalien angelegt, überhaupt dem Hochstift zu Vortheil, namentlich für die Erwerbung des halben Städtchens Neudünningen, über 200,000 Fl. verwendet habe; zugleich vermacht er den Armen in besagtem Hochstift 100 Malle Korn und dem Hospital Neuhäusen 4000 Fl. In dem zweiten Cobicill, ebenfalls vom 8. Jan., jedoch das Stift Elwangen betreffend, zählt er die demselben verschafften Vortheile, die er zu mehr denn 200,000 Fl. in baarem Gelde berechnet, auf; um aber auch im Tode wohlthätig zu sein, vermacht er alle Vorräthe, die er in des Stifts Elwangen hinterlassen würde, Geld oder Naturalien, zu $\frac{1}{2}$ dem Capital und der Stiftskasse, zu $\frac{1}{2}$ seinem Nachfolger und zu $\frac{1}{2}$ dem Seminarium auf dem Schönberg. Alles nach Abzug von 100 Malle Korn, die an die Hausarmen zu geben sind. In einem dritten Cobicill, vom 10. Jan., führt der Kurfürst an, daß er vor einigen Jahren, als Domdechant zu Speier, zum Bau der dasigen Domkirche 40,000 Fl. gesteuert habe; gleichwohl vermacht er zu demselben Zwecke den ganzen ansehnlichen Vorrath von Wein und Früchten, der aus den Gärten der Domdechant ihm noch zutomme. In einem letzten Cobicill, ebenfalls vom 10. Jan. 1756, vermacht er in den Dom zu Trier für ein Jahrgeldbist 6000 Thlr., für dergleichen in den Dom zu Worms 4000 Fl., dann an seine Dienerschaft 14,450 Fl., worunter 5000 dem Geheimrath von Spangenberg, 2000 dem geheimen Secretarius Wäst, 3000 dem Leibmedicus von Salern, 1000 dem Secretarius Wähler zugebucht. Gegen das Testament und seine Bestimmungen war Nichts einzuwenden, aber der Hofcammer fielen die 120,475 Thlr. 36% Alb.

3) Wegen dieser Erhöhung der Abgaben, und daß er wol in einem Jahre 15 Sempia erheben ließ, wurde ihm der Kleiname Sempistichus; in spätern Zeiten sind 30, auch 50 Sempia gefordert worden.

welche die Erben von ihr forderten, schwer, ja unendlich. Sie stellte eine Gegenrechnung von 184,886 Thirn. auf und suchte dieselbe im Wege Rechts durchzuführen. Im Eingange ihres Klagebittels heist es: „Es haben verlan-
Franciscus Georgius, Erzbischof und Kurfürst, in ihren 26 Regierungsjahren ihre Erzbischofliche Lande, wie bekannt, zwar lobenswürdigst regiert, Ihr privatum auch also vermehrt, daß Sie, nebst vielen gottseligen Anordnungen, Ihren Erben eine der reichsten Erbschaften hinterlassen, das erzbischofliche Cameralwesen aber dergestalten verwaltet, daß durch die viele unnöthigen und die jährlichen Kräfte der Cameraleinkünfte weit übersteigenden, aus Ihrem privato aber sine consensu capitali zum Belast der Rentkammer hergeschossene Ausgaben der Rentkammer in einen durch die gemeinen sowohl, als canonischen Rechte verbotenen Schuldenlast zum Nutzen Ihres privatuararii hat verpflegt werden wollen“ u. s. w. Der Miß, die ganze Regierung des Kurfürsten Johann Philipp erhellend, wurde durch Vergleich vom 24. Mai 1771 geschlichtet, und die Grafen von Schönborn erhielten 80,000 flatt der geforderten 120,475 Thlr., wogegen die Hofkammer ihre ganze Prædation fallen ließ. (v. Stramberg.)

FRANZ LUDWIG, Freiherr von und zu Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, auch Herzog von Franken, geb. den 16. Sept. 1730 zu Eobr, einem unterständlichen Städtchen, erhielt in frühester Jugend die seinem hohen Stande und seinen Talenten angemessene Bildung, wurde den 1. Febr. 1740 durch Resignation seines Bruders, Friedrich Karl Joseph, Domicellar, und am 21. Aug. 1763 Domcapitular zu Würzburg, sowie am 19. Juli 1740 zu Bamberg. Nach vollendeten Studien zu Mainz 1749 bezeugte Professor Dr. Behlen dem würzbürger Domcapitel, daß Franz Ludwig das canonische Recht mit ausgezeichnetem Eifer unter ihm studirt habe. Während seiner zweijährigen Theilnahme an den Chorstunden in der Domicelle zu Würzburg (1750 — 1751) besuchte er noch die öffentlichen Vorlesungen des Professors Barthel über Kirchenrecht, von welchem er als der würdigste Nachfolger in seinem Erbamt öffentlich erklärt wurde. Er begab sich nach Rom an das Archigymnasium der Weisheit in die theologischen Vorlesungen des Professors S. D. v. Moya, von welchem gleichfalls Ostern 1754 das ehrenvollste Zeugniß an das Domcapitel zu Würzburg gelangte. Endlich besuchte er noch Wien wegen der Reichshofrathspraxis und einige andere teutsche Höfe für seine bessere praktische Ausbildung.

Bald nach seiner Rückkehr wurde er zum Präsidenten der weltlichen Regierung zu Würzburg ernannt. Im J. 1768 wurde er als Gesandter des Fürstbischöfs Adam Friedrich von Einshelm zu Bamberg und Würzburg an den kaiserlichen Hof zu Wien abgeordnet, um die Reichslehen für beide Fürstenthümer zum Abtrone feierlich zu empfangen. Er empfahl sich bei diesem Gesandte dem Kaiser Franz I. so vortheilhaft, daß er zum weltlichen geheimen Rathe seiner k. k. Majestät ernannt und bald hernach zum Concommissar für die Untersuchung des Reichskammergerichts von Weisklar befördert wurde, von welchem höchst schwierigen Gesandte er 1775 nach Wien zurück-

kehrte. Im J. 1776 wurde er zum kaiserlichen Concommissar auf dem Reichstage zu Regensburg befördert. In beiden wichtigen Ämtern eroberte er seinen Scharfsinn und seine allseitige Geschäftsgewandtheit zum höchsten Grade und erprobte eine raslose Thätigkeit, unerschütterliche Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, höchste Weisheit und Klugheit. Während dieser ehrenvollen Auszeichnung wurde er vom Domcapitel im ungeschmälerten Genusse aller Einkünfte seiner Stiftpsäbrade gelassen, und nur der Wunsch gedauert, er möge dessen halbjährige Sitzungen mit seinen klugen Rathschlägen unterstützen, was aber die Reichsgeschäfte nicht erlaubten. Aus seinen vielfachen Verührungen mit Menschen von allen Berhältnissen, Ständen und Leiden- schaften zog er sich seine Handlungsmaximen für die folgende Regierungsperiode ab, und befestigte in sich den früheren Voratz, auf die Stammhalterpflicht seines Geschlechtes zu verzichten und dem geistlichen Stande treu zu bleiben, für welchen er bereits als Domherr das Subdialonat empfangen hatte. Als Staatsmann und Mensch mit der höchsten Achtung seiner Landesteile, aller Reichstagsgesandten und des Kaisers selbst gekrönt, wurde er nach dem Tode seines Fürstbischöfs als Nachfolger am 18. März 1779 zu Würzburg, und am 14. April d. J. zu Bamberg, einstimmig erwählt. Da er erst Dialon bei dem Antritte der Regierung war, so wurde er in letzterer Stadt durch seinen eigenen Bruder, den Kurfürsten Emerich Joseph von Mainz, am 19. Dec. d. J. zum Priester und Bischof geweiht.

Nach dem Rufe seiner außerordentlichen Thätigkeit, Geistes- und Verrnsgaben, wurde er als heilungstendes Mentor bei dem Regierungsantritte verehrt. Bei der Huldigung seiner beiden Fürstenthümer verbat er sich zwar alle kostspieligen und prunkreichen Freuden- und Ehrenbezeugungen; allein dessenungeachtet verfügte er für das Jubelfest der Universität Würzburg im J. 1782 die kostbarsten Feste, zu welchen er nicht nur alle übrigen Universitäten Deutschlands, sondern auch selbst Paris und Bologna einlud. Er hatte das Vergnügen, Abgeordnete von Bamberg, Erlangen, Fulda, Mainz, Würzburg, Kinteln, Salzburg und Trier antommen zu sehen, für deren unentgeltliche Bewirtung und Beherbergung er in einem ehemaligen Jesuitencollegium alle Anstalten getroffen hatte, und welche er schon vor der Eröffnung des Festes an seiner Tafel in der Residenz Abtheil nehmen ließ. Zur Eintheilung desselben ernannte er mehrere neue Lehrer an die Universität, und andere beförderte er. Als er feierlich an der Kirche empfangen wurde, sprach er seine edlen Gefinnungen für die Beförderung der Wissenschaften in gewandtem Latein so kräftig aus, daß die fremden Abgeordneten mit höchster Bewunderung für ihn erfüllt wurden. Während des zwölfstägigen Festes wurden viele Disputationen und Prüfungen in seiner Gegenwart gehalten und Fremden, wie Einheimischen, alle wissenschaftlichen Sammlungen zur Ansicht dargeboten. Als Professor Eirbald bei dem Schlusse des Festes noch eine teutsche Dankrede hielt, erwiderte Franz Ludwig dieselbe durch seine Pflicht- liebe für die von seinen Ahnen gestiftete und erhaltene Anstalt. Zur Verewigung des Andenkens an dieses Ju-

beiseit ließ er noch zwei Münzen von Gold und Silber in verschiedenem Gewicht prägen und an die Fremden und Einheimischen theilen, welche seinen wissenschaftlichen Geist durch ganz Europa auf die fernste Zukunft verbürgten.

Von dieser Zeit fühlte er sich höher gespoirt, den Flor dieser Universität, deren Rectorat ihm von den Professoren angetragen und von ihm nach der Ernennung eines Prorectors angenommen worden, möglichst zu befördern. Theils verschaffte er sie mit Gebäuden, theils mit Geräthschaften, theils mit Lehrern die allgemeine Naturgeschichte, Botanik, Chemie, Anatomie, Veterinarheilkunde, Physik, Pädagogik, Ästhetik, Kanzelberedsamkeit, Statistik und Diplomantik, und theils erhöhte er die Befoldungen der Lehrer aus eigenen Mitteln. Zur steten Wechselwirkung der Gelehrten unter einander unterstützte er 1786 die Herausgabe der gelehrten Anzeigen und des Schulmagazins, welche beide unter wechselnden Redactionen und Titeln bis in das dritte Jahr der königl. bairischen Regierung (1805) sich forspflanzen. Das von seinem Blutsverwandten, Fürstbischof Julius, gestiftete Spital durch neue Gebäude zu erweitern, in allen zur Arzneiwissenschaft und Wohlthätigkeit gehörigen Zweigen gemeinsamer zu machen und zum größeren Flor zu erheben, war ihm zum besondern Vergnügen. Während auf dem Reichstage zu Regensburg bei den Verhandlungen über die Maßregeln gegen die Verbreitung der französischen Revolutionen irrthümlich die Kant'sche Philosophie als vorzügliche Beförderin getadelt wurde, ließ er auf seine eigenen Kosten den Professor Matern Keuß, aus dem Benedictinerkloster Stephan in Würzburg, zu Kant selbst nach Königsberg für die gründliche Erlernung der neuen Lehre reisen und diese nach dessen Rückkehr auf den hohen Schulen zu Bamberg und Würzburg öffentlich vortragen. Sein Ausspruch war: „Ich der Fürst ein wahrer Vater seines Volkes, so hat er keine Empörung in seinem Lande zu fürchten.“ Er hatte auch durch seine väterliche Regierung der Staatsform schon im Keime erlöst, und wenigstens in seinem Staats das alte Sprüchwort aufrecht erhalten: „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen.“

Von gleicher Liebe für sein Fürstbisthum Bamberg durchdrungen, stellte er auch an dessen Universität tüchtigere Lehrer für die Philosophie, Theologie und Jurisprudenz an, schuf die Lehrstühle der Chemie, Naturgeschichte und Veterinarheilkunde, errichtete eine Zeichenschule, ließ auf seine Kosten talentvolle Jünglinge zur höheren Bildung für Lehramter auf auswärtige Universitäten reisen, erbaute aus eigenen Mitteln zwei große Säle für die öffentliche Bibliothek und ein Naturaliencabinet, schenkte seine eigene und die Hofbibliothek dahin und kaufte für viele Tausend Gulden Naturalien zur weiteren Ausfüllung. Die am meisten zu Bamberg vernachlässigte Arzneiwissenschaft wesentlich emporzuheben und zugleich den leidenden Menschheit einen sichern Zufluchtsort zu begründen, legte er am 29. Mai 1787 den Grund zum berühmten Krankenhaus seines Namens, welches am 11. Nov. 1789 schon mit Kranken feierlich eröffnet und dem kün-

ftigen Unterrichte für Arznei- und Wundarzneykundige dargeboten wurde. Diese von ihm begründete Krankenanstalt sah er bis zu seinem Tode durch die beiden Institute der Handwerksgesellen und Diensthoten jährlich blühender werden, so daß er mit der festen Hoffnung auf ihre Dauer für die fernste Zukunft durch die Vermächtnisse anderer Wohlthäter entschließ, wie die Erfahrung bisher erprobte.

So innerthätig sein europäischer Ruf schon durch die Sorgfalt für die wissenschaftlichen Anstalten zu Bamberg und Würzburg war, ebenso wurde er auch durch die musterhafte innere Verwaltung beider Länder.

Schon er vor dem Regierungsantritte seine Geistesfähigkeiten vielfach erprobt hatte, so war er doch an gewissenhaft und misstrauisch auf seine Einsicht voll Zweifel und unentschlossen im Handeln durch seine stets tiefer wachsende Anlage zu Unterleibskrankheiten geworden. Er hatte die Marine, seine Behörden zu vernehmen, (edem Staats die freie Äußerung seiner Meinung zu gestatten; gegen diese erst nach neuer Überlegung zu verfügen; bei unerbildlichen Gegenständen den Gutachten der Behörden, trotz seiner verschiedenen Meinung, zur Vermeidung des Rufes eines unbiegsamen Eigensinnes, manchmal nachzugeben; bei bestimmten Vorurtheilen aber mit Kraft durchzugreifen; den Geschäftsmathematismus so in einander laufen zu lassen, daß die Willkür der Behörden, wie diese seine Willkür beschranken konnten. Von Billigkeit befeßt und für die Mittelstraße eingenommen, begte er einem Abscheu gegen alle Parteien, welche gewöhnlich aus das Äußerste gerathen und Mängel des Staates, wie der Kirche, mit stürmender Hand verdrängen wollen. Er betrachtete seine Unterthanen nicht wie ein ererbtes oder erworbenes Eigenthum, welche er nach Willkür behandeln dürfte, sondern erklärte sich selbst als den ersten Diener und Bürger des Staates in mehrern feierlichen Versammlungen, und daß der Regent für den Staat, nicht dieser für jenen existire. Er hasste die Verstellung und Verleugung der Wahrheit in jeder Gestalt an seiner Person, wie an allen Unterthanen.

An seinem Hofe ließ er die unnützen Feste, glänzende Tafel, Schaulpiele, selbst die Garde zu Pferde unsichtbar werden und eine fast luge Wirtschaft einfließen; daher er nur soviel von den Kammergeschäften sich zählen ließ, als zur fürstlichen Würde unentbehrlich schien. Doch ließ er diese durch gerauchvolle Feste glänzen, als er 1792 den Kaiser Franz II. von Oesterreich und den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf ihrer Durchreise zu bewirtheten hatte. Die im Adelstande leidenschaftliche Neigung für die Jagd war ihm so fremd, daß er alles überflüssige Wildpret schenken und das unentbehrliche einjäumen ließ. Während er bald nach dem Regierungsantritte eine allgemeine Geldsammlung im ganzen Lande machen ließ, um mehr Unterthanen aus der türkischen Sklaverei freizukaufen und wieder zu gewinnen, schickte sein benachbarter Fürst von Preußen viele Unterthanen für englisches Geld nach America, deren größter Theil dort zu Grunde ging. So sehr er für die Vereinfachung des Militärs aus Sparsamkeit war, ebenso eifrig war er für dessen beste Ausstattung und Hervorbringung nach den

Kräften beider Länder 1780 — 1792 bei eintretender Gefahr für das deutsche Reich durch die belgische und französische Revolution, obgleich er die dortigen Auswanderer von seinen Grenzen streng zurückweisen ließ.

So gewissenhaft er alle Einnahmen des Staates zusammenhielt, so verabscheute er doch dessen Verwilderung durch fiscalische Bedrückung, oder durch den Unfinn und Aberglauben des gemeinen Volkes; weswegen er auch das Lotto, als das gefährlichste Ungeheuer, in seinen Ländern unterdrückte. So ernsthaft er gewöhnlich nach seiner Würde, Beschäftigkeit und Kränklichkeit gewesen ist, so war er doch betriebsam gegen Jedermann, liebevoll besonders gegen die Jugend, bescheiden, anspruchslos, Feind des heissen Etiquettewesens, und gütig selbst in seinen Befehlen. Gewohnt durch das Ansehen seines Menschen sich leiten zu lassen, sondern seiner eigenen reifen Ueberlegung zu folgen, erwirkte er fremde Einflüsse auf seine Entscheidungen, welche immer erst nach vernommenen Gutachten der Unterbehörden, unter Befestigung der Gründe, gelangt wurden. Bei Besorgnis, hintergangen zu werden, prüfte er selbst Alles, und setzte sogar viele Beschlüsse, besonders in Reichsangelegenheiten, mit eigener Hand auf. Er kürzte seine Besuche durch Pünktlichkeit und Ordnung ab, und verschaffte sich durch classificirende Tabellen eine feste Uebersicht. Die schon geprüften Candidaten zum Staatsdienste suchte er durch persönliche Unterredungen nach ihren Fähigkeiten und Charakteren genauer kennen zu lernen. Ebenso wohnte er den Prüfungen in den Priesterhäusern öfters bei, ließ alle jungen Geistlichen vor ihrem Antritte des Seelenamtes in seinen beiden Hofkapellen öfters vor sich predigen, und seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit durch ihre Vorkräge ihnen mittheilen. Er verabscheute alle geheimen Angeber nach seiner Erfahrung vom verstockten Genuß und Zwiepsalze; ebenso haßte er alle Expectanzen, durch welche die Staatsdienststellen zu bloßen Verlorenungen, Witwenstücken, Erbschaftsstücken oder Heirathsgütern herabgewürdigt wurden. Uebrigst, daß alle verdienstvollen Männer belohnt und durch grundlosen Adel herabgewürdigt werden, bewies er öffentliche Geringschätzung der Paquille und anonymen Schriften, welche gegen solche Männer, wie gegen ihn selbst, erschienen waren.

Um nicht nur die Stülen in der Kirche und dem Staate während seiner Regierung möglichst würdig zu besetzen, sondern auch nach seinem Tode einen guten Nachwuchs zu begründen, setzte er Schulcommissionen in beiden Ländern nieder, begab die größte Sorgfalt für die Erziehung der Schulkinder, sonderte die männliche von der weiblichen, vermehrte die Elementarschulen und ihre Lehrer, begründete Industriefchulen, verbesserte die von seinem Vorgänger schon veranstalteten Erziehungshäuser für Schullehrer und Lehrerinnen, und wies erstern zu Würzburg auch eine Wohnung mit Nahrungspflege an. Er war nicht nur aufmerksam auf die studiirende Jugend für ihre wissenschaftlichen Fortschritte, sondern schätzte auch den Aftren, Koffeuten und Polizeistellen eine besondere Achtbarkeit durch ausführliche gedruckte Belehrungen ein. Er ließ an den Studienanstalten beider Länder

alle vier Jahre besondere Beistehersforschungen und Aburgen unter der Leitung der geachteten Prediger und Hofprediger anstellen, und deren Kangelporträge durch Abdrücke vertheilen.

So sehr er seine Religion durch sein eigenes Beispiel zu befördern suchte, und so tiefe Verehrung er für den Papst als sichtbaren Oberhaupt der katholischen Kirche bei jeder Gelegenheit bewies, so widerstrebte er sich doch 1785 den Annahmen des römischen Hofes. Kaum war nämlich ein Nuntius zu München erschienen, so mußte sein bamberger Resident zu Rom fragen, ob jener mit Facultäten oder Gerichthbarkeit versehen sei, gegen welche er sich mit den übrigen teutschen Erz- und Bisthöfen zur Sicherung seiner Rechte verbinden würde. Trotz der Erklärung des römischen Hofes, daß weder der münchener, noch der kölnr Nuntius in die Rechte seiner Unmittelbarkeit eingegriffen werde, ließ er doch die officielle Anzeige der Anstellung beider Nuntien nicht beantworten. Vielmehr schloß er sich den Verhandlungen des emser Congresses durch seinen fanonischen Rechtslehrer, Schott, öffentlich an.¹⁾

Wie er allgemeine Aufklärung des Volkes zu bewirken suchte, ebenso stätig äußerte er sich gegen unschuldigen Prunk im Gottesdienste, gegen die Mißbräuche des Ablasses und der Wallfahrten, beschränkte die heißen Feiertage und Landmärkte als Gelegenheiten zur Arbeitsdien, Verschwendung und Ansehenssuchung, und suchte durch zeitgemäße Organe und Gebetsbücher, wie durch unentgeltliche Vertheilung mehrerer belehrenden Bücher²⁾ den Unterrichten des Aberglaubens entgegen zu arbeiten.

Auf seiner fast dreißigjährigen Reise durch die vorzüglichsten Orte seiner beider Fürstenthümer bezogerte er, die genaueste Kenntniß der wahren Verhältnisse in den Kirchen, Schulen, Pfarren und Amtshäusern, Wohlthätigkeitsanstalten, Zucht- und Arbeitshäusern zu erlangen. Er hielt bei dieser Gelegenheit viele ausführliche Reden, von welchen der erste Theil nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Ueberall suchte er die Thätigkeit der Unterthanen für ihren Wohlstand zu beleben und den Arbeitsschreien Schranken zu setzen; wiewegen er später auch besondere Preise für die Errichtung von Fabriken aufsetzte. Für die Armen des ganzen Landes war er so nachsichtig, daß er den wochentlichen Beratungen in den Commissionen zu Bamberg und Würzburg gewöhnlich bewohnte. Die wesentliche Verbesserung des Voozes dieser Nothleidenden machte er zur Preisfrage, deren Beantwortung von Geistlichen und Weltlichen in sechs Druckschriften durch ihn öffentlich lobend anerkannt wurde. Von seinem tiefen Gefühle für Unglückliche gab er einen vorzüglichen Beweis durch die kräftigsten Maßregeln nach der verbessernden Uebernehmung der beiden Fürstenthümer im Februar 1784.

Gegen die Getreidevertheuerung kämpfte er durch An-

1) (Joh. Schott) Bemerkungen über das Resultat des emser Congresses mit teutscher Freimithigkeit entworfen. (Athen [Bamberg] 1787.)

2) J. M. Wecker's Rath- und Pflichtenlehre; Haus's Medicinischer Katechismus; Bernzab's Gute Dorfpflichten; Zerning's geistliche Pflichten; Selter's Allgemeines Verzeichnis landwirthschaftlicher Kainbe 2c.

legung von Magazinen und Eröffnung der herrschaftlichen Borräthe. Während des Krieges erleichterte er die Lasten seiner Unterthanen durch temporäre Begehung aller Einkünfte der Geistlichen, welche auch Einquartierung tragen mußten. Obwohl er aus dem siebenjährigen Kriege und aus dem vielfachen Luxus seines Vorgängers so viele Schulden ererbte, daß er sie nur durch die flugle Haushaltung begablen konnte, so ließ er doch auch viele Staats- und gemeinnützige Gebäude errichten oder verbessern, zu welchen besonders jene des Bades Döbbitz, der Salinen zu Kissingen, des neuen Priesterhauses zu Würzburg, die Erweiterung vieler Rentamtsgebäude in Fruchtmagazine, die Errichtung vieler Pfarre- und Schulhäuser gehören. Ebenso ließ er aus den Hofkammerrevenue nothwendigen Unterthanen sehr viele Unterstellungen an Geld, Getreide und Naturalien zukommen. Dennoch war nach seinem Tode noch ein Vorrath von mehr als einer Million Werthß in Weinen und Früchten zu finden.

Die Buchhändler hatte er in Arbeitshäuser, die Verbrecher in geschickte Handwerker zu verwandeln gemußt. Vom Schauer erfüllt über die alte Halsgerichtsordnung ließ er 1790 — 91 zu Bamberg durch die tüchtigsten Rechtsgelehrten Juliusp's Entwurf der peinlichen Gesetzgebung beraten und nach geeigneten Veränderungen 1792 einführen, in welchem besonders die Todesstrafe sehr beschränkt wurde. Auch ließ er kleinen Verbrecher einrichten, obgleich er den adeligen, wie den Bürgerlichen, mit gleicher Cnlichkeit behandelte.

Wenn man in Erwägung zieht, daß während seiner 16jährigen Regierung mehr als 300 Verordnungen in beiden Gänzenbüchern verkündigt wurden, deren Entwurf oder ganzst Inhalt aus seiner Feder stammte — daß er selbst über alle wichtige Verhältnisse des ganzen Landes die unmittelbaren Berichte der Unterbedröhen las, würdigte, und nicht selten gegen das Gutachten entschied — daß er täglich mehrere Stunden der Nacht, dem Lesen der neuesten Literatur und Audienzen widmen mußte, so konnte die Erhebung aller seiner Geschäfte nur die Nachtmachen durch Aufopferung seiner Gesundheit geschehen. Diese war schon seit seinem Regierungsantritte durch zunehmende Unterleibsrantheit erschüttert, gegen welche er durch die strengste Diät und durch den jährlichen Gebrauch des Bades von Döbbitz, welches durch ihn den höchsten Flor erreicht hatte, durch Berathung mit den ausgezeichnetsten Ärzten des In- und Auslandes vergebens kämpfte. Am 16. Nov. 1794 übersiel ihn endlich, in Folge einer mehrjährigen Strangurie, welche auch durch den Gebrauch des Bades Kissingen nicht gehoben werden konnte, eine ernstliche Krankheit, an welcher er den 14. Febr. 1795 sanft zu Würzburg verschied³⁾. Von ihm stammen folgende

Schriften: 1) Über den herrschenden Geist dieser Zeiten, und über das Verhalten des rechtschaffenen Geistes bei demselben. (Bamberg 1793.) 2) Von Sr. hochfürstlichen Gnaden zu Bamberg und Würzburg Nachrich an das Publicum, vertheilt zu Regensburg 1793. 4. (Eine Rechtfertigung gegen den Vorwurf des Früchtenankaufs.) 3) Predigten dem Landvolke vorgetragen. (Bamberg 1797.) (Der zweite Theil ist als Handschrift bei dem Klerger Deberich noch zu finden.) 4) Viele Hirtenbriefe. (Jach.)

FRANZ (Leopold Friedrich), Herzog und Fürst von Anhalt-Desau, geb. den 10. Aug. 1740, war ein Knabe von 11 Jahren, als sein Vater Leopold Maximilian, starb, und konnte daher die Regierung erst im J. 1758 antreten. In der Zwischenzeit sorgte sein Onkel und Vormund, Fürst Dietrich, für seine Bildung, wie sie den Ansprüchen jener Zeit für einen jungen Fürsten genüge. In allen ritterlichen Übungen, im Reiten, Tanzen, Fechten, Wagnenken, erlangte er eine außerordentliche Fertigkeit, lernte das Kriegshandwerk praktisch in Halle bei dem Regimente, dessen Inhaber er nach des Vaters Tode wurde, und trieb die Parforcejagd als Kunst. Im Französischen, in der Geschichte der Regenten, der Höfe, ihrer innern und äußern Verhältnisse, wurde er sehr gut unterrichtet, auf das aber, was zur wahrhaft menschlichen Bildung erforderlich ist, scheint man weniger Sorgfalt verwendet zu haben, was Niemand mehr vermisse und sich anzuignen strebe, als er, seitdem er, wie er sagte, in England Wnisch geworden war. Wie sehr ihm durch rastloses Streben diese Aneignung gelungen, davon liefert das Wirken seines ganzen Lebens, wodurch er ein Muster für Deutschland wurde, den Beweis.

Mit den glücklichen Anlagen des Geistes, einem wohlwollenden, menschenfreundlichen Herzen, verband er den besten Willen, seine Bestimmung als Fürst treu zu erfüllen. Die Vorsehung führte ihm zur Ausführung in Erdmannsdorf einen gleichgesinnten, bewährten, einsichtsvollen Freund von dem edelsten Charakter zu. Was dieser in ihm wirkte, erhielt in England seine Bollendung,

³⁾ Nachricht über das Kranten-Dienstboteninstitut und Rechnungen des Kranten-Gesundheitsinstituts zu Bamberg. 1790 — 1795. 4. Marcus, über den Ragen der Krantenhäuser. 1799. Unverm. Kpise. Wireb. p. 172 et Bamberg. p. 252. Preisschriften über das Armenwesen in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg, von Burkard, Siegal, Depfich, Schumm und Barfart. (Bamberg 1799.) Biographische Nachrichten vom Fürsten Franz Ludwig von Erbst. (Weerburg 1803.) Jod's Bambergische Jahrbücher. S. 509 — 546. Pfeufer, Geschichte des Krantenhauses zu Bamberg. 1820. Beschreibung über die blutliche Aufsicht der Ältern und Kollatur in Ansehung der studirenden Jugend. (Bamberg 1793. 4.) G. R. Sprentz, Geschichte Franz Ludwigs etc. (Würzburg 1820.) Winters im Berliner Magazin für Künste und Wissenschaften. S. 98. Bamberg und Würzburgs Verordnungen von 1779 — 1795. fol. Stumpf in der Zeitschrift für Bayern. 1816. S. 155. Dett, Parallel über die Würdichkeit und Franz Ludwig zu Würzburg, im Archiv für Geschichte des Obermainkreises II. 3. 46. Wärsche des Döbbitz. (Würzburg 1829.) S. 375. 744. Marcus, Beschreibung des allgem. Krantenhauses zu Bamberg, mit vier Kupfern. (Weimar 1797.) Journal von und für Franken, von Wandtsch. 6. Bd., was dessen Bräukler Werker. Jäger's Geschichte des Städtischen Kissingen. S. 25.

3) Beschreibung der letzten Krankheit des Fürsten Franz Ludwig von u. Erbst. von Dr. A. Fr. Markus. (Bamberg 1795. 4.) Deri Trauerreden, von Leibes, Berg und Zimmer, in fol. 4. und 8. Knpf. Necrologium sodalium et amicum literarium. (Freiburg 1809.) p. 117. Bönitz, Geschichte der Universität Würzburg. 2. Bd. S. 379. Salver, Proben des deutschen Reichthums. S. 720. Schleichlein, Dankrede bei der Eröffnung des neuen Krantenpitals zu Bamberg. 1790. Öffentliche

wohin er in seines Freundes Gesellschaft gleich nach dem Ende des siebenjährigen Krieges reiste, nicht bloß zum Vergnügen, sondern um sich zu belehren, nicht nur für sich allein und zu Privatweden, sondern auch für sein Land und seine Unterthanen. Die vornehmsten Familien wetteiferten mit einander, ihn in englischer Sitte und Gewohnheit heimisch zu machen; vorzüglich in der Familie Hamilton, der ausgezeichnetsten, war er wie zu Hause, ihr Kind, ihr Bögling; in ihr sollte er seine ganze menschliche Bildung empfangen, und alles abstreifen, was ihm noch anliese von deutscher Unhöflichkeit und jener soldatischen Rohheit, die den Aufschwung seines Geistes hemmen mußte. „Hier empfing er die Weisheit der Humanität, welche den Fürsten die Unsterblichkeit sichert.“ Jung, kräftig, lebenslustig, wie er war, nahm er allerdings an dem Freuden und Genüssen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, besonders an ihren Jagden, großen Antheil, wobei er sich öfters der Lebensgefahr aussetzte, wo dann Erdmannsdorf ihn durch den Ausruf: *Es lebe Desfau, das einen Fürsten braucht!* schnell zur Besinnung brachte. Er ließ übrigens das Ziel seiner Reise, das zugleich das Ziel seines Lebens war, dabei nie aus den Augen. Vorzüglich hatten die schöne Bau- und Gartenkunst, und von jener die sogenannte gotische ihn unversättlich angezogen, und waren ein Studium für ihn geworden, und wie er in Holland dem Deich- und Dünenbau seine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet hatte, so wendete er sie hier noch besonders dem Ackerbaue, der Viehzucht, der Wiesencultur und dem Gartenbaue zu; denn von dem, was er hier sah und lernte, konnte er in seinem Lande und für seine Unterthanen am ersten die sicherste Anwendung machen und auf einen günstigen Erfolg rechnen.

Feiner an Sitte, mit höheren Lebensansichten, reich an Kenntnissen und Erfahrungen aller Art, zum Beobachten, Prüfen und Forschen tüchtig gemacht, reis zum Urtheilen kehrte er im nächsten Jahre nach Dessau zurück. Sein Kunstsinne war gewacht, aber noch nicht befriedigt, und er suchte, was ihm fehlte. Eine Reise nach Italien wurde nun beschloffen, und war für den Fürsten gerade jetzt um so nöthiger, da sein Herz tief verwundet worden. Begleitet von seinem Bruder und Erdmannsdorf, traf er zu Ende des Jahres 1765 in Rom ein. Sein Erstes war hier, Winkelmann aufzusuchen. Allein, ohne einen Bedienten, ging er zu ihm. „Ich bin von Dessau, mein lieber Winkelmann, ich komme nach Rom, um zu lernen, und habe Sie nöthig,“ sagte er bei seinem Eintritt, und Winkelmann war gewonnen, wurde sein treuester Rathgeber und unverwundener Lehrer. Unter ihm studirte Franz die Alterthumswissenschaft und neuere Kunstgeschichte, lernte auch das Materielle und Technische der Künste so genau und gründlich kennen, daß er nicht nur die Werke des Alterthums gehörig zu würdigen und Andern zu erklären, sondern auch die Werke neuerer Künstler aller Schulen mit Sicherheit beurtheilen und unter einander zu vergleichen im Stande war. Winkelmann nennt ihn in einem Briefe an Berendes (Winkelmann und sein Jahrb. Br. 27.) den würdig-

sten aller Fürsten, „ja, ich möchte sagen aller Menschen. Ich kann ihn den aus Gott Geborenen nennen, denn alle menschlichen Tugenden sind im höchsten Grade in dessen edler Seele vereinigt, und jedermann wünschte einen solchen Freund. Außerdem hat er hier seinen Augenblick verloren zugebracht, so und nicht anders, als wenn er den strengsten Aufseher gehabt hätte. Durch dessen Ermangeln gereizt, that sein jüngerer Bruder und beider Gefolge desgleichen.“ Sechs Monate verweilte Franz in Rom, suchte dann in Florenz, Venedig und Neapel die reichen Kunstschatze auf, und ließ in Genua sich nach Antike überlegen, um die römischen Alterthümer daseibst kennen zu lernen, die er auch in Frankreich, besonders die Aquadukte, aufsuchte, hier aber zuerst auf die Glasmalerei aufmerksam wurde. Über Paris ging er schnell hinweg, um noch einmal sein geliebtes England wieder zu sehen. Nach einer Abwesenheit von 18 Monaten kehrte er nach seinem Lande zurück, um hier mit den, für dieses eingesammelten, Kenntnissen die Aufgabe seines Lebens zu lösen.

Es war eine höchst schwierige Aufgabe. Gleich beim Antritte seiner Regierung als achtzehnjähriger Jüngling hatte er die Verhältnisse drückend empfunden, denn durch den Krieg waren die öffentlichen Kassen erschöpft und das Privatvermögen seiner Unterthanen zu Grunde gerichtet. Wie nun die Kriegsteuer abtragen und das allgemeine Elend mildern? Die Kriegsteuer zahlte er aus eigenen Mitteln, gab sein ganzes reiches väterliches Erbe her, versetzte und verkaufte sein Silbergeschätz und viele Kostbarkeiten, und reließ den Unterthanen zur Erleichterung eine Steuer. Das war allerdings Hilfe für den Augenblick, aber keine nachhaltige. Gründlich zu helfen, war sein fester Vorsatz; um aber diesen ausführen zu können, bedurfte es eben der Beobachtungen und Kenntnisse, die er auf Reisen einsammelte. Jetzt galt es nun die Anwendung davon zu machen, wozu er nur zu viele Veranlassung, wobei er aber überall Hindernisse fand, die ein weniger fester Wille nicht besiegt haben würde. Er hatte mit den Elementen, mit einem verwilderten Lande, schlechtem Boden und verwahrlosten, rohen Menschen, zum großen Theil in Folge des Krieges, zu kämpfen. „Brandstiftungen und zufällige Feuersbrünste,“ sagt sein Biograph, „gehörten zu den traurigsten Erscheinungen des Tages. Freches Gesindel von entlaufenen und abgedantten Soldaten, von Zigeunern und andern losen Völke trieb sich auf den Grenzen umher, und suchte durch Feueranlagen seine nächtlichen Einbrüche und Räubereien zu begünstigen und seine Flucht zu decken.“ — „Die Dörfer aber besanden sich in so schlechtem baulichen Zustande, daß der kleinste Funke leicht zu hellen Flammen aufblizen konnte, und dann ganze Dörfer augenblicklich in Asche legte.“ — Darin lag noch war der Kampf mit dem Wasser. Elbe und Mulde traten fast jährlich, oft mehr als einmal, über die Ufer, überflutheten die Niederungen, verbarben die Straßen und vernichteten die Änten. — Eine wahre Landplage war bei der Verarmung ein Heer von Bettlern, einheimischen und fremden. Wurden sie vertrieben, so rächten sie sich an den Obstbäumen, die sie

oft zu hunderten umbrachen, sowie an öffentlichen Denkmälern und Gebäuden. — Die Landwirtschaft mit der Viehzucht und dem Obst- und Gemüsebau lag ganz im Argen; alles wurde in altem Schlandrian fortgeführt, auf den fürstlichen Domänen wie in den Gemeinden; und um zu verbessern, hinderten noch dazu schädliche Gemeinheiten. Das Gewerwesen lag, mit wenigen Ausnahmen, gleichsam in Erstarrung, und der Handel konnte nur unbedeutend sein.

Franz's Eifer und gebuldige Beharrlichkeit siegten über dieses alles. Gegen Feuergefahr wurden nicht nur die unrichtigsten Verordnungen ertheilt, Anweisungen zur zweckmäßigen Aufführung von Brandmauern und Schornsteinen, sondern auch gute Feuergeräthschaften in größerer Menge angeschafft, und die sie bedienende Mannschaft fleißig im Gebrauch geübt; die Fährd aber ging allen mit gutem Beispiel voran. Gegen das Wasser wurde ein umfassender Deichordnungsplan entworfen und ausgeführt, und eine sehr zweckmäßige Ballordnung wies jedem seinen Posten an, den er bei großem Wasser einzunehmen hatte, und genauer Vorschriften enthielt über alles, worauf er zu achten und was er zu thun habe. Nicht immer freilich konnte er über das Element siegen, am wenigsten in den Jahren 1770 und 1771, wo Viehsen und Fäuln und Hungers theils verschleimten, theils Elend doch verstandet wurden, wo der Landmann nicht säen und weder sich noch sein Vieh ernähren konnte, wo die Aueuerung Hungersnoth herbeiführte. Um seinen Unterthanen in dieser peinlichen Lage zu Hülfe zu kommen, verschaffte er ihnen Arbeit und Erwerb; Männer, Weiber und Kinder stellte er an, um seine sonst später erst verwirklichte Schöpfung um Wörth jetzt zu beginnen. Die Dämme, Wege und Brücken waren nach einigen Jahren vollkommen wieder hergestellt, Kanäle wurden gegraben, Inseln bepflanzt, und alles neu geschaffen. — Dem Bettlerwesen zu steuern, ließ er ein Kranken-, Juchts- und Armenhaus errichten, und als dieses in jenen Jahren für die Nothleidenden nicht ausreichte, ertheilte er das Armenwesen auf seine Kosten, ließ Betrende aus Ausland kommen, verkaufte es an die Zahlungsfähigen wohlfeil, gab dem Landmann das nöthigste Saatgetreide, den Arbeitsunfähigen, die er bei seinen Bauten nicht anstellen konnte, Wölle und Flach zu Spinnen, schenkte das daraus gefertigte Zeug den Armen, sandte den Kranken, Ärzte, Arzneien und gesunde Nahrungsmittel, und ließ vielen Hausarmen täglich aus seiner Küche und Keller Brod und Bier verabreichen. Um aber für alle Zeit gründlich abzuhelfen, wurde ein Armenbureau und eine Armenkasse errichtet. Nicht nur erließ er mehrere Abgaben und Steuern, sondern wies auch jährlich 300 Thlr. zur Arznei und 400 Thlr. zu Kleidung an. Da, bei ließ er die ökonomische Landeskultur nicht aus den Augen. Um der Verbesserung derselben aber Eingang zu verschaffen, mußte das Beispiel das Beste thun, und daran fehlte es nicht. Der Augenschein überzeugte, daß man bei verständiger Bewirthschaftung ungleich mehr gewann. So wirthte das Beispiel gleich Vortheilhaft auf das Gewerwesen.

Franz hatte den richtigen Grundsat, daß er bei seinen Reformen mit dem Nothwendigen und Nützlichen, dem Materieilen und Erblischen anfangen mußte, weil dann die geistige und sittliche Bildung leichter befördert werde, und deren Beförderung lag ihm sehr am Herzen. Da gab es schwere Arbeit, denn durch den Krieg war eine fürchtbare Verwilderung eingetriften. „Unwissenheit und Rohheit, der unsinnigste Aberglaube und Vorurtheile aller Art herrschten überall im Lande, bald mehr bald weniger unter allen Ständen. Fluchen und Schwören, Rästern und Töden hörte man auf allen Gassen, selbst in den besseren Gesellschaften. Trunkucht, Unflätheiten, Ausbrüche gemeiner thierischer Sinnlichkeit, eine Jüggellofigkeit, die keine Grenzen kannte und achtete, gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen, und thaten sich mit einer erschreckenden Frechheit heroo.“ — Von den Schulen war kein Heil zu erwarten, in der Hauptstadt selbst hieß ein alter Leineweber Schule, und diese war eine Hölle von Schmutz, Branntweindunst und Ungeheuer. Auf dem Lande machten abgebanke Soldaten, alte Bedienten und Handwerker, die sich sonst nicht mehr ernähren konnten, die Schulleiher. Franz sah ein, daß nichts bringend nothwendiger sei, als eine gründliche Umgestaltung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, deren Ziel echte Menschbildung sei. Vergebens aber sah er sich nach dem Manne um, durch den seine Ideen hierüber ins Leben treten könnten. Da bot sich ihm Bafedow dar, der mit Enthusiasmus den alten Schlandrian bekämpfte und neue Bahn brach, und den Wunsch geäußert hatte, daß ein Fürst ihn zur Errichtung einer Musterhsule begünstigen möchte. „Da,“ sagt Schwarz (Erziehungslehre I. 2. Abth. 462), „sah sich gerade einer der edelsten deutschen Fürsten, welcher in diese Idee einging. Der ehrwürdige Fürst von Dessau that das Beste, was ein edler Trieb damals thun konnte, er gab Gebäude und Geld für die neue Anstalt, welche Bafedow unter dem Namen Philanthropin im J. 1774 eröffnete.“ Fast alle die Männer, welche nachmals in und außer Teutschland für ein besseres Erziehungsweisen sich hervorgethan, Volke, Salzmänn, Gampe, Dißvier, Jeline, Schweiggäuser, Simon, Kolbe, Sander u. A. waren hier versammelt, und die Augen nicht bloß von ganz Teutschland richteten sich auf diese Anstalt, wofür, wie Schwarz sagt, dem edlen Fürsten Ruhm und Dank noch von der Nachwelt gebührt. Unstreitig that sie bedeutend für das Beste gewirkt, nur war Bafedow bei seinem festigen Odarrater, seiner nicht eben geregelten Lebensweise, nicht der Mann, sie blühend aufrecht zu erhalten. „Daß,“ sagt Schwarz, „sein Fürst die Idee reiner aufgefaßt hatte, als sie Bafedow in sich trug, und überhaupt über ihm stand, beweiset die unermüdete Sorgfalt dieses Regenten für das Gedeihen und bessere Gedeihen der Anstalt. Und eben jenem Edelsinne find die schönen Früchte zuzuschreiben, welche aus dem dessauischen Philanthropin hervorgegangen.“ (Siehe auch Niemeyer's Grundriss der Erziehung 3. 368 fgg.) Bafedow hatte bei seinem Plane am wenigsten an das gedacht, was dem Fürsten für sein Land am nothwendigsten war, für die Bil-

dung des Volkes zu wirken, Franz aber ließ es seine ansehnlichste Sorge sein, diese zu befördern. Wohl einsehend, daß hierbei nicht schnell zu Werke gegangen werden könnte, wurde zu Böttlich ein Seminar für Dorfschullehrer, auch eins der ersten in Teutschland, eingerichtet, und schickte junge Männer wurden nach Relahn geschickt, wo sie die neue Schuleinrichtung des ehrwürdigen Domherrn v. Rosow kennen lernen und in der besten Unterrichtsmethode sich praktisch üben sollten. Als er alsdann solche Lehrer, für deren bessern Gehalt gesorgt war, anstellen konnte, wirkte er auch durch seine Persönlichkeit ein. Zweckmäßige Schulgebäude waren eingerichtet, und unterwartet besuchte er öfters diese Schulen. Er hielt streng darauf, daß die Schullehrer stets ganz angekleidet waren, daß ihre Hölse immer ordentlich gehalten wurden, Schulstuden und Schüler reinlich ausgaben, und rügte auf der Stelle und nach Befinden in derber Weise, wenn er es anders fand. Beim Beggerhen ermahnte er noch die Schullehrer recht eindringlich, ihre Schüler vor Baumbeschädigungen, vor Besuchen der öffentlichen und Privatbäuer, vor dem Wegfangen der Singvögel und dem Zerstoren ihrer Nester zu warnen. — Nicht minder besorgt war er für das Unterrichtswesen in den Städten. In Dessau selbst ließ er einen fürstlichen Palaß in die Hauptschule umwandeln, ließ darauf eine Wirterschule einrichten, später eine Erwerbschule und Armenerschule, und gab zu der von einigen jüdischen Familien gestifteten, nach ihm benannten, Schule jährliche Beiträge, und wirkte auch bei allen diesen durch seine Persönlichkeit vortreibend ein.

Noch stand aber für Franz eine der wichtigsten Reformen bevor, die religiöse. In seinem Lande lebten Juden, Katholiken, Lutheraner und Reformirte. Weit entfernt von allem Bekehrungs- und Verschmelzungsbeifer oder gar von Unterdrückung, sah er doch in der christlichen Religion die Vollendung der echt menschlichen Bildung. Er „sah aber die Geistlichen seines Landes, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, in einer Verfassung, in der er sie zu Volkserziehern in seinem Sinne nimmermehr gebrauchen konnte. Sie waren fast ebenso unwissend, abergläubig, roh und gemeinen Wesens und Strebens, als die Bauern, deren Führer und Seelenhirten sie sein sollten.“ Sie hatten als Christenthum nichts als einen starren Kirchenglauben, wegen dessen besonders die Reformirten und Lutheraner, welche beide die Mehrzahl der Einwohner ausmachten, feindlich gegen einander standen, die Unabdsamkeit erbielt immer neue Nahrung, und die Konfessionsunterschiede gännderten selbst in den Familien Feindschaften an. Was nun unter solchen Umständen thun? „Ich bin“, sagte er, „der (richtigen) Meinung, daß hierbei kein Zwang angewendet werden kann, und auch nicht angewendet werden sollte, wenn man die Menschen nicht um ihre Freiheit bringen und ihre wahre Würde verletzen will. Er muß sich selbst zu dem machen, was er sein und werden soll, und dazu muß man ihm beihilflich sein.“ Wie aber dieses ins Werk zu stellen sei, das machte ihm Sorge. Überließ sich hier nichts, er mußte auf das jüngere Geschlecht wirken, und hierbei verrechnete er sich nicht. Die künftigen Gemeindeglieder waren in den Schulen

besser vorgebildet, und die künftigen Geistlichen konnten doch gegen die Fortschritte der Zeit sich nicht abschließen. Der Fürst besprach sich nun mit dem würdigen Hofkaplan Höffel, und dieser schlug einen Verein aller Geistlichen und Kandidaten des Landes zu ihrer Fortbildung in den theologischen Wissenschaften vor, wobei sie sich dann von selbst einander nähern, mit einander wissenschaftlich verkehren, ihre Ansichten und Meinungen unter einander austauschen und besonders das Kapitel von der allgemeinen und besondern Selsorge, woran dem Fürsten alles lag, gegenseitig besprechen und sich ermuntern würden, die Lehren von der Erleuchtung und Besserung des Volkes durch die Religion in treue Anwendung zu bringen. Franz genehmigte mit Freuden diesen Plan, und im J. 1787 wurde der Verein unter dem Namen Anhalt-Drissauescher Pastoralgesellschaft förmlich konstituiert und die Statuten festgesetzt. Die erwünschten guten Früchte davon blieben nicht aus, und, wohl wissend, daß auch bei Anbachtübungen das Äußere zweckmäßig auf das Innere einwirkte, sorgte er auch für zweckmäßige Ausstattung der Kirchen und gottesdienstlichen Gebäude, ohne sich um den konfessionellen Unterschied zu kümmern. Reformirten, Lutheranern, Katholiken und Israeliten baute er theils ganz neue schöne Kirchen und gottesdienstliche Versammlungshäuser, theils stellte er alte zweckmäßig wieder her, und gewidmete das Nöthige zu ihrer ferneren Erlebung. Er hat fünf Kirchen ganz neu und von Grund aus und den Judentempel zu Werlich gebaut, und vier Kirchen zweckmäßig restaurirt.

Die ästhetische Bildung blieb bei allem diesem nicht unberücksichtigt. Den ästhetischen Sinn hatte er schon durch seine Anlagen geweckt, die sich nicht bloß auf das viel bewunderte und vielbesuchte Böttlich beschränkten, denn das ganze Land wurde yulzt in den großartigsten Park umgeschaffen, das keine andere, als die natürlichen Landesbegrenzen hatte, zu dem man von allen Seiten kommen konnte. Er verschönerte jeden Raum seines Landes und jede Stelle, zu der er kommen konnte, immer der Natur folgend und von den schönen Künsten geleitet. Diese suchte er auf jede Weise zu befördern. Mit bedeutenden Kosten übernahm er die Chalkographische Gesellschaft, die viele sinnige Künstler in Dessau versammelte und Ästhetisches geleistet hat. Nachher wendete er sich dem Theater und der Musik zu, die er bis dahin weniger beachtet zu haben schien. Ein Schauspielhaus wurde, nach Erdmannsdorfs Entwurf, erbaut, in dessen Vorderfronte ein Saal zu öffentlichen Concerten eingerichtet werden sollte, den aber der jetzt regierende Herzog erst herstellen konnte, und auf eine würdige Weise hergestell hat. Die Schauspielergesellschaft und Kapelle des säkularisirten Fürstlichen von Mainz wurden engagirt, und namentlich die Kapelle zeichnete sich späterhin so aus, daß sie zu den vorzüglichsten in Teutschland zu rechnen ist, was auf Dessaus musikalische Bildung vom schönsten Einfluß wurde. Nachdem ihm im J. 1788 der dritte Theil von Anhalt, zerstückt durch Erbbschaft zugefallen war, widmete er auch diesem die gleiche Sorgfalt, und errichtete auch in diesem schöne Bildungsanstalten.

„Man wird in der That erschauern,“ sagt sein Biograph, „welche Summen die Ausföhrung aller seiner Ideen — Anderss gar nicht in Anschlag gebracht — gekostet haben. Dennoch hatte und machte er keine Schulden. Er sammelte nicht Schätze, that sein Geld nicht auf Wucher aus, sondern legte alles, was er hatte, zum Nutzen des Landes an, zum leiblichen und geistigen Gewinn für seine Unterthanen.“

Franz war ein vor trefflicher Regent und vor trefflicher Mensch; „aber,“ sagt Goethe, „ich habe nie einen Menschen ohne Schwäche gesehen; nur sind sie auffallender bei vorzüglichen Menschen. Wir wünschen und wollen nun ein für alle Mal, daß die, die so sehr privilegiert sind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen sollen.“ Franz, der sich in allen Stücken zu mäßigen und zu beherrschen wußte, konnte es nur in einem nicht, wobei sich aber einiges, zwar nicht zu seiner Rechtfertigung, aber doch wol zur Entschuldigung sagen läßt. Er hatte, noch als Erbprinz, mit einem Mädchen aus dem Bürgerstande ein Verhältniß eingegangen, das er, weil es so rein und innig, auf Treu und Glauben geknüpft und in seinem Hause nicht unehrbar war, wegen äußerer Rücksichten und fremder Einflüsse schlechterdings nicht aufgeben wollte. Seine Geliebte war schön, außerordentlich liebreich, sanft, häuslich und ohne alle Ansprüche. Lieber, als sie, wollte er das Land meiden, seinem Bruder die Regierung überlassen und in England als Privatmann leben. Dazu waren auch bereits alle Anstalten getroffen, als durch Friedrich den Großen der ganze Plan zerstückt wurde. Seine Wahl wurde auf die Prinzessin Luise Henriette Wilhelmine, Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, gelenkt. Die Prinzessin war schön, anmuthig, geistreich, Erbin großer Güter, — aber es war die erste Liebe nicht. Sie wurde nachmals die treue Theilnehmerin aller menschenfreundlichen Absichten und Plane ihres Gemahls, der ihr die reinste Verehrung widmen mußte und Zeit seines Lebens widmete. Nur in einem Punkte war das herrliche Paar sich ganz ungleich. So kalt und unempfindlich für sinnliche Liebe sie, so erhebt war sie dem jungen, kräftigen Manne, der sich still über die platonischen fremde Sentimentalität der Gemahlin zu beklagen Ursache hatte. Endlich that sie ihm selbst den Vorschlag zu einer Trennung, die aber keine Scheidung sein sollte. Sie wollte regierende Herzogin bleiben, deutete indeß die Person an, die in anderer Beziehung an ihre Stelle treten sollte. Nach langem Widerstreben willigte er endlich ein. Der erste Schritt zog aber dann die andern nach sich; er selbst klagte sich am bittersten darüber an. Sein Biograph erzählt, daß der General Goltz zu ihm einsamals gesagt: Der Fürst ist doch ein einziger Mann; er ist ganz Liebe und that alles aus Liebe. — „Ja, General,“ setzte dieser hinzu, „wenn er nicht in einem Stücke gefehlt hätte und fehlte, so wäre er ein vollkommener Mann.“ — Darüber wollten wir nicht streiten, Prosp, schloß der General. Der Fürst richtet sich schon selbst, und das ist Gottesgericht.

Die letzten Jahre seiner Regierung fielen in eine stürmische bewegte Zeit. Den Untergang der alten teutschen Reichs-

verfassung beklagte er eben nicht, denn es sei ja darin alles faul und in Verwesung gewesen. Vom Rheinbunde, dem er selbst beigetreten nicht umhin konnte, — seit welcher Zeit er den Herzogstitel annahm — hielt er wenig, erwarbete aber auch das Heil Deutschlands nicht vom teutschen Bunde. „Die Fürsten müßten alle drei Jahre und sonst so oft, als es die Nothdurft erfordere, persönlich, mit vom Volke frei erwählten Vertretern zusammentreten, ohne Prunk und Militairspielen, um sich über das wahre Wohl und Wehe des teutschen Landes zu beraten und Entschlüsse zu fassen. — Das Volk müßte zur bürgerlichen und politischen Freiheit und Selbständigkeit erzogen und nicht bloß über seine Pflichten, sondern auch über seine Rechte aufgeklärt werden. Jeder einzelne Reichsbürger müßte sich überall auf teutschem Boden als Glied des Ganzen fühlen und bewegen lernen. Daher überall freier Handel, freier Verkehr, freie Religionsübung, Nichtbeachtung aller konfessionellen Unterscheidungen.“ Der freien Presse redete er jedoch nicht das Wort.

In dem unheilvollen Jahre 1806, welches Preußen zertrümmerte, kam auch das deutsche Land in die Gefahr, nicht nur ganz ausgeplündert und verwohlt, sondern am Ende sogar die Beute irgend eines Marschalls zu werden. Da war es Franz allein, welcher rettete. Vor der Ankunft Napoleons wußte er Mittel und Wege zu finden, seinen Unterthanen die für sie unerträglichste Last zu erleichtern. Nach dem Gescheh bei Halle kam der Kaiser in Dessau an, wo ihn der Fürst empfing. Seine würdevolle Haltung, sein ruhiges und sicheres Auftreten, sein ganz teutsch hiederes Benehmen imponirten dem Kaiser. Aber noch barisch fragte er: Haben Sie ein Kontingent zur preussischen Armee gestellt? „Nein.“ — Und warum nicht? — „Weil man es nicht verlangt hat.“ — Wenn man es aber verlangt hätte? — „So würde ich es gestellt haben. Em. Majestät kennen ja das Recht des Stärkeren.“ Napoleon wurde nach dieser ersten kurzen Unterredung milder, beiterer und von der einnehmenden Freundlichkeit, schätzte mit ihm über gewisse Verhältnisse, als wäre er schon längst mit ihm bekannt gewesen, und lud ihn zuletzt ein, zu ihm nach Paris zu kommen. Beim Abschiede sagte er noch: Kann ich mit irgend etwas dem Fürsten von Dessau nützlich sein, so wünsche ich es aus der Stelle zu erfahren. — „Ich für meine Person,“ erwiderte der Fürst, „bedarf nichts, aber um Schonung meiner aemern Unterthanen bitt' ich, denn sie sind alle meine Kinder.“ Der Kaiser gab Wertpapier einen Wink, und alle Forderungen wurden sogleich zurückgenommen, jede Art von Gewaltthatigkeit streng untersagt und das Land für neutral erklärt. Wörth und andre Anlagen und Gebäude, so wie einige Domänen, erhielten Schutzwachen. Auch fernerhin bewachte der Kaiser dem Fürsten Achtung und Vertrauen; er lud ihn nach Paris ein und zeichnete ihn aus wie keinen andern.

Am 20. Okt. 1808 wurde das Jubelfest seiner 50-jährigen Regierung gefeiert, und da trat es überall ergreifend hervor, was er jedem war, wie viel er ihm galt, wie er in jedem lebte. Von den rein herzlichen Beweisen der reinsten Liebe und Verehrung ward er tief ergriffen,

werden sollte. Dagegen sagte Franz selbst heimlich den Entschluß, die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, denn einer seiner Mitschüler hatte ihm versprochen, ihn auf Universitäten zu sich auf die Stube zu nehmen. Vermöge eines Beschlusses aber, welcher ihm aus dem Consistorium erteilt worden, mußte er seinen Freunden versprechen, sich gänzlich auf die schönen Wissenschaften zu legen. Unter solchen Streitigkeiten brachte er beinahe zwei Jahre länger auf dem Gymnasium zu, als er Anfangs gewollt. Endlich im J. 1721 ging er nach Halle, und zwar war er der erste Bringer, welcher diese Universität besuchte, weshalb man es in Düringen nicht gern sah, daß er sich dahin begab. Unter Wolf's Prorectorate und Gundling's Dekanate wurde er unter die Zahl der Studierenden aufgenommen. Der letzte damals regierende evangelische Graf zu Weisbach hatte ihn dem Professor Franke in einem nachdrücklichen Schreiben empfohlen, und er erlangte sehr bald eine besondere Hoffnung an dem Weisenbaule ange stellt zu werden. Aber er verlor diese nach sechs Wochen, weil er mit dem damals in Halle die Arzneiwissenschaft studirenden, nachmals berühmten Homann aus Nürnberg die Wolf'schen Collegia besuchte, und mußte nun anderthalb Jahre für sich leben. Mit Homann, mit welchem er alle Abende die Wolf'schen Collegia zu besuchen fortfuhr, kam er in solche vertraute Freundschaft, daß er ihn mit auf die Stube nehmen wollte. Aber Franz mußte diese ihm angebotene Wohlthat ausschlagen, weil er bereits auf der Schule seinem Mitschüler Calisius von Calis, einem adeligen Würtemberger, versprochen hatte, zu ihm auf die Stube zu ziehen. Solches that Franz, als sein Schulfreund endlich in Halle anlangte. Da dieser die Rechtswissenschaft studirte, so konnte Franz sich nicht nur der juristischen Bücher desselben bedienen, sondern besuchte mit ihm auch die Collegia der damals berühmtesten Rechtslehrer, Thomasius', Schütters', Fletscher's, Böhmer's und vorzüglich Lubewig's. Aber Calisius von Calis ließ sich nur zu bald von einem Herrn von Blache zu Alchymie verlocken, verschwendete hierdurch sein Vermögen, und setzte die juristischen Studien fast gänzlich hintan. Franz, hierdurch an denselben ebenfalls behindert, würde den Calisius von Calis verlassen haben, wenn er nicht gerührt hätte, dadurch die vornehmen Freunde desselben zu beleidigen. Diese waren an dem Hofe zu Stuttgart herzogliche Geheim- und Regierungsräthe, und hatten Franz versprochen, ihn mit der Zeit zu versorgen. Daher hielt er endlich bei dem Calis aus, nur daß er die Abendstunden dem Homann widmete. Nach Vollendung des Kaufes der juristischen Studien gingen Calis und Franz mit einander nach Stuttgart zu den Freunden des Erstern zurück, und wollten hier ihre Verbesserungen abwarten. Aber unerwartet sagte von Calis den Entschluß, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, und da die Freunde desselben auf Franz ein besonderes Vertrauen gesetzt hatten, mußte er den Calisius nach Halle begleiten. Hier blieben beide noch zwei Jahre, thaten aber fast weiter Nichts, als daß sie chymistiren und alchymistiren. Die juristische Bibliothek des Calisius wurde in eine alchymistische, magische,

kabbalistische und theosophische verwandelt. Franz brachte den Calisius durch Melancholie krank von Halle *) nach Stuttgart zurück, begleitete ihn nach der Schweiz zu einem Arzte, welcher sich eines geheimen Mittels wider dergleichen Krankheiten rühmte, und ging nach vollendeter Heilung des Calisius nach Stuttgart und Dinkelsbühl zurück. Bei dem sich am letzteren Orte befindenden Hofrath von Bischof, kaiserlichem subdelegirten Commissarius, einem gelehrten Manne, Anverwandten des Herrn von Calis, suchte sich Franz in der Rechtsgelehrsamkeit in praktischer Beziehung auszubilden und zu einem juristischen Amte geschickt zu machen. Ganz unversehrt jedoch wurde er im J. 1730 von Homann zu Besorgung seines sehr angewachsenen Briefwechsels nach Nürnberg eingeladen, begab sich auch wirklich dahin, eilte jedoch wieder nach Dinkelsbühl zurück. Hier wurde nachher der Bescheid gefaßt, daß er den Herrn Calis nach Ungarn zu seinem Vetter, dem Freiherrn Calisius von Calis, begleiten, und daselbst entweder zum Auditeur bei einem kaiserlichen Regimente, oder hernach zum Secretair bei dem Grafen von Oedenburg befördert werden sollte. Bevor aber die Briefe aus Ungarn von dem genannten Freiherrn, einem sehr begüterten Herrn und evangelischen Kanoniken, daselbst anlangten, mußte Franz abermals nach Nürnberg zu Homann kommen, um ihm so lange in seinem Briefwechsel Weisland zu leisten, bis die Reise von Dinkelsbühl nach Ungarn statthaben würde. Hofrath von Bischof schickte auch nachher einen Brief mit der Nachricht nach Nürnberg. Aber dieser wurde daselbst im Homann'schen Hause, und wie man vermuthet, von Homann selbst über sechs Wochen zurückgehalten. Hierdurch wurde die Gelegenheit nach Ungarn verflumt. Endlich erkrankte Homann und starb den 21. Nov. 1730, ohne leibliche Erben zu hinterlassen. Er hatte Franzem zum Miterben seiner ganzen Verlassenschaft eingelegt. Raut des Testaments sollten Franz und Johann Georg Ebersperger seine geographische Handlung und Werke mit dem bisherigen Ruhme fortsetzen. Franz war, als er die Direction über diese Officin übernommen, vornehmlich darauf bedacht, alles Copiren soviel als möglich zu vermeiden, und lauter Originalzeichnungen zu liefern. Seinen jüngsten Bruder, Jacob Heinrich Franz, geb. 1714, der seit etlichen Jahren mit gutem Erfolge das Gymnasium zu Düringen besuchte, berief er nach Nürnberg, wo er die Kupferstedenkunst erlernen sollte. Auf Anrathen seines Veters, des Pastors Feinauer zu Düringen, übte sich dieser Bruder noch ein ganzes Jahr in der Geometrie und im Zeichnen, ging hierauf im J. 1732 nach Nürnberg, und erlernte bei J. G. Ebersperger das Kupferstechen, erlangte eine sehr gute Geschicklichkeit in dieser Kunst, und legte sich besonders auf die Kunst, Landkarten zu stechen. Sein mittlerer Bruder, Johann Heinrich Franz, war bisher Buchhalter in der Homann'schen Officin gewesen, starb aber den 29. Aug. 1736, und nun erhielt der jüngere Bruder diese Stelle, welcher sie beinahe

1) Franz hatte in allem neun Jahre auf der Universität zugebracht und in den vier ersten Jahren ein Stipendium aus dem hofenbischlichen Stifte zu Düringen genossen.

22 Jahre lang mit vieler Treue und Sorgfalt verwaltete. Die kosmographische Gesellschaft wurde von Joh. Mich. zu dem Zwecke, daß die Staats- und mathematischen Wissenschaften verbessert würden, in Vorschlag gebracht. Sie blühte zu Göttingen, und von den dirigiten Mitgliedern sind außer Franz selbst noch zu nennen Professor Meier, Lowig und Büsching. Weil Franz sich sehr um die Geographie verdient machte, wurde er von dem Prinzen von Dranien zu dessen Rath und Geographus ernannt, sowie auch von dem sächsischen Kurfürsten zum Geographus desselben. Ferner war er ein würdiges Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Göttingen. An die bayerische Universität wurde er im J. 1754 als königl. großbritannischer Rath und Professor der Geographie berufen, ging im J. 1755 von Nürnberg dahin ab, und vertraute seine Hälfte der Homann'schen Officin seinem Bruder, dem bisherigen Buchhalter, und überließ diesem später, da ihm wegen seiner überhäuften Geschäfte die Handlung ferner fortzuführen zu beschwerlich fiel, im J. 1759 käuflich seinen halben Theil an der Handlung und dem Homann'schen Hause. Dem Amte eines Lehrers der Geographie gemäß hielt Franz in Göttingen jährlich eine verschiedne Vorlesung³⁾. Die erste seiner Vorlesungen bestand in einer Abhandlung über den ganzen Erdboden, die zweite in der Erdbeschreibung Teutschlands der alten, mittleren und neueren Zeit, die dritte hatte ebenfalls Teutschland zum Gegenstande, aber nur im Betreff der neueren Zeit, nämlich von der Anordnung der Reichsteile an bis auf seine Zeit; die vierte war eine geographische Encyclopädie. Seinem thätigen Leben entziff ihn den 11. Sept. 1761 ein heftiges Fieber. Zwar war er verheirathet, hinterließ jedoch keine Kinder. Seine Schriften sind: 1) Kurze Nachricht von dem Homann'schen großen Landkartenatlas, nebst einem Verzeichniß aller und jeder Landkarten, und denen daraus zusammengefügten Atlanten, welche bisher in der Homann'schen Officin zum Vorschein gekommen (Nürnberg 1741.); 2) Avertissement touchant la publication d'un Grand Atlas des Cartes geographiques de toute l'Allemagne, dressé par les Héritiers du feu Geographe Homann à Nuremberg; 3) Homann'sche Vorschläge von den nöthigen Verbesserungen der Weltbeschreibungswissenschaft, und einer dierfalls bei der Homann'schen Handlung zu errichtenden neuen Academie (Nürnberg 1747.); 4) Cosmographische Nachrichten und Sammlungen zum Wachstume der Weltverbesserungswissenschaft von den Mitgliedern der cosmographischen Gesellschaft zusammengetragen (Wien 1750. 4. mit Kupfern); 5) Gedanken von einem Reiseatlas und der Nothwendigkeit eines Staatsgeographus bei Gelegenheit der Abreise des Herrn Professor Tobias Mayer's von Nürnberg nach Göttingen (Nürnberg 1751. 4.); 6) Die Nothwendigkeit eines zu errichtenden Lehrbegriffs der mathematischen Geographie bei der cosmographischen Gesellschaft, bei Gelegenheit der Antrittsrede des Herrn Pro-

fessor Lowigens zur mathematischen Profession in Nürnberg (Nürnberg 1751. 4.); 7) der teutsche Staatsgeographus, mit allen seinen Einrichtungen, höchsten und hohen Herren, Fürsten und Ständen im teutschen Reiche, nach den Grundsätzen der cosmographischen Gesellschaft vorgeschlagen (Frankfurt und Leipzig 1753. 4.); 8) Abriss des Reichsatlas oder Einladungskarten zur teutschen Staats- und Erdbeschreibung, zum Gebrauche der göttlichen geographischen Vorlesungen eingerichtet, nebst einem Berichte von der Art der Ausfertigung dieses Atlas und desselben ersten Theils (Leipzig 1758. 4.) von zehn Bogen Text, mit 24 Karten und Registern; 9) Abhandlung von den Grenzen der bekannten und unbekannten Welt alter und neuer Zeit, als eine kurze Einleitung zu einer parallelen Erdbeschreibung nebst einer Landkarte. (Nürnberg 1762. 4.). In dieser Schrift hat Franz des Juvenel von Carleues Vergleichung der alten Geographie mit den neuern⁴⁾ beiläufig übertrieben. Im Betreff der Landkarten hat er bei der parallelen Geographie einen neuen Weg versucht. Er hat, nicht wie Mercator, Cluverius und Cellarius von den alten Geographie Landkarten, und von den neuern ebenfalls besondere Landkarten geliefert, sondern hat, wie er meint, einen leichtern Weg gewählt, indem ihm eine jede geläufige Karte der neuern Geographie, wenn sie nur mathematisch, gut und nach richtigen Längen und Breiten gezeichnet war, dazu dienlich gewesen, und er sich durch die verschiedenen abgezeichneten Grenzen und durch die verschiedne Illumination, welche folglich bei dem ersten Anblick das Alte und Neue unterscheidet, geholfen hat. 10) Allgemeine Abbildung des Erdbodens, in 20 Landchartlein, für die Anfänger in der Geographie, nebst einer vorangesetzten kurzen Abhandlung über die angeführten Landchartlein. (Nürnberg 1764. 4.)

FRANZ (Ignaz), geb. am 12. Oct. 1719 zu Proßau im frankensteinischen Kreise in Schlefien, widmete sich zu Glog und Breslau dem Studium der Theologie. In Dimitt empfing er am 22. Sept. 1732 die Priesterweihe. Bereits im November des genannten Jahres ward er Kaplan zu Grogglogau. Im J. 1753 erhielt er das Amt eines Exorzisten zu Schlawe. Seit dem Jahre 1766 ward ihm dort auch die Inspektion über die drei Ardiaprebyteriale Schwiebus, Subrau und Schlawe übertragen. In einen erweiterten Wirkungskreis trat er bald nachher in Breslau. In dem dortigen Dom ward er zum Rector des weltgeistlichen Alumnats ernannt, erhielt den Charakter eines geistlichen Rathes, und ward zum

3) Die in dieser Schrift befindliche zweite Vorlage: Von Messung und Mapping, ist dem Professor Lowig. 4) Römlich in Juvenel's von Carleues *Kaasis* zur *Histoire des belles lettres* etc. teutsch zu Leipzig 1749: „Der Juvenel von Carleues Versuch einer Geschichte der schönen, freien und menschlichen Künste, wie auch aller Wissenschaften, aus dem Französischen übersetzt, mit einer Vorrede, einigen Zusätzen und Verbesserungen Herrn Johann Erhard Kappeler's, Prof. zu Leipzig. Erster Theil, 1749,“ in dem 15. Cap. des 1. Theils. S. 217 fg. über Juvenel's von Carleues und Franz's Zeichnungen f. Bager, *Geographischer Bilderatlas*. 1. Bd. S. 465–475, 325–336, über Franz's *Leben* ebenfalls S. 385–395, 403, 404.

3) über die Vorlesungen Franz's handelt er selbst umständlich im Vorworte zu seiner Schrift: „Abhandlung von den Grenzen der bekannten und unbekannten Welt. S. 50–59.

Assessor des apostolischen Vicariats gewählt. Sein Tod erfolgte im August 1790. Ohne auf den Namen eines vielseitig gebildeten Gelehrten Anspruch machen zu können, besaß er gründliche theologische Kenntnisse. Durch die gewissenhafteste Erfüllung seines Berufes, durch ungeheuchelte Frömmigkeit und rein sittlichen Wandel konnte er andern Seelsorgern zum Vorbilde dienen. Schon früh hatte er sich als geistlicher Lieberdichter nicht unwürdiger bekannt gemacht durch eine Sammlung von Gesängen, die er in lateinischer Form unter dem Titel: „Die christliche Lehre in Liedern“ herausgegeben hatte. Er bestimmte sie zum Gebrauch in den Schulen zu Sagen, wo sie auch 1768 im Druck erschienen. Eine ähnliche Tendenz hatte sein gleichzeitig, ohne Angabe des Druckortes, erschienen „Schließliches Gesangbuch“¹⁾. So schrieb er auch Lobgesänge zu den Tageszeiten von der Abendangst, „Christi“ am Alberge²⁾, Gesänge zu den Sonnen- und Festtagspredigten³⁾; heilige Empfindungen einer Gott liebenden Seele bei Betrachtungen des Kreuzweges, in 15 Öden⁴⁾ u. a. m. In ein poetisches Gewand kleidete er auch seine „Religionsgesichten zum Unterrichte und zur Erbauung heiligerer Christen“⁵⁾. Abwechselnd in Versen und in Prosa schrieb er Gebete, Ermahnungen und Betrachtungen für Sterbende⁶⁾, Gebete und Lieder für Handwerker und Diensthoten⁷⁾, ein Lehr- und Gebetbuch für Frauenzimmer im geistlichen und weltlichen Stande⁸⁾ u. a. m. Als Homilistiker, besonders als Casualprediger, zeigte er sich von einer nicht unvortheilhaften Seite in einer dreibändigen Sammlung von Feichten und Trauungsreden⁹⁾, in Predigten auf alle Sonnen- und Festtage des Jahres¹⁰⁾, in geistlichen Reden über die Sonntagsevangelen¹¹⁾ u. a. m. Vorzugsweise für die Landbewohner bestimmte er die von ihm herausgegebenen kurzen Predigten von der christlichen Lehre für Kinder und Erwachsene¹²⁾. Sein letztes Werk, 1786 zu Breslau in zwei Bänden gedruckt, umfaßte die christliche Moral in Sonntagspredigten vorgetragen¹³⁾. (Heinrich Döring.)

FRANZ (Joseph), geb. 1703 zu Eitz, verdankte seine wissenschaftliche Bildung dem Jesuitenorden, dessen Mitglied er mehrere Jahre war, dann aber den Stand eines Weltpriesters wählte. Mannichfache Gelegenheit durch seine Kenntnisse in der Chemie und Naturlehre ändern nützlich zu werden, bot sich ihm bei durch einen Ruf nach Wien als Lehrer der Experimentalphysik an der dortigen

Universität. Sein Tod erfolgte am 15. April 1776. In seinem Fache ist er als Schriftsteller bloß durch eine Diss. de natura electri bekannt geworden, die 1751 zu Wien in Quart gedruckt ward. In lateinischer, französischer und arabischer Sprache ließ er ein von ihm verfaßtes Trauerspiel: „Gottfried von Jerusalem“ bruden¹⁾, zu welchem ihm die Gesänge von der Kreuzzüge den Stoff geliefert hatte. Er überlebte Wehrden und Zerkische, wovon jedoch nichts Näheres bekannt geworden ist. In seinem Nachlasse sollen sich wichtige Manuscripte, besonders chemischen Inhalts, befunden haben²⁾. (Heinrich Döring.)

FRANZ (Johann Georg Friedrich), Theolog, Arzt und Philolog, geb. zu Leipzig am 8. Mai 1737, geh. ebendort am 14. April 1789. Er studierte zuerst Theologie und Philosophie, und wurde 1761 Doctor der Philosophie. Bald aber ließ er sich auch das Studium der Medicin anlegen sein, und schon 1767 schrieb er pseudonym eine medicinische Dissertation. Wirklich wurde er auch 1778 Doctor der Medicin, und im J. 1781 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors der Medicin an der Leipziger Universität. Er ist der Verfasser zahlreicher Schriften, die man in vier Classen ordnen kann:

1) Gelehrte theologische und philosophische Schriften. Dahin gehören seine fünf frühesten Schriften: Diss. de polygamia ex principiis sacrae ecclesiae illicita (1761); Commentatio de Coelibatu ecclesiastico (1761); Diss. de philosophia morali, pravis moribus corrigendis minime sufficiente (1763); Diss. de jure eligendi ministros ecclesiae ex antiquitatibus illustrato (1764); Diss. de literarum, quae juvenum ingenii erudiendis inserviunt, praestantia. (1764.) Die Abhandlung über das Ehidat kam auf die Liste der verbotenen Bücher und wurde in Rom von Fensershand verbrannt.

2) Mehr oder weniger populäre oder gemeinnützige Schriften, die er in deutscher Sprache und mit wenigen Ausnahmen anonym herausgab: Nutzen der schönen Wissenschaften in der Gottesgelahrtheit. (Leipzig 1767.) — Von der genauen Übereinstimmung geschichtlicher Lehrer in öffentlichen Schulen mit den Staatsmännern. (Leipzig 1767.) — Leipzig nach der Moral geschildert. 6 Hefte. 1768. — Bodenblatt zum Besten der Kinder. (Berlin 1768.) — Ist es rathsam, besondere Prediger zu berufen, welche gerichtlich Gesungenen die Wahrheiten der Religion vortragen müssen? (Leipzig 1770.) — Der rechtschaffene Prediger. (Leipzig 1771.) — Über die Neujahrswünsche. (Leipzig 1772.) — Der patriotische Kaufmann bei dem Verkauf der Handlung u. f. w. (Leipzig 1772.) — Über das Leben und den Charakter Vellert's. (Leipzig 1771.) — Pragmatische Handlungsgeschichte der Stadt Leipzig u. f. w. (Leipzig 1772.) — Schaubühne, darauf die frankischen Zuschauer in ihrer Blöße dargestellt werden. (Frankfurt und Leipzig 1773.) — Physikalische Beleuchtungen. (Prag 1773.) — Predigten für verheirathete

1) Der vollständige Titel lautet: Schließliches Gesangbuch zum Gebrauch der Römisch-katholischen, darin Gesänge auf alle Tage und viele andere Festtage des Herrn, der allerbarmhertigen Mutter Gottes und der mehreren Heiligen, deren Tage gefeiert werden, zur heiligen Messe, zum Eizen, zu Begräbnissen und für allerlei Umstände bestimmt sind; nebst dazu gehörigen Melodien in Noten und einem beiposteten Register. 2) Breslau 1770. 3) Ebenfalls 1771. Neue Ausgabe ebend. 1775. 4) Ebenfalls, ohne Angabe des Jahres. 5) Ebenfalls 1774. 6) Ebenfalls 1775. 7) Ebenfalls 1776. 8) Ebenfalls 1777. 2. Auflage ebend. 1785. 9) Ebenfalls 1780. 10) Ebenfalls 1781. 2 Theile. 11) Ebenfalls 1782. 2 Bde. 12) Ebenfalls 1783. 13) Vgl. Strell's Alphabetisches Verzeichniß aller im J. 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller. S. 47 ff. Krust's Verzeichnis der vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 456 ff.

1) Wien 1760. 2) Vgl. Vogel's Biblioth. Austr. Tom. I. p. 416. Xbelung's Festsetzung und Ergänzungen zu Scher's Gelehrtenlexikon. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 463 ff.

Frauzimmer. (Leipzig 1774. Ebenfalls. 1776.) In diese Classe gehören ferner noch folgende Schriften, die, vermöge ihres medicinischen Inhalts, zugleich den Übergang zur folgenden Classe bilden: Der Arzt des Gottgelehrten, welcher Vorschriften gibt, wie sich Prediger in Ansehung ihrer Gesundheit der Führung ihres Amtes zu verhalten haben. (Leipzig 1769. Ebenfalls. 1770.) — Vom Einfluß der Musik auf die Gesundheit der Menschen. (Leipzig 1770.) — Über die Schädlichkeit der Fieberbetten. (Leipzig 1772.) — Vermischte Aufsätze über die körperliche Erziehung der Kinder. (Leipzig und Ruffin 1773.) — Der Arzt für Reisende. (Vangensalza 1774.) — Über Schlagflüsse. (Leipzig 1775.) — Briefe über verschiedene Gegenstände der Arzneikunst. 3 Bde. (Vangensalza 1775.) — Orbillus Anthroposcopus, Versuch einer Geschichte der Physiognomie und der damit verbundenen Wissenschaften. (Wien und Leipzig 1784.)

3) Medicinische Schriften: Diss. de morbis literarum epidemici eorumque recte sanandorum ratione. (Lips. 1767.) (Unter dem Namen von Gerbinand Anton Philaster.) — Diss. de asparago, exscriptis medicorum veterum. (Lips. 1778.) — Programma de medicorum legibus metris. (Lipsiae 1782.) (Handelt über des Herophilus Rhythmus des Pulses.) — Diss. de Lipsia parturientibus ac puerperis nostris temporibus minus letifera. (Lipsiae 1784.) — Archaeologia artis obstetriciae et puerperii. (Lipsiae 1784.) — Joan. Meurii De puerperio Graecorum syntagma, cum Historia monstrosae partium genitalium conformationis in adolescentibus animadversionibus illustrata. (Lipsiae 1785.) (Der mitgetheilte Fall ist ein sogenannter Prolapsus vesicae urinae.) Ubrigens ist Franz auch der Übersetzer von Goulin's Médecin des Dames und von einigen kleinen Schriften Tissot's.

4) Philologisch-historisch-kritische Schriften, durch welche sich Franz vorzüglich einen Namen in der medicinischen Literatur, namentlich in der Geschichte der Medicin, gemacht hat: *Ερωταγωγὸς κατὰ τὴν ἀνὰ ἰατρικὴν ἱστορίαν* cum latina interpretatione Rasarii et Cr. Gessneri scholii nunc primum integritati restituit, varietate lectionis, animadversionibus illustravit atque glossarium adjectit J. G. F. Franz. (Lipsiae 1774.) (Neuer Titel zu dieser Ausgabe: Francof. et Lipsiae 1779.)

Scriptores Physiognomiae veteres ex recensione Camilli Perusci et Frid. Sylburgii gr. et lat. recensit, animadversiones Sylburgii et Dan. Guil. Trilleri in Melampodem emendationes addidit suasque adperspersit notas J. G. F. Franz. (Altenb. 1780.)

Erotiani, Galeni et Herodoti glossaria in Hippocratem ex recensione H. Stephani graece et latine; accesserunt emendationes H. Stephani, Bn. Eustachii, Adr. Heringae etc. (Lips. 1780.)

C. Pinii Historiam naturalem cum interpretatione et notis integris Joannis Harduini, itemque cum commentariis et annotationibus Hermolai Bar-

bari etc., recensuit varietatemque lectionis adjectit J. G. F. Franzius. 10 Voll. (Lips. 1788 — 1791.) (Der 10. Band wurde nach Franz's Tode von G. Ehr. Wendler herausgegeben.)

Franz hat auch eine Ausgabe Virgil's mit Burmann's Anmerkungen besorgt, und neue Ausgaben von zwei Schriften über die Milch, nämlich: Conrad Gesner, Libellus de lacte et operibus lactarii philologus pariter ac medicus (Lips. 1777.), und: F. J. Velleius, De lacte humano ejusque cum asinino et ovillo comparatione. Accedunt Henr. Doerscholdt, De lacte, et J. G. Griel, De cura lactis in arthritide. (Lips. 1779.) Franz kündigte auch Ausgaben an von Hippocratis Aphorismi und von Aetii Amideni Opera (Halle 1777.), die aber nicht erschienen sind.

Endlich hat Franz an der Herausgabe der Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis. 37 Voll. (Lips. 1752 — 1806.) Antheil. Herausgegeben wurden T. 1 — 18 von Gb. B. Lubwig, T. 19 — 24 von J. Dan. Reichel, T. 25 — 28 von Nathan. Gottfr. Leske, T. 29 und 30 von Franz, T. 31 — 37 von G. Gottlob Kühn. (F. W. Thiele.)

FRANZ (Agnes)', geb. am 6. März 1794 zu Militsch in Schlesien, verstarb nach dem frühen Tode ihres Vaters, des Regierungsraths Franz (1801), ihre Erziehung ihrer Mutter, einer geborenen von Hahn. Die ungeheuerliche Frömmigkeit dieser trefflichen Frau wirkte wohlthätig auf Herz und Geist des damals neunzehnjährigen Mädchens. Aus dem mütterlichen Leben schöpfte sie den religiösen Sinn, der sie durch ihr ganzes späteres Leben begleitete. Den ersten Schulunterricht erhielt sie zu Steinau, wohin sich ihre Mutter 1803 begeben hatte. Ihre Freistunden benutzte sie zu Verrichtung kleiner Bitt und zu poetischen Versuchen. Schon in ihrem sechsten Jahre, noch während ihres Aufenthalts in Militsch, hatte sie nach einer plötzlich überkommenen Kinderkrankheit ein Donkgebet in Versen verfaßt. Eine von ihr gedichtete Elegie auf den Tod eines Canarienvogels erregte die Aufmerksamkeit eines ihrem Hause befreundeten Dichters, des Kreisphysikus B. B. Reubel, des rühmlich bekannten Verfassers des Lehrsiedichtes: die Gesundbrunnen. Er versprach sich viel von der künftigen Entwicklung ihrer poetischen Anlagen. Einen tiefen Eindruck auf ihr Gemüth machten „Söner's Dnylen," vorzüglich aber „Schiller's Gedichte, von denen sie viele, wenn sie sich unbelauscht glaubte, laut recitirte. Die Entwicklung ihrer Geistesanlagen hatte bisher eine fast ununterbrochene Gesundheit begünstigt, die ihr eine ungetrübte Stimmung und einen heitern Ausblick ins Leben gab. Ihr jugendlicher Frohsinn ward jedoch für immer getrübt unter jahrelangen physischen Leiden, welche ein schwerer Fall beim Umfalle eines Wagens über sie verhängte. Sie hatte damals ihr 13. Jahr erreicht. Ernstere Betrachtungen, die ihren Geist mehr der innern Welt zuführten, wurden auch in ihr geweckt durch die kirchliche Confirmation, die in diese Per-

1) Mit ihrem vollständigen Vornamen Louise Antoinette Eleonore Constanze Agne.

riode ihres Lebens fiel. Klar bewußt ward sie sich dieser Umwandlung erst in spätern Jahren, wo sie über den Verlust ihrer Jugendfreuden sich mit dem Gedanken beruhigte, daß der Himmel ihr den reichen Luell einer andern und höhern Glückseligkeit geöffnet habe. Unter fortwährenden körperlichen Leiden, besonders oft wiederkehrenden Fieberanfällen, bildete sich diese Gemüthsrichtung immer mehr aus während ihres Aufenthalts in Schweidnitz, wohin sie ihrer Mutter gefolgt war. Was das leidende Mädchen körperlich und geistig stärken konnte, Musik, Malerei, Lectüre und Naturgenuss, fand sie vereinigt in dem Rittergute Ober-Armstorf. Dorthin, zu ihrem mütterlichen Oheim, Herrn von Hahn, hatte sie sich 1811 mit ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern begeben. Von einer öffentlichen Mittheilung ihrer poetischen Versuche, in denen ein Anflug von Schwermuth und tiefem Ernst vorherrschte, war sie hieher abgehalten worden durch das ungeheute Verlangen nach höherer Ausbildung ihres Talents. Erst in Schweidnitz gewann sie 1815 den Muth, einige poetische Beiträge an die Frauenzeitung, und einige Jahre später auch an die Theodor Hell (Postfach K. A. Wintler in Dresden) redigirte Abendzeitung zu senden. Unter diesen Gedichten verdient besonders „das Himmlische“ erwähnt zu werden, weil sich darin ihr inneres Sein und Streben am deutlichsten ausdrückt. Schriftliche Ermunterung und Belehrung, deren ein Talent, das sich frei und regellos den Eingebungen des Gefühls überlassen hatte, wohl bedürftig war, fand sie in den an sie gerichteten Briefen des Herausgebers der Abendzeitung, mit welchem sie während ihres Aufenthalts in Dresden (1821) persönlich bekannt war. Auch in andern dortigen Familienkreisen fand sie eine freundliche Aufnahme. In der dresdener Fiedertafel feierte Fr. Kuhn ihre Anwesenheit durch ein sinniges Gedicht, „das Mädchen aus der Fremde“ betitelt¹⁾. Günstig für die höhere Ausbildung ihres Talents wirkte auch die Betrachtung der dresdener Gemäldergalerie und der übrigen reichen Kunstschatze in jener Residenz. Ausser kleinen poetischen Beiträgen zu Zeitschriften und Taschenbüchern²⁾ entstand in jener Zeit das romanisire Gedicht „Sonnenhuld“³⁾. Dies Epos, in einem der gelesten Taschenbücher abgedruckt⁴⁾, erhielt das Accredit des ausgelegten Preises für das beste Gedicht in der genannten Gattung. In Schweidnitz, wohin sie wieder zurückgekehrt war, raubte ihr der Tod (1822) ihre Mutter. Dies Ereigniß erschütterte aufs Tiefste ihr zartfühndes Gemüth. Sie bedurfte der Berstreuung. Der Wunsch ihrer an den Hauptmann von Netowitz verheiratheten Schwester bewog sie zu einer Reise an den Rhein. Erst 1822 lebte sie dort vier Jahre theils in Wesel, theils in Siegburg bei Bonn. In Wesel fand sie einen ihren Neigungen entsprechenden Wirkungskreis als Vorleserin eines Jungfrauenvereins, mit dessen Hilfe sie ein Institut für arme Mädchen er-

richtete, die darin in allerlei Handarbeiten unterwiesen und zu brauchbaren Diensthöfen gebildet wurden. Die Entstehung jenes Vereins schildert ihr Gedicht: „Der Christbaum“ (Wesel 1829), das zu gemeinnützigen Zwecken verfaßt war, und ziemlich weit verbreitet wurde. Aus den Rheingegenden folgte Agnes ihrer Schwester nach Brandenburg an der Havel. Dort blieb sie auch, als ihr Schwager 1830 starb, um ihrer hartgeprüften Schwester tröstend zur Seite zu stehen. Sie unterdrückte die Sehnsucht nach der Heimath, und gab den Entschluß auf, nach Schlesien zurückzukehren, wo ihre jüngere Schwester sich mit dem Premierlieutenant von Siegroth vermählt hatte. Mit dem Prediger Neumhoff in Brandenburg und dem Domprediger Schulze, der zugleich Director der Ritterakademie war, trat sie in ein freundschaftliches Verhältniß, das immer mehr befestigt ward durch die rege Theilnahme jener Männer an gemeinnützigen Instituten. Für den Frauenverein in Brandenburg war Agnes besonders thätig. Ihre Musestunden benutzte sie, wie früher, zu poetischen Beschäftigungen und andern schriftstellerischen Arbeiten. Dies war auch in Breslau der Fall, wohin sie sich im Herbst 1837 mit ihren beiden Schwestern begeben, die, durch Familienverhältnisse bewogen, jene Stadt zu ihrem Wohnort gewählt hatten. Für wohlthätige Zwecke nach allen ihren Kräften zu wirken, galt auch dort ihr als Hauptaufgabe ihres Lebens. Besonders thätig war sie als Mitglied eines Vereins für verlassene und verwaisene Kinder und als Vorleserin einer Armeenschule. Der Tod ihres Schwagers, des Barons von Siegroth, im J. 1840 veranlaßte dessen Witwe wieder nach Brandenburg zurückzukehren. Dorthin folgte auch Agnes ihrer innig geliebten jüngsten Schwester, die jedoch auch im J. 1840 starb. Sie hinterließ vier Kinder, deren Erziehung Agnes übernahm und für sie mit treuer Mutterliebe sorgte. Zum Wohl Anderer jedes Opfer zu bringen, das in ihren Kräften stand, war ein Grundzug ihres Charakters. Es ward ihr daher nicht schwer, die Fäden niederzuliegen und ihre schriftstellerische Thätigkeit einem Beruf, der ihr näher zu liegen schien, freudig aufzuopfern. Durch gehörige Eintheilung und Benützung ihrer Zeit blieb ihr jedoch noch immer Muße zu mannichfachen literarischen Erzeugnissen. Ungeachtet ihrer rastlosen Thätigkeit blieb ihr noch manche Stunde übrig, die sie der Freundschaft und dem geselligen Vergnügen widmete. Obson die Einsamkeit, die das stille Nachdenken begünstigte, einen ungemessenen Reiz für sie hatte, betraf sie doch in ihrem tiefen Gemüthe und in ihren Gemüthsanlagen alle Elemente, um einen geselligen Kreis zu beleben. Die reine Herzensgüte, die sich mit einer ungeheuerlichen Frömmigkeit paarte, übten einen Zauber aus, der alle, die mit ihr irgend in Berührung kamen, unwiderstehlich an sie fesselte. Nachtheilig aber wirkten die von ihr übernommenen vielfachen Geschäfte, unter manchen Lebensorgen, auf ihre schwächliche Constitution. Mit dem trübsten Gefühle, wie bei seinen, erlag sie, nach kurzem Kampfe, einem unheilbaren Brustleiden am 13. Mai 1843. An ihrem Begräbnistage vereinigten sich ihre Freunde zur Errichtung eines einfachen Monuments und einer damit verbundenen wohl-

1) S. die Abendzeitung. 1821. Nr. 226. 2) Die meisten dieser Beiträge empfieng die Abendzeitung; s. das Verzeichniß befinden in v. Schönbeler's Taschenb. Schriftchen vom 19. Jahrbuchtheil. 1. Th. S. 134 fg. 3. Th. S. 92 fg. 4) In der Urania auf das Jahr 1821. S. 143—222.

tätigen Stiftung, um auf diese Weise zweifach ihr Andenken zu ehren.

Durch Gedankensfülle, Zartheit und Innigkeit des Gefühls und einen ungelöschten Ekel empfand sich Alles, was aus ihrer Feder floss. Unter dem Titel „Glycerin“ gab sie eine Sammlung kleiner Romane und Erzählungen heraus. (Wreslau 1824.)^{*)} Zu den Erzählungen und Sagen, die von ihr im folgenden Jahre zu Leipzig erschienen, fügte sie späterhin noch Vollsagen. (Wesfel 1830.) Diesen Titel gab sie auch bei einer zweiten Auflage (1838) einem Buchlein, das früher als niederrheinisches Taschenbuch für das Jahr 1834 erschienen war. In ihren poetischen Erfindungen war sie besonders glücklich, wo sie den Reichtum ihrer ungeheuerlichen Frömmigkeit entfalten konnte. Dabei gelangen ihr auch vorzüglich ihre Parabeln (Wesfel 1829. Neue Ausg. ebendas. 1831), in denen Krummacher ihr zum Vorbilde gedient zu haben scheint^{*)}. Auch auf andere Weise suchte sie den Sinn für Religiosität in noch unverborenen Gemüthern zu wecken und zu erhalten. Sie schrieb Gebete für Kinder (Essen 1838.), ein Andachtsbuch für die Jugend reiferen Alters (Ebendas. 1838.), Bilder aus dem Gebiete des Herzens und der Welt (Ebendas. 1840.) und mehr ähnliche Jugendbüchlein. Eine der ausführlichsten war ihr „Buch für Kinder“ (Wreslau 1840.) zwei Theile. Außer einer Gesamtausgabe ihrer Gebichte (Hirschberg 1826. zwei Theile. N. v. A. Essen 1836—1837. zwei Theile.), ließ sie noch mehrere ihrer poetischen Erzeugnisse unter besonderen Titeln (Gyssen. Essen 1833. Stundenblumen. Ebendas. 1833. u. a. m.) drucken. Die religiöse Richtung ihres Geistes erkennt man auch in einem in Poesie geschriebenen Werke wieder. Es erschien 1831 zu Essen in vier Bänden unter dem Titel: „Angela, eine Geschichte in Briefen.“ Ihren literarischen Nachlass gab Julie von Großmann zu Berlin 1845—1846 in vier Bänden heraus^{*)}. (Heinrich Döring.)

FRANZBRUNNHÜTTE, nach dem ersten Erbauer auch Akerhöfthütte genannt, ein zum freiburgischen von Widenbergischen Allobalguete Muttendorf und Neu-Schwanenbrüchel geböriges Dörfchen im flautauer Kreise des Königrichs Böhmen, am östlichen Fuße des bärnsteinen Ge-

birgschenden im Walde gelegen; nach Muttendorf (Bisthum Budweis) eingepfarrt mit 8 Häusern, 91 teutschen Einwohnern und einer herrschaftlichen Blausäthe, in welcher seine Spiegelgläser erzeugt werden. (G. F. Schreiner.)

FRANZBURG, 1) Kreis des Regierungsbezirks Straßburg, auch wol zuweilen von seiner größten Stadt, Straßburg, genannt, begriff ein Stück des sonst schwebischen Vorpommerns, nämlich das Land zu Straßburg und den größten Theil des Fürstenthums Barth. Der Kreis gränzt gegen SO. an ein kleines Stück des Kreises Greifswald, dann an den Kreis Grimme; gegen SW. an das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und das große Binnenwasser, im NW. an das Binnenwasser und auf der Halbinsel Darß wieder an Mecklenburg-Schwerin, im NO. an die Rerger See. Flächeninhalt 23, □ Meilen, wovon fast 3 □ Meilen auf die Gemässer, das große Binnenwasser mit dem barther, ribniger und sabeler Bodden, der wieder in den Blads- und Binnensee zerfällt. Dazu kleinere Landseen. Der Boden eben, niedrig und fruchtbar. An 49,000 Einwohner. Im J. 1837 hatte der Kreis 40,504, davon 23,076 auf dem flachen Lande, die übrigen in seinen Städten: Straßburg, Barth, Nichtenberg, Dammgarten, Franzburg. 2) An der Stelle des Städtchens Franzburg stand sonst die reiche Benedictinerabtei Riesen-Gampe^{*)}. Herzog Bogislaw XII. ließ das versäulene Kloster 1580 in ein fürstliches Schloss verwandeln (unter nicht geringem Widerspruch des Kaisers), und legte dabei 1587 ein Städtchen an, welches er seinem Schwagerbruder, Herzog Franz von Lauenburg, und seinem eigenen zweiten Sohne zu Ehren Franzburg nannte. Seiner Bestimmung nach sollten die Bürger dieser neuen Stadt sich gar nicht auf Ackerbau und Viehzucht, sondern bios auf Künste und Manufacturen legen, zu deren Errichtung und Anschaffung der ersten Unkosten acht Gelleute mit dem Herzoge auf gleichen Gewinn einen Vertrag machten. Es sollte besonders das Wollspinnen, Weben und Wirten, auf der Holländer Manier anrichtet werden,“ wie Viridius schreibt, „die nur die Wolle aus dem Lande führen und ihre Arbeit davor wieder hinein bringen mit ihrem Nutzen und des Landes geringem Vortheil.“ Es sollten lauter Gelleute darin regieren und aus den 100, welche die Anbauung übernehmen hatten, sieben Regimentsräthe erwählt werden, einer aber im Namen des Herzogs die Präsidentenstelle verwalten; vergl. A. S. Schwarz, Versuch einer pommerschen und rügianischen Lehnshistorie. S. 870 fg. Die Stadt hatte keinen langen Bestand. Das Städtchen (früher Amtssitz) liegt Nichtenberg gegenüber, am südlichen Ufer des Nichtenberger Sees, am Ufser eines Wassers, das den genannten See mit einem andern, ½ Stunde südlich von Franzburg, verbindet. An 120 Häuser und 1100 Einwohner (1837: 1022). Schloss; Ackerbau, Viehzucht. Zwischen Trichsee 1 ½ und Straßburg 2 ½ Meilen. (Daniel.)

FRANZEN (Adam Wilhelm), Collegiat des kaiserlichen Franzencollegiums zu Leipzig, bekleidete späterhin eine

*) Gestiftet zur Zeit Konrads II., des fünften Bischofs von Camin, im Jahre 1231.

5) Enthalten sind in dieser Sammlung: Phantasie und Wirklichkeit; Fabeln; Lullin's Märchen; Merck. 6) Eine neue Sammlung ihrer Parabeln erschien zu Essen 1841. 7) Eine neue Ausgabe dieses Werks erschien 1841 in drei Theilen unter dem Titel: I. Kinderbuch: Parabeln, Fabeln, Sprüchwörter, Sittenpredigten, Gebichte, Räthsel, Parabeln. II. Kinderwelt: Erzählungen, Sagen und Märchen. III. Kindertheater: Schauspiele, Dramen, Lust- und Possenstücke. 8) Ein Theil der darin enthaltenen religiösen Poesien erschien in einer vollständigen Uebersetzung: Gedankensätze Harptokkungen etc. über A. v. der Hoop jun. (Kottbus 1837.) 9) Vergl. Schloßers Preussisch-literar. Zeitg. 6. S. 601 fg. v. Schindler's Zeitschrift Schriftstellerinnen. 1. Th. S. 133 fg. 2. Th. S. 91 fg. Abtheilung. 1843. Nr. 142. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XXI. 1. Th. S. 426 fg. Meusel's Geogr. Taschenbuch. 22. Bd. Liefer. 2. S. 210. Rossmann's Pantheon jetztlebender Dichter u. s. w. S. 399. Wolff's Encyclopädie der teutschen Nationalliteratur. 2. Bd. S. 438 fg. Enghemann's Bibliographie der schönen Wissenschaften. 1. Bd. S. 94 fg. 2. Bd. S. 91 fg.

ordentliche Professur der Geschichte auf der Universität Halle. Sein Geburtsort und Geburtsjahr sind unbekannt. Er starb am 31. März 1766¹⁾. Als Schriftsteller machte er sich nicht unvortheilhaft bekannt durch eine mit vielem Fleiße ausgearbeitete kritische Geschichte der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. (Lübeck 1747.) Gleichzeitig übersetzte er aus dem Englischen William Sherlock's Betrachtungen über die Glückseligkeit der Frommen und die Bestrafung der Gottlosen in der zukünftigen Welt. (Lübeck 1747.) Durch beigefügte Anmerkungen erhöhte er den Werth dieses Werks. Scharfsinnig widerlegte er die bekannte Schrift: L'homme Machine. (Leipzig 1749.) Sein Tod unterbrach ein sehr umfassendes Werk, mit dem er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigt hatte. Anonym erschien von ihm zu Berlin 1765 der erste Theil einer allgemeinen Geschichte der Welt und Natur, der Völker, der Staaten, der Kirche, der Wissenschaften und Künste, nach einer Bemerkung auf dem Titel „aus den Quellen selbst geschöpft.“ Die Bearbeitung des zweiten Theils, der 1766 erschien, hatte J. G. Adelung übernommen, der sich jedoch auf dem Titel nicht nannte. Unter einem veränderten Titel und mit einer Vorrede von A. F. Büchling erschien das Werk 1769 zu Berlin als eine „Einleitung zur allgemeinen Weltgeschichte, in welcher von der Geschichte überhaupt, von der mathematischen und historischen Zeitrechnung und von der mathematischen und natürlichen Erdbeschreibung gründlich gehandelt wird.“ (Heinrich Döring.)

FRANZEN (Balthasar Georg), geb. 1776 zu Londern im Herzogthume Schleswig-Holstein, verdankte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt. Im Jahre 1794 studierte er Theologie zu Kiel. Im J. 1801 ward er Prediger zu Lating in der Landtschaft Eiderstedt, 1805 aber Hauptpastor zu Niebüll in dem schleswighischen Amte Londern. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit 1822 zu Sörup in Angeln. Er starb dort am 25. Oct. 1837, geschätzt als ein vorzüglicher Kanzelredner und fast in gleichem Grade wegen seines poetischen Talents. In der Sammlung seiner Gedichte, die zu Friedrichsbad 1812 — 1814 in vier Bänden erschien, enthält der erste: „Die Danerberg“, ein historisches Gedicht in drei Gesängen. „Der Apfel der Eris“, in vier Gesängen, befindet sich im zweiten Bande, im dritten ein lyrisch-religiöses Drama, „der Tod des Herrn“ betitelt²⁾. Den Inhalt des vierten Bandes bilden vermischte Gedichte. Zum Gebrauche beim Schulunterricht schrieb Franzen, „Christliche Denkreime.“ (Friedrichsbad 1818.) Zahlreiche poetische Beiträge lieferte Franzen zu Stiller's Schleswig-Holsteinischen Almanach³⁾. Die meisten dieser Gedichte, zu

denen auch seine „Gedebreden“ gehören⁴⁾, wurden von der schleswig-holsteinischen patriotischen Gesellschaft mit dem Preise gekrönt. Sie kamen vereint unter dem Titel heraus: „Gedichte für den Haus- und Bürgersaal.“ (Altona 1825. Neue Ausgabe Flensburg 1829.) In einer Elegie, „Sörup“ überschrieben und zu Flensburg 1827 gedruckt, feierte Franzen den Ort, wo er in glücklichem Amtsverhältnisse den größten Theil seines Lebens zubrachte und es auch beschloß. In D. Koch's Nordalbingischer Biene⁵⁾ befindet sich von Franzen ein Gedicht, „Pyramus und Thisbe“ betitelt; ein anderes: „das Duell“, in sieben Gesängen, steht in den schleswig-holstein-lauenburgischen Provinzialblättern⁶⁾. Kleinere Gedichte von ihm enthalten, außer dem Taschenbuche Sörupa, die flensburger und ikeober Wochenblätter. Noch ist unter seinen Schriften eine historisch-antiquarische Untersuchung über die Tausche des Königs Harald Klak im J. 826 zu erwähnen. Er ließ dies Werk, das er noch dem lateinischen des Ermenoldus Nigellus bearbeitet hatte, zu Schleswig 1826 drucken⁷⁾. (Heinrich Döring.)

FRANZENS DORF, ein zur Herrschaft Reichenberg gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, welches sich längs eines kleinen Baches bis nahe an die Stadt Reichenberg erstreckt, mit 60 Häusern, 530 teutschen Einwohnern, welche meist Landwirthschaft treiben, einer Wäldmühle, einer Fardeholzsaepel und einem Wirthshause. (G. F. Schreiner.)

FRANZEN- oder Franciscl-, auch Bäserskanal, ein Schiffsfahrtskanal in der bair.-böhmerischen Gegend des Königreichs Ungarn, der sich zwischen den sogenannten Körnerschanzen, die vielleicht auch nur die Ringe (Ringi) der Aaren gewesen sein mochten, und den telestkaner Hügel von Monossorjczah an der Donau bis nach Kősbövar an der Theis erstreckt. Seine ganze Länge beträgt 14 $\frac{1}{2}$ Meilen, seine Breite 10 Klafter, die Tiefe 4—6 Schuh. Fünf Schluengen sind auf dieser Strecke angebracht. Dieser im J. 1793 begonnene und 1802 beendete Kanal verkürzt den Weg der Schiffe um 47 Meilen, und bewirkt, daß ein Zug, zu dem man ehemals bei günstigem Wetter 3—4 Wochen brauchte, und den man nur mit Mühe und nicht ohne große Kosten zurücklegte, jetzt in 2—3 Tagen gemacht werden kann. Die Zollgebühr auf diesem Kanale beträgt einen Kreuzer für den Centner. Er geht bei Bombor, Szivach, Szarventsa, Kula, Berbács, St. Tomas und Turia vorbei, kostete 3,200,000 fl. C. M., und leistet dem Verkehr einen großen Dienst. Es werden auf ihm Getreide, Wein, Tabak, Aepfen, Kirschen, Früchte, Bergwerkproducte, Bauholz, Salz und Kaufmannsgüter transportirt. (G. F. Schreiner.)

FRANZENSTHAL, 1) Neuz-Franzensthal, ein zur fürstlichen von lichtenfelschen Fideicommissherrschafft

1) Nicht am 3. März, wie Adelung in seiner Fortsetzung und Ergänzung des 34-ten Jahrganges des Schleswig-Holsteinischen Almanach.
2) f. Meusel's Verzeichnis der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 463 fg.

3) Später schrieb Franzen noch ein Gedicht in vier Gesängen: Die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. (Londern 1816.)
4) Geistliche Hausfeste für Aelteste (a. a. O. 1819. S. 39 fg.), für Herrschaften und Bediente (1819. S. 48 fg.), für Ältern und Kinder (1821. S. 34 fg.).

5) f. das erste Taschenbuche. 1825. S. 61 fg. 6) 1820. Heft 5. S. 307 fg. 7) 1829. Heft 4. S. 529 fg. 8) Bgl. Lückner's und Schröder's Schleswig-Holstein-lauenburgisches Schriftstellerverzeichnis. 1. Theil. S. 173 fg. 9) Meusel's Def. Schleswig-länd. Bd. XVII. S. 613. Bd. XXII. Lieferung 2. S. 211. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XV. 2. Th. S. 946 fg.

Rumburg gehöriges Dorf im leitmeriger Kreise Böhmens, östlich von Alt-Barnsdorf gelegen, dem sächsischen Gebiete benachbart mit 163 meist schönen Häusern, unter denen sich besonders die Wohn- und Fabrikgebäude der Familien Stolle vorzüglich bemerkenswerth machen, über 1550 teutschen Einwohnern, welche nach Alt-Barnsdorf eingepfarrt sind, und sich durch Manufaktur auszeichnen. 2) Alt-Franzenzdorf, ein Dorf derselben Herrschaft mit 40 Häusern, 400 Einwohnern und einem Jägerhause. 3) Ein zur gräflich Harrach'schen Fideicommiss-Herrschaft Starzenbach gehöriges Dominialdorf im hiesiger Kreise des Königreichs Böhmen, in gebirgiger Gegend gelegen, nach Rochlitz (Bisthum Königgrätz) eingepfarrt, mit 76 Häusern, 567 teutschen Einwohnern, die sich theils von der Landwirthschaft, theils durch Tagelöhnernei und Indus-triegewerbe ernähren; einer unter dem Patronate der Ortsgemeinde stehenden Filialschule und zwei Mühlen.

(G. F. Schreiner.)

FRANZENSTHAL, ein zur gräflich Station-Adamshausen'schen Herrschaft Glumetz gehöriges Dorf im hiesiger Kreise des Königreichs Böhmen, am Reichebache gelegen, nach Rothenschanz eingepfarrt, mit 236 sächsischen Einwohnern und einem Eisenwerke, das im Jahre 1794 dem Dorfe das Dasein gab und nach weiland Kaiser Franz II. benannt wurde. Dieses Eisenwerk beschäftigt 88 Personen bei einem Hochofen, zwei Stachdämmern und einem Zainhammer, und liefert jährlich bis zu 2500 Centner an geschlagenem Grobeisen. Das Erz kommt theils aus dem benachbarten Dominium Wittingau und theils aus Oberösterreich.

(G. F. Schreiner.)

FRANZENSTHAL, ein Edel- und Grundherrschafft im K. u. K. B. Niederösterreich bei Ebergassing, wohnu- und zur Pfarre und Schule geöfnet, liegt in eine l. l. landesprivilegirte Papiersabrik umgestaltet, die am Fisch-Flusse liegt, mit acht Holländern und ebenso vielen Mühlen, zwei Papier-Erzeugungsmaschinen und einem teutschen Geschloß auf 20 Foch arbeitet, den größten Theil seines rohen, gegen 10,000 Centner betragenden, Materials aus dem benachbarten Königreiche Ungarn bezieht und sehr gute Waare liefert.

(G. F. Schreiner.)

FRANZENSTHAL, ein zum gräflich Thun'schen Alodialgute Scharfensein gehöriges Dorf im leitmeriger Kreise Böhmens, am linken Ufer der Pulnitz gelegen, nach Wensen (Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, mit 24 Häusern, 130 teutschen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken sind und meist von der Landwirthschaft leben, einem Jägerhause, einem Weirbese (Hof Scharfensein) und den Resten des sogenannten wüsten Schlosses, die sich in geringer Entfernung vom Dorfe, jenseit des Flusses, auf einem, an drei Seiten von ihm umflossenen, Basaltfelsen zeigen. Diese Ruinen führten einst höchst wahrscheinlich den Namen Scharfensein, der bis jetzt noch dem benachbarten Hofe geblieben ist. Über die Entstehung und Schicksale dieser alten Ritterburg ist nichts Gesichertes aufbewahrt. Der Brandstüdt, das Eisengrätz, Thier- und Menschenknochen, selbst verrostete Eisenstücke, die man 1817 beim Aufgraben in den Ruinen fand, lassen

mit Sicherheit den Schluß zu, daß sie gewaltsam und durch Feuer zerstört worden sei. (G. F. Schreiner.)

FRANZHAGEN, auch Franzgarten geheißen, ein an der Grenze von Maggirt gelegenes, zum Amte Lauenburg in den teutschen Provinzen des dänischen Königreichs gehörendes und dem Kirchspiele Vötrau eingepfarrtes Dörfchen von etwa zehn Feuerstellen mit 112 Einwohnern, welches in früheren Zeiten Wolkenarsfeld genannt worden sein soll. Außer einem Bornwerke rechnet man noch die Försterwohnung, gemeinlich Franzhof genannt, dazu, welche auf der Stelle erbaut worden ist, auf der ehemals ein den Herzogen von Sachsen-Lauenburg gehöriges Schloß stand. Dieses erhielt als Wohnsitz mehrerer fürstlichen Familien einige geschichtliche Erinnerung und wurde bereits 1608 durch den Anbau einer Kapelle erweitert, welcher die Kirche zu Vötrau nebst Biège und Bartelsdorf zugelegt wurde. Nach dem Tode Herzogs Franz II. wurde Franzhagen durch den Erbvertrag vom 4. Oct. 1619 nebst Wesserbach in Haden und dem Amte Neuhaus im Lauenburgischen zum Leihgedinge von dessen Witwe, der Herzogin Marie, geschlagen. Sie hatte den eben genannten Anbau am borigen Schlosse veranlaßt, und nahm hier nun ihren Wohnsitz. Nach ihrem Tode, der 1626 eintrat, wählten einige von ihren Söhnen nach einander dieses Schloß zum Wohnplatze, so unter Anderem der katholisch gewordene Prinz Rudolf Maximilian, nachdem er den kaiserlichen Kriegsdienst verlassen und sich mit einer reichen Braut, Anna Katharina de Dulsina, verheiratet hatte; ferner ihr jüngster Sohn, Franz Heinrich (s. d. Art.), nachdem er die schwedischen Dienste aufgegeben hatte. Er trug viel zur Verschönerung des Ortes bei. Nach seinem Tode, der 1658 erfolgte, blieb seine Witwe, Marie Juliane, mit ihren beiden Töchtern daselbst wohnen. Sie starb 1665, und nun ging der Besiz des Schlosses an den Herzog Christian Adolf I. von Holstein-Sonderburg über.

Dieser Fürst mußte im J. 1667 sein ganz verschuldetes Ländchen seinen Gläubigern, unter welchen der König von Dänemark der vornehmste war, überlassen, während sich dieser bei Übernahme desselben und der Regulirung des Concurres zur Zahlung aller darauf bestehenden Schulden verbindlich machte¹⁾. Christian Adolf begab sich hieauf nach Franzhagen, und erwarb sich im J. 1676 durch seine Heirath mit der jüngern Tochter Herzogs Franz Heinrich von Sachsen-Lauenburg, Eleonore Charlotte, deren älterliches Erbtheil in dem dässigen Schlosse und Bornwerke bestand, daselbst einen bleibenden und auf seine Nachkommen vererblichen Wohnsitz. Beide richteten hier ihren Hofhalt ein und gründeten die Linie der Herzoge von Holstein-Sonderburg-Franzhagen zum Unterschiede der damals noch bestehenden andern Nebenlinien des Hauses Holstein, sonderburger Abkunft. Indessen bestand diese Franzhagen'sche Seitenlinie nicht viel über ein volles Menschenalter; denn ihr Gründer Christian Adolf,

1) Dasselbe Schicksal erlitt 1669 Herzog Johann Bogislaus von Holstein-Sonderburg-Norburg mit seinen Töchter und Wäthern.

der sich die Langeweile mit wissenschaftlichen Ländereien vertrieb, starb zwar erst in seinem 61. Lebensjahre den 11. (7 2.) Jan. 1702, an einer Brustkrankheit, allein seine rechtmässigen männlichen Nachkommen folgten ihm in die Gruft bald nach. Er hatte mit seiner Gemahlin vier Söhne gezeugt, von welchen blos Leopold Christian (geb. den 25. Aug. 1678) und Ludwig Karl (geb. den 4. Juni 1684) am Leben blieben. Jener ging in bänische Kriegsdienste, wurde Reiteroberst, hielt sich in der Tochter eines Hofkuchlers zu Celle, Anna Sophie, die bereits verheiratet gewesen, aber ihrem Manne entlaufen war, eine Weichselstörin, und ehelichte dieselbe auch nochmals. Dieses Weib gebär ihm von 1704—1706 nach einander drei Knaben, die jedoch nicht legitimirt werden konnten, und als ihr Vater den 11. Juli 1707 an den Blattern zu Hamburg gestorben war, wurden sie — der jüngste von ihnen ging 1711 mit Tode ab — gemeinen Leuten in Erziehung gegeben, und verschwanden späterhin in dem niederen bürgerlichen Berber, wie es scheint, völlig spurlos, während ihre Mutter in den Lästern versank, eine Zeit lang Auchtbaustraße erlitt, und ihr Leben als Diensthöbe oder Tagelöhnerin beschloß.

Von den Schicksalen Ludwig Karls von Franzhagen ist Nichts weiter bekannt geworden, als daß er sich in ungekannten Verhältnissen am 30. (30.) Dec. 1705 mit Anna Dorothea, Tochter des holsteinischen geheimen Rathes Johann Friedrich von Winterfeld, vermählte und den 11. Oct. 1708 starb, nachdem ihm seine Gattin 1706 und 1708 eine Tochter und einen Sohn geboren hatte. Jene starb in ihrem zweiten Lebensjahre, dieser, Christian Adolf H., bald nach seiner Großmutter im Frühjahr 1709, und mit ihm erlosch der Franzhagen'sche Seitenzweig des holstein-sonderburger Fürstenthums. Die Wittve Anna oder Barbara Dorothea lebte hierauf in unbekanten Verhältnissen, welche sie zu Hamburg 1739 mit ihrem Tode beschloß. Die Stammutter dieser unglücklichen Fürstensamilie, Eleonore Charlotte, erlebte den Ausgang ihres älteren Hauses 1689, und gleichzeitig auch den Tod ihrer einzigen Schwester Erbmutter Sophie, seit 1670 vermählte Herzogin von Medlenburg-Schwernin, die oft bei ihr zu Franzhagen, und meistens dann in ihrer Nähe zu Blümlerode gelebt hatte. Eleonore Charlotte starb den 9. Febr. 1709 zu Franzhagen, und da dieses Wüstthum ein freier, niemals in der Reichsmatrikel verzeichneter, Ort war, so wurde es nach Christian Adolfs H. Tode nebst der ganzen Hinterlassenschaft an die Linie Holstein-Sonderburg-Beck vererbt. Das Schloß zu Franzhagen wurde 1716 abgebrochen, und die daran hangende Kapelle so stark beschädigt, daß auch diese einfiel. Man fand in derselben fünf alte Leichen, die nach Büchern geschafft wurden. Franzhagen ging bald darnach in den Besitz des Kurfürsten von Hannover über, dem damals das Herzogthum Lauenburg gehörte, und mit diesem kam es 1816 unter die dänische Herrschaft, nachdem seit 1803 der landesherrliche Besitz zwei Mal gewechselt hatte).

(B. Röse.)

9) Vergl. Kobbé, Geschichte und Landesherrlichkeit des Herzogthums Lauenburg. 2. und 3. Bd.; Inhofers Notitia Principum

FRANZIUS (Joh. Nicolaus), geb. am 23. April 1761 zu Norden, wo sein Vater, Enno Ludwig Franzius, Medicinalrath war, besuchte bis zum J. 1782 die lateinische Schule seiner Vaterstadt und begab sich dann nach Berlin. In der dortigen königlichen Realschule widmete er sich unter Silberblags's und Holtz's Leitung mathematischen Studien und den übrigen zur genauen Kenntniß des Land- und Wasserbauwesens unentbehrlichen Hilfswissenschaften. Im J. 1785 ward er in dem königl. Oberbaudepartement examinit und das Jahr darauf als Bauconductor bei der Kriegs- und Domainenkammer angestellt. Im J. 1790 ward er zum Wasserbauinspector und 1793 zum Landbaumeister befördert. Nach der Abtretung der Provinz Ostfriesland an Holland im J. 1807 ward er zum Domaineninspector und Dirigenten des Bauwesens und 1808 zum Mitgliede der königl. holländischen Landbaucommission und zum Präsidenten der Abtheilung für Ostfriesland ernannt. Als die preussischen Truppen die genannte Provinz 1813 wieder in Besitz nahmen, erhielt Franzius den Charakter eines königl. Bauinspectors. Nach der Abtretung Ostfrilands an England und der Vereinigung jener Provinz mit dem Königreiche Hannover ernannte ihn die dortige Regierung 1816 aufs Neue zum Baudirector. Er ward zugleich Domainenrath und Mitglied der königl. Provinzialregierung, späterhin (1823) auch Mitglied der Landdrostei in Aurich. Er hatte schon längere Zeit gekrankelt, als er, an rastlose Thätigkeit gewöhnt, 1825 eine Geschäftsreise nach Embden unternahm. Dort starb er an einem Schlagfluß den 26. Mai 1825. Seine kräftige Körperconstitution hatte in einer fast 40-jährigen Dienstzeit unter überhäuftten Geschäften jeder Anstrengung und dem Wechsel der Witterung auf beschwerlichen Reisen bis dahin standhaft Trotz geboten. In seinem Fache besaß er so gründliche und umfassende Kenntnisse, daß er bei allen Unternehmungen, die den Land- und Wasserbau, das Domainenwesen oder die Errichtung von neuen Colonien betrafen, von den verschiedenen Regierungen, denen er seine Dienste widmete, zu Rath gezogen ward. Er führte die Direction bei unzähligen Landvermessungen, bei der Anlage von Deichen, Wehren, Kanälen und Schleusen. Nach den von ihm entworfenen Plänen wurden unter seiner Aufsicht auch mehrere Eiche- und Seefleusen angelegt. Einen treuen Gehilfen bei diesen Arbeiten, namentlich bei der Anlage des auricher Treidelfabrikkanals und den dazu gehörigen Schleusen, Brücken und andern Bauten hatte er an dem jungen Jahre vor ihm gestorbenen Kriegs- und Domainenrath Wey gefunden. In den Jahren 1803—1804 beschäftigte ihn gemeinschaftlich mit dem Ingenieurcapitain Camplius die Ver längerung des erwähnten Kanals bis Wittenmund und Karolinenfiel. Die Ausführung dieses für ganz Ostfriesland wichtigen Unternehmens führte der Ausbruch des Krieges im J. 1806. Besonders verdient machte sich Franzius

B. Imp. Romani, edit. Koeler, p. 366; von Franzenberg's Europäischer Ererbh. I, 519; die Hamburger bürgerlichen Remarque, Jahrg. 1792. S. 31 und handschriftliche Notizen, nebst dem monatlichen Staatspiegel. Februar 1792. S. 51.

durch Anlage neuer Colonien. Dahin gehörten Boffeburg, Reutrecholt, Wloggeburg, Langelud u. a. m., theils im Amte Friedburg und Aurich, theils in andern Ämtern Ostfrieslands gelegen. Um die Holzkultur machte er sich vielfach verdient, unter Anderem durch bedeutende Anpflanzungen zu Werchau im Amte Aurich, wo er 1804 ein Grundstück von der königl. Kriegs- und Domainenkammer in Erbpacht genommen hatte. Auch dem Deichwesen Ostfrieslands widmete er eine besondere Aufmerksamkeit durch Erhöhung und Verklärung der Seedeiche. Seine vielfachen Erfahrungen und genauen Localkenntnisse nahmen die hannoversche Regierung noch kurz vor seinem Tode in Anspruch, als sie ihn die Direction bei Wiederherstellung der sämmtlichen Deiche Ostfrieslands übertrug, die von den Sturmfluthen im Februar 1825 mehr oder weniger zerstört worden waren *).

FRANZKE (Georg), Staatsmann und juristischer Schriftsteller, wurde den 13. April 1594 zu Lübsch, einer Stadt im oberhessischen Fürstentume Ziegenhain, von Margaretha, geborne Keimann, der Welt geschenkt. Sein Vater Georg, dessen Geschlecht damals in Sagan in Niederschlesien und in Königsberg, der Hauptstadt Preussens, blühte, war Bürger und Kaufmann in Lübsch. Da der junge Franzke schwach zur Welt kam, wurde er an dem Tage seiner Geburt noch getauft. Die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernte er sowohl zu Hause, als in der Schule seiner Vaterstadt. Hierauf zog er mit seiner Mutter, welche nach dem Tode ihres ersten Mannes einen Rathsherrn in Pölnisch-Neubau im Fürstentume Doppelin geerbt hatte, dahin. Im J. 1609 wurde Franzke auf das Gymnasium illustre zu Weig geschickt, welchem zu seinem großen Nutzen Jacob Schidius vorstand, und ward hier in den philologischen und philosophischen Wissenschaften gut ausgebildet. Im J. 1612 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Weil aber sein Oheim, M. Georg Keimann, die Professur der Rechtsamkeit und die Aussicht über die Bibliothek auf der Universität zu Königsberg erhalten hatte, ging er im J. 1613 dahin und bildete sich daselbst bis zum J. 1619 in den schönen Wissenschaften und der Philosophie aus, indem er sich sowohl durch privates, als öffentliches Disputiren übte und verschiedene nicht üble Gedichte schrieb. Obgleich er einen Hang zur Theologie hatte, flüchtete er doch in der Folge vornehmlich auf Anrathen des damaligen Professors, nachherigen Senatus, Henning Wegner zu Königsberg die Rechtsgelahrtheit. Als im J. 1616 wegen Streitigkeiten, welche zwischen dem Kurfürsten Sigismund von Brandenburg und einigen Ständen des Herzogthums Preußen in Beziehung auf Religions- und Civilsachen entstanden waren, eine Gesandtschaft an den Hof des Königs von Polen geschickt wurde, begleitete Franzke die Gesandten der Stände nach Warschau, und übersetzte die preussischen Gerichtsbehandlungen aus dem Deutsch in das Lateinische. Im nämlichen Jahre hielt er unter dem Vorhange des Dr. Kaspar Verband, im J. 1618 unter dem

Begner's und im J. 1619 unter dem des Dr. Christian Radewald öffentliche Disputationen aus dem Staatsrechte. Im letztgenannten Jahre ging er mit einem Geelmann, dem Herrn von Künheim, nach Jena, war im J. 1620 Hofmeister des Freiherren Gottfried von Eisenburg und des Georg Pacius, aus einem preussischen Geschlechte, und ward, da er mit dem Präses, Dr. Valentin Kiemer, über die Obligationen öffentlich disputirt, unter die Zahl der Candidaten aufgenommen. Da er sich von dieser Zeit an bis ziemlich 1626 beinahe einzig auf die Theorie der beiden Rechte und auf historische Studien legte, erwarb er sich eine ungläubliche Kenntniss im Rechte, von welcher er sein ganzes künftiges Leben hindurch vornehmlich in Staatsämtern Nutzen zog. Im J. 1622 den 11. März ward er Doctor der Rechte, und hielt an demselben Tage Hochzeit mit Anna Maria, der Tochter des verstorbenen Dr. Joh. Berius, Kanzlers zu Altenburg, welche bei ihrer an den Dr. Kiemer verheiratheten Schwester in Jena lebte. Kurz darauf ward ihm von dem Rathe und der Bürgerschaft seiner Vaterstadt Lübsch das Syndicat angetragen, aber er schlug es aus. Im J. 1623 bewarb er sich nach Mühlportius' Tode um eine juristische Professur, und ebenso im J. 1624; im J. 1625 um die Professur der Geschichte und im J. 1628 um die Professur der Moral, aber jedes Mal vergeblich. Den 16. Mai begann er den Advocaten des jenseitigen Hofgerichts zu machen. Die ihm im November (1626) angetragene, seit Wegner's Tode erledigte, erste Professur der Rechte an der Universität zu Königsberg hätte er angenommen, hätten ihn nicht der bereits in jenen Ländern währende Krieg und die Schwierigkeit der langen Reise von seinem Vorhaben abgehalten. Karl Günther, Graf zu Schwarzburg, Administrator des Stiftes Wallenried, trug ihm die Würde eines Rathes an, und er trat diese Stelle den 22. Febr. 1629 an. Als der Graf im folgenden Jahre den 24. Sept. starb, beehdete ihn die Witwe desselben, Anna Sophia, geborne Fürstin von Anhalt, bis zu ihrem Ende im J. 1632 in ihrem Dienste, und belohnte die Verdienste, welche Franzke sich um sie erworben, mit einem ansehnlichen Vermächtnisse. Den 25. Jan. 1632 begannen die Grafen Günther und Anton Heinrich von Schwarzburg sich seiner Arbeit unter dem Titel eines Rathes zu bedienen, vornehmlich in der Streitigkeit mit ihrem Bruder Christian Günther, welche aus den Alternationsverträgen und der Erbschaft ihres verstorbenen Bruders Günther entstanden war, und verschonte die Brüder. Da ihm aber den 1. Febr. 1633 von der Regierung zu Weimar das Amt eines Rathes übertragen ward, ging er nach Weimar und leistete den 23. Febr. den Herzogen Gebürdern Wilhelm, Albert, Ernst und Bernhard den Diensteid. Die langwierigen und schweren Streitigkeiten der weimarischen und altenburger Linie schlichtete er im März 1634 zu Eisenberg, wo fast alle Fürsten zugegen waren, mit seinen Collegen. Im nämlichen Jahre wohnte er vom April bis September dem frankfurter Convente bei, auf welchem die evangelischen Stände mit Arel, Frankfurt, welcher die schwedischen Angelegenheiten in Deutschland leitete, die wichtigsten Sachen verhandelten. Im Decem-

*) Vergl. den neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrgang III, 2. Th. S. 1454 fg.

ber (1634) reiste er nach Dresden, wo der Kurfürst Johann Georg den evangelischen Städten die Punkte des pimaer Friedens mittheilte, und kehrte zu Anfange Februars nach Weimar zurück. Seit dieser Zeit bis zum J. 1637 verrichtete er verschiedene Gesandtschaften, welche seinen Herren vielen Vortheil und ihm große Ehre brachten. Als ihm im zuletzt genannten Jahre an einem andern herzoglichen Hofe eine Kanzler- und anderwärts eine noch glänzendere Stelle angetragen wurden, schlug er doch beide zu Gunsten des Hauses Weimar aus. Als unterdessen Johann Ernst der Ältere, Johann Friedrich's II. Sohn, starb, und hierdurch das eisenacher Fürstenthum unter die Herrschaft der weimarischen und altenburgischen Linie, und ferner unter die Herrschaft der weimarischen Linie bis zur Erbschaftstheilung das Coburgische nebst dem gothaischen Kreise kamen, nahm Franzke die Huldigung der Ämter dieses Kreises für seine Herren ein. Im J. 1639 ward über die Theilung jener Erbschaft zu Altenburg und Jena fleißig unterhandelt, sodas die Streitigkeit den 13. Febr. 1640 glücklich beendet wurde. Auf diesen Conventen leuchtete Franzke's besonderer Eifer in Vorführung des Geschäftes hervor. Das Nämlische geschah auch, als die Brüder von Weimar in demselben Jahre ihre Länder unter sich theilten. Da seit dieser Zeit das gemeinschaftliche Regierungscollgium zu Weimar aufhörte, ward Franzke'n die Wahl gelassen, ob er bei den gemeinschaftlichen Geschäften, welche übrig blieben, den drei Herzogen diene, oder das Kanzleramt an dem neuen Hofe des Herzogs Ernst übernehmen wolle. Da eine so wichtige Sache eine genauere Überlegung erforderte, zog er vor der Hand vor, im Namen seiner Herzoge auf den Reichstag nach Regensburg zu gehen und zusammen die Heudaimvisitation der eisenacher und gothaischen Länder von dem Kaiser Ferdinand III. zu erbitten. Dieses geschah im J. 1640. Zum Collegen als Gesandten hatte er den Confessorialrath und Assessor des jenaischen Hofgerichts, Johann Kaspar von Maltitz. Nach Hause zurückgekehrt, ergriff er die Kanzlersstelle bei dem Herzoge Ernst dem Frommen von Gotha, und trat sie den 2. Sept. 1640 an. Zur nämlichen Zeit wurden die noch übrigen streitigen Punkte zwischen den Herzogen Brüdern gütlich geschlichtet. Ebenso war, als im J. 1644 nach dem Tode des Herzogs Albrecht von Eisenach der Erbtheil desselben unter die beiden Brüder zu theilen war, Franzke für den Herzog Ernst sehr beschäftigt. Als den 23. März 1646 ein großer Theil der Stadt Gotha in Feuer ausging, erlitt Franzke außer andern Schäden den Verlust seiner schönen Bibliothek, welche auch einige ausgezeichnete Manuscripte enthielt. Doch brachte dieses Jahr ihm auch Glück; denn Kaiser Ferdinand III., den er im J. 1640 hatte persönlich kennen gelernt, ertheilte ihm für die Zuweisung seines Commentars über die Vorfälle auf eigenen Antrieb und Kosten einen Abdruck und die Palastgarwürde. Der Margarethenkirch'sche Franzke am Tage ihrer Einweihung, welcher am Sonntage Quasimodogeniti 1652 geschah, Luther's lateinische und deutsche Werke, und zeigte auch im Betreff ihrer Drgel seine Freigebigkeit. Durch sein Testament vom 7. Juni 1661

machte er Vermächtnisse, durch welche er seinen Namen auch außerhalb der Welt der Gelehrten auf die Nachwelt brachte, bei der sein Andenken noch immer Arme, Wittwen, glücklich verheirathete Mädchen und junge, fähige, fleißige Studierende segnen, indem er nämlich 1) ein Capital von 600 fl. den Armen vermachte, von dessen Zinsen jeden Martinstag auch in der Margarethenkirche vertheilt wird; 2) ein Capital von 200 fl. der Margarethenkirche; 3) ein Capital von 200 fl. dem Pfarrseccus; 4) ein Capital von 2000 fl. zu zwei Stipendien, jedes zu 50 fl., welche seiner Abicht nach nur solche Studierende erhalten, welche die Philologie eifrig treiben, nun vereinst vorzüglich nützliche Lehrer auf Trivialschulen und Gymnasien sein zu können; 5) ein Capital von 1000 fl. zur Ausstattung tugendhafter Frauenzimmer, vorzüglich aus dem Predigerhause. Seit dem Juni 1669 litt er an Beschwerden des Athmens und ungewöhnlicher Geschwulst des Leibes, welche in Wassersucht ausartete und an Schlaflosigkeit; doch erliefte er das folgende Jahr. Am dritten Tage desselben wurde es ihm schwarz vor den Augen, und Gedächtnis und Sprache begannen ihm ihre Dienste zu versagen. Dagegen am folgenden Tage diese Symptome aufhörten, konnte er doch die Gewalt der Krankheit nicht überwinden. Er starb am 15. Jan. 1670 und wurde in der Margarethenkirche begraben. Seiner Leiche folgten Herzog Ernst der Fromme und andere Herzoge und Grafen. Im Gymnasium zu Gotha setzte Martin Hanke in einer schönen lateinischen Rede *) die Verdienste Franzke's. Die heilsamen Verordnungen und Anstalten, durch welche Herzog Ernst der Fromme die Wohlfahrt seines neuen Fürstenthums gründete, sind größtentheils ein Werk Franzke's. Sagittarius fand zu Coburg in der Bollmann'schen Bibliothek verschiedene, vornehmlich an Zacharias Prischentius geschriebene, handschriftliche Briefe Franzke's, welche von dessen Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit und Eifer, uneiniger Größe zu versehen, zeigen. Von Franzke's Werken sind vorzüglich folgende zu nennen: 1) Exercitationes Juridicae, in quibus CXL controversiae ex principiis Juris Naturae erunt et discutuntur. (Jena 1623. 4.) Amstbat 1647. 12. Heideberg 1668. und vermehrt herausgegeben von Dr. Joh. Wolfmann Bachmann, Jena 1658. 4.) 2) Resolutio legis famosissimae, Gallus. (Jena 1624. Strasburg 1633.) 3) Tractatus de Laudemiss. (Jena 1628 und 1664. 4.) 4) Commentarius ad Pandectas. (Strasburg 1644 und 1658. Leipzig 1678. 4.) 5) Resolutio de liberis et posthumis haeredibus institutendis. (Jena 1644. Strasburg 1658.) 6) Variae Resolutiones. (Gotha 1648. Nürnberg 1655. Erfurt 1657. 4.) 7) Notae in Wegneri tractatum de verborum et rerum significatione. (Gotha 1656.) 8) Commentarius in IV libros Institutionum. (Strasburg 1658. 4.) 9) De Majestate in genere. 10) De Evictione et

*) Eine Stelle aus dieser Rede über den Charakter der Schriften Franzke's i. bei Sagittarius, Historia Gothana p. 262. Dieser handelt beschreib. p. 257 — 263 von Franzke's Leben und Leistungen. Ein Auszug aus Sagittarius findet sich bei Galletti, Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha. S. 277 — 279.

duplicae stipulatione. Alles, was Franzke durch den Druck veröffentlicht, zeigt ihn als einen Schriftsteller guter Art. Er war vor andern sowohl durch eine Fülle angeborenen Geistes, als auch durch vollendetes Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Daher that er nicht bloß, sondern schrieb auch eines großen Mannes Würdige. Er ist nicht selten anderer Meinung, als Viele, und stellt eigenthümliche Behauptungen auf, indem er sich mehr auf die Grundpfeiler der Wahrheit, als auf die Stimmen der andern stützt. Dabei behandelt er diejenigen, welche er bestritt, mit Bescheidenheit. Auch nimmt er die auserlesenen Gegenstände oder Punkte vor, welche entweder die andern übergangen, oder nicht sorgfältig genug ausgelegt haben. Da er bei demjenigen, was er vorträgt, weder zu kurz, noch auch weißlich ist, so genügt er den Lesern, ohne sie zu ermüden und zu langweilen. Fast unausslöbliche Knoten löset er deutlich auf und entscheidet die schwierigsten Controversen so ausgefüllt und kräftig, daß er keine Gelegenheit zum Zweifel und keinen Stoff zum Streit zurückläßt *).

FRANZMADHES (Joh. Matthias Joseph Anton), geb. 1736 in dem kurnaimjischen Städtchen Balthurn im Oberwalde, lebte seit 1777 zu Heiligenstadt auf dem Eichsfelde, mit dem Charakter eines kurnaimjischen Hofkammerkath. Er starb am 10. Jan. 1780. Als Schriftsteller ward er bekannt durch sein neuere Fortsmagazin, das in den Jahren 1776—1777 zu Erfurt und Frankfurt in zwei Bänden erschien, zu welchen 1779 noch die erste Abtheilung des dritten Bandes hinzukam. Dies Journal enthielt, außer einer Sammlung zerstreuter Fortschriften, allerlei diesen Gegenstand betreffende Anfragen, Anzeigen, Preisaufgaben u. s. w. Die von Vallas und Lepeschin in ihren Reisen mitgetheilten Notizen benutzte Franzmadhes für die von ihm herausgegebenen Betrachtungen über verschiedene Gegenstände des Fortswesens. Von diesem mit Kupfern geschmückten Werke erschien nur der erste Band zu Frankfurt a. M. 1777. Anonym erschienen von Franzmadhes „Gedanken über die Vermehrung der Fehigkeit des Erdenholzes, zum Gebrauch außer dem Wasser.“ (Eisenach 1779.) Kurzumgehe, wenn auch nicht ausschließlich, für das Eichsfeld berechnet, war eine Wodenschrift, welche Franz unter dem Titel: „Ökonomische Beiträge zu den heiligenstädter Intelligenzblättern zu Heiligenstadt 1779 herausgab. Es erschien nur das erste Quartal des ersten Jahrganges *). (Heinrich Döring.)

FRANZOSEN, 1) f. Syphilis. 2) Franzosenkrankheit †), heißt eine beim Kindeich vorkommende Fro-

nische Krankheit, welche auch unter den zum Theil nur provinziellen Namen Hirsefucht, gelbe Sucht, Lustseuche, venereische Krankheit, Drüsenkrankheit, Unreinigkeit, Stiersucht, Stiersuche, Monatsreiterei, Perlsucht, Meerlinigkeit, Zepfigkeit u. s. w. bekannt ist. Diese verschiedenen Namen der Krankheit sind theils vom Befunde der innern Theile bei geschlachteten oder seierten Thieren entlehnt, theils von dem im Verlaufe der Krankheit austretenden geistigten Begattungsdrüse, theils auch von der irrtümlichen Identifizierung der Krankheit mit der Syphilis beim Menschen, wozu der Sectionsbefund ebenso wol, wie der vermehrte Begattungsdrüse, beigetragen haben mögen. Kaum zu rechtfertigen ist die von Manche vorgeschlagene Benennung Rymphomanie. Weith hat die Krankheit Cachexia bovm tuberculosa genannt, eine Benennung, welche, abgesehen von dem Beiworte tuberculosa, den spätern Zeitraum derselben allerdings gut bezeichnet. Bei den Franzosen heißt die Krankheit la pommelière.

Die Franzosenkrankheit ist fast ein ausschließliches Eigenthum des Kindeichs; wenigstens sind es sehr vereinzelt daselbstige Ausnahmen, daß man ein paar Mal die gleiche Krankheit auch bei Hunden beobachtet haben will. Das Vorkommen der gleichen Krankheit beim Menschen ist zum Mindesten noch sehr zweifelhaft, wenigstens man beim Menschen bisweilen etwas ähnliche Wucherungen auf der Pleura findet, wie bei den mit der Franzosenkrankheit befallenen Kühen. Auch steht eine von J. Fr. Hoffmann mitgetheilte Beobachtung (Rust's Magazin 1831. Bd. 35. S. 336) ganz vereinzelt da. Nach derselben ging nämlich bei einem sonst gesunden Menschen, der sich beim Schlachten einer mit der Franzosenkrankheit befallenen Kuh in den Arm geschnitten hatte, eine bössartige, den syphilitischen Gondsomen ähnelnde Wucherung von der verletzten Stelle aus. — Ubrigens machen beim Kindeich selbst wieder Alter und Geschlecht einen Unterschied. Küder werden nicht von den Franzosen befallen. Die meiste Anlage dazu haben Kühe im vierten oder fünften Lebensjahre; weniger leicht werden Stiere davon befallen, noch seltener Ochsen.

Die Franzosenkrankheit gibt sich beim ersten Auftreten kaum durch pathologische Erscheinungen kund. Im weitern Verlaufe treten Symptome auf, wie sie bei Leberkrankheiten, namentlich bei der Lungenschwindfucht, vorzukommen pflegen. Die Diagnose ist daher am lebenden Thiere meistens ausnehmend schwer, oftmals kaum möglich in der frühesten Zeit der Krankheit, und am sichersten ist die Krankheit nur durch die Section nachzuweisen.

Franzosenkrankheit bei dem Kindeich, in Pyl's Neuem Magazin für die gerichtliche Arzneikunde. I. Bd. S. 699. — Boilein, Das Buch von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehs, der Schafe und der Schweine u. s. w. (Wien 1791.) — Krenzel, über die Franzosenkrankheit des Kindeichs. (Erlup 1799.) — E. W. berg, über die Natur der sogenannten Franzosen oder Pommelière beim Rindvieh. — Dwyer, Journ. pratique de Med. vétér. 1830. Fevr. p. 49. — A. H. Riccati, über die Pommelière bei Fungus medullaris pleurae und der sogenannten Franzosenkrankheit, in: Medicinische Zeitung des Herrns für Heilkunde in Preußen. 1833. Nr. 12.

*) Martin Panke in seiner lateinischen Rede auf Franzke.
*) f. Kreusel's Leben der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. I. Bd. S. 466.

†) Küling, Von den sogenannten Franzosen des Rindviehs, in den Göttinger gemeinnützigen Abhandlungen. 1774. — Helm, über die Natur und Beschaffenheit der sogenannten Franzosenkrankheit beim Rindvieh, in Pyl's Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzneikunst. I. Bd. S. 79. — Graumann, Abhandl. über die Franzosenkrankheit des Rindviehs und die Unsicherheit des Viehes solcher Thiere. (Mettach und Erlup 1784.) — Publicanum (preussisches) zur nähern Beschreibung der vermeinten

Zu Anfang der Krankheit befinden sich die damit befallenen Rinder stets in einem sehr guten Ernährungszustande; sie sind meistens wirtlich fett und oftmals grade die fettesten in einem Stalle; dabei sind sie nach dem äußern Aussehen und Benehmen ganz gesund, sie freffen und saufen wie gewöhnlich, haben lebhaft, muntere Augen, die Nasen- und Mundschleimhaut sind normal gefärbt und befeuchtet u. s. w. Bei geschlachteten Thieren beissen auch das Fleisch und die Eingeweide eine durchaus reine und gesunde Beschaffenheit, und gleichwol sitzen schon auf dem Brustfelle jene die Krankheit charakterisirenden Geschwülste. Allmählig verliert sich aber bei den gutgenährten Thieren die Milch, und durch vieles Brüllen verrathen dieselben einen gesteigerten Begattungstrieb, der jedoch durch Zulassung des Bullen keineswegs befriedigt wird, weil sie in der Regel nicht befruchtet werden, und nach 4—5 Wochen, oder selbst wol nach 14 Tagen wieder eindern. Hierauf beruhen die Namen geile Sucht, Stierfucht, Monatstreiterci. Hat aber auch eine Kuh ausgenommen, so erfolgt gar nicht selten ein Abortus und Wiederkehr der Brünstigkeit. In solcher Weise kann der Zustand ein Jahr, aber auch 2—3 Jahre andauern. Dann tritt allmählig ein schwacher, lockerer Husten ein, und nun sangen die bisher fetten Thiere abzumagern an. Allmählig wird dann das Haar struppig und glanzlos, die Haut trocken, die Augenbindehaut wird blass und mit schmutzig-rothen Streifen durchzogen, die Thiere verlieren die Munterkeit, die Schleimhaut im Maule wird blass, der Athem kurz, der Husten mehr trocken; drückt man vorn auf die Brust, so weichen die Thiere meistens zurück, als empfinden sie Schmerz von jenem Drucke. Die Abmagerung schreitet auch beim besten Futter fort, die Milch versiegt, das Fleisch bekommt ein ungesundes Aussehen; der Begattungstrieb dauert aber dabei ungeschwächt fort. Endlich verliert sich wol der Appetit, es beginnt eine ödematöse Anschwellung des Bauches und der Hüfte, ein überreichen der Ausfluss aus Nase und Maul; Diarrhöe, Sehnsüchte führen endlich zum Tode. Der Verlauf der ganzen Krankheit ist immer ein langwieriger; er erfordert hiemalen 4—5 Jahre.

Im Verlauf der ganzen Krankheit lassen sich aber einigermaßen zwei Zeiträume unterscheiden, die man wol mit den besondern Namen der fetten und der mageren Franzosen bezeichnet hat; im ersten Zeiträume nämlich zeigen die Thiere durchaus keine Störung in der Ernährung, ja sie sind sogar durch eine sehr gute Ernährung ausgezeichnet; im zweiten Zeiträume beginnt eine immer mehr zunehmende Abmagerung.

Bei der Section findet man als wesentliche und constante Erscheinung eigenthümliche, warzenartige Geschwülste oder Hervorragungen aus den serösen Auskleidungen der Brusthöhle und auch wol der Bauchhöhle. Derselben sitzen an der Innenfläche der Brustwände, auf der Vorderfläche des Zwerchfells, auf den Lungen, im Umfange der Luftröhre, seltener auf den Wänden des Mittelfelles. In der Bauchhöhle kommen sie auf der Leber, am Nere, am Gefesse, in der Nierengegend vor. Die Wucherungen auf dem Bauchfelle kommen in der Regel nur gleich-

zeitig neben denen auf dem Brustfelle vor, weit seltener allein. Nur selten ist die Menge dieser Geschwülste eine geringe; meistens trifft man sie zu Hunderten, ja selbst zu Tausenden dicht gedrängt auf dem Brustfelle. Die Größe variiert von der eines Hirssekorns bis zu jener einer Erbse. Sie sind meistens rundlich und sitzen flach auf der serösen Haut auf; manche haben aber auch einen mehr oder weniger langen stabartigen Stiel. Sie sind bläulich-roth gefärbt, ungleichförmig wie Granulationen aus einer ertornenden Fläche; die größeren haben aber ein mehr weißliches, entfernt perlartiges Aussehen; oder sie erscheinen auch gelb; bis graubüchlich, selbst wol bräunlich. Alle haben einen Überzug von der serösen Haut, und sie bestehen aus einer faserartigen, oder mehr weichen, käsartigen oder hirnartigen Substanz, die nach Nicolai mit der Markschwammsubstanz große Ähnlichkeit hat. Die größeren Geschwülste sind die consistenteren. Die Mitte der einzelnen Geschwülst ist hiemalen mehr gefärbt, als die äußeren Schichten; auch findet sich in der Mitte hiemalen eine gallertartige oder röthliche Flüssigkeit. Da, wo die Geschwülste dicht gedrängt sind, hängen sie ziemlich fest unter einander zusammen, und bilden beerenförmige oder traubenförmige Massen. Sie lassen sich mit dem Brust- oder Bauchfelle von den unterliegenden Theilen ablösen. Häufig zeigen die serösen Häute keine Veränderungen an der Stelle der Geschwülste; andere Male haben sie aber auch wol ein röthliches oder bläuliches Aussehen, und sind mehr oder weniger verdickt. Hiemalen kommen Hydatiden neben jenen Geschwülsten vor, oder die Lymphdrüsen, besonders an den Bronchien und neben dem Nere, sind verhärtet und vergrößert, und deshalb sind jene Geschwülste von Manchen für entartete Hydatiden oder Tuberkel erklärt worden. An den Geschlechtstheilen ist in der Regel nichts Krankhaftes wahrzunehmen; doch sah Wiborg in zwei Fällen Hydatiden am Uterus und an den Ovarien. Auch will Wiborg bei den an der Krankheit verstorbenen Kühen das kleine Gehirn in einem inflammatorischen Zustande gefunden haben. — Bei Thieren, die der Krankheit wirklich erlegen sind, findet man außerdem noch große Abmagerung, blasses, welkes, unangenehm riechendes Fleisch, wässrige Anhäufungen im Zellgewebe, Tuberkeln und Geschwüre an den Eingeweiden u. s. w.

Was die Ursachen der Krankheit betrifft, so spielt unverkennbar eine excessive Erzeugung von Nahrungsfäulen eine Rolle dabei. Denn sie befällt immer sehr wolffastige, gut gedeihende Thiere, namentlich Milchkühe, die nicht befruchtet werden; dagegen nicht leicht Kühe, welche viel Milch geben und zum Kalberziehen benützt werden, ebenso nicht häufig benutzte Buchtblullen oder Arbeitsschäfen, oder mager gehaltenes Vieh. Reichliche, stark nährnde Fütterung, verbunden mit Ruhe, gibt eine Disposition zur Krankheit; daher sie öfter in Masslällen, in Mühlen, in Brauereien vorkommt. Die Witterung und besondere Localitäten sind aber auch von Einfluss auf das Entstehen der Krankheit. Häufiger zeigt sie sich in nassen Jahren, bei lüppigem Graswuchs, auf sogenannten Bettweiden, in niedrigen, dunstigen Ställen; seltener in

trockenen Jahren, und bei Thieren, die auf Höhen und an trockenen Orten weiden. Da übrigens durch eine gute Ernährung zunächst nur eine üppige Fettproduction hervorgerufen zu werden pflegt, so muß offenbar noch ein besonderes Moment daneben wirksam sein, wodurch es geschieht, daß mit der Fettablagerung sich jene eigenthümliche Excretenzen aus den serösen Häuten der Brust- und Bauchhöhle vergrößern. Das Versiegen der Milch, der aufgeregte Gattungstrieb und die Unfruchtbarkeit stehen wol unvereinbar in einer Beziehung zur Krankheit; nur bleibt es immer zweifelhaft, ob man sie als Folgen oder als Ursachen der Krankheit anzusehen hat. — Von Frenzel wurde das frühe Vergatten der Thiere als Krankheitsursache bezeichnet. Dupuy betrachtet den anhaltenden Genuß solcher Substanzen, welche an phosphorfauren und kohlensauren Kalke reich sind, wie Körnersutter, Kleie, Klee u. s. w., als die Hauptursache der Krankheit. — Die Krankheit gehört nicht zu den ansteckenden; auch ein Verröthen der Krankheit von der Mutter auf die Kälber, wie es Wollstein annahm, ist durch gar Nichts erwiesen.

Die Prognose ist im zweiten Hauptstadium der Krankheit, bei den sogenannten magern Franzosen, eine durchaus ungünstige; nur bei den fetten Franzosen läßt sich vielleicht durch eine geeignete Behandlung Heilung erwarten. Leider ist aber die Krankheit dem ersten Beginnen fast nicht zu erkennen, und jedenfalls ist es ökonomisch vortheilhafter, jedes Kind, welches durch rasch eintretende Fettleibigkeit, durch Versiegen der Milch, durch öfters wiederkehrende Veranflüstung, durch Husten sich verächtlich zeigt, alsbald zu schlachten, oder an den Schlächter zu verkaufen, als eine zweifelhafte Cur anzufangen. Denn wenn auch die letztere gelingt, so verliert das Thier immer an Werth, weil es in einen mageren Zustand übergeführt werden muß, und der Verlust wird durch die Medicin- und Futterkosten nur noch erhöht. Sollte übrigens zu Anfang der Krankheit ein Heilungsversuch gemacht werden, so könnte die Indication nur die sein, den gezielten Reproductionsproceß herabzusummen. Neben der Vermeidung und Entfernung der besondern schädlichen Einflüsse und der Anordnung einer mageren Diät würden im Besondern anzurathen sein: Blutenziehungen 5—8 Pf., alle 4—5 Tage, Haarfelle an die Brust, einige Male wöchentlich als Abführungsmittel 1—1½ Pf. Kali sulphur. oder Natr. sulphur., oder 10—15 Gran Calomel. Vor allem dürfte aber die freilich kostspielige Anwendung des Jods passend sein. — Wollstein empfahl als einziges Mittel frisches Kaltwasser zum Getränk, also gerade eine Substanz, von deren Genuß Dupuy neuerer Zeit die Krankheit hat ableiten wollen. Früher empfahl man ein Decoct von Franzosenholz, wobei man ohne Zweifel von der fälschlich angenommenen Identität der Krankheit mit der Syphilis ausging.

Der Genuß des Fleisches von Thieren, die mit der Franzosenkrankheit behaftet sind, ist ersahrungsgemäß der Gesundheit nicht nachtheilig, so lange nur noch kein kachektischer Zustand eingetreten ist, und so lange das Fleisch noch ein gesundes Aussehen besitzt. Die Benutzung des

Fleisches von mageren Franzosen ist aber allerdings unstatthaft. Deshalb ist die Franzosenkrankheit ein für die Fleischschau wichtiger Gegenstand. Da man ebendem in Deutschland allgemein die Ansicht theilte, die Franzosen seien ein der Syphilis des Menschen ähnliches, oder ein wirklich syphilitisches, etwa durch Sodomit erzeugtes und sich forterbendes, Uebel; so wurde das Ausschachten solcher kranken Thiere durch obrigkeitliche Verordnungen mit verschärften Strafen belegt; solche kranke Thiere sollten dem Abdecker zufallen. Der Abdecker nahm außerdem auch wol selbst das Messer und das Bell in Anspruch, dessen sich der Schlächter beim betreffenden Stüde bedient hatte. Der Schlächter seinerseits konnte den Kaufschilling vom Verkäufer reclamiren. Gegen diese, auf unwahre Voraussetzungen sich stützende, Mißbräuche erklärte sich Heim 1782, sowie Graumann 1784, und schon 1785 wurden sie gesetzlich durch ein Publicandum der preussischen Regierung abgeschafft, in welchem auch der Genuß des Fleisches für unschädlich erklärt wurde. Diese Ansichten fanden allmählig auch in den übrigen Staaten Eingang. Jenes Publicandum verordnete auch, daß dem Verkäufer des geschlachteten Viehes auf keine Weise zugemuthet werden soll, das erhaltene Kaufgeld zurück zu geben. Späterhin wurde jedoch in Preußen die Franzosenkrankheit ausdrücklich wieder als Gemährsmangel aufgenommen, und es wurde die Gewährzeit auf acht Tage festgesetzt. Auch in andern teutschen Ländern, sowie in der Schweiz, gilt die Krankheit als Rehibitionseifer, und es ist eine Gewährzeit von 4—8 Wochen bestimmt.

(Fr. Wilh. Theile.)

FRANZÖSISCHE GESETZGEBUNG UND FRANZÖSISCHES RECHT. Frankreichs Geschichte ist die Geschichte einer Nation, welche nach 1300jährigem resultatlosem Bestehen sich endlich zu der Alternative durchgeschlagen hat, entweder schwachvoll unterzugehen, oder von Vorn anzufangen, und welche dieses Letztere mittels einer furchtbaren Zerrümmung des ganzen Baues ihrer Vergangenheit, aber auch mittels einer großartigen Befreiung ihrer in diesen Bau verzaubert gemessenen geistigen Mächte vollbringt. Bis zur Revolution ist die französische Geschichte ihrem vorherrschenden Charakter nach das ruhige Spiel negativer Mächte, welches nur ausnahmsweise von Perioden einer erfreulichen, sich selbst betheiligenden und gleichenden Ordnung unterbrochen wird. In solchen Glanzpunkten der französischen Geschichte scheint die Nation aus einer vorausgegangenen Misere sich plötzlich mit einer Energie und Positivität erlöst zu haben, als sei an keinen Rückfall zu denken, als müßten von nun an alle einzelnen nationalen Mächte in harmonischer Verschönerung auf der gewonnenen Basis sich weiter entwickeln. Aber alsbald lösen sich die verschlungenen Bande wieder, Willkür und Heimtücke, Tyrannie und Anarchie kehren die Ordnung von Neuem um; was positive Errungenschaft schien, erwies sich als ein geniales Improptum ohne tieferen Halt; was das Ansehen einer nachhaltigen Energie hatte, stellt sich als ein vorübergehender Enthusiasmus dar; kurz, der französische Nationalcharakter scheint diese soliden Spannung auf Ein großes Gesamtinteresse

nicht über die Dauer einer bloßen Ausländlichkeit hinaus aushalten zu können, und zersplittert seine Kraft von Neuem in dem Hasen nach einzelnen Interessen von mehr unmittelbarem Reize, in deren unvermeidlichem Conflict die negativen Mächte adremals triumphiren. Unter den schonungslosen Tritten der letztern reißt die kaum angebrochene Entwicklung wieder ab, während sie selbst sich eine Geschichte schaffen, welche alle Stufen der Willkür von der schamlosten Brutalität an bis zur feinsten Intrigue, die zur raffiniertesten Lüge, endlich freilich auch bis zur äußersten Selbsterhöhung in sich darstellt. Ob auch das mißhandelte Volk von Zeit zu Zeit die Faust drohend gegen diese Schmach erhebt, so fehlt es ihm doch zur Ausführung an der desonnenen und consequenten Energie; denn es stützt sich dabei nur auf historische Rükereinerungen, auf ein dann und wann ein Mal genossenes, aber wieder aufgeschwundenes Gut, nicht auf ein ledendiges, dis in die Gegenwart organisch hineinreichendes Resultat seiner nationalen Selbstethätigkeit. Schon möchte man an einem innern, geistigen Zusammenhange in dieser chaotischen Reihenfolge von Begebenheiten, so denkwürdig dieselben für sich auch sein mögen, verzweifeln; man möchte fragen, ob diesem planlosen Geschehen ohne andern erkennbaren Fortschritt, als die immer übermüthigere Entwicklung der Willkür, in der That die Bedeutung zukomme, eine Erscheinungsweise des allgemeinen Geistes zu sein: da auf einmal löst die Revolution dieses Räthsel aus! Entschiedenste zu Ehren der französischen Nation, aber freilich auch auf eine Weise, die ihres Gleiches nicht weiter hat. Der Grund dieser entlichen grandiosen Entwicklung aller vorausgegangenen Verwicklungen kann hauptsächlich nur darin gefunden werden, daß der geistige Fonds der französischen Nation an sich von einer Zähigkeit und Ausdauer gewesen sein müsse, die ihm seinen Mangel an dem Geschick, sich vom Anfang an zum Princip und Kerne der Geschichte zu machen, gleichwol nicht zum Verderben ausschlagen ließ, ja die ihn unter der schwülstigen und ausbreitenden Atmosphäre, welche ihn über ein Jahrtausend lang zu erstickern demütht gewesen war, dennoch die seiner ursprünglichen Frische und Entwicklungsfähigkeit erhielt. Als nun unter Ludwig XVI. der gedankenlose Wust einer altersschwach gewordenen Willkür rasch wie ein sinkender Schaum sich in sich selbst zu verzehren, als die geistige Potenz der Nation in der hinzutretenden freieren Lebenslust zu Schwellen begann und nun endlich unter der letzten Dunstwolke zum überraschenden Vorzeichen kam, da holte diese geistige Macht mit reißender Schnelle, mit einer welterschütternden Maßlosigkeit innerhalb einer Spanne Zeit eine Entwicklung nach, die naturgemäß schon seit 1300 Jahren Schritt für Schritt hätte vor sich gehen sollen, und die so unnatürlicher Weise hieran verbunden worden war. In dieser ersten, aber auch um so großartigen Epoche der französischen Geschichte drängte sich der ganze bis dahin gewaltfam aufgelaute Stoff zu einem einzigen furchtbaren Durchbruch zusammen; und es ist kein Wunder, wenn dieser Durchbruch ebenso wol die gesammte, gleichsam zu einer eigenen Species verschmolzene Barbarei aller vorausgegan-

nen Jahrhunderte, als auch die volle, in Eins concentrirte geistige Macht dieser Vergangenheit mit sich führte. Es trat ein Umschwung der Dinge ein, der zunächst freilich das entgegengesetzte Extrem nicht vermeiden konnte, weil die bisherigen negativen Mächte selbst erst wieder von Grund aus negiert werden zu müssen schienen, der aber bald die feste positive Basis zu Stande brachte, auf welcher die Geschichte Frankreichs seitdem sich neu aufbaute und ein inneres Princip zur Entwicklung gebracht hat, welches trotz der fernern politischen Stürme doch nicht wieder aus der Fassung gerathen ist, vielmehr von Stufe zu Stufe sich bewusster und fräftiger ausgeprägt hat.

Die Revolution schiedet hiernach die Geschichte Frankreichs in zwei Haupttheile, deren erster seine Begriffslichkeit erst in dem zweiten findet, während der zweite ohne den ersten nicht minder ein Unbegreifliches wäre. Hierdurch wird zugleich der Standpunkt bestimmt, den man bei der Beurtheilung der französischen Geschichte im Großen und Ganzen zu nehmen hat; und wenn man denn ferner die unmittelbar vorliegende Grundidee der Revolution, nämlich die entliche Emancipierung und Constatierung der heiligsten Rechte des Volkes, sowie die thatsächliche Vollstreckung dieser Idee gegen das Königthum und die Aristokratie ins Auge faßt, so ergibt sich mit Nothwendigkeit die Verfassungsfähigkeit der Geschichte vor der Revolution eben dastanden haben werde. Hierdurch wird die Betrachtung nun aber unmittelbar auf das Reichthum hinübergeleitet, wie denn überhaupt bis zur Revolution die Rechtsgeschichte in Frankreich mit der politischen aus Innigkeit zusammenhängt, weil die Idee der freien Persönlichkeit, also das Privatrecht es nicht zu einer unabhängigen und selbständigen Stellung dem Staate und dem Königthum gegenüber zu bringen vermag; daher denn die Rechtentwicklung vorzugsweise in der Form des öffentlichen Rechts, dessen Inhalt aber, seiner Idee zuwider, größtentheils privatrechtlicher Natur ist, vor sich geht, somit häufig nur als die Rehrseite politischer Vorgänge, und nur ihrer allgemeinen positiven, bei der Gründung der Monarchie bereits gegebenen Basis nach, d. h. als römisches *jus scriptum* oder als germanisches Gewohnheitsrecht, im Ganzen als unabhängig von der politischen Gestaltung der Dinge sich darstellt. Das Königthum, die Aristokratie, Feudaladel und höhere Geistlichkeit und das Volk, dies find die drei Phasen, in denen die politische, wie die Rechtsgeschichte Frankreichs vor der Revolution verläuft, aber — wol zu merken — nach der Methode einer Entwicklung verläuft, die nie zu sich selbst gelangt, weil sie ewig nach ihren ersten Grundgesetzen, nach der festen, unerschütterlichen Normierung ihrer hauptsächlichsten Factoren sucht, und wenn sie die des einen gefunden zu haben glaubt, darin alsbald wieder eine Herausforderung für den andern erkennen muß, durch die sie von Neuem in den Widerspruch mit sich selbst verwickelt wird. Während die teutsche Geschichte durch die Reichsverfassung, die englische durch die Magna charta im Voraus bestimmt und grundgesetlich beherrscht erscheint, schließt die französische, eines solchen Vortheils entberend und durch die Unbestimmtheit ihrer vorhin genannten drei Factoren sich

selbst unklar, in dem Gebiete einer Möglichkeit umher, die nur zu häufig durch eine unbersehbare Kluft von der Wirklichkeit getrennt ist, und daher einen großen Theil der Anstrengungen dieser Geschichte dem Nichts entgegenführt. So sind die Gestaltungen, die sich der französische Geist während des tragischen Zeitraums gegeben hat, weit mehr das Schauspiel großartiger, oft genialer Verirrungen, die am Ende in sich umkehren und sich auf die weit zurückliegende rechte Straße bestimmen müssen, als die Manifestationen eines im Großen und Ganzen seiner selbst gewissen und seines Verhältnisses zu dem allgemeinen Weltgeiste sich bewußten Nationalcharakter. Bei ihrem leichten, sanguinischen Temperamente haben die Franzosen diese Aufschwünge ihrer selbst ertragen können; sie haben sich an Ecstasen ergötzt, wo der eine große Effect, der ihnen Noth that, nicht gelingen wollte; sie haben endlich selbst den Mangel einer tiefern nationalen Sittlichkeit, der die Folge ihrer tumultuarischen Geschichte sein mußte, kaum geklagt, indem sie dafür desto eifriger von der gloire geseht.

Besteht es nun den Interessen des Königthums, der Aristokratie und des Volks selbst in ihren Grundzügen an einer positiven Unterwerfung und Verbindung unter einander, welche die historischen Kämpfe, deren sie keinen Falls überhoben sein konnten, doch einer gewissen methodischen Nothwendigkeit und dem Gesetze einer gegenseitigen Förderung und Vermittelung zu unterwerfen vermocht hätte, so war es eine natürliche Folge, daß in Frankreich mehr als anderswo die äußere Macht mit ihrem ganzen Schape von Aufsicht und Willkür über das Schicksal der Nation, und namentlich auch über die Entwicklung des Rechtsmoments entschied. Man kann daher auch allerdings eine gewisse, freilich tief verschleierte, Einseitigkeit der geschichtlichen Ereignisse vor der Revolution in dem Streben finden, das hohle Princip der Macht, gleichviel, in welcher Sphäre und zu welchen Zwecken es sich bethätigte, über Bord zu werfen, damit Recht und Ordnung rein durch ihre eigene Auctorität freies Spiel gewinnen möchten. Allein jenes Princip war zu tief begründet, es hatte seine Garantie — und damit trifft man auf den bestimmtern historischen Grund, der die nachfolgenden Erscheinungen erklärt — in nichts Geringerem, als in den Auspicien, unter denen die Monarchie selbst begründet wurde, und welche auch für ihre ferneren Ergebnisse von Einfluß blieben. Diese Begründung des neuen französischen Staats war thatsächlich nichts Anderes, als die Übersiedelung eines freien germanischen Volkes und seiner ursprünglichen Verfassung auf ein Gebiet, welches das tiefe Gepräge der Unfreiheit und des Despotismus trug; ihrem historischen Principe nach dagegen war sie die Unterdrückung eben dieses Volkes nach eben dem Grundsatze der absoluten Monarchie, die in dem neuen Vaterlande durch die Römer bereits eingebürgert worden waren. Diese Unterwerfung lag natürlich weder in der Würdigkeit der freien Franken, welche den neuen Staat vielmehr selbst ins Leben gerufen hatten und in ihm herrschten; noch auch kann man dieselbe gradezu als einen politischen Gedanken der fränkischen Heerführer, welche die

Eroberung Galliens leisteten, betrachten. Sie war vielmehr durch die Umstände vorausbestimmt, durch die unvermeidliche Aufnahme des in Gallien vorgedrungenen Zustandes in den neuen Staat als eines Bestandtheils desselben, und durch alle Folgen dieser Zusammenfügung, insbesondere durch den monarchischen Geist, der das germanische Element aus dem Römerthume unwillkürlich anwachte und mit seiner feimern Organisation blendete, vorzugsweise aber dem Oberhaupt der Franken zur Folie, wie zur Lection diente; durch den Zwiespalt zwischen dem germanischen und dem römischen und gallischen Elemente, die den neuen Staat in eine unangenehme und nothwendig auszuwiegende Differenz mit sich selbst versetzte, und deren allmähliche Ausgleichung ummöglich ohne eine theilweise Aufopferung der germanischen Ursprünglichkeit und Selbständigkeit vor sich gehen konnte; durch das Institut der christlichen Kirche mit ihren bereits hierarchischen Tendenzen, ein Moment, welches sich aus dem neuen Staate allmählig erst hätte entwickeln sollen, anstatt ihn von vorn herein mit zu bestimmen. Kurz, die Gründung dieses Staates war eine künstliche Zusammenfügung heterogener Elemente, welche ohne monarchische Einheit und Gesamtheit nicht bestehen konnte. Sobald daher die Geschichte desselben sich in lebhaftere Bewegung setzte, fing auch das Königthum an, sich auf Kosten der ursprünglichen Volksherrschaft zu entwickeln. Diese Richtung auf stete Vergrößerung der königlichen Auctorität ist seitdem in der Geschichte Frankreichs geblieben, ja sie bildet den Grundzug derselben, auf welchen alle ihre übrigen Bewegungen bezogen bleiben, so oft sie auch in ein selbständiges Gleis einlenken möchten. Von Zeit zu Zeit geht freilich diese Auctorität in ihrer eigenen Aueartung unter; dann triumphiert die Macht der Aristokratie, die ursprünglich von ihr selbst hervorgerufen und organisiert worden ist, um ihr zum Schutz und Trutz gegen die Volksherrschaft zu dienen, und die ihr nun den Rang ablaufen möchte; alsbald aber erhebt sich das königliche Ansehen von Neuem, um mittels Erhebung des Volkes und Demüthigung der Aristokratie eine neue, höhere Bahn seiner Entwicklung zu durchlaufen, Anfangs in edler, würdiger Haltung, später aber, wo ihr der Dumm mit dem Volke lässig wird, nur in einer höhern Potenz der Willkür, bis sie bei neuer, schlimmerer Ausartung abermals als ein Opfer der Aristokratie und in den späteren Jahrhunderten auch des Volkes fällt. Alle diese Evolutionen sind ihrem vorherrschenden Charakter nach bloße Veränderungen einer hohen Macht und Willkür, nur daß sich diese Dämonen, wie gesagt, am liebsten und häufigsten in der Sphäre des Thrones halten. Sie zerstören alsbald den Ergen wieder, den ein neuer Aufschwung der königlichen Auctorität Anfangs gestiftet hat; sie machen die rechtlichen, sozialen und staatlichen Gestaltungen verboren und verschumpfen, indem sie sie zu Formen ihrer particularen Interessen aushöhlen, oder die Bedingungen ihrer Fortbildung zerstören; sie erzeugen alle Gräuel der Tyrannei und der Anarchie, bald in offen daherrausender Blutgierigkeit, bald unter dem Drückmantel der schändlichsten Intrigue, des abgefeimtesten Jesuitismus, der heuchlerischsten Politik. Und

aller dieser Fluch trifft vor Allem das Volk; an ihm lassen die Könige und die Aristokratie ihren Haß und ihre Ränke zugleich aus, ohne daß das Volk in der Lage wäre, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, oder durch den geistigen Föhn, der ihm anvertraut ist, über seine Widersacher zu liegen. Denn es sucht vergebens nach dem durchgreifendsten rechtlichen Organismus, durch den es sich zu einer sittlichen und politischen Macht verbinden könnte; alle seine Bestrebungen in dieser Hinsicht müssen an der wilden Verfallungslosigkeit der königlichen und der aristokratischen Macht scheitern, und an eine Organisation der letzteren ist um so weniger zu denken, als Königthum und Aristokratie im steten Conflict begriffen sind und sich nicht zu setzen vermögen. Aber das Volk muß endlich siegen, damit die Geschichte geteilt werde, wäre es auch mit dem erschütternden Untergange des Königthums und der Aristokratie.

Nach der vorherrschenden Bedeutung, welche die königliche Auctorität in der Geschichte Frankreichs einnimmt, und wodurch sie nach den politischen Ereignissen auch den Gang der Rechtsentwicklung bestimmt, scheint es angemessen, die einzelnen Perioden der letzteren während des Zeitraums vor der Revolution nach den einzelnen Epochen abzutheilen, in welchen das Königthum aus seinem Verfall von Neuem sich erhebt und dadurch zugleich die Rechtsentwicklung verjüngt und bereichert. Es würden also zu unterscheiden sein:

1) die Periode der Merovinger und Karolinger, oder die erste Entwicklung des Königthums und dessen Untergang in dem Feudalismus (von Chlodwig bis Hugo Capet, 486—1087);

2) die Periode der Capetinger und Valois, oder der Sieg der königlichen Auctorität über den Feudalismus und ihre abnormale Ausartung unter der Macht religiöser Wirren (von Hugo Capet bis Heinrich IV., 987—1589);

3) die Periode der Bourbonen, oder der Sieg der königlichen Auctorität über die religiösen und die damit verbundenen bürgerlichen und staatlichen Wirren und ihr letztes Unterliegen im Kampfe mit den Interessen des Volkes überhaupt (von Heinrich IV. bis Ludwig XVI., 1589—1789).

I. Vor der Revolution. Erste Periode.

Frankreich verdankt seinen Ursprung den Franken, einem Bunde freier germanischer Völker, welche nach und nach ihr Vaterland vertieften, um in Gallien den Römern eine neue Heimath abzujampfen. Ihr Herrführer, Chlodwig I., der eigentliche Gründer des fränkischen Staates, machte 486 in der Schlacht bei Soissons der römischen Herrschaft in Gallien ein Ende, trat 496 nach einem Siege über die Alemannen mit einem großen Theile seines Volkes zum Christenthum über, setzte sich eben damals zu Rheims die Königskrone auf, die indessen noch Nichts weiter als eine bloße Decoration sein konnte, brachte 500 einen bedeutenden Theil von Burgund unter seinen Scepter, erschütterte 507 die Herrschaft der Westgothen

im südlichen Frankreich, und unterwarf sich endlich auch noch die Briten in Armorica (Bretagne), so daß er bei seinem Tode (511) fast den ganzen Flächeninhalt des heutigen Frankreichs unter seiner Herrschaft vereinigt hatte. Unter seinen Nachfolgern (den Merovingern) fielen zwar häufig Theilungen des Reichs vor; es kamen aber auch neue Länder, z. B. das übrige Burgund, unter fränkischen Scepter, und jedenfalls behauptete sich dieses in dem Maße, daß Karl der Große in Frankreich selbst nur noch die Westgothen in Aquitanien zu unterwerfen hatte, um das ganze Land unter fränkische Herrschaft zu bringen, unter welcher es seitdem geblieben ist.

Diese Monarchie umfaßte also folgende Völker: 1) Franken und Burgunder, 2) Römer, 3) Briten, 4) die alten, schon von den Römern geknechteten, Gallier (keltischer Abstammung) und 5) Westgothen, diese freilich nur in Libertätsein. Das germanische und specieller das fränkische Element war natürlich das schließlich überwiegende und maßgebende; die übrigen Völkerstämme waren nach germanischen Begriffen als die Besiegten der Sklaverei verfallen, die indessen nicht in dem Maße ausgebüßt wurde, daß sich ihr Recht, ihre Sitten und Einrichtungen nicht noch eine Zeit lang hätten erhalten und bei der allmähigen Verschmelzung aller dieser nationalen Verschiedenheiten selbst mit in Betracht hätten kommen sollen. Eine Ausnahme in der Meinung der Sieger machten außerdem wenigstens die höheren Classen der Römer, und zwar in Folge der hohen Achtung, in welcher das römische Reich auch noch zur Zeit des Erblichseins seines alten Glanzes bei den Barbaren stand. So respectirten die letztern denn auch das römische Recht, nach welchem die von ihnen besiegten Römer lebten. Der westgothische König Alaric II. machte dieses Recht sogar zu einem Gegenstande seiner legislatatorischen Sanction, indem er für die seiner Herrschaft unterworfenen Römer im J. 506 ein eigenes, aus römischen Rechtsquellen zusammengestelltes, Rechtsbuch, das sogenannte *Breviarum Alaricianum*, publiciren ließ; gleiche Bewandniß hatte es mit der wahrscheinlich unter dem burgundischen Könige Sigismund (gest. 523) entstandenen *lex Romana Burgundionum* (später irrthümlich *Papianian* responsum oder *liber responsorum* genannt). Neben diesen beiden Rechtsbüchern, von denen das *Breviarum* auch über die Grenzen des westgothischen Reichs hinaus in Gebrauch kam, galt für die Römer der Theodosianus codex. Inzwischen umfaßte das Gebiet des römischen Rechts nur die südlichen Provinzen des alten Galliens, weil nur diese der unbedingten Herrschaft der Römer unterworfen gewesen waren; im Norden hatten sich die ursprünglichen Rechtsgewohnheiten erhalten; da aber diese sich nicht dazu eigneten, mit dem gleichfalls aus Gewohnheit herwührenden Rechte der Franken, welche grade in den nördlichsten Theilen des Landes den Grundstein ihrer Herrschaft gelegt hatten, einen charakteristischen Gegenfuß zu bilden, so fanden sich im Wesentlichen nur das römische Recht als *jus scriptum* und das davon unabhängige, vorzugsweise germanische *Gewohnheitsrecht* gegenüber. Dieser zugleich durch geographische Grenzen fixirte Hauptunterschied des

in Frankreich geltenden positiven Rechts hat die spätere Einteilung des französischen Rechtsgebiets in pays du droit écrit und pays du droit coutumier veranlaßt, und ist bis zur Revolution praktisch geblieben. Dieser Unterschied fällt mit dem von Langue d'oïl und Langue d'oïl zusammen, welcher überhaupt eine nationale Bedeutung hat.

Trotz dieser geographischen Conderung erlud das eine Recht den Einfluß des andern. Das römische Recht imponierte dem Gewohnheitsrechte der Barbaren ohne Zweifel durch seine historische Auctorität und seine vollendetere Form. Die französischen und burgundischen Könige ahmten nicht nur in ihren Gesetzen und Erlassen die Ausdrucksweise der Constitutionen und Rescripte römischer Kaiser nach, wobei sie sich zugleich der lateinischen Sprache bedienten, sondern ließen es sich auch angelegen sein, die Rechtsgewohnheiten ihrer Völker in förmliche Gesetzbücher, wie die Römer sie hatten, zu bringen. Von solchen unter dem Namen *leges barbarorum* im Gegenfaze der *lex Romana* bekannten Aufzeichnungen der Rechtsgewohnheiten sind hier die *lex Salica* und *Ripuaria*, beide den Franken angehörig, welche sich nach ihrer ursprünglichen Heimath in falsche und ripuarische Franken theilten, und die *lex Burgundionum* (*Gundobada*, loi *Gombette*) zu nennen. Diese *leges* scheinen übrigens ziemlich gleichzeitig mit der westgothischen und burgundischen *lex Romana* entstanden zu sein, so daß weniger die letztere, als vielmehr die sonstigen geschriebenen Gesetze der Römer, namentlich der *Theodosianus codex*, das Beispiel dazu gegeben haben dürften. Vor *Chlodwig I.* und zwar vor dessen Uebertritt zum Christenthum, ist übrigens die *lex Salica* wol nicht niedergeschrieben; die *lex Ripuaria* entstand unter dessen Sohne *Theodorich* (gest. 534) und die *lex Burgundionum* unter dem burgundischen Könige *Gundobald* (gest. 516), und zum Theil noch unter seinem Sohne *Sigismund*, demselben, welcher auch seinen römischen Unterthanen eine *lex Romana* gab. (Vergl. *Schönn's Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte*. §. 33 sq.)

Während das germanische Recht auf diese Weise dem römischen die Form ablernte, behauptete es andererseits doch den Vorrang seiner nationalen Principien und Institute in allen den Fällen, wo es sich um Rechtsverhältnisse zwischen Römern und Franken (oder Burgundern) handelte. In dieser Hinsicht wurde namentlich das eigenthümlich germanische Princip, wonach Rechtsverletzungen verschiedener Art mit einer Vermögensbuße gesühnt wurden, oder doch gesühnt werden konnten (ein Princip, welches sowohl für den Verletzer, den es vor der Privatrathe des Verletzten schützte, als auch für diesen eine besondere volkrechtliche Begünstigung enthielt, die man nur genießen konnte, wenn man zu einem solchen Volkrechte geboren, oder durch ein Schutzverhältnis darin aufgenommen war), auch auf die Römer angewandt; dies ersparte aber zugleich eine gesetzliche Bestimmung derjenigen Bußen, welche rücksichtlich der Römer gelten sollten; denn es kam dabei unter Anderem der nationale und standesmäßige Werth, den man dem Verletzten zuschrieb (bei Wundungen oder Körperverletzungen das Wergeld), in Betracht, und

wenigstens in dieser Hinsicht mußte ein Unterschied zwischen Römern und Franken oder Burgundern gemacht werden. Dies geschah nun vorzüglich in der *lex Salica* und *lex Burgundionum*. Aber auch in andern Beziehungen fand sich Veranlassung, diese Rechtsaufzeichnungen zugleich mit wirklichen gesetzlichen Normierungen der Rechtsverhältnisse zwischen Römern und Germanen zu vermehren, und so die Gültigkeit germanischer Rechtsbegriffe auch auf die Römer zu übertragen, zumal mit dem gedachten Principe des germanischen Rechts, noch andere Eigentümlichkeiten des letztern zusammenhängen, die sich, wie überhaupt Alles, was für einen Vorzug des Volksrechts der Sieger gelten durfte, dem fremden Rechte in Conflitionsfällen nicht fügen konnten, sondern dieses letztere unter sich demüthigen mußten.

Am deutlichsten behauptete aber das germanische Recht seinen Vorrang vor dem römischen in politischer Hinsicht, und zwar in dem Maße, daß Römer sich eigentlich politische Rechte nur in Folge besonderer Zugeländnisse, deren sie etwa wegen hervorragender persönlicher Eigenschaften würdig erschienen, und auch nur in Bezug auf die fränkische Volks- und Staatsverfassung zu erfreuen hatten. Ihre staatsbürgerliche Stellung im Allgemeinen entsprach zwar gewissermaßen der der Franken, indem es, abgesehen von denjenigen Römern, welche das Loos der Unfreiheit getroffen hatte (*Romani tributarii*) zwei Stände desselben unter ihnen gab, von denen die eine die *Romani convivia regis*, einen gleichen Rang, wie der fränkische Adel, behauptet, und sich gleich diesem in der Dienstfolge des Königs begeben hatten, die andere aber, die *Romani possessores*, den fränkischen Gemeinfreien gleich als freie Grundeigenthümer lebten. Aber schon hier fand ein wesentlicher Unterschied zwischen Römern und Franken darin statt, daß nur jene von den fränkischen Königen unumschränkt als Unterthanen beherrscht werden konnten, daß sie Abgaben zahlen mußten, und dem Könige ohne Unterschied zur Dienstfolge, namentlich zu Kriegsdiensten, verpflichtet waren, während die freien Franken kein Strafgehalt des Königs über sich anerkannten, ihm keine Abgaben zahlten, und, abgesehen von der besondern Verpflichtung des Adels zum Dienstfolge, rücksichtlich der Kriegsunternehmungen des Königs dem Grundsatz folgten: wo wir nicht mit gerathen, da wollen wir auch nicht mit thaten. So kam denn auch das Recht, die gemeinern und wichtigeren Volks- und Regierungsgeschäften, z. B. Kriegsunternehmungen, die Thronfolge, die Gesetzgebung u. s. w., in jährlichen Volksversammlungen zu beraten, schon wegen seines germanischen Ursprungs, dann aber auch wegen der darin liegenden politischen Vorzugung nur den freien Franken mit Ausschluß der Römer zu; und nur ausnahmsweise oder im Verlaufe der Zeit wurden auch Römer, oder selbst angesehenere Gallier dazu berufen. Reichter wurde den Römern der Zutritt in dem Staatsrathe des Königs, da es dem Könige frei stand, in diesen überhaupt Männer von höherer Geistesbildung aufzunehmen. Im Ganzen kamen die Römer unter der fränkischen Herrschaft mehr und mehr zurück; ihre Cultur artete aus, ihr historisches Ansehen verblühte

mit der Zeit; fiscalische Ämter, die man ihnen Anfangs gelassen hatte, weil sie dieselben am besten im Interesse des Fiscus zu verwalten verstanden, gingen mit dem Hervortreten fränkischer Einrichtungen auf Franken über; ihre Gemeindevorstellungen, die sich in einigen Städten des mittleren Galliens unter den Franken erhalten hatten, gerieten in Verfall, und endlich kam es selbst dahin, daß in Rechtsstreitigkeiten der Römer unter sich nicht mehr Römer, sondern Franken zu Gerichte saßen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich hinsichtlich des öffentlichen Rechts, daß die Franken auch in den neuen Eroberungen das alte germanische Princip nicht vergessen hatten, wonach jeder freie Mann über die Angelegenheiten seines Volkes (ursprünglich seiner Gemeinde oder sonstigen Genossenschaft) mit zu entscheiden hatte, und den Anführern in dieser Hinsicht überall kein Übergewicht, sondern nur die Ausführung des Beschlossenen, sowie die persönliche Achtung zulaut, auf welche sie sich durch hervorragende Eigenschaften ein Recht erworben hatten. Die fränkischen Oberhäupter waren, Anfangs wenigstens, Könige in der That nur in sofern, als sie ein Volk, wie die Römer, zu unterthanen und von den römischen Kaisern gelernt hatten, sich königlich einzurichten und zu gebahren. Aber freilich mußte sich auf diesem Wege manches Fremdartige auch in die fränkische Staatsorganisation einüberschleichen, wodurch die ursprüngliche Einfachheit derselben allmählig verloren, und ein gewisses Übergewicht der königlichen Macht auch in die fränkischen Volksangelegenheiten überging. Obgleich I., der schon durch seine bedeutenden Eroberungen sich ein gewichtiges, persönliches Ansehen bei seinem Volke verschafft hatte, und dieses Ansehen durch eine meistens dem Römertume abgelehnte äußere Majestät noch blendender zu machen wußte, entledigte sich zugleich der übrigen fränkischen Hauptlinge, zog den Abel mit stärkeren Banden in sein Interesse als König, und eröffnete durch seinen und des Volkes Eintritt zum Christentume der Geistlichkeit einen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, welchen das Volk nicht zurückweisen konnte. Die politischen Verwicklungen, welche unter seinen Nachfolgern, vorzüglich in Folge der Theilungen des Reiches, eintrifften, und denen es an einer starken leitenden Hand fehlte, die gräulichen Schandthaten, durch welche im Schooße der Merovingischen Königsfamilie selbst das blutige Loos über den Besitz des Thrones geworfen wurde, waren freilich keineswegs geeignet, die königliche Macht zu befestigen und auszubreiten; sie beeinträchtigten aber die Souveränität des Volkes doch in sofern, als sie das Recht desselben, über die Thronfolge mit zu entscheiden, mehr oder weniger in den Hintergrund drängten, und überhaupt einen Geist der Unordnung hervorriefen, in Folge dessen das Volk den festen Gesichtspunkt seines politischen Verhältnisses zu der königlichen oder jeder andern, sich an deren Stelle setzenden, Gewalt aus den Augen verlor. Es machte sich vor allem Andern das Bedürfnis einer einheitlichen Macht fühlbar, welche überhaupt nur Ordnung und Haltung in den taumelnden Staatskörper zurückzubringen im Stande wäre, zumal auch von Augen her, wie namentlich durch die

Sarazenen, Berräthung drohte; und als nun die wachsende Auctorität der Major domus jenem Bedürfnisse zu entsprechen anfang, als endlich Pipin der Kleine jussu et auctoritate Pontificis, d. h. durch eine Usurpation, die außer dem Willen des Volkes doch noch eine höhere Sanction zu erfordern schien, zur Krone Chilberichs gelangte, da war mit dieser schon ganz das Gepräge einer monarchischen Staatsentwicklung tragenden Reorganisation auch eine Modification der politischen Stellung des Volkes vor sich gegangen, welche einen nicht unbedeutlichen Theil der ihm ursprünglich zustehenden Regierungs-, Gesetzgebungs- und Richter Gewalt auf den König übertrug.

So kann schon zur Zeit der Merovingier der König nicht mehr als ein bloßer Heerführer seiner Franken angesehen werden, sondern er stellt sich bereits als eine oberste Macht im Staatsorganismus selbst bar, welche indessen noch immer durch eine gewichtige Volksoberhoheit in gewissen Schranken gehalten wird. Diese Volksoberhoheit gründet sich moralisch auf die tief eingewurzelte germanische Ansicht von der Würde des freien Mannes, welcher durch keine Zumuthungen an seine Person und sein Eigenthum, die ihn einem höheren Einzelwillen unterwerfen würden, und die er nur gegen Sklaven und Besiegte für gerechtfertigt zu halten gewohnt ist, gebemüht werden darf. Zugleich hat sich ein historisch gebildetes Institut als positives Organ jener Volksoberhoheit eingefügt erhalten, nämlich die bereits erwähnten jährlichen Volksversammlungen; denn wenn auch manche wichtigere Angelegenheit, welche dem Herkommen gemäß vor dieselben gehört haben würde, im Sturbe der Ereignisse auf einem andern Wege zur Entscheidung getrieben wurde, so stand das Recht an sich darum nicht weniger fest, und unter Pipin dem Kleinen erhielt es sogar einen frischeren Geist.

Diese Volksversammlungen (regni generale placitum) wurden im März, oder Maifeld der Zeit, der König legte ihnen die Vorschläge zur Beratung und Genehmigung vor, die er zuvor in seinem Staatsrathe (placitum regium) hatte entwerfen lassen; und man darf annehmen, daß diese Mitwirkung des Volkes, abgesehen von den Fällen, wo dieselbe zu einem auswärtigen Kriege gewonnen werden mußte, jedenfalls bann nicht umgangen werden konnte, wenn das beständige Recht abgeändert oder ein neues, das Volk verbindendes, Gesetz erlassen, ja wenn überhaupt Anordnungen getroffen werden sollten, welche ihre wesentliche Erfüllung in dem Volkswillen zu finden hatten. Andere Angelegenheiten von allgemeinerem Interesse wurden vielleicht mehr willkürlicher Weise vor diese Versammlung gebracht. Es ist nicht zu verkennen, daß die eigentliche Bedeutung jener Volksversammlungen, namentlich rücksichtlich der Zeit, wo die königliche Macht sich auszubilden begann, nicht klar vorliegt. Die Quellen reden bald von einer Zustimmung des populus oder der Franci, und zwar selbst noch zur Zeit Karl's des Großen und seiner Nachfolger, bald nur von der des Adels (der proceres, optimates etc.) und der Geistlichkeit. Gewiss ist, daß mit der Zeit die ursprünglich aus den freien

Franken überhaupt bestehende Volkerversammlung in eine Volksversammlung überging, zu welcher nur die Geistlichkeit und die Großen des Reichs als Reichsstände berufen wurden, um überhaupt über alle wichtigsten Reichsangelegenheiten zu stimmen. Die Zeit dieses Überganges aber läßt sich nicht genau bestimmen; vielleicht geschah der erste Schritt dazu im J. 615 (Eichhorn S. 122). Eine Zeit lang fanden auch wol solche mehr particuläre Beratungen des Königs mit der Geistlichkeit, dem Adel und den höheren Staatsbeamten gleichzeitig mit den eigentlichen Volkerversammlungen statt, ohne schon ein Moment derselben auszumachen, bis sie allmählig ganz an die Stelle derselben traten. Wenigstens pflegte der König bei Gelegenheit der Wärsz- oder Waisfeld mit der Geistlichkeit und den Großen des Reichs über solche Angelegenheiten zu unterhandeln, welche vorzugsweise mit dem Interesse dieser Stände als solcher zusammenhingen, und bei welcher die Zustimmung des Volkes als Nebenbedingung erschien. Es waren dies hauptsächlich Regierungs- und Administrationsangelegenheiten, welche dann gleich für das ganze Jahr geordnet wurden. Außerdem aber versammelte der König im Herbst einen Ausbruch der Großen um sich, die dann als seine geheimen Räte, Consiliarii, fungirten, und mit denen er entweder die Angelegenheiten, welche auf dem nächsten Wärsz- oder Waisfeld entschieden werden sollten, vorläufig beriet, oder Geschäfte, welche einer solchen Entscheidung nicht bedurften der Eile erforderten, erledigte. So spricht Hincmar (De ordine palatii, Cap. 29 und 30) von zwei jährlichen, auf Gewohnheit beruhenden placitis, in deren ersterem (dem eigentlichen regni generale placitum) die generalitas universorum majorum, tam Clericorum quam Laicorum, sich versammelt habe, während in dem zweiten („aliud placitum“) cum senioribus tantum et principibus consiliariis vorbereitende Beratungen gepflogen seien. Hincmar versteht hier unter dem generale placitum schon die Versammlung der eigentlichen Reichsstände, hat dabei aber nur den „statum totius regni ad anni vertentis spatium ordinandum“, nicht die Verfügungen, welche das allgemeine Volksinteresse unmittelbar betrafen, vor Augen.

Aus dieser Darstellung ergibt sich zugleich, in welchem Maße die Gesetzgebung und alle ähnlichen Verfügungen bereits vom Könige ausgingen. Theils war er darin an die Zustimmung des Volkes, oder der nachher an dessen Stelle tretenden Reichsstände gebunden, theils bedurfte er der Zustimmung dieser letztern nicht sowohl der Verfassung zufolge, als wegen ihres dabei in Betracht kommenden, mehr particulären Interesses und ihres Ansehens; theils endlich handelte er nach eigenem Gutdünken, sobald sich nur die eine oder andere Rücksicht irgendwie umgeben ließ. Mit welcher rohen Willkür diese letztere oft geschah, beweisen die Präeroptionen der Merovingier.

Die folgerichtige Errichtung des fränkischen Könige führen seit den Zeiten der letzten Merovingier den Namen Capitularien. Sie bilden den organischen Gegenstand zu den eigentlichen leges (Barbarorum) als der vollstrecklichen Basis, auf welcher sie fortbauen. So

enthalten sie namentlich zum großen Theile fernere Aufzeichnungen des Gewohnheitsrechts, welche sich an jene legen, besonders aber an die lex Salica anschließen, oder selbst Revisionen derselben, ohne jedoch ausdrückliche Aufhebungen des Inhalts dieser leges zu wagen, selbst wenn sich das Recht in der einen oder andern Beziehung im Widerspruch mit denselben fortgebildet haben sollte. Karl der Große, welcher überhaupt unter allen Königen dieser Periode die emsigste legislatorische Thätigkeit, besonders für Aufzeichnung, Ergänzung und Ausgleichung der verschiedenen Volksrechte entwickelte, ließ aus solchen Capitularien einen wirklichen Anhang zu der lex Salica anfertigen, den er ebenfalls mit der Verbitung der Verzeichnung capitula zur wirklichen lex erthob. Ein Gleiches geschah unter seinen Nachfolgern. Im Ganzen umfaßten die Capitularien alle Zweige des Rechts, sowohl des öffentlichen wie des Privatrechts, des weltlichen wie des geistlichen, auch das Beneficialwesen; sie wurden bald für das ganze Reich, bald nur für besondere Kreise erlassen (c. generalia und specialia), und bildeten zusammen ein gemeines geschriebenes Reichsrecht, welches weniger eigentliche Gesetze, als vielmehr eine betriebame Fortentwicklung, Anwendung und schärfere Gestaltung des gegebenen Rechtsmaterials, sowie die Ausbildung von Rechtsinstituten und Normirungen des Geschäftsganges in sich enthielt. Ihre Publikation geschah in der Volks- oder Reichsversammlung, mochten sie nun — je nachdem es der Gegenstand mit sich brachte — erst dort oder allein schon durch den königlichen Willen ihre Sanction ertheilen haben; aus dieser Versammlung verbreiteten sie sich durch Abschriften, welche die Staatsbeamten und die Geistlichen davon nahmen, in die Provinzen. Die Originale wurden in der Reichskanzlei niedergelegt. — Privatsammlungen wurden schon 827 von dem Abte Ansegisus und 845 von dem Diakonen Benedict Levria veranfaßt; bald darauf lieferte ein unbekannter noch quantor additones. Von diesen, durch das praktische Bedürfnis der damaligen Zeit begünstigten Sammlungen enthält die erste jedoch nur die Capitularien seit Karl dem Großen bis auf die Zeit des Sammlers, und die Fortsetzung des Benedict ist mit andern Rechtsquellen untermischt. — Von neuen Sammlungen ist zu nennen: Capitularia Regum Francorum etc.; collegit Stephanus Baluzius (Paris. 1677. fol.), II Tom.; neu herausgegeben von Petr. de Gèniac. (Paris. 1780 und Basil. 1796.)

Neben den Capitularien bildete sich das kanonische zu einer wichtigen Rechtsquelle aus. Die Kirche, ein Anfangs von den Eroberern mehr gebildetes und sich selbst überlassenes Institut, war schon von den Römern durch Privilegien und gesetzliche Bestimmungen ihrem äußeren Wesen nach gesichert worden, und stützte sich nicht weniger als die römischen Staatseinrichtungen auf den Theod. Codex; daher die Geistlichkeit auch unter den Franken fortdauerte, nach römischem Rechte zu leben. Chlodwig's Bekräftigung hatte eine bedeutende Vermehrung ihres Ansehens und ihrer Reichthümer zur Folge. Die innere Organisation der Kirche gestaltete sich mit Wichtigkeit nach dem Vorbilde der orientalischen Kirche; diese

hatte in den verschiedenen Synoden auch bereits eine Reihe von Kirchengesetzen gesiebert, von denen es Sammlungen, *Codices canonum*, gab, welche auch in Frankreich in Gebrauch kamen, und der innern Einrichtung der dortigen Kirche schon von vorn herein eine festere Grundlage gaben. Auf dieser Grundlage wurde fortgebaut, indem die Bischöfe, Äbte und sonstigen höheren Geistlichen gleichfalls Synoden hielten, und durch die auf diesen beschlossenen Kanonen die ursprünglichen Kirchengesetze vermehrt. Im 6. und 7. Jahrh. betrafen diese Kanonen bloß noch das eigentliche Kirchenrecht, ohne also eine directe Beziehung auf weltliche Angelegenheiten zu haben; auch betrafen sie damals und fernerhin der Bestätigung, sowie die Synoden selbst der vorherigen Erlaubnis des Königs. Überhaupt standen Kirche und Geistlichkeit gleich dem Staate unter der Auctorität des Königs; und selbst der Rapport, in welchen auch die fränkische Geistlichkeit mit dem römischen Bischöfe trat, und wodurch sie eine höhere Einheit und das kanonische Recht einer festern Haltung und größere Ausdehnung gewann, berührte nicht jene Auctorität nicht. Indessen bildete sich doch ein Kirchenregiment aus, dessen positive Einseitigkeit und imponirende Haltung der königlichen Willkür gewisse Schranken setzte, und der Geistlichkeit einen der Staatsgewalt analogen Wirkungskreis sicherte. Der Staatsgewalt trat also die Kirchengewalt zur Seite; die Geistlichkeit erwarb in Folge dessen z. B. die richterliche Gewalt in kirchlichen Angelegenheiten überhaupt, sowie in Sachen der Geistlichen unter einander, zu welcher auf Grund römischer Constitutionen noch die *Episcopalis audientia* in weltlichen Compromissfällen kam. Der König mußte, um zugleich kirchliches Oberhaupt zu sein, das kirchliche Princip in allen seinen Consequenzen anerkennen, und sich dadurch in dem rein staatlichen Principe innerlich beschränken lassen. So wurde die Bestätigung der Synodalbeschlüsse ein regelmäßiger Gegenstand der königlichen Gesetzgebung; ja diese Bestätigung ging überwiegend schon von dem allgemeinen Principe der gesetzlichen Gültigkeit des kanonischen Rechtes aus, und damit war die Bedeutung desselben als einer neuen Rechtsquelle gesichert. Ein solches Princip („ut canonum instituta in omnibus observentur“) findet sich gewissermaßen schon in einer Constitution Chlotar's II. von 615, welche ihren Ursprung einer von diesem Könige mitten in die damalige pariser Synode verlegten weltlichen Beratung verdankt, dem ersten Beispiele einer Versammlung weltlicher und geistlicher Großen zu gemeinsamer Verhandlung ihrer Angelegenheiten (s. oben). Solche Benutzungen der Synoden für weltliche Angelegenheiten wiederholten sich später. Hierzu verdiente die festere und würdigere, so zu sagen, patriarchalische Haltung, welche in den Synoden, diesen schon durch eine frühere Geschichte ausgebildeten Organen, herrschte, und welche den weltlichen placitis, die mehr noch im Bildungsproceß befangen waren, oft genug abgeben mochte. Dadurch gewann die Geistlichkeit zugleich Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten; außerdem kam ihr die Politik des Königs auf diesem Wege entgegen, indem diese die unter der Ägide der Religion wachsende Auctorität der

Geistlichkeit zur Vergrößerung ihrer eigenen Macht zu benutzen bedacht waren. Als endlich der Grundbesitz der Kirche und der Geistlichkeit sich soweit vermehrt hatte, daß diese schon hierdurch dem Adel an äußerer Macht gleich kam, mußte sie auch zu den Regierungs- und Administrationsverhandlungen zugezogen werden, welche der König mit dem Adel pflog; auf diesem Wege gelangte sie gleich dem Adel zur Reichthumschaft, und erhob so vollends ihre besondere Rechtssphäre zu einer gleichen Auctorität mit der weltlichen. Und dieses geistliche Recht stand um so unabhängiger von dem weltlichen da, als seine Entwicklung gerade den entgegengesetzten Weg ging; denn während das weltliche in der königlichen Sphäre seinen Ausgangspunkt nahm und sich Beduhs seiner Erhebung zur geltenden Norm an die Auctorität der Reichsstände wandte, bildete sich das geistliche, die Kanonen, in der Sphäre der Geistlichkeit selbst, also im innersten organischen Zusammenhange mit eben den Bedürfnissen und Zwecken aus, denen es entsprechen sollte, und trat in desto sicherer Haltung vor den König, um seine formelle Sanction zu erhalten. Ja die Geistlichkeit stand hierbei gewissermaßen auf gleichem Fuße mit dem Könige; sie hatte als Reichthum mit darüber zu entscheiden, ob die Vorschläge und Intentionen des Königs zur Geltung gelangen sollten — um so gewisser konnte sie der Bestätigung ihrer Satzungen und Institutionen von Seiten des Königs sein.

Außer den ursprünglichen *Codices canonum* und den in den fränkischen Synoden hinzugekommenen Beschlüssen waren die Verordnungen und Erlasse der Päpste Quellen des kanonischen Rechtes — denn als Päpste mußten die römischen Bischöfe allmählig auch von den fränkischen Königen, welche wiederholt Kronen von ihnen in Empfang genommen hatten, anerkannt werden. Alle diese neu hinzugekommenen Quellen wurden der Gegenstand neuer Sammlungen. Von diesen ist hier der sogenannten *Isidorischen Sammlung* (vom Bischöfe Isidor von Sevilla, gest. 636) zu erwähnen, welche allem Anscheine noch vorzugsweise in Gebrauch kam und als Kirchengesetzbuch betrachtet wurde. Das Ansehen dieser Sammlung erhielt sich sogar auch dann noch, als Karl der Große 774 die aus früherer Zeit beruhende Sammlung von Dionysius dem Kleinen, Abte zu Rom, welcher sich besonders durch Übersetzung griechischer Synodalbeschlüsse verdient gemacht hatte, zum Kirchengesetzbuch für Frankreich erhob. Bemerkenswerth ist die *Isidorische Sammlung* aber besonders deshalb, weil es seit der Mitte des 9. Jahrhunderts einem aus mißlichen falschen Decretalen und unechten Kanonen zusammengesetzten Godez gelang, sich unter dem Namen des Isidorischen einzuschwärzen und an die Stelle desselben zu setzen, so groß auch der Betrug angelegt war. Der letztere hatte ohne Zweifel hierarchische Tendenzen zum Grunde, weil die falschen Stücke als Belege für eine schon durch frühere Ausübung begründete Souveraineté des Papstes, sowie für die Unabhängigkeit der Bischöfe von weltlicher Macht eingerichtet waren. Eichhorn (S. 153) mutmaßt, daß Benedict Levita, dessen *Capitularien*-sammlung schon viele

von jenen falschen Decretalen enthält, selbst der Pseudo-Isidor gewesen sein möge. Der ausgebreitete Gebrauch, in welchen diese pseudo-Isidorische Sammlung kam, und welcher der Hierarchie der Päpste und Bischöfe erheblich in die Hände arbeitete, war übrigens nicht etwa ein Eingeben der Geistlichkeit auf den darunter verborgenen Betrug, sondern man täuschte sich wirklich über die Echtheit, was bei dem damaligen Darniederliegen der wissenschaftlichen Kritik nicht zu verwundern ist.

Die Capitularien, das Gewohnheitsrecht des Volkes, dessen verschiedene nationale Bestandtheile sich allmählig zu verschmelzen begannen, und das kanonische Recht waren also die lebendig fließenden Rechtsquellen dieser Periode, wozugen das römische Recht stagnirte, und in sofern in Nachtheil gerieth. Aber ebendadurch, daß es als ein fertiges Rechtssystem vorlag, imponirte es doch gewissermaßen dem übrigen, mehr noch im Letzten begriffenen Rechte; und es lag nahe, daß dieses letztere Recht bei den Verlegenheiten, in welche seine Fortbildung zu jenen Zeiten oft gerathen mußte, sich bei dem römischen Rechte Rathes erholte. So haben die Capitularien und das Gewohnheitsrecht unwillkürlich manches Römisch-Rechtliche in sich aufgenommen, zumal das römische Recht überhaupt weit mehr für einen eigentlichen Staatsorganismus berechnet war, als die ursprünglich germanischen Volksrechte, deren wesentlichste Gesichtspunkte und Einrichtungen bei der Ausweitung und detaillirten Gestaltung aller nationalen und socialen Verhältnisse mehr und mehr ins Gedränge kommen mußten. Das Institut der Bußen für Privatrechtsverletzungen und für Friedensbrüche wich ohne Zweifel allmählig vor dem römischen Principe der Actionen und einer genauern Unterscheidung der einzelnen Verbrechen und der dafür angemessenen Strafen zurück. So kam schon der größte Inhalt der leges Barbarorum außer Gebrauch. Das salische Gesetz, welches von den letzteren für die ferneren Zeiten allein noch Erwähnung verdient, erstreckt seine factische Geltung allenfalls noch bis zu Ende dieser Periode; jedoch ist eine ursprünglich privatrechtliche Bestimmung desselben, nämlich die Ausschließung der Töchter von der Erbfolge in die sogenannte terra Salica, d. h. das Grundeigentum, welches von dem Eigentümer nicht an Andere verlihen wurde, namentlich das Erb- oder Stammgut selbst, zu einer bleibenden politischen Bedeutung gelangt, indem sie später auf die Thronfolge angewandt worden ist und den Grundsatz gebildet hat: la couronne de la France ne tombe pas en quenouille. Am nächsten stand dem römischen Rechte aber das kanonische Recht, welches grade in den Constitutionen der christlichen Kaiser seit Constantin dem Großen eine wichtige Basis hatte, und überhaupt seine Rechnung weit mehr in den römischen Rechtsgrundsätzen fand, als in den auf die Interessen des Königs und des Adels wesentlich angewiesenen Capitularien. So wirkte also das römische Recht gewissermaßen lebendig fort, nur daß dies meistens in einer neuen Form und unter einer andern Autorität, als seiner eigenen geschah. In sofern es sich aber im übrigen lediglich auf sich selbst angewiesen sah, ging ihm in der That mehr und mehr der

Geist aus; als das positive Recht eines besondern Theiles der Nation fand es — wenn auch wiederholte Anerkennung in den Gesetzen und Verordnungen der Könige — doch nicht jene regere Theilnahme, die es vor allmähligem Verfall auf Kosten des französischen und kanonischen Rechtes hätte bewahren können; und seine geschichtliche Bedeutung läuft daher am Ende dieser Periode nur darauf hinaus, dem Römerthume einen Boden in Frankreich erhalten zu haben, auf welchem dasselbe in der nächsten Periode im Gestalt des Justinianischen Rechtes desto sicherer von Neuem erblühen konnte.

Nächst der Gesetzgebung ging auch die richterliche Gewalt nach und nach vom Könige aus, und zwar Anfangs in dem Maße, daß die alte germanische Gerichtsverfassung im Wesentlichen beibehalten, der Vorzug jedoch nicht mehr von den aus dem Volke gewählten Grafen, sondern von königlichen Beamten geführt wurde. Unter diesen waren indessen wiederum die Grafen oder Comites die bedeutendsten, und ihre Jurisdiction umfasste unter dem Namen comitatus weit ungefähr dasselbe, was späterhin ein Gau gewesen war. Die alten Gaubünde verbanden nun aber mit der Rechtsprechung auch die Administration, und dabei blieb es auch in den comitatus. Der Comes (auch judex fiscalis genannt) hatte daher innerhalb seines Bezirkes außer der Justiz auch die Verwaltung und Polizei zu handhaben, sowie für die Interessen des Fiskus zu sorgen. Dabei war er nicht etwa bloß über die Unterthanen germanischer Abstammung gesetzt, sondern sein Souveränentum erstreckte sich auf Franken und Burgunder, wie auf Römer, wenn sie zusammen in seinem Kreise lebten; nur daß ein Jeder nach seinen Gesetzen regiert und gerichtet werden mußte. Ueberhaupt bestand diese ganze Einrichtung auch für die römischen Provinzen, und nahm in diesen wol selbst in sofern ihren Anfang, als dieselben von vorn herein einer königlichen Verwaltung unterlagen.

Der Comes hatte zu Unterbeamten den Centenarius, später Centgraf, und den Decanus oder gravio, welcher letztere ungefähr soviel bedeutete, wie später Schultheiß, Baurenmeister oder Ortsvorsteher. Die richterliche Gewalt dieser drei Beamten war durch eine Art von Competenzabstufung bestimmt, indem vor den Comes alle Friedensbruchfachen (Mord, Raub, Brandstiftung, Diebstahl, Versümmelung u. s. w.), ferner die Streitigkeiten über das Eigentum an Immobilien und an Leibeigenen, sowie über Freiheit oder Unfreiheit — vor den Centenarius die geringeren Verbrechen und sonstigen Civilstreitigkeiten, auch die Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit — und endlich vor den Decanus gewisse geringere Localangelegenheiten aus seiner Gemeinde und die Wahrung der Rechte derselben als Markgenossenschaft gehörten.

Die Gerichte (oder überhaupt die Gemeindeversammlungen) waren nach wie vor unebottene und gebotene, je nachdem sie zu gewissen ein für alle Mal bestimmten Zeiten des Jahres, oder außerdem auf besondere Veranlassung gehalten wurden. Beides geschah wol nur sehr selbst Autorität des Comes, nicht auch des Centenarius, durch

welchen sich der Comes jedoch vertreten lassen konnte, wenn eine Gerichtsversammlung bloß für den engern Jurisdictionsbegriff des Centenarius nöthig wurde, und der Gegenstand dessen Competenz nicht überstieg. In diesen Gerichtssitzungen urtheilte aber der königliche Beamte nicht selbst, sondern dies geschah durch besondere Urtheilsfinder; der Beamte hatte nur das Präsidium und die Vollstreckung des Urtheils. — Auch der Proceß war der germanische. Der Kläger lud den Beklagten selbst unter Ausziehung von Zeugen (*manatio* etc.), und ließ sich vom Beklagten sein Erscheinen verbürgen. Im Termine trug er seine Klage vor, und der Beklagte beantwortete sie; waren noch Beweise nöthig, so wurde darüber in einem andern Termine verfahren. Beweismittel waren Zeugen, Urkunden und der Eid mit Eideshelfern; in gewissen Fällen, oft bloß nach Willkür des Beklagten, Gottesurtheile. Viele dieser processualischen Bestimmungen sind in der *lex Salica* enthalten. Das nach bürgerlichem Beweisverfahren abgegebene Urtheil konnte geschworen werden; dann wurden, wenn man nicht die Entscheidung durch ein Gottesurtheil vorzog, andere Urtheiler bestellt, bei deren Ausspruch es verblieb, wenn die Gemeinde ihn bestätigte. Einen Instanzenunterschied von höheren und niederen Gerichten gab es nicht, namentlich konnte nicht etwa zwischen dem Comes und dem Centenarius ein solches Verhältniß stattfinden, da sie über die *merita causae* nicht zu entscheiden hatten. — Nur das kanonische Recht konnte bereits die Appellation von den Erkenntnissen der Bischöfe an den Metropolitnen. — Wenn der Beklagte auf wiederholte Mahnungen des Klägers nicht erschien, oder sich sonst ungehorsam bewies, so wurde er vor den König gesodert, und bei fortbauendem Ungehorsam von diesem in die Acht erklärt. Dieser Königsbann machte ihn rechtslos, so daß nun der Kläger ungestraft sich selbst Recht gegen ihn verschaffen konnte, und im Ubrigen sein Verlangen an den Fiscus fiel. Erst durch vollständigen Gehorsam gegen Gesetz und Gericht wurde der Bann wieder gelöst.

Dieses Recht der *bannitio* bezeichnet wesentlich die Bedeutung des Königs als Inhabers der obersten richterlichen Gewalt; er war dadurch an die Stelle der ursprünglichen Hausversammlung getreten. Daneben stand es ihm zu, gleich dem Comes, der ja nur sein Beamter war, selbst Gericht zu halten, wozu er indessen nicht weniger des Beistandes von Urtheilern bedurfte. Ein solches Gericht hielt er z. B. über die *comites* und *centenarii* selbst, wenn gegen diese Klagen einliefen. Zum Zwecke einer solchen Übung der Justiz, sowie zum Zwecke der obersten Justizverwaltung überhaupt hatte der König in seinem Heerhaute einen besondern Hofrichter, den Comes Palatii (Pfalzgrafen). Von diesem sog. *Hincmar*, seine Bestimmung habe unter vielem Andern darin bestanden: ut *contentiones legales, quae alibi orire propter acquiritis iudicium Palatium aggrediebantur, iuste ac rationaliter determinaret, seu perverse iudicata ad acquiritis tramitem reduceret*. Demnach war zwischen diesem Comes Palatii und den übrigen Comitibus der Unterschied, daß letztere, als Sendgrafen, in die Pro-

vinen geschickt wurden, während erstere unter der unmittelbaren Anweisung des Königs fungirten.

Dieser Unterschied tritt jedenfalls unter Karl dem Großen bestimmt hervor. Der Comes Palatii erscheint nunmehr als weltlicher Justiz- und Verwaltungsoberhaupt, während die früheren Sendgrafen zu ordentlichen Beamten für bestimmte Provinzen geworden sind. Früher gab es von den Comitibus unterschiedene Duces, welche die Militärgewalt hatten; beide Ämter sind jetzt in Einer Person vereinigt, so daß der Comes in allen Beziehungen als Gouverneur seiner Provinz, zugleich mit richterlicher Gewalt, erscheint. Hierdurch mußten die früheren Gemeindeversammlungen einen Stoß erhalten, weil nunmehr eine förmlich eingerichtete königliche Behörde ihre frühere Bestimmung als Organ der administrativen und gerichtlichen Verhandlungen erfüllte. Alrin sie blieben in einer andern Beziehung, nämlich in Verbindung mit dem neuen Institute der *Missi*, diesem großen Gedanken Karl's des Großen, durch welchen er Einheit in die Verwaltung, strenge Unparteilichkeit in die Rechtspflege und überhaupt jene würdige und energische Haltung in seine Regierung zu bringen wußte, traut welcher sein Geist sich zur Seele des großen Ganzen zu machen und selbst die widerstehenden Momente zu bewältigen im Stande war. Jene *Missi* wurden zu gewissen Zeiten in die Provinzen gesandt, um den Zustand der Dinge zu untersuchen, Beschwerden entgegen zu nehmen und überhaupt nach dem Rechten zu sehen. Sie hielten zu diesem Zwecke Landtage, auf welchen das Volk sich versammelte, und somit die Grafen als die Bischöfe mit ihren Unterbeamten vor ihnen erscheinen mußten, um sich über ihre Verwaltung auszuweisen, Mängel und Hindernisse derselben zur Sprache zu bringen, und über die Vorwürfe, welche sie selbst trafen, Rede zu stehen. Konnte durch Rath und Ermahnung gleich abgeholfen werden, so erlebte der *Missus* die Sache auf diesem Wege, im Ubrigen berichtete er an den König, welcher dadurch den Zustand der gesammten Verwaltung erfuhr, und über die entweder unmittelbar zu treffenden, oder der Reichsversammlung vorzuschlagenden Verfügungen das gehörige Licht erhielt. Ein besonderes Auge mußten die *Missi* auf die Rechtspflege haben. Jeder durfte sich über verweigerte oder vernachlässigte Justiz bei ihnen beschweren; hier konnten sie gleiche Abhilfe schaffen, oder der König ermächtigte sie in besondern Fällen dazu. Es gab schon eine eigentliche Appellation an den *Missus*, und von diesem an den König oder den Comes Palatii. Auch hatte der *Missus* die von dem Comes und dem Volke ausgehende Wahl der Schöffen, welche jetzt an die Stelle der Urtheiler getreten waren, sowie die Wahl gewisser Unter- und Nebenbeamten der Justiz zu veranstalten und zu leiten. Im Ubrigen ist noch zu bemerken, daß die *manatio*, wenigstens der Regel nach, und jedenfalls in Criminalsachen nunmehr in eine eigentliche Ladung durch den Comes übergegangen war, sowie, daß dieser auch das Prädikat der Acht gegen den Ungehorsamen selbst in Ausübung bringen konnte. Es kommt daneben jedoch noch ein Königsbann vor, welchen nur der König selbst auferlegen konnte, und welcher mit 60 Solidis gelöst werden mußte. Dies scheint ent-

weder von Civilsachen, oder von solchen Fällen zu verurtheilen zu sein, wo der König selbst Gericht hielt („bananus, quem per *semelipsum* Dominus Imperator haurivit.“ wie ein Capitular ohne Jahrszahl sagt). Eine andere banandnliche Maßregel (eine Exilierung) sicherte sich Karl der Große zur Verrückung der Feinde, oder der Privatvache, welche bis dahin in gewissen Fällen, namentlich bei Abdingungen, durch das Institut der Bußen noch nicht schlichtet, sondern nur in sofern aufgeschlossen war, als die Theilseitigen sich über die Entrichtung einer Buße einigten. — Der Mann, welchen der Comes handhabte, hatte wol schon viel von der früheren Härte verloren und bestand häufig nur noch in einer Beschlagnahme der Güter, welche, eintretenden Falls nach Befriedigung des Klägers, in Confiskation überging, wenn der davon Betroffene sich nicht binnen Jahr und Tag stellte. Personen, welche selbst Gerichtbarkeit ausübten, oder zu den Großen gehörten (Episcopi, Abbates, Comites et potentiores quique), standen vor dem Könige zu Recht, welcher dabei Schöffen gleichen Standes zuzog. — Die schon oben beiläufig erwähnte geistliche Gerichtbarkeit, welche vorzugsweise den römischen Proceß sustentirte, gestaltete sich zur fraglichen Zeit in Frankreich, wie in andern Ländern, auf Grund der Synodalbeschlüsse und königlichen Privilegien, welche letztere z. B. die Geistlichen von den weltlichen Gerichten eximierten; sie wurde in Criminalsachen durch Senzgerichte ausgebildet und zog alle Verbrechen in ihr Bereich, welche eine sittlich-religiöse Beziehung hatten. Diese Senzgerichte versuchten in quisi- torisch. — Eigentliche Patrimonialgerichte endlich gab es noch nicht; dagegen hatte der Herr noch immer ein willkürliches Züchtigungsrecht gegen den Leibeigenen, wenn dieser sich gegen ihn selbst vergangen hatte, und brauchte darüber keinem Richter Rede zu stehen.

Als eine eigenthümliche Quelle sind die Formelbücher zu erwähnen, d. h. Sammlungen von Formulasen zu gerichtlichen und andern Rechtsgeschäften. Eine solche Sammlung veranfaltete unter Andern der Mönch Marculf im 7. Jahrh.; sie finden sich in dem oben erwähnten Werke von Baluze.

Dies sind die Grundzüge des positiven Rechtszustandes unter den Merovingern und hauptsächlich unter den Karolingern.

Frägt man nun, welcher rechtliche Segen durch jenen positiven Rechtszustand dieser ersten Periode in der That gewirkt worden sei, so muß sich ergeben, daß die Macht einer solchen Wirksamkeit nicht schon in ihm selbst gelegen habe. Er trug Segensätze in sich, welche, statt auf Vermittelung, auf gegenseitige, selbstthätige Aufschließung hinarbeiteten; als der Rechtszustand eines ursprünglich freien, allmählig aber immer mehr beschränkten Volkes entbehrte er außerdem der moralischen Kraft, um die Mächte, welche von Außen her jene Segensätze zu ihren willkürlichen Interessen zu benutzen bedacht waren, an seinen Werten zurückzuweisen. Nur ein Geist, wie Karl der Große, war im Stande, ihm diejenige Kraft und Würde zu verleihen, gegen welche kein innerer, noch äußerer Widerspruch seine Stimme zu erheben wagen durfte.

X. GUYOT, d. M. u. R. Erste Section. XLVIII.

Ohne einen solchen Herrschergeist war überhaupt die aus einer gewaltthätigen Vereinigung der heterogensten nationalen Bestandtheile hervorgegangene fränkische Monarchie, zumal nach ihrer Erweiterung unter Karl dem Großen, den ärgsten Calamitäten ausgesetzt, und am schlimmsten mußte dies das Recht empfinden, welches zu keinem einheitlichen Organismus, der in dem Bewußtsein der ganzen Nation seine unverrückliche Gewähr gehabt hätte, gelangen konnte. Ein ursprünglich fränkisches Recht gibt es nicht, wie es ein ursprünglich deutsches gibt; dem letzteren war aber in Bezug auf Frankreich, wie überhaupt dem germanischen Elemente, schon durch die Gründung der Monarchie unter Chlodwig seine Ursprünglichkeit verdorben. Der Reiz, der in der unumkehrten Herrschaft über die Römer lag, verlor die fränkischen Könige unwillkürlich, ihre freien Franken zu Unterthanen in gleichem Sinne zu machen; und in der That konnte dies als der nächste Weg zu einer Ausgleichung der beiden hauptsächlichsten Differenzen in den Bestandtheilen der Monarchie erscheinen. Anders sich aber die Könige zu diesem Zwecke der Geistlichkeit und des Adels bedienten, ergaben sie beide zu einer Macht, welche ihnen selbst über den Kopf wuchs, und zugleich die Nation um den Vortheil ihrer Ausgleichung schmählich betrug. Denn wenn es auch den Königen auf diesem Wege gelang, die Franken mit der Zeit gleich den Römern unterthanenpflichtig zu machen, so fuhr doch die zu diesem Zwecke einmal in Bewegung gesetzte Macht fort, so gewaltig nach Unten zu drücken, daß das Volk sich der Sache nach im spätern Verlaufe dieser Periode fast auf eine gleiche Stufe mit den Leibeigenen gestellt, und der König, statt über freie Unterthanen zu herrschen, eine furchtbare Scheidewand zwischen sich und dem Volke ausgerichtet sah, die ihn fast gänzlich isolirte. Unter den spätern Karolingern löste sich daher die Monarchie mehr und mehr in einzelne Territorialherrschaften auf, welche schon an sich ganz geeignet waren, die Rechtsverfassung, wie sie namentlich unter Karl dem Großen bestanden hatte, factisch unmöglich zu machen, und die gesammte Reichthätigkeit in eine Menge einzelnere Kreise abzupferchen und unter die heterogensten subjectiven Gesichtspunkte zu stellen — der vielfachen Erschütterungen und Verwüsthungen des Reichsgebietes nicht zu gedenken, welche durch die fortwährenden Kämpfe dieser einzelnen Machthaber unter einander und gegen die königliche Gewalt herbeigeführt werden mußten. Es ist das eine mitaltlerliche Nothwendigkeit gewesen, von welcher auch andere Länder, namentlich Deutschland, nicht verschont geblieben sind; das Recht mußte aber vorzugsweise in Frankreich darunter leiden, weil es dort mit den politischen Dämonen wie der Weigen mit dem Unkraute gewissermaßen gleichzeitig aufwuchs, ohne dieselben bei der Ungleichheit seiner nationalen Organe in ihrem Wachsthum überholen zu können, während in Deutschland dem Ausbruch solcher anarchischer Gewalten ein Zustand vorübergehender war, in welchem das Recht sich ungestört zu entwickeln und zu festigen vermochte hatte.

Es ist der Feudalismus, unter dessen zunehmender Herrschaft der von Karl dem Großen vollendete Bau aus

allen Fugen zu weichen und die Substanz des Rechts, ihrer wesentlichen Organe und ihrer Einheit beraubt, dahingeworfen begnügt. Schon die Gründung der Monarchie unter Chlodwig trug nothwendig den Keim des Feudalismus in sich; sie konnte der alle Zeit fertigen Kriegshilfe der Leudes oder königlichen Getreuen (des Adels) nicht entbehren, und andererseits die Geistlichkeit nicht abhalten, sich als ein gewichtiges, aber bereits verährtes Element mit einzubringen; endlich war der Unabhängigkeitssinn der freien Germanen ihrem Plane geradezu entgegen, und wollte allmählig, wenn auch zunächst nur in einzelnen Beziehungen, überwunden sein. Um die Treue und den Eifer der Leudes fester zu begründen, die Geistlichkeit abzufinden und soviel als thunlich für das monarchische Princip zu benutzen, und den freien Franken, wo es darauf ankam, vom Gebiete seiner Unabhängigkeit auf das des königlichen Interesses hinüberzuziehen, gab es für den König kaum ein geeigneteres Mittel, als die widerrechtliche Vertheilung von Gütern (späterhin Beneficien genannt), deren Verlust also dem Beneficiaten sofort drohte, wenn er dem Könige abhold werden wollte. Solche Vertheilungen fanden häufig statt, denn der König war durch die gemachten Eroberungen und durch die Einkünfte, welche er jetzt statt der römischen Heerzüge bezog, aufs Reichthum dazu in den Stand gesetzt. Mit der Zeit wurden auch Staatsämter auf diese Weise vertheilt. Daraus ging nun noch unter den Merovingern ein ausgedehntes Beneficienswesen hervor, welches sich in den Zerklüftungen, an denen die Monarchie ihrer Grundanlage nach litt, immer fester einzunisten wußte, und während der traurigen Theilungen in der Königsfamilie selbst, oder zur Zeit der Kämpfe des Reichs und der dadurch veranlaßten Kämpfe selbst zu einer Ruthe für die Könige wurde, indem sie entweder nicht Macht genug behielt, den Abtrünnigen das Beneficium wieder zu entziehen, oder dadurch Nichts weiter bewirken konnten, als daß dieselben zu der gegnerischen Partei übergingen, um dort einschädigt zu werden. Trotz des Vorwurfs, welchen diese Umstände und die Schwäche der späteren Merovingischen Könige dem Streben der Beneficiaten leisteten, die Beneficien unwiderruflich und erblich zu machen, blieb doch das Princip der Widerruflichkeit im Wesentlichen bestehen; und da es auch oft genug zur Ausübung gebracht wurde, ohne daß dies bereits von feststehenden Normen abgehangen hätte, so machte es den Rechtszustand der Beneficiaten und mithin selbst den Rechtszustand überhaupt zu einem höchst unsichern. Bei diesem Auf- und Wiedersinken zwischen dem Streben der Beneficiaten nach Erblichkeit und dem Festhalten der Verleiher an dem Principe der Widerruflichkeit blieb es, bis ein entscheidendes Übergewicht der Ersten dadurch begründet wurde, daß die Großen, namentlich die Großen, und nach Karl dem Großen auch wieder die Herzoge, welche ausgedehnte Realbeneficien in ihrer Provinz besaßen, zugleich ihr Staatsamt, also die Administration und Jurisdiction, als Beneficium erworben, und zwar so, daß es ihnen bei ihren Lebzeiten nicht willkürlich, sondern nur aus bestimmten Gründen widerrufen werden konnte. Karl der Große, unter dessen

Regierung dies hauptsächlich geschah, war der Mann, um die bedeutende Macht, welche den Großen aus dieser Vereinigung beider Arten von Beneficien bei steter Vererbung erwachsen mußte, in jenen Schranken zu erhalten, wo sie mehr im Interesse des Amtes, als der Person, zu wirken genöthigt war. Seine Nachfolger verstanden dies nicht; sie ließen den Großen in ihrem stets ungesättigtem Streben nach Erblichkeit der Beneficien die Flügel schießen, und schon im J. 877 erkannte Karl der Kahle diese Erblichkeit förmlich an. Damit zerfiel das letzte Band, welches die Gouverneure der Provinzen an den König gebunden hatte, und der Feudalismus war fertig. Nach und nach wurden diese Großen zu unumschränkten Machthabern, welche das Königreich unter sich theilten, Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege kraft eigener Machtvollkommenheit in ihren Gebieten übten und die königliche Auctorität auf eine bloße Suzerainetät oder Oberlehnsherrschaft einschränkten, die auch so noch oft genug Nichts weiter als ein bloßer Name war.

Eine Ausdehnung und Gliederung, wie in Frankreich, hat das Lehnswesen kaum anderswo erlangt. Es kam dahin, daß es neben dem Lehnverhältnisse seine selbstständige Rechtssphäre weiter gab, und daß die einzelnen Rechtssphären, welche in einem Lehnssysteme begriffen waren, sich willkürlich in diejenige Lage schieden mußten, welche dem Lehninteresse entsprach. So nahm auch die Gerichtsverfassung ganz und gar die feudale Form an, und wenigstens die Gerichte der großen und kleinen Vasallen waren Nichts weiter, als bloße Lehnengerichte (justices seigneuriales). Es war ein über Frankreich ausgebreitetes System der Willkür, welches nur nach einer Seite hin sich gewissen Normen fügte, und diese Normen waren ohne allen eigentlichen Rechtsinhalt. Von den Kronvasallen abwärts bis dahin, wo die Möglichkeit eines Lehnverbandes aufhörte, hatte fast jeder höhere Vasall immer wieder seine Untervasallen, nicht allein in der weltlichen, sondern auch in der geistlichen Sphäre; viele dieser Lehnverhältnisse waren schon dadurch entstanden, daß die Freien ihr Erbgut dem Grafen oder sonstigen Herrn übergeben hatten, um es als Lehn von ihm zurückzuerempfangen, damit sie auf diese Weise überhaupt nur eine rechtliche Stellung zu jenen erlangen und der ewigen Feindungen derselben überhoben werden möchten. Solchen Machinationen der Großen gegen ihre Amtsunterthanen zu steuern, sah schon Karl der Große sich wiederholt veranlaßt; wie vielmehr mußten sie unter seinen Nachfolgern an der Tagesordnung sein! Jene Untervasallen waren, indem sie sich zugleich als Lehnsherren fühlten, angelegentlich darauf bedacht, im Bereiche ihrer Untergebenen den Übermuth und die Ungebundenheit selbst des höchsten Lehnsherrn nach besten Mitteln nachzuahmen und sich hierdurch gleich diesen einen Kreis ihrer Willkür zu sichern, welchem keine rechtliche Macht, ja überhaupt keine Störung, außer etwa der Fehde, nahen durfte. Hatte der Vasall die mitunter höchst unvernünftigen, oft nur in leeren Huldigungen bestehenden Lehnspflichten gegen seinen Lehnsherrn erfüllt, so forderte er dagegen von denselben die Anerkennung seiner Unabhängigkeit in allen übrigen Beziehungen.

Dieser Anspruch, den umgekehrt auch der Lehnsherr an den Vasallen hatte, lag so ganz im Sinne des Feudalismus, daß der Lehnverband eigentlich nur erfunden zu sein schien, damit Keiner dem Andern in seinem individuellen Interesse zu nahe kommen, und Einer dem Andern gewärtig sei, sobald es sich darum handelte, eine dritte Macht, welche von Innen oder Außen her dieses Verhältniß bedrohen könnte, aus dem Wege zu schaffen. Die verschiedenen Kreise, welche von diesen individuellen Interessen beherrscht wurden, hatten dagegen keinen Antheil an einem Rechtsverhältnisse, welches sie doch wesentlich unterhalten und tragen mußten; sie dienten der Selbstsucht dessen, der sich als Lehnsherr oder Vasall zu ihrem Mittelpunkt zu machen gewußt hatte, und so viele es solcher Kreise gab, unter so mancherlei willkürliche Gesichtspunkte mußte sich das Recht des Volks vertheilen und herabgewürdigt sein. Es gab daher nur Lehnverbände, Leibeigene und eine große Classe von Personen, deren Recht und Freiheit sich auf keine sichere Basis mehr zurückführen ließ, sondern fast durchweg an eine glückliche oder unglückliche Constellation der Umstände, an den guten oder bösen Willen der Machthaber dahingebunden war. Den obersten Schlüsselpunkt dieses Lehnssystems bildete zwar der König; ihm zunächst standen nämlich, wenigstens im 10. Jahrh., einige wenige unmittelbare Vasallen, von denen die weiteren Verzweigungen des Lehnssystems durch Frankreich ausgingen. Allein die Bedeutung des Königthums als solchen war, wie gesagt, untergegangen in dem hohen Begriffe einer bloßen Oberlehnsherrschaft und damit die letzte Einheit aus dem Staatsorganismus, falls von einem solchen noch die Rede sein konnte, verschwunden. Die großen Vasallen, meistens Herzoge und Grafen, hatten die Macht, sich dem Könige gleichzustellen; als pares regni vertratteten sie dem Könige keine andere Bedeutung, als der primus inter pares zu sein. Sie nannten sich Kronvasallen, um nicht das Zugeständniß zu machen, als trügen sie ihre Macht von dem einzelnen Könige zu Lehen. Aber grade in dieser obersten Epoche des Lehnswesens, wo es sich am Bestimmtesten abspiegle, kamen die Konflikte zum Ausbruche, welche nothwendig in ihm lagen. Die Kronvasallen, welche sich die Territorialgesetzgebung und Rechtspflege anmaßen, griffen dadurch am augenscheinlichsten in die historisch begründeten Privilegien der königlichen Macht ein. Die Geschichte mußte dahin streben, eine oberste Auctorität, ein Gesamtorgan für die rechtlichen und sonstigen Interessen der ganzen Nation wieder zu gewinnen. Dies war der tiefere Sinn des Kampfs der königlichen Gewalt gegen den Übermuth der Vasallen; er wurde im Ganzen so glücklich bios mit den Waffen der Politik, der persönlichen Auctorität und mit Hilfe gewisser günstiger Umstände, vor Allem der Kreuzzüge, geführt, daß der Sturz der karolingischen Dynastie fast das einzige gewaltsame Ereigniß von umfassenderer Bedeutung war, dessen er zu seinem Zwecke bedurfte.

Aus der ursprünglichen nationalen Ungleichheit, die unter günstigeren Umständen immer noch die Momente einer erfreulichen und allseitigen Rechtsentwicklung hätte

liefern können, hatte der Feudalismus, vermöge des allgemeinen Zugs, unter welches er das Volk beugte, eine muth- und trostlose Einkerkerung geschaffen, in welcher die ursprünglichen Geseze und Sitten, sowie der für die Rechtsentwicklung so wichtige Nothbehelf seiner socialen Geseze verloren gegangen war. Neue Rechtsquellen, welche nicht wie das Lehnrecht und das kanonische Recht, und wegen der Geistlichkeit auch gewissermaßen das römische Recht in unmittelbarem Interesse der Machthaber lagen, stagnirten daher in dieser letzten Zeit der karolingischen Herrschaft, oder es ist doch nichts Erhebliches mehr davon zu berichten. Die Lustig war zum größten Theile in den Händen der Lehn- und der geistlichen Gerichte. Im Ganzen hatte sich das frühere gerichtliche Verfahren, und im königlichen Gebiete soweit als möglich auch die Gerichtsverfassung erhalten. Es hatte sich daraus bei mangelnder Fortentwicklung ein Bodensatz von Mißbräuchen gebildet, der unermüdlich scheitern und dabei den Jörden der Gewaltthätigkeit oft zur Folie dienen konnte. So namentlich blieben die Gottesurtheile im Schwange, denen ein der Herrschaft so gut zukommender Aberglaube zum Grunde lag.

Zweite Periode.

Der neue Aufschwung, den das Königthum und mit ihm ein organischer Rechtszustand in dieser Periode nahm, bedurfte einer Zeit von fast dritthalb Jahrhunderten, bevor er eine Höhe erreicht hatte, auf welcher er von seinen Anstrengungen ausbrachen und sich zu einem förmlichen Systeme aus einander breiten konnte. Dies geschah unter Ludwig dem Heiligen (IX.), bei dessen Regierung die Betrachtung daher länger zu verweilen haben wird, während das Vorhergehende als Vorbereitung jener Epoche zu behandeln ist. Diese Vorbereitung beginnt nun in unterkennbaren Zügen schon unter Hugo Capet, dem Stammvater der Capetinger; und zwar trägt diese Vorbereitung so ganz und gar das Gepräge einer tiefen, sich von tumultuariischen Ausbrotungen möglichst rein erhaltenden Entwicklung, daß man nicht annehmen kann, sie aus einem politischen Principe herzuweisen, welchem die Könige seit Hugo Capet bewußtermaßen nachliefen. Hugo Capet war aus dem mächtigen und angesehenen Hause der Grafen von Paris, die auch den Titel Herzoge von Frankreich führten. Bereits hatte einer seiner Vorfahren, Graf Eudo oder Eudes, die Reihe der Karolinger unterbrochen, mit Ruhm die französische Krone getragen. Diese Umstände und seine Persönlichkeit machten ihn zu dem Manne, der das fast erloschene Königthum zu neuem Leben ansachen konnte. Hugo erkannte, daß, wie die früheren Könige um ihre Auctorität gekommen waren, indem sie mittels des Adels und der Geistlichkeit das Volk sich hatten unterthänig machen wollen, so jetzt umgekehrt das Volk gegen Geistlichkeit und Adel gebraucht werden müsse, um mittels Demüthigung beider, wie mittels seiner eigenen Erhebung die königliche Macht wieder herzustellen. Hierauf baute Hugo den Plan, sein Haus auf den Thron zu erheben. Er regierte daher seine Untertanen mit strenger Gerechtigkeit und weiser Milde, wie es glücklicherweise

auch seine Vorgänger schon gethan hatten, während die Unterthanen der übrigen Herren unter dem schwächlichen Drucke seufzten. Es galt dem Volke für ein Glück, einen Herrn wie den Großen von Paris zu haben; und der Gedanke, daß sein Geist der Ordnung und Gerechtigkeit, verbunden mit seinem Einflusse, vom Throne herab auch auf das Schicksal der übrigen Unterthanen wohlthätig einwirken würde, gewann seinem Plane vollends die Sympathie des Volkes. Die Großen, soweit ihm deren angingen, sahen in ihm weiter Nichts, als den Mann, dem wegen seiner Macht die überdes ziemlich indifferente Königswürde nicht füglich streitig zu machen sein würde, dessen Milde dagegen nicht fürchten ließe, daß das Exceptr in seiner Hand furchtbar für sie werden könnte; es schmeichelte ihnen wol gar, ihre Macht durch den Sturz der herrschenden Dynastie und Einsetzung eines Königs aus ihrer Mitte von Neuem zu bekräftigen. So verdrängte Hugo mit Hilfe mehrerer Großen und seiner eigenen Vasallen 987 die Karolingische Dynastie vom Throne. Außer diesen weltlichen Großen hatte er auch unter der höheren Geistlichkeit einen erheblichen Anhang. Die eigentliche Stütze seiner Dynastie war aber das Princip der Emancipation des Volkes, obwohl dies erst unter seinen Nachfolgern deutlicher brodeutieren konnte. König Hugo ließ noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Robert als seinen Nachfolger anerkennen; dieser und dessen Nachfolger beobachteten dieselbe Maxime in Bezug auf ihren nächsten Agnaten. Dadurch wurde eine bestimmte Successionsordnung eingeführt, und zugleich das Reich vor den Partekämpfen und Unordnungen bewahrt, welche es früher bei einer Erbteilung des Thrones heunruhigt hatten, zumal die vom Papste Zacharias über die Bestätigung Pipin's aufgesetzte Bulle nichts Näheres vorgeschrieben hatte, als daß die Regierungsnachfolge überhaupt nur bei dem Geschlechte des Erwählten bleiben solle. Später war der Thronfolger immer schon bei Lebzeiten des Königs durch sein Erbrecht gewiß und suverän im Augenblicke des Todes des Letztern ipso jure („le roi ne meurt jamais“ und „le roi est mort, vive le roi“). Hugo's Politik, durch Befriedigung der Volksteuern das Band zwischen dem Volke und der Feudalaristokratie immer lockere zu machen und die königliche Auctorität auf Kosten der letztern zu verstärken, war auch die seiner Nachfolger. Den wichtigsten Schritt auf dieser Bahn that Ludwig VI. (der Dicke, seit 1100 Mitregent, seit 1108 bis 1137 König), indem er den wichtigsten Erbtheil theils besondere Privilegien, theils allgemeinen Freiheiten und Verfassungen (communes), die zunächst wol bloße Gildeneinrichtungen waren, ertheilte. Er war es, der durch die Mittel einer tüchtigen Persönlichkeit die bisherige Oberlehnsherrschaft breis in eine königliche Auctorität umwandelte. Inzwischen breisete sich auch die äußere Macht der Könige immer mehr wieder aus. Der gewaltige Philipp August (1180—1223) befestigte sie unter Anderem gegen den Kronpräsentanten von England, Johann ohne Land, seinen Vasallen, dem er seine Lehen in Frankreich abnahm, nachdem ihn, weil er beschuldigt worden war, einen seiner eigenen Vasallen umgebracht zu

haben, ein Pairsgericht dieser Lehen für verlastigt erklärt und zum Tode verurtheilt hatte. Die Großen, welche sich gegen ihn erhoben hatten, züchtigte er in der Schlacht bei Bouvines. Unter ihm trat das Königthum auch mit den Unterthanen der Vasallen wieder in eine nähere Beziehung. — Auch Ludwig VIII. vereinigte während seiner kurzen Regierung (von 1223—1226) mehrte neue Länder mit der Krone. Seine Birmo, Blanca von Castilien, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Ludwigs des Heiligen, die Regentschaft führte (bis 1236), ging mit bedeutenden Erfolgen aus den Kämpfen hervor, in welche sie die Aufsehung mehrerer Thronvasallen, die weder ihre Regentschaft, noch auch ohne erhebliche Zugeständnisse die Thronfolge ihres Sohnes anerkennen wollten, verwickelt hatte. Wo sie nicht mit bewaffneter Hand siegte, da wußte sie die Widersprechenden durch politische Gewandtheit für das königliche Interesse zu gewinnen. Sie bereitete das System unmittelbar vor, durch dessen weitere Ausführung Ludwig der Heilige die königliche Auctorität zum ersten Male wieder förmlich organisierte und ihr die breite Basis gab, auf welcher sie sich bis zur monarchischen Staatseinheit ausbildete).

Vor dem nähern Eingehen auf dieses System wird die Frage ins Auge zu fassen sein, in welche Lage die verschiedenen Kreise der rechtlichen Interessen durch das allmähliche Wachsen der königlichen Auctorität bis zu Ludwigs des Heiligen Zeit verfest worden waren. Was nun zuvörderst den Feudalismus betrifft, so halte ich zwar das Königthum ein bedeutendes, reales und ideales Terrain abgewonnen, ohne ihn darum gebrochen zu haben. In den Ländern, welche den unmittelbaren Vasallen geblieben waren (pays hors de l'obédience du roi im Gegensatze der pays de l'obédience du roi), herrschten diese noch immer mit eben der Unumschränktheit, wie der König in den feinigern; namentlich hatten sie die Befehlsgewalt und die oberste richterliche Gewalt nebst Administration in Händen. Wollte der König also ein Gesetz erlassen, welches auch in den seiner Landesherrschaft nicht unterworfenen Territorien gelten sollte, oder wollte er sonstige Regierungshandlungen auf jene Länder ausdehnen, so bedurfte er hierzu der Zustimmung der Territorialherren. Solche allgemeinere Gesetze künftigen sich selbst als communalis episcoporum et procurator assensus; publico Magnatum assensus etc. erlassen an; in einem Gesetze Ludwigs VIII. von 1223 heißt es, daß es per voluntatem et assensu archiepiscoporum, episcoporum, comitum, baronum et militum regni Franciae erlassen sei. Diese Zustimmung der Großen hatte, wenn es sich nicht etwa um Angelegenheiten handelte, welche die Gesamtheit als solche und die Einzelnen nur als Momente derselben betrafen, durchaus keinen politischen Charakter, sondern war eine einfache factische Nothwendigkeit, wenn der König seine Auctorität auch auf Gebiete erstrecken wollte, in denen er Nichts zu befehlen hatte. Bemerkenswerth aber ist, daß bei solchen Annehmungen

[1] Essai sur les institutions de Saint Louis, par Arthur Bégout, ouvrage couronné en 1831 par l'Académie Royale des inscriptions et belles lettres. (Paris und Strasbourg 1821.)

des Königs an die großen Vasallen sein Ansehen bereits bedeutend ins Gewicht fiel und den willkürlichen Widerspruch derselben beschränkte; ja die Annahme bekundete schon an sich, daß der König sich berufen fühle, eine Staats Einheit in sich darzustellen, welche in der bloßen Oberlehnsherrschaft noch nicht liegen konnte. Ein so rasches Überwiegen der königlichen Macht, wie es besonders seit Philipp August stattgefunden hatte, durfte wegen der unwillkürlich sich damit verbindenden Vorsehung eines wirklichen Staatsoberhauptes sogar die ausgedehnten Privilegien der einzelnen Seigneurs ins Schwanken bringen. Ludwig der Heilige verübte mehrmals Eingriffe in ihre Regierungs- und Jurisdictionen, um in dringenden Fällen Gerechtigkeit und Ordnung auf dem kürzesten Wege zu handhaben, ohne daß man sich zu widerlegen genöthigt hätte. — Die Politik, durch welche die Könige seit Hugo Capet ihre vorwiegende Auctorität auf dem Wege friedlicher Entwicklung erworben und eine fortschreitende Vergrößerung derselben angebahnt hatten, griff den Feudalismus in seinem inneren Wesen an. Das angeregte Volksbewußtsein brachte die Säulen seiner bisherigen Macht ins Schwanken; in den Städten konnte sich dieses Bewußtsein am ersten constituiren; daher hier die königliche Politik in der Gestalt von Gilden oder Gemeindeversammlungen am Entschiedensten Grund und Boden gewann. Möchte auch die finanzielle Bedrängnis, in welche die Seigneurs durch die Kreuzzüge und durch Kriege unter einander gerathen waren, dieser Erscheinung beizutragen in die Hände gearbeitet haben, indem diese Herren sich gezwungen sahen, den Städten Rechte zu verkaufen, welche einen wesentlichen Theil ihrer Souveränität ausmachten, so hatte der in den Städten noch gewordene Geist doch ohne Zweifel die Initiative in diesem Handel ergriffen, und war reif geworden, um statt der abgekauften Willkürherrschaft die Herrschaft des Gesetzes zu empfangen und sich im Sinne des Königthums anzuzeigen. Ein schlimmerer Streich konnte der Feudalmacht kaum gespielt werden; der Feind hatte sich in ihrem eigenen Lager angelagert, ohne verdammt zu sein, und unterthölich von da ab eine Communication mit seinem Centrum, dem Throne, welche das System der Feudalgewalt überall durchkreuzte, und wie in gebieterischen Kaminen die brennende Kraft nach allen Seiten durch deren Gebiet verbreitete. Denn auch die Landbesitzer konnten unter Umständen nimmer ein Aul gegen den Despotismus ihrer Seigneurs in den Städten finden, wodurch die Seigneurs zu Rücksichten bei der Behandlung ihrer Unterthanen, ja zu Concessionen gedrungen werden mußten, welche ganz im Sinne der königlichen Politik waren. — Die Begründung von Communen in den Städten nahm seit Ludwig dem Dicken und unter seinen Nachfolgern, Ludwig VII., Philipp August und Ludwig VIII., einen so raschen und ausgebreiteten Fortgang, daß Ludwig der Heilige weniger für das Princip selbst zu kämpfen, als vielmehr seine Sorgfalt auf dessen tiefere Entwicklung zu richten hatte. Es bildete sich dem Feudaladel gegenüber der wichtige Stand der bourgeoisie, aus welchem später in politischer Hinsicht der tiers-

état hervorging. Diese bourgeoisie bemächtigte sich alsbald des Handels und der Industrie, zog die Wissenschaft in ihr Bereich, und brachte es auch zu einer Achtung gebietenden äußeren Macht, sodaß die Städte ein wesentliches Moment in der ferneren Staatsentwicklung wurden.

Indem das Königthum und das Bürgerthum den Feudalismus in die Mitte nahmen, und so von zwei Seiten ihre höheren Principien auf ihn wirken ließen, ging eine innere Reinigung mit ihm vor sich, die ihn aus der Späthe einer wuchernden Gefeglosigkeit allmählig auf seinen soliden rechtlichen und politischen Bestand zurückführte, und welche sowohl eine freiere Bewegung aller übrigen Rechtsphären, als auch deren Neigung, die königliche Auctorität zu ihrem Mittelpunkt, ja zur höchsten Einheit eines neuen Gesamtorganismus zu erheben, zur Folge hatte. Andererseits trat aber mit jener Reduktion des Feudalismus um so bestimmter und reiner diejenige rechtliche und politische Beziehung hervor, in welcher der König die großen Vasallen auch weiterhin als auf gleicher Stufe mit ihm stehend anerkennen mußte, weil ein tieferer Grund dafür in der Geschichte des Feudalismus vorhanden war. Rechtlich wurde diese Gleichstellung eben durch das Lehntrecht selbst bewirkt, in sofern es nämlich ein Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen dem Lehnsherrn und dem Vasallen festsetzte, zu Folge dessen jener so gut wie dieser gewisse Verpflichtungen und Beschränkungen über sich ergehen lassen mußte, ohne dabei seine königliche Auctorität in die Waage legen zu dürfen. So war diese letztere durch den Unterschied zwischen Lehnsherr und König innerlich beschränkt; als Lehnsherr blieb der König namentlich dem, auf das Princip der Ebenbürtigkeit zwischen Richter und Partei gegründeten Institute der Lehnscurie unterworfen, und war an deren Anspruch gebunden, ohne daß ihm dabei ein anderes Recht, als der Vorschlag und seine Stimme gebührt hätte. Durch einen solchen Anspruch der Pares curias war Johann ohne Land verurtheilt worden; und wenn später Ludwig der Heilige den Sohn Johann's, König Heinrich III. von England, von Neuem mit französischem Gebiete belehnte, so war dies ein eigenmächtiger Verstoß gegen jenes Urtheil, den er gegen den laut gewordenen Unwillen seiner Magnaten nur, weil er der Mächtigere war, durchzusetzen vermochte. — In mehr politischer Hinsicht hielten diese Magnaten dem Könige in sofern das Gleichgewicht, als er an ihren Rath und ihre Zustimmung in allen den Angelegenheiten gebunden war, welche das Wohl des Staates im Großen und Ganzen, das eigentliche Reich — oder die Monarchie als Feudalmonarchie betrafen. Hierbei lag nicht etwa der Gesichtspunkt der alten Reichsländer, sondern lediglich der Umstand zum Grunde, daß der König eben nicht Alleinherrscher von Frankreich war, und daß die oberste Gewalt ihre Realität und Repräsentation nur in der Vereinigung aller einzelnen Herrscher zu einem Gesamtkörper finden konnte. Wenn auch hierbei die königliche Auctorität wieder überwiegt, wie dies schon unter Ludwig dem Heiligen zum Vorschein kommt, so kann dies nur als ein Zeichen angesehen werden, daß der Geist

der Zeit selbst über diesen Standpunkt hinaus zu kommen und den verschiedenen Interessen der Nation ein einziges unverrückbares Ferment zu geben suchte; nicht aber liegt darin, daß jenes Übergewicht bereits rechtlich bestanden hätte. Matthäus Paris oder Parisiensis (Verfasser der *Historia major Angliae*, Zeitgenosse Heinrich's III.) gebührt das *consilium optimum*, quod non potest aliquis regum Francorum subterfugere. Als der unglückliche Papst Innocenz IV., von Friedrich II. verlagte, eine Zuflucht in Frankreich suchte, und deshalb Ludwig den Heiligen um seine Aufnahme beschwören ließ, berief dieser zuvörderst seine Großen, und schlug zu Folge deren Erachtens dem Papste seine Bitte ab. Ludwig mochte nicht ein Mal seine Tochter ohne Zustimmung seiner Magnaten verheirathen; wogegen er sich freilich das gleiche Recht bei Verheirathungen in den Familien der letzteren zu sichern bedacht war, damit er die Succession auswärtiger Großen in französische Länder verhindern könne. Wichtig ist aber gerade hier das bereits angeführte Beispiel von der eigenmächtigen Belohnung Heinrich's III., denn diese Belohnung verließ nicht bloß gegen ein Urtheil der zwölf *Pares curiae*, sondern noch vielmehr gegen das politische Recht der Magnaten, eine Handlung zu verbieten, durch welche ein Theil des Reiches einem auswärtigen Könige überantwortet und folgeweise die Integrität des Ganzen gefährdet wurde. Sie erklärten sich gegen jene Belohnung, sie schwuren um das französische Nationalinteresse willen, der Besitzergreifung des englischen Königs den blutigen Widerstand entgegenzusetzen, und Ludwig, der seinem Schwager Heinrich aus mehr persönlichen Rücksichten zu willfahren wünschte, schwankte lange, ehe er sich entschließen konnte, sich über den wohlbegründeten Widerspruch der Magnaten hinwegzusetzen. Matthäus Parisiensis läßt ihn gegen Heinrich in die Worte ausbrechen: *O utinam duodecim pares Franciae et baronagium mihi consentirent, certe amici essemus*. Derselbe berichtet, wie Ludwig, nachdem er seine Barone wegen der beabsichtigten Belohnung befragt, von diesen die Antwort erhalten habe, daß das Urtheil der zwölf *Pares Franciae* entgegenstehe, und daß diese Belohnung eine unverantwortliche Schwächung Frankreichs in sich schließen würde. Als ein rechtlicher und ein politischer Gesichtspunkt des Widerspruches. Diese Stellen sind bezeichnend für die angegebene Bedeutung, welche die Pares und die Barone dem Könige gegenüber hatten. Unter Baronen sind nämlich jetzt die unmittelbaren Vasallen zu verstehen, welche ihre Länder (Herzogthümer oder Grafschaften) von dem Könige entweder als solchem, d. h. von der Krone, oder als bloßem Lehnsherrn zu Lehen trugen. Als ein wesentliches Merkmal der Baronie galt die Innehabung der obersten Gerichtbarkeit und der damit zusammenhängenden Verwaltung. Auf sie folgten die *Valvasseurs* oder Befizer der geringeren oder Afterlehen, denen die Untergerichtbarkeit zukam, indem die Urtheilssprüche ihrer Gerichte von ihrem Barone reformirt werden konnten. Ursprünglich (noch unter den Karolingern) gab es vier Barone (die Herzoge von Frankreich, Burgund, der Normandie und von Aquitanien), unter Hugo Capet stieg ihre

Zahl auf sieben, und unter Philipp August auf 59, wahrscheinlich, weil sie mehr und mehr in das ursprüngliche Lehnsvorhältniß zum Könige und zur Krone, welchem sie sich entzogen hatten, oder durch die mächtigen Vasallen entzogen worden waren, zurückgeführt wurden. — Die Barone überhaupt bildeten also den großen Reichsrath, welcher dem Könige in staats- und lebenspolitischer Hinsicht zur Seite stand, während die Pares Franciae speciell eine lebensgerichtliche Function hatten. Diese Pares Franciae wurden erst von Philipp August, wahrscheinlich auf Veranlassung des Proceßes gegen Johann ohne Land, zu einer feststehenden Ständeklasse erhoben, indem er diese Würde den zwölf mächtigsten Kronvasallen, und zwar sechs geistlichen und sechs weltlichen beilegte. Sie sind eben die ursprünglichen Pairs von Frankreich, und bildeten den Pairshof der Barone oder das Lehnsgewicht über die vornehmsten Vasallen, welche mit dem Könige ebenbürtig waren. Außerdem repräsentirten sie bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei den Krönungen der Könige, die Majestät des Thrones und die Macht des Reiches. Ihre richterliche Function nahm später mit der politischen der Barone die gemeinsame Form des Parlamentes an, und so verschmolzen gewissermaßen beide Institute zu diesem Einen, die sich in der Folge das reichsständliche Moment aus dem Parlamente wieder heraussonderte. So gingen also unter den Capetingen aus der Reinigung des Feudalismus die feudalen Burgundbaronen hervor, innerhalb deren die französische Monarchie zuerst hervortrat, und sich bis zur Revolution weiter entwickelte.

Das Parlament, ein Ausdruck, welcher schon in der fränkischen Periode vorkommt, und dort in formeller Hinsicht dasselbe, wie anfänglich mallum, später placitum, synodus, concilium und colloquium bedeutet, ist seinem Ursprunge nach aus dem früheren placitum Palatii, also aus dem obersten Gerichtshofe, hervorgegangen, in welchem der König selbst zu Gericht saß. Da er dieses Gericht besonders bei Selbstgenieße der Mäztz- und Majestät, oder des „allied Placitum“ im Herbst hielt, so verband es sich mit den eben dann gepflogenen Berathungen über Staatsangelegenheiten zu einer festeren Form, woraus dann später die Curia Regis oder Curia Franciae hervorging, welche sowohl das eigentliche Reichsgericht, als auch das königliche Rathcollegium in sich begriff. In ersterer Hinsicht hatte es, obwohl zum Gerichtshofe über die Kronvasallen bestimmt, dem Feudalismus gegenüber gewiß nur eine sehr beschränkte Wirksamkeit und wenigstens keine eigentlich lehnsgewichtliche Stellung, da es nicht nach den Grundsätzen der Ebenbürtigkeit, noch auch aus bloßen Mannen zusammengesetzt war, sondern außer aus weltlichen und geistlichen Großen (*cleres et barons*) auch aus königlichen Hofbeamten und rechtsgelehrten Räten bestand. Indessen hatte es doch die historische Bedeutung eines wenigstens ausüblichen Reichsgerichtshofes, und diese Bedeutung wurde bei dem neuen Aufschwunge der königlichen Auctorität von den Königen in geeigneten Fällen, wie z. B. von Ludwig VI., in Rechtsstreitigkeiten zwischen den Vasallen und ihren Unterthanen oder zwischen den Bischöfen und ihren Städten

Unterthanen u. s. w. geltend gemacht. Auch zur Entscheidung der höchsten Rechtsfreiheiten überhaupt, sowie der weltlichen Reichssachen der geistlichen Corporationen, schien die curia regis geeignet. Jedenfalls war hier, wie in so vielen andern Fällen, Alles Sache der Gewohnheit und Gelegenheit. Mit der allmählichen Einschränkung des Feudalismus mußte indessen der Wirkungskreis der curia regis vorrücken und sie selbst eine festere Ausbildung gewinnen. Die Verwickelungen, in welche die Könige mit den großen Vasallen, und diese wieder mit den Städten, der Geistlichkeit u. s. w. gerietten, boten der curia regis eine erwünschte Gelegenheit, ihre richterliche Auctorität oft in den wichtigsten Fällen in Anwendung zu bringen, und diese fiel jetzt um so mehr ins Gewicht, als einerseits der König immer einen erheblichen Anhang von weltlichen und geistlichen Großen hatte, welche als Mitglieder der curia regis zugezogen wurden, und andererseits die unter Mitwirkung, rechtsgelehrter königlicher Räte abgegebenen Entscheidungen der gemeinen Meinung imponirten, oder auch wirklich dem wahren Bedürfnisse der Sachen entsprachen. Inzwischen gewann auch die in der curia regis enthaltene Section für die Berathung von Staatsfachen eine größere Bedeutung. Die Folge dieser neuen Ausbildung der curia regis war, daß beide Sectionen sich scharfer von einander unterschieden, jedoch nur im Betreff ihres Ressorts, wegen der Mitglieder der einen in der Regel auch die der andern waren. Der eigentlichen curia regis trat ein *consilium regis*, *conseil du Roi*, gegenüber. Als nun mit der Reduction des Feudalismus der Reichsrath der Barone und der Pairerhof sich im Sinne des Königthums und unter der Auctorität desselben zu gestalten angefangen hatten, lag es nahe, den erstern mit dem *consilium regis* und den letztern mit der curia regis (im engeren Sinne) in Verbindung zu setzen. So bildete sich eine *Gesammtcurie*, welche spätestens schon im 13. Jahrh. den Namen *Parlament* führte. Seine eigentliche Organisation verbandt dasselbe erst Ludwig dem Heiligen.

Nachdem der weltliche Feudalismus angefangen hatte, von seinen Ausartungen zurückzukommen, bildete sich auch das eigenthümliche Rechtsmoment desselben, also das Lehnrecht, auf entsprechende Weise näher aus, so daß, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, das Lehnwesen erst jetzt seinen wahren Bestand erlangte. Gleichwie die Reichsverfassung eine feudale war, so bewegte sich auch das ganze Staatsleben in seinen verschiedenen Abstufungen überwiegend nach feudalen Principien. Insbesondere hatte der Adel sein eigentlicher Lebensmoment in dem Lehnwesen, vermöge dessen grade er sich eines bedeutenden Grundbesitzes und in Verbindung mit demselben der Grundherrlichkeit erfreute. Das allodialle Eigenthum bildete die Ausnahme, und auch dieses wurde nach Analogie des Lehnrechtes beurtheilt. Es galt in der weltlichen Sphäre für eine Bedingung der vollen Reichsfähigkeit und vor allen Dingen des Adels, in einem Vasallenverhältnisse mit Grundbesitz und Grundherrlichkeit zu stehen; man kann hiernach beurtheilen, welche hohe Bedeutung es für das Staatsleben haben mußte, als die Städte sich auch

ohne diese Bedingung zu einer Rechtsfähigkeit emporarbeiteten, welche sich der des Adels an die Seite stellen konnte. — Aus dem Adel war bereits das Ritterthum, la *chevalerie*, hervorgegangen.

Was die Stellung der Geistlichkeit im Anfange dieser Periode betrifft, so war ihre Macht nicht minder fortgeschritten, und hatte die frühere Abhängigkeit vom Staate und vom Könige auf mehreren Punkten durchbrochen. Dies hatte seinen Grund nicht sowohl in der feudalisirten Ausartung des Zeitalters, als vielmehr in der fortschreitenden Organisation, welche das Kirchengement unter der wachsenden Auctorität des Papstes und der allgemeinen Concilien, sowie unter der zunehmenden Ermattung der Staatsgewalt sich anzu eignen gewußt hatte. Die Geistlichkeit erfreute sich in Gestalt der Kirche des einen großen Gesamtinteresses, welches dem Staate wie den weltlichen Großen abging, und wodurch beide mannichfach den Druck des Kirchengementes erfahren mußten. Die Geistlichkeit hatte auf diese Weise eine Menge von Vorrechten in ihre Hände zu bringen gewußt, welche ursprünglich der weltlichen Macht zugesandt hatten. Die Vorrechte oder Freiheiten, welche Hugo Capet bei seiner Thronbesteigung feierlich beschwor, bezogen sich besonders auf die dem Volke und dem Clerus zustehenden Wahlen der Bischöfe und auf die Synoden. Die letzteren bedurften jetzt der Erlaubniß des Königs nicht mehr, und ihre Beschlüsse wurden, ohne Hinzukommen der weltlichen Auctorität, publicirt. Da die französische Geistlichkeit sich selbst dem Papste gegenüber eine Selbständigkeit, welche sie vor den beschränkenden Einwirkungen des päpstlichen Ansehens bewahrte, ohne sie der glänzenden Verfassung zu lassen. Diese gleiche Unabhängigkeit vom Staate wie vom römischen Stuhle bezeichnet die „Freiheiten der galikanischen Kirche“, welche den Päpsten öfters ein Ärgerniß gab. Mit den weltlichen Großen gerieth die französische Geistlichkeit besonders durch die Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit in Conflict, wobei sie oft das Volk auf ihrer Seite hatte, welches die geistlichen Gerichte mit ihrer geregelten Rechtspflege den *justices seigneuriales* vorzog. Ludwig der Heilige fand sowohl in Absicht auf die Gerichtsbarkeit, als auf die Freiheiten der galikanischen Kirche erhebliche Schwierigkeiten zu lösen. — Außerdem imponirte die Geistlichkeit dem Feudaladel durch die Gottesfrieden oder Treuegave Dei, welche sie demselben bei Strafe der Excommunication gebot. Diese Insubordination der Feudal für gewisse Tage der Woche, welche überhaupt in der Christenheit Gesetz wurde, ging nämlich grade von französischen Bischöfen aus, und wurde schon ums Jahr 1031, zunächst für Aquitanien, getroffen.

Dies Alles begründete indessen unmittelbar nur die geistliche Macht des französischen Clerus. In politischer Hinsicht dagegen hatten ihm die weltlichen Großen die Stange gehalten, oder selbst den Rang abgelaufen. Nur die angesehenen Bischöfe waren, gleich den weltlichen Magnaten, Kronvasallen und Inhaber der Landesherrlichkeit; namentlich war dies bei den sechs geistlichen Pairs, *Evêchés-Pairs*, und einigen *Evêchés non Pairs* der Fall, welche erstere den weltlichen Pairs sogar im

Ränge vorgingen. Die übrige höhere Geistlichkeit hatte es dagegen nicht weiter, als bis zur Grundherlichkeit gebracht. Uebrigens schlug es in der That zum Nachtheile des französischen Klerus aus, daß er es zur rechten Zeit verschmäht hatte, das feudalistische Princip auch zu dem seinigen zu machen. Als er nicht mehr umhin konnte, sich dem Feudalismus nachträglich in die Arme zu werfen, mußte er schon mit Afterlehen zufrieden sein, wodurch er vielfältig von den weltlichen Großen abhängig wurde und in den feudalen Troß gerieth. So konnte er namentlich die vorgezeichnete militärische Form des Feudalismus nicht mehr von sich abwerfen. Selbst Bischöfe wurden zu militärischen Anführern; die niederen Geistlichen wurden Soldaten und gingen in Waffen einher. Damit riß zugleich eine grenzenlose Entfittlichung unter dem Klerus ein. Seit dem Wiedererwachen der königlichen Auctorität zeigte sich der Klerus geneigt, die Sache des Feudalismus aufzugeben und sich dem Königthume anzuschließen, welches letztere jedoch, durch frühere Erfahrungen gewarnt, einen solchen Bundesgenossen nur mit Vorbehalt zu benutzen bedacht war. — Die reichthumsmittelbaren Bischöfe leiteten ihre weltliche Macht vom Könige, die bloßen Landesherrschümer, welche nicht unmittelbar unter dem Könige, sondern unter dem Landesherren standen, von diesem her. Dieser wie Jener hatte das Recht der Empfehlung, und durfte während der Vacanz eines Bischofsthums die damit verbundenen weltlichen Rechte selbst ausüben; die sogenannten *regalia* oder *temporalia*. Außerdem durfte der König oder Landesherr das Lehencontingent der ihm unterworfenen Bischöfe in Anspruch nehmen, und war andererseits ihr Schutzmogel.

Von den Städten, in welchen sich die Bürgerschaft als dritter Stand ausbildete, erlangten viele schon eine sehr freie, durch chartes de commune ertheilte Verfassung (*villes à communes*), welche ihnen eine eigene Obrigkeit und Jurisdiction, sowie das Recht des Krieges nach Außen zusicherte. In der Regel wurden diese Communalcharten unter königlicher Auctorität ertheilt, obgleich sie häufig von den Landesherren selbst, nur freilich nicht, ohne daß diese sich dazu geneigt gefehen hätten, ausgingen. Mehrere Städte erlangten sich solche Communalverfassungen von ihren Landesherren, oder riefen in solchen Kämpfen den König um Schutz an, welcher keinen Anstand nahm, gegen die Landesherren zu entscheiden und sie zur Beschwörung der von ihm genehmigten Verfassungsurkunde zu zwingen. Ubrigens hatten sich in den Ländern des römischen Rechts Municipalverfassungen und in denen des Gewohnheitsrechts Schöfferverfassungen in mehreren Städten noch aus früherer Zeit her erhalten, und es ist anzunehmen, daß diese Verfassungen bei einer neuen Communal Einrichtung im Wesentlichen zum Muster dienten. — Derselben Städte, welche noch keine Verfassungen erlangt hatten, genossen wenigstens bedeutender Privilegien, welche häufig den Handel und Gewerbetrieb betrafen. Indessen erlangten viele Städte nicht leicht die gleiche politische Bedeutung, wie die Städte, mit Communalverfassung. Eine Ausnahme versprach Paris zu machen, welches sich bereits durch einen lebendigen Ver-

kehr auszeichnete. Hier bestand eine förmlich organisirte und durch Privilegien der Könige begünstigte Handelsgesellschaft, die *marchandise de l'eau* unter dem *prévôt des marchands de l'eau*, welchem die *échevins* (Schöffen) de la *marchandise* zur Seite standen. Diese Gesellschaft führte auch den Namen *hanse*. In anderen Städten gab es ähnliche Handelsgesellschaften. Ludwig VII. bestätigte 1170 die *coutumes* der hanse und der *compagnie française*.

Die noch übrige, niedrigste Standesklasse, die *serfs*, oder Leibeigenen, und die *villains* (*villani*, *hommes de poote*, d. h. *hommes de potestate*, *hommes coutumiers*), genossen nur einer sehr unvollkommenen Rechtsfähigkeit und setzten unter dem gemeinsamen Druck der Lasten (*consuetudines*, *coutumes*), welche sie meistens als Hinterlassen einer Grundherlichkeit zu tragen hatten. In diesem Falle besaßen sie ein heritages *villain*, auch *villenie*, *terre tenue coutumierement* ou en *roture* genannt, an welchem ihnen kein wahres Eigenthum zustand; es war dasselbe vielmehr nur eine Quelle drückender Verpflichtungen für sie, denen sie sich nicht willkürlich entziehen konnten. Sie hatten das ihnen eingetragene Gut zu cultiviren, um der Grundherlichkeit die Dienste, Zinsen und Zehnten davon abführen zu können; dadurch wurden sie zu einem bloßen Mittel für die materiellen Zwecke des Adels und der Geistlichkeit, und wenn der Grundherr das Gut veräußerte, so ging auch die Person des *villain* in Folge jenes dinglichen Verhältnisses auf den neuen Erwerber mit über. Bei den Leibeigenen kam die persönliche Unfreiheit hinzu. Die letztern fanden sich übrigens vielfach auch in den Städten vor, welche keineswegs bloß von den gewöhnlichen Stadtbürgern, sondern auch von der Geistlichkeit, dem Adel und den milites bewohnt wurden. Im Wesentlichen gestaltete sich das Bauernrecht nach germanischen Grundsätzen. Der Grundherr hatte das echte Eigenthum und die rechte Gewere (*Salsine*) an den seinen Gutsbauern eingetragenen Besitzungen; den letztern stand also statt eines eigentlichen Verfügungsrechts nur ein durch den Herrn gesellter Befehl zu; überhaupt aber standen sie unter seiner Schutzwelt und wurden durch Beamte des Hofes gerichtet, d. h. sie lebten nach Hofrecht. Dergleichen Beschränkungen waren jedoch nicht bei allen Bauerngütern gleich; es gab Stufen und Übergänge, z. B. in den Unterschieden von *mansal ingenuiles*, *hidiales* (die Zinsgüter der Palastrien) und *serviles*. Freier und sicherer in Bezug auf Disposition und Vererbung waren die Besitz der *mansi censuales* oder *censuales* gestellt, d. h. solche, welche ihre Allodialgüter dem Könige, einer Kirche oder einem Grundherren aufgetragen und gegen Übernahme einer geringen Abgabe als Zinsgut sich wieder hatten verleißen lassen. — Unter den Capetingern gewannen die *villains* oder *Bauern* schon eine größere rechtliche Garantie, die sie wenigstens vor den Leibeigenen merkwürdig auszeichnete. Der Bauer hing an, dem freien roturier (ein Ausdr., welcher überhaupt den Gegenfall zu den Adligen, *gentilhomme*, *nobles*, bezeichnet) in rechtlicher Beziehung gleich zu gelten. Er konnte namentlich sein Recht gegen andere Freie schon selbständig vor

den Gerichten verfolgen; nur seinem Herrn gegenüber blieb eine Rechtsfähigkeit noch immer beschränkt, obwohl die königlichen oder landesherrlichen Gerichte die Pflicht hatten, ihn gegen willkürliche Behandlung seines Grundherrn zu schützen. Die in ten Städten aufblühende Freiheit wirkte auch auf die Stellung der vilains günstig ein. Zur Zeit Ludwig's des Heiligen hatte ihre Lage gewiss schon viel von ihrem geblühigen Charakter verloren, und war bereits auf dem Wege, sich nach den Gesichtspunkten eines nutzbaren Eigenthums mit darauf hastenden Diensten und Abgaben als ein wirkliches Rechtsverhältniß auszubilden. Daraus ging mit der Zeit die censive oder das Bauerngut des französischen Rechts hervor; an dieser hatte der Bauer das dominium utile, der Grundherr das dominium directum; jenes bildete sich sogar zu einem römisch rechtlichen Eigenthum mit den darin enthaltenen Dispositionsbefugnissen und zur rechten Gewere fort, während das dominium directum sich auf ein Maß von Rechten einschränkte, welche nur an die ursprüngliche Verleihung erinnern sollten. Die censive gab übrigens nicht, wie das Lehen, Grundherrlichkeit; auch bezahlte der Bauer seine Zins, während der Vasall sich et hommage leistete. — Für die Leibeigenen, welche nicht an ein Gut gebunden waren, hatte der Feudalismus mit seinen vorzugsweise militärischen Interessen das Gute, daß er sie oft zu Kriegern erhob. Aber auch davon abgesehen, waren asfranchisements oder Freilassungen nicht grade etwas Ungewöhnliches. Manche Leibeigene erkauften sich mit zusammengekauftem Gelde die Freiheit von ihrem Herrn¹⁾. Den Leibeigenen der Kirchen und geistlichen Stifter ertheilte Ludwig VI. hier und da das Privilegium, zu leihen und vor Gericht aufzutreten.

Bei der Thronbesteigung Ludwig's des Heiligen hatten die wichtigsten Epochen des Staatlebens einerseits und die königliche Auctorität andererseits eine Stellung gegen einander angenommen, welche ganz geeignet war, zu einem eigentlichen Systeme mit dem Königthume im Mittelpunkt ausgebildet zu werden, so viele Schwierigkeiten ein solches System auch haben mußte. Ludwig der Heilige, trefflich angeleitet von seiner Mutter und seiner eigenen Persönlichkeit nach ein wahrer König durch Energie, Gerechtigkeitliebe und Muth, erkannte jene Aufgabe ebenso wol, als deren Schwierigkeit. Er wandte seine lange Regierung (von 1226, oder wenn man auf den Zeitpunkt seiner Volljährigkeit sieht, von 1236 — 1270) dazu an, diese Aufgabe möglichst vollständig zu lösen. In der That würde jede bloß theilweise Lösung derselben bei der damaligen Lage der Dinge Nichts als ein müßiger Versuch, durch weichen vielleicht das königliche Ansehen selbst sich eine verunrubarte Seite gegeben hätte, gewesen sein; außerdem mußte diese Lösung auch

innerlich so beschaffen sein, daß alle wichtigeren Beziehungen derselben gegenständig sich selbst befähigten und trugen. Ludwig legte daher sein System so an, daß oft die eine Bestimmung schon eine Reihe anderer als natürliche Consequenz in sich enthielt, sodaß, sobald jene gewonnen war, der Widerspruch des Abels und der Geistlichkeit auch hinsichtlich der übrigen schon im Voraus gelöst erschien. Dabei ließ sich dieses System die Begründung und Fortbildung eines geordneten Rechtszustandes zugleich in Verbindung mit allen übrigen Epochen des Volkswohls anlegen sein. In dieser Hinsicht war Ludwig aus Hebung des Ackerbaues und der Industrie, des Handels und Wandels, auf gründliche Verbesserung der Finanzen und des Münzwesens, der Sitten und der Polizei bedacht; in allen diesen Beziehungen hatte der Feudalismus eine Masse der ärgsten Mißbräuche, der complicirtesten Hindernisse herbeigeführt, welche alle mehr oder weniger bekämpft sein wollten, wenn eine allgemeinere rechtliche Ordnung möglich gemacht werden sollte. Sowie einzelne Herren, so viele Grenzen des Volkswohls und des Fortschritts; einig waren Alle nur darin, die schmachvollsten Steuern, unter denen besonders die taillie, eine ganz nach Belieben erhobene Kopfsteuer, verfaßt war, von ihren Unterthanen zu erpressen, den Handel unter die unerbittlichsten und mannichfaltigsten Bölle und Abgaben niederzulegen, möglichst schlechtes Geld zu schlagen u. s. w. Nur die Erbländer des Königs machten, wie gesagt, hierin eine rühmliche Ausnahme.

In der allgemeineren Begründung eines geordneten und grundsätzlichen Rechtszustandes kam nun aber dem Könige ein Umstand zu Hilfe, der mit ihm in der Erreichung desselben Ziels gleichsam zu weiteffen schien. Dies war die Reception des Justinianischen Rechts. Der Enthusiasmus, mit welchem dasselbe seit dem 12. Jahrh. auch in Frankreich begrüßt wurde, hatte seinen Grund zunächst darin, daß es gegen die hohlen und verhassten Principien des Lehnwesens, welche den größten Theil des Rechtsgebiets beherrschten, aufs Vortheilhafteste abschloß. An ihm richtete sich das gesehnete Rechtsbewußtsein am ersten wieder auf, in ihm erkannte es voll Überschwung das theoretische Daßin eines bis in die feinsten Unterschiede vollendeten Rechtszustandes, an dessen Möglichkeit es selbst in den notdürftigsten Beziehungen so lange verzweifelt hatte. Diese Theorien ins Leben zurückgeführt zu sehen, dahin mußte der Wunsch und das Streben aller regeren Geister gehen, zumal das Rechtsbedürfniß als an der äußersten Grenze der sittlichen Interessen liegend, notwendig dasjenige Ferment war, in welchem die geistige Kraft des Volkes sich zuerst wieder concentrirte, um die Garantie aller übrigen Interessen zurückzugewinnen. — Es sind Spuren vorhanden, daß das Justinianische Recht schon vor den Glossatoren in Frankreich nicht unbekannt gewesen sei. So soll es dort bereits von dem Benedictinermönch Konstantin gelehrt worden sein, welcher von 1005 — 1089 lebte, der Sohn eines rechtselehrenden Senatsrats zu Pavia war, und wenigstens in seiner Heimath das römische Recht lehrte. Später begab er sich in das Kloster Bec in der Normandie, wo er eine

1) Eine der ältesten Freilassungsurkunden (von 1195) lautet folgendermaßen: *Franchio manu et ore, mansumito a consuetudine legis salicae Johannem Pitheon de vico, hominem meum et suos legitimos natos, et ad sanum intellectum reduco, ita ut a suis filiis possint succedere; dictum Johannem et suos natos constituo homines meos francos et liberos, et pro hac franchisia habui decem et octo libras Viennensium honorum. Histoire du Parlement de Paris (Vollständige), 1771, p. 13.*

Schule errichtet haben soll, wurde Abt zu Caen und 1070 Erzbischof von Canterbury, da er sowohl bei dem Papste, als bei dem Herzoge von der Normandie, Wilhelm dem Eroberer, in großem Ansehen stand. Er war der Lehrer des Bischofs Ivo von Chartres (Ivo Carnotensis, gest. 1115), dessen Schriften gleichfalls schon von einer Kenntnis des Justinianischen Rechts zeugen. Ferner gebören hieher die „*Petri exceptiones legum Romanorum*“, ein Buch aus der letzten Hälfte des 11. Jahrh., welches nach von Savigny in der Gegend von Balence entstanden ist, und eine systematische Bearbeitung des Justinianischen Rechts im Aufzuge (exceptio) enthält, wobei die Institutionen, die Pandekten, der Geyer und die Novellen nach der epitome Juliani zu Grunde gelegt sind. Den wahren Impuls zur Reception des Justinianischen Rechts in Frankreich, wie überhaupt im größten Theile von Europa, gaben erst die Glossatoren. Es ist bekannt, wie Jünglinge und Männer aus allen Ländern in die Hörsäle von Bologna strömten, wie der große Ruf dieser Rechtschule ihnen dahiem schon vorgearbeitet hatte, als sie zurückkehrten, um die neue Weisheit durch Lehre und Anwendung in ihrem Vaterlande einzubürgern. Die Kenntnis des Justinianischen Rechts war eine Decoration, nach welcher auch in Frankreich die Angehörigen der Nation strebten; ihre Auctorität fing an, den Nachspruch der Willkür, die Wucht des Aberglaubens und des Stumpfsinns, durch welche bisher die ärgsten Mißbräuche und Unordnungen gedeckelt worden waren, in der gemeinen Meinung unwiderstehlich zu überwiegen, und vor Allem traten die *justices seigneuriales* mit ihren ungelehrten Richtern, traten selbst bei der Verhandlung von Staats- und Regierungsangelegenheiten die rechtsunkundigen, nur auf ihr Gewicht sich stützenden Großen vor den Korpsphären der neuen Doctrin in den gleichbedeutenden Schatten. Aber nicht etwa nur der positive Gehalt des römischen Rechts, sondern mehr noch der Einfluß, den es mittelbar auf die Intelligenz überhaupt ausübte, gewannen ihm die Herrschaft über die socialen Überzeugungen und Bewegungen der Geister, und setzten es in den Stand, das Volk aus dem Banne einer dumpfen Passivität zur eigenen Wahrnehmung seiner billigen Interessen zu erlösen. Das Recht war jetzt Wissenschaft geworden, und diese Wissenschaft gab sich dem Volke hin, dessen dringenden Bedürfnissen sie huldigte; die Geistesfreiheit hörte also auf, die Fesseln und das Heil allein in Händen zu haben. Neben den theologischen Schulen entstanden ohne Schwierigkeit Rechtsschulen, indem angesehene Juristen, zunächst auf einer Klosters- oder Stiftsschule, eine Anzahl Lernbegieriger um sich versammelten, welche sich zumitmäßig einrichteten, und woraus die Universitäten für das römische Recht hervorgingen. Unter diesen waren Orleans und Angers schon früh berühmt, und die Universität Montpellier (gegründet 1180) erfreute sich selbst der Bewirtung des Glossators Placentinus (gest. 1192). Indessen verlangte das Justinianische Recht eine eigentümliche gesetzliche Geltung nur in den südlichen Provinzen Frankreichs, wo ihm das vorjustinianische Recht in gleicher Bedeutung vorgegangen war, und wo daher das römische Recht nur

in eine neue Form überging; in den *pays du droit coutumier* galt es mehr in subsidium, bildete jedoch hier wie dort den vorherrschenden wissenschaftlichen Gesichtspunkt, aus welchem das Recht fortan behandelt wurde.

Die Geistesfreiheit, welche bisher die nähere Kenntnis und Handhabung des römischen (vorjustinianischen) Rechts als eine ihrer Prärogativen hatte betrachten können, sah sich durch das allgemeinere Ausfließen des Justinianischen Rechts dieses Vorzugs plötzlich beraubt. Noch mehr erbitterte sie der Einfluß, welchen dieses Recht durch Beschränkung des kanonischen Rechts auf ihre eigene Rechtssphäre ausübte, die Anregung der Geister, durch welche es der Hierarchie einen erheblichen Abbruch zu thun drohte, die magnetische Kraft, mit welcher es dem geistlichen Stande eine Menge von Talenten entzog. Die Geistesfreiheit fing daher an, gegen die weitere Verbreitung dieses Rechts zu eifern; unter diese Eiferer gehörte auch der ausgezeichnete Bernhard von Clairvaux, welcher sich in einem Schreiben an Papst Eugen III. darüber beklagte, daß selbst am römischen Orte fortwährend die Geleise Justinian's statt derer des Heilands laut würden. Auf dem Concilium zu Rheims wurde 1131 den Mönchen das Studium des römischen Rechts verboten, später Concilien erließen gleiche Verbote; wie wenig dies geholfen haben mag, kann man daraus entnehmen, daß 1220 Papst Honorius III. und 1254 Papst Innocenz IV. sich veranlaßt sahen, ein solches Verbot von Neuem zu erlassen. Das Verbot des Erlerens') bezog sich besonders auf Paris und die Umgegend. Paris war nämlich schon früh eine berühmte Hochschule für Theologie und Philosophie'), und übte im Interesse der Geistesfreiheit ein bedeutendes politisches Gewicht aus. Dieses Gewicht sah der Papst bedroht, nachdem seit dem 12. Jahrh. auch ein Lehrstuhl für das römische Recht in Paris begründet worden war. Die Unterdrückung dieses Lehrstuhls gelang dem päpstlichen Decretale. Allein im Jahre 1568 gab das pariser Parlament den dortigen Vortrag des römischen Rechts wieder frei; 1576 erließ es ein arret, durch welches der Jurist Guacius zu solchen Vorträgen ermächtigt wurde. Die Ordonnance de Blois von 1579 schärfte jedes Verbot gleichwol von Neuem ein, bis es endlich von Ludwig XIV. durch das *édit, qui règle les études de droit* vom Jahre 1679 ganz aufgehoben wurde.

Andern, als die Geistesfreiheit, dachte Ludwig der Heilige über das neue Recht. Er erkannte darin eine vortheilhafte, dem Volke selbst in die Hände gegebene Waffe gegen den Feudalismus, und beförderte ohne Rücksicht das Studium desselben. Er ließ es ins Französische übersetzen; eine Uebersetzung des *Digestum vetus* unter dem

3) Cap. 28. X. de privileg. etc. — Firmiter interdicimus et districtius inhibemus, ne Parisiis vel civitatibus, seu aliis locis vicinis quavisq. docere vel audire jus civile praesumat. Et qui contra fecerit, non solum a causarum patrocinio interim excludatur, verum etiam per episcopum loci excommunicationis vinculo innotescat. 4) Die pariser Universität erlangte unter dem Namen der Sorbonne schon früh eine außerordentliche Auctorität und behielt bis ins 17. Jahrh. aus den vier Facultäten für Theologie, kanonisches Recht, Medicin und freie Künste, unter welcher auch die Philosophie gerechnet wurde.

Titel: le vieux Digeste en 24 livres, aus dem 13. Jahrh. befindet sich noch jetzt im Manuscript auf der königlichen Bibliothek zu Paris. Er ließ ferner seine höheren Provinzialbeamten im römischen Rechte unterrichten; diese versäumten auch keine Gelegenheit, die neuen Grundsätze zur Anwendung zu bringen, am eifrigsten da, wo gedankenlose Gebräuche zu Schanden zu machen waren, oder wo es galt, das monarchische Princip zu verwirklichen und gegen den Uebermut der Seigneurie ins Feld zu führen; denn in diese Bahn ihrer Thätigkeit wurden sie unwillkürlich durch die dem römischen Rechte zum Grunde liegende Idee einer einheitlichen obersten Staatsgewalt geleitet. So waren sie namentlich eifrigst auf alle Prerogativen der königlichen Gewalt, welche sich aus dem römischen Rechte ergaben, und welche der König doch noch vielfach mit dem Adel und der Geistlichkeit theilen mußte; sie ließen Nichts unversucht, diese Gegner aus dem Besitze solcher Hoheitsrechte zu verdrängen, und förderten auf diese Weise das Königthum nicht wenig. Ludwig zog die ausgezeichnetern Rechtsgelehrten in seinen geheimen Rath, oder selbst ins Parlament, wo es ihm leicht wurde, durch ihre blendende Geistesamkeit die Meinungen zu beherrschen. Allein es war seine Meinung nicht, dem römischen Rechte einen unbeschränkten Spielraum zu gewähren; und bei der durch Jahrhunderte begründeten Geltung des Lehnraths, des kanonischen Rechts und des Gewohnheitsrechts würde dies auch nicht einmal in seiner Macht gestanden haben. In diesen Rechtsquellen waren zum Theil wesentliche Elemente der französischen Nationalität enthalten; auf ihnen beruhte eine politische Ordnung der Dinge, an deren Stelle das römische Recht nichts Vorzüglicheres, nichts, was einer historischen Fortbildung im gleichen Maße fähig gewesen wäre, zu setzen gehabt haben würde. Genug also, wenn diese Rechtsgebiete durch das römische Recht wissenschaftlich neu belebt und von ihrem unorganischen Niederschlage befreit wurden; im Ubrigen mußte es das Streben eines weisen Gesetzgebers sein, sie mit dem römischen Rechte auf gleicher Stufe der Geltung zu erhalten, in soweit sie nämlich seit Anbeginn der Monarchie neben denselben gegolten hatten. Von diesem Gesichtspunkte ging Ludwig in seinen Etablissemens aus (s. unten).

Die bisherige Darstellung hat vorzugsweise die äußeren Verhältnisse geschildert, unter denen Ludwig der Heilige sich zu bewegen hatte, und denen er sein System anpassen mußte. Auch ist bereits im Allgemeinen gezeigt, wie er diese Verhältnisse zu wägen und zu benutzen wußte. Es wird nunmehr zu erörtern sein, in welchen einzelnen Beziehungen sein System sich manifestirte. In dieser Hinsicht lassen sich als Hauptgesichtspunkte die Gesetzgebung und die Handhabung des Gesetzes und des Rechts unterscheiden. Der letztern gab Ludwig besonders durch ein tüchtiges Beamtenhum den gehörigen Halt; ja er hat hierdurch eine der Grundsäulen der spätern französischen Monarchie aufgerichtet. Ubrigens sollen jene beiden Gesichtspunkte oft einer unter den andern, so daß sie sich in der Darstellung nicht immer streng sondern lassen werden. Was nun

1) Die Gesetzgebung betrifft, so wies sie jetzt vermittels der *Ordonnances* geübt, die sich von den früheren Capitularien wesentlich darin unterscheiden, daß sie unabhängig von einem consensus populi oder bestimmter Reichsstände erlassen werden. Den Namen *Ordonnances* führen zwar schon Gesetze früherer Capetingischer Könige; in sofern die *Ordonnances* aber erst unter Ludwig dem Heiligen eine gehaltvollere Bedeutung und eine ganz neue vollstümliche Entstehungsart gewinnen, kann man Nichts dagegen erinnern, wenn ihr Ursprung gewöhnlich erst von dem Regierungsantritte Ludwigs her datirt wird. Sie zerfallen in eigentliche *ordonnances* oder Gesetze über eine ganze Rechtsmaterie, *édits* oder Gesetze von specieller Beziehung, *déclarations* oder authentische Interpretationen und *lettres patents*, oder offene Befehle zum Zwecke unmittelbarer Anordnungen in einzelnen Fällen. Außerdem treten diese Unterscheidungen aber erst später deutlich hervor. — Es erhebt bereits aus dem früher erörterten Verhältnisse zwischen dem Könige und den einzelnen Großen, in wiefern Jener durch diese in der gesetzgebenden Gewalt beschränkt war. Es war eine bloß räumliche Beschränkung, nur daß diejenigen Gesetze, welche die Zustimmung auch nur einzelner und zwar der mächtignen Landesherren erhalten hatten, darum auch in den Gebieten der übrigen Eingang zu finden pflegten. Nimmt man indessen an, daß die einzelnen Landesherren, um sich zur Reception der Gesetze des Königs bewegen zu lassen, über deren Anhalt gehört zu werden verlangten, und daß diese Gesetze hierdurch einer allgemeinen Berathung unterworfen wurden, so erscheint die gesetzgebende Gewalt des Königs allerdings auch innerlich beschränkt, je doch in einem ganz andern Sinne, als dies bei einer Volksrepräsentation der Fall gewesen sein würde. Gelang es, jenen Beratungen ein vollstümliches Element beizumischen, so mußte die legislatorische Auctorität des Königs dadurch gehoben werden; denn alldann war zu hoffen, daß die räumliche Beschränkung derselben durch die Rücksicht auf den inneren Werth der zu erlassenden Gesetze in den Hintergrund gedrängt werde. Diesen Gedanken faßte Ludwig auf; er lag in der Aufgabe, welche die Capetingischen Könige sich gestellt hatten, und hatte in dem Entschließen der *bourgeoisie* in den Städten sogar schon einen bestimmten tatsächlichen Anhaltspunkt gewonnen. Nur konnte dabei vorerst von einer eigentlichen Volksrepräsentation noch keine Rede sein, sondern es mußte genügen, verständige und angesehene Männer aus dem Volke, namentlich aus der *bourgeoisie*, durch ihren Rath und ihre Erfahrung an der Gesetzgebung Theil nehmen zu lassen. Hieraus war Ludwig bedacht, und die Erfolge, welche er in dieser Beziehung erlangte, sind so überraschend, daß man, um sie zu begreifen, sich daran erinnern muß, welche Achtung gebietende Macht diesem Könige seinen Magnaten gegenüber zur Seite stand. Die *Ordonnances* Ludwigs hören, ihrem Vorreden nach zu schließen, bereits auf, von dem assensus der Großen schlechthin abhängig zu sein; sie gehen vielmehr aus einem bloßen *consilium*, aus einem *grand conseil* de sages hommes et des bons clercs, aus einem *conseil* des

barons et des prud'hommes etc. hervor. Die Magnaten müssen mit Personen aus dem Bürgerstande zu Rathe sitzen, um unter dem Präsidium des Königs Gesetze beschließen zu helfen, welche ihre Auctorität mit immer engeren Banden umstricken. Diese Gesetze entsprechen den wahren Bedürfnissen des Volkes, welches dabei um diese Bedürfnisse und um die geeigneten Mittel ihrer Befriedigung befragt worden ist; ihre Bedeutung geht aber noch über ihren unmittelbaren Wirkungsbereich hinaus, denn sie beweisen und nähren den allgemeinen Grundglauben, daß die gesetzgeberische Auctorität durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit bestimmt werden müsse, ja daß diese Auctorität nur eine einseitliche im Staate sein könne, und daß sie somit allein dem Könige für das ganze Land aufstehe. Insbesondere sah die bourgeoisie ihre Interessen mit denen des Königs auf diesem Wege in die engste Verbindung gesetzt. Ludwig ließ es dagegen seinerseits sich angelegen sein, diese Macht, die ihm so wesentliche Dienste gegen den Übermuth der Seigneurs leistete, zu vermehrern und zu veredeln. Er bestätigte und revidirte durch verschiedene Ordnonnances die bereits bestehenden Stadtrechte, unterdrückte die Mißbräuche, welche sich dem Zwecke derselben hier und da noch in den Weg stellten, ertheilte den Bürgern das Recht der Petitionen, um dergleichen Mißbräuche selbst zur Sprache zu bringen, und reservirte sich ein Oberaufsichtsrecht über die Verwaltung der Communen, um die Obrigkeiten derselben um so besser bei ihrer Pflicht erhalten zu können. Insbesondere bekräftigte er sich bei der Ernennung derselben durch zwei Ordnonnances vom J. 1256. Die erste bestimmte einen Tag im Jahre, an welchem die Maîtres sämtlicher Städte des Königreichs neu ernannt wurden. Zu diesem Zwecke mußten die designirten Maîtres, und Beauftragte der Rechnungsablage auch die alten nebst vier Stadtverordneten, welche in dem vorverflossenen Jahre das städtische Vermögen verwaltet hatten, zu Paris erscheinen. Die zweite Ordnonnance bestimmte über die nummehrige Wahl. Der bisherige Maire und die Stadtverordneten überreichten dem Könige eine Liste von vier Candidaten, unter denen der König den neuen Maire wählte; die übrigen drei wurden zu Stadträthen ernannt; diesen mußte außerdem eine Übersicht von dem Zustande der Stadt, ihren Bedürfnissen und ihren Mitteln gegeben werden; auch begleiteten sie den Maire zur Rechnungsablage nach Paris. Außerdem reservirte Ludwig sich das Recht, bei Differenzen, die in den Communen entstanden waren, zu interveniren, sobald ihm dies nöthig schien, um zu verhindern, daß dieselben durch innere Streitigkeiten und durch eine Ausartung ihrer Freiheit nicht etwa abermals eine Beute der Seigneurs würden. — Andern Städten ertheilte Ludwig umfassende Privilegien. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf Paris. Diese Stadt zeichnete sich schon damals durch ihre Größe und die Lebhaftigkeit ihres Verkehrs vor den übrigen Städten aus. Sie konnte bereits für die Könige gelten, und Ludwig begriff, wie er durch Paris Frankreich werde beherrschen können, wenn er dieses ideale Übergewicht beförderte. Konnte doch dem Königtume kaum etwas näher am Herzen liegen, als

die öffentliche Meinung auf diese oder jene Weise zu beherrschen, und die gesammte Staatsgewalt, die durch den Feudalismus so schmählich zerstückelt worden war, von Neuem in sich zu vereinigen; wozu ein Vortheil also, wenn eine königliche Residenz, wie Paris, sich in der gemeinen Meinung zugleich zur Hauptstadt des ganzen Landes ausschreiben konnte. Allein Paris war ein Abgrund von Unordnung und Gefelschaftigkeit, daß eine Menge der tüchtigsten Bürger sich genöthigt gesehen hatten, die Stadt zu verlassen. Eine bedeutende Schuld hieron trugen die Obrigkeiten der Stadt. Paris hatte nämlich wenigstens keine förmliche Communalverfassung, doch eine ziemlich alte Municipalverwaltung, über welche früher die Grafen von Paris gesetzt waren. Als Hugo Capet dieses Grafenamt mit der Krone veräußerte, übertrug er die innere Verwaltung der Stadt einem Prevot gemeinschaftlich mit den Municipalbeamten, gab dem ersten jedoch eine überwiegende Macht in die Hände. Dieses Übergewicht eines war wegen der zunehmenden Verwilderung der inneren Verhältnisse zweckmäßig und gut, so lange es sich in ehrenwerthen Händen befand. Leider aber sah Mania von Castilien durch finanzielle Mangelstände sich genöthigt, das Amt des Prevots käuflich zu machen; seitdem wurde es ein förmlicher Handelsartikel, den man kaufte, um ihn mit Vortheil wieder zu verkaufen. Die untauglichsten Subjecte wurden auf diesem Wege Prevots von Paris; ja es vereinigte sich Mehre, um dieses Amt an sich zu bringen und dann unter sich zu theilen, wie dies noch im J. 1251 der Fall war. Das gemeine Volk war unter einem solchen Gouvernement rechtlos, weil es die Prevots nicht gleich den Reichen beschützen konnte, und jene gleichwohl das angelegte Capital mit Wucher wieder gewinnen wollten; die Municipalverwaltung war gelähmt, Verbrechen und Verwirrung an der Tagesordnung. Ludwig konnte erst längere Jahre nach seinem Regierungsantritte dazu gelangen, diesen Abscheulichkeiten ein Ziel zu setzen. Er hob zuvörderst die Käuflichkeit der Prevotat auf; sodann vereinfachte er dieses Amt, indem er die Erhebung der königlichen Gefälle davon trennte und das gerichtliche Urkundenwesen 60 Notaren übertrug; endlich war er auf einen tüchtigen Mann für dieses Amt bedacht, und fand ihn in Etienne Boileau. Die Energie und unerbittliche Strenge, mit welcher dieser Recht und Gesetz zu Paris gehandhabt haben soll (er wird als ein Mann von eisernem Charakter und großer Umsicht und Gewandtheit geschildert), führten Sicherheit des Lebens und des Eigentums zurück; Handel und Industrie genossen wieder des Schutzes und der Ordnung. Er veranstaltete eine Sammlung der sämtlichen ältern Polizeigesetze. Unter dem Prevot stand der voyer, ein Beamter, welchem die vollziehende Gewalt und die unmittelbare Sorge für die öffentliche Sicherheit und Ordnung übertragen war. Ferner gab es eine königliche Polizeiwache zu Fuß und zu Pferde unter dem chevalier du guet (cuius villae), und endlich führte Ludwig durch die Ordnonnance von 1254 auf Bitten der Bürgerchaft eine Bürgerwache ein (guet des metiers oder guet bourgeois), wie sie in sämtlichen Communen bestand. — Nachdem auf diese Weise für die

Grundbedingung der gesellschaftlichen Entwicklung gefordert war, konnte diese im Uebrigen in einer Stadt von so gewaltigen Anreizen und Mitteln, wie Paris, im Ganzen sich selbst überlassen werden. Imponirend in politischer Hinsicht durch sein Parlament und als Sitz des Königthums, ausgezeichnet (wenigstens relativ) durch Kunst und Wissenschaft, welche nirgends ein besseres Gedeihen finden konnten, als da, wo die Barbarei des Feudalismus unter großartigen Verfallsverhältnissen, unter den Augen einer hochherzigen Regierung schon längst einem liberalen Geiste gewichen waren — hervorbrachte endlich durch Handel und Industrie, welche grade hier die bedeutendsten finanziellen und commercieellen Hilfsmittel fanden und sich einer durch königliche Privilegien und durch ein stets lebendig fließendes Gewohnheitsrecht ausgebildeten Organisation erfreuten, bedurfte Paris, um über Frankreich zu herrschen, keiner legislativen Schienen und Seilen weiter, sondern nur des Mannes, der diese Macht bei ihren positiven Grundformen zu erhalten und vor den Ausartungen und Gefahren, die in einer soviel bewegten Stadt näher, als anderwo, lagen, sicher zu stellen wußte. Die *Etablissemens des metiers de Paris*, welche Ludwig gegen Ende seiner Regierung von Boileau revidiren und als einen Gewerbescheder publiciren ließ, zielen auf eine solche mehr negative Forderung der Gewerbe ab. Sie beabsichtigen dieselben von den von Alters her vorhandenen oder mit der Sache selbst verbundenen Mißbräuchen und Hindernissen einer freien Entwicklung zu emancipiren, sowie ihre positiven Grundbestimmungen zu lichten und auszuheben. Sie beschränken daher die Jurisdiction, welche von Alters her gewissen Hofbeamten über diese oder jene Kunst zugefallen hatte, und welche von diesen dazu mißbraucht worden war, um die Industrie und den Handel zu bedrücken und den Gemeingeist darin zu erdöden. So hatte z. B. der Wundschent die Jurisdiction über die Weinhändler und Schenkwirthe, der Großbaumeister über die Häuser, der Oberhofmeister über die Krämer, Tröbeler, Kürschner u. s. w. Die *etablissemens* ordnen die Jurisdiction dieser Beamten der des *Prevots* unter, wodurch wieder Einheit und Ordnung in das Ganze kommen mußte. Ferner stellen sie die Statuten aller Künste nebst verschiedenen Gewohnheiten derselben zusammen. Sie gehen überhaupt von dem Gesichtspunkte einer einheitlichen Organisation der gewerblichen Interessen aus, die sie aber nicht sowohl durch neue gesetzliche Bestimmungen erst schaffen, als vielmehr aus dem Gegebenen eruiren. Sie wurden, wie Boileau in der Vorrede berichtet, zuvor in einer Versammlung „des plus sages, des plus leaux et des anciens homes de Paris, et de ceux, qui plus devoient savoir de ces choses“ berathen — ein Beleg dafür, wie Ludwig darauf bedacht war, das Volk bei der Gesetzgebung zu betheiligen.

Schon Blanka von Castilien hatte Freilassungen der Leibeigenen aus den königlichen Domainen vorgenommen; Ludwig folgte darin ihrem Beispiele, und bewog auch mehrmals die Seigneurs, ein Gleiches zu thun. Die Freigelassenen eilten trotz der Rechte, welche die Seigneurs sich rücksichtlich ihrer zu reserviren pflegten, in die Städte

und vermehrten die bourgeoisie. Sie waren die laut redenden Beweise von dem Streben des Königs, das Volk frei zu machen. — Auch für den Bauernstand sorgte Ludwig durch Wort und That. Er traf manche Verfügungen, um die Last desselben zu erleichtern und ihm den Ackerbau näher ans Herz zu legen, indem er ihn einträglicher zu machen und einer bessern Ordnung zu unterwerfen bemüht war. Eine bedeutende Erleichterung für den Bauernstand war außerdem die Ordnung, die Ludwig im Steuerwesen einführt. An eine durchgreifendere Verbesserung der Lage des Bauers war unter den damaligen Verhältnissen noch nicht zu denken. Genug vorrath, wenn auch der Bauer fühlte, daß der König ein Herz für ihn habe, daß er ihn leben möchte, während die Seigneurs ihn niederzubrüden trachteten. — Ludwig versäumte nicht, die Moralität seines Volkes zu heben, und von äußeren Hindernissen zu befreien. In dieser Hinsicht sind seine *ordonnances pour la réforme des moeurs dans le Languedoc et le Languedoil* von 1254 und 1256 berühmt geworden.

So erhob Ludwig das Volk durch das Gesetz und das Gesetz durch das Volk. Die Herrschaft des Gesetzes war es, durch welche er den Uebermuth der Seigneurs da bändigte, wo seine Vorgänger sich der Gewalt hatten bedienen müssen. Ein Reich war indessen dem höheren Feudaladel geblieben, welches auch die energischeren Vorgänger Ludwig's noch nicht zu dämpfen vermocht hatten, das Recht, seine Streitigkeiten durch die Fehde auszumachen. So lange dieses bestand, hing die Herrschaft des Gesetzes von Bedingungen ab, die nicht seine eigenen waren. Am meisten aber litt das Volk unter den Verwüstungen und Gräueln, welche mit der Fehde verbunden waren. Schon Philipp August hatte durch die Einführung der *quarantaine du Roi* jenem Rechte Eintrag zu thun gesucht. Die Fehderechtung mußte nämlich dem Herrkommen gemäß außer an den Gegner auch an dessen Verwandte bis zum vierten Grade gerichtet werden. Diese Verwandten mußten sich auf die Fehde mit einlassen, wenn sie nicht ihr Erbrecht gegen den Angegriffenen nebst einigen andern Vortheilen verlieren wollten. Dadurch erhielt das Fehderecht offenbar eine für die rechtliche Ordnung höchst verderbliche Ausdehnung. Durch die *quarantaine du Roi* wurde nun bestimmt, daß die Verwandten nicht eher als 40 Tage nach der Fehdereklärung sollten angegriffen werden dürfen. Diese Bestimmung hatte zunächst wol nur das Interesse der Verwandten im Auge, welche oft die Fehdereklärung nicht früh genug erfuhren und unvorbereitet überfallen wurden. Zugleich aber gab ihnen ein solcher Waffenstillstand, welcher noch hergebrachten Grundföhen nicht gebrochen werden durfte, Gelegenheit, die Vermittlung des gemeinschaftlichen Lehnsherrn in Anspruch zu nehmen. Ludwig der Heilige schätzte nicht allein die *quarantaine du Roi* durch eine Ordnung von 1245 von Neuem ein, sondern erklärte auch das Recht, vermittelnd einzuschreiten, für ein Recht des Königs als des Herrn über Krieg und Frieden. Er übertrug die Handhabung desselben seinen obersten Provinzialjustizbeamten, ohne deren Erlaubniß keinerlei Fehde

ligkeit sollte begonnen werden dürfen. So wurde wenigstens eine gewichtige Opposition gegen die Fehde geschaffen, die auch nicht etwa eine willkürliche Erfindung des Königs, sondern nur eine kluge Benutzung und ausgedehntere Anwendung bestehender Grundsätze war, nach welchen, wenn eine Partei darauf antrug, zuvörderst das sogenannte assurancement vor dem gemeinschaftlichen Lebensherrscher verhandelt werden mußte, widrigenfalls die Fehde die Eigenschaft eines Rechts verlor. Es ist indessen nicht zu bezweifeln, daß jene Maxime des Königs auf den beständigen Widerspruch des Feudaladels stieß; Ludwig ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sie mit eifriger Konsequenz zu verfolgen. Dies beweist eine Ordonnanz vom Jahre 1257, worin den Seigneurs die Willensmeinung des Königs mit folgenden Worten intimirt wird: „*Noneritis, nos deliberato consilio guerras omnes inhibuisse in regno, et incendia et carrucarum perturbationem. Unde vobis districte praecepimus mandamus, ne contra dictam inhibitionem nostram guerras aliquas vel incendia faciatis, vel agricolas, qui servant carrucis seu aratris, disturbetis.*“ Eben damals schärfte er dem Genschal von Guy ein, den Waffensstillstand aufrecht zu erhalten, und Jeden, der ihn brechen würde, mit unaussprechlicher Strenge zu bestrafen. — Aber schlimmer fast, als dieses kriegerische Recht der mächtigen Vasallen war der Mißbrauch, den der geringere Feudaladel mit der Klinge trieb. Diese kleineren Vasallen, die sich in großer Masse über das ganze Königreich verbreitet fanden, kannten kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern. Dieses unvernünftige Recht hatte zwar eine gerichtliche Form angenommen, nämlich die des gerichtlichen Zweikampfs, gages du bataille, duel judiciaire, dessen Ausfall als Gottesurtheil betrachtet wurde; es gefährdete aber die Herrschaft des Gesetzes darum natürlich nicht weniger, und war dabei durch diese Form Rechtsens, durch religiöse Überzeugung und durch die wissenschaftliche Behandlung, welche ihm die besten Juristen in allem Ernst widmeten, gewissermaßen gegen jeden Angriff geheiligt. Ludwig scheute diesen Angriff gleichwohl nicht. Durch eine Ordonnanz von 1260 verbietet er den gerichtlichen Zweikampf, und setzt an dessen Stelle den Beweis durch Zeugen. Dieses Gesetz, welches in den Etablissemens (i. unten) wiederholt wurde, soll aus einer Beratung hervorgegangen sein, die Ludwig deshalb mit seinen Baronen gepflogenen. Vielleicht fanden die Mächtigen derselben in der Reception eines solchen Gesetzes kein erhebliches Bedenken, weil sie wol kaum in die Lage kommen konnten, von dem gerichtlichen Zweikampfe für sich Gebrauch zu machen. Im Ubrigen und abgesehen von den eigenen Ländern des Königs ließ dieses Gesetz ohne Zweifel auf den selbststetsten Widerstand, den es für sich allein auch noch keineswegs zu überwinden im Stande war. Gleich wol darf seine Bedeutung nicht verkannt werden. Es gab den Anlaß, daß die Gesetzgebung seitdem ihre Aufmerksamkeit auf allmähliche Befestigung des gerichtlichen Zweikampfs richtete, es führte dem Streben der damaligen Beamten, jede feudalistische Erscheinung aus ihrem Kreise zu verbannen, eine gesetzliche Auctorität mehr hinzu, und

jedenfalls nimmt es in dem Systeme Ludwig's des Heiligen eine Stelle ein, die sonst als eine wesentliche Lücke dieses Systems erscheinen müßte. Von ungewisselter Wichtigkeit ist es aber durch seine Einführung des Zeugnissbeweises, wenn denn auch der Zweikampf noch daneben bestehen blieb. Ubrigens war der letztere schon zu Beaumont's Zeit (1283) in dem Maße von den Gerichten eingeschränkt worden, daß sie zuvörderst über dessen Zulässigkeit zu erkennen hatten. Da dieser Grundbegriff sich immer fester stellte und weiter ausbildete, so gelang es besonders den Gerichten, den Zweikampf mehr und mehr außer Anwendung zu setzen.

Ludwig ordnete das Finanzwesen durch Abschaffung verhaßter und willkürlicher Abgaben, wie durch positive Festsetzung und Regulirung der unerlässlichen Steuern. Er gab 1256, seine größten Steuern aufzuheben, als das Bedürfnis erbrachte. Von Anfang seiner Regierung an hob er das pedagogum und das noch von Karl dem Großen herrührende teicoume, beides Baaranzölle, von denen der erstere zu Lande und der letztere zu Wasser erhoben wurde, und mit denen die Seigneurs den ärgsten Mißbrauch zu treiben pflegten, nebst ähnlichen drückenden Abgaben (droits) durch verschiedene Ordonnanz auf. Es geschah dies zunächst für einzelne Gegenden, oder durch Privilegien, mittels welcher Ludwig einzelne moralische Personen, namentlich Städte, Abteien, Kirchen und fromme Stiftungen, von solchen Abgaben kraft königlicher Rechtvollkommenheit erliefte. Auf diese Weise wurde der Grund zur allmählichen grundsätzlichen Abschaffung solcher mißbräuchlichen Abgaben für alle Provinzen gelegt. Die diese Unterstützung in diesem Streben gewährte dem Könige ohne Zweifel die offenbare Nichtswürdigkeit und allgemeine Verhaßtheit dieser Abgaben selbst, die meist alles historischen Grundes entbehren und Nichts als schamlose Erfindungen der Habguth der Seigneurs waren. Opus bonum et regia magnificentia dignum facimus, quod illicite exactiones extinguiamus, et pravas consuetudines aboleamus (Ordonnanz von 1265). — Die Steuerreform, welche Ludwig an die Stelle dieser particulären und localen Abgabensystems setzte, war fürs ganze Reich berechnet. Sie bezog sich vorzugsweise auf die taille als allgemeine Landsteuer und auf den cens als Rehnsteuer. Die erstere theilte Ludwig in die Personen- und Grundsteuer. Die Communen sollten die taille nur erheben dürfen, wenn dies zur Tilgung ihrer Schulden nöthig erschiene. Alldann wurden durch eine doppelte Wahlhandlung je nach der Größe der Stadt sechs oder zwölf Personen erwählt, welche die Steuer veranlagten und repartirten mußten, nachdem sie zuvor geschworen, dabei Niemanden zu schonen oder zu drücken. Zugleich wurden vier andere Männer erwählt und beidseitig, deren Namen vorerst ein Geheimniß blieben, bis jene ihre Arbeit vollendet hatten; alldann wurden diese letztern von jenen vier gleichfalls zur Steuer veranlagt. — Von der Geistlichkeit erhob Ludwig, unterstützt durch verschiedene päpstliche Zugeständnisse, die décimes, oder den Zehnten von den Einkünften der Pfründen.

Ludwig proclamirte in den Ordonnanz von 1254

und von 1256 unter Anderem die Freiheit des Kornhandels, sowohl rücksichtlich des Binnenumsatzes, als der Ausfuhr, und verordnete, daß Ausnahmen von dieser Regel nur nach Anhörung des Raths sachverständiger Männer, oder, wie er auf Veranlassung eines besondern Falls sich ausdrückte, des consilium non suspectum, in quo sint aliqui de prelati, barones, milites et homines bonarum villarum, statuiert werden sollten. Diefeiden Personen mußten ihre Meinung abgeben, wenn die Ausnahme wieder aufgehoben werden sollte. — Ludwig verachtete Messen und Märkte, und bewies den Seigneurs in ein Paar Fällen durch Parlamentspruch, daß dieses Recht allein ihm zustehe. Er sorgte für Belebung und Sicherung des Handelsverkehrs, und ließ deshalb 1268 die Gauchinis, eine Rott lombardischer und florentinischer Kaufleute, die sich als Bluffanger allgemein verhasst gemacht hatten, aus dem Lande jagen. Olimpischer verfuhr er mit den Juden. Durch eine Erdonnanz von 1252, welche zwei Jahre darauf erneuert wurde, drohte er ihnen mit ewiger Verbannung, sofern sie sich nicht auf Handarbeiten und ähnliche Erwerbszweige legen und so den Wucher ausüben würden. Ludwig brachte den Handel dergestalt in Aufnahme, daß selbst Edelleute und Geistliche sich ihm mit größtem Eifer überließen, und gegen die letztern mehrmals Verbote deshalb erlassen werden mußten.

Wichtig für den Verkehr, sowie als Beleg dafür, wie Ludwig mit Zueigung des Volks und mit Umgehung der Großen allgemeine Gesetze zu geben wußte, ist besonders seine Erdonnanz über das Münzwesen vom J. 1262. *Facta sunt haec ordinatio Carnoti, anno 1262, circa mediam quadragesimam, cui facienda interfuert jurati: cives Parisienses, burgenses Praviensenses (Provins), cives Aurelianenses (Orléans), cives Senonenses (Sens), cives Laudunenses (Laon),* welche sämmtlich, zwölf an der Zahl, die Erdonnanz mit unterzeichnet haben. Sie schaffte die Münzrechte der 24 einzelnen Seigneurs ab, welche damals in Frankreich Geld schlagen ließen, oder beschränkte diese Rechte doch in dem Maße, daß sie das Münzregal des Königs nicht weiter beeinträchtigen konnten. Wenn man jene Herren zu dieser bedeutenden Neuierung schweigen sieht, so scheint diese einerseits aus dem Bedürfnisse des Verkehrs, welches ihnen über den Köpfen zusammenzuschlug, und andererseits daraus zu erklären zu sein, daß schon Ludwig VIII. dem Unwesen, welches sie mit ihren Münzen getrieben, mehrfach zu steuern gewußt hatte.

Wichtig ferner als erste feste Begründung der Freiheit der französischen Kirche ist Ludwig's *Sanctio pragmatica*. Der Papst hatte von jeher gegen Frankreich mehr Rücksicht gezeigt, als gegen andere Länder. Frankreich hatte beinahe weniger feindselige Beziehungen zu ihm, als z. B. Deutschland; auch waren die ersten Capetinger nicht die Männer, die sich von dem Papste hätten imponiren lassen. So sand ein leidliches Vernehmen zwischen dem Könige und dem Papste statt, bis Clemens IV. (seit 1265), durch seine Siege über die Hohenstaufen übermüthig geworden, seine Auctorität auch dem französischen

Könige schätzbarer zu machen gedachte. Er maßte sich also die Oberhoheit über alle kirchlichen Leben in Frankreich an, sodaß er sie, vacant oder nicht, nach Belieben vergeben könne. Ludwig der Heilige trat ihm mit der *Sanctio pragmatica* entgegen, die er im Mai 1268 zu vor mit seinen Baronen beraten hatte. Dieses Gesetz blieb nicht bloß bei der Frage stehen, durch welche es zunächst veranlaßt war, sondern stellte überhaupt die Interessen der französischen Kirche gegen die Usurpationen des päpstlichen Stuhles grundgesetzlich fest. Es stellt sich zugleich als eine Ausführung der Pläne dar, welche Ludwig schon im J. 1247 durch eine Gefandtschaft an den Papst Innocenz IV. kund gegeben hatte, und welche der Uebermuth Clemens' IV. so rasch zur Reife trieb. Der Inhalt dieses Gesetzes ist folgender: 1) Die Prälaten, die *collatores* und *patroni* der geistlichen Ämter sollen alle ihre Rechte ungehindert und friedlich genießen und verwalten. 2) Die Doms- und andern Kirchen sollen in der Freiheit, ihre Bischöfe und Prälaten selbst zu wählen, geschützt werden. Ursprünglich wählten der Klerus, die Könige und das Volk, der König befähigte den Erwählten. Später wollten die Capitel der Domkirchen den Bischof allein wählen; darüber entstanden Streitigkeiten, in welche der Papst gebeten oder ungedrungen sich einmischte, und die er als eine gute Gelegenheit benutzte, das Recht der Bestätigung sich selbst zu vindiciren. 3) Die Simonie und der Handel mit geistlichen Ämtern soll gänzlich abgeschafft sein. 4) Alle Verordnungen zu geistlichen Ämtern und andern Beneficien sollen nach dem gemeinen Rechte, den Conciliendecisionen und den durch die Kirchenräthe eingeführten Gewohnheiten erfolgen. 5) Der römische Hof soll nicht besetzt sein, innerhalb des Königreichs ferner Geld zu erpressen (wie er es bisher oft auf die schamloseste Weise durch Legaten und Bischöfe that thun lassen); solche Gelderhebungen sollen nur im Falle der Noth zu vernünftigen frommen Zwecken, und auch dann nicht ohne Zustimmung des Königs und der Kirche, stattfinden. Endlich 6) sollen die Kirchen und Geistlichen des Königreichs bei ihren Freiheiten, Privilegien, Rechten und Privilegien überhaupt erhalten werden. — Die *Sanctio pragmatica* gab der Geistlichkeit ohne Zweifel die Würde und das Selbstbewußtsein zurück, welche der Religion Noth thaten. Die Schranken, welche sie bei Zeiten gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls aufzurichte, sind vielleicht mit als ein Grund zu betrachten, weshalb es in Frankreich nicht ebenso wol, wie in Deutschland, einer Kirchenreformation bedurft hat.

Eine andere Erdonnanz erließ Ludwig über die geistlichen Zehnten im J. 1269. Sie schreiben sich in Frankreich von dem Concillium Taroneuse vom J. 567 her, wurden aber erst von Karl dem Großen (794) fester begründet und für die ganze Monarchie eingeführt. Ursprünglich wurden sie nur von dem eigentlichen Klerus, seit dem 9. Jahrhund. aber, dem Principe zuwider, auch von den Bischöfen erhoben. Zur Zeit des Feudalismus nahmen die Seigneurs die Zehnten in Anspruch, oder vermachten die Geistlichkeit wenigstens, ihnen ihre Zehnten zu Lehen auszutragen. Bald waren die meisten Zehnten

in den Händen von Laien. Unter den ersten Capetingern dachten die Bischöfe daran, die Zehnten sowohl den Mönchen, als den Laien wieder zu entziehen und die rein geistliche Natur derselben herzustellen. Das Concil, welches sie deshalb gegen Ende des 10. Jahrh. zu St. Denis hielten, lief jedoch wegen einer gewaltthätigen Intervention der Mönche von St. Denis über ab. Man mußte die weltlichen Zehnten gelten lassen, und sich begnügen, durch den Namen „infeudirte Zehnten“ an ihren geistlichen Ursprung zu erinnern. Das lateranensische Concil von 1179 erkannte sogar an, daß die Laien, welche damals bereits Zehnten besaßen, dabei zu belassen seien, verbot ihnen aber alle neue Erwerbungen von Zehnten. In Folge dessen gelang auch in Frankreich die Befestigung der seit jenem Concile von Laien erworbenen Zehnten. Ludwig der Heilige strebte dahin, die Zehnten ihren rechtmäßigen Eigentümern wieder zu verschaffen. In Langue doc, wo die Laien viele Zehnten besaßen, wurden sie ihnen bei Gelegenheit und in Folge des Friedens, den Ludwig mit dem Grafen von Toulouse 1228 schloß, entzogen, den Mönchen jedoch gelassen. In den Ländern des Königs sowohl wie in denen, welche unmittelbar oder mittelbar als Lehen von ihm rekrutirt, konnten die Kirchen ihre Zehnten jedoch nur dann von den Laien reclamiren, wenn der König die Erlaubnis dazu erteilt hatte, weil er als Lehnsherr oder Oberherrnrecht dabei interessiert war. Durch die Verordnung von 1269 verordnete Ludwig aber, daß es dieser Erlaubnis nicht weiter bedürfe.

Unter Ludwig's Regierung geschah auch der erste wichtigere Schritt gegen die Anmaßungen, mit welchen die Geistlichkeit ihre Gerichtsbarkeit ausdehnte. Im J. 1235 wurde in einer Versammlung des Königs und des Adels zu St. Denis beschlossen, daß die Signatur in Civilsachen den geistlichen Gerichten nicht unterworfen sein, und die geistlichen Richter, welche in solchen Sachen eine Communication aussprechen würden, durch Beschlagnahme ihres weltlichen Einkommens zur Zurücknahme derselben gezwungen werden, dagegen die Geistlichen rücksichtlich ihrer Lehen vor den weltlichen Gerichten Recht zu nehmen gehalten sein sollten. Im J. 1246 vereinigte sich die Barone sogar, um in Fällen, wo die Geistlichkeit nach dem Urtheile einer niedergelegten Commission sich Eingriffe in die Gerichtsbarkeit oder den Gerichtsstand des Einen oder Andern erlaubt haben würde, Alle für Einen zu stehen.

Eine Anzahl der wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen traf Ludwig in Bezug auf die Verwaltung und Justizpflege, wovon unten die Rede sein wird. Leider hatte er auch in dieser Beziehung mit vielen Mißbräuchen zu kämpfen, die zu tief eingewurzelt waren, als daß sie gänzlich hätten beseitigt werden können. Dahin gehörte auch die Käuflichkeit der meisten Ämter. Er verbot durch Ordonanzen aus der Zeit von 1254—1256 wenigstens den Wiederverkauf der ein Mal gekauften Ämter.

Ludwig beschloß seine Regierung mit einem Acte der Gesetzgebung, oder doch mit der Anordnung eines solchen, der zugleich sein System würdig abschloß. Dies sind die „Etablissements de St. Louys, Roy de France, se-

lon l'usage de Paris et d'Orléans et de court de Barone“), ein Code in zwei Büchern und 210 Capiteln, welchen Ludwig 1270 vor seinem letzten Kreuzzuge ausarbeiten ließ. Ludwig's ganzes System, seine Gesetze, wie seine Institutionen, standen auf einem Boden von historischen Rechten, welche, wenn sie sich selbst überlassen blieben, ihrem historischen, wie ihrem intellectuellen Charakter nach weit eher geneigt scheinen durften, sich gegenseitig abzulösen, als einen Bund der Eintracht unter sich zu schließen, dessen jedes System, um selbst festen Grund zu haben, doch (schlechterdings nicht) entbehren konnte. Am geschloffen waren das römische Recht und das Lehnrecht einander gegenübergetreten, jenes auf die Macht des Rechts, dieses auf das Recht der Macht vertrauensvoll, beide gleich geneigt zum erschütternden Zusammenstoß; gefährlich durch die Selbstsucht und schmale Berechnung einer eng zusammenhaltenden Standesclasse lag das kanonische Recht im Hinterhalte; am wenigsten war das nationale Gewohnheitsrecht gedeckt und geschützt, obwohl die Zeit der Rechtsbücher, d. h. ähnlicher Privatarbeiten, wie die teutschen Spiegel, bereits begonnen hatte und die Localrechte ausgeprägt zu werden pflegten. Ludwig der Heilige faßte daher den Plan einer Redaction und gesetzlichen Ausprägung des historisch gegebenen Rechts, um es unter sich und mit seinen eigenen Sagen und Institutionen fester zu verbinden; insbesondere aber suchte er diejenigen Materien der verschiedenen Rechte mit einander zu vereinigen, welche durch eine Kluft der Geschichte oder der socialen Verhältnisse von einander getrennt waren. Dabei wurde, wie es in der Natur der Sache lag, hauptsächlich auf die Vereinigung des römischen Rechts mit dem Lehnrechte, vielfach aber auch auf die Vermittelung des droit écrit (namentlich der Pandekten, des Code und der Decretalen) mit dem droit coutumier Bedacht genommen. In allen diesen Beziehungen enthalten die Etablissements außer dem Civil-, Lehn- und Kirchenrechte auch Criminal- und Proceßrecht, und beschäftigen sich selbst mit der Administration. Daß bei der Behandlung der einzelnen Materien häufig römische Rechtsansichten vorkommen, ja daß Eviden und Unbestimmtheiten vorzugsweise aus dem römischen Rechte ergangen wurden, kann um so weniger getadelt werden, als es einerseits für eine Menge barbarischer Mißbräuche in der That nur im römischen Rechte eine Abhilfe gab, und die ganze Jurisprudenz der damaligen Zeit sich bereits im Elemente des römischen Rechts bewegte, und andererseits über dieser Berücksichtigung des letztern keineswegs das nationale Gewohnheitsrecht vergessen war, vielmehr bildete das letztere den Hauptinhalt der Etablissements, welche den Norden Frankreichs vor Augen hatten. Gleichwohl hat Montesquieu (Esprit des lois. l. 28. c. 37 seq.) den Etablissements eine unheilvolle Vermengung der französischen Jurisprudenz mit dem römischen Rechte zum Vorwurfe gemacht. Er hält überhaupt den ganzen Code für ein charakterloses Nachwerk, und ist deshalb geneigt, zu bezweifeln, daß er, wenigstens in der vorliegenden

5) Sie finden sich in Ducauge, Histoire de St. Louis IX.

den Gestalt, jemals als allgemeines Gesetzbuch gegolten habe. Dies wird jedoch außer durch andere Zeugnisse auch durch die Vorrede bekräftigt (*li bons roys Loëys fit et ordena ces establissements - en toutes les cours l'ayes du royaume et de la prevosté de France*). Im Ubrigen darf der Werth dieses Godes allerdings nicht mit dem Maße eines methodisch angelegten und durchgeführten und in allen Theilen vollendeten Gesetzbuchs gemessen werden; die Justinianischen Pandekten vertragen diesen Maßstab vielleicht ebenso wenig. Mögen die Etablissemens auch noch als ein ziemlich roher Versuch dastehen, wie man ihn von jener Laum erst wieder zu sich selbst gekommenen Zeit schwerlich anders erwarten kann, so erfüllen sie doch ihre Bestimmung, den Reformen Ludwigs einen festeren Unterbau zu geben. Am wenigsten aber möchte ihnen eine Vermengung der „*jurisprudence française*“ mit der „*loi Romaine*“ zum Vorwurfe zu machen sein, da das Recht in Frankreich vielmehr nothwendig darauf angewiesen war, sich in der Combination dieser beiden Pfosten weiter zu entwickeln.

Man nimmt an, daß die Etablissemens im Parlament oder in einer Commission desselben entworfen und durch einen Parlamentsschluß sanctionirt seien, den Ludwig der Heilige selbst wahrscheinlich nicht mehr erlebte, und es inzwischen seinen letzten Kreuzzug angetreten hatte. Ein auf dem Rathhause zu Amiens verwahrtes Manuscript derselben führt den Titel: „*les establissements de France confirmés en plein parlement par les barons du royaume*.“ Dazu kommt, daß der römisch-rechtliche Theil derselben ohne Zweifel von den bedeutendsten Juristen redigirt wurde, welche in der Regel Mitglieder des Parlaments waren. Der Redaction des gewohnheitsrechtlichen Theils ging in der Zeit von 1234—1264 ein Befehl des Königs an die obersten Provinzialbeamten des gesammten Königreichs vorher, die Rechtsgewohnheiten ihrer Provinzen zu ermitteln. Zu diesem Zwecke sollten sie eine Anzahl erfahrener und rechtssicher Männer („*à l'abri de tout soupçon*“) über die bestehenden Gewohnheiten eidlid vernehmen, nachdem dieselben sich zuvor über die ihnen vorzulegenden Fragen unter einander beraten haben würden. Sie mußten über den Grund ihrer Wissenschaft, die Veranlassung der einzelnen Gewohnheiten, die Zeit derselben und darüber, ob übereinstimmend darnach geurtheilt sei, Auskunft geben; das darüber lautende Document sollte, mit den Siegeln jener Urkundspersonen versehen, an das Parlament eingeleitet werden. Ein neuer Grund, die Redaction der Etablissemens dem Letzten zuzuschreiben, da alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, daß der König bei der Erlaßung jenes Befehls bereits einen solchen Godes im Sinne hatte.

Die Etablissemens wurden, was sie sein sollten, ein allgemeines Landesgesetzbuch, oder kamen doch als Rechtsbuch (denn das waren sie ihrer innern Construction nach) in allgemeinem Gebrauch, obwohl sie nur das Gewohnheitsrecht der unmittelbaren königlichen Provinzen enthielten. Eine Anzahl von Territorialherren, welche mit dem Könige verwandt waren, oder die sich auf andere

Weise zu verbinden gewußt hatte, nahmen sie ohne Schwierigkeit an, die Communen begrüßten sie als eine neue Wohlthat des Königthums, und in den Ländern, deren Seigneurs mit dem Könige in Feindschaft lebten, war ihnen nichtsfeweniger das Volk gewogen, wie Allen, was vom Könige ausging.

Durch diese allgemeinere Aufnahme, welche die Etablissemens fanden, errichtete das Königthum zugleich manche neue und bedeutende Befähigung. Ein Gode, welcher hauptsächlich nur das bestehende Recht zu gestalten unternahm und darum weniger usurpatorisch schien, war zugleich der geeignete Weg für den König, um eigene Bestimmungen anzubringen, die den bisherigen Rechtszustand wirklich reformirten und die königliche Gewalt in einzelnen Beziehungen mittelbar oder unmittelbar vermehrten. Ein Beispiel liefern die Bestimmungen der Etablissemens über das *droit d'aubaine*, welches sie zu einem Regal umschufen. Bisher mußte jeder Fremde sich binnen Jahr und Tag einen Seigneur zum Schutzherrn wählen, widrigenfalls er demjenigen unterworfen blieb, in dessen Gebiete er sich aufhielt. Die Etablissemens proclamirten nun den Grundsatz, daß der Fremde unter dem Schutze des Königs stehe, und daß folgeweise auch nur dem Könige das bisher von den einzelnen Seigneurs ausgeübte *droit d'aubaine* zukomme. Hiermit hörte der Franzose zugleich auf, in seinem eigenen Vaterlande als Fremder behandelt zu werden; denn das war bisher der Fall gewesen, so oft man aus einem Territorium in ein anderes, ja aus einem Kirchspiele in ein anderes überging. — Auch für die Beschränkung der Leibeigenschaft finden sich Bestimmungen. Das Kind einer Freien und eines Leibeigenen ist frei; die *lex Salica* hatte das Gegentheil bestimmt. Die Freiheit wird durch Erfindung von 20 Jahren erworben; im Zweifel soll der Richter zu Gunsten der Freiheit erkennen. Ein Beispiel, wie trotz solcher liberaleren Tendenzen des Königs doch auch die feudalen Interessen in den Etablissemens anerkannt waren, gibt die Bestimmung, daß der Untervassall keinen Leibeigenen ohne Zustimmung seines Lehnsherrn freilaßen darf, weil der Leibeigene als ein Theil des von dem Lehnsherrn verwaltenden Grundgebietes, zu welchem er gehört, betrachtet wird. Ein anderes bemerkenswerthes Beispiel ähnlicher Art ist das den Seignurs zugesicherte Recht, Immobilien, welche den Kirchen (der todtten Hand) geschenkt sind, in Besitz zu nehmen, wenn die Kirche nicht binnen Jahr und Tag erklärt, sie veräußern zu wollen. Ferner verbieten hervorgehoben zu werden: die Bestimmung, daß die leghewiligen Verfügungen der ohne Weichte Verstorbenen darum nicht minder aufrecht zu erhalten seien (die Priester hatten bisher denen, welche der Kirche Nichts vermachten, sogar die letzten Sacramente verweigert); — die Bestimmungen über das Naberrecht, welche dem Eigenthume einen festeren Bestand gaben; die Abschaffung des Personalarreftes für alle anderen als königlichen Forderungen, die sich schon in einer Ordonnanz von 1256 findet. Diese letztere Bestimmung scheint unvereinbar mit der von Einigen aufgestellten Meinung, als habe Ludwig die Weichte in Frankreich eingeführt.

Auch in criminalrechtlicher Hinsicht enthalten die Klaffenmenschen manche wesentliche Grundbestimmung. Sie adoptiren den römischen Grundsatz: cogitationis poenam nemo patitur, und den kanonischen: in dubio pro reo; sie nehmen die Bestrafung aller Verbrechen, auf denen eine Blutzstrafe steht, von der Willkür der Theilnehmigen aus; sie functioniren die Öffentlichkeit der Justiz, und erklären den Vornehmen für strafbar, als den Eringenen. Dagegen sieht es freilich sonderbar genug ab, wenn J. B. der Herr eines schlimmen Thieres, welches einen Menschen getödtet hat, falls er die Mörderthat des Thieres kannte, den Tod erleiden soll. Nach dem salischen Besetze mußte in einem solchen Falle der Herr das Thier müssen und dessen Werth zahlen, um auf diese Weise das Verbrechen für den Getödteten zu leisten.

2) Handhabung des Gesetzes und des Rechts — Justiz und Verwaltung. Bei der Betrachtung dieser Seite des vorliegenden Systems drängt sich unwillkürlich die Persönlichkeit seines Schöpfers und Volkstreters in den Vordergrund. In einzelnen charakteristischen Zügen von strengster Gerechtigkeit, von königlicher Milde und Barmherzigkeit, von unermüdblicher Sorge für das Wohl seiner Unterthanen erblickt man bereits die Garantie dafür, daß Ludwig segnend regiert haben werde, möge nun die Form, in welcher er es that, gewesen sein, welche sie wolle. Er verbot der Königin im Jahre 1261, obrigkeitliche Personen zu ernennen, oder den Justizbeamten Befehle zu ertheilen; ja sie sollte in der Wahl des Dienstpersonals für sich und ihre Kinder an die Zustimmung des Parlaments und an die Erlaubniß des Königs gebunden sein, damit nicht Personen gewählt würden, die ihrer Stellung hätten mißbrauchen können. So ferner schonte er seinen eigenen Bruder, den Grafen von Anjou, nicht, als dieser einen armen Gelehrten, der in einem Proceß mit dem Grafen durch dessen Gerichtshof verurtheilt war, ins Gefängniß werfen ließ, weil er gegen dieses Urtheil appelliren wollte. Ludwig ließ den Gelehrten freisetzen und unterstützte ihn in der Verfolgung seiner Appellation durch die unentgeltliche Beiziehung von Anwälten, die auf die unparteiische Vertretung ihres Klienten beruht wurden. — Ludwig durchkreuzte zu wiederholten Malen sein Königreich, um selbst zu sehen, selbst zu helfen; zuerst im Jahre 1234, später unter anderem im Jahre 1254 nach der Rückkehr von seinem ersten Kreuzzuge. Handlungen der Milde, wie der Strenge, bezeichnen seine Schritte, Mißbräuche verschwinden und Verbesserungen werden eingeführt, Kirchen und Hospitäler entstehen, Städte erhalten Gesetze und Befestigungen Schutz und Hilfe, die Straßen werden sicher und fahrbar und die Flussschifffahrt hört auf, eine Thiere schamloser Böhle zu sein. Wie im Großen und Ganzen, so sorgte er auch in einzelnen Beziehungen, selbst in den kleinbar und bedeutendsten. Als er seinen ersten Kreuzzug anzutreten im Begriff war, ließ er sorgfältig nachforschen, ob seine Officiere sich nicht vielleicht erlaubt hätten, die Konkrete in Contribution zu setzen, indem es Jedem, welcher dergleichen bewiesen wurde, sofortige Entschädigung versprochen. Endlich bewies der König eine Energie, vor welcher Un-

gerechtigkeit und Unordnung schnell zu Schanden wurden. Mit ebem Jorne rächte er verübte Ungerechtigkeiten selbst an den vornehmen Herren, welche einen Freiruf oft zu den niederträchtigsten Handlungen zu haben glaubten, oder er fuhr unaufhaltsam daher, um in besonders Fällen selbst zu richten und zu ordnen, wo der Gerichtsherr gleichgültig gegen Recht und Ordnung geblieben war. Mit besonderer Strenge aber überwachte er seine Beamten. Er begnügte sich nicht, diejenigen Vergehen derselben zu bestrafen, welche durch Ansehn, oder auf ähnlichem Wege zu seiner Kenntniß gekommen waren, sondern er stellte eine allgemeine Untersuchung an, um die Untauglichen oder Schuldigen unter ihnen herauszufinden und zu befeitigen oder zu bestrafen, sowie zur Erstattung des unrichtmässig erworbenen Gutes anzuhalten. Diese Reformirung des Beamtenpersonals, die etwa um die Mitte seiner Regierung stattfand, hieß das Syndicat. Er eiferte gegen die Erschleichung von Ämtern durch Benutzung des Einflusses der Großen und bedrohte sie mit der Erschleichung.

Sieht man nun auf den äußeren Organismus, in welchem dieser Geist des Rechts und der Ordnung sich allmählig zu objectiviren wußte, so erkennt man darin die erste bestimmtere Ausbildung von Instituten, welche sich in der Folge zu Schwerpunkt der französischen Staats- und Rechtsverfassung ausgebildet haben.

Der König fuhr fort, in den dazu geeigneten Fällen als oberster Richter selbst Recht zu sprechen. Nach einer alten Sitte der fränkischen Könige geschah dies vor den Thoren ihres Palastes (plaids de la porte). Von Ludwig dem Heiligen erzählt Joinville, daß er unter einer Eiche im Walde von Vincennes Gericht gehalten habe. Eine feste Einrichtung hatten indessen solche Gerichtssitzungen des Königs nicht; sie fanden auf Wunsch der Parteien statt, wenn es die Belegenheit gerade so schickte; auch entschied der König nur in solchen Sachen selbst, welche seiner weiteren Untersuchung bedurften. In der Regel kam dies in den Audiencen vor, die er persönlich ertheilte, oder er beauftragte einen seiner Hofbeamten, sich die requeries oder Bitten der Parteien vorzutragen zu lassen und ihm darüber zu referiren. Bei der Empfanglichkeit des Königs für die Bedürfnisse seiner Unterthanen ist anzunehmen, daß dergleichen Bitten sehr häufig an ihn gerichtet wurden, so daß es eines eigenen Beamten bedurfte, der diese Bitten entgegennahm und dem König vortrug. So bildete sich zuerst unter Ludwig dem Heiligen das Amt des *Magister Requetarum*, des nachherigen *Maître des requêtes*, welcher auch den Vortrag in Einsachen hatte.

Als Hauptorgane für Regierung, Justiz und Verwaltung stehen unter Ludwig dem Heiligen das Parlament, die Baillies oder Sénéchaux und die Prévôts da. Das Parlament war bis auf Ludwig den Heiligen ambulatorisch gewesen, indem es, nach Bedürfnis der Umstände, da zusammentrat, wo der König gerade anwesend war. Ludwig machte es zu Paris anständig, wenigstens noch nicht permanent. Dadurch gewann die Ausbildung, die es unter diesem Könige erlangte, schon eine

festere Basis. Diese Ausbildung wurde besonders der Section für Rechtsfragen zu Theil, und eben diese Section stellt sich von jetzt an als das eigentliche Parlament dar, sobald die Verhandlung von Staatsangelegenheiten u. s. w. mehr als eine Attribution des Parlaments als obersten Reichstribunals erscheint, als daß es eine förmliche organisierte Behörde dafür gebildet hätte. Dies hat nun freilich späterhin vielfache Conflict zwischen dem Parlamente und dem Conseil du Roi zur Folge gehabt, indem das erstere sich eine den letzten beschränkende Autorität zuschrieb. Nichtsdestoweniger verdient jene Einrichtung des Parlaments vom Standpunkte Ludwig's des Heiligen aus alle Anerkennung; die Staatsfachen wurden dadurch, daß das Parlament nur vermöge seiner hohen Bedeutung als oberster Justizhof darüber zu berathen hatte, gleichfalls zu Angelegenheiten des Rechts gestempelt, und konnten daher von den Großen, welche im Parlamente darüber mit zu berathen hatten, nicht mehr mit gleicher Willkür, wie früher, behandelt werden⁶⁾; andererseits aber konnte das Parlament nicht präventiv, ohne Einschränkung die Behörde für die Berathung von Staatsangelegenheiten zu sein, seine Mitwirkung bei denselben blieb also mehr oder weniger von dem Ermissen des Königs abhängig.

Die Einrichtung, welche das Parlament aller Wahrscheinlichkeit nach schon von Ludwig dem Heiligen, zum Theil aus bereits vorhandenen Momenten erhielt⁷⁾, und durch die ihm zuerst seine weitere Ausbildung gesichert wurde, bestand in Folgendem. Das Parlament sollte seine Sitzungen wenigstens zwei Mal jährlich zu Paris halten. In der Regel fungirte es dann als *Chambre des plaids* im Gegenfaze der nur aus besonderer Veranlassung zusammentretenden *Chambre des enquetes*. Die Aufgabe der ersten war, Urtheile (*arrêts*) zu fällen. Der König, und in dessen Abwesenheit zwei Präsidenden, ein Baron und ein Erzbischof oder Bischof, führten den Vorsitz. Außer den Baronen und Prälaten, deren zu der Zeit, aus welcher diese Nachricht herrührt, je drei im Parlamente saßen, bildeten eine Anzahl von Chivaliers und Clerics die Räte dieser Kammer. Zwei dieser Räte waren vorzugsweise mit der Abfassung der *arrêts* beauftragt. Den letztern ging unter Leitung des Präsidenden das Plaidiren der Advocaten voraus. Bei Stimmengleichheit entschied die Stimme des Königs. Die Sachen wurden nach halliagen oder *séances* abgeurtheilt. Der Kanzler (damals bereits der höchste Staatsminister, und wenigstens später zugleich Parlamentspräsident) besiegelte die Verfügungen der Kammer. War nun aber noch eine besondere Unterfuchung oder Instruction nötig („*voir les enquetes*“ im Gegenfaze von *jurer*), so beordneten die Präsidenden hierzu zwei Geistliche, zwei Laien und zwei Notare (Schreiber), die über die Sachen, welche sie nicht selbst erörtern konnten, der

Chambre des plaids Bericht abzustatten hatten. Alle zwei Jahre sollte eine *enquête* über die Aufführung der Parlamentenmitglieder angestellt werden. — Ubrigens konnten auch höhere Hof- und Staatsbeamten und andere angesehene Personen nach Bestimmung des Königs den Sitzungen des Parlaments beiwohnen, ohne zu dessen ordentlichen Mitgliedern zu gehören.

Ludwig's Absicht war, dem Parlamente den Charakter eines sich unmittelbar an die königliche Autorität anlehenden obersten Hofes der gesammten Landesherrschaft zu geben. In dieser Hinsicht ist besonders die Neuerung Ludwig's wichtig, durch welche er die Urtheile sowohl seiner eigenen Tribunale, als derer der einzelnen Landesherrn der Appellation an das Parlament unterwarf. Dadurch wurde nun grade das bedeutsamste Vorrecht der Barone, ihre Obergerichtsherrschaft, der königlichen Autorität untergeordnet. Ludwig scheint sie mit dieser Reform überrascht zu haben. Er sprach den Grundfatz dieser Appellabilität in dem achten Artikel der Erdoannung von 1260, derselben, durch welche er den gerichtlichen Zweikampf abschaffte und das Beweisverfahren normirte, in einer Weise aus, welche die Barone vielleicht noch Nichts von der darunter verborgenen Verminlichung ihres Vorrechts ahnen ließ. Hinterdrein bewußten sie sich wohl mit dem Gedanken, daß sie durch Bekräftigung der Appellationen eine bloß lehnsherrliche Autorität des Königs anerkennen würden, zumal in dem Parlamente doch stets der feudale Fußtritt zu erkennen blieb und Barone zu dessen ersten Mitgliedern gehörten. Uebrigens sollten die abgewiesenen Appellanten eine Geldbuße an den Seigneur und dessen Gericht bezahlen, wenigstens findet sich diese Bestimmung in den Einblissensmen, und war vielleicht schon vor diesen durch die Praxis, oder durch eine Interpretation des Art. 8 eingeführt. Kurz, die Obergerichtsherrn gewöhnten sich an die Neuerung, wozu es ihnen nicht an Übung fehlte konnte, da die Urtheile ihrer Richter erbärmlich genug waren, um eine Menge von Appellationen zu veranlassen.

Bemerkenswerth ist der Ausdruck „*sauver* jugement“, den der Art. 8 für „*appeller*“ gebraucht. Er sollte ohne Zweifel das bezeichnen, was sonst das „*Schelten*“ eines Urtheils war. Früher konnte, wenn eine Partei ein Urtheil schalt, die Sache durch Zweikampf entschieden werden; der Art. 8 setzt daher hinzu: „*il n'y aura pas de bataille*“, sondern die Sache soll vor den obersten Gerichtshof gebracht werden. Die Einblissensmen gebrauchen den Ausdruck „*appeller*“.

Zu dem Reffort des Parlaments als obersten Gerichtshofes gehörten ferner, wie aus einzelnen Beispielen und aus den sogenannten „*Olins*“, einer von Jean von Montlucan oder Montluc zu Ludwig's Zeiten angefertigten Sammlung von Parlamentssprüchen, hervorragt, folgende Punkte: 1) die Entscheidung von Jurisdictionenconflicten; 2) die Verfügung auf Justizbeschwerden der Unterthanen eines der großen Kronvasallen; 3) das Urtheil über Berlegungen der Lehnspflicht und über Lehnstreitigkeiten; 4) die Gerichtbarkeit über die Seignereien, wenn der König ihr Lehnsherr oder Einer ihrer Lehnsherrn

6) Ubrigens fanden Beratungen des Königs mit den Großen oft noch außerhalb des Parlaments statt; in der That konnten dieselben oder bereits als außerordentliche Beratungen angesehen werden. 7) s. darüber Meugnot S. 154 fg.

war; 5) die Entscheidung in Angelegenheiten der Religion, welche Laien betrafen; 6) die Befugnis, Verhaftungen anzuordnen.

Die arrêts des Parlements erlangten schon jetzt eine große Auctorität. Sie trugen viel dazu bei, das Recht festzustellen, oder Rechtsansichten zum geltenden Rechte zu erheben. So wurde z. B. durch verschiedene arrêts des Parlements festgestellt, daß der Territorialherr für alle Verbrechen verantwortlich sei, welche in der Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang auf den Straßen seines Gebietes verübt würden. Man erinnerte sich dabei eines alten römischen Gesetzes dieses Inhalts, welches einst in Gallien gegolten hatte.

Außer Rechtsfreistigkeiten und Staatslachen, wie z. B. Gesetze und allgemeine Regierungsmassregeln, pflegten auch noch andere Angelegenheiten, für welche das Parlament seines feudalen Ursprungs wegen die geringste Behörde zu sein schien, dort verhandelt zu werden. So namentlich nicht streitige Lehnangelegenheiten von allgemeinem Interesse, z. B. einflussreiche Verkettungen. Der König empfing im Parlament die Huldigung der großen Vasallen. Es repräsentierte überhaupt den Glanz und die Würde des Feudalismus und reflectirte die Majestät des Königs, daher die öffentlichen Vorrechte der letzteren, z. B. Ritterschlag, im Parlament ausgeübt wurden. Auch die Kreuzzüge wurden im Parlament beschlossen. Ferner gelangten auch auswärtige Angelegenheiten zu seiner Cognition, weil das feudale Interesse dabei ebenfalls ins Spiel kam. Bei dem großen Ansehen, welches das Parlament genoß, verschmähten es selbst auswärtige Fürsten nicht, seine Vermittelung zwischen ihnen und dem Könige in Anspruch zu nehmen, wie dies 1259 von Seiten des Königs Heinrich III. von England geschah. Es gewann also zugleich eine politische Bedeutung, jedoch mit feudalistischer Grundfärbung. Je mehr aber später das Königthum den Feudalismus in den Schatten stellte, je mehr volksthümliche Elemente in das Parlament aufgenommen und je vielseitiger die Debatten schon durch das römische Recht und ähnliche Hebel der Intelligenz wurden, desto mehr mußte auch die feudalistische Bedeutung des Parlements in eine staatspolitische übergehen, und unter Ludwig's des Heiligen Regierung wurde wenigstens der Grund zu diesem wichtigen Übergange gelegt.

Die Gerichtsverfassung und die damit zusammenhängende Verwaltung erlangte gleichfalls erst durch Ludwig den Heiligen ihre bestimmte Ausbildung. Die höhere oder landesherrliche Gerichtsbarkeit wurde von den *Baillis* oder *Sénéchaux*, die niedere oder grundherrliche von den *Prévôts*, *Chatelains*, *Vicomtes*, *Viguiers* und in den Städten von den *Maires* geübt. Alle diese Richter fanden aber das Urtheil nicht selbst, sondern dies geschah auch jetzt noch von Schöffen oder Geschworenen. In den daneben fortbestehenden Lehnengerichten urtheilten die Vassallen. Außerdem gab es einige ausgezeichnete Provinzialgerichte.

Es waren vor Allen die *Baillis*, auf welche Ludwig sein Augenmerk richtete. Das Amt selbst hatte schon

Philipp August geschaffen (1190). Nach den Bestimmungen desselben hatten die Baillis die Bedeutung der früheren *Comites* wie der *Missi*. Auch der Name (*baillius*, soviel als *Beig*) rührte noch aus der fränkischen Periode her. Sie strebten ihre Amtsgewalt gewissermaßen von den *Sénéchaux* oder *Grands-Sénéchaux* des Königs, welche dem königlichen Hofstaat vorstanden und in Folge dessen die Generaladministratoren der königlichen Domänen, wegen des Zusammenhanges der Jurisdiction mit der Administration aber auch Richter waren. In allen diesen Beziehungen traten die Baillis an die Stelle der *Sénéchaux*, doch unterschieden sie sich von denselben eben durch die neue Organisation, welche Philipp August ihrer Amtsgewalt gab. Hiernach umfaßte ihr Amtsbezirk mehrere *Prévôts*, in denen die Baillis jeden Monat *Affisen* (Landgerichte) halten sollten. In diesen hatten sie sowohl die königlichen Rechte wahrzunehmen, und deshalb unter Anderem die Verbrechen (*forisfacta*), welche vor das Königsgericht gehörten, zu bestrafen, als auch die Beschwerden und Klagen der Unterthanen, insbesondere wenn sie gegen die niederen Beamten gerichtet waren, zu hören und darüber zu entscheiden. Sie waren den *Prévôts* vorgesetzt, von deren Entscheidungen an sie appellirt wurde. Sie hatten die Criminaljurisdiction über die mit dem Tode bedrohten Verbrechen. Überhaupt vertraten sie den König in den Provinzen, sodas ihre Hauptbestimmung darin bestand, für die Aufrechterhaltung der Justiz im Großen und Ganzen Sorge zu tragen. Jedoch standen sie dabei unter dem Paramente. Die *Affisen* der Baillis waren in einigen Theilen des Landes nach den Grundföhen der Lehnscure eingerichtet, indem die Vasallen des Bezirkes als Richter unter dem Vorfige des Bailli zusammentraten (*assises* des *chevaliers*), oder der Bailli versammelte sogenannte *Prud'hommes* um sich, und richtete selbst nach deren Gutachten (*assises* du Bailli). In diesen *Affisen* wurden auch die Verordnungen und Gesetze des Königs publicirt. — Ferner waren die Baillis die ersten Finanzbeamten ihres Bezirkes (*Bailliege*) und Richter in Finanzsachen. Zu dem Allen hatten sie militairische Gewalt. Sie mußten ritterlichen Standes sein, und waren fast die einzigen Staatsbeamten, deren Amt nicht gekauft oder gepachtet, dagegen in der Regel immer nur auf drei Jahre ertheilt wurde. Ludwig der Heilige machte sie zu den Hauptorganen seiner Reformen und selbst zu Wächtern des Königs über die Länder der Kronvasallen. Ihrem Ursprunge nach rein königliche Beamte und den particularen Interessen des Feudalismus fremd, dabei empfänglich für das römische Recht und die von demselben ausgehende Intelligenz waren sie, obgleich sie in den Gebieten der einzelnen Landesherren keine directe Auctorität hatten, zu jenem Zwecke ganz geeignet und entsprachen der Erwartung des Königs durch eine Art von politischem Amteifer, der theoretisch wie praktisch die Ausbreitung der königlichen Auctorität sich zur Hauptaufgabe machte. So sagt der Baili Beaumanoir (in seinem berühmten Rechtsbuche: *Li costumes et usages de Beauvoisins*, selon ce que il corroit au temps que ce livre fut fait, c'est à savoir en l'an de l'in-

carnation de Notre-Seigneur, 1283): li roi est souverain pardessus tous et a de son droit le général garde du royaume. Nach ähnlichen Grundsätzen verfaßte um 1253 Pierre des Fontaines, Bailly von Bernandois, sein unter dem Titel: le conseil que Pierre de Fontaines donna à son amy¹⁾, bekanntes Rechtsbuch, eine Darlegung der in den Gerichten geltenden coutumes mit vergleichender Beziehung auf das römische Recht. Es war unter diesen Umständen natürlich, daß der König förmlich Macht und Ansehen als thronisch in die Hände der Baillys gleiten ließ. Er nannte sie in einer Ordonnanz von 1230 *seine amici et fideles*. Er zog die Auszeichnungsmeter in seinen Staatsrath. Aus der Ordonnanz von 1250 („pour la pacification de Languedoc“) ersieht man, wie er neben ihrer Richter Gewalt auch ihre Bedeutung als Verwaltungsbeamte hob und fester bestimmte. Sie wurden die Beschützer der Kirchen und Abteien, und mit der Verfolgung der Keger beauftragt, in welcher Beziehung sie sogar unmittelbar von den Concilien Anweisungen empfangen. Der König übertrug ihnen die Redaction der chartes de commune und entlastete sie, um einzelne Mißbräuche in der Verwaltung der Städte zu untersuchen und darüber im Parlamente zu berichten. — Die Baillys lernten sich bald darauf verstehen, die Gerichtsbarkeit der Barone innerhalb deren eigenen Gebietes einzuschränken. Sie erlangen oder verhandhabten zu diesem Zwecke den Begriff der sogenannten königlichen Fälle, *cas royaux*, d. h. sie demonstrieren den Seigneurs und dem Klerus, daß gewisse Fälle, weil sie eine Beziehung auf königliche Hoheits- u. dergl. Rechte hätten, nur vor den königlichen Tribunalen untersucht und entschieden werden dürften. So wurde z. B. die Falschmünzerei für einen *cas royal* erklärt. Dabei wußten die Baillys den Begriff der königlichen Fälle seinem Umfange nach unbestimmt genug zu erhalten, um sich nicht die Hände zu binden. Da sie es aber zu weit damit trieben, so wurde der Klerus dagegen laut, sodaß Ludwig sich veranlaßt sah, ihre Competenz durch mehrere Ordonnanzen näher zu bestimmen. Dadurch erhielt ihre Ausübung einen rechtlichen und solidern Charakter. Hieraus wirkte Ludwig aber auch durch directe Bestimmungen hin. Nach der Ordonnanz von 1254 hatten die anzustellenden Baillys in den Affären rüthlich anzugeben, daß sie unparteiische Zufuß üben, die Gebrauche und Gewohnheiten jedes Landes, sowie die königlichen Gerechtsame, aufrecht erhalten, keine Geschenke annehmen und ebenso wenig die königlichen Räte, welche zu ihrer Disposition abgeordnet werden würden, beschützen, ferner keine Anleihen bei ihren Amtunterthanen über 20 Tiers hoch machen und die Darlehen bis zu dieser Summe binnen zwei Monaten zurückzahlen, auch den untern Beamten ihre Pflichtenwidrigkeiten nicht nachsehen wollten. Ferner verbot ihnen dieses Gesetz, in ihrem Amtsbereich Grundstücke ohne Erlaubnis des Königs zu erwerben, sowie andere dergleichen Unternehmungen, durch welche ihre individuellen Interessen mit denen ihres Am-

tes in Collision hätten gerathen können. Endlich sprach diese Ordonnanz die Verantwortlichkeit der Baillys aus, indem sie 50 Tage nach dem Aufhören ihrer Function Jedem Rade stehen sollten, der Beschwerden gegen sie vorzubringen bereit würde. Alle diese Bestimmungen fand Ludwig bereits mehr oder weniger in römischen Rechte (lit. Dig. de officio praesidis), in den Capitularien und in der lex Salica und Ripuarin vor; es gebührt ihm aber das Verdienst ihrer neuen Anwendung auf die Baillys und ihrer desfallsigen näheren Bestimmung. — In der That wurden die Baillys Ludwig's des Heiligen zu einem Beamtencorps, dessen Seele die königliche Auctorität als oberste Staatseinheit war, und dessen einzelne Functionen sammt und sonders darauf abzielten, diese Auctorität in allen wichtigeren Gestaltungen des Staatslebens unterschiedlich offenbart werden zu lassen. Darin lag Nichts, was dem Staatsleben hätte Gewalt anthun können; es that ihm vielmehr Noth, sich in dieser festen Verbindung mit dem Königtume zu heben, und es schmeigte sich um so williger in diese Verbindung, als der Charakter des damaligen Königtums der der Humanität und Liberalität war. Man darf hiernach annehmen, daß die würdige Haltung, die theoretische Bildung und die praktische Thätigkeit der königlichen Baillys (— Beaumanoir zählt zehn Tugenden eines Bailly auf —) mittelbar auch den Entwicklungsgang des Staatslebens in den Gebieten der einzelnen Landesherren bestimmte und dem Gesichtspunkte des Königtums unterordnete, wie es denn eben historisch gewiss ist, daß das Beamtenbureau Ludwig's des Heiligen sich immer weiter über Frankreich ausbreitete, wenn schon es dabei mit der Zeit viel von seiner ursprünglichen Dignität verlor. Diese Ausbreitung wurde schon dadurch befördert, daß die Landesherren, dem Beispiele der Könige folgend, das Institut der Baillys gleichfalls in ihren Gebieten einführen.

Neben den Baillys hatten sich im Süden Frankreichs die Sénéchaux in ganz gleicher Bedeutung, jedoch mit größern Amtsbezirken, erhalten. Die bedeutendste Sénéchaussée war die von Beaucaire.

Die Prevôts (Praefecti) waren die gewöhnlichen Civil- und Criminalrichter, sofern die Criminalfachen nicht zur Competenz der Baillys gehörten. Auch in königlichen Domainenfällen richteten sie, weil sie in dieser Hinsicht zugleich Finanzbeamte waren. Daneben hatten sie polizeiliche Functionen. Von ihnen wurde, wie gesagt, an den Baillys appellirt. Sie hatten außer den gewöhnlichen Gerichtssitzungen ebenfalls Affisen zu halten. Ihr Amt wurde auf drei Jahre verpachtet. Diesen Mißbrauch vermodte Ludwig, wie schon bemerkt, nur bei dem Prevot von Paris aufzuheben, während er ihn im Ubrigen zu beschränken suchte. Die Bestimmungen über die Verpachtung und Verantwortlichkeit der Baillys erstreckte er auch auf die Prevots. Er vermehrte die Zahl der Prevots um ein Bedeutendes. — Die Prevots stammten von den vicillis der fränkischen Könige, d. h. den gewöhnlichen Finanz-, Polizei- und Gerichtsbeamten der königlichen Domainen her. Auch die einzelnen Landesherren hatten ihre Prevots und ähnliche grundherrliche Beamten, wie

¹⁾ Nämlich dem Prinzen Philipp, Ludwig's des Heiligen Sohn, für welchen der Verfasser im Auftrage des Königs sein Werk schrieb.

gerichtlichen Zweikampfes ziemlich unkenntlich geworden sein mußte. Beugnot schreibt Ludwig dem Heiligen bereits die vollständige Organisation der Jury zu (§. 370); dies möchte indessen zu weit gegangen sein. Die Stellung der homines jureurs war noch lange nicht die der heutigen Geschworenen; so z. B. erfordern die Etablissemens wenigstens zwei Zeugen zum Beweise, sie reden sogar von der Tortur, welche nicht erkannt werden soll, wenn nicht wenigstens ein Zeugenausfage vorliegt und dergl. m. Ja wenn man näher zuseht, so versteht man bei den homines jureurs immer noch dasjenige Charakteristische ihrer richterlichen Function, vorausgeschaffen werden könnte, daß ihnen nicht bloß das Hörtommen, sondern eine neue bestimmte Idee zum Grunde gelegen habe. Es entfielen dann die Fragen, ob sie über die Thatfachen, oder über das Recht, oder über beides zugleich zu urtheilen hatten, ja ob sie nicht bloße Zeugen waren, welche dem Richter das geltende Gewohnheitsrecht vermitteln, oder ob ihr Urtheil eine höhere Auctorität als die eines bloßen Gutachtens hatte — Fragen, welche hier nicht näher erörtert werden können. Außerdem war das Institut der homines jureurs Nichts weniger als allgemein in einigen Gegenden des Landes und besonders vor im Süden urtheilten die ständigen Richter selbst; überhaupt aber kann man es nicht als eine von Ludwig selbständig getroffene und organisierte Einrichtung betrachten. Indem er es aber gesetzlich hervorhob, nachdem er den gerichtlichen Zweikampf verboten hatte, gab er ihm eine neue Bedeutung; er sicherte dadurch der Rechtsprechung immer irgendwie den Charakter einer Volkseingelegenheit, und betrat den geeignetsten Weg, um den volksthümlich gewordenen Mißbrauch des Zweikampfes in einen volksthümlichen Gebrauch zu verwandeln. Dies Verdienst ist ihm so anerkennenswerth, als die neue Regulirung des gerichtlichen Verfahrens nach Aufhebung des gerichtlichen Zweikampfes hätte Gefahr laufen können, dem inquisitorischen Principe zu verfallen, welches bei den geistlichen Gerichten in voller Anwendung stand und durch die fremden Rechte begünstigt wurde. Ludwig setzte ihm durch das Institut der homines jureurs wenigstens Schranken; denn völlig ausgeschlossen wurde es durch seine Gesetzgebung allerdings nicht. Daß er ihm aber abhold war, beweisen noch andere Bestimmungen. Zum Theil folgte er dabei der noch immer im Volk lebenden alten Rechtsansicht, wonach die gerichtliche Verfolgung von Verbrechen weniger Sache des Staates, als des Verletzten war. Daher sollte denn auch der Ankläger sich keinerlei Vorzug vor dem Angeklagten erheben; nach einer Stelle der Etablissemens sollte er sogar vorwärts ebenso gut, wie der Angeklagte in Haft genommen werden; nach einer andern hatte er bei schweren Verbrechen die für dieselben angedrohte Strafe selbst zu erwarten, wenn ihm der Beweis seines Anklage-mißlang. Dies mußte ihm der Richter in Erinnerung bringen, worauf er von der Anklage wieder absehen konnte. — Ferner war schon die karollische Gesetzgebung der Anwendung von Verhaftungen durch Gauleinstellungen sehr geneigt, und ebenso verbot Ludwig in einer Ordonnanz von 1253 die Verhaftung

Derer, welche Caution leisten wollten. Nur bei Verbrechen, welche eine Bußstrafe nach sich zogen, sollte Cautionleistung unzulässig sein. Es scheint also, daß Ludwig die inquisitorische Maxime, Verdrächte zu verhaften, um Collusionen zu vermeiden, nicht kannte.

Man würde irren, wenn man das von Ludwig eingeführte System für etwas Vollendetes halten wollte. Es ist nicht möglich, hier alle der wunderbarlich durch einander gemengten Adnormitäten und Mißbräuche in der Justizpflege, der Administration u. s. w. zu gedenken, die es mit in sich ausnehmen mußte, und an denen es noch immer bedeutende Hindernisse seiner freieren Entfaltung sand. Ferner können hier nicht alle die Sonderbarkeiten und Mängel genannt werden, die es als Erbtbeil seines Zeitalters an sich selbst zur Schau trug, endlich nicht alle die mannichfachen Kämpfe, in die es sich erwidern mußte, und die seine wirkliche, allseitige Geltung noch oft genug problematisch machten. Nur die Richtpunkte konnten hier hervorgehoben werden, und diese sind denn auch gewiß von der Art, daß sie über die hohe historische Bedeutung dieses Systems keinen Zweifel lassen. In ihnen wird klar, daß Ludwig der Heilige die Hauptidee, welche die Geschichte selbst auf seinen Weg gelegt hatte, nämlich die Erhebung der königlichen Auctorität zu der Einen Herrscherin der im Kampfe mit einander liegenden Mächte des Staats- und Volkslebens und die Gründung dieser Auctorität auf die breite Basis der Volksüberzeugung, zum ersten Male aus ihrer Verwidelung mit sich selbst zu erlösen und in ihre methodische Bahn zu leiten gewußt habe. Daher mußte sein System der Ausgangspunkt einer weiteren Entwicklung werden; ja man darf behaupten, daß es die ganze Richtung der ferneren Rechts- und selbst der politischen Geschichte Frankreichs kategorisch bestimmt hat. Ein System, welches eine so über alle Ordnung hinauswuchernde Erscheinung, wie den Feudalismus, zum ersten Male mit den Banden einer neuen allgemeineren Ordnung umstrickte, in welcher er selbst auf die Bedeutung eines bloßen Moments eingeschränkt zu werden begann, trug nothwendig zugleich die Feste in seinem Schooße, nach welcher die Zukunft sich so oder so gestalten sollte. Der vorherrschende Gesichtspunkt und Schwerpunkt jenes Systems war nun aber immer der der königlichen Auctorität; diese zog von allen Reduktionen des Feudalismus den nächsten Vortheil; jede neue rechtliche, sociale und staatliche Form, die sie ihm abgemann, war zuerst ein Beitrag zu ihrer eigenen vollständigeren Organisation, und kam dem Volke nur durch das Mittel dieser letztern zu Gute. Zwar stellte Ludwig's Absicht die Interessen des Volkes so ziemlich auf gleiche Stufe mit seinen eigenen als König; allein die That entsprach dieser Absicht nicht hinreichend, oder konnte ihr vielmehr noch nicht entsprechen; das Volk blieb ein abhängendes Element des Rechtes, welches zum großen Theile aus seiner bisherigen Abhängigkeit erst noch erwachen sollte und dadurch nothwendig darauf angewiesen war, über die Stellung, die Ludwig ihm gegeben hatte, alsbald wieder hinaus zu streben, um sich nach einer theils mannichfaltigeren, theils einheitlicheren und allgemeineren Form und Garantie seiner

ferneren Entwicklung umzuformen. In eine ähnliche Lage sah sich die Feudalaristokratie versetzt, nur daß dem Volke Behuf seiner weiteren Entwicklung ein neues Feld eröffnet, ihr dagegen zum Zwecke ihrer würdigen Ausbildung ein großer Theil ihres bisherigen Terrains abgenommen war. Wie das Volk nach der Form der in ihm geweckten rechtlichen und sozialen Bedürfnisse, so sollte sie nunmehr nach dem Anhalte für ihre reducierte Form suchen. Neue Aufgaben waren um so schwieriger, als beide die Richtung gegen einander hatten; das Volk mußte der Aristokratie ihre äußerliche Auctorität und universelle Haltung beneiden, weil es in dieser die Form, die ihm für seine substantiellen Interessen schlie, am Nächsten vor Augen hatte; die Feudalaristokratie dagegen besand sich noch immer in der Lage, dem Volke die neuen Rechte zu mißgönnen, und eben das Volk selbst in ihrer Form abermals aufzubauen. In der That verläuft die weitere Rechteentwicklung von hier ab vorherrschend innerhalb der Beziehungen, welche Feudalaristokratie und Volk sich zu einander geben, jene durch das zum förmlichen Rechtssystem sich ausbildende Lehenwesen mit seinen starren Formen — dieses durch sein nach Fassungen ringendes, agiles Rechtsbewußtsein. Dagegen steht das Königthum bis zu Ende dieser Periode fast außerhalb aller eigentlichen Entwicklung; es wendet sich nur an, wo sich die Gelegenheiten dazu bietet, um sich quantitativ zu vermehren, oder lernt (wie namentlich seit Ludwig XI.) eine raffinierte Methode dieser Selbstanwendung. Der Staatsorganismus, durch welchen es sich schon seit Philipp dem Schönen näher zu gliedern und ausweiten anfängt, ist daher am Ende dieser Periode im Wesentlichen noch ebenderselbe, so er bleibt es selbst in der folgenden Periode. Am nächsten geriet das Königthum bei dieser Ausbreitung mit dem Lehenwesen in Spannung, denn dieses prästendirete seinem historischen Ursprunge nach eine Form des öffentlichen Rechtes neben dem Königthume zu sein; das letztere richtete daher sein Streben dahin, die einzelnen staatlichen Rechte der Feudalaristokratie, welche in dieser Hinsicht mit ihm rivalisirten, in Privatrechte zu verwandeln¹⁰⁾, so daß sie von den Inhabern zwar zu erblichem Eigenthume dessen, jedoch der obersten Staatsgewalt des Königs untergeordnet wurden und dadurch ihre Göttergrenz mit dieser wie ihre politische Verbindung unter einander verloren. Natürlich mußten sie aber, um nicht völlig zu verfallen, ihren staatlichen Charakter in Beziehung auf das Volk, dessen Rechtgebiet sie betrafen, beibehalten, wodurch der Widerspruch eines Privatrechtes mit staatsrechtlicher Wirkung, z. B. Patrimonialgerichtsbarkeit, erzeugt wurde. Dieser Widerspruch trat freilich um so weniger klar ins Bewußtsein, als er im Großen und Ganzen in der Person des Königs selbst, Ratsfand, welcher sich gewissermaßen als den Privateigenthümer der Staatsgewalt und der darin begriffenen Hoheitsrechte zu betrachten anfang. Die Könige errichteten die Einschränkung der Feudalaristokratie, abgesehen von der Gewalt, theils durch das

Institut der Reichsfürsten, in deren Gestalt das Lehenwesen, indem es sich darin dem Könige gegenüber vertreten glaubte, und daher begierig in diese Form überging, nichtsdestoweniger erst recht in die Gewalt der Könige geriet, weil diese die reichsfürstliche Versassung so angelegt hatten, daß sie ihrem monarchischen Principe nicht hinderlich, wol aber förderlich werden konnte — theils durch die beherrschte, innere und äußere Festigung des von ihnen geschaffenen Staatsorganismus selbst, mit welchem sich keine andere staatliche Organisation auf gleicher Höhe der Auctorität erhalten konnte. Unter Ludwig XI. war es hiermit so weit gekommen, daß von da an der Feudalismus als staatliche, dem Königthume qualitativ gleichstehende Macht überwunden angesehen werden kann, während seine Reaction gegen das Königthum in untergeordneten Beziehungen bis in die folgende Periode fortbauert. Natürlich ging nun diese Einschränkung des Feudalismus nicht ohne heftigen Kampf der Feudalaristokratie mit dem Königthume von Statten, ohne daß dieses aus seiner Stellung hätte verdrängt werden können. Indem die Feudalaristokratie ihre staatliche Auctorität aus der Sphäre des Königthums zurückgeworfen, nach der Seite des Volkes hin dagegen von ihm anerkannt sah, wählte sie die Macht derselben auf das Volk und geriet dadurch auch mit diesem in Kampf. In diesem Kampfe sah sich das Volk zwischen Feudalaristokratie und Königthum eingeklemmt, welches lehtere überall die Nere seines Staatsorganismus ausgespannt hielt, um das Volk, sobald es dem Zwange des Lehenwehns entloß, darin zu fangen. Also auch zwischen Volk und König mußten sich wesentliche Konflikte anspinnen. Die weitere Entwicklung dieser Periode verläuft nun eben in Gestalt dieser Kämpfe der Feudalaristokratie und des Volkes unter einander und daher gegen das Königthum, ohne daß das letztere von dieser zwiespältigen Macht überwunden werden könnte; es steht vermöge seines an sich einfachen und historisch entschiedenen Begriffes wie ein Fels da, während Feudalaristokratie und Volk stets darnach ringen, sich selber erst klar und faßlich zu werden. So es muß auf dem Standpunkte, den es zwischen beiden genommen hat, durch alle Konflikte derselben nur immer mehr gehoben werden; denn beide müssen immer wieder in ihm die einzige Möglichkeit ihrer Vermittlung und Auflösung anerkennen. Allein der Widerspruch, in welchem somit das Königthum lebte und wehte, war etwas so Unnatürliches, als daß er nicht zu seiner Zeit zum Verderben des Königthums hätte ausschlagen sollen. Er that es in der Revolution, nachdem das Königthum im Gefühle seiner absoluten Uebermacht es verachtete, halte, ihn durch Aufopferung des anorganischen Theiles seiner Auctorität zu verkleinern. Mit dem Königthume mußte dann auch die Aristokratie unterliegen; denn einer wahren, progressiven Entwicklung waren im Grunde doch nur die rechtlichen Interessen des Volkes vermöge ihrer substantiellen Eigenschaft fähig, diese gingen also endlich als Sieger aus allen jenen Kämpfen hervor. So bestimmte das System Ludwigs des Heiligen die Geschichte Frankreichs bis zur Revolution, gleichwie es selbst durch das Vorausgegangene bestimmt war.

10) Vergl. Eichen im 3. Bde. der französischen Staats- und Rechtsgeschichte von Wappling und Blich. S. 397 ff.

Schon im Laufe dieser Periode wurden durch Erbschaft, Heirat, Vertrag, Feindfall und Wassengewalt nach und nach alle Theile des Reichs mit der Krone vereinigt; denn der im Verschumpfen begriffene Particulargeist des Feudalismus verlor zugleich die corporative Haltung, durch welche er sich einer solchen Ausbreitung des Königthums hätte entgegenstemmen können. Man darf indessen die wachsende Macht des letztern nicht mit der Macht der ganzen Nation verwechseln, welche man während des ganzen ersten Jahrhunderts der Salais (von 1328 — 1429) der Herrschaft der Engländer schmachvoll unterlegen sieht. Vielmehr diente auch diese Bedrängniß als Hebel der königlichen Auctorität; sie machte das Schicksal des Königthums zur Nationalangelegenheit und eine Einheit des Widerstandes nöthig, wie sie nur durch Hingebung in den königlichen Willen erreichbar war; sie verschaffte dem Könige das Recht, die Weisener zum Kriege ohne ständische Mitwirkung zu erheben; sie hatte schon unter Karl VII. die Errichtung stehender Heere zur Folge, und endlich ermutigte ihre glückliche Überwindung die Könige, die Hand nach unumschränkter Herrschaft auszustrecken und namentlich auf die Unterdrückung ständischer Rechte hinzuwirken. In dieser Hinsicht brachte es bereits Ludwig XI. (von 1461 — 1483) zu erheblichen Resultaten. Unter ihm trat jener wichtige Wendepunkt in dem Entwicklungsgange des monarchischen Principes ein, wo der bisherige offene Troß derselben sich mit subtiler Hinterlist und heimtückischer Grausamkeit verband und so zum gefährlichsten Despotismus aufschlug. „Dissimuler c'est regner“, dies war die Maxime, durch welche Ludwig XI. eine neue Faser in der Construction des französischen Königthums in Bewegung setzte und der Vorseher jener berücktigten Politik wurde, welche dieses Königthum zu einer allen stitlichen Mächten hohen sprechenden Höhe erbob. Daher bildete er auch in seiner Nähe keine Männer, deren Bildung oder Rechtlichkeit zu Verräthern an seinem Grundfasse hätten werden können; seine Minister und Freunde waren der schäuflichsten Trislan, der Barbier Olivier le Diable und ähnliche Personen. Sie repräsentirten eben die gewisssche Methode der Gewalt und Heimtücke, durch welche Ludwig XI. regierte. Seit ihm beginnt der Staat sich zu einem Polizeistaate auszubilden und die Gewalt über alle Zweige der Staatsverwaltung sich immer mehr in der Person des Königs zu centralisiren. Das „tel est notre plaisir“ als Schlussformel der königlichen Verordnungen und das „si veut le roi, si veut la loi“ gewannen eine furchtbare Wahrheit, wie sie ein Kugensystem, wie das Ludwig's XI. nur zu erzeugen vermochte. Die gesetzgebende Gewalt gerieth ganz in die Hände des Königs; er bestimmte die allgemeinen Steuern ohne ständische Beschränkung, und selbst das Parlament konnte ihm in dieser Hinsicht keine Schranken setzen; er versagte allein über Krieg und Frieden. — Erst nachdem die königliche Macht eine Ausdehnung erlangt hat, welche von dem abstracten Begriffe des Königthums nicht mehr aufgeführt wird, sondern die das Bedürfnis der Incarnation einer großen nationalen Idee in der Person des Königs und in der innern Dr-

ganisation des Königthums mit sich führt, sieht man — am Ende dieser Periode — das Königthum aus dem Geiste historischer Nothwendigkeit auf das Gebiet des Zufalls hinübertaumeln, weil seine bisherige Entwicklung noch nicht unter dem Gesichtspunkte eines solchen Bedürfnisses vor sich gegangen ist, und, um demselben entsprechen zu können, erst eine neue Katastrophe durchmachen muß, durch die es zunächst an den Rand des Verderbens geführt wird.

Küß der königlichen Auctorität sind es vor Allem das Parlament, die Reichsstände und das Beamtenthum, in welchen das System Ludwig's des Heiligen seine nachhaltige Wirkung offenbart.

Das Parlament hatte schon unter Philipp IV. (den Schönen) eine Ausdehnung seines Geschäftskreises erlangt, welche diesen König 1294 veranlaßte, es zu theilen, oder ein zweites Parlament neben dem ursprünglichen zu errichten. In einem Edicte von 1309 erneuerte er die schon von Ludwig dem Heiligen getroffenen organischen Bestimmungen. Dieselben wurden durch eine Menge von Erdbannungen, besonders durch die von 1453, weiter ausgebildet und ergänzt. So wurde die Chambre des enquetes in zwei Sectionen, in die grande Chambre und die petite Chambre des enquetes, getheilt, 1320 auch noch eine Chambre des requetes und 1436 für peinliche Sachen die Chambre de la Tournelle, welche zwei Mal jährlich zusammentrat, hinzugesetzt. — Jenes zweite Parlament Philipp's des Schönen wurde 1443 von Karl VII. zu Loulouise anständig gemacht; ein drittes schuf dieser König 1453 zu Grenoble aus dem sogenannten conseil delphinal; ein viertes bestellte Ludwig XI. zu Bourdeaux, ein fünftes derselbe 1476 zu Dijon (für Burgund); ein sechstes entsand zu Rouen (für die Normandie) aus der von Philipp dem Schönen 1302 dort eingerichteten Finanzkammer, welche Ludwig XII. 1499 permanent machte und Franz I. 1515 auch dem Namen nach zum Parlament erhob; ein siebentes errichtete Ludwig XII. 1501 zu Aix (für die Provence); ein achtes Heinrich II. oder schon Karl VIII. zu Rennes (für die Bretagne, 1675 nach Bannes verlegt); ein neuntes entsand 1549 zu Pau für die Bisthümer Fescaz und Cleron, es wurde von Ludwig XIII. 1621 neu eingerichtet; ein zehntes endlich 1538 zu Treouuz. Überhaupt wurde die Einführung von Parlamenten in den Provinzen ein Zeichen ihrer Zurückbildung unter die königliche Auctorität. Inzwischen waren die Parlamente auch permanent geworden; am frühesten und wahrscheinlich schon unter Philipp V. (dem Rangen) war dies bei dem pariser Parlament der Fall. Das letztere blieb das hervorragendste und strebte auch stets dahin, seine Suprematie gegen die übrigen Parlamente geltend zu machen; so z. B. behaupteten die pariser Parlamentärthe das Recht, auch in den übrigen Parlamenten zu sitzen, bestritten aber den toulouser Parlamentärthe den denselben durch eine Verordnung Karl's VII. ertheilte Befugnis, an den pariser Sitzungen Theil zu nehmen, worauf indessen die Loulouise durch ein Decret von 1466 gegen die Theilnahme der Pariser an ihren Sitzungen förmlich protestirten, falls diese jene Verordnung nicht an-

erkennen würden. — Die Befegung der Stellen in den Parlamenten wurde, nachdem durch die Pluralität der lezten der Einfluß der Feudalaristokratie bereits getheilt worden war, mehr und mehr ein Recht des Königs. Die Großen, welche kraft ihres Standes verlangen konnten, ins Parlament aufgenommen zu werden, mochten den Geschnad an der regelmäßigen Benutzung dieser Befugniß verlieren; denn die Vortragenden Anwälte, welche die Könige, dem Beispiele Ludwigs des Heiligen folgend, dem Parlament begeben, um die Instruction der Prozesse und die von nicht gelehrten Richtern abzugeben den Entscheidungen vom juristischen Standpunkte aus zu leiten, brachten einen Ton in die Verhandlungen, der den an Schwereitklang gewöhnten Ohren auf die Länge nicht behagen konnte. Die Könige nahmen nun zu den von ihnen zu besuchenden Rathesstellen Männer von wissenschaftlicher Bildung und persönlicher Auctorität; sie gaben denselben auch andere höhere Beamte als Beisitzer bei, und verschafften auf diese Weise und selbst durch Besoldung der von ihnen angestellten Räte ihrem Interesse eine Stütze im Parlament, die um so wichtiger war, als die zu entscheidenden Streitigkeiten häufig eine politische Beziehung hatten. Sollte jedoch über einen Pair oder hohen Vasallen gerichtet werden, so konnte dies Anfangs auch jetzt noch nur von Paris geschehen; in dieser Hinsicht constituirte das Parlament sich dann als eigentlicher Pairhof. Hierzu bot sich auch im fernern Verlaufe dieser Periode mehrfach Gelegenheit dar; so z. B. wurde Eduard I., König von England, welcher die Provinz Guyenne von der Krone zu Lehn trug, unter Philipp dem Schönen vor das Parlament geladen und, weil er nicht erschien, des Lehns für verlustig erklärt. In dem Frieden zu Bretigny und Chartres 1360 ging Guyenne freilich wieder an England verloren; aber schon unter Karl V. (dem Weisen) sprach der Pairhof dem Könige von England abermals sämtliche Länder in Frankreich ab, weil Klagen gegen ihn eingelaufen waren, gegen welche er sich vor dem Parlament nicht rechtfertigen wollte. Inbessen auch als eigentlicher Pairhof erhielt das Parlament sich nicht in seiner ursprünglichen Reinheit; die Könige zogen an, ihre Vasallen vor das Parlament, Baronen und Andern besetzte Parlament laden zu lassen, und sie waren so glücklich darin, das Parlament als oberstes Appellationsgerichtshof, oder als höchstes Reichsgericht einerseits und der Pairhof als höchstes Lehnsgesicht andererseits mit der Zeit ganz und gar in einander verschmelzen. — Was den Wirkungskreis des Parlaments in nicht jurisdictonärer Beziehung betrifft, so erlangte dieser eine sehr wichtige Erweiterung durch das sogenannte Einregistrationsrecht. Eigentlich war dies wol nur eine Art bestimmter Ausübung der ursprünglichen Mitwirkung des Parlaments bei der Gesetzgebung. Auch die Könige nach Ludwig dem Heiligen communicirten mit dem Parlament über die zu erlassenden wichtigeren Gesetze. Als dies nicht mehr so gewissenhaft beobachtet wurde, sandten die Könige ihre neuen Gesetze und Verordnungen dem Parlament zu seiner eigenen Nachricht und Beobachtung, sowie zur weitem Mittheilung an die Gerichte des Landes

zu, da es keine prädicere Art der Publication gab. Das Parlament trug diese Gesetze u. f. w. in ein Register ein; dieser Act, das sogenannte enregistrement, schien um so mehr in der Ordnung, als schon Philipp V. ein fortlaufendes Register für die im Parlament vorkommenden Beratungen, Entscheidungen u. f. w. angeordnet hatte. Bei der wachsenden Auctorität der Parlamente, welche in den Verhältnissen zwischen der Nation und dem Könige häufig ihre Nahrung fand, indem das Parlament sich alsdann zum Vermittler aufwarf, fing das Parlament an, dieses Registriren der königlichen Gesetze und Verordnungen als eine Verbindung der Gütigkeit derselben aufzulassen; der weitere Schritt war der, daß es das Recht in Anspruch nahm, die Einregistrirung dieser Erlasse, wenn sie ihm als ein Mißbrauch der königlichen Gewalt erschienen, zu verweigern, und somit die Gütigkeit derselben von seiner Genehmigung abhängig zu machen. Die Jurisprudenz trat hierin entschieden aus Seiten des Parlaments und erkannte kein Gesetz des Königs für bindend an, welches nicht vom Parlament einregistrirt war. Unter den spätern Königen fand diese usurpation des Parlaments im Ganzen wenig Widerspruch; unter den energischeren oder eigenfinnigeren entstanden aber daraus oft die ärgsten Konflikte zwischen dem Könige und dem Parlament, und meistens konnte der erstere seinen Willen nicht anders, als durch einen Machtspruch durchsetzen, indem er selbst im Parlament erschien, um die Einregistrirung unter seiner unmittelbaren Auctorität vornehmen zu lassen, oder auf sonstige Weise den Widerspruch des Parlaments zu demüthigen. In Folge dessen erhielten die *lots de justice*, ursprünglich überhaupt Sitzungen, die der König persönlich im Parlament hielt, die gebührende Bedeutung eines gewaltsamen persönlichen Eingriffs des Königs in die Rechte des Parlaments. Sie kommen in dieser Form jedoch erst seit 1563 vor. — Ein anderer Umstand, welcher Parlament und König entzweite, war die richterliche Gewalt, welche der Conseil du Roi (Conseil privé, Conseil secret etc.) seit Ende des 15. Jahrh. neben dem Parlament in Anspruch nahm. Er übte zwar nur die Administrativjustiz, bestränkte doch aber auch ohne eigentliche Eingriffe in das Ressort des Parlaments dessen Ansehen als obersten Justizhofes, und schrieb sich sogar eine höher stehende Auctorität zu. Je mehr die Parlamente theils wegen ihrer Eifersucht gegen die Ausbreitung der königlichen Gewalt, theils weil in der That das Recht des Volkes in ihnen mächtig geworden war, in die Stellung einer die Nation gegen die Annahmen des Thrones vertretenden Genossenschaft übergingen, desto eifriger bildete sich andererseits der Conseil du Roi zu einer Schutz- und Trugmacht des königlichen Willens aus. Erst wurde, um diesen Willen durchzusetzen, das eine Parlament gegen das andere gebraucht. So ließ Karl IX. sich im Parlament zu Rouen für volljährig erklären, nachdem das pariser Parlament die Einregistrirung des Erlasses, durch welches er seine Volljährigkeit proclamiren wollte, verweigert hatte. Mit einer Ausdauer und Energie, welche dem Volke in der That das Bewusstsein seiner Würde selbst unter dem Drucke der schmachlichsten Tyrannie br

wahrte, hielt das Parlament alle solche Streiche der königlichen Übermacht aus und an den Prolegationen fest, vermöge deren es sich im Laufe der Begebenheiten als eine nationale Macht zu fühlen gelernt hatte. Alle seine allmählichen Usurpationen liefen im Wesentlichen darauf hinaus, der königlichen Willkür und Despotie Schranken zu setzen und Recht und Gesetz gegen dieselbe in Schutz zu nehmen — so sehr hatte die Geschichte die von Ludwig dem Heiligen ausgeführte Idee des Parlamentes ausgeweitet. Zum Theil kam die Politik der Könige selbst dem Parlament in dieser vortheilhaftesten Ausbildung zu Statte, in sofern nämlich die Könige eines solchen Mittels bedurften, um sich gegen den immer noch drohenden Übermuth der Großen des Reichs einen Schild zu verschaffen. So hatte Franz I., der übrigens dem Parlament nicht weniger als hold war, das Recht des Parlamentes, gegen königliche Verfügungen Einspruch zu thun, durch eine Erdonnanz von 1535 förmlich anerkannt, obgleich er darunter nur solche Remonstrationen gegen königliche Gesetze und Verordnungen verstanden wissen wollte, welche dieselben als erschlichen oder als im Widerspruche mit andern gesetzlichen Bestimmungen lebend darzustellen vermöchten. — Eine gewichtige Auctorität erwarb das Parlament in Regensschaftsangelegenheiten. Es beauftragte oder verworf den vom Könige in seinem Testamente für seinen minderjährigen Nachfolger erwählten Regenten, und er setzte ihn im Falle der Verwerfung durch einen andern. War kein Regent ernannt, so setzte es selbst die Regentschaft ein, z. B. für Karl IX.

Die Reichsstände, welche zuerst Philipp der Schöne berief, waren zwar einerseits gewissermaßen nur eine Abzweigung des parlamentarischen Instituts, andererseits doch aber eine neue und von dem letztern unabhängige Schöpfung dadurch, daß Philipp der Geistlichkeit und dem Adel die bourgeoisie als *tiers-état*, oder dritten Stand hinzufügte (1301). Dieser wichtige Schritt, oder doch die politischen Folgen desselben, erklären sich leicht aus dem Systeme Ludwigs des Heiligen, so wenig Philipp der Schöne denn auch für seine Person daran denken mochte, das Volk durch dessen Berufung zur Reichslandschaft um seiner selbst willen eine Stufe höher zu stellen. Was ihn dazu veranlaßte, war allein das Bedürfnis einer allgemeinen Besteuerung, die er durch ein Machgebot sich zu verschaffen nicht wagen durfte. Die Städte hatten es bereits zu großer Wohlhabenheit gebracht; sie waren am besten im Stande, die Geldbedürfnisse der Könige zu befriedigen, und gewiß auch am ersten dazu geneigt, wenn er ihnen durch ihre Erhebung zur Reichslandschaft schmeichelte. Außerdem konnten die Reichsstände als ein Mittel erscheinen, das Parlament zu beschränken, oder beziehungsweise ganz bei Seite zu setzen, sowie den König in der Durchführung von Plänen zu unterstützen, welche ohne eine solche reichsständische Form des erforderlichen Ansehens entbehrt haben würden. Im Allgemeinen hatten sie, wie schon bemerkt, die Bedeutung, dem Lehnswesen eine Form des Königthums zu geben und es so von diesem abhängig zu machen. Nach diesen Gesichtspunkten des königlichen Interesses legte Philipp das Institut der

Reichsstände an. Ihre Rechte beschränkten sich darauf, die vom Könige in Anspruch genommenen außerordentlichen Subsidien (*aides*) zu bewilligen und dem Könige Vorstellungen zu machen, die ihn nicht banden. Nur wurde jenes Bewilligungsrecht von Philipp allerdings auch schon als ein Recht der Verweigerung anerkannt, falls nämlich die Erhebung der Steuer nicht dringend notwendig oder augenscheinlich nöthig wäre. Ihre Berufung hing von dem Willen des Königs ab; desgleichen stand es in seinem Belieben, die Stände des gesammten Reichs oder nur die einer einzelnen Provinz zu versammeln. Im ersten Falle hießen sie *Etats généraux*, doch unterschieden diese sich häufig in die *Etats de la Langue d'oïl* und die *Etats de la Langue d'oc*. Eine politische Bedeutung hatten sie an und für sich nicht; der König konnte sie ihnen aber jeden Augenblick geben, sobald dies in seinem Interesse lag und ihm den Umständen nach als unbedenklich erscheinen durfte. Indessen mußten die Stände auf diesem Wege doch mit der Zeit eine selbstständige Auctorität gewinnen, zumal sie die Bewilligung der Subsidien an Bedingungen knüpfen konnten. Politische Ereignisse, in denen sie ihre Stimme gaben, dienten dazu, diese Auctorität bestimmter auszusprechen. Immer mehr verband sich mit ihnen die Idee einer Volkvertretung, welche nicht bloß zu bewilligen, sondern auch zu fordern habe. Diese Entwicklung der Reichsstände begann schon im Augenblicke ihrer Entsendung und sammelte sich zum ersten Male in der 1483 unter Karl VIII. zu Tours gehaltenen Reichsversammlung, in sofern es damals nach dem Absterben eines Despoten, wie Ludwig XI., dem Königthume unmöglich sei, sich ohne ständische Mitwirkung auf der künstlich gestützten Höhe zu erhalten. Oft gingen wichtige Erdonnangen aus den Reichsoberfassungen hervor, wie z. B. eben die Erdonnanz von 1483; diese Erdonnangen betrafen die allgemeine Organisation der Staats- und Justizverwaltung unter dem Gesichtspunkte des Königthums. Sie hießen auch *Lois du royaume* im Gegenhalte der *Lois de Roi*. — Philipp der Schöne setzte mit dem Bestande der Reichsstände mehrere Ansprüche, namentlich auf die Einkünfte von vacanten Bischofsstühlen und Äbteien, gegen den Widerspruch der Priesterchaft und ungeachtet eines Interdicts des Papstes Bonifacius VIII. durch. Philipp V. (der Lange), welchem seines Bruders Tochter, Johanna, den Thron streitig zu machen suchte, berief die Reichsstände und behielt kraft deren, auf das päpstliche Geheiß gegründeten, Entscheidung den Sieg. Aus gleichem Grunde wiesen die Reichsstände den von Edward III. von England gegen Philipp VI. von Valois erhobenen Anspruch auf die Thronfolge zurück, da Edward nur durch seine Mutter mit dem vorigen Könige (Karl IV.) verwandt war¹¹⁾.

11) Es ist jedoch streitig, ob die *lex Salica* bereits diesen beiden Entscheidungen zum Grunde gegeben habe, und nicht vielmehr erst im 16. Jahrh. auf die Thronfolge angewandt worden sei. Auch wurden jene Entscheidungen vielleicht nicht von den gesammten Reichsständen, sondern nur von den Großen des Reichs in ständischer Versammlung abgegeben: s. Martens *l. c.* S. 363, welcher sich hinsichtlich der *lex Salica* S. 307 widerspricht.

So gelangten die Barons durch Mitwirkung der Stände auf den Thron (1328). Im Jahre 1355 erkannten die Reichsstände die gesetzgebende Gewalt des Königs ohne Einschränkung an. In den großen Verdrängnissen, welche die Eroberungen der Engländer unter der Regierung der Barons für König und Reich herbeiführten, mußte der Rath und die Hilfe der Reichsstände sogar ein großes Gewicht erlangen; und wenn man seit der Überwindung dieses Feindes das Streben der wieder zu Kräften gekommenen Könige auf Unterdrückung der ständischen (wie der parlamentarischen) Auctorität abzielen sieht, so wird bereits hier klar, daß das Institut sich inzwischen verständigigt hatte und von den Königen nicht mehr willkürlich bei Seite geschoben werden konnte. Ludwig XI., welcher seinem Bruder in dem Frieden von Conflans die Normandie als Herzogthum zugesagt hatte, diesen Vertrag aber wieder brechen wollte, bedurfte hierzu der Mitwirkung der 1407 zu Tours versammelten Stände, obschon er sie zwang, seinem Willen gemäß zu entscheiden. Ludwig XII. hatte seine Tochter Claude de France dem nachmaligen Kaiser Karl V. verlobt und ihm die Bretagne, Burgund und Mailand als Heirathsgut versprochen. Auf die dringenden Vorstellungen der Reichsstände wählte er indessen statt Karl's seinen Vetter, den nachherigen König Franz I., zum Schwiegersohne, worauf die Stände, um diesen Rücktritt von dem früheren Vertrage möglich zu machen, den letzteren, als den Grundgesetzen der Monarchie zuwiderlaufend, für nichtig erklärten. In ähnlicher Weise bediente sich Franz I. ihrer Auctorität, um einer der Bedingungen zu entsagen, unter denen ihn Karl V. 1526 aus der Gefangenschaft entlassen hatte. Diese Bedingung war die Abtretung von Burgund, die, als der Abgeordnete Karl's ihre Erfüllung forderte, von den burgundischen Ständen für ungültig erklärt ward, da der König nicht das Recht habe, einen Theil der Monarchie zu vergeben. In der That hatten mehrere Gesetze die Unveräußerlichkeit der Länder und der Domainen der Krone wiederholt sanctionirt; nach den angeführten Beispielen hat es aber nicht den Anschein, als hätte den Ständen die Aufrechterhaltung dieser Gesetze ungewissheit kraft eigenen, grundgesetzlichen Rechts zugefallen; die Könige bedienten sich vielmehr eines solchen Vorwandes, um von den contractlich eingegangenen Verpflichtungen wieder loszukommen; aber die Reichsstände lernten auf diesem Wege sich fühlen und sich als das versammlungsmäßige Gegengewicht gegen das monarchische Princip betrachten, so unklar und unentschieden dieses auch im Einzelnen blieb. — Als in Folge der religiösen Wirren die Bande der Ordnung sich zu lösen begannen, gelangten die Reichsstände sogar zu der Bedeutung einer fürchtbaren Partei. Die Reichsversammlung zu Blois unter Heinrich III. beschloß unter Anderem den Krieg gegen die Huguenotten.

Was die Pairie betrifft, so vermehrten sie sich bald über die ursprüngliche, von Philipp August bestimmte Zahl von zwölf hinaus, indem die sechs weltlichen Pairien, nämlich die Herzogthümer Burgund, Normandie und Champagne und die Grafschaften Flandern, Toulouse und Comapagne, mit der Krone vereinigt worden waren und statt deren

neue Pairien ohne Rücksicht auf eine bestimmte Zahl vom Könige ernannt wurden. Dies geschah vorzugsweise bei Herzogen, Grafen und Baronen, und zwar wurde nicht sowohl die einzelne Person, als vielmehr das Herzogthum, die Grafschaft oder Baronie selbst zur Pairie erhoben. Der König konnte durch diese Würde den Ruhm und das Verdienst einzelner Geschlechter; da aber die Pairie als solche Sitz und Stimme im Parlament hatten, so mußte die Ernennung vom Parlament verifizirt werden, obwohl mehrere Beispiele vorliegen, wo dies nicht geschah. Eine besondere Veranlassung zu Erwählungen von Pairie gaben die Krönungen der Könige zu Rheims, bei welchen jene statt der alten zwölf Pares zu assistiren hatten. Mitunter beschränkte sich die königliche Gnade darauf, eine Grafschaft zum Herzogthume zu erheben, oder einer Baronie einen höheren Titel zu geben. — Die Prinzen von Gebürt, oder diejenigen Personen, welche mit dem Könige von gleicher Abstammung und zur Thronfolge fähig waren, hatten die Eigenschaft als Pair de Geburt und konnten die damit verbundenen politischen Rechte nach rückgelegtem 20. Lebensjahre ausüben. — Seit 1359 führte der Kronprinz den Titel Dauphin, eine Bezeichnung, unter welcher Philipp von Valois die Dauphiné von dem letzten Dauphin (einem alten Grafentitel) erwarb.

Der Adel verlor in dieser Zeit mehr und mehr das feudale Gepräge; neben den Lehen gab es Frances Aleux, und die Besitzer dieser wie jener hießen Nobles. Doch war ein solcher Grundbesitz gegen Ende dieser Periode schon nicht mehr zum Adel erforderlich. Schon Philipp III. setzte dem Geburtsadel (Nobles de race) den Briefadel an die Seite. Der Adel bezieht noch immer bedeutende Vorrechte, die er sich, da Bürgerliche darnach zu streben anfangen, durch besondere Briefe, Chartes, provinzweise von den Königen wiederholt bestätigen ließ. Zu diesen Privilegien gehörte hier und da auch sehr wohl das Feudalrecht und der gerichtliche Aemtkampf. König Johann erneuerte 1353 die Ordonnanz von 1245 über die quarantaine du roy. Es bedurfte überhaupt noch mehrer Verordnungen, bevor die Feudal allgemein abgeschafft werden konnte. Die letzte ist die Ordonnanz von 1413 und für die Dauphiné von 1451. — Als besonderer Stand folgte der Adel auf

die Geistlichkeit. Die Annahmen der Päpste, durch welche sie die Einflüßigkeit zwischen der weltlichen und geistlichen Macht brunnstigten, dauerten trotz der Sanctio pragmatica fort, fanden aber eben an dieser ihre Schranke. Im Ganzen trat die Geistlichkeit dabei auf die Seite der Könige, zumal jene Annahmen nach wie vor die Beeinträchtigung der Freiheit der gallikanischen Kirche zum Gegenstande hatten. Das Räbere hies über und wie das Königthum zuletzt den meisten Vortheil aus diesem Handel zog, ergibt die Geschichte der zweiten Sanctio pragmatica (s. unten). Geistlich wirkten die fortbauenden Bestrebungen der Geistlichkeit, ihre Gerichtsbarkeit auf Kosten der weltlichen auszuheben. Auf einer von Philipp VI. im Jahre 1329 veranstalteten Versammlung von Geistlichen und Rechtsgelehrten zu Paris versuchte man wiederholt, die Grenze zwischen beiden Ge-

richtsbarkeiten zu bestimmen, jedoch ohne genügendes Ergebnis; indessen wurde die Rechtmäßigkeit des *appel comme d'abus* von Neuem anerkannt. Die Frage veranlaßte gegen 1374 ein bemerkenswertes Buch unter dem Titel: *Somnium viridarii*, oder *le Songe du Vergier*, welches gegen die geistliche Gerichtsbarkeit polemisierte und einem gewissen Raoul de Presle zugeschrieben wird. Erst durch das entscheidende Übergewicht, welches das Königthum auch über die Geistlichkeit gewann, konnten die Annahmen der letztern im Betreff der Gerichtsbarkeit gründlich überwunden werden. Der König erlangte das frühere Aufsichtsrecht über die Geistlichkeit und deren Synoden wieder. Ohne seine Genehmigung konnten keine päpstlichen Bullen und Breves publicirt und von den päpstlichen Legaten keine Acte der geistlichen Gerichtsbarkeit vorgenommen werden. — Bei jeder Krönung wurden die Freiheiten und Privilegien der Geistlichkeit von dem neuen Könige beschworen. Ebendieses geschah im Betreff

der Freibriefe und Communalverfassungen der Städte. Diejenigen, welche dergleichen noch nicht hatten, erhielten sie im fernern Verlaufe dieser Periode. Das Zunftwesen wurde Gegenstand königlicher Verordnungen. Wie früher, konnten die Städte auch ferner sich selbst befleuen. Ihre Erhebung zur Reichslandshochst vergrößerte ihr politisches Gewicht. An der Spitze der Verwaltung stand nach wie vor der Maire; das übrige Beamtenpersonal (darunter Jurats, Jures, Pairs, Echevins, und statt deren im Süden Consuls) vermehrte sich; auch gestaltete sich jetzt die Wahl der Magistratspersonen sehr verschiedenartig. Außer der Verwaltung erlangten die Städte auch eine ausgebildete Gerichtsbarkeit, die aber, so gut wie jene, sammt manchen andern Vorrechten der Städte schon gegen Ende dieser Periode von dem vordringenden königlichen Absolutismus erdrückt wurde. Im J. 1566 entzog eine Ordonnanz den städtischen Magistraten die bürgerliche Gerichtsbarkeit. Durch die Ordonnanz von Blois, 1579, und von St. Maur, 1580, büßten sie auch die Criminaljurisdiction ein und behielten nur eine geringe Polizeigewalt. Ihre administrativen Rechte waren schon früher unter die Aufsicht der Baillys und Seneschaux gestellt, namentlich ihre Finanzverwaltung durch das Edict von Cremlieu (1536) und die Ordonnanz von Orleans (1560); die Ordonnanz von Moulins (1566) und von Blois (1579) knüpfen das Recht, Umlagen zu machen, an die königliche Zustimmung. — Die fortwauernde Sitte, sich den einzelnen Seigneurs zu unterthun, indem man in die Städte ging, wo man unter leichten Bedingungen Kaufbürger, bourgeois sein, werden konnte, hemmte Philipp der Schöne 1287 durch Verschärfung dieser Bedingungen, welche aber später wiederholt eingeschränkt werden mußte. Auf diese Bedingungen erlangte man nur die bourgeoisie personelle, die reelle erst durch wirkliche Niederlassung. Die Inhaber jener hießen, weil sie keine Abgabe dafür bezahlten, *Frances bourgeois*, die Inhaber dieser nach der Höhe der Abgabe *Grand- oder Petit-bourgeois*.

Das Beamtenthum und im weiteren Umfange die Administration und Fußpflegschei, so ver-

schwand zwar allmählig die frühere Amtsgewalt der Baillys und Seneschaux, aber nur um in die Hände von Provinzialgouverneuren oder Lieutenants du Roi mit militärischer und bürgerlicher Amtsgewalt überzugehen. Gleichwohl blieben die Bailliages und Seneschaußen noch die ordentlichen Verwaltungsbehörden, nach welchen die Landesregierung eingetheilt war, bis sie, zumal nachdem ihnen durch ein Edict von 1493 die Finanzverwaltung entzogen war, nur die Jurisdiction übrig behielten. Sie bildeten nebst den *Prévôts* die gewöhnlichen königlichen Gerichte. Neben diesen justitwes royales traten die *Justices seigneuriales* in die Bedeutung von Patrimonialgerichten zurück, wegen sich die Gerichtsbarkeit der Städte herausbildete. Diese jurisdiction laye oder laïque (im Gegensatz der jurisdiction ecclesiastique) zerfiel in die hohe, mittlere und niedere. Alle diese Gerichte waren den höchsten Reichsgerichten unterworfen; die Baillys und Seneschaux standen jedoch unter ihnen noch immer oben an, weil sie die Gerichtsbarkeit über Adel und Geistliche, die *Prévôts* nur die über den dritten Stand hatten, ferner weil sie für gewisse Verbrechen allein competent waren, und endlich von den Entscheidungen der *Prévôts* an sie appellirt werden konnte. Auch richteten sie in den *ens royaux* mit Ausschluß der Patrimonialgerichte. Mit ihrer früheren Autorität verschwand auch ihre Lichthigkeit, sodas sie sich meistens rechtsgeleitete Stellvertreter, lieutenants, halten mußten, welche mit der Zeit als wirkliche Gerichtsbeamten anerkannt wurden und die Baillys selbst auf das Präsidium und Imperium beschränkten. Da diese lieutenants oder die Baillys und Seneschaux selbst eine Anzahl rechtsgeleiteter Beisitzer zuzuziehen pflegten, so bildete sich hieraus eine Collegialverfassung dieser Behörden. — Zu den Chefs der Gerichte kamen jetzt die Gerichtsschreiber, indem Philipp der Schöne den Dienst derselben zu einem förmlichen Amte erhob. Ursprünglich führten diese Schreiber den Namen *notarii* und *clerici* (*cleres*), da sie meistens Geistliche waren. Die Titel *Cleres* du secret (auch *Secretaires* genannt), und *Notaires* du Roi blieben in der Grande Chancellerie de France; die letztern bildeten seit 1418 das Collège des 50 *Notaires-Secretaires*. Diese Kanzleibeamten erlangten großen Einfluß, und wurden später häufig Minister. Seit Karl IV. (1322) kamen für jene Gerichtsschreiber lateinische Namen auf, z. B. *registratores*. Der Actuar des Parlaments erhielt den Namen *Greffier*, und ebendieser Titel legte man unter Ludwig XII. den übrigen Gerichtsschreibern bei. — Die früheren Sergens bildeten sich zu förmlichen Gerichtsdienern, *Huissiers*, aus. — Neben den gewöhnlichen Gerichten traten sich eine Anzahl außerordentlicher Tribunale auf, indem das System der Ermentionen sich ausbildete, oder für besondere Gegenstände auch besondere Gerichte eingeführt wurden (*jurisdictions d'attribution*), überhaupt aber eine Menge particularer Gesichtspunkte, die meistens auf das Princip des Absolutismus hinaufliefen, Einfluß auf die Rechtspflege und deren Einrichtung gewannen. So fanden die Hofbeamten vor dem Maire des *requêtes* zu Recht, oder der König wies ihnen, sowie andern hoch-

gestellten Personen und einzelnen Körperschaften, Hospitalen, Capiteln u. s. w. mittels des *privilegium „Committimus“* besondere fora an. So kamen entstanden um die Mitte des 16. Jahrh. in den bedeutendsten Handelsstädten eine Art von Handelsgerichten, juges consuls, indem die Könige dem Handelsstande erlaubten, sich in Handelsfachen besondere Richter zu erwählen. Dies fand schon mit der Unterdrückung der ordentlichen städtischen Gerichtsbarkeit in Verbindung. Karl IX. führte bergleichen Handelsgerichte durch ein Edict von 1563 förmlich ein; die Ordonnanz von Blois von 1579 überließ jedoch die Handelsfachen in den kleinern Städten den königlichen Gerichten. Ferner gab es Gerichte, die mit dem Finanzwesen in Verbindung standen, wie die Cours des Aides und des Elections (diese als erste, jene als zweite Instanz), welche ihren Ursprung den von König Johann Verbuß eigenmächtiger Erhebung von Steuern befallenen Aides und Jus verdankten. Durch solche und ähnliche Tribunale, z. B. Forst- und Münzgerichte, entwickelte sich die von Alters her bestandene Verbindung der Jurisdiction mit der Administration zu einer engen Vertheilung der Justiz. Als ein solches Tribunal obersten Ranges ist auch die unter Philipp III. entstandene und später mit dem Parlamente in Verbindung gesetzte *Chambre des Comptes* zu Paris zu nennen. Sie hatte das königliche Rechnungswesen und die dabei angefallenen Beamten zu überwachen, sowie die in dieses Fach schlagenden Entscheidungen abzugeben; in dieser Beziehung wurde sie gleich dem Parlamente ein oberstes Reichsgericht; außerdem gehörte es früher oder später zu ihrem Ressort, die Proclamationen, Declarationen und derartigen Erlasse des Königs, ferner Kriegserklärungen, Friedenstractate, Naturalisationen, Adelsbriefe, Geschenke und Begnadigungen, und überhaupt alle wichtigsten, öffentlichen Handlungen zu registriren. Der Präsident dieser Rechnungskammer, der Grand-Bouteillier oder Grand-Echanson, erhielt von Karl V. 1366 sogar das Recht, Verbrecher aller Art zu begnadigen. Seit 1437 wurden auch zu Montpellier, Rouen, Dijon, Aix, Grenoble, Nantes und Blois *Chambres des Comptes* eingerichtet, die pariser blieb jedoch die angesehenste. — Es gab ferner Gerichte über besondere Arten von Verbrechen, wie die *Chambres ardentes*. Diese richtete in einem mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen und durch Kerzen erleuchteten Zimmer über Staatsverbrecher höchsten Ranges. Seit Franz I. wurden zur Verfolgung und Beurtheilung der Protestanten außerordentliche Gerichte (als besondere Parlamentskammern) niedergesetzt, die man, weil darin auf den Feuerstod erkannt wurde, ebenfalls *chambres ardentes* nannte. — Für gewisse Sachen gab es in den Provinzen Gerichte, die in oberster Instanz entschieden. Die *conseils souverains* (d. h. inappellable Gerichte) mit einer Art von parlamentarischer Verfassung. Diese *cours souverains* waren aus den *cours* entstanden, welche früher die mächtigsten

Landesherren gleich dem Könige hielten. Als die ältesten und berühmtesten werden das *Echiquier* *) in der Normandie und die *Grands jours de Troies* in der Champagne genannt. Beide waren oberste Gerichtshöfe in ihrer Provinz, die zu gewissen Zeiten des Jahres sich versammelten. Das *Echiquier* nennt Ducange eine *assemblée de hautes justices, auxquelles il appartenait de corriger et à amender ou à sere amender tout oen, que les baillis et les autres meneurs justiciers ont mallement jugié*. Es hatte eine ähnliche Verfassung wie das *Parlement*, welchem es sich allmählig unterordnete, nachdem Philipp August die Normandie in Besitz genommen hatte. Die *Grands jours* hatten mehr die Verfassung eines Mannengerichtes, und erblickten sich als oberstes Gericht, bis auch sie nach der Verwandlung der Champagne in eine königliche Provinz (unter Philipp dem Schönen) der Appellation an das *Parlement* unterworfen wurden. Eine solche Unterwerfung unter das *Parlement* trat aber nicht bei allen obersten Provincialgerichten ein, sondern mehrere behielten ihre Souverainität, oder wurden ausdrücklich dem Parlamente gleichgestellt, namentlich geschah dies 1499 bei dem *Echiquier*. — Unter Ludwig XII. wurde der sogenannte *Grand-Conseil* von dem Staatsrathe, *Conseil du Roi*, abgefondert, um als oberstes Gerichtshof des Reiches für sich allein zu bestehen (s. oben). — Eine mehr militärische Gerichtsbarkeit hatten die *Prévôts des Marchéaux* und die untergeordneten *Prévôts de camp*; sie waren Beamte des Marschalls von Frankreich, welche in Kriegssachen Recht sprachen, und die Deserteurs, Straßenräuber u. dergl. Gefindel durch ihre Leutenants verfolgen ließen, um sie den Baillys oder Seneschaux zu überliefern, bis sie später selbst die Criminaljurisdiction in dieser Beziehung erwarben (*Prévôts généraux* mit den ihnen untergeordneten *Prévôts provinciaux*). — Ferner führte ein Edict von 1551 die *Séges présidaux* als eigene Civilappellationsgerichte in den größeren Baillivages und Seneschaußees ein; ihre Competenz richtete sich nach gewissen Werthbeträgen des Streitgegenstandes; in den bedeutendsten dieser Sachen konnten sie auch in erster Instanz erkennen. Auch stand ihnen eine mit den eben genannten *Prévôts* concurrirnde Criminaljurisdiction zu: *cog prévôtsaux et présidaux*. Diese Gerichte entschieden in der Unterwerfung der Patrimonial- und unteren Lebensgerichtsbarkeit unter die königliche. — Wertwürdig ist die Gerichtsbarkeit der *Bazoche*. Unter diesem Namen bildeten die Schreiber am Parlamente zu Paris eine Corporation, die, Anfangs betriebslos, sich später auf Grund der Concessionen, die Philipp der Schöne ihr machte, zu einem förmlichen kleinen Staate nach dem Muster des französischen mit dem Titel: *royaume de la Bazoche* ausbildete. Vom Könige bis zum Huissier hinauf hatte sie alle wichtigsten Beamten der französischen Monarchie; der König übte die höchste Gerichtsbarkeit über alle Streitfachen der Schreiber unter sich; eine untere Instanz bildeten die *Prévôts bazo-*

12) Obenstehenden Namen erhielt das 1679 zu Paris niedergesetzte Gericht, welches gegen die Offiziere inquiriren sollte, deren Exorbenzen man auf Anlaß der gegen die Marquis von Bevilacqua geführten Untersuchung mutmaßte.

13) Dieser Name rührte her von dem *Seuil* des Gerichtssaal und des Zugangs auf dem Gerichtssitze.

chiales. Diese Gerichtsbarkeit erhielt sich bis in die folgende Periode, während andere bedeutende Vorrechte, welche diese Schreiberjurist erworben hatte, wieder verloren gingen¹⁴⁾.

Man sieht, in welche schändliche Verwickelungen die Justizpflege gerathen mußte, indem das Königthum dazu fortschritt, sich mittels des von Ludwig dem Heiligen begründeten Beamtenenthums einer Hydre gleich zu gliedern und zu recken. Aber dieses Beamtenenthum war grade um so mehr eine Macht des Königthums, je weniger es eine Macht des Rechts sein konnte. Berufen, das Königthum zur Einheit und zum Mittelpunkt aller Sphären des Staats- und Rechtslebens zu erheben, dürfte es auch in keiner dieser Sphären eine Entwicklung dulden, durch welche dieselbe ihre selbständige Einheit gefunden hätte.

Ein neues Organ seiner Auctorität, in welchem jedoch zugleich ein Fortschritt der Justiz gefunden werden darf, ersich sich das Königthum seit dem 14. Jahrh. in der Person der *Procureurs du Roi* oder der Generalprocuratoren, seit dem Anfange des 16. Jahrh. Advocats généraux genannt, durch welche die Könige ihre fiscalischen und sonstigen Rechte bei den höchsten Behörden, namentlich dem Parlamente und der Chancellerie des comptes, wie bei den untern Gerichten vertraten und ihre Prozesse führen ließen. In Folge der ausgebreiteten amtlichen Wirksamkeit, welche den Generalprocuratoren von jenem Gesichtspunkte aus mehr und mehr eingeräumt wurde, bildete sich in ihrer Person das Institut der Staatsanwaltschaft und des *Ministère public* aus. Sie waren die Anwälte des Königthums und der mit demselben verbundenen Rechte, insbesondere der Domainen; ferner die Pfleger und Vertreter der Witwen und Waisen, der Armen, der Abwesenden, der Kirchen, der Gemeinden und aller Derer, die sich nicht selbst vertheidigen können; sie sorgten für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, für die Ausführung der Justiz- und Polizeigesetze, und verwalteten die Polizei gewissermaßen selbst. In Criminalfällen hatten sie die gerichtliche Anklage zu erheben und für die Herbeischaffung der Beweise zu sorgen, die Verhaftungen anzuordnen und die Urtheile zu vollstrecken. Durch sie erhielt der Criminalproceß eine festere Basis; und das alte Princip, dem Betheiligten die criminelle Verfolgung des Verbrechens zu überlassen, wich nun vollends vor dem Grundsatz zurück, daß in der Regel vielmehr der Staat zu dieser Verfolgung berechtigt sei. Wenn noch im Laufe dieser Periode das inquisitorische Verfahren sich dem *Ministère public* zugesellt, so hatte das eine tiefer liegende Veranlassung, und folgte keineswegs schon aus jenem Institute, welches sich vielmehr mit dem alten Verfahren so gut vertrug, daß das letztere Anfangs noch als die Regel, als *procès ordinaire*, neben jenem Institute fortbestand. Auf die Anklage des *Procureur du Roi* und nach Anleitung desselben stellte nämlich der Richter wiederum die information an, um die Basis für die Specialuntersuchung gegen den Angeklagten zu gewinnen. Dies geschah heimlich. Nach

dem Schlusse der information wurde der Angeklagte geladen, um in der Regel persönlich zu erscheinen (*ajournement personnel*). Erschien er nach viertägiger Ladung nicht, so wurde er Anfangs noch in den Mann geföhrt. Andersfalls ward ihm die Anklage und das Ergebnis der information eröffnet, die Competenz festgestellt, und ihm, wenn er leugnete, die Wahl gelassen, sich der *inquestia* oder *enquête* zu unterwerfen oder nicht¹⁵⁾. Jene bestand in einer Anwendung des im Civilproceß gebräuchlichen Zeugenbeweiserfahrens auf den Criminalproceß. Dieses Verfahren, welches sowohl die Zeugen des Angeklagten als die des Anklägers umfaßte, war ebenfalls heimlich und schriftlich, fand aber vor einer Commission von Richtern statt, welche zu dem Chef des Gerichtes in dem alten Verhältnisse der *hommes jureurs* standen. Nach beendigtem Verfahren wurde der Angeklagte zu einer förmlichen, nach den Acten verfaßten Vertheidigung zugelassen. Hierauf erschienen die Richter nach ihrer moralischen Überzeugung, indem sie ihr Schuldig oder Nichtschuldig aussprachen. Dieser Spruch band den Angeklagten unbedingt, weil er sich durch die Wahl der *enquête* der Entscheidung der Zeigenaussagen unterworfen hatte, eine Consequenz, welche diese Wahl zu etwas Ernstern machte, als es sonst scheinen könnte. Man wird daher annehmen dürfen, daß gegen jenes „Schuldig“ keine eigentliche Appellation stattfand, sondern nur gegen Maß und Art der darauf gegründeten Verurtheilung. — Wollte der Angeklagte der *enquête* sich nicht unterwerfen, so trat nunmehr der *procès extraordinaire* ein. Dieser lag ganz allein in den Händen des angeellten Richters, und war der eigentliche Inquisitionproceß mit zu Grunde liegender Anklage. Auch hier kam es zunächst auf ein Zeugenbeweiserfahren an; führte dieses aber nicht zum Ziele, so trat die Tortur ein (*la Question* oder *la gehenne*, *gehine*), welche durch die Reherproceße als Mittel der Wahrheitsforschung bekannt geworden war. Unter dem stets weiter greifenden Einflusse des kanonischen und des römischen Rechtes wurde dieser *procès extraordinaire* allmählig zur Regel. Zu den Geschworenen wurden nunmehr Rechtsgelehrte, namentlich Advocaten genommen, welche mit der Zeit zum Theil selbst in ständige Richterstellen übergingen. Ein solches Collegium von Räten, theils *Conseillers auditeurs*, theils *Conseillers examinateurs* wurde bei dem *Parlement* zu Paris eingeföhrt. Aber auch die einzelnen Gerichtsbeamten selbst fanden Gelegenheit, für sich allein und mit Ausschluß der Geschworenen zu procediren und zu richten, namentlich wenn dringende Fälle zwischen den Äffisen vorliefen. Die Ordonnangen von 1498 und 1539 schreiben vor, daß das Urtheil in schweren Fällen von wenigstens sieben Richtern in höchster Instanz von wenigstens sieben Richtern gefällt werden sollten. Nicht minder begünstigten die Zeitumstände die Ausbreitung des inquisitorischen Processes. Eine Zeit der ärgsten Verwüsthungen und Parteikämpfe der gehässigten Intriguen und Machinationen erzeugte gewiß auch in der Justiz einen Geist herri-

14) f. das Nähere bei Barckhaus, 1. Bd. S. 500.

15) Nach den Untersuchungen Stein's 3. Bd. S. 590 ff.

scher und argwöhnischer Despotie, welcher sich mit nichts besser vertug, als mit dem Inquisitionsproceß. Endlich lag dieser ganz im Interesse des Königthums, welches ohne ihn sich noch immer einer erheblichen Schranke seiner Unumschränktheit bewußt bleiben mußte. Im J. 1539 wurde das heimliche und schriftliche Verfahren in Criminalsachen allgemein eingeführt. Ohne Zweifel hatte die Rechtspflege schon lange nicht mehr die verschiedenen particulären Zweide befehrt, welche sich Recht gegen einander zu verschaffen beßigten waren, sondern sie war von ihnen und der politischen und moralischen Macht befehrt worden, die sich mit denselben verband. Die grifflche Lustig ging hierin mit schamlosen Beispielen voran. Die Inquisition verlangte eine furchtbare Erweiterung ihrer Wirksamkeit; die Tortur und ähnliche Gräucl wurden aus Mitteln der Gerechtigkeit zu politischen Dämonen. Die Vertilgung der Tempel unter Philipp dem Schönen und die Religionsverfolgungen unter den letzten Valois beuntundten am Anfang wie am Ende dieses Zeitraumes die gleiche Klasse der Lustig. Kam es der herrschenden weltlichen Macht darauf an, ein Ueileil zu erhalten, welches ihre Interessen besiegelte, so hatte die Lustig nicht die Macht, sich dieser Schmach zu widersetzen. Schon unter Philipp III. gelangen die Versuche, solche Ueileile durch besondere Commissionen fällen zu lassen, welche nur den Willen der Ankläger im Auge hatten. Die nachfolgenden Könige bildeten diese Versuche zu anerkannten Staatsmaximen aus. Diese Commissionen, die Lettres de Conmittimus (das Anfangswort derselben), durch welche gewisse Sachen den ordentlichen foris entzogen wurden, arteten dermaßen aus, daß die Könige selbst Verordnungen dagegen erließen, die aber immer wieder vergessen wurden.

Unter ziemlich gleichen Ausspiken, wie der Criminalproceß, bildete sich der Civilproceß in dieser Periode aus. Im Wesentlichen nahm er schon jetzt die Gestalt an, welche er bis zur Revolution, ja selbst bis auf die neueste Zeit behalten hat. Die gründliche Überwindung des dual judicialen und die Organisirung des an dessen Stelle gesetzten Beweisverfahrens konnte kaum ohne die Hilfe kanonischer und römischer Rechtsgrundsätze gelingen. So kam es aber, daß die Ausbildung des neuen Proceßes überhaupt im Elemente dieser Grundsätze anob und auch ferner daran gebunden blieb. Erst dem 14. Jahrh. ging das schriftliche Verfahren aus den geistlichen Gerichten auch in die weltlichen über; Anfangs galt es nur bei dinglichen Klagen, später wurde verordnet, daß alle Sachen von 100 Sol und darüber schriftlich verhandelt werden sollten. Der Appellationen wegen wurde jedoch auch hier eine schriftliche Aufzeichnung nöthig, woraus sich die Gerichtsprotokolle entwickelten. Die Verdonnung von 1363 schrieb vor, daß die von den Parteien zu überreichenden Schriften nur die facta positiva et defensiva und die notwendigsten conclusiones (petita) enthalten, die rationes juris dagegen erst im Beweisverfahren vor den Commissariis ausgeführt werden sollten. Dadurch gewann die Thätigkeit der Advocaten, das Plaidiren (im Gegenfatz zu der Function der Procuratoren), und die

römische Jurisprudenz festen Fuß im Proceß; insbesondere wurden namentlich die Klagen nach den römischen Grundsätzen von den Actionen aufgefaßt und behandelt. Nicht minder gewann das römische und kanonische Recht Einfluß auf die Vertreibung. Die Ordnung derselben bildete sich allmählig zu der Reihenfolge der exceptiones dilatorias, der litiscontestatio und der exceptiones peremptoriae aus. Über die exceptiones dilatorias wurde einzeln der Reihe nach entschieden; wie es denn überhaupt im französischen Civilproceß zu keiner eigentlichen Eventualmaxime kam und selbst bis jetzt noch nicht gekommen ist. Eine andere, gleichfalls noch fortbestehende, Eigentümlichkeit derselben war die, daß kein Beweisinterlocut abgegeben wurde. Der Beweis wurde vielmehr nach von den Parteien aufgestellten einzelnen Artikeln instruit, und die richterliche Mitwirkung beschränkte sich darauf, diese Artikel in Uebereinstimmung zu setzen. Für den Beweis waren im Ganzen weder das römische und kanonische Recht maßgebend. Zeugen wurden von zwei Gerichtsmitgliedern (Auditeurs) geheim zu Protocol vgenommen und darüber ein Zeugentotulus angefertigt. Auch Rechtsfätze konnten Gegenstand eines Beweises sein, welcher durch Aufzählung der Eingesehenen geführt wurde: preuve par turbes. Ein so bewiesener Rechtsfatz ward allgemein als geltendes Recht anerkannt, und ging in Rechtsbücher und coutumes über. Rechtsgelehrte Richter sprachen das Urteil statt der früheren hommes jureurs. — Die eigentliche Appellation bildete sich Anfangs nur in den pays du droit écrit aus, galt aber auch seit Mitte des 14. Jahrh. auch in den pays du droit coutumier, indem sie hier an die Stelle des appel ob defectum juris, oder der bloßen Beschwerde über verweigerte Lustig trat. Kam es in der Appellationeninstanz beim Parlamente noch auf Beweis an, so wurde dieser durch Commissarios des Parlaments instruit. Dieses Verfahren hieß, wie früher, enquête. Neben der Appellation gab es auch bereits die Requisition. Gegen detsaus konnte man durch Lettres des Königs restituirt werden.

Unter einzelnen tüchtigen Königen erstreuten sich Recht und Gesetz einer geistlichen Herrschaft. Dabin gehört besonders Ludwig XII. (1498 — 1515), le père du peuple, früher Herzog von Orleans, der nach seiner Thronbestigung Amnefie erteilte, indem er von dem Grundsatz ausging, daß es dem Könige von Frankreich nicht anstehe, die Anfeindungen, welche der Herzog von Orleans erfahren, zu rächen. Aber als ob auch der beste Regent den Geberden seiner Zeit tributpflichtig habe sein müssen, so machte auch er die Stellen käuflich, ein Mißbrauch, der überhaupt mehr und mehr einriß und sich bis auf die Stellen im Parlamente erstreckte. Dieser Mißbrauch hatte unter Anderem zur Folge, daß eine unverhältnismäßige Masse von Beamten sich über das Königreich verbreitete, da man immer neue Stellen schuf, um Geld zu gewinnen. Damit verband sich der Ueßstand, daß, weil die Stellen nur auf gewisse Jahre verkauft oder verpachtet wurden, die Beamten eine völlig unangemessene Stellung hatten, und ihr Amt, aus dessen Ein-

künften sie die Pachtsumme lösen mußten, sich auf alle mögliche Weise zu Ruhe zu machen suchten. Desto lärmthätiger traten jene höchsten Staatsbeamten hervor, welche den Titel, „Beamte von Frankreich,“ führten, ihr Amt auf Lebenszeit erhielten, und es unabhängig von der Willkür des Königs besaßen. So der Connetable von Frankreich, der Kanzler von Frankreich, der Admiral von Frankreich, die *Maréchaux-de-France* etc. Diese Großwürdenträger des Reichs, von denen der Connetable es bis zum Chef der gesamten Kriegsmacht und des höchsten Kriegsgerichtes brachte, waren oft die gefährlichsten innern Feinde der Könige, die sich ihrer zuweilen nicht anders als durch Ermordung zu entledigen wußten. — Die Admirale hatten die Strafgerichtsbarkeit über die Seeräuber. — Der Kanzler war der Chef de la justice und aller *Officiers de Paix*, Präsident des Staatsrathes, und mit der Zeit auch des Parlaments, und überhaupt in allen bürgerlichen Staats- und Justizsachen erster Minister; doch stand er dem Connetable im Range nach.

Neben den in hohem Ansehen stehenden und der bedeutendsten Ämter und Würden fähigen Advocaten ist der untergeordneten Procuratoren und der *Notaires* zu gedenken. Jene bildeten sich aus dem Stande der Schreiber, welche als gelehrte Empiriker nach und nach sich eine advocatorische Praxis zweiten Ranges verschafften, durch Bestimmungen darin befestigt und als eine eigene Classe von Rechtsbeständen organisiert wurden. Sie nannten sich auch wol *Procureurs généraux*, weil sie innerhalb ihrer Sphäre alle Arten von gerichtlichen Anwaltschaften übernahmen. — Das Notariat gründete sein Ansehen schon auf eine Bestimmung Philipps des Schönen, welcher die Ernennung von Notaren 1291 für eine Prerogative der Krone erklärte und 1304 die erste Notariatsordnung erließ. Die Könige ernannten seitdem für jede *Sénéchaussée* und jeden *Bailliage*, sowie für die pariser *Prévôté*, eine Anzahl von Notaren; Karl VIII. ließ jedoch seit 1493 die Notariatsstellen verpachten. Die Notare der pariser *Prévôté* nannten sich (von dem Siege der letztern) *Notaires du Chatelet* und bildeten eine eigene, mit besondern Privilegien und Rechten versehene, Corporation, die *Confrérie des Notaires de Paris*. Derselbe gründete sich besonders auf die sogenannte *constitution* Philipps von 1317. Die actes der Notare hatten, wenn sie mit dem *Sigillum authenticum* versehen waren, Beweiskraft; sie begogen sich auf Gegenstände der freiwilligen Gerichtsbarkeit und wurden im Namen des Königs ausgefertigt. Die *Notaires du Chatelet* konnten solche actes im ganzen Königreiche aufnehmen. Franz I. trennte 1543 die Tabellarien von den Notaren, jene sollten die von diesen ausgefertigten actes aufbewahren. Heinrich III. bestellte 1575 statt der Tabellarien zwei *Garde-notes* und errichtete 1581 Controlämter für die bedeutendsten Notariatsacte. — Eine eigenthümliche Prerogative des französischen Notariats ist zu Folge der Ordonnanz vom Willers-Gotterets von 1539 die, daß die Acte desselben gleich rechtskräftigen Urtheilen im ganzen Königreiche vollziehbar sind.

X. Gesetz. d. W. u. R. Erst Section. XLVIII.

Die Gesetzgebung anfangend, so bestand sie im fernern Verlaufe dieser Periode zum größeren Theile aus Edicten über einzelne, der Entscheidung bedürftige Punkte, deren im Strudel der politischen Ereignisse eine große Menge ausliefen. Überhaupt aber waren die Könige unermüdetlich im Gesezgeben; jede neue Richtung ihrer Willkür wurde zu einem Geseze benutzt. Philipp der Schöne erließ 354 Ordonnanz, durch die er sich zum Gebieter über das öffentliche, wie über das Privatleben aufwarf. Ein besonderer beliebter Gegenstand der königlichen Gesetzgebung war die Ausbreitung des fiscalischen Princips und die Vermehrung der Regalien. Mehrere Verordnungen bestrafen die Errichtung von Ämtern. — Philipp der Schöne erließ 1302 ein Edict pour la réformation du royaume, welches beweist, wie sehr die Baillis, Seneschaur und Prevôts die von Ludwig dem Heiligen zur Verhinderung des Amtsmissbrauchs getroffenen Bestimmungen bereits vergessen hatten. Viele seiner Edicte und der seiner Nachfolger erinnern an die Hauptgrundzüge der Regierung und Justizpflege, welche schon Ludwig der Heilige eingeschärft hatte. Im Ganzen betrachtet, umfaßt die Gesetzgebung mehr und mehr alle Zweige der Regierung, Verwaltung und Justiz, sowie die Organisation der dahin gehörenden Behörden; auch trifft sie staatsgrundgesetzliche Bestimmungen, z. B. über die Unveräußerlichkeit der Krongüter, über den Zeitpunkt der Volljährigkeit des Königs (14 Jahre, Edict von 1374), über ständische Rechte u. s. w. Die meisten organischen Geseze wiederholen mehr den Inhalt früherer Geseze in einer zeitgemäßen Umgestaltung, als daß sie neue Grundzüge und Einrichtungen trügen. Die Proceßordnung von 1453 (sur la réformation de la justice) läßt den Entwicklungsgang des Proceßes seit dem Edicte Philipps des Schönen von 1302 erkennen, und wurde andererseits die Grundlage der ferneren gesetzlichen Organisation der Justiz. Karl VIII. erließ unterm 11. Juli 1493 eine Geschäftsordnung für das Parlament (sur le devoir et le pouvoir du Parlement) und ebendamals ein Edict sur la jurisdiction des Baillis. Ludwig XII. erweiterte diese Bestimmungen durch Verordnungen von 1498 und 1499. Franz I. erließ die berühmte, noch jetzt auf der Insel Martinique geltende, Ordonnanz de Villers-Cotterets von 1539, eine Proceßordnung, welche die Grundlage der wichtigsten processualischen Geseze in der folgenden Periode wurde. Von demselben Jahre ist seine Ordonnanz sur la jurisdiction du Grand conseil. Unter Karl IX. nahmen sich die vom Kanzler l'Hopital verfaßten Ordonnanz von Orleans (1560), von Roussillon (1563) und das Edict von Moulins (1566) wiederholt einer allgemeinen Organisation der Justiz und Verwaltung an; auch die Ordonnanz von Blois von 1579 gehört hierher. — Weitem weniger that die Gesetzgebung für das materielle Recht; wol aber erstreckte sich die legislatorische Thätigkeit der Könige auf die Redaction und förmliche Sanction des Gewohnheitsrechts (der Stadt- und Landrechte, coutumes). Wie den Staatsorganismus durch unumschränkte Geseze und Institutionen, so wollte das Königthum auch den historischen Rechtszustand beherrschen, indem es ihn durch legislatori-

sche Sanction unter seine Auctorität subsumirte. Dieser Gesichtspunkt trat besonders mit dem neuen Aufschwunge hervor, den die Monarchie seit der Ueberwindung der Engländer unter Karl VII. nahm. Im Art. 125 der Ord. pour la reformation de la justice befahl dieser die Retraction der coutumes, usages et styles de tous les pays du royaume; diese Retraction sollte sodann dem Grand conseil und dem Parlament zur Prüfung vorgelegt und demnachst als Gesetz publicirt werden. Die Ausführung dieses Planes wurde jedoch erst unter Karl VIII. begonnen. Von dieser Zeit an wurden eine Menge Coutumes einzelner Städte und Provinzen, darunter die berühmte Coutume von Paris (1510), unter Leitung königlicher Commissarien und mit Zuziehung der Notabeln der drei Stände, sowie der Justizbeamten, der Advocaten und anderer Rechtsgelahrten revidirt, revidirt und promulgirt, so daß sie nunmehr als geschriebenes Recht galten. Dies geschah hier und da auch in den pays du droit écrit.

Zu Gesetzen von allgemeinerer Bedeutung gaben auch die kirchlichen Verhältnisse und die Verwickelungen zwischen Katholiken und Protestanten Veranlassung. In ersterer Hinsicht erließ Karl VII. eine neue *Sanctio pragmatica* zu Bourges 1438, welche mit dem Clerus, den weltlichen Großen und andern Auctoritäten berathen war und im folgenden Jahre vom pariser Parlament bestätigt wurde. Sie richtete sich gegen die neuen Annahmen der Päpste im Betreff der Wahl der Bischöfe und Prälaten, steuerte dem Streben des römischen Hofes, die geistlichen Beneficien sich nutzbar zu machen, und sanctionirte den Beschluß des baseler Conciliums, nach welchem die Auctorität der allgemeinen Concilien über der des Papstes stehen sollte. Ferner schaffte sie die sogenannten *gratiae expectativae* ab. Diese *Sanctio pragmatica* wollte Ludwig XI., durch Pius II. (Aeneas Sylvius) dazu berecht, wieder aufheben; das Parlament weigerte indeß die Einregistrierung seines desfallsigen Ertrags. Gleichwohl hatte es der Papst dahin zu bringen gewußt, daß die *Sanctio pragmatica* nicht mehr beachtet werde, oder ihre Gültigkeit blieb wenigstens zweifelhaft; denn unter Karl's VIII. Regierung beschwerten sich die Reichsfürsten zu Tours (1483) über eine solche Vernachlässigung derselben, und der Generalprocurator Johannes de St. Romano hob dabei unter Anderem hervor, wie seit drei Jahren 340,000 Kronen für Bisthümer und zwei Millionen Kronen für andere Beneficien aus Frankreich nach Rom gewandert seien, indem die französischen Unterthanen sich beim Papste um geistliche Ämter bewürben. Erst 1498 wurde die Befolgung der *Sanctio pragmatica* wieder vorgeschrieben. Endlich hob Franz I. sie 1515 auf. Betrieben Leo's X. ganz wieder auf, indem er statt dessen ein Concordat mit dem Papste schloß, tröst dessen der König die Ernennung der Bischöfe und Äbte, der Papst aber die Annalen von den großen Beneficien, d. h. die Einkünfte des ersten Jahres nach ihrer Ertheilung, erhielt. Das Parlament mußte zur Einregistrierung dieses, das Wahlrecht der gallicanischen Kirche vernichtenden, Concordats gezwungen werden; nicht weniger Widerstand

fand es bei der höheren Geistlichkeit und bei der pariser Universität. Man mußte sich indeß begnügen, die noch übrigen Freiheiten der gallicanischen Kirche mit desto größerer Eiferlucht zu bewachen, und so kam es dahin, daß die *Sanctio pragmatica* gewissermaßen neben dem Concordate, soweit sie sich mit demselben vereinigen ließ, fortbestand. Die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums wurden in Frankreich nicht publicirt, weil sie mit den Rechten der dortigen Kirche nicht vereinbar erschienen. — Die auf Anlaß der religiösen Wirren unter Karl IX. erlassenen Edicte betrafen die Frage, ob den Hugonotten freie Religionsübung zu gestatten (ist, oder nicht, und gingen aus blutigen Conflicten hervor. Zuerst gewährte das Edict vom Juli 1561 den Hugonotten Amnestie und verbot beiden Religionsparteien alle Spottreden gegen einander, den Hugonotten aber alle Zusammenrottirungen, Verbindungen und sonstigen Unternehmungen, welche das Ansehen einer Ligue haben könnten. Sodann gewährte das Edict vom Januar 1562 den Hugonotten freie Übung des Gottesdienstes in den Vorstädten und an ähnlichen Orten, beschloß ihnen aber die Rüäumung der den Katholiken abgetragenen Kirchen. Diese Verordnung wurde durch das Edict de l'Amboise von 1563 erneuert und hinsichtlich der Orte, wo die Hugonotten ihren Gottesdienst halten durften, näher bestimmt; das Edict de Roussillon schränkte indeß die den Hugonotten gemachten Zugeständnisse wieder ein. Diese Edicte befriedigten die Hugonotten ebensowenig, als sie die Gegenseite auslöschten. Der Krieg zwischen beiden dauerte fort und wurde nur auf kurze Zeit durch verschiedene Friedensschlüsse unterbrochen, in denen ihnen außer einigen festen Plätzen auch völlige Religionsfreiheit und die *chambres miparties* im Parlament eingeräumt wurden. Dies geschah durch das *Pacificationseidict* vom 16. Mai 1576. Das Edict de Nemours von 1585 entzog ihnen aber alle diese Vortheile wieder, und das in der Ständeverammlung zu Blois von 1588 als Staatsgrundgesetz beschlossene Unionseidict stellte fest, daß nur Eine Religion im Reiche sein dürfe.

Die allgemeine Rechtsbasis bildeten nach wie vor das römische Recht und das nach localen Gesichtspunkten sich fortentwickelnde Gewohnheitsrecht. In dem letztern machte das germanische Element den Grundcharakter aus, wodurch die verschiedenen Localrechte unter einander verwandt blieben. Bis zur Mitte des 13. Jahrh. erhielt dieses Gewohnheitsrecht sich im Ganzen noch frei von dem Einflusse des römischen Rechts. Eine wichtige Erkenntnisquelle desselben aus dieser Zeit sind unter Anderen die *Assises* de Jerusalem, nämlich Rechtsbücher von verschiedenen Verfassern über das aus dem Decidente in die zu Folge der Kreuzzüge entstandenen königreiche Jerusalem und Cypern übergegangene und in den dortigen Äffsen der cour des Barons und der cour des Bourgeois festgestellte, größtentheils französische Gewohnheitsrecht¹⁶⁾. Aus der Mitte des 13. Jahrh. gehört die unter dem Na-

16) Erst die Ausgabe von Bouquet (1841 und 1842) hat näheren Aufschluß über die *Assises* de Jerusalem gegeben.

men Codex legum Normannicarum vorkommende und als grand coutumier der Normandie bekannt gewordene Compilation normannischer Gesetze und Gewohnheiten hiesher, wie denn überhaupt diese Zeit eine Anzahl von Rechtsbüchern, Coutumiers, für einzelne Provinzen und dergl. lieferte. Die unter Ludwig dem Heiligen sich entscheidende begriffliche Autorität des römischen Rechts hatte eine Verschmelzung des Gewohnheitsrechts mit dem römischen Rechte zur Folge, vermöge deren der Unterschied beider Rechte aus dem Bewußtsein der Juristen verschwand. Indem sie in ihren literarischen Leistungen das wirklich geltende Gewohnheitsrecht rein objectiv wieder zu geben glaubten, lieferten sie doch nur subjective Bearbeitungen desselben, weil die römische Doctrin je nach dem Gesichtspunkte eines Jeden bestimmend und bildend dabei einwirkte. Ihre Werke sind daher mehr Rechtsbücher, als eigentliche coutumes (Land-, Dorf- und Stadtrechte), obgleich sie diesen letztern Titel führen. So namentlich die Werke von Pierre des Fontaines und Beaumanoir. Das wirklich im Volke geltende Recht förderten erst die Gerichte durch die preuves par turbes zu Tage; diese wurden eine Haupterkenntnisquelle des Gewohnheitsrechts, aus welchem seit der Mitte des 14. Jahrh. die eigentlichen coutumes, meistens durch Sammlungen der Advocaten, hervorgegangen, wie sie denn überhaupt bis zu der Ordnung von 1453 überwiegend Sache des Privatlebens blieben. Dahin gehören z. B. der Grand Coutumier de Charles VI., die coutumes notoires du Chatelet und die Décisions von Jean Desmarets, auf welche sich später die für den Code civil wichtig gewordene Coutume de Paris (von 1510, zum zweiten Male revidirt 1580) gründete¹⁷⁾. Diese Abfassungen erstreckten sich, außer auf Richterprüche, auf die Rechtsgewohnheiten, Privilegien und Statutarrechte einzelner Städte und Provinzen. Sie hatten die Folge, daß nunmehr das römische Recht von dem coutumiairen Rechte wieder unterschieden und jedes für sich literarisch behandelt und gelehrt wurde¹⁸⁾, woraus sich auf Seiten des römischen Rechts bereits im letzten Jahrhunderte dieser Periode die Schule der französischen Romanisten entwickelte. Männer, wie Almaricus Buchartus (Amaury Boucard), Aymer. Rancornet (de Rancornet), Eguinarus Baro (gest. 1550), Lud. Miraeus, Jo. Corasius, Franc. Gonnarus (gest. 1550), Franc. Duarenus (gest. 1559), Jo. Lilius (Dutillet, gest. 1570), Franc. Balduinus (Baudouin, gest. 1573), Anton. Gontius (le Conte, gest. 1577), Jac. Bontimilius, Jac. Rabittus, Jo. Robertus, Paraulphus Pratejus, Lud. Russardus, Fr. Potomannus (gest. 1590), Lud. Charondas (le Garon, gest. 1617), Barn. Brissonius (gest. 1591), die fratres Pithoei (Pithou, Petrus, gest. 1596, und Franc., gest. 1621), Petr. Huber (du Faur, gest. 1600), Ant. Huber (Jovre, Sebastaus, gest. 1624), Guil. Maranus (gest. 1621), Dion. Gothofredus (gest. 1622), Petr. ab Area Rauboye, Jean. a Gossa (Jean de la Gosse,

gest. 1637), Edm. Meritius (gest. 1647), Car. Annib. Fabrotus (gest. 1659), und vor Allen Jac. Gujaicus (Gujae, geb. 1522, gest. 1590) und sein Gegner Hugo Donnellus (Doneau, geb. 1527, gest. 1591), jener durch historisch dogmatischen Scharfsinn und philologische Thätigkeit, dieser durch philosophische Gewandtheit und seine Dialektik ausgezeichnet, machten diese Juristenschule zur ersten ihrer Zeit; in der folgenden Periode zeichnete sich besonders Jac. Gothofredus (Gothfrei, Sohn des Dion. G., gest. 1652) aus. — Indessen mußte das coutumiaire Recht schon früh zu der Überzeugung kommen, daß es ohne die Hilfe des römischen Rechts nicht mit den Rechtsbedürfnissen der Zeit fortschreiten könne, sowie andererseits das römische Recht fortfuhr, sich auf das Landrecht einzulassen, wie z. B. in den Institutionen von Johann. Huber. Aus dieser mit dem bewußten Unterschiede des römischen und des coutumiairen Rechts sich bildenden Vermittelung beider Rechte entstand eine neue Doctrin, welche das Beamtenthum zu ihrer Sphäre hatte, und wegen der Aufgabe desselben, das Königthum zur Allgemeinheit und Einheit zu erheben, sich vorzugsweise auf das Staatsrecht, das Strafrecht (welches sich überhaupt nur auf Doctrin und Praxis und nie auf eine eigene Gesetzgebung gründete) und den Proceß bezog, während das Privatrecht dem römischen oder dem eigentlich coutumiairen Rechte überlassen blieb. In dieser neuen Doctrin gibt sich erst das eigentlich französische Recht, das droit commun¹⁹⁾, zu erkennen. In den literarischen Leistungen auf diesem Gebiete gehören aus der früheren Zeit besonders der Stylus Curiae Parlamenti Franciae von dem Advocaten Wilhelm Dubreuil (de Drolois), ein um 1330 verfaßtes Werk, welches sogar gesetzliches Ansehen erlangte und in dieser Qualität z. B. von Karl VII. in Bezug genommen wurde — ferner die Somme rurale von Jean Bouteillier, verfaßt gegen 1400. Eine regere literarische Thätigkeit auf diesem Gebiete entwickelte sich erst seit dem 16. Jahrh., wozu die Regänslung, welche Franz I., der Vater der Wissenschaften, dem Rechtsstudium angedeihen ließ, gewiß nicht wenig beitrug. Die Theorie bemächtigte sich nun der Cardinalfragen aus dem Gebiete der Monarchie, wie der Hierarchie, wozu die Reformation und die in Folge derselben entstandenen politischen Entwicklungen reichlich anregten. Eine wissenschaftliche Freiheit in der tiefen Bedeutung des Wortes, eine Erhebung der Rechtswissenschaft aus den Banden der gegebenen Verhältnisse darf freilich hier noch nicht gesucht werden; über den Horizont des Gegebenen kam die Theorie nicht hinaus; dafür beherrschte sie innerhalb desselben das Chaos der verschiedenen Interessen mit einer Gewandtheit und Unmittelbarkeit, durch welche sie ohne Weiteres praktisch wurde und die Bedeutung eines eigenen nationalen Elements in der Geschichte jener Zeit erlangt hat. Das Königthum war thatsächlich das Centrum und der Schwerpunkt des gesammten Staatslebens; daraus folgte für die Theorie — nicht etwa eine kritische Sichtung dieser Thatsache — sondern eine Durchleuchtung aller Beziehungen

17) Sie wurde mehrmals Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitungen, am frühesten in Dumoulin (Carolina Malineus), Consuet. Paris. urbis, 1575. 18) Stein a. a. O. S. 459 fg.

19) Dieser Begriff war übrigens streitig, wozon später.

gen, eine Verfolgung aller Consequenzen derselben, welche das monarchische Princip zum unweiselhaften Vermittler aller Widerprüche im Staatsleben, zum Maßstabe aller Bewegungen desselben machte. Die juristischen Theorien dieser Zeit haben in der That an der Vollendung des französischen Absolutismus mit gearbeitet. So sagt Bodin (geb. 1530, gest. 1590) in seinem Werke de republica libri 6 (cap. 8. de jure majestatis): *Majestas est summa in cives ac subditos legibusque soluta potestas; nec majore potestate, nec legibus ullis, nec tempore definitur.* Indessen mußte die Reformation notwendig schon einen kritischen Geist wecken. Von ihr wurde besonders der Parlamentsadvocat Dunois (geb. 1500, gest. 1566) angeregt, der im J. 1552 einen *commentaire sur l'édit des Petites Ventes* zum größten Argerniß für die päpstliche Partei und die theologische Facultät schrieb. Er mußte Frankreich verlassen, fand aber in Teutschland eine bereitwillige Aufnahme. Auch seine Bearbeitung der *Coutume de Paris* zeugte von einer kritischen Auscheidung des Principiellen aus dem Thatgeschlichen, und war eine der Vorarbeiten, die dem spätern Code civil zu Gute kamen. Nachst ihm zeichneten sich unter den französischen Juristen dieser Periode aus: Guibo Gosuillé (geb. 1523), Verfasser der *Mémoires pour la reformation de l'état ecclésiastique* und zweier *Traicés de la liberté de l'Eglise de France* und anderer Schriften; — Stephanus Pasquier (Paschasius, geb. 1528), Verfasser der *recherches de la France* und verdient um französische Rechtsalterthümer; — Antonius Toislet (geb. 1536), Verfasser des *dialogue des avocats de Paris, der règles du droit français, der mémoires de Beauvais* und der *institutes coutumières*; — Renardus Chopin (geb. 1537), Verfasser der *Politia sacra* und des *Monasticon*; — die Angehörigen der Familie von Thou (Thuan), die der Familie von Harlay u. s. w. Weisend waren diese Juristen tüchtige Praktiker und Redner, berühmte Advocaten oder hochgestellte Beamte und Parlamentsmitglieder. Unter den Romanisten wandten J. B. die frateres Pitheois (beide Parlamentskämmerer) — Peter Pitheois kämpfte vor Allen für die Thronfolge Heinrich's IV.) und So. Ailius aus dem französischen Rechte ihre Thätigkeit auf; Legatier schrieb de l'état des affaires de France; — l'insitution du Prince chrétien à ses enfans; — pour la minorité du Roy François II. etc. — Ausgezeichnet als Rechtsgelehrter, wie als Staatsmann und Gesetzgeber, war der Kanzler Hospital unter Karl IX. (geb. 1503, gest. 1573). Seine Verdienste sind um so mehr anzuerkennen, als er sich unter den schwierigsten Verhältnissen zu bewegen hatte.

Neben der Literatur wurden die arrêts der Tribunale zu einem wichtigen Mittel für die Fortbildung des französischen Rechtes (die jurisprudence des arrêts im Gegenätze der jurispr. des auteurs). Das Parlament als oberster Justizhof für alle Gerichte des Landes, gab den Bewegungen auf diesem Gebiete Richtung und Uebersicht. Auch der maximes (Rechtsprüchwörter) und hinsichtlich des öffentlichen Rechtes der etiquette (im

ehemaligen ausgebehntern Sinne des Wortes) ist für das französische Gewohnheitsrecht Erwähnung zu thun.

Zum Abschlusse dieses Abschnittes und zum Übergange in die folgende Periode dürfte hier an die obige Behauptung, daß das Königthum am Ende dieser Periode seiner innern Hoheit wegen eine wichtige Krisis zu bestehen gehabt habe, wieder anzuknüpfen sein.

In einer Zeit, der es an einem tiefen und allgemeinen, sich selbst klaren Anhalte fehlte, mußte diejenige Form die höchste Auctorität in sich enthalten, welche weit genug zugeschnitten war, um alle übrigen Formen in sich aufzuheben, elastisch genug, um jezt dem Angriffe nachzugeben, alsbald aber ihn desto weiter zurückzuschellen. Diese Form hatte das Königthum — auf historischem Wege sich angeeignet, und sie genügte ihm vollkommen, um sich mehr und mehr als die Eine, das gesammte Staats- und Volksteben bewältigende Macht auszubilden. Ganz anders — aber mußte es mit dem letzten aussehn. Jeder an dem Königthume abprallende Angriff wirkte verberblich auf die Nation selbst zurück; um aber diesen Schaden auszugleichen, gab es kein anderes Mittel, als den Angriff fort und fort zu wiederholen. Recht und Erbnung befanden sich daher in einem Zustande fieberhafter Aufregung, sofern sie eben nur sich selbst erlassen und nicht in apathischer Passivität (einer Unmöglichkeit für den französischen Volkarakter) verharren wollten. Auf eine solche Passivität mußte aber das Königthum seiner historischen Auctorität und Organisation zufolge fortwährend hinarbeiten; und da es wenigstens die Macht hatte, jede neue Reaction in sich zurückzudrängen, so waren die Erfolge derselben stets auf seiner Seite. Am Unmittelbarsten kam diese falsche Stellung der Nation zu dem Königthume in den mannichfachen Conflicten zwischen dem letztern und den Reichständen und Parlamenten zur Erscheinung — Conflicten, in denen die Nation immer von Neuem nach der ersten Bedingung ihrer moralischen und politischen Existenz, nach der festen Form und Gewähr dafür rang; mittelbar dagegen in jenen demokratischen Ausartungen, Parteienungen und Bürgerkriegen, in denen das Volk sich einer Freiheit bewußt zu werden suchte, die ganz das entgegengesetzte Extrem zu dem schmachlichen Drucke des Königthums war, ohne sich jedoch auf die Dauer dieselbe positive Haltung geben zu können. Die Macht, welche dem Königthume das Gleichgewicht hätte halten können, verlor vielmehr auf diesem Wege das eigene und löste sich in eine Anzahl einzelner Dämonen auf, die sich, von dem Prinzen von Gebülte herunter bis zu den untersten Volkselementen in allen Gestaltungen des Hasses und der Selbstsucht unter einander verfolgten. Besonders das erste Jahrhundert der Valois ist reich an Erscheinungen dieser Art, die keineswegs blos auf Rechnung der fortbauenden Kriege mit den Engländern zu schreiben sind, sondern die ihren tiefen Grund in der Verfassunglosigkeit aller nationalen Mächte hatten, deren Verwirrung unter einander freilich zu keiner Zeit größer sein konnte, als da, wo es zugleich die Abwehr eines auswärtigen Feindes galt. Zu andern Zeiten tiefen die Parteienungen der Großen auswärtige Feinde ins Land,

um die Ausföhnung der Nation mit sich selbst und mit dem Königthume nur immer weiter hinauszuführen, und die Aufgabe, welche dabei zu lösen gewesen sein würde, immer verwickelter zu machen. Inzwischen gestalteten sich die Fortschritte des Königthums nach einer Methode, welche diese Verwickelungen, nicht zu brechen, sie hervorzurufen zu haben, continuirlich vermehrte. Bald die Rolle einer Partei im Kampfe der Parteien spielend, bald wieder über alle Parteien mit erdrückender Macht sich herwerfend, bald endlich die Nation in auswärtige Kriege und Eroberungen verwickelnd, die keinen höhern Zweck, als die dynastischen Interessen der Könige hatten, übte das Königthum seine Macht in allen Pfafen ein und gelangte dahin, sie spielend auf eben dem Gebiete umher zu tummeln, welches von Gott und Rechtswegen der Nation zur Cultivirung ihrer bürgerlichen Interessen gehörte. Wurde es dann bei diesem frevelhaften Spiele von einem lauernden Feinde überrascht, so mußten Mord und andere Grauel ausbrechen, um die Enschlie zu lösen, in die es sich in seinem Uebermuth verlaufen hatte. Dieses Spiel der Könige bestand unter Anderem darin, daß sie sich unter eine Herrschaft schmiegen, die sie als ihr particuläres Selbst aus sich herausstrebten, um ihre unumschränkte Macht selbstständig darin anzuknauern. Es ist nicht nöthig, des Glanzes aufblühender zu gedenken, welches diese Herrschaft der Pfälze und Maitresses (der letztern seit Diana von Poitiers unter Heinrich II.) über Frankreich gebracht hat. Ebenso wird es nur der Erwähnung bedürfen, daß der heilige Ernst der Justiz unter einem solchen Königthume zum Spotte werden mußte, und daß ihm selbst der gute Wille einzelner Könige vor der allgemeinen Mißere nicht auf die Dauer sichern konnte. Einer nähern Betrachtung bedarf dagegen die Zerrüttung der Finanzen und des allgemeinen Wohlstandes, die schon in dieser Periode eine Folge der absoluten Herrschaft war, und später hauptsächlich mit zum Verderben des Königthums ausschlug. Das Recht des Königs, die allgemeinen Steuern ohne ständliche Bewilligung zu erheben, wurde mit rückstichtloser Willkür geübt, das Recht der Stände, die Subsidien zu bewilligen, eigenmächtig umgangen, eine Menge indirecter Abgaben, die den Verkehr von Grund aus lähmten, wurde erfunden und so eine Steuerlast auf das Volk gewälzt, deren Maßlosigkeit mit der Ungerechtigkeit wetteiferte. Dazu kam schon unter Franz I. das Institut der Generalpäpster (sündlich rückstichtlich der drückenden Salzsteuer, gabelle), welche durch ihre ganze Stellung darauf angewiesen waren, das Volk zu drücken, um ihre Rechnung zu finden. Karl von Valois erpreßte durch ein ungeheures Steuersystem und durch Schenkungen der Juden die Kosten der Krönung seines Vaters Ludwig X. (1314). Da das Volk sich über diesen Druck beklagte, so ließ Karl den Großfinanzier Margay hängen. Unter der Regentchaft Ludwigs von Anjou (um 1380) riefen die drückenden Auflagen einen Volksaufstand in mehrern Gegenden des Königreichs hervor, von welchem man erzählt, er sei in Paris durch das Gefchrei einer Kräuterbändlerin veranlaßt, die ein Steuerbeamter genöthigt habe, den Zoll für ein wenig Wasserkrasse zu erlegen. Dennoch steigerte

Ludwig XI. die Auflagen und Beschränkungen von Neuem, und so ging es bis auf Heinrich IV. fort, ohne daß diese schmachvolle Bedrückung des Volkes durch etwas Tröstliches, als durch die Verschwendung und durch unglückliche Kriege der Könige, namentlich Franz I., geboten worden wäre. Letzterer erfand eine Anzahl neuer drückender Finanzquellen, und trieb den Handel mit Ämtern ins Große; seine Nachfolger suchten ihn darin zu überbieten. Die Verwirrung der Finanzen unter Karl IX. konnte für unheilbar gelten, wenn nicht das Königthum von Grund aus ein anderes wurde. Es hatte Volk und Staat in eine Lage versetzt, in welcher jenes seine innerste Kraft daran wenden mußte, um die äußerste Mißere des letztern abzuwenden.

Das erweiterte Verhältniß zwischen dem Königthume und der Nation, oder genauer zwischen dem Königthume, der Aristokratie und dem Volke, mußte nun eine grundlegende Veränderung erleiden, sobald eine neue Idee von allgemeiner Bebrutung sich der Geister bemächtigte, um mit der Macht einer substantiellen Innerlichkeit die verjährten Bannkreise ihrer bisherigen Bewegungen zu durchbrechen. Dies geschah durch die Reformation, die auch in Frankreich ein neues Stück Weltgeschichte zur Aufzählung brachte, wenigstens nicht in dem Umfange und mit der nachhaltigen Wirkung, wie in Deutschland. Mit ihr muß auch in der Staats- und Rechtsgeschichte Frankreich ein Abschnitt gemacht werden, indem sie die innere Hohlheit und Nichtigkeit des bisherigen Königthums enthüllte und demselben die Nothwendigkeit einverleibte, sich in seiner tiefen Idee zu erfassen — jenes am Ende der gegenwärtigen, dieses im Anfange der nächsten Periode. In der Action und Reaction, welche die Reformation hervorrief und mit der Macht einer innersten Angelegenheit des Bewußtseins beherrschte, mußte die königliche Auctorität ihre bisherige Centralität einbüßen; die Geschichte hörte auf, sich um das Königthum zu drehen und somit von diesem beherrscht zu werden; war aber dem letztern diese historische Auctorität, durch die es sich als die Eine Gewalt inmitten aller Einzelgewalten bisher behauptet hatte, ein Ral entrisen worden, so mußte es selbst zum bloßen Momente in der neuen Bewegung werden, deren innerster Sinn grade darin bestand, die historische Auctorität in ihre logische Idee aufzulösen. Einer solchen Idee war aber das Königthum sich überall noch nicht bewußt geworden; erst durch die Reformation sollte ihm dieselbe vermittelt werden, und dieser Vermittelungsproceß war nicht möglich, ohne daß es der Dinnmacht seiner bisherigen Bedingungen thatsächlich inne wurde. Allerdings übte die Reformation diese Wirkung auf das Königthum nicht unmittelbar, ja die Auflösung des historischen Königthums ging im Einzelnen hauptsächlich vom Katholicismus selbst aus; aber der letztere wirkte dabei in der That nur als Mittel und im Geiste der Reformation, welche sich begnügte, das Königthum aus seiner historischen Stellung im Mittelpunkt aller Dinge herauszubringen und dadurch plöglich allen den Angriffen wehrlos bloßzustellen, denen es bisher getroßt hatte.

Durch die Reformation wurde Frankreich in zwei

Parteien getheilt, welche jede ihren obersten Haltpunkt in der Religion suchte, deren gemeinsame Einheit aber erst in einer Reihe von Bürgerkriegen herausgerungen werden sollte. Die unentschiedene und schwankende Politik, welche Karl IX. und Heinrich III. oder statt ihrer Katharina von Medicis in diesem Handel befolgten, beweist, wie völlig ratlos das Königthum seiner bisherigen Entwicklung zufolge war, sobald die Geschichte eine große Wece in sich aufnahm. Hätte indessen Karl IX. noch eine selbständigere Haltung zu beobachten vermocht, die aber notwithstanding schon ganz und gar auf solchen unnatürlichen Bedingungen, wie Hinterlist und Grausamkeit, beruhte, so wurde dagegen in Heinrich III. die ganze Zämmerseligkeit des Königthums offenbart. Die Vortheile, welche die Hugenotten unter Karl IX. erlangt hatten, riefen unter Heinrich III. 1576 die katholische Ligue hervor, deren Häupter, die Guisen, nebst der Vertilgung der Hugenotten auch die Enthronung der regierenden Königsfamilie im Sinne hatten, und beide Zwecke durch das Princip des Katholicismus aufs Engste unter einander zu verbinden wußten. Dies hatte für den König zur Folge, daß er in jeder Lage, die er möglicher Weise wohnen konnte, sich verathen sehen mußte, mochte er nun den Hugenotten sich zuwenden, oder auch nur eine neutrale Stelle zwischen beiden Parteien einnehmen, in welchem Falle er den Nationalismus des größten Theils der Bevölkerung und der unter den religiösen Wirren mächtig gewordenen Geistlichkeit gegen sich heraus beschwor, oder mochte er sich der Ligue anschließen, wodurch er sich seinen politischen Feinden selbst in die Hände lieferte. Aber auch die Hugenotten waren ganz genügt, das Königthum fallen zu lassen, da sie bereits Grund genug hatten, demselben zu mißtrauen. Heinrich stand bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Nachdem er Anfangs Gewissensfreiheit gegeben hatte, schlug er sich zu der selbstem entstandenen und durch den Beitritt des Papstes und des Königs von Spanien mächtig gewordenen Ligue, welche sich den Anschein gab, als wolle sie die königliche Auctorität nicht weniger als die katholische Religion aufrecht erhalten. Da er bald merkte, wie wenig es der Ligue mit dem Ersten Ernst war, so suchte er sich dadurch in Credit zu bringen, daß er einen Orden aus 100 Rittern der papistischen Partei stiftete und vor dem Volke den strenggläubigen Katholiken spielte. Auf dem Reichstage zu Blois 1577, wo die Partei der Ligueisten herrschte, war ein neuer Krieg gegen die Hugenotten beschlossen worden, der aber nur bis 1580 dauerte. Heinrich benutzte den nun folgenden Zustand der Ruhe, um die Hugenotten, denen er freie Religionsübung gestattet, an sich zu ziehen und dadurch die Übermacht der Ligue zu schwächen. Nebenbei empörte er das Volk durch Missethathen und schändliche Auflagen. Als bald erhob die Ligue von Neuem ihr Haupt, und zwar dies Mal mit offener Feindschaft gegen den König. Im J. 1584 beschloß sie auf einer Versammlung zu Joinville, welcher auch die Gesandten des Königs von Spanien beizuwohnen, daß im Falle des kinderlosen Absterbens des Königs der Cardinal von Bourbon succediren, alle legitimen Prinzen aber von der Thronfolge ausgeschlossen

sein sollten. Nach dem inzwischen erfolgten Tode des Herzogs Franz von Anjou, Bruders des Königs, war nämlich der König Heinrich von Navarra, das Haupt der Protestanten, der nächste Thronerbe. Im J. 1585 sah Heinrich III. sich zu dem Edicte von Nemours genöthigt (s. oben). In Folge dessen entbrannte ein neuer Vernichtungskrieg gegen die Hugenotten, in welchem die Guisen und ein zweites Bündniß, die pariser Ligue des Seize (sogenannt von 16 Stadtquartieren) zugleich an der Vernichtung des Königthums arbeiteten. Nicht mehr das letztere, sondern die Ligue schrieb Frankreich Gesetz vor. Heinrich mußte sich abwärts auf ihre Seite schlagen, um dem völligen Verderben zu entgehen, obgleich auf der andern Seite der König von Navarra, der Prinz Condé und einige mißvergnügte katholische Große sich vereinigt hatten, um, wie es schien, das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Heinrich mußte sich auf der Ständerversammlung zu Blois 1588 zu dem Unionsedicte (s. oben) bequemen und die Successionsfähigkeit aller legitimen Prinzen anerkennen. Auf dieser Ständerversammlung wurde Heinrich inne, zu welchem Schattenbilde den Ligueisten gegenüber sein Ansehen herabgesunken war. Er suchte den Knoten zu zerhacken, indem er den Herzog Heinrich von Guise und bald darauf auch das andere Haupt der Ligue, den Cardinal von Guise, ermorden ließ. Die Ligue, hierdurch zu rasender Wuth entflammt, richtete ein Blutbad unter den königlichen Gefangenen zu Toulouse an, ernannte den Herzog von Mayenne zum Lieutenant général de l'État Royal et de la Couronne de France, und ließ im Januar 1589 durch die Doctores der Sorbonne ein Decret aussprechen, welches alle Franzosen von dem dem Könige geleisteten Eide der Treue und des Gehorsams entband. Sie merzte die Parlamentsräthe aus, deren Widerspruch sie fürchtete, und besetzte die erledigten Stellen mit Männern ihrer Partei. Dieses Parlament ließ des Königs Bild an den Galgen hängen und darauf verbrennen. Pfaffen und Jesuiten schmähten ihn ohne Scheu; der Pöbel plünderte das königliche Schloß, das große Siegel des Königs wurde zerbrochen und der König verflucht. Heinrich warf sich dem Könige von Navarra in die Arme, gleichsam als habe das historische Königthum zu guter Letzt noch einen verzweifelten Versuch machen wollen, jenes ruhmloseste Moment in sich aufzunehmen, von welchem es allein Errettung vom Untergange hoffen konnte, und welches eben in dem Könige von Navarra (Heinrich IV.) später zur Erscheinung kam. Wie wenig freilich Heinrich III. hiervon eine Ahnung hatte, und mit welcher Ohnmacht er stets in den Widerspruch des Königthums mit sich selbst verwickelt blieb, geht daraus hervor, daß er bei seinem Übergange zu dem Könige von Navarra öffentlich bekannt machen ließ, daß dieses Bündniß der katholischen Religion durchaus nicht zum Nachtheile gereichen solle. In ihm hatte das historische Königthum sich bereits selbst gerichtet, als er am 1. Aug. 1589 bei der Belagerung von Paris von dem Dominikaner Jacobus Clements ermordet wurde. Seine und seines Bruders Karls IX. Regierung hatte, besonders in den Händen Katharina's von Medicis, das

System der Lüge, der Erpressung und der Entfittlichung auf die Spitze getrieben.

Dritte Periode.

Der Sturz des historischen Königthums ging nicht ohne eine heftige Erschütterung des gesammten Staats- und Rechtslebens von staten. Die Partei des Königs von Navarra, die Liganes der Seize, welche in Paris dominierte, die heilige Ligue, welche mit Jener in Spannung gerathen war, die Einmischung des Königs von Spanien und des Papstes, dessen Gewalt, Könige abzusetzen, durch Decrete der Sorbonne proclamirt wurde, die in Widerstreit mit einander gerathenen Parlamente, von denen z. B. das pariser jeden Versteht mit dem Könige von Navarra mit dem Tode bedrohte, und ein Edict des Herzogs von Mayenne, welches den Cardinal von Bourbon als Karl X. zum Könige erklärte, einregisirte, während die Parlamente von Chalons und Tours die Angriffe auf den König von Navarra für Majestätsverbrechen erklärten und die päpstlichen Legaten als Verbrecher wider die bürgerliche Ordnung verfolgten, oder ihre Bullen durch Henkerhand verbrennen ließen, wogegen wiederum das Parlament von Bordeaux wider Heinrich IV. noch Karl X. als König anerkannte — ferner die Pläne einiger Machthaber der katholischen Partei, das Reich unter sich zu theilen, und dazu der Fanatismus der Pfaffen und Mönche — alles dieses bewirkte von der obersten Spitze bis zur untersten hinab ein Schwanken der Grundsäulen aller Ordnung, in welchem die Auflösung des Königthums bis zur Auflösung des gesammten Staats- und Rechtsverbandes fortgehen zu wollen schien. Indessen war die herrschende katholische Partei, welche den letzten Wolsch dem Verderben geweiht hatte, nicht im Zweifel darüber, daß der Thron wieder besetzt werden müsse; nur äbnte sie nicht, daß dieser wichtige Act ihren Händen von einer höheren Macht entmunden werden sollte. Der Cardinal von Bourbon war in der Befangenheit des Königs von Navarra gestanden; die Ligue war daher auf eine neue Wahl bedacht. Philipp II. von Spanien, der in Verbindung mit dem Papste die Ligue beherrschte, gedachte seine Tochter auf den Thron von Frankreich zu erheben und ihr den Herzog von Guise, Neffen des Herzogs von Mayenne, zum Gemahl zu geben. Er und der päpstliche Legat besaßen im Januar 1593 die Etats généraux nach Paris, um die Königswahl von ihnen vornehmen zu lassen. Die spanische Partei setzte Alles daran, um das salische Geseß, welches den Planen Philipps entgegenstand, zu besiegeln. Was bereits das Recht Heinrichs IV., dem die Krone Frankreichs gebührte, um der Religion willen mit Füßen getreten, so stand zu hoffen, daß es gelingen werde, auch noch ein positives Grundgesetz der Monarchie niederzureißen. Niemand schien daher weniger Hoffnung auf den Thron zu haben, als der Bearnier. Glücklicherweise hatte der Herzog von Mayenne gleichfalls ein Interesse, die Aufrechterhaltung des salischen Gesetzes zu wünschen, denn der Plan Philipps II. stellte ihn eine Stufe niedriger, als er bisher gestanden hatte. Unter ihm hatte das pariser Parlament einen besondern

Charakter angenommen, als es in den Zeiten der ägsten Aufregung unter der Herrschaft der Seize gezeigt hatte. In einer Versammlung aller Kammern vom 29. Juni 1593 erklärte es das salische Geseß für unverticlich. Indessen war die Katholizität, in welcher sich die Reichsstände befanden, dadurch noch nicht gehoben. Es hatten sich verschiedene Parteien gebildet, von denen die spanische und die römische die ansehnlichsten waren. Staat und Gesellschaft befanden sich in einer zu kritischen Lage, als daß jenen Parteien gegenüber das sogenannte gute Recht eines Einzelnen allein als Leitstern bei der Wahl eines neuen Königs hätte geltend gemacht werden können. In ihm mußte vielmehr die Macht leben, die Nation innerlich mit sich zusammenzuschließen, um sie aus allen den Conflicten zu erlösen, an denen sie in Folge des abstracten Königthums litt, und mit denen sie ferner bedroht war. Aber eben diese Macht wohnte in dem Könige von Navarra; das Volk hatte sich dies nicht verhehlen können, so sehr es auch den Keger, auf dem der Mannschuß des Papstes ruhte, in ihm zu sehn genöthigt war. Dieses Bewußtsein, welchem das Recht Heinrichs auf die Krone secundirte, fand zunächst in einem kleinen Theile der zu Paris versammelten Reichsstände seinen Ausdruck, wurde von da ab selbst in der katbolischen Bevölkerung mächtig, überwand die gewaltigen Mächte, die aus den Trümmern des historischen Königthums eine neue Zwangsburg aufzubauen trachteten und die zum Theil sein eigenes anorganisches Selbst waren, und vollendete in der Thronerhebung Heinrichs IV. aus eigener Macht und Überzeugung ein Werk, welches der neue König im Geiste einer neuen Zeit angefangen hatte, und in welchem das Volk wie das Königthum sich ihre Einheit in der gemeinsamen Ider der Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe gaben.

Es ist bekannt genug, mit welchem segensreichen Erfolge Heinrich IV. in dem Geiste, den die Reformation geweckt hatte, regierte, ohne doch zugleich ein Reformator des positiven Organismus des bisherigen Königthums zu werden. In dieser Hinsicht standen ihm noch immer gewichtige historische Autoritäten gegenüber, denen er selbst rückwärts seines Glaubensbekenntnisses sich äußerlich hatte fügen müssen. Seine Aufgabe war nicht, der Schöpfer einer neuen Staats- und Rechtsverfassung zu werden — bis dahin hatte es die Geschichte noch nicht gebracht (und das war eben der Grund, weshalb auch diese neue Entwicklung der Dinge noch immer nicht zu sich selbst kam) — diese Aufgabe bestand vielmehr darin, das Staats- und Rechtsleben von seinen benegenden historischen Formen innerlich frei zu machen, damit es sich in seinen mannichfachen Verschlingungen nicht mehr im Harnische dieser Formen, sondern im Geiste der Eintracht und Gegenseitigkeit bewegen lerne. Und dieses war eben erst möglich geworden, seitdem der starre Druck des historischen Königthums von der geistigen und sittlichen Kraft der Nation gewichen war. Durch eine ebenso milde als fräftige Regierung wußte Heinrich alle Classen der Gesellschaft in Harmonie mit einander zu setzen, alle Functionen zu vergleichen, die Religionszwiespalte zu versch-

nen, kurz die Nation in Eins zusammenzufassen unter dem obersten Gesichtspunkte ihres Königtums. Er stellte das gleiche politische Gewicht derselben mit allen übrigen fest, nicht durch das Tögen nach einem hohlen, verderblichen Ruhme, sondern durch Mittel und Wege, welche darauf berechnet waren, der freien und friedlichen Entwicklung dieser Nation die Achtung des Auslandes zu verschaffen. Er regierte absolut, aber nicht als dynastischer Inhaber der Macht, sondern durch ihn der Geist der Zeit, der für den ersten Totalausbruch seiner innern Selbstvermittlung reif geworden war. Indem Heinrich IV. in diesem Sinne das Königtum zu seiner Idee verinnerlichte und diese Innerlichkeit in alle Gestaltungen des Volkslebens übergehen ließ, führte er zum ersten Male das Zeitalter der socialen Mächte darauf und mit ihnen das Glück und den Wohlstand seiner Nation. Von diesem Gesichtspunkte gingen seine positiven Anordnungen aus; sie hatten die Förderung des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und daneben eine vortheilhafte Ordnung des gesammten Staatshaushaltes nebst einer Verbesserung der Verwaltung in allen Zweigen, vor allen Dingen aber die Ausöhnung der in der Religionsverschiedenheit begründeten Konflikte zum Gegenstande. In diesem letzten Punkte erwies das neue Königtum sich erst wahrhaft als von der Idee getragen, indem es die beiden Prinzipie, welche die Nation seit der Reformation zum ersten Male in innerster Seele bewegt, jedoch zunächst in Kampf und Gräuel gestürzt hatten, zu friedlichen logischen Gegensätzen in sich vermittelte. Diese Ausöhnung des katholischen und protestantischen Princip vollbrachte Heinrich in formeller Hinsicht durch das Edict von Nantes (1598), welches den Protestanten freie Religionsübung zusicherte, sie den Katholiken in politischer und bürgerlicher Hinsicht gleichstellte und ihnen namentlich Sitz und Stimme im Parlamente neben den Katholiken gewährte. Es wurde von dem pariser Parlamente erst nach heftigen Debatten und hierauf auch von den übrigen Parlamenten verifizirt.

Man kann die Bedeutung dieser Epoche für die französische Rechtsgeschichte bezweifeln, wenn man die Fortbildung des Rechts allein in den Ruancrungen und Übergängen seiner abstracten Formen sucht, denn in dieser Hinsicht ereignete sich unter der Regierung Heinrich's IV. allerdings Nichts auf dem Rechtsgebiete. Fragt man aber nach dem concreten Rechtszustande und nach der Macht, mit welcher die Idee der Gerechtigkeit sich im Stillen von selbst verwirklicht, sobald ihr die socialen Mächte zur Seite treten, so wird man anerkennen müssen, daß die Regierung Heinrich's IV., weil unter ihr ein solches Verhältniß zum ersten Male eintrat, auch für das Recht den Anfang einer neuen Ära bildet. Vor Allem kommt dies in der Späthe des wissenschaftlichen Rechts zum Vorschein; die Theorie ist erst seit Heinrich's IV. Zeiten, d. h. seit der Reformation, die er einbürgerte, frei von der historischen Autorität geworden; ihre Entfaltung zur Philosophie des Rechts, welche so tief in die Geschichte der nächsten Jahrhunderte eingegriffen hat, kann aus keinem andern ursprünglichen Impulse hergeleitet werden. Wie

in Teutschland das Mittelalter überhaupt mit der Reformation abgeschlossen wird, so geht in Frankreich die ganze mittelalterliche Bildung mit Heinrich IV. in eine neue über, ein Übergang, der auch für das Recht von hoher Bedeutung sein mußte, auch wenn er zunächst nur eine tiefere Innerlichkeit des Rechtsbewußtseins bewirkte.

Entschieden aber ist Heinrich IV. der Schöpfer einer neuen, und zwar der höchsten und letzten Phase der Entwicklung, welche dem Königtume in dieser Periode zu durchlaufen übrigblieb, so wenig denn auch die Nachfolger Heinrich's sich die Erhabenheit des Charakters bewahrten, durch welche der Anfang dieser neuen Entwidlung in seiner Person bezeugt gewesen war. Indem nämlich das Königtum in ihm bei seiner Idee anlangte, ohne darum seinen historischen Organismus einzubüßen, ging es in den innern Unterschied von sich selbst und damit in das Stadium seiner absoluten Selbstvollendung über. Sein Untergang als die abstract historische Auctorität war seine Auferstehung als die Concretion seiner Idealität mit seiner Realität. Schon Heinrich IV. erreichte mittels dieser neuen idealen Macht, die bezeugend in sein Volk überströmte, eine bedeutende Befestigung und Vergrößerung seiner Monarchie. Er beherrschte durch sie das Parlament. Im Anfänge dieser Macht verließ er sich in den Plan einer Umgestaltung der europäischen Staaten zu Gliedern eines großen, auf ewigen Frieden abzielenden Bundes. Während er so von jener Macht in den letzten neun Jahren seines Lebens ins Ueberschwengliche getrieben wurde, wie sie denn überhaupt in seiner Person noch subjectiv bedingt blieb, lernten Richelieu und Mazarin in falscher Berechnung die Kunst, sie zu einer Macht des Königtums an sich zu verarbeiten und als die innere Auctorität und ideale Selbstrechtfertigung der absoluten Monarchie den Zwecken derselben dienlich zu machen. Ehe aber das Königtum dahin gelangte, sich von der subjectiven Bedingtheit seiner neuen Auctorität zu emancipiren, um rein durch seinen Begriff der absolute Coincidenzpunkt aller realen und idealen Mächte zu sein, hatte es noch eine bittere Schule durchzumachen. Unter der Regenschaft Maria's von Medici und der Regierung Ludwig's XIII. bis zum Eintritte Richelieu's schwindelte die Monarchie einer Auflösung entgegen, welche den harmonischen Zustand der Dinge, den Heinrich IV. durch seine Persönlichkeit bewirkt hatte, einer objectiven Unmöglichkeit zeihen zu wollen schien. In Wahrheit aber lösten sich hier die einzelnen Momente des absoluten Königtums nur aus ihrer subjectiven Verschrankung los, um in dem erfolglosen Streben, sich ein jedes für sich zu constituiren (wie dies z. B. der Plan der Hugonotten war), immer bestimmter diejenigen Seiten herauszuleben, in welchen sie objectiv auf einander bezogen blieben und so die Nothwendigkeit ihrer Gemeinsamkeit und Einheit reflectirten. So anarisch sie daher auch durch einander freissen, so umkreisten sie in der That doch nur das Königtum als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, und ihr Proceß war kein anderer, als der, sich in den objectiven Begriff des Königtums als dessen vermittelte Momente von Neuem aufzuheben. Dieser Proceß aber wurde unwillkürlich von

der innern Macht geleitet, welche Heinrich IV. dem Königthume verbündet hatte, und welche bereits tief genug begründet war, um auch in den Zeiten der Anarchie eine feste Haltung zu beobachten und die Entwicklung der Dinge zu bestimmen. So namentlich behaupteten die socialen Mächte ihre Herrschaft; die materiellen bürgerlichen Interessen und die innere Verschaulichkeit und Selbstverständigung des Bewusstseins, welche sie hervorgerufen hatten, konnten durch jene Anarchie gestört, aber nicht mehr entwirrt werden; sie reagierten vielmehr im Sinne des Königthums, von welchem sie sich herleiteten und von dessen freier Entwicklung sie allein ihre eigene hoffen konnten. Diese dem Königthume günstige Constellation wurde von Richelieu begriffen und methodisch ausbeutet, und dadurch das Königthum vom Rande eines neuen Verderbens hinweg dem Gipfel seiner Macht entgegengesührt. Von da an sah das Königthum sich auf zwei grundwesentliche Bedingungen angewiesen. Einmal mußte es der Sphäre des stabilen Staates gegenüber nummehr auch die agile Sphäre des Volksbewusstseins und Volksbedürfnisses, oder die Sphäre der socialen Mächte in ihrer freieren Bewegung wenigstens äußerlich anerkennen und fördern; denn eben erst im Contacte mit dieser Sphäre konnte es sich mit jener ursprünglichen und nachhaltigen Idealität durchleuchten, welche ihm Noth that, um auf der Höhe seiner Zeit zu stehen. Zweitens aber lag es jetzt doppelt in seinem Interesse, an dem historisch gegebenen Staatsorganismus, dieser ebernen Realität, festzuhalten, die es sich im Laufe der Jahrhunderte und im siegreichen Kampfe mit allen feinen Rivalen anerschaffen hatte; denn nur hierdurch war es im Stande, sich als die höchste Form jener Idealität zu erhalten und weiter auszubilden, während es ohne diese festeste corporative Haltung — die, wenn auch nur in Einem Punkte ausgebeugt, leicht einer völligen Auflösung entgegengegangen sein würde — Gefahr hätte laufen müssen, von der allgemeinen Entwicklung des idealen Moments nivellirt zu werden. So war es also die Nothwendigkeit des Königthums geworden, Staat und Volk als nebengeordnete Mächte unter sich zu unterscheiden, während früher der Staat das Volk in sich absorbiert hatte. Hieraus folgte sodann die Aufgabe für das Königthum, die staatliche Ordnung und Nothwendigkeit mit der Freiheit der Volksinteressen in Harmonie zu setzen. Das Königthum löste diese Aufgabe als eine Aufgabe seiner absoluten Selbstvollendung; denn auf diesen Punkt mußte die neue Entwicklung hinführen, so lange sie noch nicht im Stande war, sich in sich selbst zu concentriren. Heinrich IV. hatte jene Harmonie zwischen Staat und Volk durch seine Subjectivität herzustellen gewußt: von einer solchen Bedingtheit, so wesentlich sie auch als Ausgangspunkt der neuen Entwicklung war, mußte doch im weiteren Verlaufe derselben abstrahirt werden. Richelieu ersand statt dessen eine Logik, welche jene Vermittelung zwischen Staat und Volk scheinbar in den Gang der Dinge selbst verlegte — richtiger: welche die Gegenseitigkeit von Staat und Volk unter das Maß und das Geheiß — nicht des guten oder bösen Geistes, der den einzelnen König bederrichte — sondern der absoluten, stets

sich selbst gleichen Monarchie als solcher stellte. Von einer eigentlichen, freien Dialektik zwischen Staat und Volk war hierbei also keine Rede; eine solche war schon in der Wurzel dadurch verboden, daß der Staat von Anfang an seine starr Abgeschlossenheit dem neuen schöpferischen Elemente des Volkslebens gegenüber beibehalten hatte, so daß die Geschichte in der Sphäre des Staates an die Principien verwundener Jahrhunderte gebunden blieb, welche sie in der Sphäre des Volkslebens zu paralysiren sich aufgemacht hatte. Dieser Widerspruch beider Sphären spitzte sich in dem Königthume zu, so daß er zwar zu einem Widerspruch des Königthums mit sich selbst wurde, vorerst aber und bis er mächtig genug geworden war, um das Königthum zu zer Sprengen, ganz in dessen Gewalt gerieth, da ihm kein anderer Coincidenzpunkt, der ihn mit gleicher Festigkeit zu umschließen vermocht hätte, gegeben war, in welchem er selbständig mit sich selbst hätte abfinden können. Es kam nur darauf an, daß das Königthum sich grundsätzlich als die absolute Einheit von Staat und Volk zu entwickeln strebte, dann war eben damit auch die Methode der Vermittelung zwischen Staat und Volk gefunden. Jene Einheit konnte aber ebenfalls keine Dialektik, keine wahre Durchdringung des realen und des idealen Moments, sondern sie konnte nur eine Abstraction von allem logischen Unterschiede und somit auch von aller wahren Entwicklung sein. Sie war auch in der That nichts Anderes, als der vollendete, weil alle Entwicklung in letzter Instanz in sich aufhebende, Absolutismus. Staat und Volk — anstatt die Träger einer freien, gegenseitigen Entwicklung zu sein — wurden zu bloßen Mitteln jenes Absolutismus, oder vielmehr der Staat blieb in dieser Beziehung, was er schon vorher gewesen war, während das ideale Moment des Volkslebens hinzukam, um ihn und das Königthum mit seiner Macht zu bereichern und zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung konnte nur eine scheinbare sein — der Schein wurde in der That zu einer der unentbehrlichsten Bedingungen des Königthums. Die Sagen und Institutionen, durch welche es die Interessen des Volks und namentlich die socialen Mächte nach absolutistischem Ermessen ausgedrückt, gewährten diesen nur eine bedingte Freiheit, und waren im letzten Grunde nichts Anderes, als die Methode des Absolutismus, die geistige und moralische Macht des Volkslebens auf sich zu beziehen und ihre Früchte zu ernten. Der Staat wurde gebraucht, um eine dem gemäße Entwicklung des Volkslebens mit geheimem Eiferjuck zu überwachen und wieder zu nehmen, was das Königthum auf jene Weise gegeben hatte; sein Recht dazu sollte nur eine Seite der Gesamtentwicklung zu sein scheinen. Nach diesen Gesichtspunkten bildete sich nun zuerst durch Richelieu jene abschließende Staatskunst, welche die absoluten Zwecke des Staates und die nur relativ freien Interessen des Volkes durch Rüge und Intrigue mit einander combinirte, jeden nicht schon durch diese künstliche Logik auszulösenden Widerspruch aber durch Gewalt aus dem Wege schaffte — alles dieses unter dem Scheine einer absoluten Berechtigung und Unverletzlichkeit des monarchischen Principes. Diese Staatskunst, weit entfernt, die stetige Ent-

wickelung eines logischen Princips zu sein, war vielmehr ein System des Extremismus, je nachdem die unbegrifflichen Interessen des Absolutismus bald in dieser, bald in jener Beziehung, bald in dieser, bald in jener Form u. s. w. hervorwucherten und in den Gang der Dinge künstlich eingereiht sein wollten. Dadurch verloren Recht und Ordnung alle Garantie. Diese Staatskunst wurde ferner durch ihre Methode, wie durch ihren Zweck über die Grenzen der innern Angelegenheiten hinausgetrieben; ja die auswärtigen Angelegenheiten waren bei dem damaligen Principienkämpfe (besonders in Deutschland), in welchen das Princip und Gewissenlose sich am besten zu finden wissen mußte, recht eigentlich ihr Element; hier gestaltete sie sich zu einer Politik, welche Frankreich so ganz und gar würdig zu sein schien, indem sie es zum Mittelpunkt der Zeitbewegungen machte; hier erreichte sie die Erfolge, durch welche die innern Angelegenheiten fast unmittelbar in die Hände des Despotismus geliefert wurden, indem sie die Nation verleitete, dem Schmeiche nachzujagen und darüber ihr wahres Heil aus den Augen zu verlieren. Diese auswärtige Politik, welche mit dem Wachstume des Absolutismus gleichen Schritt haltend bis zur Eroberungs-marine Ludwig's XIV. fortging, zerrüttete die Finanzen und häufte die drückendsten Lasten auf die Nation. — Nicht minder traurig waren die Folgen der von Richelieu begründeten und von Mazarin ausgebildeten Staatskunst für das Königthum selbst. Sie machte die persönliche Dignität des Königs grundtätig zu etwas vollkommen Gleichgültigem, ja sie arbeitete auf Deprecation der Könige hin. Dubois' Grundsatz, que pour devenir un grand homme, il fallait être un grand scélérat, war auch seine Erziehungsmarine bei Ludwig XV. Gleichwohl erforderte diese Staatskunst ihr Subject, mit welchem sie gleichsam als dessen persönlicher Charakter zusammen schmelzen konnte; denn so sehr sie sich auch das Ansehen einer rein objectiven Ausprägung des Königthums gab, so wenig konnte sie im innersten Getriebe der Gefälligkeit und Hartnäckigkeit individueller Selbstsucht entbehren. Daher waren der Sache nach die Minister Könige und neben ihnen war es im größten oder geringern Umfange Jeder, der sich durch eine gewisse Missethätigkeit im Lügen und Intriguen dem Königthume unentbehrlich zu machen verstand. Diese Staatskunst enthielt eine Menge unethischer Consequenzen in sich, welche im Laufe ihrer Entwicklung, eine stets ärger als die andere, herausstreten und das Königthum im Inneren verderben mußten. In dieser Hinsicht erreichte sie unter Ludwig XV. ihren Culminationspunkt: stiftliche Verworfenheit, Beschöpfung, Spionirerei und Schändlichkeiten aller Art waren die Grundlagen des Systems, nach welchem Frankreich regiert wurde. Ein guter König, wie Ludwig XVI., mußte den Beweidungen gegenüber, die sich aus einem solchen Systeme ergaben, zur Null werden.

Zu dem Allen kam ein bedeutungsvoller Grundfehler in der Anlage jener Regierungspolitik, dieser nämlich, daß sie überall nicht auf eine bestimmte Einordnung der Aristokratie in ihr System Bedacht genommen hatte. Für die eigenthümlichen Interessen der Aristokratie war so we-

nig der Staat als das Volk ein entsprechendes Element; sie mußte, während die Monarchie sich in diesen beiden Sphären abzuschließen strebte, sich ihre eigene Sphäre zu retten suchen, und je offener ihr die Monarchie hierin entgegentrat, desto bestimmter wurde sie in die Stellung eines geschwornen, um seine Existenz kämpfenden Wider-sachers derselben gedrängt. Unter Ludwig XVI. trat der Zeitpunkt ein, wo sie die Oberhand gewann; allein dieser verspätete Sieg — eigentlich nur ein unflüchtiger Widerstand gegen die Reformbestrebungen Ludwig's XVI. — kam ihr nicht mehr zu Statten, unwillkürlich ging er in den höheren Sieg des Volkes über das Königthum über und wurde ein erheblicher Fortschritt auf dem Wege zur Revolution.

Die Entwicklung des Absolutismus in dieser Periode bestand im Vergleiche zu der vorigen äußerlich hauptsächlich darin, daß er, obwohl schon früher im Ganzen unumschränkt, jedoch noch von gewissen Formen befangen, welche nicht seine eigenen waren, nimmere auch diese Möglichkeiten einer Beschränkung auszunützen, sich also auch äußerlich zu verlichthändigen bestritten war. Es galt also namentlich die Beseitigung des Influsses der Reichshände und die Vernichtung jeder auf Selbstständigkeit Anspruch machenden rechtlichen Autorität. Die erstere gelang dem Königthume vollständig; mit den Reichshänden wurde auch die letzte Autorität des Lehnswesens über Bord geworfen, sowie das aristokratische Element mit ihnen seinen festeren Halt verlor. Was das Recht betrifft, so mußte die Unterdrückung einer Macht, deren Wesen im letzten Grunde grade darin bestand, die staatliche Ordnung und Nothwendigkeit mit der Freiheit der Volkinteressen zu vermitteln, die Hauptaufgabe einer Staatskunst sein, welche diese Vermittelung unter ganz andere Gesetze stellte. Zugleich aber mußte sie grade hier auf die wesentlichsten Schwierigkeiten stoßen, daher auch vor Allem ihr Kampf mit dem Rechte durch Gewaltthaten, Justizmorde und Gräuelt aller Art bezeugnet ist. Aber auch hier trug sie im Ganzen den Sieg davon. Am schwersten wurde ihr der Kampf mit dem Parlament; kaum in einem einzelnen Falle durch ein lit de justice gedemüthigt, erhob es in einem andern von Neuem sein Haupt; allein eine strenge souveraine Rechtspflege wurde ihm doch verriimt, und bevor seine Zeit gekommen war, vermochte es dem Absolutismus keinen wesentlichen Abbruch zu thun. — Als ein ferneres Entwicklungsglied dieses Absolutismus könnte man die Wiederaufhebung des Edicts von Nantes (1686) ansehen. In der That hatte dieselbe aber nur in einer persönlichen Schwäche des Königs²⁰⁾ ihren Grund, so sehr auch sonst das Wiederhalten des protestantischen Princips eine Nothwendigkeit der französischen Staatskunst war.

Unter Ludwig XIV. erreichte der Absolutismus seine höchste Blüthe. Von dem „dissimuler c'est regner“ Ludwig's XI. bis zu dem „l'état c'est moi“ Ludwigs XIV. — Welch ein ungeheurer Fortschritt! Und

20) Benjamin Constant nennt diese Aufhebung des Edicts von Nantes l'erreur de Louis XIV. et le crime de son conseil.

dieses „l'état c'est moi,“ wie treffend, wenn man das bei nur auf das Königthum selbst sieht und von den Einflüssen abstrahirt, unter denen der König für seine Person stand. Unwiderstehlich durch einen ausgebildeten Staats- oder besser Beamtenorganismus, in welchem allein der höchste Wille als bewegende und bestimmende Macht lebte (Centralregierung) — die öffentliche Meinung sich verbündend durch einen blendenden Glanz von Idealität, welcher von einer Menge königlicher, den Mächten der Humanität huldigender Einrichtungen reflectirt wurde und sich als ein Eigenthum der Nation selbst darstellte, deren Ruf sich in alle Welt verbreitete, war das Königthum unter Ludwig XIV. und selbst noch unter Ludwig XV. die Eine Macht über alle realen und idealen Mächte Frankreichs, die es als einzelne Beziehungen seines Ichs nach unumschränkter Selbstbestimmung betriebs. Allein dieser Zustand konnte nur ein Durchgangspunkt der seit Heinrich IV. angestonnenen Entwicklung sein, indem es in der Bestimmung der einzelnen Momente dieser Entwicklung liegen mußte, sich aus dieser künstlichen Combination allgemach wieder loszuringen und sich eine kritische Stellung zu einander zu geben. Damit mußte soeben das Königthum seiner letzten Auflösung entgegengehen. Diefelbe erfolgte mit raschen Schritten unter Ludwig XVI., dessen Reformbestrebungen, so vortreflich sie an sich waren, nichts weiter bewirkten, als daß sie das Königthum richteten.

Was nun die Gestaltung des Rechts in dieser Periode betrifft, so war sie — abgesehen von einem gewissen, der Natur der Sache nach selbstbändigen, Wirkungskreise der privatrechtlichen Jurisprudenz — jetzt mehr denn jemals bloß eine Art und Weise der Selbstbetätigung des Königthums. Sie unterlag in allen ihren möglichen Beziehungen auf das Königthum demselben absolutistischen Principe, durch welches das Königthum sich zum Meister über das Staats- und Volksleben erhob. Die Betrachtung wird sich hier vorzugsweise mit der Epoche Ludwig's XIV. zu befassen haben, weil unter ihm die Bewältigung des Rechts durch das Königthum zur systematischen äußeren Vollendung gerieth.

Was zunächst die Gesetzgebung betrifft, so entledigte sie sich sowohl der Mitwirkung der Reichsstände, welche seit 1614 nicht wieder berufen wurden, als auch des Widerspruchs der Parlamente, welche das Königthum zu demüthigen mußte. Da der königliche Wille schon an sich Gesetz war und allein schon in dem Beamtenthume ein ganz geeignetes Mittel besaß, sich zur Anwendung zu bringen, so trat das Bedürfnis einer organischen und durchgängigen, also namentlich auch das materielle Recht mit gleichmäßiger Sorgfalt umfassenden Gesetzgebung in den Hintergrund; vielmehr beschränkte sich die förmliche Gesetzgebung in der Sphäre des Staats darauf, das Beamten- und die Normen seiner Wirksamkeit dem königlichen Absolutismus zu accommodiren. In dieser Beziehung entwickelte die Gesetzgebung allerdings eine große Thätigkeit, deren Fortschritt gegen die vorige Periode darin zu sehen ist, daß sie, ohne irgendwie neue Principien in sich aufzunehmen, nummehr eine Einheit und organische Verbindung des Gegebenen und seiner Consequenzen her-

ausprägte, deren Zweck es war, die Staats- und Rechtsverwaltung mit der Selbstbestimmung des Absolutismus zu identificiren. Von einer Staats- und Rechtserschaffung, welche diesem Absolutismus selbst die Auctorität des Gesetzes hätte entgegengesetzt können, hatte sie daher keine Idee. Den Höhepunkt in jenem Streben erreichte die Gesetzgebung unter Ludwig XIV. Bedeutende Talente, wie Séguier, Lamoignon, Talon, Bignon und Puffendorf, standen ihm in dieser Hinsicht zu Gebote. Die wichtigsten, die Justiz und Verwaltung betreffenden Ordonnances aus dieser Epoche werden unten genannt werden. Außer ihnen gebieth hierher die Ordonnance des Eaux et Forêts von 1669, die Ordonnance de Marine von 1681, die Verordnungen über das Militairwesen und die Ordonnances sur l'administration des villes von 1667, 1672 und 1681. Höchst fruchtbar an Ordonnances, Edicten, Declarations u. s. w. war die Regierung Ludwig's XV. (von 1715—1774). — Unter Ludwig XVI. verlor die Gesetzgebung den absolutistischen Gesichtspunkt aus den Augen, indem sie sich auf Reformen und Neuerungen einließ, welche die dem Königthume über den Kopf wachsende Macht der Ideen bekundeten und ihm zugleich den Widerspruch der solchen Neuerungen abholden Großen auf den Hals luden. Im Drange jener Ideen, denen die Minister Argout und Malesherbes huldigten, hob Ludwig XVI. die Erbsuchen und ähnliche Fellen auf, oder beschränkte sie wenigstens (1776), schaffte 1779 die Leibeigenschaft auf seinen Domainen ab, stellte durch ein Edict von 1787 die bürgerlichen Rechte der Protestanten her, und war sogar auf verfassungsmäßige Garantien der bürgerlichen Freiheit dem Königthume gegenüber bedacht.

Nächst der engeren Sphäre des Staates nahmen die Volkshinteressen, also Handel, Industrie und in gewissem Maße auch der Ackerbau — ferner Künste und Wissenschaften die besondere Aufmerksamkeit der Gesetzgebung in Anspruch. Auch in dieser Hinsicht zeichnet sich wiederum die Regierung Ludwig's XIV. aus. Er erließ einen Code du Commerce (1673), Statuts pour toutes les Manufactures, und traf oder beförderte mehr großartige Einrichtungen, welche die Ausdehnung des französischen Handels und dessen Etsicherung dem englischen und holländischen gegenüber zum Zwecke hatten. Dabin gehört die Einrichtung eines Conseil Royal du Commerce (1700), welchem der König selbst alle 14 Tage präsierte; ferner die Errichtung der Compagnie des Indes Occidentales (1664) und der Compagnie des grandes Indes (von demselben Jahre), beiderlei der Compagnie du Nord (1669). Zwischen 1663 und 1672 wurden viele neue Manufacturen errichtet. Das Verdienst dieser Förderung und Ausbildung des Handels und der Industrie Frankreichs gebührt vor Allen dem ausgezeichneten Minister Colbert, den Grund hatte schon Heinrich IV. gelegt. — Für Künste und Wissenschaften sorgte das Königthum durch Stiftung von Schulen und Akademien, unter denen die berühmtesten die Académie française von 1635, die Académie des Inscriptions et belles lettres von 1663 und die der Sciences exactes von 1699 sind. Durch Edict von 1679 stellte Ludwig XIV.

den Lehrstuhl für römisches Recht auf der Universität zu Paris wieder her, indem er überhaupt den Vortrag des kanonischen und des römischen Rechts für alle französischen Universitäten anordnete und nähere Bestimmungen darüber traf. Zugleich schrieb er vor, daß das in den Ordonnances und Coutumes enthaltene droit français für künftige Beamte öffentlich gelehrt und deshalb Professoren angestellt werden sollten, welche die principes de la jurisprudence française erklärten. Auf der 1683 gegläuteten Universität zu Perpignan wurde 1688 ein besonderer Lehrstuhl für die Ordonnances civiles von 1667 errichtet. — Die Bildung, welche das Königthum auf diese Weise verbreitete, überwand den ärgsten mittelalterlichen Aberglauben. Ludwig XIV. durfte es wagen (1672), die Herrenproceß zu mißbilligen, die noch im Anfange des 17. Jahrh. eine große Menge von Opfern gefordert hatten. Die Jurisprudenz unterstützte ihn darin, obgleich sie sich noch nicht von der Uebersetzung los machen konnte, daß es herenartige Gebräuche gebe, die wenigstens als solche strafbar seien.

Was das materielle Recht, namentlich das Privatrecht und das Strafrecht, betrifft, so überließ die Gesetzgebung diese Branchen, und vor Allem das Strafrecht, meistens sich selbst (so namentlich der jurisprudence), oder einer Beamtenbeirathung und Praxis, welche gemacht war, um das historisch gegebene Material im Sinne des Absolutismus weiter auszubilden und zu ergänzen. Im Grunde war dies auch schon früher das Schicksal des materiellen Rechts gewesen; in der gegenwärtigen Periode hat aber diese Gleichgültigkeit der Gesetzgebung gegen dasselbe die prägnantere Bedeutung, daß sie, weit entfernt, eine Lücke in der Selbstständigkeit des Königthums zu sein, vielmehr gerade die selbständig gewordene Unumschränktheit desselben bekräftigt. Das Königthum hatte sich von der Auctorität der Geschichte in soweit emancipirt, daß es sich mit den positionen Vermächtnissen derselben, wie namentlich mit dem überlieferten Zustande des materiellen Rechts, nicht mehr in positiver Weise abzufinden brauchte, es hätten sich diese Vermächtnisse eine gewisse geschädigte Selbstständigkeit bewahrt; es war vielmehr schon an und für sich die Macht der Auflösung und Zerkleinerung, oder aber der Bekräftigung des historisch Gegebenen geworden, je nachdem das Eine oder Andere in seinem absolutistischen Interesse lag. Seine Stärke bestand in seiner (künstlich verschärferten) Grundlosigkeit, sein System darin, das Verhältniß des Volkselementes zu dem staatlichen an sich in steter Unentschiedenheit, also auch in steter unwillkürlicher Bestimmbarkeit zu erhalten. Der Absolutismus hatte daher sogar ein Interesse, das materielle Recht gesetzlich nicht zu bestimmen; soweit ihm an einer planmäßigen Bestimmung und Fortbildung desselben gelegen sein mußte, genügte hierzu schon das königliche Beamtenthum. Daher hat diese Periode kein Gesetz über das materielle Recht geliefert, welches den größeren Begehren über Administration und Zuständigkeiten an Planmäßigkeit, Umfang und Ausführlichkeit gleichgekehrt werden könnte. Zum Theil wurden die grade nöthig erscheinenden privatrechtlichen Bestimmungen diesen letztern Gesetzen mit einverleibt, wie z. B.

dem 1629 von Ludwig XIII. erlassenen sogenannten Code Marillac und der Ordonnance civile von 1667 (auch bei den Proceßgesetzen aus dem Ende der vorigen Periode war dies der Fall). In den einzelnen Gesetzen über das Privatrecht wurde meistens nur über diese oder jene spezielle Beziehung bestimmt, und häufig betrafen diese Bestimmungen auch nur die Form. So z. B. wurden zahlreiche und selbst umfassende Ordonnances über die Form der Verträgeburlunden erlassen, während für das materielle Obligationenrecht fast Nichts geschah. Eine Menge gefäßiger Verordnungen ergingen auch in der Zeit seit der Revocation des Edictes von Nantes bis zur Wiederanerkenntnis der Protestanten (von 1685—1787) über die bürgerliche und religiöse Stellung derselben. Ein Edict von 1680 hatte bereits die gemischten Ehen für ungültig und die darin erzeugten Kinder für unehelich erklärt. Erst im 18. Jahrh., als die Blüthe des Absolutismus allmählig zu welken begann, wurde die Gesetzgebung sorgfältiger für das Privatrecht, und lieferte wenigstens für einzelne Rechtsmaterien Gesetze von größter Bedeutung. — Hervorzuheben dürfte sein: für das Personrecht, und zwar besonders im Betreff der Standesoberbegriffe: die Ordonnanz von 1600, welche die unehelichen Kinder der Adligen in den bürgerlichen Stand verwies, außer wenn sie Letztres d'annoblissement erlangten, für Ordonnances von 1664 und 1714, welche bestimmten, wie alt der Geschlechtsadel sein müsse (die letztere erforderte 100jährigen Weis), die Ordonnances von 1629, 1688 und 1750 über die Noblesse de Robe, welche durch hohe Civil-, und über die Noblesse d'épée, welche durch hohe Militairchargen erworben wurde, die Ordonnanz von 1749 über die Rechte der Gens de Mainmorte, d. h. der geistlichen Corporationen und ihrer Mitglieder, die Staatsverträge zwischen Frankreich und andern Staaten²¹⁾, durch welche (schon seit 1498) das Fremdlingenrecht gegenseitig aufgehoben wurde, die Ordonnanz von 1779, welche die Leibeigenschaft (mainmorte) in den Kronlanden und in den übrigen das droit de poursuite oder das Recht des Herrn, den ständigen Leibeigenen zu verfolgen und von jedem Dritten zurückzufordern, aufhob, und den Beweis der Leibeigenschaft erschwerte, die Jubelordnung für das Eläß von 1784 und mehrere Verordnungen über die Rechtsfähigkeit der Juden im übrigen Frankreich; — für das Eherecht: außer dem erwähnten Edict von 1680, die Declaration von 1639 und das Edict von 1697, wonach die Trauung vor dem competenten Pfarrer in Gegenwart von vier Zeugen vorgenommen werden sollte; — für das Erbrecht: die Ordonnanz von 1679, welche den in der Novelle 115 aufgeführten Entendungsgründen die Beirathung ohne Einwilligung der Ältern hinzufügte, die Ordonnance des testaments von 1735 und ein umfassendes Gesetz über Substitutionen von 1747; — für das Obligationenrecht: die Ordonnanz von 1606, durch welche Hein-

21) Schwyz, Schottland, Graus, Poßland, Vexirungen, Spanien, Sicilien, Österreich, Toscana, Weimar, Dänemark, Niederlande, Preußen, Saarbrück, Braunschweig, Neustädten und andern teutsche Länder.

rich IV. das Senatus-Consultum Vellejanum aufhob, die wichtige Bestimmung der Ord. civile, welche im Befolg der Ord. de Moulines von 1566 den Zeugenbeweis bei allen Verträgen, deren Gegenstand einen höheren Werth als 100 Livres hat, zu Gunsten des Urkundenbeweises ausschloß und den Gegenbeweis durch Zeugen gegen einen schriftlichen Vertrag für unzulässig erklärte, die Bestimmung der Ordonnance du Commerce von 1673, wonach ein Kaufsfindenvertrag nur dann ein Vorzugsrecht gegen Dritte im Concurse gewähren sollte, wenn eine Notariatsurkunde darüber aufgenommen war, eine Ordonnanz über Schenkungen von 1731, welche unter Anderem zur Gültigkeit einer Schenkung die Aufnahme einer Notariatsurkunde erforderte, die Schenkungen auf den Todesfall, außer wenn sie im Ehevertrage gemacht waren, abschaffte, und in Folge des Grundgesetzes: donner et retenir ne vaut auch die Schenkung des gegenwärtigen und zukünftigen Vermögens verbot, ferner den Ehefrauen die Annahme von Geschenken ohne Autorisation des Ehemannes unterlagte, endlich eine Ordonnanz von 1770, welche den Zinssfuß auf 5 Procent festsetzte; — für das Pfandrecht, die Hypothekenordnung von 1771, welche zuerst das Princip der Publicität der Pfandrechte aufstellte; — endlich für den Concurse und die Execution: das Edict von 1609 und die Declaration von 1702, wonach alle Veräußerungen, die ein Erbsitz in den letzten zehn Tagen vor der Konkurseröffnung vorgenommen hatte, rescindirt werden sollten, die in der Ord. civile enthaltene Girchfindung des Personalarrestes auf gewisse wenige Fälle (deren aber immer noch genug waren, darunter die Wechselfchulden und das Schulden von Gerichtskosten), die Ordonnanz von 1669, welche über die königlichen Lettres de Répit und Lettres d'État (Moratorien, von denen jene nur das Adjudicationsrecht aufhoben, während diese jede Executionsmaßregel stillsetzten, und daher theils nur in gewissen Fällen, theils nur gewissen hochgestellten Personen erteilt wurden) bestimmte, die Ordonnanz von 1673, welche den Fremden das beneficium cessionis bonorum entzog und dergl. m. — Gleichmäßig verhielt er sich mit der Gesetzgebung über das Strafrecht, nur daß sie so möglich noch dürftiger war, weil es dem Absolutismus grade in diesem Gebiete besonders convenierte, die begriffliche Bestimmung einer Übertretung und die Bestimmung der Folgen derselben für den Übertreter dem Beamtenhume offen zu lassen. Richter und Ankläger entschieden über den Begriff eines Verbrechens; die Strafe war Sache des richterlichen Ermessens. Die Ord. criminelle gab zuerst nähere Bestimmungen über Verbrechen und Strafen, aber noch immer dürftig genug; sie begründete eine Einteilung der Verbrechen, die aber im Äußerlichen stehen blieb; Begriffe wie Thatbestand, Zurechnungsfähigkeit, Abicht, Versuch und Concurrenz fanden keine Würdigung; hinsichtlich der Strafen unterschied sie, welche als auf die Todesstrafe zunächst folgend angesehen werden sollten. Eine Declaration von 1677 drohte die Todesstrafe für diejenigen, welche sich verstümmelten, um der (schon laut einer Ordonnanz von 1548 bestehenden) Galerienstrafe zu entgehen. Die Ordonnanz von 1681

setzte die amende convenable, welche nach einem von der Parier erstundenen Satz die Erben eines verstorbenen Verbrechers, der sich einer peine capitale schuldig gemacht hatte, in Fällen, wo keine Confiscation stattfand, zu zahlen hatten, auf ein Viertel des Vermögens fest. Hätte dem Königtume eine auch nur einigermaßen würdige Normirung des Strafrechtes am Heren liegen können, so würde die Gesetzgebung im Gebiete der Strafen eine Anzahl der ärgsten, hauptsächlich durch die Parier eingeführten oder ausgebildeten Mißbräuche abzustellen gesunden haben, wie z. B. die Strafen gegen Verstorbene, welche eines höchsten Verbrechens angeklagt waren (Schindanger und condemnation de Mémoire), die ausgedehnten Confiscationen²²⁾, die mort civile als absoluter Verlust aller bürgerlichen Rechte, die verstümmelnden Strafen u. dergl. m. — Die einzelnen Verbrechen und Strafen anlangend, so setzte die Declaration von 1682 als Strafe des Sacrileges die Todesstrafe, und zwar sowohl für Uebertreter wie für Gehilfen fest; die Edicte von 1685 und 1689 bestimmten lebenslängliche Galerienstrafe für diejenigen, welche der Religion wegen auszuwanderten, sowie für die, welche sie darin unterführten; die Declaration von 1666 verfuhrte als Strafe der Blasphemie und Jurements beim achten Rückfalle das Ausschneiden der Zunge. Die Declaration von 1711 und die Edicte von 1718 und 1726 trafen Bestimmungen über die Falschmünzerei und die Billonage (Eintauschen und Einschlößen guter Münzen); die Strafe war der Tod. Viele Ordonnanzen ergingen gegen das Duell, darunter die Edicte Ludwigs XIV. von 1651 und 1679, welches letztere die Maréchaux de France und die Gouverneurs généraux und ihre Lieutenants zu Ehrenrichtern bestellte — und das Edict Ludwigs XV. von 1723; die Ordonnanz von 1679 setzte das Duell dem Majestätsverbrechen gleich. Ein Edict von 1609, welches in der Ord. du Commerce und in einer Declaration von 1716 wiederholt wurde, bestimmte für die Banqueroute frauduleuse die Todesstrafe, was aber in der Praxis nicht beachtet wurde. Im J. 1737 wurde ein Gesetz über das Verbrechen der Fälschung erlassen. Über Preßverbrechen bestimmten das eigentliche Preßgesetz vom August 1688, welches die früheren, schon in den Ordonnanzen von 1547, 1561, von Moulines und von 1572 enthaltenen Bestimmungen (Auspeitschung und im Wiederholungsfall Todesstrafe der Drucker, Verleger und Verkäufer von libelles diffamatoires, Confiscation und wüßthümliche Buße wegen falscher Angabe des Verlags und Druckortes, und wegen Druckes im Ausland, Confiscation und körperliche Strafe wegen Ausgabe von Büchern sans privilège du Roi, confiscation de corps et de biens wegen Druckes und Verkaufs von Büchern über religiöse Gegenstände, welche nicht vorher von den Docteurs en Théologie untersucht und gebilligt sind) zusammenfaßt; ferner einige Verordnungen, welche zu den früheren Strafen für gewisse näherbestimmte Preßverbrechen, unter welchen sich am

22) Die Confiscationen bildeten eine wichtige Einnahme und wurden verpacket.

Ende jede Willkürigkeit subsumiren ließ, den Verlust aller Privilegien, Rechte und Ämter (Reglement von 1723), den Pranger, Verbannung und höhere Strafe (Declaration von 1728) und selbst die Todesstrafe (für aufrührerische Schriften), sowie für die Nichtbeobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten Strafen bis zu lebenslänglichen Galeeren (Declaration von 1757) hinzufügte. — Dies ist fast Alles, was von der Criminalgesetzgebung dieser Periode berichtet werden kann. Man ersieht daraus, wie sie kaum ein anderes Princip kannte, als die Ausprägung des Absolutismus. Und auch darin ergänzte oder verschärfte sie nur die Criminalpraxis, deren innerster Glaubensbekenntniß dieser Absolutismus war. In welche Verlegenheiten hätte sich das Königthum durch eine allgemeine Criminalgesetzgebung, welche es unternommen hätte, das Criminalrecht auf feste und gleichmäßige Principien zurückzuführen, seiner ganzen Stellung verwickeln müssen — oder aber welche Vermehrung seiner Macht hätte es von einer solchen Gesetzgebung noch erwarten können! Das, was z. B. hinsichtlich der Majestätsverbrechen Rechts war, hätte keine neue Gesetzgebung absolutistischer ausbilden können, als es bereits die Jurisprudenz und die auf dieselbe sich stützenden einzelnen Gesetze aus früherer Zeit gethan hatten²³⁾.

Von den Staatsmännern, welche für die private und criminalrechtliche Gesetzgebung thätig waren, sind der Präsident Ramoignon und der Kanzler d'Aguesseau, jener unter Ludwig XIV., dieser unter Ludwig XV., zu nennen. Ramoignon präsidirte den Conferenzen, in welchen die Entwürfe der Ord. civile und der Ord. criminelle berathen wurden; von d'Aguesseau rühren namentlich die größten privatrechtlichen Gesetze des 18. Jahrh. und das Gesetz über die Fälschung her.

Da das Königthum sich keine eigentlich grundgesetzliche Basis, seiner ganzen Ausdehnung nach, gab, mithin nicht mit seinem historischen Gewordensein förmlich abschloß, so blieben die königlichen Gesetze und Verordnungen selbst aus früheren Jahrhunderten, sofern sie nicht besonders aufgehoben wurden, an sich fortwährend in Kraft. Damit entstand das Bedürfniß von Sammlungen. Einen Anfang machte in dieser Hinsicht schon Beduiss gegen Ende der vorigen Periode. Die zweite chronologische Sammlung veranstaltete Fontenon unter dem Titel: *Les édits et ordonnances des rois de France depuis Louis-le-grand l'an 1108 jusqu'au roi Henri IV.*, in drei Folioebänden (neue und vermehrte Ausgabe von Maillet [Paris 1611]). Ein unvollständiges chronologisches Verzeichniß der Decreten von 1115 — 1686 lieferte Blanchard 1687. Hiernächst faßte die Regierung selbst den Plan einer sol-

chen Sammlung, welche vollständig sein sollte, und beauftragte mit dessen Ausführung die Juristen Berroquer, Lesger und de Lauriere. Daraus entstand seit 1723 die berühmte und großartige, unter dem Namen der *Ordonnances du Louvre* oder *Collection du Louvre* bekannte Sammlung, der eigentliche Titel ist: *Ordonnances des rois de France de la troisième race par ordre chronologique, avec les renvois des unes aux autres, des sommaires et observations sur le texte et aux tables*. Die genannten Juristen lieferten nur den Anfang; auch waren bis zur Revolution erst 14 Bände erschienen, welche die Decreten bis auf Ludwig XI. enthielten. Später und bis auf die neueste Zeit ist das Werk fortgesetzt worden, so daß im Ganzen 21 Bände erschienen sind, es soll aber mit den Verordnungen Ludwigs XII. enden. Die Verordnungen von Henry I. bis auf Ludwig XV. sammelten Meron und Girard 1720 (2 Bde. Fol.), de Lauriere und Berriere vermehrten diese Sammlung. (Steuerbürgs haben Detrupe, Sourban und Jambert ein „Recueil général des anciennes lois françaises depuis l'an 420“ mit Noten herausgegeben. (Paris 1822 — 1833.) 29 Bde. — Neben jenen chronologischen Sammlungen entstanden andere nach Ordnung der Materien. Dahin gehören die „Conférences des ordonnances royales avec annotations“ von P. Guenois (Paris 1660. und 1680. Fol.) 3 Bde.; ferner die sogenannten Codes, nämlich „Le Code du Roy Henri III., roy de France et de Pologne, rédigé en ordre par Messire Barnabé Brisson, conseiller du Roy en son conseil d'état et Président en sa cour du Parlement de Paris — depuis augmenté des édits du roy Henri IV. à présent regnant, avec la conférence des ordonnances et rapporté aux anciens codes de Théodose et de Justinien et aux Basiliques — et illustré des conciles de l'Eglise, Loix des Romains et autres peuples, histoires, antiquités, arrests des cours souveraines, et très-notables observations et annotations par L. Charondas le Caron 1^{re} Edition“ — 3^{me} édit. revue et augmentée de plusieurs édits et ordonnances. (Paris 1609. fol.) 1 vol. — Ferner der Code Henry IV. von Gornier (1615) und der Code Louis XIII. von Corbin (1628). Der Code Henry III. enthält 20 Bücher, die in Titel eingetheilt sind; er erlangte ein großes Ansehen und ist eine wichtige Quelle. Außerdem wurden einzelne Erbkammern mit Noten und Commentaren herausgegeben; auch pflegte man die auf einen und denselben Gegenstand bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen unter dem Namen Code, z. B. Code de Chasse, zusammenzustellen u. dergl. m.

Was die Administration und die Justizpflege betrifft, so kommen (abgesehen von dem Parlalement, von welchem besonders zu handeln sein wird) für beide zuoberst die obersten, dem Könige unmittelbar untergeordneten Regierungsbehörden in Betracht. Diese sind das *Conseil du Roi* und Einzelbeamte wie der Kanzler, der *Surintendant* oder *Contrôleur général des Finances*, die vier *Staatssecretaire* und die *Maîtres des re-*

23) Die Jurisprudenz gliederte den Begriff der Majestätsverbrechen auch nach denjenigen Verletzungen, in welchen das Königthum mehr oder weniger erscheinen konnte (die *Leze-Majesté au second chef* oder *aux moindres chefs*), so daß aus Verbrechen gegen das Beamtenthum darin aufgenommen wurden. Das Attentat auf den König und dessen Haus galt als das schwerste Verbrechen, als ein Verbrechen gegen das *langue de Dieu*. Die Excommunication von 1339 bestimmte als Strafe für das Verbrechen die furchtbaren Qualen mit nachfolgender Bleistellung.

guêtes. Das Conseil du Roi bestand seit Ludwig XIV. aus dem Conseil d'état, auch Conseil d'en haut oder des affaires étrangères genannt, dessen Mitglieder Ministres d'état waren — aus dem Conseil des dépêches, einer Art von Ministerium der innern Angelegenheiten — aus dem Conseil royal des Finances — und aus dem Conseil privé oder C. des parties, in welchem Rechtsstreitigkeiten entschieden wurden. Außer den Ministres d'état fungirten in diesen Conseils die vier Staatssecrétaires, die Conseillers d'état und die zu den Sitzungen zugezogenen Maitres des requêtes. Auch andere hohe Staatsbeamten konnten außerordentlich zu den Sitzungen berufen werden. Jeder Staatssecrétaire hatte sein besonders Département für eine Anzahl Provinzen; es bestand einer für die auswärtigen Angelegenheiten (dieser war eo ipso Ministre d'état), einer für die Marine, einer für den Krieg und einer pour la maison du Roi et le Clergé. Dem Staatsrathe waren mehrere Bureaux untergeordnet, welche einzelne Regierungsbranchen zu besorgen hatten; ebenso hatten die Staatssecrétaires ihre eigenen Bureaux. — Die Maitres des requêtes, deren frühere Gerichtsbarkeit über die Hofbeamten meistens an den Prévôt de l'Hôtel übergegangen war, referirten dem Könige über die bei ihnen eingegangenen Gesuche und Bittschriften, sowie im Conseil des parties über die Rechtsstreitigkeiten, deren Instruction ihnen oblag. Außerdem wurden sie beauftragt, die Provinzen zu bereisen, um die Beamten zu beaufsichtigen. Unter mehreren andern Amts- und Ehrenrechten, z. B. Bewahrung der Kanzleisiegel, Sitz im Parlamente, stand ihnen auch die Befugnis zu, in allen Gerichten den Vorsitz einzunehmen. — Das Ansehen des Kanzlers wuchs in dieser Periode schon vermöge des politischen Gewichtes, welches die Monarchie unter den übrigen Mächten erlangt hatte. Er präsidirte, wenn der König verhindert war, in allen Sessionen des Staatsrathes und übernahm in Abwesenheit des Königs die Regierung. Als chef de la justice beaufsichtigte er alle Justizbeamte, und hatte Sitz und Stimme in allen Gerichten. Dasselbe Recht fand ihm im Parisergerichte und im Parlamente zu; bei dem letzteren mußte übrigens seine Anstellung einestrichig sein. In seinen Händen lag die Befehlsgewalt. Er richtete die Amtsvergeben der Staatssecrétaires, bekräftigte die Beamten der großen und kleinen Staatskanzleien, empfing die an den König gerichteten Deputationen der höchsten Gerichtshöfe, welche Demonstrationen zu übergeben hatten, übte die höchste Aufsicht über den Buchhandel und die Censur u. dergl. m. In seiner Eigenschaft als Grand officier de la couronne nahm er unter Anderm die Bekleidung der Kronvasallen entgegen. Unter ihm fungirten in den Kanzleien des Reiches, und besonders in der *Grande Chancellerie de France* eine Menge verschiedener Beamten. — Der Surintendant des Finances und seit 1653 der *Controleur général des Finances* war Finanzminister mit dem Titel und der Würde eines *Ministro d'état*, er war in allen Conseils stimmberechtigt.

Von den höchsten Reichsämtern wurde das des *Comptable* als mit dem Absolutismus unvereinbar von Lud-

wig XIII. 1627 abgeschafft. Seitdem nahmen die *Maîtres de France* den obersten militairischen Rang ein, auch ging die Gerichtsbarkeit des *Comptable* auf sie über. Jeder derselben hatte eine Anzahl Generalleutenants unter sich. Über die Marine war bis 1626 oder 1627 und später wieder seit 1669 der Großadmiral von Frankreich gesetzt; in der Zwischenzeit stand sie unter einem *Grand maître chef et surintendant de la Navigation et du Commerce*. Der Großadmiral war der höchste Richter in allen die Seerangeangelegenheiten betreffenden Sachen.

Die den Conseils und den höchsten Staatsbeamten zunächst untergeordneten Regierungsbehörden unterschieden sich nach militairisch-politischen, finanziellen und polizeilichen Gesichtspunkten. In ersterer Hinsicht repräsentirten die *Gouverneurs* den König für die einzelnen Gouvernements, welche oft mehrere Provinzen in sich faßten und zuletzt auf 41 vermehrt wurden, da für die eroberten Länder, *pays réunis*²⁴⁾, neue Gouverneurs ernannt wurden. — Die Finanzverwaltung theilte sich ein nach Generalitäten und *Intendances de Finances*, welche in den verschiedenen Provinzen bald mit einander verbunden waren, bald für sich allein bestanden. Die Behörden für die Generalitäten waren die *Bureaux des Finances*, welche Heinrich III. aus den Hauptfinanzbeamten, nämlich den *Tresoriers* (für die Domainaleinkünfte) und den *Receveurs généraux* (für die Steuern), gebildet hatte. Diese Ämter waren verläßlich und erblich. Die Intendanten entstanden dadurch, daß unter Ludwig XIII. Maitres des requêtes oder Intendants in die Generalitätsbezirke zur Beaufsichtigung der *Bureaux des Finances* gesandt und diese Intendanten durch Richelieu zu bleibenden, jedoch widerruflichen, Beamten gemacht wurden, welche die königlichen Befehle vollziehen sollten. Seit 1653 führten sie den Titel: *Intendants de Justice, de Police et des Finances*, indem ihre Amtsgewalt auch auf Justizverwaltung und höhere Polizei ausgedehnt wurde. In letzterer Hinsicht hatten sie auch den Ackerbau, den Handel, das Gewerbetreiben, das Schulwesen u. s. w. zu überwachen. Für die Polizeiverwaltung in den Städten führte Ludwig XIV. 1667 und 1669 die *Lieutenants généraux de Police* ein, welche die *Commisaires de Police* unter sich hatten. Er erließ 1670 eine Polizeiordnung für Paris und 1693 für das ganze Königreich. Außerdem ergingen eine Menge Verordnungen über alle Zweige der Polizei, zu welchen auch die über den religiösen Cultus gerechnet werden dürfen. Die Gensur war den Polizeileutenants übertragen.

Das Princip der Justiz zu der Regierungsgewalt war von der Art, daß jene die Einwirkung der Principien, von welchen diese ausging, an sich erheben mußte. Die Administrativjustiz stand in vollem Flor; in Finanzsachen übten sie (abgesehen von den höchsten Finanzgerichten) die *Bureaux des Finances*, anderer Ri-

24) Ludwig XIV. errichtete 1680 zu Metz und Besancon Kammern, die ihm dasjenige Gebiet gerichtlich zuertheten mußten, welches zu dem ihm in früheren Friedensverträgen abgetretenen Lande möglichst weit gerechnet werden konnte.

hörden für einzelne Zweige der Finanzverwaltung nicht zu geben; in Polizeisachen hatten die Lieutenants généraux de Police Gerichtsbarkeit. Aber auch wo diese Verbindung mit der Administration nicht stattfand, war es darum nicht besser mit der Gerechtigkeitsspflege bestellt. Schon das exorbitante Recht des Königs und der Maitres des requêtes, in sämtlichen Gerichten eine Stimme zu haben, läßt ersehen, daß man gemeint war, durch die Zustimmung zu regieren, anstatt zu richten. Die Weglosigkeit, mit welcher die königliche Autorität sich jetzt ausbildete, konnte die Schranken einer selbständig organisierten Gerechtigkeitsspflege nicht vertragen; und wenn auch eine solche Organisation in dem Buchstaben einer Menge von königlichen Verordnungen vorhanden war, so hatte sie doch in der Wirklichkeit nie so tief Wurzel schlagen können, daß sie dem königlichen Übermut an ihren Marken Einhalt zu thun vermocht hätte. War es dem letztern schon früher gelungen, die obersterichterliche Autorität des Parlaments durch den Grand conseil als ein außerhalb des Staatsraths bestehendes Reichsgericht zurückzudrängen, so vererbte er diese Einschränkung jetzt durch den innerhalb des Staatsraths stehenden Conseil des parties. — Das mit theilweisem Erfolge durchgeführte Streben der Könige, die ständische Gerichtsbarkeit, nämlich die geistlichen, grundherrliche und städtische, nach dem Grundsatz: toute justice émane du Roi, soviel als möglich einzuschränken, würde ein höchst anerkennenswerthes gewesen sein, wenn ihm das Interesse der Zustimmung selbst, und nicht vielmehr das des absoluten Herrschthums zum Grunde gelegen hätte. Das letztere hatte bereits einen zu blendenden Glanz um sich verbreitet, als daß das Volk die wahren Grenzen desselben noch deutlich hätte erkennen können; man zweifelte nicht, daß in letzter Instanz nur der König Richter sein könne, und man vergaß über der Souveränität des Königs die der Gerichte.

Die Gerichtserfassung und das Verfahren bezielten im Wesentlichen die frühere Gestalt und wurden nur erweitert und den Interessen des Throns mehr accommodirt. Dies ließ sich besonders Ludwig XIV. an gelegen sein, von welchem in dieser Hinsicht die *Ordonnance civile* von 1667, welche ein einfacheres und gleichförmigeres Civilverfahren bewirkte; die *Ordonnance criminelle* von 1670; die Ord. zur Jurisdiction du Grand conseil von demselben Jahre; die Ord. sur les Evocations von 1669 (über das Privilegium Committimus) und die Verordnung von 1695 über die geistliche Gerichtsbarkeit zu nennen sind. Eine Menge Verordnungen aus dieser Periode betrafen außerdem die Advocaten, Procuratoren, Notare, Greffiers, Huissiers u. s. w. — Die einzelnen Gerichtsbehörden anlangend, so standen neben dem Parlament der *Grand conseil* und der *Conseil des parties* mit ihrer Administrativzustimmung oben an. Die über das ganze Königreich sich erstreckende Jurisdiction des Erstern, welche sich auf allgemeine Verordnungen oder auf besondere Privilegien gewisser hochgestellter Personen (Evocations) gründete, wurde vom Parlament stets bestritten und verlor in Folge dessen viel von ihrem ursprünglichen Ansehen, obschon sie bis zur Revolution mit

einigen Unterbrechungen bestehen blieb. Vor dieses Tribunal gehörten z. B. die nach dem Concordate Franz's I., welches vom Parlament nicht vollständig anerkannt wurde, zu entscheidenden Streitigkeiten. Nächstem hatte der *Prévôt de l'Hôtel* die Hofgerichtsbarkeit mit der Würde eines Grand Prévôt de France; die höchsten Beamten pflegten sich jedoch des Privilegiums Committimus und der Evocationen zu bedienen, indem sie ihre Rechtsstreitigkeiten zu Folge königlicher Erlaubnis vor den Grand conseil, oder vor dieselbe oder jenes Gericht evocirten, ein Vorrecht, welches sich auch jetzt noch immer weiter ausdehnte und unter Ludwig XIV. und Ludwig XVI. einschränkende Bestimmungen veranlaßte. Von dem Prévôt de l'Hôtel wurde an den Grand conseil appellirt. — *Conseils souverains*, auch Conseils supérieurs genannt, wurden eingerichtet 1657 für das Elsass zu Ensisheim (seit 1698 zu Colmar), 1660 für Roussillon zu Perpignan und 1677 für Artois zu Arras (ein neu hergestelltes, schon 1530 gegründete Conseil provincial). — Als höchste Finanzgerichte standen jetzt die verschiedenen *Cours des Aides* und *Chambres des Comptes* ausgebildet da; die letztern hatten sich um die zu Pau, zu Dole, zu Metz, zu Nancy und zu Bar vermehrt. Meistens hingen diese Behörden mit den Parlamenten zusammen. Die Cours des Aides entschieden die Rechtsstreitigkeiten über Veranlagung und Repartition von Steuern in weiter und letzter Instanz, desgleichen über das Adelsrecht, weil der Adel ein Grund der Befreiung von der taille war. Daher wurden bei diesen Cours die Adelsbriefe eingereicht. Die Chambres des Comptes richteten, wie früher, in Rechnungssachen. Die Cour des Aides zu Paris und die Chambre des Comptes daselbst zeichneten sich im spätern Laufe dieser Periode durch Demonstrationen gegen königliche Finanzedikte aus. — Die militairische Gerichtsbarkeit wurde von der Connétablee, vor welche auch die auf Dienstverhältnisse sich beziehenden Rechtsstreitigkeiten zwischen Soldaten und Angehörigen der Armee gehörten, und von den beschränkteren Conseils de guerre geleitet, welche bloß über militairische Verbrechen und Vergehen richteten und aus Officieren und einem Regiments- oder Compagnieprevoet gebildet wurden. Auch für die Marine gab es besondere Gerichte, nämlich particuliers de l'Amirauté. — Die nach Rücksichten der Sicherheitspolizei und der militairischen Ordnung für gewisse Fälle geltende Criminaljurisdiction der *Prévôts des Marchaux* wurde in dieser Periode durch die *Ordonnance criminelle* und die Declination sur les cas prévotaux et présidiaux von 1731 näher bestimmt und 1776 sogar erweitert. Ihr Verfahren sollte ein abgekürztes sein, von ihren Urtheilen nicht appellirt werden. Daher waren diese Prevotalgerichte sehr gefürchtet. — Mit der Förderung der Handelsinteressen erlangten endlich auch die Handelsgerichte jetzt eine erhöhte Bedeutung. Sie wurden aus Kaufleuten gebildet, von denen Einer als Juge, die übrigen als Consuls fungirten. Ihr Urtheile waren in Sachen bis zu 500 Livres tournois inappellabel, darüber hinaus unterlagen sie der Appellation ans Parlament, jedoch ohne Suspensioeffect.

Von den ordentlichen königlichen Untergerichten waren die *Baillis* und *Senechaux* jetzt der Regel nach Richter mittleren Ranges zwischen den höchsten Reichsgerichten und den *Prevôts*, und zwar sowohl in Civil- als Criminalsachen. In jenen erkannten sie in erster Instanz, sofern dieselben den Adel und die Geistlichkeit betrafen, wogegen die Zivilgerichtsbarkeit der *Prevôts*, wenigstens regelmäßig, nur die *Notariats* umfaßte. Hier wie dort erstreckte sich dieselbe auch auf Lehnssachen. In Criminalsachen hatten die *Prevôts* die ordentliche Gerichtsbarkeit über nicht privilegierte Personen und Sachen; zu den privilegierten Sachen gehörten die eigentlichen cas royaux, welche die *Baillis* und *Senechaux* zu instruiren hatten; auch concurrirten diese als Instruktionsrichter mit allen niederen Richtern, sofern sie präsenirten und seit dem Verbrechen 24 Stunden verfloßen waren. Die Ordonnanz von 1670 bestimmte ihre Criminalcompetenz näher. Ausnahmsweise konnte von den *Prevôts* gleich an das Parlament appellirt werden. An sie selbst geschah die Vergeltung von den Urtheilen der grundherrlichen Richter, oder doch wol nur in geringeren Sachen; denn die eigentlichen Appellationsgerichte über die grundherrlichen Richter (die indessen oft selbst in zwei Instanzen zerfielen) waren die *Sieges présidiaux*. Hinsichtlich der letztern traf die *Ordonnance criminelle* von 1670 ferner Bestimmungen; 1777 wurde ihre Competenz als Gerichte letzter Instanz erweitert; außerdem erwarben sie eine ziemlich ausgedehnte Polizeigewalt und das Aufsichtrecht in Gemeindefachen. Sonst erstlitten alle diese Behörden, zwischen die sich nach wie vor eine Menge von junges subalternes mischten, keine Veränderung. Dagegen bewirkten sie mehr und mehr die Einschränkung der grundherrlichen Gerichte, deren cas sie theils direct, theils durch ihre concurrirnde Gerichtsbarkeit verminderten.

Die *Greffiers* hatten sich zu Beamten in der Bedeutung von Actuarien ausgebildet, nur daß ihre Functionen umfassender waren. Ohne ihre Mitwirkung war kein gerichtlicher Act gültig. Sie standen dem Registratur- und Kanzleibeamten vor und hatten eine Anzahl von Kanzleibeamten (*clercs*) unter sich. Die 1807 ernannten *Greffiers Gardes du Sac* hatten die in Sachen aufbewahrten Gerichtsacten unter ihrer Eubst. Es gab *Greffiers civils* und *Greffiers criminels*. Ihre (kaiserlichen) Stellen wurden seit 1689 zum Theil erblich. — Auch die *Huissiers* hatten eine bedeutende Amtsgewalt erlangt, einige für das ganze Königreich. Ihre Amtshandlungen und die darüber gemachten Ausfertigungen hießen *Exploits*.

Für jedes Gericht bestand jetzt ein *Ministère public*, für die höheren war es ausführlicher organisiert und aus mehreren Mitgliedern zusammengesetzt, bei den kleineren hatten die Staatsprocuratoren und Generaladvocaten wenigstens Substituten. Die Thätigkeit des *Ministère public* beschränkte sich nicht auf Criminalsachen, sondern trat auch bei Zivilstreitigkeiten ein, in sofern das öffentliche oder ein ihm sonst anempfohlenes Interesse dabei ins Spiel kam. Da das officie dieser Staatsanwälte schon in der vorigen Periode sich bestimmt ausgedrückt hatte, so beschränkte die Gesetzgebung sich jetzt darauf, dem Institute

eine größere Anwendung zu geben. So wurden 1639 auch bei den geistlichen Gerichten Generalprocuratoren und Generaladvocaten eingeführt und 1670 königliche Procuratoren für die Patrimonialgerichte bestellt. Doch kamen auch neue Rechte des *Ministère public* hinzu, wie die Aufsicht über die Juristenfacultäten (1700) und die Jurisdiction über Nichtigkeitsbeschwerden. (Näheres s. unten beim Criminalproceß.)

Während die innere Dignität des königlichen Beamtenwesens notwendig in den Händen der Centralregierung und unter der fast allgemeinen Käuflichkeit und theilweisen Erblichkeit der Stellen²⁵⁾ leiden mußte, bewies der Advocatenstand eine auf Principien der Ehre, des Rechts und der Freiheit gegründete und durch ihn selbst organisierte Haltung, welche ihm ein hervorragendes bürgerliches Ansehen und selbst die Bedeutung einer nationalen Auctorität dem königlichen Despotismus gegenüber gab. Aus dem Advocatenstand gingen in dieser Periode die Koryphäen der Wissenschaft und die größten Staatsmänner hervor. Besonders zeichneten sich in diesen Beziehungen die Advocaten der Parlamente oder der Ordre des Avocats aus, an dessen Spitze der Doyen, später *Präsident*, behufs Beaufsichtigung der Mitglieder und Leitung der Standesangelegenheiten stand, während im Ubrigen die Gesetze der Ehre das Band dieser Genossenschaft bildeten. Die Deputations- oder Ausschüsse dieses Ordre hatten das Recht der radiation du tableau, d. h. das Recht, ein Mitglied, welches sich auch nur durch anstands-widrige Handlungen der Mitgliedschaft unwürdig gemacht hatte, in der Liste des Vereins zu streichen; doch konnte dasselbe an den gesammten Verein appelliren. Im Jahre 1790 löste sich dieser Ordre auf. — Die förmliche Aufnahme zum Advocaten war an gewisse, durch das Edict von 1679 gesetzlich festgestellte, Bedingungen der theoretischen und praktischen Nützlichkeit geknüpft. Der Candidat mußte bei einer einheimischen Rechtsfacultät Licentiat oder Doctor geworden sein und, nachdem er bei dem betreffenden Parlament beruht und immatriculirt war, zwei und seit 1751 vier Jahre den Gerichtssitzungen beigezogen haben, bevor er zur selbständigen Advocatur zugelassen werden konnte. Diese Probezeit hieß das stage. — Neben den Advocaten bestanden die Procuratoren fort, die sich von jenen jetzt dadurch bestimmter unterschieden, daß sie die auf die Formalien des Proceßes Bezug habenden Handlungen verrichteten, während den Advocaten die schriftlichen Ausführungen, mémoires, und das Plaidiren zukam.

Die in der vorigen Periode entsandenen drei Branchen des *Notariats* wurden von Heinrich IV. wieder

25) Durch das dreißigste annuel, oder die sogenannte Paulette (eine Erfindung des Staatssecretäre Paullet, 1604), d. h. durch jährliche Zahlung des 60. Theils der Amtsentruste, wurde den Justizbeamten freigegeben, das Amt ihren Erben zu erhalten, denen es freistand, dasselbe, jedoch nur an einen befähigten Rechtsgelehrten, zu verkaufen. Die Ständereform von 1614 streifte vergebens nach Aufhebung dieses Mißbrauchs; dagegen wurden mehrere Modificationen mit der Paulette vorgenommen; man konnte sich seit 1709 denselben verkaufen und die Parlamentenmitglieder und andere höhere Beamte wurden von der Zahlung ganz entbunden.

vereinigt, später jedoch abermals getrennt. Die Eintragung der Notariatsacte bei den Controlcours blieb einrengstremment. Man kaupte jetzt die Stellen oder belass sie erblich. Im Jahre 1681 erhielt die Corporation der pariser Notare neue Statuten. Das Notariat wurde besonders in dieser Periode der Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung.

Rückfichtlich des Criminalprocesses vollendete die gegenwärtige Periode, was die vorige etwa noch zu thun übriggelassen hatte, um die Strafrechtspflege in die enge Verbindung mit der absoluten Gewalt des Königthums zu setzen. Die Reste des Rechts auf Privatanklage verschwanden jetzt völlig, oder waren schon zu Ende der vorigen Periode durch Gesetze, die, wie die Ordonnanz von Blois von 1579, es dem Richter zur unbedingten Pflicht machten, zu inquiriren — beseitigt worden. Diese Gesetze geboten dem Richter, sofort, nachdem ein Verbrechen zu seiner Kunde gekommen, die Untersuchung zu beginnen. Er durfte also jetzt nicht mehr warten, bis der Procureur da Roi ihn zum Einschreiten veranlasste, vielmehr wartete nunmehr der letztere das Resultat der Voruntersuchung des Richters ab, um hierauf seine Anklage und seine bestimmten Strafandränge (conclusions) gründen zu können. Solche Andräge konnte der Procurator auch im fernern Laufe der Untersuchung im Betreff von Incidenzpunkten, sowie am Schlusse der Untersuchung stellen; sie bestimmten die Punkte, auf welche die Entscheidung des Richters sich zu beziehen hatte. Procureur und Richter bildeten während der ganzen Untersuchung die Pole derselben; und da die Procureurs des sieges inferieurs zu den Procureurs généraux und diese wieder zu der Staatsregierung im Rapportverhältnisse standen, so mußte schon vermöge der Procureurs auch die Strafrechtspflege ihre Kreisbahn um das allgemeine Centrum aller Staatsgewalten beschreiben. — Jenes Verfahren hieß auch jetzt noch *procès extraordinaire*, obgleich es keinen Gegensatz mehr hatte, der als die Regel hätte angesehen werden können. Da aber das Verhandlungsprincip des alten Strafprocesses im Civilprocess fortbestand, so nannte man letztern jetzt *procès ordinaire*. Dieser kam zur Anwendung, wenn die *partie civile* (im Gegenfalle der *partie publique*) die ihr aus dem Verbrechen erwachenden Civilansprüche gegen den Angeklagten verfolgen wollte. Dies geschah beim Schlusse des Untersuchungsverfahrens, sodas der durch dieses erbrachte Beweis der *partie civile* mit zu Stellen kam. — Den Richtern, welche Befehl der Information die Zeugen zu vernahmen hatten (*enquêteurs*), wurde jetzt die Zuziehung von Beistehern förmlich verboten (1693 und 1717). Ein Mittel der Information waren auch die *Monitoires*, wodurch die Gemeindeglieder in den Kirchen aufgefordert wurden, dem Gerichte Mittheilungen über Verbrechen ohne Namensnennung zu machen. Gegen Decrete, welche der auf die Information gebauten Conclusion des Procureur da Roi zumider entschieden, konnte letzterer appelliren. Auch das weitere Verfahren (*interrogatoire de l'accusé*, Hauptverfahren und Schlussverfahren) war heimlich und schriftlich, und unterlag einer förmlichen Beweis-

theorie; daher denn auch der Indiciendeweis seine Stelle fand. Dem Angeklagten wurde überall seine Bertheiligung durch einen Rechtsbeistand gestattet; man erlaubte ihm nur, im Schlussverfahren vor versammeltem Gerichte seine Bertheiligungsründe (*saits justificatifs*) auszusprechen, ohne später etwas nachholen zu dürfen, und wenn dieselben noch einen Beweis erforderten, worüber die Richter entschieden, so mußte er zuvor die Kosten derselben anweisen. Bei dringenden Indicien, die nicht schon vollen Beweis machten, wurde auch jetzt noch auf die Vorurtheile erkannt, bis sie durch die Declaration vom 24. Aug. 1780 theilweise und zum andern Theile durch die Declaration vom 1. Juni 1788 abgeschafft wurde. Auch eine Art der absolutio ab instantia gab es (ein „plus ample informé indéfini“ oder „quousqu“), die aber den Angeklagten nicht von Cautionleistung und bei gravirenden Indicien selbst nicht von der Haft befreite. Der Procureur da Roi konnte auf Erhöhung der Strafen appelliren. Dem Beurtheilten stand außer der Appellation und einigen andern Rechtsmitteln auch die Demande en cassation an den Conseil da Roi wegen offenbaren Verstoßes gegen das geltende Recht zu. Gegen Benachdigungen, die durch Vorstellungen erreicht waren, qui ne sont pas conformes aux charges et informations, fand eine förmliche Appellation statt, deren glücklichen Erfolg der Supplikant mit einer Geldstrafe bläßen mußte. — Als ein eigenes Mittel der königlichen Willkür kamen unter Richelieu die *lettres de cachet* auf: geheime Befehle, durch welche die Könige oder die Minister Verhaftungen und besonders Exilirungen anordneten. (*Lettres de cachet* oder *lettres closes* hießen im Gegenfalle der *lettres patentes* überhaupt die versiegelten Aufsertigungen der Chancellerie).

Hatte das Criminalverfahren dem Principe nach einen unverkennbaren Rückschritt gethan, so war dagegen der Civilprocess wenigstens nicht vorgeschritten, wenn man nicht die detaillirte Bestimmung seiner Theile dahin rechnen und übersehen will, das diese zugleich den Gang der Sachen schleppend und fossilig machten. Auch konnte der Mangel der Eventualmarime und des Beweisinterlocuts *) bei jener detaillirten Ausbildung nur immer fühlbarer werden. Das mündliche Plaidoyer, welches sich Klägerschreier über die schriftliche, oft bloß dem Gegner zur Instruction mitgetheilte Klage hinwegsetzte, auf Seiten des Beklagten aber sich an sein bestimmtes System der Bertheiligung band, sodas jetzt selbst die Litiscontestation verschwand, war ganz geeignet, die Sache zu verwirren, und hatte häufig das *appointement* zur Folge, durch welches das Gericht noch eine schriftliche Verhandlung der Sache anordnete. Ein Gegenbeweis gegen öffentliche Urkunden war nur mittels einer Anklage auf Fälschung möglich, woraus dann eine Criminaluntersuchung als Incidenzpunkt entstand. Die *prouve par turbes* ward durch die *Ordonnance civile* aufgehoben. Die Urtheile wurden seit dieser Ordonnanz auf

*) Die *Sentences interlocutoires* waren bloß *processuaires* Decrete.

Befehl der Chancellerie vollstreckt, sobald das Gericht Nichts mehr damit zu thun hatte. Für die Appellation gab es nach der Ordonnance civile Fristen von drei Jahren sechs Monaten und von zehn Jahren, nach der Praxis sogar von 30 Jahren; die Appellation war daher meistens ein ganz neuer Proceß. Auch im Civilproceß findet sich jetzt die Cassation, und zwar als Nichtigkeitsbeschwerde gegen die Urtheile der Cours souveraines.

Dem Beamtenstaate gegenüber hielten die Parlements an ihrer alten Aufgabe, gegen den Absolutismus des Königthums zu reagieren, mit einer Entschiedenheit fest, vor welcher das absolutistische Princip, trotz seiner großartigen Ausbildung, doch nicht zur absoluten Ruhe und zum absoluten Genuße seiner selbst gelangen konnte. Unter Ludwig XIV. war es nahe daran, diesen Punkt zu erreichen, ja dem äußeren Anschein nach war ihm dies gelungen; in Wahrheit hatte es aber seinen Feind nicht überwunden, sondern nur eine Zeit lang hinter's Licht geführt. So war der französische Absolutismus allerdings noch lange kein türkischer, in welchem jeder Widerspruch ein Ding der Unmöglichkeit ist; im Gegentheil wuchs zugleich mit ihm der Gedanke einer constitutionellen Monarchie heran, dem aber die constitutionelle Ausbildung als solche gewaltsam verweigert wurde, so daß er unwillkürlich in die Form einer absoluten Demokratie hinüberstrebe und in dem Wobem der Monarchie die Keime der Republik trieb. Das unmittelbare Organ dieser Entwicklung waren in dieser Periode nun aber eben die Parlements, und zwar, um so mehr, als die Nation seit der Beseitigung der États généraux die Idee einer vollvertretenden Auctorität auf die Parlements übertrug, und die letztern nicht schünten, diese Idee zu der ihren zu machen. Die Parlements gewinnen also jetzt mehr als je neben der rechtlichen auch eine politische Bedeutung, die sie am Ende dieser Periode dem neu ins Leben tretenden États généraux als eine vernichtende Waffe gegen das Königthum überliefern.

Um zunächst das Wesentliche über die Einrichtung und das jurisdictionale Ressort der Parlements zu bemerken, so entstanden neue Parlements zu Mech (1633), Douai (1686), Besancon (1676) und Nancy (1775), so daß es im Ganzen 14 Parlements gab, die sich aber nicht alle bis zu Ende dieser Periode erhielten. Diese neuen Parlements wurden, wie früher, theils aus den in einzelnen Provinzen bestehenden Conseils souverains gebildet, theils, wie das zu Douai, in den neu erworbenen Provinzen neu errichtet. Das pariser war beinahe das gewichtigste und angesehenste. Es bestand zuerst aus sieben Kammern, nämlich der Grand' Chambre, drei Chambres des Enquêtes, zwei Chambres des Requêtes und der Tournelle oder Chambre criminelle. Ein erster Präsident, sieben Présidents à Mortier (sogenannt von ihren mörtelähnlichen Sammetmützen) und 15 Présidents de Chambre, ferner 150 Conseillers und eine Anzahl Conseillers d'honneur und Conseillers honoraires bildeten im J. 1780 das Hauptpersonal; geborene Ehrenmitglieder waren die Prinzen des königlichen Hauses, die geistlichen und weltlichen Pairs, die Äbte von Clugny

und St. Denis, der Gouverneur von Paris und die Maitres des requêtes de l'Hôtel. Zu dem Reimpersonale gehörten unter andern der Generalprocureur nebst seinen 19 Substituten, drei Generaladvocaten, zwei Grefsiere en chef, 25 Secrétaires du Roi et de la cour du Parlement und eine große Anzahl Gerichtsprocureatoren und Advocaten. — Die Grand' Chambre erkannte in Sachen der Pairs und über die Regale (Einkünfte von vacanten Bisthofsstühlen), mit Ausschluss aller übrigen Parlements; ferner über Angelegenheiten, die den König, die Krone, die pariser Universität und einige andere moralische Personen in Paris angingen. Sie hatte die Pairs, die Bailiis und Enquäur und die ihr sonst untergebenen Beamten zu berathen, und erkannte über die mündlich verhandelten Appellationen gegen die Erkenntnisse dieser Richter. Die Tournelle war das Appellationsgericht für diejenigen Verbrechen, welche eine körperliche oder entehrende Strafe nach sich zogen, die Chambre des Enquêtes für die mit einer Geldstrafe bedrohten. Diese Kammer urtheilte auch über die im Wege des schriftlichen Verfahrens an das Parlament gelangenden Appellationen. Vor die Chambre des Requêtes gehörten die zu Folge des Privilegiums Committimus an das Parlament gebrachten Rechtsfreistigkeiten.

Die Parlements galten als die höchste rechtliche Auctorität; die Jurisprudenz beharrte trotz der Streiche, welche der Absolutismus gegen diese Auctorität führte, bei der Überzeugung, daß eine königliche Verordnung nur dann gerecht und gut sei, wenn sie die Billigung des Parlaments erlangt habe. Die Parlements wurden sogar gewissermaßen selbst zu Gesetzgebern für das Rechtsgebiet, indem sie durch gemeine Bescheide, arrêts de règlement, allgemeine Rechtsnormen aufstellten, die als Kundgebungen des präsumtiven Willens des Königs angesehen wurden, und so lange eine gesetzliche Geltung hatten, bis der König sie verwarf, was aber selten geschah. Die arrêts de règlement bildeten daher eine eigene Quelle des französischen Rechtes.

Das Recht der Parlements gegen königliche Verordnungen zu remontriren — dieses wesentliche Merkmal ihrer Bedeutung als einer nationalen Auctorität dem Absolutismus gegenüber — wurde an sich von dem Königthume nicht bezweifelt, wofür aber strebte das letztere, die Bedingungen und den Umfang dieses Rechtes seiner Anerkennung zu unterwerfen. Dabei verfuhr es aber nicht nach Grundsätzen, sondern meistens nach den Bedürfnissen einzelner Fälle, wodurch seine Verbote gegen die Remonstrationen der Parlements, selbst dann, wenn sie Grund hatten, als Handlungen der Willkür erschienen, und die Parlements zu um so testigerem, mitunter unflugem Widerstande gezwungen werden mußten. Es gab nicht die wichtigsten Angelegenheiten kaum eigentliche Verhandlungen zwischen dem Könige und dem Parlamente, sondern nur Kämpfe, die oft mit äußerster Erbitterung geführt wurden, und bis zum selbständigen Regierungsantritte Ludwig's XIV. selbst die Empörung des Volkes gegen das Königthum und die empfindlichste Bedrängnis der Königsfamilie zur Folge hatten. Darin bestand ja

eben der wesentliche Mangel der gesammten französischen Verfassung, daß sie der festen, grundgesetzlichen Bestimmung entbehrte, durch welche die einzelnen Mächte des Staates und des Rechtes in ein normales Verhältnis der Einheit wie des Unterschiedes zu einander gesetzt worden wären. Die Parlamente übten sich berufen, diesen Mangel durch die energische Vertretung derjenigen Principien zu ersetzen, aus welchen eine solche Grundverfassung hätte hergeleitet werden können. Eben hierdurch erlangten sie ihre politische Bedeutung, denn diese Richtung führte sie über die Grenzen einer bloßen Anwendung hinaus. Sie hatten dabei die Nation aus ihrer Seite, welche jenen Mangel in vielfacher Gestalt erfahren mußte, sie stützten sich ferner auf ihre Geschichte, auf ihre Unentbehrlichkeit für eine oberste einheitliche Rechtspflege, die sie zum unvermeidlichen Schutze des Königtums zu verweigern pflegten, sobald der Hof harte Maßregeln gegen sie ergriß, sie wurden in ihren Remonstrationen endlich selbst durch den Umstand unterstützt, daß die Parlamentsmitglieder ihre Stellen zu Folge Kaufes besaßen; denn der Hof war meistens nicht in der Lage, das Kaufgeld zurückzahlen, um die mißfälligen Räte entfernen zu können. Mit diesen Mitteln imponierten sie dem königlichen Despotismus, nicht durch die Principien selbst, die sie vertraten, denn sie hatten nicht die Macht, diese Principien zu jener positiven Organisation und äußern Autorität zu befördern, die ihnen nur ein Staatsgrundgesetz hätte geben können, sie operirten also nur negativ gegen das Königtum aus Gründen einer Überzeugung, gegen welche das letztere ebensolche triftige Gegengründe zu haben sich überzeugt hielt. Hieraus erklärt sich auch die vorherrschende conservative, mitunter bizarre Richtung in den Remonstrationen der Parlamente; denn indem der Hof der herausfordernde Theil war, und die Parlamente nur zu negiren vermochten, befanden sie sich unwillkürlich in der Lage, ihre Principien nach dem Bestehenden, oder selbst nach dem, was einst bestanden hatte, abzumessen. Nicht selten jedoch entsprachen diese Principien den Interessen des Hofes, z. B. wo es sich um Zurückweisung der Anmaßungen des Papstes handelte; in solchen Fällen war das Parlament für den König ein wichtiger Bundesgenosse, dessen politische Bedeutung daher nie schlechthin zerstört worden durfte.

Ludwig XIII. erkannte das Remonstrationsrecht der Parlamente 1629 gesetzlich an. Das pariser Parlament (von diesem wird hinfort vorzugsweise die Rede sein müssen) bediente sich desselben unter der Regenschaft Anna's von Hesterich nach freiem Belieben. Ludwig XIV. bestimmt durch ein Edict von 1657, welches 1673 erneuert wurde, daß das Parlament nicht anders, als innerhalb acht Tagen, nachdem es die königlichen Befehle eingetrifft haben würde, dagegen sollte remonstriren dürfen; später entzog er ihm auch dieses bedingte Remonstrationsrecht. Gleich nach seinem Tode und nach Einsetzung der Regenschaft des Herzogs von Orleans (1715) wurde das Recht des Parlaments, vor der Eintragung zu remonstriren, hergestellt; bald aber erfuhr der Hof, wie gefährlich ein uneingeschränktes Remonstrationsrecht des

Parlaments für ihn sei; er trat daher auf Anlaß einzelner Fälle mit Verboten gegen das Parlament auf, namentlich wurde demselben untersagt, gegen Edicte, die nicht an dasselbe gerichtet wären, zu remonstriren, ja überhaupt von Staatsangelegenheiten Notiz zu nehmen, und sich mit andern Staatsautoritäten und Notabilitäten ohne Erlaubnis des Königs zum Zwecke gemeinsamer Beratungen zu verbinden. Nach einem Edicte von 1725 sollten die Mitglieder des Parlaments erst dann, wenn sie fünf Jahre im Amte gewesen, über Remonstrationen mit berathen dürfen. Ludwig XVI. zeigte alle Neigung, sich mit dem Parlamente zum Wohle der Nation zu verbinden; er schrieb Ende 1788 vor, daß das Remonstrationsrecht nur von allen Kammern zusammen geübt werden könne.

Unter einem Könige, wie Heinrich IV., war das Parlament vom Hingehen an das Königthum. Es versöhnte sich mit den Parlamenten von Chalons und Tours, annullirte Alles, was gegen Heinrich III. und Heinrich IV. geschehen war, erklärte die Ligue für aufgehoben, und befahl dem Herzoge von Mayenne bei Strafe der Reichsachtung, dem Könige zu gehorchen. Es ordnete eine jährliche Procession an, um dem Himmel für die Thronbesteigung Heinrich's IV. zu danken. Das lit de justice, welches Heinrich IV. hielt, um das Parlament zur Eingetrigung des Edictes zu bestimmen, welches die Herbeischaffung der zur Errichtung der Stadt Amiens aus Feindes Hand nöthigen Geldmittel betraf, war ein Act der väterlichen Ermahnung und Überzeugung. Unmittelbar nach Heinrich's Ermordung erklärte das Parlament auf dringenden Betrieb des Herzogs von Epemon die Königin Witwe zur Regentin. Streng genommen, hätte es selbst erst seine Bestätigung von dem Thronfolger erwarten sollen; denn so war es bisher gehalten, und so lag es auch in der Entstehung des Parlaments aus der Curia Regis. Im Drange des Augenblicks vergaß man dies; beim Tode Ludwig's XIII. nahm das Parlament seine Unabhängigkeit von der königlichen Bestätigung schon als ein Recht in Anspruch. — Navailles war aus Fanatismus zum Königsmörder geworden; er hatte geglaubt, daß der König den Papst betrügen wolle, und daß die Gott selbst betrügen heiße²⁷⁾; das Parlament verdammt daher alle ultramontanen Schriften, welche den Papst über die Könige setzten. In den Eints généraux von 1614 forderte der dritte Stand die Erlassung eines Grundgesetzes, daß keine geistliche Macht im Stande sein solle, die Könige abzusetzen und die Unterthanen von ihrer Pflicht zu entbinden. Der Cardinal du Perron vindicirte dagegen der Kirche ein solches Recht, und wurde außer von der Geistlichkeit auch von dem Adel darin unterstützt. Das Parlament erließ ein arret, welches alle früheren Gesetze über diesen Gegenstand in Erinnerung brachte und die Rechte der Krone in Schutz nahm. Sonderbarer Weise ließ die Regentin, die freilich in den Schlingen des Cardinals und seiner Partei lag, dieses arret durch den Conseil cassiren, weil das Parlament sich nicht in die Berathungsangelegenheiten der

27) Hist. du Parl. de Paris. p. 213 sq.

Reichsstände zu mischen habe²⁹⁾). Unter der Regentschaft dieser Königin bildeten sich neue gefährliche Parteien, deren Häupter, meist Prinzen von Geblüt, in einzelnen Provinzen herrschten. Auf Betrieb des Marshalls von Bouillon, der sich eine solche Partei verschaffen wollte, berief das Parlament 1615 die Prinzen, Pairs u. s. w. zu einer Versammlung, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu beraten. Die Königin verbot diese Versammlung; der Kanzler Sillery suchte das Parlament über das Maß seiner Rechte als solcher, die von der Billigung des Königs abhingen, zu belehren; es wurde dem Parlament untersagt, Demonstrationen zu machen. Das Parlament nahm dagegen ein historisches Recht in Anspruch, wonach es die Pairs zu seinen Beratungen zuziehen und umgekehrt über alle Angelegenheiten mit stimmen dürfe, welche ursprünglich von die Pairs gehörten. Es kam zu seiner eigentlichen Entscheidung über diesen Punkt. Die Demonstrationen, welche das Parlament bei dieser Gelegenheit im Betreff der Staatsregierung machte, wurden theils gehört, theils überhört; das hauptsächlichste Ergebniss war die Eingetriggung königlicher Lettres patentes, durch welche die fremden Juden aus dem Königreiche verwiesen wurden. In dieser Zeit der gegen einander kämpfenden und intrigirenden Factionen verlor das Parlament nicht allein seine feste politische Haltung, sondern auch die Gerechtigkeit aus den Augen. Als der Emporkömmling Luynes den König (Ludwig XIII.) bewegen hatte, seine Mutter zu verbannen und den mächtigen Concini, Marechal d'Ancre, ermorden zu lassen, kam es ihm auch darauf an, der Gattin des Regenten den Proceß zu machen. Das Parlament ließ sich von ihm bewegen, sie als Hete zu verurtheilen, weil kein anderer Vorwurf aufgefunden werden konnte. In ähnlicher Weise ließ es sich (1634) von Richelieu gebrauchen, um die vollkommen gültige und vom Papste anerkannte Ehe zwischen Gaston, Herzog von Orleans (Bruder des Königs und präsumtivem Thronerben) und der Schwester des Herzogs von Lorraine — eine Verbindung, welche dem Cardinale Besorgnisse einflößte — zu cassiren, weil die Einwilligung des Königs in diese Ehe nicht eingeholt sei. In Folge dessen betrachtete das Parlament den Herzog von Lorraine und dessen Schwester als Verführer Monseurs und als Verbrecher wider die Majestät, und verdammt beide. Die Geistlichkeit machte sich über den Fall her, und gab eine allgemeine Erklärung ab, daß der Thronerbe sich nie ohne Einwilligung des Königs verheirathen dürfe, was seitdem als ein Gelehr beobachtet wurde, obgleich der Papst es verworfen³⁰⁾. — Im J. 1624 verurtheilte das Parlament auf eine Requête der pariser Universität zwei Demitir, die anders als Aristoteles gelehrt, insbesondere fünf Elemente behauptet hatten. Durch dasselbe Arret verbot es bei Todesstrafe, ohne Erlaubniß der Facultät neue Thesen aufzustellen. Im J. 1626 ließ es eine fanatische Schrift verbrennen, welche dem Könige

und dem Cardinale Richelieu die Allianz mit protestantischen Fürsten vorwarf, und beide als der Excommunication würdig bezeichnete. Die Verwickelungen, welche daraus mit dem Papste und der Geistlichkeit zu entstehen drohten, wurden von Richelieu beigelegt, der darin als Cardinal handelte. Auch eine Schrift des Jesuiten Samtarel, welche die Gewalt des Papstes über die Könige und Völker proclamierte, wurde eben damals verbrannt, und das Parlament beschäftigte sich sogar mit der Frage, ob die Jesuiten nicht zu verbannen seien. Indessen legte sich der Hof auch hier ins Mittel. — Im J. 1631 erließ der König eine Declaration, durch welche Alle für Majestätsverbrecher erklärt wurden, die seinen Bruder Gaston in die Verbannung begleitet hatten. Das Parlament war über die Eingetriggung dieser Verfügung getheilter Meinung, es gab ein arret de portance. Der König, darüber erbittert, lud es in den Louvre, ließ die Mitglieder niederknien, zerriß das arret de portance, und verbannte die Präsidenten Gayant und Marillon nebst dem Rathe L'etel auf fünf Jahre. Das Parlament wagte nicht, die Requetes anzunehmen, welche eben damals Gaston und Maria von Medicis ihrer Verbannung wegen an dasselbe richteten. Dagegen verbot es die Sitzungen einer Chambre de Justice à l'arsenal, welche Richelieu im September 1631 errichtet hatte, um diejenigen zu richten, die das Parlament nicht ungehört hatte verdammen wollen. Die Folge war seine Verlobung vor den König nach Metz, wo man es 14 Tage lang warten ließ, ehe es seine Zurechtweisung empfing, während die Urtheile seiner Chambers vollstreckt wurden. — Einige Jahre später verweigerte das Parlament längere Zeit die Eingetriggung der Lettres patentes über die Errichtung der Académie française. Es entschloß sich erst unter dem ängstlichen Vorbehalte dazu, daß die Akademie sich keine andere Cognition, als über die französische Sprache und ihre eigenen Bücher anmasse. — Unter den Kriegsbedrängnissen des J. 1636 besaßte sich das Parlament mit militairischen Anordnungen, um Paris zu decken. Richelieu, so sehr er in Noth war, sand sich hieurdurch doch höchlich beleidigt. Das Parlament wurde in den Louvre eintret und ihm aufs Neue verboten, sich um Staatsangelegenheiten zu befähmen. Durch glückliche Kriegserfolge sah Richelieu sich alsbald in den Stand gesetzt, jenem Verbote Gehorsam zu verschaffen. Als das Parlament sich inzwischen gegen die ungerechten Operationen auflehnte, durch welche Richelieu bei der gänzlichen Erschöpfung der Finanzen das Geld zu diesem Zwecke (gegen das Reichthum) herbeizuschaffen suchte, ließ er mehr Mitglieder einsperren oder verbannen. Er behandelte das Parlament als eine der Parteien, mit denen er zu kämpfen hatte, und mußte dessen Operationen gegen den aus sich herausgehenden Absolutismus ungefähr auf dieselbe Weise zu Schanden zu machen, wie die übrigen Parteien, d. h. er tyrannisirte, wo er nicht regieren konnte. Er verstand sich auf die Mittel, die rechtsprechenden Dienste dieser Corporation im Nothfalle durch bessere zu ersetzen, indem er seine Feinde durch besondere Commissarien richten ließ. Durch solche Richter wurde z. B. der Mar-

²⁹⁾ Erst 1682 wurde durch die sogenannten vier Sätze eine Änderung getroffen; s. unten. ³⁰⁾ Hist. du Parl. de Paris. Cap. 31.

schaft Marillac in Richelieu's eigenem Landhause zum Tode verurtheilt. Das Parlament, durch solchen Despotismus mehr geübert und rathlos gemacht, als wirklich unterjocht, that keinen Schritt mehr mit Sicherheit und ruhiger Würde. Allein es rückte sich für die ihm von Richelieu (gest. 1642) angethane Schmach an seinem Nachfolger Mazarin, wenn auch nur für die Dauer der Regenschaft Anno's von Österreich (von 1643 bis zum 7. Sept. 1651). Es erklärte die letztere zur Regentin und assirte das Testament Ludwig's XIII. in seiner Eigenschaft als Pairshof. Anfangs behielt der Hof noch die Oberhand. Anzweihundert legten Mazarin's Einkünfte und Finanzoperationen den Grund zu einer neuen Macht des Parlament's, indem sie das Volk empörten. Schon 1644 nahmen die Chambres des Enquêtes aus einer derartigen Verfügung des Cardinals Anstoß, sämtliche Kammern zusammenzuberufen, um dagegen zu remonstriren. Ein Theil der Grand' Chambre wollte ihnen das Recht einer solchen Convocation nicht zugesiehen. Es entspannen sich frandösische Rangstreitigkeiten zwischen den einzelnen Kammern, die dem Cardinale nach seinem Grundsatze: „divisez pour regner“ grade zusagten und ihn ermutigten, den Präsidenten der Chambres des Enquêtes, Barillon, verhaften zu lassen und andere Mitglieder zu verbannen. Die Kammer weigerte sich vier Monate lang, Recht zu sprechen. Der Hof kammerte sich nicht darum; er glaubte sich um so stärker, als das Parlament sich auch die Prinzen von Gebürt und die Pairs um des Ranges willen entfremdet hatte. Es gelang, die Eingestirung einer Anzahl neuer Finanzgebiete ohne Anstund zu erzwingen, indem man den siebenjährigen Ludwig XIV. ein Lit de justice halten ließ. Als aber Mazarin einige Zeit nachher zwölf neue künftliche Ämter schaffen wollte, verbanden sich der Grand Conseil, die Chambres des Comptes, die Cour des Aides und die Maitres des requêtes mit dem Parlamente, mit welchem sie so oft in Conflict gerathen waren, um sich dieser Maßregel des verhassten Ministers zu widersetzen. Verbote und Verhaftungen blieben fruchtlos; das Parlament hörte auf, Recht zu sprechen, die Maitres des requêtes stellten ihre Functionen ein. Die Stadt schlug sich auf die Seite dieser Union. Das Parlament verlangte Reformirung der Verwaltung, Befestigung der Provinzialintendanten, Entfernung des verurtheilten Curintendanten Particelli d'Emery. Der Hof mußte nachgeben, vermehrte aber hiedurch seine Bedrängnis, indem die Kühnheit seiner Gegner wuchs. Er hatte es zugleich mit auswärtigen Feinden zu thun. Ein Sieg, den der Prinz von Condé über diese erstoch, ermutigte ihn, den Parlamentspräsidenten Potier de Blancmenil und den allgemein dem Volke beliebten Rath Broussel verhaften zu lassen. Dies war das Signal zum Aufstande der Bevölkerung von Paris, die durch die sogenannte journée des barricades die Freilassung der Verhafteten bewirkte, ohne daß damit die Aufregung der Gemüther beschwichtigt worden wäre. Die Großen verbanden sich mit dem Parlamente; die Regentin, der König und Mazarin mußten fliehen, und indem Condé sich ihrer annahm, entstand der Bürgerkrieg der Fronde (von

1648—1651), den das Parlament mit eben der Kühnheit organisirte, mit welcher es ihn hervorgerufen hatte. Während Mazarin die Früchte des westfälischen Friedens darzubringen gedachte, erklärte das Parlament ihn für einen Staatsverräther, und befohl ihm, das Königreich zu meiden. Diefem Ausspruche folgten 1651 mehrere Arrests des Parlament's, durch die es unter Anderm die Verhaftung Mazarin's und den Verkauf seiner Habe verfügte und selbst einen Preis auf seinen Kopf setzte. Als der Hof endlich geflücht hatte, lebte auch Mazarin zurück. Von dem selbständigen Regierungsantritte Ludwig's XIV. an verlornte das Parlament den hohen Ton. Im Reithabite, die Prüfte in der Hand, erschien er eines Tages (1655) im Parlamente, nachdem dieses gegen ein Mündedict Mazarin's remonstrirt hatte, und verbot ihm, sich zu versammeln, um über seine Edicte zu ratifschlagen. Das Parlament erniedrigte sich seitdem soweit, daß es dem Cardinale Mazarin den Hof machte. Seit 1680 wetteiferte es mit der Geistlichkeit, um die Rechte der Krone, wie die Freiheiten der gallianischen Kirche, gegen die Gelüste des Papstes Innocenz XI. sicher zu stellen. Es hielt mit Strenge auf die von der Geistlichkeit 1682 aufgestellten vier Edicte, selbst dann noch, als die Geistlichkeit von denselben wieder abgewichen war. In diesen vier Edicten wurde die weltliche Gewalt des Papstes gezeugnet, die Beschlässe der allgemeinen Concilien in geistlichen Dingen wurden über ihn gestellt, die Regeln und Gebräuche der gallianischen Kirche für unverletzlich und die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen nur dann für verbindend erklärt, wenn die Kirche sie angenommen habe. Dagegen registrierte das Parlament 1714 die verachtliche Bulle Unigenitus ein, die dem zum Frömmster gewordenen alterschwachen Könige von seinem Reichthum angegriffen worden war. Ludwig XIV., der Anfangs den tiefsten Haß gegen das Parlament hegte, war zuletzt so wohl mit ihm zufrieden, daß er sein Testament dort deponierte. Man sollte glauben, daß das Parlament unter der mehr als 50jährigen Regierung dieses Königs seine alte Eiferucht und Kühnheit gänzlich vergessen haben mußte. Aber schon am Tage nach dem Tode Ludwig's versammelte es sich aus eigener Machtvollkommenheit, um in Gemeinschaft mit den Prinzen und Pairs den Herzog von Orleans zum Regenten zu erklären und das Testament zu cassiren, in welchem ganz andere Verfügungen über die Regenschaft getroffen waren. Das Aret über diesen Punkt traf sogar organische Bestimmungen, nach welchen die Regenschaft eingerichtet und geführt werden sollte — alles das im Tone der Souverainität. Das Parlament glaubte nur ein Recht auszuüben, welches es schon beim Tode Heinrich's IV. erworben und beim Tode Ludwig's XIII. geltend gemacht hatte. — Unter Ludwig XIV. hatten sämtliche Parlamente ein unwiderstehliches Edict dieses Königs eingeregirt, welches seine Basforbe zu Prinzen von Gebürt erklärte und zur Thronbesteigung nach dem Aussterben der geborenen Prinzen befähigte. Unter der Regenschaft verlangten Mehrere der letzteren die Annullirung dieses wichtigen Edictes, und nach mehrfachen Verhandlungen, bei welchen die Pairs die Be-

zufung der seit 100 Jahren ins Vergessen gerathenen Etats généraux verlangten, das Parlament aber dieselbe ertheilte, registrirte letzteres ein Edict (1717), welches jene Kasse der Eigenschaft als Prinzen von Gebülde wieder entkleidete. Im folgenden Jahre entspannen sich Mißbeligtheiten zwischen dem Parlamente und der Regentſchaft, an welchen Law's Finanzsystem Schuld war. Es handelte sich um ein Edict über die Verringerung des Münzfußes. Nach einigen Debatten verbot das Parlament in voller Versammlung, dem Edict Gehorsam zu leisten. Die Regentſchaft cassirte dieses Arret, welches bei dem gedächtnißreichen Volke seinen Anklang finden wollte. Das Parlament fuhr jedoch in seinen Demonstrationen gegen jenes trügerische System fort, und unternahm sogar Aufregungen gegen Law's Person. Der Herzog von Orleans ließ den minderjährigen König ein lit de justice in den Tuileries halten, in welchem dem Parlamente unter Anderem abermals die Einmischung in Staatsangelegenheiten verboten wurde. Kurz darauf ließ man einen Präsidenten und ein paar Räte verhaften. Das Parlament hörte auf, Recht zu sprechen. Man mußte ihm Hohnung auf Freigabe der Verhafteten machen, um es zur Wiederaufnahme seiner Functionen zu bewegen. Seine fortgesetzte Opposition gegen Law's Operationen, dessen wankende Credit zu retten die Regierung ein Interesse hatte, zogen ihm 1720 seine Verbannung nach Pontaise zu³⁰⁾; seine Ausfahrungen gegen die Bulle Unigenitus waren ein Grund mehr zu dieser Verbannung. Diese Bulle war gegen den Janſenismus gerichtet, der sich in Frankreich ausgebreitet hatte, sie war aber zugleich ein Attentat gegen die einsichtlichen, durch Bibel und Kirchendehre gerechtfertigten Befehntnisse der religiösen und sittlichen Überzeugung, und wurde das Palladium des Jesuitismus und einer HofsPolitik, die in den Banden desselben lag. Die Rolle, welche das Parlament in den daraus entstandenen Zerwürfnissen spielte, muß ihm den Ruhm sichern, die Entwicklung eines jesuitischen Absolutismus, sowohl in der kirchlichen als in der politischen Sphäre, unter den empfindlichsten Kränkungen wenigstens aufgehalten und dadurch endlich um einen Sieg betrogen zu haben, durch welchen Frankreich geschädigt worden sein würde. Es handelte sich darum, der Bulle die Geltung eines Reichsgesetzes zu verschaffen. Wenn man sich

in den letzten Tagen Ludwig's XIV. über die Gefahr einer solchen Sanction noch nicht klar geworden war, so hatte man in den ersten Jahren der Regentſchaft Zeit und Gelegenheit genug dazu gefunden. Es hatten sich die Parteien der Anticonstitutionen oder Appellanten und der Acceptanten gebildet; an der Spitze der ersteren standen der Cardinal von Noailles und mehrere Bischöfe, welche von der Bulle an ein allgemeines Concilium appellirten. Papst Clemens XI. ercommunicirte 1718 alle Nichtacceptanten durch eine neue Bulle: Pastoralis Officii, wogegen abermals appellirt wurde. Die Regentſchaft sah sich genöthigt, sich zu entscheiden; sie fand für gut, den römischen Hof dabei nicht vor den Kopf zu stoßen. Das pariser Parlament und mit ihm die Parlamente von Rouen, Metz, Air, Rennes, Bordeaux, Dijon und Grenoble³¹⁾ widersetzten sich einer solchen Entscheidung; man kam daher auf den Gedanken, die Einregistrirung der Bulle als eines Reichs- und Kirchengesetzes im Grand Conseil vorzunehmen zu lassen. Auch hier gelang dies erst, nachdem man die Prinzen, die Pairs, die Malres des requêtes, kurz eine bedeutende Hofpartei zugezogen hatte. Nunmehr bequeme sich auch das Parlament in seiner Verbannung zu der Einregistrirung, jedoch unter allgemeinen Einschränkungen und mit Vorbehalt der Appellation an ein künftiges Concil, worauf es nach Paris zurückberufen wurde. Die Parteidämpfe dauerten nichtdeßwegen fort. Ludwig XV., der 1723 majoren geworden war, zwang 1730 das Parlament zur Einregistrirung einer Declaration, wonach Alle, welche die Ordines sacri und beneficia erlangen wollten, eine schriftliche Erklärung ausstellen mußten, daß sie die Bulle annehmen. Damit war indeß die Sache nicht abgethan. Die Jahre von 1730—1733 vergingen in beständigem Hader zwischen dem Parlamente einerseits und dem Hofe und der höheren Geistlichkeit andererseits. Der Ordre des Avocats hatte sich mit dem Parlamente wider die Bulle verbunden; jene hörten auf, zu plaidiren, dieses, Recht zu sprechen. Von dieser Seite wiederholte Deputationen an den König, wobei man vergessend den Cardinal Fleury zu umgeben suchte — von Seiten des Hofes dagegen schöne Abweisungen, Cassirungen der Arrets des Parlaments, Verhaftungen und Verbannungen — von Seiten der Geistlichkeit leidenschaftliche Schmähschriften und Denunciationen gegen Parlament und Advocaten. Hatte man bisher dem Parlamente unterſagt, sich in Staatsangelegenheiten zu miſchen, so verbot ihm jetzt der Minister Fleury, sich um irgendwelche geistliche Angelegenheiten zu kümmern. Dadurch sah das Parlament ein seiner wichtigsten Rechte bedroht, nämlich seine Entscheidung über die appels comme d'abus. Glücklicher Weise nöthigte der 1733 ausbrechende Krieg mit dem teutschen Reiche den Hof, mit dem Parlamente Frieden zu schließen. Es war nur ein Waffenstillstand, der, wie gewöhnlich, Nichts entschied, jedoch dem Parlamente Zeit gab, neue Kräfte zu sammeln. Aber auch die jesuitische Partei trieb ihre Befehntnisse fort. Unter dem Schutze des Erzbischofs

30) Es dürfte interessant sein, als Beispiel französischer Lettres de cachet den Inhalt beizubringen zu können, welche bei dieser Gelegenheit den einzelnen Parlamentenmitgliedern durch Monsieur zugesandt wurden; sie lauteten: „Monsieur, allant pour de bonnes considérations résolu de transférer ma Cour de Parlement de Paris en la Ville de Pontaise, je vous fais cette Lettre de l'avis de mon Oncle le Duc d'Orléans, Régent, pour vous enjoindre et ordonner de vous y transporter toutes affaires cessantes dans deux fois vingt quatre heures, pour y rendre la Justice à votre ordinaire, en vertu de la Declaration qui y sera envoyée, et ne vous assembler nulle part ailleurs sous quelque prétexte que se soit, sous peine de déobéissance et de privation de votre Charge. Et la présente n'étant à autre fin, je prie Dieu qu'il vous ait, Monsieur, en sa sainte garde. Paris le vingt Juillet 1730.“ Mémoires de la regence St. A. K. Mgr. le Duc d'Orléans durant la minorité de Louis XV., Roi de France. (Amsterd. 1729.) Tome 3. pag. 15.

31) Mémoires de la regence etc. Tome 2. pag. 144 sq.

ses von Paris verfolgten die Geistlichen die Jansenisten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Verationen, verweigerten den Sterbenden die Sacramente, wenn sie nicht schriftlich die Annahme der Bulle erklärten u. dergl. m. Die geistliche Gerichtsbarkeit ergriff die Gelegenheit mit Begier, um sich auf Kosten der weltlichen, ja der Gerechtigkeit überhaupt auszuzeichnen. Im J. 1750 brach der Kampf zwischen dem Parlamente, welches gegen diesen Unfug remonstrirte, und dem Hofe und dem Erzbischof von Neuem aus. Vergebens bot das Parlament Alles auf, um den König von den Gefahren zu überzeugen, mit welchen der fanatische und hierarchische Eifer der jesuitischen Partei drohte. Am 18. April 1752 erklärte es durch ein Arret, daß es die Bulle für keinen Glaubensartikel anerkenne, daß es nicht aufhören werde, dem daraus entstandenen Scandale entgegen zu arbeiten, und daß es nicht dulden werde, daß man die eines solchen Scandals Angeklagten der Justiz entziehe. In der That vermandte es den größten Theil seiner Zeit darauf, den Geistlichen, welche die Ertheilung der Sacramente verweigerten, den Proceß zu machen. Von allen Seiten liefen in dieser Hinsicht Klagen bei ihm ein. Die übrigen Parlamente folgten seinem Beispiele. Es befahl durch Arrets den widerpenflichen Geistlichen, die Sacramente zu ertheilen, der königliche Conseil verbot es ihnen. Die Beschlässe beider Collegien lagen im fortwährenden Kriege mit einander. Das Parlament ernarb sich in diesem Kampfe eine große Popularität, während die jesuitische Partei dem Volke immer verpöbter wurde. Als der König am 30. April 1753 sich abernals geweigert hatte, eine Vorstellung des Parlaments entgegenzunehmen, stellte es alle Functionen bis auf die Maßregeln gegen die Annahmen der Geistlichen ein, und versagte am 5. Mai den Lettres de jussion, durch welche ihm der König die Wiederaufnahme seiner gewöhnlichen Verrichtungen befahl, den Gehorsam. Am folgenden Tage wurden die Chambres des Enquetes und des Requetes verbannt. Die Grand' Chambre, die man wegen persönlicher Verhältnisse mehrer Räte nicht geführt hatte, verlangte das Schicksal der übrigen Kammern zu theilen, und machte sich durch Verhaftsbefehle gegen einige Geistliche desselben wüthig. Sie wurde am 10. Mai nach Pontoise verbannt. Um das Parlament in jurisdictionärer Hinsicht zu ersetzen, wurde eine Chambre des vacances unter dem Titel einer Chambre Royale errichtet, deren Einregistrierung die Prévôts du Chatelet, welche man damit beauftragte, verweigerte. Sie wurde dazu gezwungen. Ein Verbrecher, welcher vom Chatelet verurtheilt war, appellirte an die Chambre Royale, welche jenes Urtheil bestätigte. Das Chatelet verweigerte die Vollziehung, weil die Appellation ans Parlament gehen mußte. Der Referent wurde in die Bastille geworfen. Sofort stellte das Chatelet seine Functionen ein. Die Chambre Royale war ein Gegenstand des Spottes — kurz, es schien mit der Justiz in Paris zu Ende gehen zu wollen. Die Geburt eines Prinzen diente zum Vorwande, um das Parlament in Gnaden zurückzuberufen (27. Aug. 1754). Der Präsident Maupeou brachte es beim Könige sogar dahin, daß

der Erzbischof von Paris aus der Stadt verwiesen wurde. Auch die Sorbonne mußte sich dem Parlamente fügen. So schien die constitutionale Partei überwunden zu sein. Da entstanden neue Streitigkeiten zwischen dem Parlamente und dem Hofe über die Jurisdiction des Grand Conseil und über neue Steuern, die der Hof wegen des in Aussicht stehenden amerikanischen Krieges auferlegen wollte. Im J. 1756 errichteten sogar sämtliche Parlamente einen Bund unter einander. Am 21. Aug. hielt der König ein lit de justice zu Versailles, in welchem die neuen Steueredikte einregistriert wurden. Das Parlament protestirte nachher gegen die Rechtsbefständigkeit dieses lit de justice. Jetzt rührte sich auch die constitutionale Partei wieder. Fast alle Parlamente machten dem Könige darüber Vorstellungen. Der König hielt am 13. Dec. ein neues lit de justice. Drei neue Edicte wurden verlesen; das eine befahl die Annahme der Bulle Unigenitus, wenn schon sie keine Glaubensnorm enthalte, und erklärte die Verweigerungen der Sacramente für einen Fall der geistlichen Gerichtsbarkeit, vorbehaltlich des appel comme d'abus; das zweite traf einige organische Bestimmungen für das Parlament, das dritte hob die dritte und vierte Chambre des Enquetes auf (es gab deren damals noch fünf). Alle Parlamentsmitglieder bis auf die Präsidents-à-Mortier und zehn Räte weigerten ihre Entlassung ein. Sie wurde angenommen, und das Parlament war als aufgelöst anzusehen. Die Constitutionellen triumvirten und trieben ihr Wesen äger als je. Im Jahre darauf wurde die Grand' Chambre hergestellt, um über ein gegen den König unternommenes Attentat zu richten. Eine Hofpartei soll diese Herstellung jedoch hauptsächlich deshalb betrieben haben, um sich des Parlaments gegen die Marquise von Pompadour zu bedienen. Auch die übrigen Kammern mußte man in demselben Jahre zurückberufen, da es an Geld fehlte, um die Mitglieder abzukaufen. Den Streit über die Bulle, dessen der Hof wie der Papst überdrüssig geworden war, beschwichtigte ein vermittelndes Breve Benedict's XIV. Erlöschten konnte dieser Streit erst mit Aufhebung des Jesuitordens. Sie ist als ein Verdienst sämtlicher Parlamente, und insbesondere des pariser anzuweisen. Seine Arrets vom 6. Aug. 1762, 22. Febr. 1764 und 9. März desselben Jahres bereiteten das königliche Decret vom November 1764 vor, durch welches der Orden definitiv aufgelöst wurde").

Ein anderer stehend gewordener Gegenstand des Haders zwischen dem Parlamente und dem Könige waren die schmähsichen Steueransagen, durch die sich der Hof — denn nur dieser war der Strudel, welcher die Kräfte des Landes verschlang — aus der bodenlosen Zerrüttung der Finanzen immer von Neuem emporzuarbeiten suchte. Fast zu jedem in dieser Beziehung erlassenen Edicte mußte die Anerkennung des Parlaments erzwungen werden. Seine Remonenz verwickelte es in hinfällige Streitigkeiten mit dem Kanzler Maupeou, dem es nach der Verbannung seines Bundesgenossen, des Herzogs von Choiseul, unterlag.

32) Vergl. über die verschiedensten Einzelheiten die Hist. du Parl. de Paris, Cap. 44—68.

Nach einem 1770 vom Könige gehaltenen *lit de justice*, in Folge dessen es mit dem Beifall vieler Prinzen von Gébälte und Pairs (eine richterlichen Functionen einstellte, wurde es 1771 aus Paris verwiesen, und bald darauf nebst den übrigen Parlamenten ganz aufgehoben, zu welchem Zwecke man die Stellen confiscirte. Statt dessen wurden *Derappellationsgerichte* (spötmweise *Parlements Maupeou* genannt) errichtet; denn Maupeou erklärte den König für den einzigen Gesetzgeber, der dem Parlamente zwar Vorstellungen erlaube, nach zweimaliger Abweisung derselben aber unbedingten Gehorsam zu fordern habe. Ludwig XVI. stellte die Parlamente 1774 auf den Rath des Ministers Maupeou wieder her. Die Reformen, auf welche dieser König, dem Geiste der Zeit nachgebend, sich einließ, waren dem Parlamente bei seiner conservativen Richtung, wie der hohen Aristokratie ein Dorn im Auge, und bewirkten eine Cooperation beider Autoritäten, durch welche die Regierung um Sicherheit und Planmäßigkeit gebracht, und die Nation, die sich weder hier noch dort vertreten sah, um Vertrauen und Abhilfe zugleich betrogen wurde. Die Minister Turgot und Lamoignon: Malesherbes, welche diese Abhilfe unternommen hatten, mußten jener Faction weichen. Gleich Anfangs lebte sich das Parlament gegen ein Edict auf, welches den Getreidehandel freilag; es gewann den Pöbel und verursachte einen Aufbruch (in guerre des farines), der durch ein Amnestiedict vom 17. Mai 1775 beschworen wurde. Andere Remonstrationen in einem unzeitig conservativen Sinne folgten; die *lits de justice*, welche Ludwig XVI. wogte, waren nicht geeignet, Eindruck auf das Parlament zu machen. Das Deficit der Finanzen, welches zuletzt noch durch den nordamerikanischen Krieg von 1778 — 1783 aus Unerbörte geistigert worden war, machte neue Steuern unermittellich; aber gerade in diesem Punkte war der Widerstand des Parlaments aus alter Gewohnheit um so hartnäckiger, als er in den Augen des schon schwer genug gedrückten Volks befallswürdig erschien. Als die 1787 berufenen Notabeln des Reichs den Vorschlag des Finanzministers Colonne, eine allgemeine Grundsteuer und eine erhöhte Stempelsteuer zu erheben, abgelehnt hatten, sollte das Parlament in einem *lit de justice* gezwungen werden, diese Steuern, die besonders den beiden ersten Ständen lästig zu fallen drohten, zu genehmigen. Es erklärte das *lit de justice* für ungültig und widersetzte sich so hartnäckig, daß es (1787) nach Tropes verbannt wurde. Die allgemeine Aufregung zwang den König, es bald darauf zurückzurufen. Unterstützung von der Partei des Herzogs von Orleans verwarf es den Plan einer Anleihe von 450 Millionen Livres. Als darauf der Herzog von Orleans und zwei Parlamentenmitglieder verhaftet wurden, erhob es laut seine Stimme gegen den mit den Letztren de cachet getriebenen Mißbrauch. Nunmehr hob der König am 8. Mai 1788 sämtliche Parlamente auf und errichtete dafür eine *Cour pléniere*, welche die richterlichen Functionen des Parlaments versehen sollte. Alle diese Maßregeln waren ohnmächtige Versuche, dem bereits ausbrechenden Sturme der Revolution entgegenzuwirken.

I. Capitel, §. 2. 2. Erste Section, XLVIII.

Nieder betrieb sofort nach seiner Berufung die Wiedereinsetzung der Parlamente. Von da an handelte das pariser Parlament den dringenden Nothungen der Zeit gemäß, die bereits in der ganzen Nation und insbesondere in der zweiten Versammlung der Notabeln (vom 5. Nov. 1788) ein nicht mehr zu überdauendes Echo fanden. Es beantragte beim Könige die gleichmäßige Besteuerung aller Stände, Pressefreiheit, Abschaffung der Lettres de cachet; es bestand endlich auf Zusammenberufung der Reichsstände. Die Letztern entschieden bekanntlich die Revolution, und Eins der ersten Opfer derselben waren die Parlamente, welche 1790 für immer aufgehoben, oder vielmehr in jenes höhere Organ des Nationalwillens aufgehoben wurden.

Einem ähnlichen Schicksale gingen die Pairs entgegen. Im weitern Umfange diese Würde die Prinzen von Gébälte, die legitimirten Prinzen, die sechs geistlichen Pairs und die weltlichen Pairs, deren es zuletzt 37 gab. Sie waren die ersten Unterthanen des Königs und hatten außer diesem Range keine andern Vorzüge mehr, als einen privilegierten Gerichtsstand, die Functionen zur Verherrlichung der königlichen Majestät, wie namentlich bei Krönungen, das Recht, den Verhandlungen des Parlaments als geborene Ehrenmitglieder desselben beizuwohnen, die Prädicaturen des Adels überhaupt und die Macht, unter Umständen eine politische Partei zu bilden, die für ihre particulären Interessen bald mit dem Hofe, bald gegen ihn operirte. In letzterer Beziehung verbanden sich ihre Unternehmungen meistens mit denen des Parlaments; eine festere organische Verbindung mit demselben hatten sie nicht mehr. Ihre ursprüngliche Bedeutung als eigene, in den politischen Organismus der Monarchie nach bestimmten historischen Gesichtspunkten eingefügte, Corporation war schon in der vorigen Periode verschwunden, indem ihr Lebensfürsenthum vor der aufsteigenden Sonne des unumschränkten Königthums und seines Beamtenthums zergangen war und die Pairsgerichtsbarkeit sich in die oberste Gerichtsbarkeit des Parlaments aufgehoben hatte. Ihren Unterschied von dem letztern suchten sie in der Erinnerung an ihre frühere selbständige Auctorität zuweilen noch in kleinlichen Aufferlichkeiten zu behaupten, bei denen das Parlament sich freilich nicht großherziger bewies. Es kam z. B. zu Streitigkeiten darüber, ob bei den *lits de justice*, in denen die Pairs den König ins Parlament zu begleiten pflegten, die Pairs vor den Parlamentsmitgliedern abstimmen sollten, oder nach ihnen. Ludwig XIV. entschied für das Erstere; für die gewöhnlichen Sitzungen, in denen der König nicht anwesend war, behaupteten die Präsidenten das Recht, ihre Stimme zuerst abzugeben. Unter der Regenshaft des Herzogs von Orleans bestimmte außerdem ein Edict den Vorrang der Pairs vor den *Présidents-à-Mortier*. Übrigens bebielt das Parlament den Titel einer *Cour des Pairs* für die geeigneten Fälle bei, veräußerte aber nicht, dieß bei Gelegenheit außer aus dem Rechte der Pairs, seinen Sitzungen beizuwohnen, auch daraus zu erklären, daß es berufen sei, über die Pairs zu richten. — Im J. 1711 traf eine

Verordnung statutarische Bestimmungen für die Pairsschaft, unter Anderem über die Successionsordnung, bei welcher in der Regel die Frauen ausgeschlossen sein sollten.

Wir wenden uns zu den Reichsständen. 175 Jahre lang aus dem Kreise des absoluten Königthums verbannt, trafen sie am Ende dieser Periode als eine Macht, an welcher der tausendjährige Bau dieses Königthums mit allen seinen Anhängen jerschüttelt, indem es einen verzweifelten Versuch wagte, diese Macht zu der seinen zu machen.

Am Anfange wie am Ende dieser Periode findet man als Ersatz für die Reichsstände Versammlungen der Notabeln des Reichs, d. h. der bedeutendsten Männer aller Stände, welche der König auswählte; denn in Frankreich war jede organische Form unterhalb des Königthums möglich, weil keine eine selbständige Wirklichkeit hatte. Heinrich IV. berief solche Notabeln (nämlich weltliche Große, Prälaten, Biele vom Adel und Justiz- und Finanzbeamte) 1596 zu einer Versammlung nach Rouen, um sie über die Finanzen zu berathen und durch sie die Geldmittel bewilligen und anweisen zu lassen, die er zur Fortsetzung des Krieges gegen seine Feinde nöthig hatte. Durch die Macht seiner Persönlichkeit und indem er sich in seiner Eröffnungsrede im Voraus der Autorität dieser Versammlung unterwarf³³⁾, begründete er die Competenz derselben in einer Angelegenheit, über welche nur die Reichsstände zu entscheiden gehabt haben würden — aber Reichsstände, welche noch kurz zuvor von seinen Feinden versammelt worden waren, um ihn vom Throne auszuscherfen. In den letzten Jahren dieser Periode berief der Hof die Notabeln, um die Finanzpläne Colonne's durchzuführen, welche der allgemeinen Finanznoth abhelfen sollten; allein dies war ein Act der Verzweiflung, durch welchen der Hof die Reichsstände nicht abermals zu umgehen vermochte, sondern sie neu ins Leben rief, um ihnen zu unterliegen.

Zum letzten Male waren die Reichsstände 1611 unter der Regentschaft versammelt gewesen. Die formelle Ordnung ihrer Zusammenberufung und ihrer Verhandlungen, welche sich in der vorigen Periode durch Gewohnheit und einzelne Reglements herausgebildet hatte, war natürlich nicht im Stande gewesen, den Mangel ihrer grundgesetzlichen Nothwendigkeit zu ersetzen und sie dadurch vor dem Verschwinden zu bewahren. Diese noch 1614 beobachtete Ordnung bestand den Hauptpunkten nach in Folgendem. Das Reich wurde Rebus des reichsfürstlichen Wahlen in Gouvernements getheilt, deren Zahl die Regensschaft Maria's von Medicis auf zwölf bestimmte. Die Wähler hatten das Recht, ihren Abgeordneten besondere Vollmachten im Betreff der Berathungsgegenstände zu erteilen; daher der König den Wählern durch Mandemens im Voraus eröffnen ließ, welche Hauptpunkte er

zur Berathung bringen lassen wolle. Zugleich wurden die Abgeordneten hinsichtlich der Namens ihres Wahlbezirks zu stellenden Beschwerde instruir und bevollmächtigt; diese Beschwerden wurden zusammengefaßt und so die Beschwerde des ganzen Versammlung gebildet. Die Stände bewilligten die geforderten Subsidien unter der Bedingung der Abstellung dieser Beschwerden, und diese erfolgte, freilich erst lange nachher und auch nur, in soweit der Hof sich dazu entschließen konnte, in Form einer allgemeinen Verordnung, namentlich, was die Reichsstände von 1614 betrifft, durch den sogenannten Code Michaud von 1629. — Die Zahl der Abgeordneten war nicht immer gleich; in der Reichsversammlung von 1614 saßen 163 geistliche, 136 vom Adel und 195 vom dritten Stande; seit den beiden Versammlungen von Blois hatten sich die Abgeordneten des Adels gegen die der beiden übrigen Stände vorzugsweise vermehrt und am wenigsten die des dritten Standes; doch wurde nicht nach Köpfen, sondern nach Sectionen, deren, der Zahl des Gouvernements entsprechend, zwölf waren, gestimmt, und zwar so, daß in jeder Section jeder Stand votirte und jede Section eine Stimme hatte.

Die Etats généraux von 1614 begriffen ihre Aufgabe so wenig, daß kein gemeinsames Handeln zu Stande kam, sondern jeder Stand nur auf seine Sonderinteressen bedacht war. Der Antrag des dritten Standes auf grundlegende Sicherstellung der königlichen Autorität gegen die geistliche Gewalt wurde, wie angeführt, von der Geistlichkeit und dem Adel bekämpft; dagegen verlangte jene vergebens die Promulgation des tribunalinischen Concils.

Während die Etats généraux ins Vergeffen gerieten, führten die Etats particuliers einiger Provinzen (Pays d'Etats, nämlich Languedoc, Bretagne, Burgund, Provence, Dauphiné, Flandern nebst Artois, Hainaut und Cambresis und Pau) ein spärliches, auf keiner festen Basis beruhendes, Dasein fort. Sie bewilligten dann und wann Subsidien und brachten Beschwerden vor den Thron, verhandelten auch über ihre Finanzen und andere Interessen der Provinz; am rühmlichsten bewiesen sich die Stände von Languedoc.

Was die einzelnen Stände anbelangt, so unterlag 1) die Geistlichkeit zwar einerseits dem königlichen Absolutismus, indem namentlich die geistliche Gerichtsbarkeit und selbst die geistliche Gewalt überhaupt, d. h. die Gewalt der hierarchischen Obern, in geistlichen Dingen durch die weltliche erheblich eingeschränkt und vor Allem in weltlichen Angelegenheiten der Grundlag einer vollkommenen Unabhängigkeit der letztern von der ersten festgehalten und ausgebildet wurde; andererseits aber gewann die Geistlichkeit in den Assemblées du Clergé ein wichtiges Mittel zur Bewahrung ihrer corporativen Rechte als politischer Stand. In ersterer Beziehung gaben die Annahmen des römischen Hofes auch jetzt noch dem Königthume häufig die Veranlassung, die Unabhängigkeit seiner weltlichen Autorität gegen das geistliche Element überhaupt festzusetzen; und die oben genannten vier Sätze von 1682 beweisen, wie die französische Geistlichkeit, der es in diesem Falle, wie in andern Fällen, nach wie vor auf die

33) „Je ne vous ai point ici appelé, comme faisoient mes Prédécesseurs, pour vous obliger d'approuver aveuglement mes volontés; Je vous ai fait assembler, pour recevoir vos conseils, pour les croire, pour les suivre, en un mot pour me mettre en tutelle entre vos mains. Histoire du Roy Louis le Grand par Hardouin de Perceux. (Paris 1692.) pag. 242.

Bewahrung der Freiheiten der gallikanischen Kirche ankommen mußte, selbst mit dem Königtume gemeinschaftliche Sache machte, obwohl sie sich hierin gegen die Anfechtungen des Papstes Innocenz XI. und seiner Nachfolger, besonders Alexander's VIII., nicht consequent blieb, und endlich der französische Hof selbst durch die Annahme der Bulle Unigenitus sich der ihm durch jene vier Sätze gesicherten Unabhängigkeit gradezu wieder begab. — Als Rechtsmittel nicht bloß gegen die Eingriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit in die weltliche, sondern überhaupt gegen Mißbräuche der geistlichen Gewalt in weltlicher Beziehung, sei es zur Beeinträchtigung der Freiheiten der gallikanischen Kirche, oder des bestehenden kirchlichen Rechts, wurde der appel comme d'abus ausgebildet, und zwar in dem Maße, daß die Ereignisse desselben zu den Amtsobliegenheiten des Procureur général gehörte und seiner Verjährung unterworfen war. Selbst gegen päpstliche Bullen konnte dieses Rechtsmittel in den gedachten Fällen und wegen Verletzung der Concordate und der zum Schutze der Kirche und des Kirchenrechts erlassenen Verordnungen verfolgt, mußte dann aber gegen die die Bulle veröfentlichende und vollziehende Behörde gerichtet werden. In der Regel erkannten die Parlamente über den appel comme d'abus, in gewissen Fällen auch der Grand Conseil, oder der Conseil des parles. Umgekehrt fand ein solcher Recurs auch gegen die Eingriffe der weltlichen Macht in die geistliche zu.

Die Assemblées du Clergé, welche schon 1561 entstanden und sich bis zu Ende dieser Periode erhielten, wurden ursprünglich durch einen Vertrag zwischen der Geistlichkeit und dem Könige veranlaßt, zu Folge dessen die erstere dem letztern eine Unterstützung zur Bekämpfung der Reformen zusagte. Diese Unterstützung reichte nicht aus; es traten überhaupt Umstände ein, welche eine mehrmalige Wiederholung des Vertrags bewirkten und dem Staate eine regelmäßige Beisteuer der Geistlichkeit (décimes ordinaires, ein Ausdruck, welcher an die alten früher erwähnten décimes erinnert) verschafften. Alle fünf Jahre versammelten sich nun Abgeordnete der höheren und niederen Geistlichkeit des Landes, um das Rechnungswesen über jene Beisteuer zu besorgen. Auch außerordentliche Versammlungen fanden statt, wenn der König noch décimes extraordinaires in Anspruch nahm. Die nächste Folge war, daß die Geistlichkeit auf diese Weise sich eine eigene, nur von ihr abhängige Finanzverwaltung schuf. Mit der Zeit aber bildeten sich diese Assemblées, welche 1625, 1646 und 1715 durch Statuten genauer regulirt wurden, zu festen Organen für die Standesangelegenheiten der Geistlichkeit aus, so daß diese dadurch eine ständische Selbständigkeit und Garantie wie keiner der beiden andern Stände erlangte. Es gingen aus diesen Versammlungen allgemeine Erklärungen über kirchliche und rein geistliche Angelegenheiten hervor, wie z. B. die vier Sätze von 1682. Selbst der König legte ihnen Fragen vor. Nicht so zweifellos war das von den Assemblées in Anspruch genommene Recht, anstößige Erlassen zu verurtheilen und die Amtshandlungen einzelner Geistlichen zu untersuchen; vielmehr kam es darüber wiederholt zu

Rechtsstreitigkeiten vor dem Parlamente, oder vor dem Grand Conseil. Ubrigens bedurfte es zu diesen Versammlungen, wie zu den Synoden der Erlaubniß des Königs, der auch den Ort der Versammlung bestimmte und dieselbe durch Commissionen besetzte, auf deren Antrag ihm ein don gratuit vermüßigt zu werden pflegte.

2) Vom Adel ist aus dieser Periode Nichts zu berichten, was der organischen Ausbildung einer bestimmten politischen oder socialen Idee desselben ähnlich sähe. Aus dem Feudalismus hervorgegangen und in soweit dem Absolutismus wie dem Volkstume gleich sehr ein Ziel des Aufstieges sah er sich in einer Zeit, wo ihm jene historische Basis von beiden Seiten der (von Seiten des Volkes freilich nur sehr mittelbarer Weise) mehr und mehr verengt, ja ganz genommen wurde, von der allgemeinen Entwicklung gemessenmaßen im Stiche gelassen; und sofern er sich nicht damit begnügte, sich im Hofleben und in der blendenden Sonne des Absolutismus zu spiegeln, sondern nach der Behauptung seiner früheren historisch-politischen Bedeutung strebte, konnte dies Streben nur auf ein Widerstreben gegen die ganze Richtung der Zeit hinauslaufen. Er verhielt sich in dieser Periode zu einer anorganischen Beschwerde der Nation, die von der Revolution radical ausgeschrieben wurde; denn sein Bestreben beim Heranrücken der letzteren, sich gleich den nationalen Interessen in Fluß zu setzen, blieb ein einseitiges, oder konnte nur seine vollständige Selbstauflösung zur Folge haben. — Die Standesvorrechte, welche ihm geblieben waren — im Ganzen hatte er sie bis auf die bedeutend eingeschränkte Patrimonialgerichtsbarkeit (sammtlich bewahrt — bienten nur dazu, ihn beim Volke verhaßt zu machen, anstatt ihm, wie früher, ein Übergewicht zu geben. Unter diesen Vorrechten kommen jetzt besonders seine Befreiung von der taillie personelle und zum großen Theile auch von der Grundsteuer, seine Befreiung von den gewöhnlichen Militairlasten und Dienstpflichten, seine unbeschränkte Fähigkeit zur Erwerbung von Rittergütern, alodialen oder Feudalherrschaften (— die Bürgerlichen hatten bei solchen Erwerbungen die sogenannten Francsbriefe an den König zu zahlen —), sein privilegiertes Gerichtsstand in Criminalsachen (vor der Grand'Chambre der Parlamente) und in Civilsachen (vor dem Baili oder Seneschal und vor dem Präsidialgerichte) in Betracht. Außerdem hatte der Adel sein eigenes Privatrecht, dessen Quelle vorzugsweise die Coutumes bildeten. Es bezog sich besonders auf seine Familienverhältnisse. — Den obersten Rang nahmen die Prinzen (Illustres) und die Pairs mit ihren Duchés Païries ein, dann folgten die Chevaliers und Seigneurs oder die Ritter und Grundbesitzer, bei welchen sich die alten Benennungen Baron, Châtelain, Duc, Comte und Vicomte erhielten — endlich die Noblesse simple, nämlich die Ecuyers und die bloßen Gentilshommes, zu welchen die Gabelten gehörten. Die Haute Noblesse bezeichnete Nichts weiter, als den Gegensatz zu dem (erblichen) Wriabel. Von der Noblesse de Robe und der Noblesse d'épée ist schon oben bei der Ordegebung die Rede gewesen. Alle

diese Erwerbsarten gaben die Privilegien des Adels. Außerdem gab es eine Art von Ehrenadel, welcher dieser privilegierten Privilegien nicht theilhaftig war, wie der Adel der Doctoren der Rechte (*Noblesse comitive*), der Adel der höchsten obrigkeitlichen Beamten in den Städten, welcher auf die Ragkommen überging (*Noblesse de Cloche, de Ville, d'Echevinage, de Mairie* oder de *privilege*), der Adel bürgerlicher Rittergutsbesitzer. Die pariser Bürger hatten seit Karl V. das von mehreren Königen bestrittene Recht, Wappen zu führen und im ganzen Reiche Allodien und Lehen zu erwerben, ohne für letztere eine Abgabe zu bezahlen. — In den Zeiten der Ligue hatten sich viele Reiter den Adel angemacht; Heinrich IV. und noch Ludwig XIII. und Ludwig XIV. nahmen deshalb eine Reinigung vor.

3) Den eigentlichen Fonds der Nation bildete der dritte Stand, nicht weil er im Laufe dieser Periode eine entschiedene politische Bedeutung behauptet hätte, vielmehr vollendete und besiegelte der Absolutismus jetzt die schon in der vorigen Periode gelungene Unterdrückung der städtischen Jurisdiction und selbständigen Verwaltung, und mit dem Verschwinden der Rückschlüsse verlor besonders der Tiers-état die sichere Haltung. — sondern weil gerade in ihm der Ausbruch des absoluten Widerstandes sich vorbereitete, den der Absolutismus in sich schloß.

Durch die Einrichtung der königlichen Lieutenants généraux de Police und der Polizeicommissaire unter Ludwig XIV. verloren die Städte auch den Rest ihrer Polizeigewalt. Ebenso fuhr das Königthum fort, ihre Finanzverwaltung einzuschränken, so daß ihnen die selbständige Erhebung und Repartition ihrer Steuern, sowie die freie Verfügung über ihre Einkünfte verkümmert wurde. Ludwig XIV. schonte selbst ihr Recht nicht, ihre Behörden selbst zu ernennen. Im J. 1692 errichtete er neben den bestehenden veräußliche und erbliche Municipalämter. Er ging in dieser Usurpation noch weiter, als die Städte die neu geschaffenen Ämter an sich kauften, denn nun wurden solche Ämter für ihn doppelt einträglich. Eine Verordnung von 1717 stellte zwar die freien Magistratswahlen in den Städten wieder her; bald aber fand man sich genöthigt, jene Finanzquellen wieder zu eröffnen; sie wurden seitdem bis zur Revolution bald wieder abgeschafft, bald wieder hergestellt.

Während von einem politischen Gewichte des dritten Standes, selbst wenn man seine Theilnahme an den ständischen Beratungen der einzelnen Provinzen berücksichtigt, kaum die Rede sein kann, lief seine rechtliche Bedeutung auf die sogenannte Vollberechtigung seiner Angehörigen (*bourgeois und vilains*) hinaus, d. h. man konnte sich dafür, daß man von einem Rechtsgenusse, wie die beiden ersten Stände ihn hatten, ausgeschlossen war, mit einer Rechtsfähigkeit trösten, welche den Leibeigenen versagt war. Dieses Rechtsgebiet des dritten Standes lag also in sehr engen Schranken; dagegen hatte er die drückenden Staatlasten fast allein zu tragen. Die Berücksichtigung der beiden ersten Stände ruhte auf ihm, sie wurzelte in Vorurtheilen gegen seine volle Rechtsfähigkeit, welche ihm dieselbe de facto verdrängten, so sehr die Doc-

trin es auch liebte, die Vollberechtigung als ein Merkmal des dritten Standes aufzustellen. Siehe, der 1789 Abgeordnete des dritten Standes war, nahm in seiner berühmten Schrift: *Qu'est-ce le tiers-état?* seinen Stand, diese Frage mit „Rien“ zu beantworten.

Und dennoch sollten Königthum, Geistlichkeit und Adel durch den dritten Stand überwunden werden. Einmal nämlich lebten und webten Geistlichkeit und Adel so gut, wie das Königthum, in dem absolutistischen Glaubensbekenntnisse; sie waren aber dadurch unter sich uneinig, daß sie die absolutistische Macht einander misgönnten, und schwächten sich auf diese Weise gegenseitig. Dagegen war der dritte Stand an sich die natürliche Einheit des Widerstandes gegen den Absolutismus — ein Verhältnis, welches zum Verderben des letzteren ausschlagen mußte, sobald die Zeit gekommen war, wo jener Widerstand aus seiner Passivität zur Activität überging. Zweitens war der dritte Stand allein die Sphäre des reinen Privatrechtes, d. h. die Sphäre, in welcher die Idee der freien Persönlichkeit allein im Stande war, auf sich selbst und auf ihr Verhältnis zum Staate einzugehen, ein Punkt, der in der Entwicklung einer Nation, wie die französische, ebenso wenig ausbleiben, als ohne eine westliche Umkehr der bisherigen Resultate dieser Entwicklung eintreten konnte. Das Königthum und die beiden ersten Stände unterdrückten mit dem praktischen Bedürfnisse auch aller theoretischen Empfindlichkeit für jene Idee, wo aber standen sie, und vorzugsweise das erste in der engen negativen Beziehung zu derselben. Es liegt im Wesen des Absolutismus, daß er die Souveränität zu einem Privatrechte macht, welches aber der äußeren Erscheinung und Betätigung nach den Charakter des öffentlichen Rechtes beibehält und sich dadurch am sichersten in den Stand stellt, die Rechtsinteressen der Beherrschten sammt und sonders unter sich gefangen zu halten. Die einzelne Befondertheit des Souverains prädominirt hier, zugleich die Allgemeinheit zu sein. Der Absolutismus hebt also die Idee der freien Persönlichkeit in sich auf und behandelt die Befreiungen derselben, sich privatrechtlich zu versorgen und für sich zu setzen, in dem Maße als Angelegenheiten des öffentlichen Rechtes, in welchem sie mit seiner eigenen absoluten Privatrechtlichkeit unverträglich sind. Daher kommt es eben unter der Herrschaft des Absolutismus zu seiner allgemeinen Gesetzgebung über das Privatrecht, welche nicht umhin könnte, das Princip der freien Persönlichkeit anzuerkennen und die Sphäre derselben in ein freies Verhältnis zu der Sphäre des Staates zu setzen; wo aber gibt es eine Anzahl einzelner privatrechtlicher Gesetze und einen gewissen Eifer für die Umwandlung des Gewohnheitsrechtes in geschriebenes Recht; denn dadurch weiß der Absolutismus dem Privatrechte den Rückhalt zu nehmen, durch den es sich der Unterordnung unter seine eigene Privatrechtlichkeit entzieht. Natürlich kann es ihm dabei nicht einfallen, das Privatrecht zu cassiren; es genügt ihm, dasselbe gegen die ihm zu Grunde liegende Idee zu isoliren und dadurch zu einem bloßen Factum zu machen, welchem das Bewußtsein seiner tiefen sittlichen Bedeutung und Unverletzlichkeit und die Macht,

sich demgemäß über ein gewisses Maß hinaus frei zu entwickeln, entfremdet wird. Daher ließ es die constituirende Nationalversammlung von 1789 ihr Erstes sein, die unverlethlichen Rechte des Menschen und Staatsbürgers zu proclamiren. Durch diese Erklärung emancipirte der dritte Stand sein eigenthümliches Element, die Idee des Privatrechtes, von jenem absolutistischen Joch; in dieser Idee lag die positive Initiative zur Revolution, denn fast unmittelbar wurde namentlich auch das öffentliche Recht als das Gemeinssame aller individuellen Rechtsinteressen zu einer Angelegenheit des Volkes. — Drittens konnten, wie sich aus dem Vorigen schon von selbst ergibt, die neuen socialen und politischen Ideen, welche sich schon im 17. und besonders im 18. Jahrh. gegen den Absolutismus auflehnten, nur im dritten Stande Wurzel schlagen; ja der auf ihm lastende Druck führte ihn in einer Zeit hoher Cultur schon von selbst auf die ideale Conception der ihm angeborenen, aber vorenthaltenen Rechte und verhalf ihm dadurch mit der Zeit zu einer Macht, welcher seine Widersacher nichts Gleiches entgegenzusetzen hatten.

Es dürfte am Orte sein, hier der Jurisprudenz dieser Periode, in sofern sie sich des Privatrechtes annimmt, sich also auf den eigenthümlichen Standpunkt des dritten Standes stellt — hiernächst aber der französischen Social- und Rechtsphilosophie zu gedenken, welche sich über alle derartigen Standpunkte erhebt, jedoch grade für den dritten Stand geschaffen scheint.

Die Hauptaufgabe des Privatrechtes bilden neben dem römischen und kanonischen Rechte die *Coutumes*“), welche vorzugsweise im Norden zu Hause sind, jedoch auch in den pays du droit écrit vorkommen. Ihre nächsten Erkenntnisquellen sind die officiellen Redactionen, deren die vorige Periode eine große Menge geliefert hat, während in der gegenwärtigen nur sehr wenig dafür geschieht, oder nur wenig zu thun übrig bleibt, wogegen die Jurisprudenz sich desto eifriger mit ihnen beschäftigt. Diese Redactionen enthalten nun zwar neben den *Coutumes* des dritten Standes auch die der beiden ersten Stände, welche letztere, meistens Vorzugsrechte und zwar entweder eigentliche Privilegien, oder solche privatrechtliche Normen, in denen sich eine höhere Rechtsfähigkeit ausdrückt, dem ordinären Privatrechte des dritten Standes seinen untergeordneten Rang fühlbar zu machen und ihm etwas dem Reufenhauptes des Absolutismus Könliches unmittelbar entgegen zu halten geeignet sind. Nichts desto weniger der dritte Stand in jenen Redactionen eine feste Gewähr seines Rechtes, auf die er vertraut und in seiner Weise stolz ist; er ist durch sie zu dem Bewußtsein gekommen, daß er ein Recht habe, welches seiner eigenen Überzeugung und Bildungsstufe angehört und einer gleichen gesetzlichen Sanction, wie das Recht der bevorzugten Stände, fähig und würdig erachtet ist; dieses Bewußtsein erlangt aber in der gegenwärtigen Periode die ihm in der vorigen noch abge-

hende empirische Totalität und Solidarität; denn theils ist dieselbe in dem von Heinrich IV. geschaffenen Zustande allseitiger Harmonie unmittelbar erlebt worden, und wird gewissermaßen in der Erinnerung an diesen Zustand, der dem dritten Stande noch lange als ein Ideal seiner Freiheit und staatsbürgerlichen Würde vorschwebt, ferner erlbt, theils ist sie eine unwillkürliche Folge des sich vollziehenden Absolutismus, unter dessen Herrschaft der dritte Stand sich mehr und mehr consolidirt. — Für die Jurisprudenz aber war der Abßich zwischen den *Coutumes* der ersten Stände und denen des dritten Standes kein Grund, die letztern gering zu achten. Wie das Königthum unter Ludwig XIV. sich die Aufgabe stellte, die französische Nation zu einer großen und ruhmvollen zu machen, so war die Jurisprudenz von dem Streben befeßt, das Recht dieser Nation unter dem gleichen Gesichtspunkte aufzufassen und zu behandeln. Sie leistete dadurch dem eigentlichen Fonds dieser Nation einen reellen Dienst, während das Königthum es nur bis zu einem täuschenden Scheine brachte. Sie stand ganz und gar auf dem Rechtsgebiete des dritten Standes, indem sie es sich zur Aufgabe machte, aus den verschiedenen, an sich mehr oder weniger particularisirenden *Coutumes* die gemeinsamen Grundsätze herauszufinden und so ein französisches Nationalrecht herzustellen. Zu diesem Zwecke suchte sie die eine *Coutume* aus der andern zu ergänzen, wie dies auch bei der officiellen Redaction versucht worden war. Auf diese Weise bewegte sie sich in der Idee eines *droit coutumier*, welches sich über die einzelnen positiven Sätze des Gewohnheitsrechtes wissenschaftlich erhob. Dieser Dienst eines französischen Nationalrechtes zu Liebe vergaß sie freilich das germanische Grundelement jenes Gewohnheitsrechtes, wie denn überhaupt die Geschichte — einzelne Epoche machende Ausnahmen abgerechnet — weniger ihr Fach war. Desto mehr galt ihr das gegenwärtige Volksbedürfnis, welchem sie die Fähigkeit vindicirte, sich aus seinem eignen Fonds zu befriedigen. Ihre Richtung war sonach eine überwiegend praktische und volksthümliche, welcher indessen ein Anflug von philosophischen Ideen nicht fehlte. Im 17. Jahrh. schrieben die französischen Juristen zum größten Theile schon in französischer Sprache, statt wie früher in lateinischer. Indessen war der Wirkungskreis dieser Jurisprudenz keineswegs durch die Idee eines französischen Nationalrechtes begrenzt, er umfaßte zugleich das Gebiet des römischen Rechtes, dessen Vermittelung mit jenem und dem gesetzlichen Rechte, wie schon bemerkt, als der Weg zur Herstellung eines *droit commun* betrachtet wurde. Indessen stritt man über die Bedeutung eines solchen. Dieser Streit ist lange Zeit und ohne entscheiden zu werden über die Frage geführt worden, ob für die Länder des *droit coutumier* bloß das römische und das kanonische Recht, oder aber die jeweiligen allgemeinen Rechtsprincipien, welche unabhängig davon galten und von den Königen anerkannt waren, als gemeines Recht anzusehen seien. Jedemfalls dürfte die erstere Meinung für den größeren Theil der *Coutumes* nicht in Aufnahme gekommen sein, wenngleich (schloß deren eigentlicher rechtlicher Charakter, wie namentlich der der Cou-

34) Bemerkenswerthe Werke über die *Coutumes* sind: *Commis* (Parlementarische), Bibliothèque choiale des livres de droit, erste Ausgabe von Dupin, 1824 (2. Bd. S. 225—288), und *Kleinert*, *Études sur les coutumes*. (Paris 1837. [Nachgelassene Werke. 2. Bd. S. 133.])

tume von Paris und der meisten übrigen, diese Meinung aus, und bestränzte diejenige beschränftere Anwendung des römischen Rechtes, nach welcher dieses in Wahrheit, und nicht, wie in Deutschland, bloß dem Namen nach, als subsidiäres Recht oder mit dem bezeichnenden französischen Ausdrucke als *raison* d'érige galt. Andere Coutumes bezogen sich selbst auf das römische Recht, oder hielten es garabaz zu ihrer Hauptquelle. Das fortgesetzte eifrige Studium des römischen Rechtes konnte in Verbindung mit der Ausbildung des droit coutumier und mit dem Streben der französischen Jurisprudenz, aus dem historisch gegebenen Rechten und den Gesetzen der Könige ein nationales droit commun herzustellen, dem dritten Stande nur förderlich sein; denn grade für diesen war eine wissenschaftlich vermittelte Gemeinlichkeit und Uebereinstimmung des Rechtes ein wesentlicher Stützpunkt seiner nationalen Solidarität; eine solche Vermittelung war aber nach Lage der Dinge nur mit Hilfe der römischen Jurisprudenz möglich; die Einheit des Rechtes, welche im Geiste dieser Jurisprudenz lag, war eine viel wirksamere und vollständigere, als die abstrakte Bewältigung aller Gegensätze, auf welche der Absolutismus ausging, je hätte werden können.

Die Leistungen der schon genannten französischen Juristen aus dem Ende der vorigen Periode ragen zum Theil auch in die gegenwärtige hinein und bilden die Grundlage für den Aufschwung, welchen die Wissenschaft des nationalen Rechtes in dieser Periode nimmt. In dieser Hinsicht ist hier besonders an Guy Coquille und Anton Loisel zu erinnern. Der Erstere, ein gründlicher Kenner des droit coutumier, behandelte in seiner 1607 (vier Jahre nach seinem Tode) erschienenen Institution au droit des Français das nationale Recht zuerst mit jener freien und leichteren Manier, welche schon für sich allein den Gebrauch annehmlich und bequem macht. Von einer genauen Vergleichung der verschiedenen Coutumes ausgehend, gab er dem positiven Inhalte derselben mittels des römischen Rechtes die erforderliche Geschmeidigkeit, ohne, wie man es oft vor ihm gethan hatte, den nationalen Charakter in dem römischen untergehen zu lassen. In demselben Jahre erschienen die berühmten gewordneten Institutes coutumières von Anton Loisel (gest. 1615), welche sich durch geschichtliche Auffassung des nationalen Rechtes, besonders aber durch die fernemartige Einföhrung der allgemeinen Grundbegriffe desselben auszeichnen. Zum Theil war diese Einföhrung Loisels eigene Schöpfung, zum Theil bediente er sich bereits vorhandener Rechtsprüchörter. Dieses Beispiel wurde nachgeahmt, am frühesten unter Anderem in den Maximes générales du droit françois von Pierre de l'Hommeau Sieur du Berger (neu herausgegeben und vermehrt von Paul Gualline 1685), später von de la Hausmaffière in den Maximes du droit coutumier und von Poquet de la Rivonière in den Regles du droit françois. Im J. 1710 schrieb Gustave de Laurière, ein ausgezeichnete französischer Rechtsforscher, einen Commentar über die Institutes coutumières (nuerdings herausgegeben von Dupin und Laboulaye). Er mochte

sich um das nationale Recht hochverdient durch dessen historische Aufstellung, über welche er das praktische Bedürfnis nicht aus den Augen verlor. Außer einzelnen Abhandlungen schrieb er 1692 einen Commentar über die Coutume von Paris, die er dabei zugleich erörte; 1699 gab er in Verbindung mit Berroyer den Commentar von du Plessis über dieselbe Coutume und die Bibliothèques des coutumes heraus, 1704 verfasste er ein Glossaire du droit françois und 1723 den ersten Band der Ordonnances du Louvre. — Robert Pothier (geb. 1699, gest. 1772, seit 1748 Professor des französischen Rechtes an der Universität zu Orleans) gab der Art und Weise, das nationale Recht als solches zu behandeln, ihre Vollendung. Zu einer gründlichen Kenntniss des französischen und des römischen Rechtes (er gab 1749 die Pandectae Justinianee in novum ordinem digestae heraus) stellte sich bei ihm ein kritischer Geist, ein tieferes, von der Geschichte ausgehendes und bis zu höheren, insbesondere moralischen Gesichtspunkten sich erweiterndes Verständniss des geltenden Rechtes und des nationalen Rechtsinnes, eine correcte Sprache und eine geschmackvolle Darstellung. Mit diesen Mitteln leistete er (1760) durch seine Introduction à la Coutume d'Orléans und durch seinen Commentar zu der letztern Ausgezeichnetes für eine präcise wissenschaftliche Fassung, wie für die historische dogmatische Aufstellung und Entwirrung des droit coutumier. Einen hohen Ruf erwarb sich außerdem seit 1761 begonnener Traité des obligations, eine Reihe civilisirter Abhandlungen, die zum Theil noch nach seinem Tode herauskamen und in der Praxis außerordentlich beliebt wurden.

Die genannten Juristen sind als die Meister und Koryphäen auf dem Gebiete des nationalen Rechtes anzusehen. Der hohe Werth ihrer Leistungen bestand im Großen und Ganzen darin, daß sie das französische Recht aus dem Rohen und Unzusammenhängenden heraus zu einer Begrifflichkeit und formellen Gliedmächtigkeit vorarbeiteten, durch welche eine demnachstige Codification desselben möglich gemacht wurde. So waren es denn auch vorzugeweise die Werke dieser Juristen, die man bei der Abfassung des Code civil zum Grunde legte, besonders gilt dies von dem Traité des obligations. Die Präcision und Principienmächtigkeit, durch welche der Code civil sich auszeichnet, veranlaßt er ohne Zweifel der seit Loisel cultivirten Methode, die allgemeinen Grundbegriffe des französischen Rechtes in Sentenzen und Sprichwörter zu fassen¹⁾. — So wurde von der französischen Jurisprudenz im natürlichen Drange und dem instinctmäßigen Widerwillen des Absolutismus zum Trost ein Werk der nationalen Gesetzgebung vorbereitet, welchem die Revolution, während sie jenen vernichtete, die Vollendung gab.

Außer den Genannten waren eine Menge von Rechtsgelehrten für die theoretische und besonders für die praktische Zubereitung des nationalen Rechtes mit größerm oder geringerm Gesichte thätig. Sie lieferten 1) Lehrbücher des französischen Rechtes nach dem Muster der Jus-

finanziellen Institutionen und unter dem Titel *Institutions oder Institutions du droit français* — darunter die *Remarques nouvelles du droit français sur les institutions de Justinien*, comment ils se doivent pratiquer en France et se rapportent à l'usage du Palais, tirées des Arrêts, des coutumes et des Ordonnances par Mercier (Paris 1683) — die *Institution au droit français von Argou*, 1692, 1699, und vermehrt und verbessert von Boucher d'Argis 1762 — 1787, ein Werk, welches vorzugsweise in Ansehen kam — die *Institution au droit français civil et criminel* ou *tableau raisonné de l'état actuel de la jurisprudence française* von Bernarbi, 1789, und zum zweiten Male im Jahre 8 der Republik; außerdem umfassen drei und detaillirte systematische Werke, wie die unvollendet gebliebenen *Pandectes* ou *Digestes du droit français* von E. Garondas le Caron (Paris 1607. fol.) 2 Bde., und *Le droit commun de la France et la coutume de Paris réduits en principes tirés des lois des ordonnances, des Arrêts des juriconsultes et des auteurs et mis dans l'ordre d'un commentaire complet et méthodique de cette coutume*, contenant dans cet ordre les usages du châtelet sur les liquidations, les comptes, les parages, les substitutions, les dîmes et toutes autres matières; nouvelle édition considérablement augmentée par M. de Bourjon, Avocat du Parlement, revue, corrigée et aussi augmentée d'un grand nombre de notes (Paris 1775. fol.) 2 Vol., ein Werk, welches nur wegen einer ausführlichen Systematisirung des praktisch geltenden französischen Privatrechts unter Angabe der verschiedenen Quellen der einzelnen Rechtsätze (nämlich des römischen und kanonischen Rechts, des Gewohnheitsrechts, der Ordonnances und der jurisprudence) Werth hat. — 2) Größere und kleinere Monographien oder *Traité particuliers du droit français*, unter Andern Ricard, Despeisses, Renusson, Lebrun und Furgole und für das Lehramt Denon de Pansey, Servet, Voquet de Rivonière und Guypot. — 3) Größere encyclopädische (das gesammte französische Recht umfassende) Werke in alphabetischer Ordnung, wie die *Collection de décisions nouvelles et de notions relatives à la jurisprudence* par Deniaut, 1769 in 4 Bänden 4., umgearbeitet in neun Bänden bis zu dem Worte *Hypothèque* von Camus und Bayard, 1783 — 1790 (1806) — 1807 mit einem Supplement in vier Bänden von Calenge verfertigt — das von Guypot herausgegebene *Repertoire universel et raisonné de jurisprudence civil, canonique et bénéficiale* (Paris 1775 — 1786.) 64 Bde. und 17 Bände Supplement — die betreffenden Bände der *Encyclopédie méthodique* (Paris und Ratisch 1782.) bei Pantouze — endlich ein *Dictionnaire de droit et de pratique* contenant l'explication des termes de droit d'ordonnances de coutumes et de pratique par C. J. Joseph de Ferrière (Paris 1762) und öfter.

Endlich ist der Sammlungen wichtiger Arrêts, Consultationen und Placets zu gedenken, welche in dieser Periode meistens nach den einzelnen Parlamenten veran-

staltet wurden. Einige dieser Werke stellten Vergleichen der verschiedenen Entscheidungen über dieselben Rechtsfragen an, und construirten daraus die allgemeinen Rechtsgrundsätze. Dabin gehört die schon angeführte *Collection von Deniaut* und das von Bretonnier veranfaltete und von Boucher d'Argis neu herausgegebene *Recueil par ordre alphabétique des principales questions de droit*, qui se jugent diversement dans les tribunaux du royaume, avec des réflexions pour concilier la diversité de la jurisprudence et de la rendre uniforme dans tous les tribunaux (Paris 1752.) und öfter.

Den Gegensatz der coutumierischen Jurisprudenz bildete die romanistische. Seit der letzten Hälfte des 16. Jahrh., also etwa seit dem Anfange dieser Periode, glich sich dies, vordem schroffere, weil theoretisch ausgeformte, Gegensatz mehr und mehr zu einem bloß formellen Unterschied aus. Die Vermittelung erfolgte ohne Zweifel durch die seit Dumoulin anschaulicher gewordene, beiden Schulen gemeinsame Idee eines *droit commun* und deren vorzugsweise praktische Auffassung und Behandlung. In der Befolgung dieser praktischen Richtung, deren Substrat, das Volksbedürfnis, überall dasselbe war, während sie, psychologisch genommen, in dem, während dieser Periode sich ausprägenden Nationalcharakter wurzelte, mußten beide Schulen sich mehr und mehr einander nähern; in Robert Potier coincidirten sie gewissermaßen. Das römische Recht nahm eine coutumière und das coutumière Recht eine römische Form an. Man ließ von diesem wie von jenem Alles fallen, was für das gegenwärtige Bedürfnis nicht tauglich erschien. Dies war die Methode, mittels welcher man sich seit den früher genannten Praktikern aus dem Ende der vorigen Periode die Herrschaft über den durch eine compilatorische Gelehrsamkeit massenhaft aufgedauerten und selbst in einander verwirrten Stoff von römischem und coutumierischem Rechte zu verschaffen suchte. Das nächste Verdienst der Jurisprudenz dieser Periode bestand demnach darin, daß sie dem Volksbedürfnis und sich selbst entsprach, indem sie sich von jenem quantitativ und qualitativ frei bestimmen ließ, statt dasselbe einseitig bestimmen zu wollen. Sie folgte daher instinctivmäßig der auf Einheit gerichteten Methode des Absolutismus; allein ihr Princip war im Gegensatz zu demselben ein organisches, das Volksbedürfnis mit seinem entwicklungsfähigen Fortsch. Bei dieser Gegenseitigkeit zwischen dem Volksleben und der Wissenschaft ist es kein Wunder, wenn die letztere wenig von dem Berufe in sich spürte, einen systematischen Genuß des Naturrechts durchzumachen, um daran die Vernunftmäßigkeit jenes Bedürfnisses und des praktischen Rechts hieraus zu erweisen, oder gar um durch abstracte Vernunfttheorien sich vom Leben abzuwenden und in einen unvermittelten Gegensatz zu demselben zu treten, wie dies in Deutschland geschehen ist. Dem praktischen Geiste der Franzosen gemäß fand vielmehr ein umgekehrtes Verhältnis in Frankreich statt; das Leben selbst befruchtete die positive Jurisprudenz mit den sozialen, politischen und philosophischen Ideen, welche es aus weitem Kreisen her in sich aufgenommen, oder aus sich

fische Übersetzung. Aus diesem Werke schöpfte Rousseau für seinen *contrat social*, sowie aus Locke's Gedanken über Kindererziehung für seinen *Emil*. Auch ein Werk von Algernon Sidney: *Discourses concerning Government* (London 1704.), wurde (von Samson) ins Französische übersetzt (Paris 1756. 12. 4 Hft.). — Von den originalen systematischen Werken über das Naturrecht sind zu nennen: die *Principes de Droit naturel* von J. L. Burlamaqui (Genf 1747.); ferner dessen *Principes du Droit de la nature et des gens, avec la suite du Droit de la nature, qui n'avoit point encore comparu*, par M. de Felice (Verdun und Basel 1766—1768, in 8 Bänden) — und die nach seinem Tode erschienenen *Eléments du Droit naturel* (1774) — auch die *Leçons du Droit de la Nature et des Gens* von Fortunat de Felice. 2 Hft. (Verdun 1769.)

Außerdem bildete sich eine ziemlich zahlreiche, mehr oder weniger philosophisch gekante, oft bloß raisonnirende Literatur über Fragen des Staatsrechts, des Regierungsrechts, der Politik; denn das waren die Gebiete, in welchen die Reflexionen über das Rechtsprincip am ehesten zu Resultaten zu kommen hoffen durften; die naturrechtlichen Erörterungen über die ursprünglichen Rechte des Menschen u. s. w. schienen den Franzosen viel zu weitausehend und unfruchtbar, so lange nicht der Weg gefunden war, diese Rechte zugleich zu verwirklichen; zu diesem Zwecke mußte man sich aber vor Allem auf jene Gebiete des Absolutismus einlassen, denn gerade vor diesem konnten jene ursprünglichen Rechte nicht aufkommen. Diese Literatur, die von der allgemeinen Philosophie und besonders von deren strengsten Richtung bedeutend unterstützt wurde, führte manchen Angriff auf den Absolutismus aus, Anfangs meistens mit verdeckter, gegen Ende dieser Periode aber mit offener Beziehung, wie z. B. die Werke von Mirabeau und dem ältern Lacretelle über die letzteren die caechet.

Eine besondere Erwähnung verdienen endlich Montesquieu und Rousseau, da sie weder von einem vorgesetzten Systeme ausgingen, noch auch durch praktische Zwecke befangen waren, sondern frei aus der Fülle ihres Geistes und ihrer Anschauungen herauskamen.

Montesquieu (geb. 1689, gest. 1755), Verfasser des Werks: *De l'esprit des lois* (1748), war kein Metaphysiker; er würde sich dadurch schwierig die Anerkennung einer Nation, wie die französische, erworben haben, die er — als Franzose verkannt und mißverstanden — später in so reichem Maße fand. Sein Standpunkt war vielmehr der der Reflexion, und eben diesen Standpunkt einer denkenden Erhebung über den Gesichtskreis des bloß Praktischen und unmittelbar Applicablen hinaus strebte der Zeitgeist zu gewinnen. Um zu der Unmittelbarkeit der Ideen fortzuschreiten, welche den Umsturz des Bestehenden entschieden, bedurfte der französische Geist wesentlich dieses Zwischenstadiums seiner Entwicklung, in welchem das Bewußtsein sich an dem Bestehenden objectivirte, indem es in die innere Berechtigung und den vernünftigen Zusammenhang desselben einbringen suchte. Montesquieu's Werk wurde dadurch national, daß es dieser reflectirenden

Richtung des Bewußtseins mit der Zeit zur vielseitigen und tiefsten wissenschaftlichen Orientierung und Selbstbefruchtung diente. Aber nicht bloß methodisch, auch durch die Feststellung der allgemeinen leitenden Gesichtspunkte, deren die Bewegungen der Zeit bedurften, erwarb es sich eine hohe Bedeutung. Zwar brachte der Plan, nach welchem es angelegt war, consequenterweise eine damals am wenigsten zeitgemäße conservative Richtung mit sich, welche auf einer Verwerfung der absoluten und der relativen historischen Vernunft beruhte. Montesquieu nahm sich die empirische Geschichte zur Basis, welcher er ohne weitere Reflexion und bloß von religiösen Vorstellungen ausgehend die Bedeutung zuschrieb, die Verkörperung einer allgemeinen und ewigen Vernunft zu sein. Er stellte sich demnach die Aufgabe, diese Vernunft als den allgemeinen organischen und solidatorischen Inhalt alles historisch Gewordenen zu begreifen, und zwar nicht eben nicht, daß ein solcher Inhalt in allen (hierdurch gerathfertigen) Erscheinungen der Geschichte verborgen sei. Anstatt jene Vernunft als die geistige Summe der Geschichte im Großen und Ganzen zu begreifen, wollte er in den einzelnen Kreisen und selbst in einzelnen Gestaltungen der Geschichte die Summe jener Vernunft wiederfinden, ein Verfahren, dessen Irrigkeit, zumal bei der speciellen Anwendung desselben auf das Gebiet der Politik, den eigentlichen Vorwurf des Werks, der Verfasser sich dadurch zu verbergen wußte, daß er eine Anzahl empirischer Einzelheiten zusammenfasste und diesen eine gegenseitig bedingende Beziehung zu einander gab, um so eine vernunftmäßige Totalität heraufzubringen. Dieses Verfahren hatte zur Folge, daß Montesquieu die Weltgeschichte nur als ein Mittel zum Zwecke der politischen Angelegenheiten einer Nation behandelte. Sein Geist und seine Gefinnungstüchtigkeit ließen ihn mit Glück die Abwege vermeiden, auf welche dieses Verfahren hätte führen können. Sein Werk gab im Gebiete der Politik den großartigen Eindruck wieder, den die Weltgeschichte auf den Verfasser gemacht hatte; hinter diesem Eindrucke, hinter seiner sinnvollen Gesamtaufassung aller politischen, socialen und empirischen Momente der Entwicklung verschwand den Franzosen der logische Fehler seiner Anlage und dessen conservativer Consequenz. Die Vernunft, die Montesquieu in dem historisch Gewordenen als solchem zu entdecken meinte, war nichts Eringeres, als die von ihm selbst, didaktisch zum Voraus erfasste Vernunft des Werdbenden, deren Erkennbarkeit er verdäufte, indem er sie in die gegebene Realität zu fassen suchte — die politische, sociale und rechtliche Vernunft, zu deren Entwicklung das Zeitalter sich bereits anschickte, um über das Bestehende hinaus zu kommen. Die allgemeinen Gesichtspunkte, welche Montesquieu aus dem Bestehenden ableitete, waren vielmehr berufen, als Richtpunkte für die Umgestaltung des Bestehenden zu dienen. Seine reflectirende Methode ließ ihn nicht zur Klarheit und freien Bewegung in diesem Punkte kommen, daher der allgemeine geistige Organismus, den er in dem historisch Vorhandenen nachzuweisen bemüht war, vielmehr zu einer Art von Mechanismus auslief. — Montesquieu's Ziel war die Kraft und Würde der Re-

gierung neben der Freiheit der Unterthanen. Dieses Ziel suchte offenbar auch die politische Entwicklung der französischen Nation zu erringen, wobei die Freiheit der Unterthanen der active Factor werden mußte. Montesquieu's Werk bezeichnete mit einem reichen Aufwande von historischen, politischen und psychologischen Argumenten die Bahnen, auf denen die Freiheit der Völker gedehlich von Statten gehe, die Klippen, an denen sie scheiterte. Er ging in den Unterschied der republikanischen, monarchischen und despotischen Regierungsform ein; die erste führte er auf die politische Jugend, die zweite auf die Ehre, die dritte auf die Furcht zurück. Es braucht nicht erinnert zu werden, in wie naher Beziehung diese drei Principien bereits mit der Richtung der politischen Entwicklung in Frankreich standen. Aber mehr als das ist die völlig vorurtheilsfreie und unabhällige Behandlung dieses Gegenstandes bei Montesquieu in Anschlag zu bringen — eine Behandlung, die ihn als ein Resultat der Geschichte und des inneren Menschen erscheinen ließ. Montesquieu's Werk ist daher als die breiteste wissenschaftliche Basis der letzten politischen Entwicklung dieser Periode zu betrachten.

Montesquieu wurde Anfangs nicht verstanden; denn die Totalität der Reflexion, zu welcher er sich ohne alle Voreingenommenheit erhob, war vom Standpunkte der damaligen politischen Bildung aus eine Anticipation und überdies eine Lebensfrage für die derzeit dominirenden Parteien. Desto größerer Aufsehen machte sein Werk. In den Ansehnlichen, die es erfuhr, kann man erkennen, daß es eine tiefere Beziehung zu der Entwicklung der Zeit hatte, die man um seinen Preis gelten lassen wollte. Man gebrauchte also gleich die stärksten und, wie man glaubte, treffendsten Waffen, indem man es des Atheismus und revolutionärer Tendenzen beschuldigte. Hiergegen schrieb Montesquieu seine *défenſe de l'esprit des lois*. Die Philosophen aber wunderten sich zum Theil, daß Montesquieu solche rein empirische Zusammenhänge, wie Geschichte und Politik, mit der Vernunft zusammenbringen wollte, und glaubten wahrscheinlich, ihn in seinem eigenen Widerspruche zu fangen, indem sie ihn ohne Vernunft kritisierten.

Gegenüber dem reflectirenden Montesquieu, dem die historische Objectivität Alles gilt, weil er darin den tausendjährigen Ausdruck einer allgemeinen Weltvernunft findet, steht der sinnende Rousseau (geb. 1712, gest. 1778), der die Geschichte in seine Subjectivität auflöst, in welcher es den ursprünglichen und einfachen Typus einer ganz neuen sozialen und politischen Organisation der Dinge entdeckt. Die französische Nation fand sich vom Ende dieser Periode an in derselben psychologischen Verfassung; Rousseau war der Typus derselben, ja der Revolution selbst. Die Stadien der objectiven Reflexion, vermöge deren das historische Gegebenen zur Rechenschaft gezogen wurde, und der subjectiven Einfuhr in das innerste Bewußtsein, in welchem die ideale Conception einer neuen Geschichte stattfinden sollte, folgten in jener Zeit einer jähen Entwicklung der Nation rasch auf einander, oder verhielten sich vielmehr als Pole dieser Entwicklung, die dadurch auf die Herausbildung der Persönlichkeit dieser Na-

tion, wie sie in der Revolution, freilich noch roh und ungeschliffen, aus der alten Schale herausprang, gerichtet wurde. In Rousseau sammelte sich das ideale Moment dieser Entwicklung. Seine Schriften — darunter die beiden hierher gehörigen: sur l'inégalité parmi les hommes, in welcher er seine Vorstellungen zuvörderst aus den Verschlingungen und Verwundungen des seinem Gefühle nach bestehenden sozialen Elends herauswand, und: du contrat social ou Principes du droit politique, worin er sich eine neue Welt schuf, athmen die Freiheit und den Stolz eines Gemüths, welches der Autorität der historischen Mächte das ganze Gewicht der subjectiven Berechtigung entgegenzusetzen weiß. Und eben mittels einer solchen Macht der Innerlichkeit trachtete auch die französische Nation sich von der Auctorität des historischen Vorhandenen frei zu machen. Sie sehnte sich nach einer ursprünglichen Regeneration ihrer politischen und sozialen, ihrer sittlichen und religiösen Zustände — der Trieb nach einer solchen Ursprünglichkeit ist aber eben eine Macht der in sich eingehenden Subjectivität; eine Regeneration, durch welche eine macht- und kraftlos gewordene Objectivität verjüngt werden soll, kann ihren Ursprung nur aus der Idealität des Ichs nehmen. In Rousseau's Werken entfaltete sich das Bild eines solchen Processes der subjectiven Ursprünglichkeit und ihres Abschlusses mit sich und der empirischen Welt. War auch seine Vorstellung eines Naturzustandes, von welcher er dabei ausging, ebenso wenig neu als richtig, so hatte sie doch der verfallenen Cultur, der sittlichen und religiösen Verschämtheit der Zeit gegenüber eine tiefere psychologische Berechtigung; denn sie schilderte jenen Zustand als ein Reich der Einsamkeit, Unschuld und Glückseligkeit, kurz, sie veranschaulichte an ihm eben jene ursprüngliche Reinheit und Frische des Lebens, deren Bedürfnis unter der Kruste des Bewußtseins lebendig geworden war. Den Übergang aus dem Naturzustand in einen geordneten und gesicherten Zustand der Dinge, vermöge dessen die Menschen die mit der Zeit unausbleiblichen Gefahren des Naturzustandes vermeiden, findet Rousseau in dem Gesellschaftsvertrage. Dieser ist so zugleich die Basis des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft; nach ihm müssen die Grundsätze des politischen Rechts bestimmt werden. Das Recht des Stärkern und die Sklaverei sind schon an sich widersinnige Dinge; der Gesellschaftsvertrag macht sie vollends unmöglich; denn dieser erzeugt eine „forme d'association, qui défend et protège de toute la force commune la personne et les biens de chaque associé, et par laquelle chacun s'unissant à tous, n'obéisse pourtant qu'à lui-même, et reste aussi libre qu'auparavant.“ Der Sinn dieser Association drückt sich näher in der Formel aus: „Chacun de nous met en commun sa personne et toute sa puissance sous la suprême direction de la volonté générale; et nous recevons en corps chaque membre comme partie indivisible du tout.“³⁸⁾ Das öffentliche Wohl und das Wohl des Einzelnen treten hierdurch in ein festes Gegenseitigkeitsverhältnis: „chaque

38) Contrat social chap. VI.

individu contractant, pour ainsi dire, avec lui-même, se trouve engagé sous un double rapport, savoir comme membre du Souverain envers les particuliers et comme membre d'Etat envers le Souverain (*). Diese Grundrissen von Rousseau's contrat social trafen im Wesentlichen mit denen der Revolution zusammen, von welcher sie ins Extrem getrieben wurden.

Wir haben zu zeigen versucht, wie das Rechtbewußtsein der Nation nur in der Sphäre des bürgerlichen Rechts habe festen Fuß fassen und nur in dieser das positive Element seiner Entstehung und allmähigen innern Selbstüberzeugung, an welcher die stabile Autorität des öffentlichen Rechts sich mehr und mehr abschwächen mußte, habe finden können — wie die positive Jurisprudenz diesen logischen Proceß durch ihre Richtung auf Einheit und praktische Nützlichkeit, dem Nationalcharakter entsprechend, wesentlich begründet und bei sich selbst erhalten und namentlich vor den Umwegen abstracter Vernunfttheorien bewahrt habe — wie ferner die Rechtsphilosophie (in Montesquieu und Rousseau sich sammelnd), anstatt sich in vorgefaßte Systeme zu versetzen, vielmehr eine Philosophie jenes Bewußtseins, seiner Probleme und der Lösung derselben gewesen — und wie endlich hierbei unter der Nation hauptsächlich der dritte Stand als der progressive und organische Gegensatz gegen das stabile und anorganische Element der beiden ersten Stände zu verstehen sei. In der Schrift von Sieyès: *Qu'est-ce que le tiers état?* sprach sich die Pointe dieser Entwicklung aus. — Ehe wir nun mit Näherem daran erinnern, wie grade der dritte Stand die Revolution entliehe, wollen wir hier noch eine kurze Betrachtung der criminalrechtlichen Jurisprudenz dieser Periode einschalten.

Wie schon bemerkt, war die Entwicklung des Criminalrechts und des Criminalprocesses vorzugsweise Sache des Bramtenthums; dieses befolgte dabei keinen andern Trieb, als das amtliche Bedürfnis, und dieses Bedürfnis war durch und durch absolutistisch bestimmt. Das Gebiet des Criminalrechts blieb daher dem Einflusse des Volkselements fast gänzlich entzogen **), ein Mangel, an welchem folgerweise auch die Criminaljurisprudenz im aufsteigenden Gegensatze zu der bürgerlichen Jurisprudenz litt. Zu einer eigentlichen Criminalrechtswissenschaft kam es daher nicht, von einem allgemeinen Begriffe des Criminalrechts, von der Feststellung der Grundbegriffe wußte man Nichts, sondern man handelte im Allgemeinen zuvörderst etwa von den Strafen, und ging dann gleich zu den einzelnen Verbrechen über, alles übrige der gerichtlichen Praxis nach Gelegenheit des Falls überlassend. Unter solchen Umständen konnte der Jurisprudenz kein Trieb innezuwohnen, eine einigermaßen umfassende Literatur für das Criminalrecht und den Criminalprocess zu liefern. Am meisten geschah zu Anfang dieser Periode und während des 17. Jahrh. durch die schon erwähnten Sammlungen der Ordonnances und durch die Commentaires zu denselben, auch im 18. Jahrh. fuhr man damit fort, namentlich Laverdy, der in seinem *Code pénal ou Recueil*

des principales ordonnances; édits et declarations sur les crimes et délits (1752, neu herausgegeben 1765 und 1777) eine kurze, aber sehr brauchbare, Arbeit lieferte — ferner Murart de Bousblanc in seinen *Lois criminelles de France dans leur ordre naturel* (1780) — beides Werke, welche das Criminalrecht aus seiner hergebrachten Verbindung mit dem Criminalprocess loszuretten suchten — und Jousse, dessen Commentaires zu den Ordonnances Ludwig's XIV. nennenswerth sind. Wie diese Sammlungen und Bearbeitungen der Gesetze für das Material, so sorgten die processualischen Formelsbücher (*Pratiques*) für die mechanische Einübung und Handhabung desselben. Dahin gehört die nach Art eines Katechismus abgefaßte *Nouvelle Pratique civile, criminelle et benéficiale* von Lange (5. Aufl. 1667). Die eigentliche (in Lehrbüchern und dergl. enthaltene) Criminaljurisprudenz hat indessen ein paar Namen aufzuweisen, die sich den Hauptförderern der bürgerlichen Rechtswissenschaft an die Seite stellen dürfen: Jean Imbert und Jousse, Der Erstere, Verfasser der *Institutions forenses* in vier Büchern, die er 1548 unter dem Titel: *la Pratique judiciaire tant civile que criminelle*, übersehte, gehört in sofern in diese Periode, als sein Werk, abgesehen von den vielen Ausgaben und Commentationen, welche es im 17. Jahrh. erlebte, für eine Hauptquelle der Ordonnance *criminelle* (und *civile*) zu halten ist. Jousse war für das Criminalrecht und den Proceß dasselbe, was Potier für das bürgerliche Recht war, und zwar außer durch seine *Commentaires*, durch seine beiden 1771 erschienenen Werke: *Traité de l'administration de la Justice*, 2 Bde. 4., und *Traité de la justice criminelle de France*, 4 Bde. 4. Zwischen Imbert und Jousse steht Lospau mit seinen Verdiensten um eine rechtgelehrte Behandlung der Gerichtsverfassung (*Traité des Seigneuries*, 1605; *Traité des offices*, 1610, und *Traité des ordres et simples Dignitez* — Gesamtaufgabe von 1636) *).

Wir kehren nunmehr mit einer kurzen Betrachtung zu den Reichsständen zurück, welche 1789 als das letzte verzweiflungsvolle Mittel wieder berufen wurden, um der riesengroß herangewachsenen Bedrängnis der Monarchie und vor Allem des Thrones selbst ein Ende zu machen, und welche dies thaten, indem sie beide dem Untergange weiheten. Sie fanden den Absolutismus, diesen Feros und Gebieter einer unerbittlichen, sturm- und drangvollen Nationalgeschichte, erschöpft, entwertet und rathlos, im unentwirrbaren Widerspruch mit sich selbst, den er grade durch ihre so lange versagte Zusammenberufung vor der Welt blickte — den Feros der Nation dagegen durch untrüglichen, selbst die sittlichen Mächte tief verlegenden Druck zu unverkennlichem Haß entflammte, und durch rechtliche, sociale und politische Ideen (welchen letzteren die Befreiung Nordamerica's einen gewaltigen Nachdruck gab) erkaft, und zu einer ungründlichen, wenn auch vorerst noch gährenden Thatkraft erweckt. Die am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnete Reichs-

39) Contrat social chap. VII. 40) Nur wenige Gelehrte enthielten zugleich criminalrechtliche Bestimmungen.

41) Stein E. 603 fg.

versammlung bestand aus 300 Deputirten der Geistlichkeit, 300 des Adels und 600 des dritten Standes. Diese Anzahl hatte dem dritten Stande in der zweiten Versammlung der Notabeln, in welcher die Organisation der neuen Reichsstände beraten worden war, zugesandt werden müssen. Sollte sie von Gewicht sein, so mußte nicht, wie früher, nach Ständen, sondern nach Köpfen gestimmt werden; die Geistlichkeit und der Adel verlangten das Erstere, der dritte Stand setzte unter Sieges Anführung das Letztere durch. Er constituirte sich am 17. Juni als Nationalversammlung. Die Siege, die seitdem von dieser Versammlung ausgingen — ihr entschiedenes Beharren bei dem eidlch bekräftigten Entschlusse, Frankreich eine Verfassung zu geben, obgleich der König sie am 23. Juni für aufgelöst erklärt hatte — das Decret über die Verantwortlichkeit der Minister — die Permanenzerklärung — die am 4. Aug. beschlossene Abschaffung aller Feudalrechte und Privilegien, der Käufligkeit der Ämter, der Steuerfreiheit, kurz der Ungleichheit zwischen den verschiedenen Ständen — die Einschränkung der königlichen Auctorität auf eine bloße Reichsverweisung und auf ein veto bei der Gesetzgebung, welches nur zwei Mal interponirt werden durfte — diese Siege und deren politische Früchte, wie das neue Wahlgesetz, die Constitution, die Gesetzwengerichte, waren Thaten des dritten Standes, jetzt des souverainen Volkes, denen die beiden ersten Stände, so lange sie sich noch hielten, entweder entgegengegriffen secundirten, oder erfolglos opponirten.

Widien wir nun von hier aus auf den Entwicklungsgang der französischen Staats- und Rechtsgeschichte zurück, so werden die in der Einleitung vorangeführten und im Verlaufe der Darstellung zuweilen in Bezug genommenen allgemeinen Bemerkungen ihre bestimmtere Bedeutung erhalten. Diese Geschichte muß in ihren großartigen Beirungen, aus denen sie sich nur durch eine welthistorische Katastrophe wieder herauszufinden wußte, zunächst daraus erklärt werden, daß Frankreich es zu keiner grundgesetzlichen Verfassung zu bringen vermochte; und wenn es auch statt dessen bei Zeiten den Feudalismus überwand, der in Deutschland zwar eine Art von Verfassung und dadurch eine fester Methode der Geschichte begründete, zugleich aber eine unheilvolle Exaltation der Nation herbeiführte, mit welcher noch die Gegenwart ringt, so schlug jener Sieg über das Sonderregiment doch nur in das entgegengesetzte Extrem um, indem er eine desto gewaltigere Vereinnahmung desselben entwicklungseindlichen Princips, welchem auch der Feudalismus huldigte, des Princips der Macht und Willkür, zur Folge hatte. Die Nation selbst ging also leer aus; sie hatte zwar eine politische Einheit erlangt, die in einem gewissen Sinne eine nationale genannt werden muß; aber unter der Herrschaft dieser Einheit war die Freiheit einer unterschiedlichen Entwicklung der einzelnen nationalen Elemente und deren Ringen nach Selbständigkeit mehr oder weniger zu einem hocherröthlichen Beginnen geworden. Und dennoch war der Drang einer solchen Entwicklung wol nirgends lebhafter, als grade bei dem französischen Volke. In diesem großartigen Widerspruch verlief die Staats- und Rechtsgeschichte Frankreichs; nur das

absolute Königthum konnte darin bei sich selbst bleiben und seiner Erfolge gewiß sein, während die Nation immer von Neuem außer sich gerathen mußte, wenn ihr nicht etwa aus dieses Verlage blieb. Ein Grundgesetz der Monarchie, welches auch nur die Grundzüge des Verhältnisses zwischen der Regierung und der Nation festgesetzt hätte, würde dieses Verhältniß — freilich nicht den Kämpfen, ohne welche keine Geschichte denkbar ist — wol aber dem Jahrhunderte langen Hohne der Macht und Willkür gegenüber einer an sich edlen und wahren, aber gereizten und darum haltungslosen Aufwallung — dem Ärgernisse, dem Scandale entnommen haben. Die französische Staats- und Rechtsgeschichte hätte dann eine Basis gehabt, auf welcher sie die herrlichsten Früchte getragen haben würde. Das Zeitalter eines Ludwig XIV. und Ludwig XV. würde dann auch in rechtlicher und politischer Hinsicht eine Glanzperle gewesen sein, anstatt den Stoff einer Chronique scandaleuse auch hier zu liefern. Aber Frankreich hätte dann nun und nimmermehr das großartige Schauspiel einer Revolution, deren Erschütterungen Europa aus gefährlicher Ruhe aufweckten, darzubieten vermocht, die Weltgeschichte hätte sich selbst um einen ihrer glorieichsten Triumphe, um einen der schlagendsten Beweise ihres unverwundlichen Weisheits betrogen, und endlich hätte eine der hervorragendsten Nationalitäten, deren charakteristische Gegensätze dem Weltgeiste als Mittel seiner großen Zwecke dienen — hätten folgerweise vielleicht also diese Nationalitäten auf ihre unterschiedliche Entwicklung und damit auf eine Freiheit, deren Gedeihen in der Beschränkung beruht, Verzicht leisten müssen. In dem französischen Nationalcharakter — der sich übrigens klar und entschieden erst während der dritten Periode, und zwar in mittelbarer Folge des sich vollendenden Absolutismus ausdrückte — ist nun eben ein Hauptgrund zu finden, weshalb Frankreich es zu keiner stetigen constitutionellen Entwicklung brachte, sondern sogar des Scheitens einer solchen, der Reichsversammlungen, wieder verlustig ging. Das Element dieses Nationalcharakters war das wirkliche Leben, das Reich des Unmittelbaren, der Thatfachen, kurz die Praxis. Sein Denken und Handeln war auf die Hervorbringung unmittelbarer Resultate gerichtet — Aberien, welche ihm nur die Möglichkeit solcher Resultate in weiter Ferne zeigten, lagen ihm gleich weit entfernt. Diese praktische Richtung (ohne Zweifel ein höchst werthvolles Moment der historischen Entwicklung überhaupt) ließ die Franzosen nicht zu dem theoretischen Gesamturtheile über ihre rechtlichen und politischen Zustände kommen, welches doch nothwendig gewesen wäre, um den Gesichtspunkt einer Verfassung zu gewinnen⁴²⁾. Die theoretische Affinität und Spannung des Bewußtseins auf einen solchen Punkt würde ihnen als ein unerträglicher Selbstbetrug um eine Menge der nächstliegenden Einzelresultate erschienen sein, mittels welcher sie die unmittelbar vorliegenden Aufgaben der Zeit

⁴²⁾ Weissenius machte zwar den Versuch, in dem Code du Roy Henry III. ein Staatsgrundgesetz aufzufinden, verstand darunter aber nur die systematisch geordnete Compilation der Gesetze über alle Theile des Staatslebens.

der Weite nach lösten und sich mit den unauf lösbaren Härten derselben, wenn nicht ausdehnten, so doch absanden. Sie gingen auf diese Weise instinktmäßig den praktischen Weg zu bestimmten Zielen, welches endlich fast unipflichtlich und mit desto tolleranter Gewalt über die Geister vor ihnen lag. Damit sie es zu einer Konstitution brächten, mußte ihnen erst die volle Thatfache des Absolutismus zur empfänglichsten Unmittelbarkeit werden, oder desto radikaler lösen sie nimmermehr auch die ihnen dadurch gewordene Aufgabe.

Aus diesem Allen geht hervor, welche höchst wesentliche Rolle der Absolutismus in der Staats- und Rechtsgeschichte Frankreichs gespielt hat. Wir sind ihm zum Schluß diese ausdrückliche Anerkennung schuldig, und verwahren uns gegen das Mißverständnis, als hätten wir einen bloß moralischen Gesichtspunkt für ihn gehabt, indem wir ihn vorzugsweise von seiner negativen Seite aufstellten. Die individuelle Unmoralität der bedeutendsten seiner Repräsentanten hat ihn nicht hervorgebracht noch auch ausreicht erhalten, sondern seinen Untergang beschleunigt; er war vielmehr eine Schuld der ganzen Nation selbst, und wurde daher das Objekt ihrer Selbsthütigung und Selbstzerziehung, bis sie dieser Zucht entwichen war. Um ihm seine volle historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zugleich die Punkte der politischen und rechtlichen Entwicklung Frankreichs bis zur Revolution auszuweisen, können wir nichts Besseres thun, als mit folgenden Worten Stein's schließen (S. 589)*: „Das absolute Königthum hat mit dem 18. Jahrh. seinen Gipfel erreicht; seine Alleinherrschaft ist der Charakter des zweiten Abschnitts in diesem Zeitraum. Mit ihm aber ist auch die Laufbahn dieser Gewalt vollendet; seine Aufgabe ist vollzogen; Frankreich ist ein individueller, selbständiger, organisch geordneter Staat; die Selbständigkeit der Territorialstaaten ist vernichtet; die Stammesunterschiede sind durchdrungen und umschlossen von der Idee des französischen Volkes; das Land ist zum Königreiche geworden, und die alte Zersplitterung verlor sich; der Rückfall in die Auflösung des 10. und 11. Jahrh., die Vereinzelung der Interessen und des Berufslebens, die Abschließung der Theile, dem Ganzen gegenüber, die Vernichtung der Idee des französischen, einheitlichen, eigenthümlichen Staates ist unmöglich geworden. Das hat das Königthum gethan; und mit dieser substantiellen Einheit des ganzen Lebens, erreicht durch den Kampf und Sieg jenes Königthums, überlebt die Geschichte den Organismus dieser staatlichen Bildung, dem jüngsten Elemente des Fortschrittes, der sich schweigend und schwer belastet im 18. Jahrh. zum Bewußtsein seiner Rechte erhebt, der Idee der freien Persönlichkeit.“

Das bedeutendste hierher gehörende (bis zur Revolution) Werk ist die „Französische Staats- und Rechts-

geschichte“ von L. A. Warnkönig und L. Stein in 3 Bdn. Der erste Band (Bafel 1846.) enthält die „Französische Staatsgeschichte“ von L. A. Warnkönig (XIII und 662 S.) nebst zwei Geschichtskarten und einem Urkundenbuche (70 S.) — der dritte Band (Bafel 1846.) „die Geschichte des französischen Strafrechts und des Processes“ von L. Stein. (XII und 701 S.) Der zweite Band ist erst im gegenwärtigen Frühjahr (Bafel 1848.) erschienen, und liefert „die Geschichte der Rechtsquellen und des Privatrechts“ von L. A. Warnkönig und L. A. Warnkönig (VIII und 618 S.) nebst einem Urkundenbuche (231 S.) und dem Sachregister für alle 3 Bände. Wir sind im Betreff des Materials vorzugsweise diesem Werke gefolgt. — Die neuere und neueste französische Literatur hat ebenso wenig als die ältere ein Werk von gleichem Umfange und Plane und gleicher Gründlichkeit aufzuweisen; doch ist einestheils für die Staatsgeschichte und andererseits für die Rechtsgeschichte viel Anerkennenswerthes gegeben, für die erstere besonders von Guizot, für die letztere in neuerer Zeit von E. Auboulay. Klimath, ein zum Theil in Deutschland gebildeter und vielversprechender junger Rechtsgelehrter, verfolgte in seinen Travaux sur l'histoire du droit français (publiés par M. Warnkönig (Paris 1843.)) 2 vol. den Plan einer französischen Staats- und Rechtsgeschichte, starb aber vor dessen Ausführung (1837). Wegen des Näheren müssen wir auf Warnkönig (l. Abt. S. 8 f.) verweisen.

(Dr. jur. Adolph Wink.)

FRANZÖSISCHE KUNST. Die Geschichte der bildenden Künste in Frankreich ist darum höchst schwierig, weil der größte Theil ihrer Denkmale in der Revolution verloren ging, und die älteren Werke von den Franzosen selbst gothisch genannt und verachtet wurden. Die Revolution zerstörte nur als Erinnerung an Rittertum und Priesterschaft, was eine ausgeartete Aristokratie und Hierarchie entehrt, entweiht und in der Würdigung erniedrigt hatte. Die Geschichte der französischen Kunst schließt sich unmittelbar an die der Römer, und zwar, an deren beste Zeiten an. Es ist wunderbar genug, daß der Boden, wo sich längst vor Christi Geburt phöniciſche, griechische Colonisten niederließen, der ärmste an Alterthümern ist, wie J. B. die Geburt von Marseille und Avignon. Einige Städte schreiben zwar ihre Entstehung dem Hercules zu und rücken ihren Ursprung in ein mythisches Zeitalter hinaus, J. B. Nîmes, allein diese Zeiten liegen außerhalb des geschichtlichen Gesichtskreises und verfallen der Fabel.

Erst aus der Zeit des Augustus lassen sich mit Gewißheit architektonische Werke von großer Bedeutung nachweisen, jedoch ist es unbegründet, daß über viele Römerwerke im mittäglichen Frankreich, welche an Größe sich den zu Rom selbst an die Seite stellen, alle sichere Nachrichten fehlen. Von ersteren wollen wir nur folgende anführen.

Von verdankt seine Entstehung den Römern, welche die Bewohner von Nîmes, die vor den Allobroges flohen, hier versammelten, und Maximianus Placidus gründete Lugdunum, welches von dem Kaiser August zur Haupt-

*) Nur würde noch unserer Auffassung der in dieser Stelle gemeinte staatliche Organismus kein wahrer Organismus (mit welchem eine Bewußtlosigkeit der Idee der freien Persönlichkeit und die Notwendigkeit einer Revolution, um dieses zu erlösen, kaum zu vereinigen stehen möchte), sondern die bloß formale, noch von keiner freien Idee durchdrungene Vereinbarung aller Gegenstände gewesen sein, die nichtsehrwichtigen von großer Wichtigkeit war.

Stadt erhoben wurde. Man erbaute dem Kaiser zum Dank einen Tempel, von welchem sich noch prächtige Porphyrsäulen in der Kirche St. d'Aixnay befinden. Ein großer Mosaikfußboden wird in dem Museum zu Lyon aufbewahrt, und einen kleineren aus dem Palaste des Kaisers sieht man in einem Keller unweit obiger Kirche. Sodann zeigt man Reste einer Wasserleitung. Ferner Bäder und Spuren eines Amphitheaters auf der Höhe von Fourvier.

Vienne. Römischer Tempel, jetzt das Museum, worin sich ein schönes Basrelief, eine Kindergruppe und mehrere andre Wertvolle befindet. Großes Theater, wovon jedoch wenig mehr zu sehen als die Stufen. Auch wurde hier der schöne Kaunkopf gefunden, welcher jetzt in Paris ist.

St. Colombe. Ein römisches Bad, Statue der Hygiea und eine weibliche Figur, die in der Stellung Ähnlichkeit mit der berühmten lauriden Venus hat.

Bei Burg St. Antol Basrelief in einen Felsen gehauen, Mitras als Stierköpfe. — Orange. Triumphbogen, nach Rassi aus der Zeit des Hadrian. Großes Theater. — Nîmes. Thor des Augustus. Amphitheater. Das sogenannte Maison Carrée, ein kleiner Tempel. Das Nymphäum, der sogenannte Tempel der Diana. Die Bäder des Augustus und viele Ueberreste eines großen römischen Gebäudes. Die große Wasserleitung Pont du Gard unweit Nîmes und in der Nähe von Remoulins.

Arles. Das Amphitheater und das Theater. In letzterem wurde die berühmte Venus von Arles gefunden, der Kopf einer Venus und Bruchstücke von Längeren, wovon jedoch das eine Bruchstück einer Victoria angehängen könnte. Im Museum zwei Baunen und viel Sarkophage, auch eine Statue, Mitras als Sonnengott, abweichend von der gewöhnlichen Darstellung. Ein kleiner Obelisk. — Avignon, Museum mit mehreren Statuen, worunter eine vorzüglich weibliche Gewandfigur. — St. Remy, Triumphbogen und Mausoleum. — Ar, Kirche St. Sauveur, wo Säulen eines Tempels des Apollo.

Über die römischen Alterthümer und Kunstwerke geben folgende Bücher Nachricht: *Ch. Lenormant, voyage en Provence. Avignon, son hist., ses papes et ses environs, par J. B. M. Joudon. Millin, Voyage dans les départemens du midi de la France. Notes d'un voyage dans le midi de la France par Prosper Mérimée.* Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich von Quatier. *Hist. des antiquités de la ville de Nîmes et de ses environs par M. Ménard. Lettres sur Nîmes et le midi.*

Über den Etzel der architektonischen plastischen Werke, welche man im mittägigen Frankreich findet, ist zu sagen, daß erstere an Reichtum der Verzierungen demüthigen die der Hauptstadt der Welt übertreffen; denn jedes Glied der Gesimse ist mit Blättern und Perlen geschmückt. Die plastischen Werke sind, bei einer vortheilhaften Behandlung des Marmors, von einer großen Eleganz der Formen, welche jedoch in den Gelenken fast ins Schwächliche auflauert und die Naturwahrheit römischer Werke, aus der Zeit des Hadrian, vermissen läßt. Es wäre

eine der Archäologie würdige Aufgabe, zu untersuchen, ob diese gesuchte und darum eben nicht reine Schönheit sich in Gallien ausbildete, oder von Italia, dem heiligen Santiponce, ausging. Die Plastik erhielt sich noch unter Constantin dem Großen in Arles auf einer höheren Stufe der Vollkommenheit als in Rom, wie die Sarkophage beweisen, welche man in der Umgegend jener Stadt auffindet.

Die Geschichte der französischen Baukunst erfordert ein sorgfältigeres und vorsichtigeres Studium, als ihr bisher zu Theil geworden ist. Zu den gründlichsten Werken in diesem Fache gehört die *Histoire sommaire de l'architecture religieuse, civile et militaire au moyen âge*, par M. de Caumont (Caen 1838.), obwohl der Verfasser auch hinsichtlich des Ursprungs des Epibogens sich der Meinung seiner Landsleute zuwendet.

In allen Künsten, und besonders der Baukunst, trat bald nach Karl dem Großen ein Stillstand ein, weil sich die Furcht vor dem jüngsten Tage über Europa verbreitete, der mit dem Jahrtausend über die Welt hereinbrechen würde. Als man sich überzeuete, daß die Erde fest stand, begann man mit frohem Muth die bauwürdigen Kirchen wieder herzustellen und viele ganz neu aufzuführen. Die Thätigkeit war nun in Frankreich außerordentlich groß, und es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß fremde Baumeister, namentlich normannische, viel Beschäftigung fanden, und Einfluß bekamen.

Man hat in vielen Fällen die Zeit der Stiftung der Kirchen mit dem Baue derselben verwechselt, wobei die Meinung entsand, daß der Epibogenstil in Frankreich ausgebildet worden sei. Auch ist bei Entscheidung dieser Frage der Begriff Epibogenstil nicht festgestellt worden. Es kommt wenig darauf an, welches Volk sich zuerst, wegen der tragenden Kraft des Epibogens derselben bediente, sondern darauf, welche Nation zuerst Baue aufführte, worin dieses ausstrebende, die Schwere überwindende Princip, jeden einzelnen Theil wie das Ganze, als lebendiger Verband durchdringt und gestaltet.

Wie in der Bildhauerei, so erhielt sich auch in der Architektur bei den Franzosen noch lange nach Constantin dem Großen, der römische Styl; denn sie hatten noch immer antike Werke vor Augen, und verwendeten sogar Bruchstücke von römischen Gebäuden bei Neubauen, wie z. B. römische Säulen in der Kirche d'Aixnay in Lyon und der Taufkapelle beim Dom zu Ar zu finden sind. Ein Beweis der Fortpflanzung des römischen Stils ist die Fassade der Kirche St. Trophine in Arles, wo ein horizontaler Architrav unmittelbar auf den Capitalen der Säulen ruht. Höchst wahrscheinlich hat der Erzbischof Guilaume de Montroble, welcher 1132 die Kirche St. Trophine zu bauen anfang, diese schöne Fassade einer alten Kirche des heiligen Stephan, welche auf derselben Stelle stand und St. Virgile im 6. Jahrh. erbaut hatte, beibehalten (s. Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich, von Quatier).

Von der alten Kirche der Abtei des Saint-Denis, welche den 24. Febr. 636 eingeweiht wurde, ist vielleicht

lein Stein mehr zu finden. Pipin zerstörte den Bau, welchen Dagobert aufgeführt hatte, und gründete eine neue Kirche 775, welche erst Karl der Große vollendete. Auch dieser Bau mußte einem neuen weichen, den der Abt Euger unternahm und 1144 einweihte. Jedoch war diese Kirche von seiner Dauer, denn Eudes Clement, Abt von Saint-Denis, sah sich genöthigt, solche 1231 von Grund aus neu aufzuführen und erst um 1281, unter dem Abte Mathieu de Nemours, kam das Gebäude zu Stande. Daß bei dem letzten Baue der Epigbogen die vortheilhafte, jedoch nicht rein durchgeführte Form war, ist nicht zu verwundern. Wo aber sind die Haupteingänge der Kirche im romanischen Styl und wenn man sie auch für Reste des Baues wollte gelten lassen, welchen Euger auführte, so wären solche doch immer Beweise, daß im 12. Jahrh. der Epigbogenstyl nicht der herrschende in Frankreich war und man sich des Epigbogens nur im Innern der Gebäude aus Nothwendigkeit, wegen seiner tragenden Kraft bediente. (Über die Kirche Saint-Denis s. Description complete de la Ville de Saint-Denis par C. V. Flamand-Grétry).

Wenn wir unbefangene die ältesten Kirchen in Frankreich betrachten, woran Epigbogen vorkommen, so werden wir eben dieses glaubensmüthige Streben das Wundervolle materiell zu veranschaulichen, dieses sich Entsetzen des Irreführens und das himmelanstrebende des germanischen Baustyls vermissen. Sehr oft, ja wol bei den meisten Kirchen in Frankreich ruhen die Epigbogen auf schwerfälligen runden Säulen. In neuerer Zeit haben die Franzosen sich für die Lehren der Zeuthen im Epigbogenstyl ausgegeben, und berufen sich auf die Stiftskirche zu Wimpfen im Thale, welche ein Baumeister aus Paris in den Jahren von 1263—1278 erbaut hat (s. hierüber Kunstblatt zum Morgenblatt 1847. Nr. 11 und Nr. 29). Eine solche verzeitelte Nachricht begründet aber die französischen Annahmen auf den Epigbogenstyl ganz und gar nicht, denn die besondern Umstände, welche die Hervorbringung eines Baumeisters aus Frankreich veranlassen, sind unbekannt, und nur sehr unzulänglich Franzosen, oder deren Freunde, können glauben, daß die Zeuthen erst in der letzten Hälfte des 13. Jahrh. den Epigbogenstyl durch einen Baumeister aus Paris kennen lernten. Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß der in der Baukunst sehr erfahrene Simon, Bischof von Paderborn, welchen der Erzbischof, Konrad von Köln, zu Rhege zog, erst die Baukunst von den Franzosen lernte. Der Grundstein des Doms zu Köln wurde aber grade 15 Jahre früher gelegt, als der pariser Baumeister mit dem Baue der Kirche zu Wimpfen beschäftigt war. Auch legt uns das Kunstblatt nicht in Kenntniß, ob denn auch wirklich die Kirche zu Wimpfen in dem Style erbaut ist, der mit Recht Epigbogenstyl genannt wird. Daß man aber in Paris selbst um jene Zeit den in Deutschland harmonisch durchgebildeten Epigbogenstyl nicht begriffen und ergriffen hatte, davon ist sogar Notre Dame ein überzeugender Beweis, deren Bau ein Gemisch des romanischen und des Epigbogenstils ist. Die zwei epigbogenförmigen Galerien an der Fagade und die Säulen im Innern erinnern noch immer an die byzanti-

nische Bauart, und doch ist die Gründung von Notre Dame nur 85 Jahre früher als des Doms zu Köln. J. A. Dulaure sagt in der Histoire de Paris, daß der Erzbischof Maurice die Eulpy die Kathedrale Notre Dame neu zu bauen beschloß, und der Papst Alexander III., 1163, den Grundstein gelegt haben soll; auch bei 1182 schon der Hochaltar eingeweiht worden, und man glaubt, daß bis dahin das hohe Ghor fertig war, welches, um die Kirche bald gebrauchbar zu können, zuerst vollendet wurde. Sehr feltamer Weise nennt Dulaure den Styl, in welchem Notre Dame de Paris gebaut ist, architecture sarrazine.

Wenn wir nun auch nicht ein großes Gewicht auf die Folgerungen legen können, welche die Annales archéologiques p. Didron aus dem vergleichlichen Nachrechnen, wie J. B. den Bau der Kirche zu Wimpfen, gründet, so ist doch das Sammeln derselben sehr verdienstlich, um so mehr, da die Franzosen selbst so viele Denkmale ihres Ruhmes und ihrer Kunst zerstört.

Alexandre Lenoir hat sich nicht nur durch seine Schriften: „Musée des monumens français, Portraits inédits des hommes et des femmes célèbres und Histoire des arts en France um die Geschichte der Kunst, sondern auch um die Rettung vieler Kunstwerke ein großes Verdienst erworben.

Da wir hier nur eine Übersicht der Geschichte geben können, so berufen wir uns wegen des Einzelnen auf obige Werke. Wir müssen nur davor warnen, daß oft die geistlichen Baubauern für Baumeister gehalten werden, denn meistens haben sich die Namen Ersterer erhalten, und die der Letztern sind vergessen worden. Inzwischen waren viele Geistliche selbst Bildbauer und Baumeister, von welchen Anselm, ein Klosterbruder aus Gorze, der gegen das Ende des 10. Jahrh. lebte, einer der berühmtesten ist.

Später drangen byzantinische, normannische und romanische Einflüsse nach Frankreich ein. Selbst der maurische Geschmack setzte sich in Genuß und ließ den Epigbogenstyl in seiner Reinheit nicht aufkommen. Jene Bogen, welche aus fünf kleinen Bogen zusammengesetzt sind, wie wir vergleichen an dem Grabmale Benedicts XII. in dem Dome zu Anagnon und auch an andern Orten in Frankreich sehen, sind wahrscheinlich nur reicher verzehrte Nachbildung von blätterförmigen Bogen, wie vergleichen in der großen Moschee zu Cordova vorkommen, welche Abderraman II. 770 gründete, und sein Sohn Issem 800 vollendete. Aus solchen Mischungen entstand in Frankreich im 14. Jahrh. der Geschmack, welchen die Franzosen gothique fleurie nennen, in welchem die meisten mittelalterlichen Gebäude ausgeführt sind. Als die verschwungenen Formen dieses Geschmacks zu Blätterranken und feltamen Abzweigungen ausgebildet wurden, ging aus dem gothique fleurie das Rococo hervor. Jedoch hat Frankreich wenigstens ein Werk der Baukunst aufzuweisen, welches im reinen Epigbogenstyle aufgeführt, jedoch nicht ganz vollendet ist. Nachdem die Kirche Saint Owen zu Rouen 1248 ein Feuersbrunst gänzlich zerstört hatte, so legte 1318 Jean Roussel Wardargent, St. Abt zu St. Owen,

den Grundstein zu diesem Gebäude. Mehrere andere Baue in diesem Style sind die Kathedrale zu Coutances, welche selbst um 1402 noch nicht vollendet war, die Stiftskirche zu Mortain, die Kathedrale zu Eves. Rud. Biegsmann bemerkt aber (über den Ursprung des Spitzbogenstils) sehr gründlich, daß alle diese Gebäude nicht so früh vollendet worden sind, als die Franzosen glauben, welche die stehenden Gebäude für die ursprünglichen ausgeben.

Die Kathedrale zu Rouen ist ein Gemisch aus vielen Zeiten und das schöne Chor derselben wurde erst 1430 vollendet, um die Fenster zu vergrößern. — Die Metropolitankirche zu Rheims ist in ihrer jetzigen Gestalt ebenfalls ein Beispiel des Spitzbogenstils in Frankreich, nur daß die Galerie zwischen den Thürmen die Siebelform verliert und dadurch auf einen dem Süden angehörigen Baustil hindeutet, indessen gerade die Siebelform, bei der germanischen Baukunst, ein wesentlicher Theil ist. Nach dem großen Brande am 24. Juli 1210 unternahm der berühmte Baumeister von Rheims, Robert de Coucy, im J. 1212 den Neubau der Metropolitankirche, der in 30 Jahren vollendet wurde, jedoch brannte das Kreuz der Kirche den 24. Juli 1481 wieder ab, und aus Mangel geschichtlicher Nachrichten ist wol schwer zu bestimmen, welche Veränderung die Ausbesserung herbeiführte, allein es scheint die Fassade wenig gelitten zu haben.

Aus allen diesen Denkmalen der Baukunst geht denn hervor, daß die Franzosen zwar gleichzeitig mit den Deutschen eine Spitzbogenbaukunst, aber nicht wie diese rein, sondern mit andern Elementen vermischt, ausgebildet haben. Der charakteristische Unterschied des germanischen und französischen mittelalterlichen Spitzbogenbaues liegt darin, daß die germanischen Kirchengebäude in den Himmel hineinzuwachsen streben, weshalb alle Linien ununterbrochen von Unten nach Oben sich erheben, indessen die französischen Baue eine breitere Basis nehmen, durch eine oder mehrere Galerien in der Fassade, eine Auflagerung und Stützung über einander bezeichnen und sehr oft durch solche Galerien den ebenfalls aufstrebenden Giebel verbergen, so daß sich zwischen den Thürmen die Faccaden meist selbst mit einer Horizontalinie schließen. Diese Unterschiede scheinen mir entscheidender zu sein, als die äußern Widertagen, welche gleichzeitig bei deutschen und französischen Kirchenbauten vorkommen und erst an deutschen Bauten des 14. und 15. Jahrh. oft fehlen.

Den Franzosen können wir aber einen eigenen, aus dem Volksthum hervorgegangenen, Baustil nicht streitig machen, welcher den Übergang aus dem gothischen *seuiri* zum *rococo* bildet. Er entwickelte sich schon vor und gleichzeitig mit dem Geschmack, welcher la *renaissance* genannt wird.

Die Wiedergeburt der Kunst nahm aber in Frankreich durch Francesco Primaticcio (geb. zu Bologna 1490) eine andere Gestalt an, als in Italien durch Balthasar Peruzzi (geb. zu Arezzo 1481). Dieser baute in einem gemäßigten Klima für einen freien, auf seine Verdienste um's Vaterland stolzen, Adel und jener in Frankreich, wo Vorlesungen gegen den Wechsel von Hitze und Kälte

nöthig sind und für den übermüthigen und wortbrüchigen König Franz I. von Frankreich. Diese Verschiedenheit mußte sich nothwendig in den Werken beider Künstler ausdrücken. Des Balthasar Peruzzi Baue sind meistens von mäßiger Größe, heiter, etel in den Verhältnissen und hinsichtlich der innern Einrichtungen bequem. Er verstand es auf eine meisterhafte Weise, gegebene, unregelmäßige Baupläne trefflich zu benutzen, und es scheint oft, als wenn Schwierigkeiten seine Erfindungsgabe nur erhöht und ihn oft zu um so genialeren Bauplänen angeregt hätten. Primaticcio war durch seinen Raum bemegt, denn er baute für einen König; aber die Gebäude, die er für Franz I. auführte, haben das Launenhafte, Willkürliche, pomphaft Uppige und doch Phantastische des französischen Hofes. Die Faccaden von Fontainebleau sind einförmig, langweilig und das Klima bedingte die hohen, drückenden Dächer und verunstaltenden Schornsteine. (Das Ausführlichere über Fontainebleau s. bei *Guilbert*, *Histoire et description de Fontainebleau*.) Ein zweites Prachtgebäude des Primaticcio ist das Schloß Chambord. Der Grundplan ist, man könnte sagen, durchdrachter als der von Fontainebleau. Die Anlage der Treppe und deren Aufammenhang mit den unentliehen Zimmerreihen ist vortrefflich; allein das Äußere hat durch die vielen Thürme mehr das Ansehen einer Burg, als eines Lustschlosses. Der italienische neuere Baustil erlitt eine Umgestaltung bei seiner Überfietelung nach Frankreich, die ihm nicht vortheilhaft war, und verdrängte zugleich den national-französischen Geschmack, in welchem man Wohnhäuser von Außen mit höchst reichen, feierten Bildwerken schmückte, die mit großer Geschicklichkeit auf das Besteck ausgeführt waren. Der Styl der echt französischen *renaissance* des beaux arts hatte sich bis über kleinere Gebäude, an welchen das Holzwerk auf das Anmuthigste geschnitten wurde, verbreitet. Noch haben sich von diesen Gebäuden einige bis jetzt in Frankreich erhalten. Das eine ist noch in Valence zu finden und von mir in meinen Beobachtungen und Phantasien auf einer Reise ins mittägliche Frankreich beschrieben. Das größte Gebäude in diesem Style war in Rouen. Es wurde 1820 abgetragen und die Bildhauerinnen davon an einen Engländer verkauft. (*Description hist. des Maisons de Rouen* par *E. H. Langlois*.) Es war im Anfang des 16. Jahrh. erbaut, gehörte der Familie *Pleart* und ist unter der Benennung la Grande-Maison bekannt. Ein zweites Gebäude in diesem französischen Style in Rouen ist das Hotel du Bourgtheroulde.

In Hinsicht der Werke der Baukunst ist Rouen das für Frankreich, was Nürnberg für Deutschland. Die Künste stehen in einer Wechselwirkung zu einander, welche bisweilen gegenseitig fördern, andere Male nachtheilig ist. So findet zwischen Architektur und Statuaria eine Sympathie und zwischen letzterer und der Malerei ein Antagonismus statt, welcher sich in seinen Wirkungen bei den Franzosen, bis auf die Architektur erstreckte. Durch die Künstler, welche Primaticcio aus Italien nach Frankreich folgten, wurde die Frescomalerei herbeiführt. Diese hatte als Wirkung, daß man daran Geschmack fand, das Innere von

Gebäuden rasch zu verzieren und verbrängte dadurch die Künstherrn, welche vormals Hand in Hand mit der Baukunst, Gebäude von Außen schmückte. Die Facaden wurden immer lechter, bis sie in der Langweiligkeit ihren Gipfel erreichten, und hierin werden die Tuileries wol nur noch von dem Schlosse zu Versailles übertroffen. Zu dem Schlosse der Tuileries legte Katharina von Medicis 1564 den Grundstein. Der Bau, zu welchem Philibert de l'Orme und Jean Bullant die Pläne entworfen hatten, wurde nicht völlig ausgeführt, weil ein Astrolog der Königin gemeldet hatte, daß sie an einem Orte sterben würde, der Saint Germain heiße. Auch erlitt der mittlere Theil des Gebäudes, welcher mit einer runden Kuppel geschmückt war, eine Abänderung, indem man ihn mit einem schwerfälligen, viereckigen, französischen Kuppeldache bedeckte, was H. Dulaure sehr passend findet. Louis XIV. beauftragte Leveau im J. 1664 mit Vollendung der Tuileries, und auf ihn fällt hauptsächlich die Schuld, daß dies Gebäude seinen andern großen Einbruch macht, als das Gefühl einer unenlichen Langeweile. Dagegen ist die Gartenanlage ein Meisterwerk des le Notre (*Histoire de Paris par J. A. Dulaure V, III. p. 408*). Versailles mit seinem Palaste und den Gärten ließ Louis XIV. durch den Architect Mansart und den Water le Brun anlegen. Wir dürfen den Gärtner Le Notre nicht vergessen, der sich in seiner Kunst größer und genialer zeigte, als jene beiden. Dieses Wunderwerk wurde in dem kurzen Zeitraume von 23 Jahren, von 1661 — 1684, vollendet (s. über den Bau von Versailles, *Mémoires de Charles Perrault, de l'Académie française, premier commis des bâtimens du roi*). Wenn Dulaure, *Hist. de Paris V, 150*, mit der Phrase: Die von dem Geschmade des Herrschers für das Prachtliche entflammte Einbildungskraft der Baumeister, der Künstler, gebar die himmelfürmerischsten Entwürfe — weiter Nichts sagen will, als daß die Künstler sehr großräumliche Pläne aufstelleten, so stimmen wir ihm bei, wenn aber das *les projets les plus gigantesques* mehr und etwas kühn, geistreich oder erhaben bedeuten soll, so verwerflich er äußere und innere Größe; denn man kann doch nichts phantastisch und geistloser leben, als den Geschmack, in welchem das Schloß Versailles gebaut ist.

In der Geschichte der französischen Architektur macht der Neubau des Louvre, welcher nach einander Festung, Palast, Staatgefängniß und Lehnshof gewesen war, Epoche. Louis XIV. unternahm den Neubau des Louvre, der, vieler Veränderungen ungeachtet, noch immer den Charakter des alten, längst zerstörten viken Thurnes an sich trug, in welchem die Basallen die Abhängigkeit ihrer Beschlüssen nicht sowohl von dem Könige als dem Lehnshofe, dem großen Thurne, anerkannten. Es stand dies Gebäude allerdings nicht in Übereinstimmung mit den Tuileries, mit welchen es durch Galerien in Zusammenhang gesetzt werden sollte; man möchte aber auch glauben, daß schon der Schatten einer Erinnerung an einen freien Adel dem Kaiserherrscher so zuwider sein mußte, wie das Feudalwesen nur jemals dem Volke werden konnte, und daß auch darum der König von Frankreich

den alten Lehnshof so in einen Palast umzugestalten wünschte, wie er seine Barone in Höflinge verwandelt hatte.

Oft findet eine unbewusste Verbindung zwischen Gefinnungen und Handlungen statt, nicht selten wird eine anscheinend unbedeutende Handlung vollbracht, welche der Anfang späterer großer Ereignisse ist, und so dürfte man wol den Bau des Louvre für ein bedeutungsvolles Ereigniß halten. In dem neuem Theil des Louvre, welcher jetzt der alte Louvre genannt wird, entstand ein Brand, welcher durch die aus der nahegelegenen Kirche *Saint Germain-l'Auxerrois* herbeigeholte Hölle und den gemischten Wein nicht gelöscht wurde. Man sagt, das Feuer wäre angelegt gewesen, um dem Könige Gelegenheit zu geben, den Louvre ganz neu zu bauen. Schon Franz I. hatte durch den Baumeister Pierre Lesot einen Theil des Louvre neu erbauen lassen und Heinrich II. den Bau fortgesetzt. Dieser Theil des Gebäudes wird jetzt der alte Louvre genannt. — Ludwig XIII. ließ an diesem Gebäude mehr Theile ausbessern und sein Baumeister Mercier wich nicht nur im Style von den Plänen Lesot's ab, sondern änderte auch den mittleren Pavillon, auf welchen er noch ein Stockwerk setzte und solches mit Karosiden schmückte, die von Sarazin in Stein ausgeführt sind, was schon eine Rückkehr zur Verbindung der Sculptur und Architektur war.

Louis XIV. beauftragte den Baumeister Leveau mit dem neuen Baue des Louvre, und als dieser sich schon auf zehn Fuß hoch über den Grund erhoben hatte, ward 1664 der Minister Colbert Oberaufseher über alle königlichen Baue. Dieser Minister unterwarf den Bauplan Leveau's allen Architecten von Paris, und es konnte nicht fehlen, daß jeder etwas daran zu tadeln fand und neue Entwürfe vorlegte. Da nun aber Keiner mit des Andern Vorschlägen zufrieden war, befand sich der Minister durch die vielen Rathschläge in der größten Rathlosigkeit. Unter allen Zeichnungen, die ihm vorgelegt wurden, gefiel ihm die am meisten, welche Claude Perrault, der Bruder eines seiner Secretaire, einreichte. Colbert glaubte in diesem Risse einen Gedanken zu erblicken, der ihm selbst dunkel vorgekommen hätte; da Claude Perrault aber nicht ein Architect von Profession war, so faßte der Minister selbst zu einem Plane kein Vertrauen, der seinen Beifall hatte. Aus dieser Unentschlossenheit ward Colbert durch den Cardinal Barberini gereizt, der ihm versicherte, der Cavaliere Bernini sei der größte Künstler in der ganzen Welt.

Wie groß die Dual der Unentschiedenheit gewesen war, kann man daraus schließen, daß Louis XIV. sogleich einen Courier nach Rom abschickte und dem Cavaliere Bernini die glänzendsten Anträge machte. Bernini's Reise und der Empfang in Paris waren die eines Triumphators. Der Cavaliere sang an, alles umzustürzen, was sein Vorgänger angefangen hatte. Er gab den Vorsehlungen, daß er auf das Klima bei seinen Plänen Rücksicht nehmen müsse, kein Gehör. Colbert befand sich von Neuem in der größten Verlegenheit. Der Grundstein war nun einmal von Louis XIV. am 17. October

1665 mit großen Feierlichkeiten gelegt und der berühmte Baumeister aus Rom herbeigerufen worden, und Colbert sah sich genöthigt, den Bernini nach Willkür schalten zu lassen. Bernini mißfiel der Aufenthalt in Paris ebenso sehr, als er den Pariser, und noch ehe der Winter kam, beschloß er nach Rom zurückzukehren. Seine Mühe wurde ihm durch Louis XIV. mit 3000 Louis'dor und Zusage einer Pension von jährlich 12,000 Livres belohnt. Im J. 1666 ward die Arbeit von Neuem nach den Zeichnungen von Claude Perrault begonnen und 1670 beendet. Daß Claude Perrault kein erfahrener Architekt war, verrieth er durch den Sinn des Frontons, der aus zwei Theilen besteht, wo also der Streichschnitt die Mitte und Spitze des Siedels trifft. Jeder Theil ist acht Fuß breit und 34 Fuß lang, so daß diese Steinmassen nicht bis an den Dst ihrer Bestimmung hätten gehoben werden können, wenn nicht Pierre Clouion, ein geschickter Zimmermann, dem Baumeister durch Erfindung einer Maschine zu Hilfe gekommen wäre. Wir können uns hier in keine Kritik der einzelnen Theile einlassen, sondern haben nur davon zu sagen, daß dieser Bau einen Styl in Frankreich einführt, der von den französischen Architekten bis dahin noch nicht war angenommen worden.

Perrault entlehnte den Gedanken zu einer Reihe von gekuppelten Säulen, von dem Palaste Stapani, dessen Architektur Rafael von Urbino geschrieben wird. Wenn nun auch eine Colonnade, nahe bei den Fenstern und Mauern eines Gebäudes, weder constructio gerechtfertigt, noch wegen der Enge des Zwischenraumes ein Peristyl genannt werden kann, so macht doch die gleichsam rhythmische Aufeinanderfolge der Säulen, die edle Form derselben und die Abwechselung von Licht und Schlagschattensmassen eine malerisch schöne Wirkung, und der Louvre war seit beinahe zwei Jahrhunderten das erste Gebäude in Frankreich, welches sich durch einen edlen Styl auszeichnete. Die völlige Vollendung des Louvre blieb Napoleon überlassen.

Der unmündige Enkel Louis' XIV. befiel unter der Vormundschaft des Herzogs Philipp von Orleans 1715 den Thron. Dieser starb den 2. Dec. 1723, und Ludwig XV. übernahm nach dessen Tode im J. 1726 die Regierung selbst in seinem 16. Lebensjahre. Des Kampfes ungeachtet, den er gegen die Jesuiten zu bestehen hatte, die sogar einen Vordrängschlag auf sein Leben machten, ward doch unter seiner Regierung 1757 der Bau von Saint-Genovève begonnen, unschwerlich eine der prächtvollsten Kirchen in Frankreich. Der Grund verursachte große Schwierigkeiten, und erst 1764 legte Louis XV. den Grundstein zu diesem Bause. Man kann nicht sowohl sagen, die Erfindung, als vielmehr die Zusammenstellung fremdartiger Theile zu einem dem Auge wohlgefälligen Ganzen macht dem Baumeister J. B. Soufflot Ehre, und bei den Franzosen rechtfertigt die gefällige Benennung Alles, weshalb wir den Styl, in welchem Soufflot diese Kirche baute, style composite nennen wollen. Der Porticus ist von dem sogenannten Pantheon in Rom, und der Aufbau aus dem Gemälde Rafael's, das Sposolizio, entlehnt, wo wir im Hintergrunde des Bildes einen Tempel von ähnlicher Form er-

blicken. Die Form der Kuppel ist allerdings sehr schön, und das Verhältniß der Massen zu einander vortreflich. Einen früheren großen Bau, welchen Louis XV. unternahm, führen wir wegen der Umsichtigkeit und Wichtigkeit des Instituts an, für welches solcher ausgeführt wurde. Es ist l'Ecole militaire, woran man zehn Jahre nach den Plänen des Architekten Gabriel baute, der sich nicht über seinen früheren Vorgänger Leveau erhob. Auch ist der Mittelbau mit einer der französischen Architektur eigenen vierseitigen, schwerfälligen Kuppel bedeckt.

Die Regierungszeit des unglücklichen Louis XVI. hat keine bedeutenden Denkmale der Baukunst hinterlassen. Die kurze Zeit der Republik hat ein einziges Gebäude hervorgebracht, La Chambre des Députés, welches jedoch 1807 nach den Plänen von M. Voget vergrößert wurde. Die Fassade zeigt einen Tempel in ionischen Styl, und diese herrschte soeben in Frankreich unter der Benennung goût classique, bis er von dem Rococo verdrängt wurde. In diesem sogenannten klassischen Style, der alles mit Peristilen ausrichtete, ist auch die Börse zu Paris erbaut, zu welcher Brongniart die Risse entwarf und den 24. März 1808 der Grundstein gelegt wurde. Der Bau kam aber erst 1826 zu seiner Vollendung.

Das wichtigste Gebäude aus der Zeit Napoleon's ist die Kirche de la Madeleine. Zwar wurde der Bau schon 1764 begonnen, blieb aber lange Zeit liegen. Napoleon wollte auf den gelegenen Grund einen Tempel des Ruhms errichten, und brauchte damit den Baumeister Blanon. Die innere Ausschmückung besorgte M. Uvé, welche erst 1842 vollendet wurde.

Auch dieses Gebäude ist in der Form eines Tempels, wozu es Napoleon bestimmte, ausgeführt (Hist. de Paris V. 8).

Wir übergehen eine große Zahl Bause, welche unter Louis XVIII. angelegt und unter Philipp ausgeführt wurden, und erwähnen nur eines Gebäudes, welches die Baukunst in Frankreich aus der Gedankennarrtheit des goût classique retten und solche, mit Vermeidung der läppigen Ausgelassenheit des Rococo, zur heitern, geschmackvollen Zweckmäßigkeit hinführen konnte. Dieses Gebäude ist l'Ecole royale des Beaux-Arts. Die erste Anlage dieses Baus, welche jedoch sehr beschränkt war, leitete 1819 M. de Brete. Später sollten alle bildenden Künste in dieser Schule gelehrt und die Anstalt mit den erforderlichen Kunstsammlungen versehen werden, so daß eine große Erweiterung des Plans sich nöthig zeigte. Das gegenwärtige Gebäude ist daher nach den Plänen von M. Duban ausgeführt und erst 1833 vollendet worden.

Gegenwärtig ist untrüglich Hittorff der bedeutendste Baumeister in Frankreich. Schon mehrere Architekten haben geglaubt, im Bause der Basiliken eine Vermittelung zwischen antiker und christlicher Baukunst finden zu können, obwohl immer die äußere Form und innere Structur auf diese Weise nicht in Zusammenhang gebracht werden kann. Ein Versuch dieser Art ist Notre-Dame de la Croix in Paris. Hittorff hat dies nun im Großen und mit viel Sinn für Schönheit architektonischer Formen bei dem Bause der Kirche St. Vincent de Paula in Paris ver-

sucht, zu welcher jedoch schon 1824 durch Erprie der Grund gelegt war. Man kann ein großes Wohlgefallen diesem Baue, der sich über einer schön geschwungenen Aufsicht edel erhebt, nicht versagen, muß sich aber eingestehen, daß eine Tempelvorhalle an einer christlichen Kirche eine Attrappe und kein Vorhof, und das Innere einer Basilika, eine zu christlichen Zwecken von dem heidnischen Atrium erborgte Form ist, in der sich die Idee des Christenthums nicht ausgedrückt hat.

Die mit der Architektur verschworfene Bildhauerei tritt erst als selbständige Kunst auf, nachdem sie sich vom Dienste ihrer Schmelzer losgerissen hatte. Zwar konnte die Bildhauerkunst schon Grabdenkmale mit lebensgroßen Büdnissen Verstorbener und figurenreiche Basreliefs aufweisen, wie z. B. das Denkmal des Königs Dagobert I., welches ihm in Saint-Denis, jedoch erst längst nach seinem Tode im 12. Jahrh., errichtet wurde; allein selbst diese mit bebrutender Meisterschaft ausgeführten Werke standen doch immer noch in naher Beziehung zu Architektur. Selbstständig wurde die Sculptur erst mit der Überfetzung italienischer Künstler, und Franzosen suchten nun das Land auf, aus welchem jene herbeigekommen waren.

Zu einen der frühesten, welcher sich in Italien bildete und sogar bei einer Concurrenz den Sieg über Michel Angelo davon getragen haben soll, führt Em. David einen gewissen Jacques d'Angouleme auf, den Graf Gicognara für eine mythische Person erklärte.

Pierre Montempis tritt unerwartet unter den Franzosen als großer Meister hervor. Ihm kam die Ausbildung zu flotten, welche die Bildhauerkunst im Dienste der Baukunst sich unterwerfen erworben hatte. Die nackte Leiche von Franz I. auf seinem Grabdenkmale ruhend, ist mit einer idealen Naturauffassung dargestellt, ohne jedoch die materielle Wahrheit zu verlieren.

Dieses Denkmal wurde 1550 errichtet, und dem Montempis schreibt man das Bildniß des Königs zu.

Etwas später ist das Grabmal des Louis XII. und Anne de Bretagne. Beide sind nackt dargestellt, aber auch hier überwiegt der erste Eindruck des Todes den nämlich widrigen Anblick von Leichen. Die allegorischen Figuren sind Arbeiten italienischer Künstler, der königliche Paar ist aber ein Meisterwerk von Paul Ponce Trebat, der 1560 nach Frankreich zurückkehrte.

In den Werken des Jean Goujon zeigen sich italienische Einflüsse. Die weiblichen Figuren haben etwas Geheimniß; selbst das Bildniß der Diana de Poitiers, welche nackt neben einem Hirsche liegt. Die Bildwerke von der Fontaine des Innocents in Paris, welche später wieder an den vergrößernden Brunnen angewendet wurden, haben viel Verdienstliches. Goujon war Hugonot, und ein Schuß raubte ihm 1572 das Leben.

Germain Pilon starb 1590 oder 1605. Eine Gruppe von Grazien, welche später als die theologischen Tugenden in einer Kirche figurirten, waren sein Hauptwerk.

Simon Guillain, geb. zu Paris 1581, gest. 1658. Sein berühmtestes Werk war das Denkmal Louis' XIII. Das Hauptwerk des Martin du Jardin ist das Denk-

mal Louis' XIV. von Bronze. Die Brüder Franc. und Michel Anguier lebten zur Zeit Louis' XIV.

Jacques Corrajin von Nyon, geb. 1590, war ein Nachahmer de Michel Angelo. Unter seine vorzüglichsten Werke zählt man die Modelle zu den Karyatiden am Louvre, Komulus und Remus in Versailles, Hercules und Amphale und das Mausoleum des Perrin de Gondé. Corrajin starb 1666.

Jean Leodon starb 1713. Sein Hauptwerk befindet sich in Rom und ist das Grabmal der Königin Christine von Schweden.

Die wildste Ausartung in Verzerrungen, Verrenkungen und von flatternden Gewändern zeigt sich in dem berühmten Werke des Pierre le Gros. Es ist dies der Altar in der Jesuitenkirche, an welchem er in allegorischen Figuren den Glauben auf eine unglaubliche Weise darstellte. Le Gros ward 1656 zu Paris geboren und starb 1719 zu Rom.

Antonio Gonzalez, von Geburt ein Spanier, kam in früher Jugend nach Frankreich. Schon in seinem 17. Jahre erwarb er sich großen Beifall durch eine Statue der heiligen Jungfrau. Neptun und Amphitrite machten ihm als Künstler Ehre, noch mehr aber ist sein Andenken durch einen edlen Charakter gesichert. Er starb 1720, 80 Jahre alt, als Kämmler der pariser Akademie.

Bruder Kaspar und Baldasar Marcy von Cambray. Sie verfertigten die Nebenfiguren am Apollobade in Versailles. Baldasar starb 1674, Kaspar 1681.

Pierre Monnot von Besancon verfertigte das Mausoleum in Cassel und starb zu Rom 1733, 70 Jahre alt.

François Girardon, geb. zu Troyes 1627, starb zu Paris 1715. Hauptwerke sind der Raub der Proserpina zu Versailles, der Apoll aus jener Gruppe der Brüder Marcy und das Mausoleum des Cardinals Richelieu, welches zerstört wurde.

Pierre Puget, geb. zu Marseille 1622, gest. 1694, Bildhauer, Maler, Architect und Schiffsbaumeister. Hercules, St. Sebastian und Nilen sind seine Meisterwerke.

Edmund Bouchardon, geb. zu Chaumont 1690, gest. zu Paris 1762. Eine Copie nach dem Barberinischen Faun begründete seinen Ruf. Die Statue Louis' XV. erhielt Beifall. Als Architect ist er durch die Fontaine de Grenelle bekannt.

Sebastien Antoine Slodtz war sehr geschickt in Denamenten; starb 1754.

Jean Baptiste Pigalle, geb. zu Paris 1721, gest. 1785. Hauptwerke, ein Vertur und die Statue Louis' XV.

Etienne Maurice Falconet, geb. zu Nivis 1716. Geschätzt wird unter seinen Werken ein badendes Mädchen, ein Amor, Nilen und St. Ambrosius. Er war ein ausgezeichnete Künstler, ohne jemals in Italien gewesen zu sein, und starb 1791.

Der Revolutionszeit und dem Kaiserreiche gehören an: David d'Angers, bekannt durch das Giebelbild des Pantheon, Femaille, der die Statuen des Giebelbildes der Magdalenenkirche ausführte, und Gerdt, dessen Werk das Giebelbild der Deputirtenkammer ist. Jouffroy macht in

seinen Werken eine geschickte Anwendung des modernen Geräths.

Dantan wendet sich dem Charakteristischen zu. In dem Museum des Palais Luxemburg zu Paris sieht man mit Vergnügen eine Nympe von Jaquot und Hyacinth Bosio. Ebenfalls ist der Jäger von einer Schlange gefressen, von Petitot. Sehr lebendig ist der Fischerknabe von Rubé.

Genannt zu werden verdienen Foyatier und Corret. Einer der bedeutendsten Bildhauer der neueren Zeit ist Pradier.

James Pradier wurde zu Genf 1794 geboren, verdankt aber seine Bildung Frankreich. Seine vorzüglichsten Werke sind ein Sohn der Niobe, Psyche und Venus, das Grabmal des Herzogs von Berry und das Giebelsfeld des Triumphbogens de l'Ecole u. s. w. Seine Bearbeitung des Prometheus ist meisterhaft und an Reiz der Formen bestrift er sich, den Paritätel zu erreichen; allein das Bestreben sollte freilich im Gelingen verschwinden.

Vor der neuesten Revolution waren folgende Plastik: die bedeutendsten: Rameau, Barre, Brian, Foyatier, Deloix und Manteuil, welche mit Arbeiten für die Kirche St. Vincent de Paula öftentlich noch jetzt beschäftigt sind. Letzterer hatte den Auftrag, die Statuen für das Giebelsfeld auszuführen. (Über die neueste Epoche der bildenden Künste s. die gehaltenen Nachrichten, welche J. Diken in dem Jahrgange 1845 des Leipziger Kunstblattes gibt.)

Die Architektur übt auf alle bildenden Künste einen wichtigen Einfluss aus. Ihre Wirkung auf die Glasmalerei und Frescomalerei habe ich ausführlicher in der Beschreibung des königl. sächsischen historischen Museums nachgewiesen. Der romanische Baustil begünstigt durch seine breiten Wandflächen besonders die Frescomalerei, der Epochenstil durch die hohen Fenster die Glasmalerei. Da nun in Frankreich unstreitig der Epochenbau zeitig Eingang fand, so kam bei den Franzosen die Glasmalerei wohl schon in früher Zeit in Aufnahme. Zu bestimmen, wann dies geschah, ist schwierig. Schon Grégoire de Tours erzählt, daß ein Dieb 525 die Fensterscheiben aus einer der Kirchen in der Vorstadt saßl (Part de la peinture sur verre par M. Le Vieil). Fast ist daran zu zweifeln; denn selbst in der Angabe des Orts, wo dies geschähen sein soll, ist man ungenau, und zu jener Zeit bediente man sich gewöhnlich statt der Fensterscheiben durchbrochen gearbeiteter Stein tafeln, und sogar noch weit später war dies üblich, wie man bis jetzt dergleichen an dem ältesten Theile des Doms zu Tarragona im Valencianischen sieht, der um 1100 erbaut wurde, wobei ein normannischer Baumeister beschäftigt gewesen sein soll.

Unstreitig entstand die Glasmalerei aus der Mosaisarbeit, welche Bilder aus farbigen Emailstücken zusammensetzt; jedoch bediente man sich schon im 9. Jahrh. auch des durchsichtigen farbigen Glases zu Mosaisen, wie wir es sehr prachtvolle dieser Art in der großen Moschee zu Cordoba finden. Die ältesten Fensteraus schmüdungen bestanden wol nur in Aufstellung mit bunten Gläsern ohne Malerei. W. A. Gaffert möchte diese Erfindung den Teutischen zuwenden.

Wir enthalten uns hier, das anzuführen, was zur Entwicklungsgeschichte dieser Kunst im Allgemeinen gehört, und bemerken nur, daß die älteste Glasmalerei in Frankreich, sowie auch in andern Ländern, eine mosaïque à jour ist, die aus durch und durch gefärbten Gläsern besteht. Die Übergangsgläser und das Einschmelzen von Malerei auf weißes Glas gehören erst späteren Epochen an.

Von solchen mosaïques, welche einer weitem Aus führung durch Pinsel und Farbensauftrag entbehren, findet man Abbildungen in *Millin*, Voyage dans les departemens du midi de la France und in dem Essai hist. et descriptif sur la Peinture sur Verre, par E. H. Langlois. Pl. A. Einer der ältesten bekannten Meister ist Roger, der im 14. Jahrh. nach Rheims berufen wurde, um die Fenster der Klosterkirche Saint-Hubert zu malen. Aus dem 15. Jahrh. hat sich der Name Clemens erhalten, welcher einige Fenster in der Kathedrale zu Rouen malte; er schrieb sich Clemens vitrearius carnotensis M. Die glänzendste Periode der Glasmalerei war in Frankreich, wie in andern Ländern, das 15. und 16. Jahrh. Mit Ruhm werden aus dieser Periode genannt Nicolas le Pot um 1540, Valentin Bouch, gestorben 1541, Arnold Desmoleux um 1569 und Robert Poincignier, lebte um 1530. Anstatt hier viele Werke der Glas malerei anzuführen, deren Meister unbekannt, und wovon meist nur wenig Scherben übrig sind, führen wir noch folgende Werke an, in welchen man Abbildungen von den jetzt größtentheils zerstörten Meisterwerken der französischen Glasmalerei findet. Monuments de la Monarchie françoise du père Montfaucon. Monuments français inédits. Par M. Willemin. — Unter den Glasmalern der neuesten Zeit zeichnen sich aus: Marchal und Eugner aus Reg.

Die trefflichen Glasmalereien in der Kirche St. Vincent de Paula in Paris sind auf eine Wirkung angelegt, welche der alter Glasgemälde entgegensteht. Die Kirchenfenster der ältern Zeit wetteiferten an Glanz mit den Edelsteinen und das Licht war in ihnen vorherrschend, sodas ein Gleichgewicht sich nur durch die Pracht und Kraft aller Farben herstellte. Die neuern Glasma ler streben nach einem malerischen Hell Dunkel, der Schatten ist das Vorherrschende, die Färbung ist ernst, tief und dadurch übereinstimmend, daß unter allen Farben nur eine wechselfeitig verhältnismäßige Kraft stattfindet.

Je reichhaltiger der Stoff ist, welchen die Geschichte der Malerei in Frankreich darbietet, so mehr müssen wir uns auf die Hauptmomente beschränken. Die ältesten Urkunden der Malerei sind Andachtsbücher. Auf Montfaucon und Renoit, die wir in vielfältiger Rücksicht als Quellen für die französische Kunstgeschichte angeführt haben, müssen wir auch in Rücksicht der Miniatur malerei hinweisen. Außerdem finden wir auch hierüber reichhaltige Belehrung in *d'Agincourt*, Histoire de l'art par les monumens.

Als ein Künstler, der sich nicht bloß auf Auslassung von Büchern beschränkte, wird Nicolas mit Ruhm genannt, welcher im J. 1209 als Lehrer zu Paris verbrannt wurde.

Niederländische Einflüsse drangen in Frankreich ein. Im 1371 war Johann von Brügge Maler des Königs Karl V. Johann von Brügge darf jedoch nicht, wie es geheißen, mit Johann van Eyk verwechselt werden.

Später scheint es, daß die Franzosen mit den Italienern vertheilten, denn sie hatten Gelegenheit, in Aisnon deren Styl kennen zu lernen.

Von einem hohen Standpunkte der Kunst sind die Epochen ein Beweis, welche für den wohnsinnigen Karl VI. gemalt wurden, der 1422 starb. Der edlen Zeichnung dieser Bilder nach fanden die Franzosen auf gleicher Stufe mit Cosimo Rosselli und weit über Simon di Martino, der ungefähr ein halbes Jahrhundert zuvor in Frankreich war. Zur Zeit des unglücklichen Karl VI. lebte der Maler Henry Bellechose. Etwas später zeichnete sich durch Miniaturen Jacques Delord um 1465 aus. Der König René, geb. 1408, gest. 1480, war ebenso berühmter als Maler, und doch vielleicht mit größtem Recht, als er sich durch seine Poesien berühmt gemacht hatte. Ich habe über ihn ausführlich in meiner Reise ins nördliche Frankreich gesprochen. Im J. 1846 untersuchte ich sein größtes Gemälde, welches ich im Dome zu Air besah, sehr genau. Es ist auf eine Holztafel gemalt, die mit Leinwand überzogen ist, was man deutlich am unteren Rande erkennt, wo sich einige Fäden von dem Holz abgelöst haben. Schon dieses Verfahren, welches Johann van Eyk niemals anwendete, könnte als Beweis dienen, daß René kein Schüler dieses Meisters war. Auch ist dies Bild nicht in Öl gemalt, sondern in Tempera und geschönten Leinöl überfächert, wodurch die braunen Töne entstanden sind. Außerdem hat das Colorit nicht die Farbenpracht der Eyk'schen Gemälde. Viele andere östliche Gründe, warum ich René nicht für einen Schüler des Johann van Eyk halte, habe ich in meiner Reise auseinandergesetzt. Eine fast scharfe physiognomische Charakteristik stimmt mit der Auffassungsweise überein, welche wir in den französischen Miniaturen finden. Diese Malerei hatte in Frankreich eine solche Höhe der Vollkommenheit erreicht, daß René keines fremden Meisters bedurfte. Seine Hauptwerke sind in Billemore an der Rhone, Aisnon gegenüber, und in Air zu finden.

Die Kriege mit England und Burgund waren der Ausbildung der Künste nicht förderlich, und die Künste, welche sie doch trieben, wurden ein Raub der Stürme, ja was sich noch erhalten hatte, wurde durch italienische Künstler verdrängt, welche Franz I. herbeigab. Die Nachteile, welche dies für die nationale Entwicklung der Künste in Frankreich verursachte, haben wir schon in Beziehung auf Architektur und Sculptur dargelegt. Diese Kreuzung brachte eine sehr schlechte Frucht hervor, welche in der Kunstgeschichte Frankreichs die Schule von Fontainebleau genannt wird.

Wir haben daher erst wieder mit Auszeichnung François Clouet zu nennen, der um 1547 lebte, jedoch auch schon italienischen Einflüssen ausgesetzt war. Recht eigentlich verfiel dieser Schule Claude de Paris. Das Wesen der Schule von Fontainebleau besteht darin, daß ihre Bildungen nach einem willkürlich angenommenen Schön-

heitsprincip geformt und keine Erschaffungen der Phantasie sind, welche auch immer das Gepräge der höchsten Naturwahrheit an sich tragen, da die Natur die reale Kunst ist und die Gebilde der Phantasie Ideen in sinnensättiger Form sind, in welchen sich eben die Vernunft real ausdrückt. Das Ideal ist daher das wahrhaft Seiende, wie es Plato nennt, was seiner Zufälligkeit und keinem Wechsel unterworfen und woan jedes für sich Seiende, schließlich Wirkliche, nur eine Varietät ist. Das ideale Kunstwerk trägt als Individualität, als ein Concretum, nur zwar das Merkmal der specifischen Differenz an sich und unterscheidet sich von dem Ideale, seinem Urbilde, widerspricht jedoch diesem nicht, jenes nur willkürlich für schön Angenommene, was man auch die idealisirte, oder stylisirte Natur nennt, wurde für das Ideal gehalten, weil es nicht naturgemäß war; es stand aber nicht über der Natur, sondern im Widerspruch mit ihr. Nach Gottes oder dem Naturwillen soll es keine so langgedehnten und gespreizten Geschöpfe geben, wie die Wüßgeburten der Schule von Fontainebleau sind. Diese ersten Bildungen tragen daher auch die Todesfalte der Leblosigkeit an sich. Wenn nun die Schule von Fontainebleau noch mehr sehr wollüstige Gegenstände darstellte, so wird diese faulblütige, unmothivirte, affectirte Lebenslosigkeit ekthast und lächerlich.

Freier von diesem Vorwurfe hielten sich Jacques Bunel, geb. 1558, Martin Freminet, geb. 1567, gest. 1619, und besonders Simon Vouet, geb. 1582, gest. 1641. Vorzüglich zu loben sind in des Letztern Werke eine gewisse Natürlichkeit und den Franzosen eigenthümliche Lebendigkeit. Jean le Clerc, geb. 1587, gest. 1633, schwankt bald auf die Seite der Unnatur, bald auf die der Natürlichkeit.

Mit Nicolas Poussin, geb. 1594, gest. 1665, beginnt eine neue Epoche der Kunst für Frankreich. Wir würden Poussin gradezu unrecht thun, wenn wir ihn nach seinen berühmtesten Werken, im Musée royal de Paris, theilweisen wollten, die er meistens in Rom in seiner letzten Epoche ausführte. Es ist zu beklagen, daß sich die Meinung verbreitet hatte, man müsse aus den verschiedenen Meisterwerken das Beste auswählen, um etwas Besseres zu leisten, als der reichbegabte Künstler zum ersten Male nach Italien wanderte. Dieser Irrthum war durch die Garacci entstanden und die Anhänger des Wahns ihrer Schule nannten sich Ektetikler. Sie erkannten nicht, daß jedes Meisterwerk ein in sich einiges Ganzes ist und daß Verschiedenartiges nie ein solches werden kann. Ein Kunstwerk ist allerdings die Einheit einer Mannichfaltigkeit, aber nicht verschiedenartiger, sondern übereinstimmender, aus einem Geiste hervorgegangener Theile. Anstatt sich auszubilden, füllten sich viele Künstler mit fremden Vorbildern an, ihre Eigenthümlichkeit, wenn sie eine hatten, ging unter, und was sie hervorbrachten, war ohne Leben und innere Wahrheit. Selbst Poussin war in dieser Gefahr; doch schützte ihn sein guter Genius, und ohne Zweifel würde er sich zu einer höheren Stufe erhoben haben, wenn nicht der Ekteticismus auch ihn zu einem schwankenden Wägen verleitet hätte. Es waren die pla-

stischen Werke der antiken Kunst und die Farbenzauberrien Tizian's, die seinen edlen Sinn für die lebendige Schönheit in der Natur aufschloffen.

Aus dieser Weise der Auffassung gingen Werke hervor, wie Poussin's Bacchanal im königlichen Museum zu Madrid, und die Bacchantin in der königlichen Gemäldergalerie zu Dresden. Später, als seine Jugend abgeblüht war, verwandelte sich wie bei den Hülfsfrüchten die Blumenblätter zu einer trocknen Schale, es lehrte sich das Verhältnis um, er sah in der Natur nun den antiken Stein, in Tizian's Werken die gewandte Pinselführung, ohne die Lebenswärme des Colorits zu empfinden. Seine späteren Werke sind kalt, wie der Verstand, aber durchaus edel, und die Abgemessenheit, selbst im Ausdruck heftiger Leidenschaft, bringt in dem Beschauer dieser Bilder eine Wirkung hervor, wie die französische Tragödie, man muß ihr kaltes Feuer bewundern. Wir dürfen Jacques Stella und Jean Lemaire nicht unerwähnt lassen. Stella ward in Lyon 1595 geboren und starb zu Paris 1637; Jean Lemaire, geb. 1597, gest. 1659. Beide sind als tüchtige Zeichner zu loben. Jean Woezi und Jacques Blanchard, beide in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., erwarben sich Beifall, besonders als Coloristen.

Claude Gellée le Lorrain, geb. 1600, gest. 1682. Man könnte ihn in mehrer Hinsicht den Frühlingsskater nennen, denn mit ihm beginnt ein Frühling der Landschaftsmalerei. Die Landschaft war bis dahin als Bühne für die Historienmalerei behandelt worden; denn wenn auch schon Tizian, Annib. Garacci, Campieri, Nic. Poussin und Kaspar Dughet eigentliche selbständige Landschaftsbilder gemalt hatten, so war darin doch immer diejenige Anordnung die Hauptsache. Das Ebenmaß der Massen, die Abwechselung der Linien in den Umfassen von Gebirgsketten, Thälern und Strombetten, von hochgewölbten Baumgruppen und schroffen Felsen, ist, was diese Landschaftsbilder bedeutend und wirkungsvoll machte. Aber zu dieser Eigenschaft der Landschaftsmalerei fügt Claude das sehr pulsirende, träumerische Leben der Natur hinzu und seine Landschaften sind Naturbilder. Er schwebt ein Duft und weicht ein Frühlingsschauer über Meer und Land, der uns mit der Ähnung einer alles durchdringenden Seele erfüllt. Aber Claude's eigenthümliche Weise, in das Myrthenland der Natur einzutreten, und über seinen sternenwärtigen Charakter hat von Sandraat (Teutsche Akademie) tiefschabend und höchst anziehend gesprochen. Claude's Bilder von einem kleinen Format unansehen eine Welt von Gefühlen. Er ließ sich verleiten, auch Landschaften von großem Umfange zu malen, wie man denn einige im königlichen Museum zu Madrid sieht, welche aber ins Kopernikartige fallen.

Bouet's bester Schüler war Moise Valentin, geb. 1600, gest. 1632. Er war, wie sein Meister, ein trefflicher Zeichner, und darum sind die Portraits, welche er malte, schätzbar. Gedeon Erard, Toussaint du Breuil, Michel Corneille, Nicolas Mignard, Louis de Boulogne, Pierre Mignard, Alphonse du Fresnoy, Seb. Bourdon, Le Sueur, Philippe de Champaigne, Le Richardier, Jacques Courtois, Israel Silvestre, Noel Coypel und viele An-

dere sind Meister, welche im 17. Jahrh. sich in Frankreich und Teutschland durch ihre große technische Geschicklichkeit Beifall erwarben. Sie alle überragt aber dermeister Charles Lebrun, geb. zu Paris 1619, gest. 1690. So sehr auch dieser Meister sich geliebt und ihm zum Vorwurfe gemacht wird, daß seine Heiligen und Engel und Rabonnen Franzosen und Französinen sind, so ist ihm doch eine lebendige Phantasie und eine große Meisterschaft in Zeichnung und Malerei nicht abzuspüren. Was den nationalen Tugend seiner Bilder anbelangt, so, scheint mir, ist ihm ebenso wenig darüber ein Vorwurf zu machen, wie man es nicht unrecht findet, daß Dürer und Holbein teutsche Rabonnen und Heilige malten. Die Hofsung, welche sich Lebrun erwarb, der Einfluss, welchem er gewann, daß er als künstlerischen großen Unternehmungen in Frankreich leitete, ja beherstete, alles dies jag ihm viele Feinde zu, denen es wenig gelungen wäre, den gelehrten Künstler zu stürzen, wenn sich einer unter ihnen befunden hätte, der dem Lebrun überlegen gewesen wäre. Seine Alexanderbeschlagen sind, wenn auch nicht in der Farbe kräftig, doch treffliche Compositionen, und Le Crucifix aux Anges, ein Bild voll Geistes und Erhebung. Im Colorit erreichte Lebrun seinen Vorgänger Poussin nicht, der unter seinen Landsleuten, und auch nur in der Zeit eigener Jugendwärme, der beste Colorist war. Eine Kunst jedoch wurde von den Franzosen, gegen das Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrh., auf ihren Gipfel gehoben, und dies ist die Kupferstechkunst. Der älteste mit Namen bekannte französische Kupferstecher ist Jean Duvet (geb. 1485, gest. 1555), Goldschmied des Königs Franz I. und Heinrich II. Er entwarf meistens selbst die Zeichnungen zu seinen Stichen, welche eine edle und reiche Phantasie beweisen, die jedoch bisweilen ins Überschwengliche geht. In der Behandlung des Stiches gleichen seine Arbeiten denen der Schule des Marc-Antonio. Das Streben der Kupferstecher des 16. Jahrh. war, Form und geistigen Ausdruck der Vorbilder durch den Grabstichel wiederzugeben, obwohl schon bei einigen Blättern des Alb. Dürer, z. B. dem Hieronymus in seiner Gelle, das Hellbuntel und also eine malerische Wirkung von dem Stecher beabsichtigt wurde. Allein die Franzosen gingen noch weiter und versuchten durch stärkere und schwächere, weichere und schärfere Linien, durch die Verschärfung von Schraffuren und Punkten eine Wirkung auf das Auge hervorzubringen, welche sich der eines Gemäldes nähert. Wie weit dies möglich ist und ob solches überhaupt die Aufgabe der Kupferstecherkunst sein soll, ist eine Streiffrage der Kupferstecher selbst unserer Zeit. Auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit hob Gerard Edelinck die Kupferstecherei, welcher wol unter die Franzosen gerechnet werden darf, da er ihnen seine Bildung verdankt und den größten Theil des Lebens in Paris zubachte. Er ward 1627 zu Antwerpen geboren, war ein Schüler des Cornelius Galle und starb zu Paris. Bis in die neuesten Zeiten hat sich die Kupferstechkunst in Frankreich auf ihrer Höhe erhalten (s. Le peintre-graveur français par Robert Duménil und Le graveur en taille douce par M. Charles le Blanc).

Hinsichtlich der Malerei ist aus dem ganzen 18. Jahrh. nicht viel Erfreuliches anzuführen. Die Franzosen haben fort, mit großer Vinselertigkeit unerbauliche Bilder zu malen. Merkwürdig jedoch sind die Gemälde von Antoine Bateau, geboren in Valenciennes 1684, gestorben zu Nogent bei Paris 1721. Er schilderte in seinen Bildern die Keilennos- und Hesseleinnatur des Zeitalters mit einer heitern Ironie. Als ein Zeichen der Zeit muß Jean Baptiste Greuze angeführt werden, in dessen Werken sich die ganze schwächliche Sentimentalität und müde Lieblichkeit des verflochtenen Jahrhunderts verräth. Auch als Colorist ist er weislich. Er wurde zu Tournay in Bourgogne 1726 geboren und starb zu Paris 1805.

Die Erschütterung von Europa weckte große Kräfte, welche sich im 19. Jahrh. herrlich entwickelten und jetzt zu verwildern in Gefahr sind. Jacques Louis David, der Maler, wurde 1748 zu Paris geboren und starb zu Brüssel 1825. Er war ein Mann von großen Talenten, verschied aber als Mensch und Künstler in den Irrthum seiner Zeit, welche Ruch für Enthusiasmus nahm und Jacobinismus mit römischem Bürgerthum verwechselte. So wenig wie die Schwelgerei der römischen Republik, gleich, so wenig fand David's Bilder der Antike ähnlich. Es stellt seinen Werken ganz und gar an der Ruhe einer innern Uebereinstimmung. Das schauspielerische Gepränge jener Männer des Volks spukt auch in David's Darstellungen griechischer und römischerelden. Wie in der größten Höhe sich vom Himmel fällt, so sind David's Bilder bei einer unnatürlichen Festigkeit eiskalt und in seinen nackten Helden ist ebenso wenig Natur, wie in einem Hockeide.

Schüler David's waren Drouot, Girodet, Gros, Guérin, Fabre de Montpelier und Gérard. Von Fabre ist zu rühmen, daß, als er starb, er seiner Vaterstadt eine bedeutende Gemäldesammlung hinterließ.

François Gérard rettete die französische Schule aus jener affectirten Einfachheit und antiken Unnatürlichkeit. Noch sehr in der Manier seines Meisters ist sein Belisair. Sein Ossian zeigt aber schon, daß er sich von der misverstandenen Antike abwandte, durch die Wahl eines romantischen Gegenstandes. Er ward viel mit Malen von Bildnissen beschäftigt und die Portraitmalerie wendete ihn zur Beobachtung der Natur hin. Sein Einzug Heinrich's IV. in Paris ist das erste Kunstwerk seit der Revolutionszeit, welches wahr im Ausdruck und natürlich ist. Gérard war in Rom 1770 geboren. Seine Jugend verfloß in großer Dürftigkeit und vielen Sorgen für seine armen Verwandten. Doch blieben seine Verdienste nicht unbekannt, und im Schooß des Glücks endete er sein Leben zu Paris 1837.

Unter den neueren Künstlern schienen uns folgende die bedeutendsten. — Glement Boulanger, geb. 1806, gest. 1842, Genetmaler, sehr glücklich in der Wahl von würdigen Gegenständen und einer wirkungsvollen Ausführung. — Paul Delaroche, ein gedankreicher, in die Tiefe des Gemüths eindringender, Künstler und zugleich meisterhafter Maler. Die Scene Edwards's sind sein Hauptwerk. In großen figurenreichen Compositionen und allgö-

rischen Bildern, wie die Versammlung der Künste in dem Wandgemälde des Akademieggebäudes zu Paris, ist er weniger glücklich. — François Marius Granet malt mit vieler Wirkung das Innere von Gebäuden. — Théodore Gudin See- und vorzüglich Sturmaler. — Jancœur de la Bouette, vorzüglicher Landschaftsmaler. — Eugène Lepoittevin, Seestürme. — François Edouard Picot, trefflicher Zeichner, als Colorist fast künstlich einfach. Die beiden Schiffer sind Niederländer von Geburt, und wir sind wol dadurch der Aufgabe überhoben, hier unser Urtheil über diese berühmten Künstler auszusprechen. — Emile Signol zeichnet sich water seinen Landsleuten durch eine edle Einfachheit aus. — Philippe Tanneur, Maler der Remakeube. — Horace Vernet einpfropf aus einer Familie, die in ihrem Stammbaume viele ausgezeichnete Künstler aufzuzählen hat. Unter seinen historischen Gemälden in engerer Bedeutung des Worts ist die Verhaftung des Prinzen von Condé, in der Galerie des Palais Royal, eins der vorzüglichsten. Seine Genetmalerie und machte Lebensbilder und gewinnen dadurch ein historisches Interesse, daß sie höchst charakteristisch die Volkshäufigkeiten schildern, aus welchen sie aufgefist sind. Ein bewunderter italienischer Räuber ist ein unbedeutendlicher Meisterwerk. Das Gemälde, welches das Alterthum des Papstes Julius II. vorstellt, erwarb dem Künstler viel Beifall; jedoch hätte diese Aufgabe wol eine andere Lösung erfordert.

In neuester Zeit fanden Picot, Bauchelet, Chopin und Jadin Gelegenheit, sich durch Aufmalung der Säle des Hotel de Ville in Paris auszuzeichnen.

Ziegler malte im Chor von S. Madeleine die Heiligsprechung der Magdalena. Wenn man dem Künstler auch den Vorwurf machen kann, daß die weltlichen Personen, und vor Allen Napoleon, hervorgehoben sind, die heilige Handlung aber als Nebensache behandelt ist, so zeigte Ziegler sich doch als ein tüchtiger Maler, und das Bild macht eine große Wirkung.

Georges bildete sich mit Erfolg in der Weise des Paolo Veronese aus, jedoch ohne den Reichthum der Phantasie dieses Meisters.

Abel de Pujol zeigt Ernst und Würde in seinen Werken. Guilleminot erweist sich durch die Malereien in St. Vincent de Paula zu Paris, als guter Colorist. Winckon gehet zu den geistreichen und ernstern Künstlern. Ebenfalls werden mit verdientem Ruhme Regard, Perignon und Ingres genannt. Zur Entschuldigun von Flantrin, der die alte Kirche S. Germain des Pres um weit des Louvre ausmalte, kann gesagt werden, daß die Dürftigkeit ihm zum Alterthum nöthigte. — Dreveria wird rühmend genannt. — A. Johannot neigt sich zu Genetmalerei hin, selbst bei historischn Gegenständen. — Debay's Bilder sind voll Ausdruck und Leben. — Der zu früh verordene Gericault hatte große Anlagen zum Schlachtmaler. — Le Poittevin malt nordische Bilder auf eine Weise, daß man ihnen den Beifall nicht verweigern kann, und sich um so mehr des warmen Zimmers erfreut, in welchem man Winterbilder bequem betrachtet.

Es ist dies hinreichend, um zu zeigen, daß sich die

Franzosen in neuester Zeit in allen Richtungen mit Erfolg erprobt haben, wodurch sie für immer gesichert sind, nicht wieder in eine einseitige Manier zu verfallen. (v. Quandt.)

FRANZÖSISCHE LITERATUR. Zweiter Artikel¹⁾. Von Franz I. bis auf die neueste Zeit.

Die französische Literatur bietet in ihrer Entwicklungsgeschichte ein Phänomen dar, welches, wenn sich auch Ähnliches in den Literaturen anderer Völker, namentlich der Spanier, der Italiener und selbst der Teutschen, findet, doch nirgends so auffallend erscheint und so consequent zu durchgebildet worden, als bei den Franzosen, nämlich ein gänzlich Verlassen und Aufgeben einer früheren Nationalliteratur und die Aufnahme einer neuen, durchaus abweichenden, von Außen her gekommenen Richtung, welche mit Verdrängung des eigentlich Volksthümlichen zu allgemeiner Geltung gelangt ist und alle Päder der Literatur durchdrungen und beherrscht hat und im Ganzen noch jetzt beherrscht. Die französische Literatur bis auf die neueste Zeit, wo man endlich einigermaßen zur Befinnung gekommen zu sein scheint, bietet daher das auffallende Schauspiel einer durchaus künstlich gemachten Bildung, welche auf gelehrtem Wege entstanden, mit dem Nationalgeiste aber freilich nur innig verschmolzen, sich doch von allem echt Nationalen vollkommen losgerissen hat, um einem conventionalen Ideal zu huldigen. Der erste hier behandelte Zeitraum ist der, in welchem diese merkwürdige Umwandlung vor sich ging, so daß, wie in allen Übergangsperioden, der erste Theil dieses Zeitraums noch fast ausschließlich der älteren Richtung, der Schluß derselben schon fast ganz dem neueren Princip angehört. Wir werden daher hier vorzüglich auf diesen Kampf des Alten mit dem Neuen zu achten haben; wobei noch zu bemerken, daß in dieser höchst bewegten Zeit das neu aufsteigende Princip zuerst auf eine ungeschickte und daher verunglückte Weise geltend gemacht wurde, und erst gegen das Ende dieses Zeitraums der Weg gefunden und eingeschlagen wurde, welchen die französische Literatur bis auf den heutigen Tag verfolgt hat. So haben wir denn drei Momente, oder, wenn man will, drei Systeme zu beobachten, und zu unterscheiden: a) das Atnationale; b) den ersten verunglückten Versuch, der Literatur einen neuen Charakter zu geben; c) die Anfänge und die Begründung des zuletzt siegreich gebliebenen Princip. Will man diese drei Abschnitte dieser Periode nach den Namen derjenigen benennen, welche darin die Hauptrolle gespielt haben, so kann man sie als die Zeit Marot's, die Ronsard's und die Malherbe's bezeichnen.

Die Gründe aber, welche grade in diesem Zeitraume den angegebenen Umschwung veranlaßten und begünstigten, liegen unendlich weniger in den äußeren, politischen Verhältnissen der Zeit, als in dem allgemeinen Geistesumschwung, welchen das 16. Jahrh. bei allen Völkern Europas herbeiführte. Die Gründung der Buchdruckerkunst gegen das Ende des 15. Jahrh. und die gleich darauf er-

folgte Entdeckung von Amerika hatten schon eine mächtige Bewegung der Geister hervorgerufen; noch ungleich mehr aber wirkte das 16. Italien freilich schon im 15., für Frankreich aber erst im 16. Jahrh. beginnende neue Erwachen der klassischen Studien, die wahre Entdeckung einer wenigleich alten, doch für die damalige Zeit wahrhaft neuen Geisteswelt, welche ihren jündenden Funken in alle fähige Gemüther warf, und als deren größte und glänzendste Wirkung ohne Zweifel die Reformation zu betrachten ist, welche auch in Frankreich damals sehr bedeutenden Anfsang fand. Das neu erwachte Studium des Alterthums, was die Franzosen die renaissance nennen, und die Reformation waren die beiden geistigen Hebel, welche das Zeitalter bewegten. Allerdings haben auch die Könige dieser Zeit einigen Einfluß auf diese neue Geistesrichtung gehabt, indessen, wie fast immer, kann von ihnen höchstens gesagt werden, daß sie das Neue begünstigt, oder wenigstens nicht zu hindern gesucht haben; der Aufschwung der Gemüther selbst lag, wie außerhalb ihrer Berechnung, so auch größtentheils außerhalb ihres Willens und ihrer Macht. Franz I. wird zwar von den Franzosen gern le père des lettres genannt, indessen war er selbst ungebildet, ohne alle gründliche Kenntnisse, und man kann ihm höchstens das Verdienst anrechnen, daß er, den der Ehrgeiz nur nach Italien führte, doch einigen Sinn für die bortige Wissenschaft, mehr noch für die Kunst zeigt, wie er denn auch italienische Dichter und Künstler, Alamanni, Gellini, Leonardo da Vinci, Primaticcio u. nach Frankreich berufen hat. Sein größtes Verdienst möchte leicht die Eristung des Collège royal, einer Schule der Philologie, sein, welche einen entschiedenen Gegensatz gegen die katarische gewordene pariser Universität bildete und einen unermeßlichen Einfluß auf die Verbreitung der humanistischen Studien und dadurch auf die Regeneration der ganzen französischen Literatur gehabt hat. Seine Nachfolger, Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III., waren, mit Ausnahme Karl's IX., welcher nicht ohne poetische Anlagen war, im Grunde völlig indifferent für die Geistesentwicklung ihrer Zeit, und die bürgerlichen Unruhen, welche in den letzten Zeiten der Valois das Land zerrütteten, ließen auch keine directe Einwirkung auf die wissenschaftliche Ausbildung des Volkes zu. Heinrich IV. aber, bei allen seinen anderweitigen Verdiensten, war eigentlich eine durchaus prosaische Natur (die Verse für seine Geliebten ließ er sich von Andern machen), und sein in anderer Hinsicht nicht genug zu preisenber Eultus war am wenigsten der Mann, für Künste, Wissenschaften und Geistesbildung überhaupt die schwachen Geldmittel des Landes zu verwenden. Erst unter dem ganz elenden Ludwig XIII. ward von Oben her, aber freilich nicht durch den König, sondern durch seinen allmächtigen Minister Richelieu, viel für die Wissenschaft und die Kunst gethien. Er ist es eigentlich, unter welchem und zum Theil durch welchen die Anfänge der neuen Zeit begründet und das glänzende Zeitalter Ludwig's XIV. vorbereitet ward. Am meisten hat er auf seine und auf die spätesten Zeiten durch die Gründung der Académie française (1635) gewirkt, welche der neuen Richtung in

1) Der erste Artikel über die ayfranzösische Literatur, welchen der Herr Verfasser, verhindert durch die Umstände der Zeit, nicht vollenden konnte, folgt in den nächsten.

der Literatur entschieden zugehan, ihr das von nun an unentgeltbare Siegel aufgedrückt hat.

In den ersten Jahrzehnten dieses Zeitabschnittes fiel es noch Niemandem ein, neue Bahnen für Poesie und Bildung zu suchen; Alles bewegte sich noch in dem gewohnten Gleise, die ganze Literatur war in Geist und Ton nichts als die unmittelbare Fortsetzung des früheren Mittelalters. Der echt französische, oder wenn man will gallicische, Nationalcharakter sprach sich in allen Geistesproduktionen der Zeit (schlicht und natürlich aus, man schrieb und dichtete wie die Vorgänger gethan, wie es einem ums Herz war, und Niemand dachte daran, sich nach fremden Vorbildern oder Regeln umzusehen; Niemand fand sich in seinem poetischen Treiben durch gelehrte Rücksichten und Regeln behindert; höchstens gab die eben begonnene Bekanntschaft mit den Italienern Veranlassung zu einigen Übersetzungen und zu Versuchen in ähnlichen Formen.

Als den letzten und bedeutendsten unter den Dichtern dieser alten, unbefangenen, nationalen Richtung müssen wir Clement Marot nennen, der einzige der Dichter jener Zeit, dessen Namen einen guten Klang behalten, dessen Werke zum Theil noch gelesen, ja gelegentlich sogar noch nachgeahmt werden. Schon sein Vater, Jean Marot (gest. 1523), war Dichter und Kammerdiener Ludwig's XII. und Franz's I. gewesen. Seine verglich unbedeutenden Reimereien, eine Beschreibung der zwei Reisen Ludwig's XII. nach Genua und nach Venedig, le Doctrinal des princesses in Rondeaux, einige Epigramme etc. finden sich gewöhnlich in den Ausgaben der Werke seines Sohnes. Dieser, der ihn weit überflügelte, Clement Marot (geb. 1495, gest. 1544), war ebenfalls Kammerdiener, erst bei Margaretha, Schwester Franz's I., dann bei diesem selbst; wie denn damals viele solche poetische Talente sich an den Höfen fanden und wohl gelitten waren. Er ward in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen; mußte wegen seiner Neigung zur Reformation und seiner bitteren Spöltreien über die Pfaffen und Mönche manche Verfolgung erdulden, und würde ohne den Schutz des Königs vielleicht, wie sein Freund Dolet, auf dem Blutgerüste gendert haben. Dennoch mußte er gegen das Ende seines Lebens Frankreich verlassen und ging nach Italien, wo er in Lodi starb. Er war im Grunde weder eine poetische, noch weniger eine religiöse Natur, obwohl er als Dichter bewundert und als Keger verfolgt wurde. Sein Charakter ist der in den mittleren und niederen Ständen Frankreichs damals allgemein vorherrschende; eine heitere, harmlose Natur, mehr zu Scherz und Spott, als zum Ernst ausgelegt; mit der glücklichen Gabe ausgerüstet, Allem, auch dem Widerwärtigsten, eine heitere, possenhafte Seite abzugewinnen und so leicht von keinem Schicksal niedergeworfen. Der Umgang mit dem Hofe hatte ihm einen gewissen Takt und eine Feinheit verliehen, welche den meisten früheren Dichtern, namentlich dem Villon, gänzlich fehlten, so daß seine bittersten Satiren wie harmlose Plaudereien erscheinen und er nicht leicht die Grenzen der Schicklichkeit überschreitet. Anmuth, heitere Natur, Witz und Laune, eine entschiedene Neigung zu Spöltreien und Spä-

ßen, eine leichte, mehr sinnliche als tiefe, doch nicht unwürdige Auffassung der Dinge sind die hervorsteckendsten Züge seines Charakters wie seiner Dichtungen. Dagegen waren ihm wahre Begeisterung und innige Tiefe gänzlich verlagert. Er hat durchaus nichts Neues erfunden oder eingeführt, sondern ist den alten Traditionen und Gewohnheiten seiner Vorgänger überall treu geblieben, wie denn auch seine Befessenheit, mit sehr geringen Ausnahmen, nicht über die älteren französischen Dichter und etwa den Petrarca hinausgeht. Es hat er sich auch stets nur der längst üblichen zehn- und achtsilbigen Verse bedient; der Alexandriner mit seiner Schwerfälligkeit und seinem Pomp war seiner Natur durchaus fremd. Dagegen aber hat er alle seine Vorgänger an Feinheit und Natürlichkeit der Diction, an Gewandtheit der Sprache weitwem übertroffen; sodas nicht allein La Fontaine und andere bedeutende spätere Dichter ihn zu ihrem Lieblinge gemacht hatten, sondern auch der nach ihm benannte Stylle marotique noch jetzt in vielen Fällen mit Blick angewendet wird. Die Eigentümlichkeit dieses Stils besteht eigentlich nur darin, daß er sich mit Gewandtheit und Humor aller der Freiheiten in Sprache und Versbau bediente, welche damals noch vollkommen gestattet waren, jetzt aber den Reiz des Alterthümlichen haben, und welche erst gegen das Ende dieser Periode durch pedantische Rücksichten auf sogenannte Correctheit verpönt und verboten wurden. Er kennt noch nicht den monotonen Wechsel der männlichen und weiblichen Reime, die strengen Regeln der Cäsur im Verse, und läßt unaussprechlich den Sinn von einem Verse in den andern übergehen, wodurch sein eine Darstellung an Lebendigkeit, Anmuth und Laune gewinnt. Unter seinen zahlreichen Dichtungen nehmen den ersten Rang ein diejenigen, in welchen er sich in den altbergrachten Formen bewegt. Zu diesen gehören vorzüglich das Rondeau und die Ballade, beide längst vor ihm gebräuchlich und beliebt, beide durch ihren, an bestimmten Stellen wiederkehrenden Refrain gewissermaßen volkliederartig und epigrammatisch, sagten dem Nationalcharakter am meisten zu, während musikalischere Döser, wie die Italiener, grade den Refrain fast immer vermeiden haben. Seine sogenannten Chants royaux sind wie die Ballades construiert, nur in einem etwas höheren Tone gehalten, und haben den Refrain ebenfalls am Schluß jeder Strophe. Im Epigramm ist er meist sehr glücklich. Außer mehreren dieser kleinen Dichtungen werden jetzt noch immer mit Vergnügen gelesen einige seiner Epigramme, worin er sich einer anmuthigen Plauderei hingibt; berührt sind besonders der Brief an den König, vom Gesängnis aus geschrieben, worin er ihn um Schutz bittet; sein Enker, eine Schilderung eben dieses Gefängnisses, und der Brief, worin er erzählt, wie ein Bedienter ihn befohlen. Wie sehr aber belliger Ernst und Tiefe seiner ganzen Natur fremd waren, sieht man am besten aus seiner Übersetzung der Palmen, welche dennoch damals bewundert, selbst von dem den Protestanten feindlich gesinnten Franz I. und dem ganzen Hofe gelungen wurden, und sehr lange in den reformirten Gemeinden Frankreichs im kirchlichen Gebrauch sich erhalten haben. Daß er mit

seinem ganzen innersten Wesen der älteren poetischen Richtung angehörte, hat er am besten dadurch bewiesen, daß er seine poetische Laufbahn mit einem Gedichte: *Le temple de Cupido, éroïfacte*, welches ganz in der Art des *Roman de la rose* ist, sowie auch dadurch, daß er sowohl dieses damals noch bewunderte Werk, als auch die Gedichte Villon's herausgegeben und lesbar zu machen gesucht hat. Auch sein Sohn, Michel Marot, wozu unter den Dichtern dieser Zeit genannt. Unter den zahlreichen Ausgaben seiner Werke, worin oft auch sich die seines Vaters und die seines Sohnes befinden, nennen wir als eine der ältesten die *Oeuvres de Clément Marot* (Lyon, *Dolet*, 1543. 8.), und als die vollständigste und beste die von Lenglet DuRoißney herausgegebene, *La Haye*. (Gosse 1731. 4.) 4 Voll. Unter den Freunden Marot's nimmt den ersten Rang ein Melin de St. Gelaïs (geb. 1491, gest. 1558). Er war Geistlicher und dem Könige Franz I. persönlich befreundet; seine Sitten waren nicht die besten und seine wenigen, aber herrlichen Gedichte sind meist erotischen Inhalts. Er ist weniger natürlich, aber gebildeter als Marot, und strebte wol nur nach dem momentanen Beifall der Personen, mit welchen er lebte. Seine Werke bestehen in Nachahmungen des Doid, Catull, Johannes secundus und der Italiener, wie er denn auch die Sonettis des Trissino, aber in Prosa, übersetzte, welche viel später sogar aufgeführt wurde. Der Königin Katharina von Medicis zu Gefallen dichtete er auch Sonette, die ersten, welche man in Frankreich gesehen¹⁾. Es würde alles Maß überschreiten, wenn wir die vielen Dichter dieser Zeit, fast alle mit Marot befreundet, hier aufzählen wollten. Ihre Werke sind verschollen und zu nennen wären höchstens: Etienne Dolet (geb. 1509, gest. 1546), Rechtsgelehrter, Philolog und Buchdrucker, als Lehrer in Paris verbrannt; Victor Brodeau; Thomas Sibilet (gest. 1589); François Habert; der Mathematiker Jacques Borel (gest. 1576); Louise Labbé, eines Seilers Frau in Lyon (geb. 1526, gest. 1566); und der Geistliche Charles de Bourbigny, welcher um 1531 lebte und eine der tollsten und schmutzigsten Geschichten: *Légende de Maitre Pierre Faifeu*, geschrieben hat.

Die Muth, Werke zu machen, war damals so allgemein, daß selbst die gekrönten Häupter der Verfassung nicht widerstehen konnten. So hat man einige wenige, derjäh schlechte Werke von Franz I., von Heinrich II. und von Karl IX. Die wirklich rührenden Werke der Maria Stuart, bei ihrer Abreise nach Schottland an Frankreich gerichtet, sind mit Recht berühmt. Alle diese überstrahlte beiseit die wirklich begabte Marguerite de Navois, Schwester Franz' I., Königin von Navarra (geb. 1492, gest. 1549). Dene selbst der Reformation beizutreten, hat sie sich derselben stets günstig erwiesen und manchem verfolgten Gelehrten eine Zuflucht bei ihr gestatet. Ihre Gedichte, gesammelt unter dem Titel: *Les Marguerites de la Marguerite des princesses* (Lyon 1547.) 2 Voll., enthalten meist geistliche Sachen, einige

Mystères, *Le triomphe de l'agneau*, *Le miroir de l'âme pecheresse* etc. Dies Alles, obgleich sie deshalb von bigotten Katholiken angefochten wurde, ist mittelmäßig und längst vergessen. Man kennt sie nur noch wegen ihres *Heptamérou*, ou *histoires des amants fortunés*²⁾, eine nicht unglückliche Nachahmung des Boccaccio, welche zwar mit einer Freiheit geschrieben ist, welche man jetzt unter solchen Verhältnissen und bei einem übrigens unbescholtenen Kufe kaum begreift, aber als erstes Muster einer schönen, fließenden und anmutigen Prosa immer noch bewundern muß. Auch ihre Tochter, Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., hatte von ihr die Neigung zur Poesie ererbt. Heinrich IV. selbst hat die Verse an seine Geliebten, welche ihm zugeschrieben werden, wahrscheinlich von Andern machen lassen.

In diesem Tone und in dieser Art ist Alles, was zur Zeit Franz' I. geschrieben worden; erst unter Heinrich II. zeigt sich eine andere, durchaus neue Richtung, welche man als die reise Frucht dessen betrachten kann, was Franz I. für die Philologie gethan hatte. Mit großer Begeisterung wurden die alten Sprachen von einer bedeutenden Zahl talentvoller Männer studirt, und die Anwendung dieses Studiums auf die Muttersprache und auf die theoretischen Ansichten von der Poesie konnten nicht ausbleiben. Das größte Verdienst in dieser Hinsicht hat sich Jean Dorat (Auratus, geb. 1507, gest. 1588), Professor der griechischen Sprache in Paris, erworben, welcher nicht allein selbst als latinischer Dichter auftrat, sondern ganz besonders das Talent besaß, junge Leute für das Studium des Alterthums zu begeistern. Alle die, welche wir gleich zu nennen haben als die Beförderer einer neuen ästhetischen Richtung: Bais, Konfart, Remi Belleau, Muret und Dubellay, waren seine eifrigen Schüler. Unter diesen trat zuerst Joachim Dubellay (geb. 1524, gest. 1580) mit seiner Illustration de la langue française 1549 auf, worin er in einer wahrhaft begeisterten Sprache die Mängel der bisherigen Sprache und Poesie rügt, und die Vahren angibt, welche man einzuschlagen habe, um die französische Literatur zu der Höhe zu erheben, deren sie fähig ist. Das Unternehmen war klug und edel; der Hauptinhalt seiner Rede ist, daß man bisher sich in kleinlichen, veralteten Formen bewegt, nur unbedeutende, gemeine, triviale Gegenstände besungen habe; es ist Zeit, sich nach dem Vorbilde der Alten zu würdigeren Gegenständen und edleren Formen zu erheben. *Odi profanum vulgus*, war sein Wahlspruch und der der neuen Schule, welcher er angehörte; und was er in jenem Werk theoretisch aufgestellt, das hat er auch in seinen poetischen Werken ausgeführt. Diese Werke³⁾, welche in Sonetten (diese Form ließ er gelten), in drei Büchern getheilt, unter dem Titel: *L'olive. Les regrets* und *Les antiquités de Rome, Eden, Epitres* etc., bestehen, zeichnen sich allerdings vor allem Uebrigen durch eine schönere, durchgearbeitete Sprache und einen edleren, ernsteren Sinn aus, ja, sie

2) *Oeuvres poetiques*. (Lyon 1574. 8. Besser der *Centurie*. Paris 1719. 12.)

3) Erste Ausgabe Paris 1558. 4. Amsterdam 1608. Neuere Bern 1780. 8. 2 Theile, mit Kupfern, oder in neuerer Sprache übersezt. 4) Paris, Morel, 1569 und 1573. 2 Voll.

überreffen an Anmuth das Weiße, was sein berühmterer Meister Konrad geschrieben hat, und man erkennt darin, wie heilsam das Studium der Alten und der Italiener auf ihn gewirkt. Er starb, 36 Jahre alt, als er eben auf der Reise war, um das Erzbisthum Bordeaux in Besitz zu nehmen. Er ist als der Herod und Vorläufer der neuen Schule zu betrachten, welche ihren Namen von Konrad erhalten hat. Dieser Name steht fast einzig in der Literaturgeschichte da, über 50 Jahre lang der Gegenstand einer enthusiastischen Bewunderung, um bald nachher nur mit Hohn und Spott als Bezeichnung einer einseitig verirrten Richtung und als der Inbegriff des Abgeschmackten und Verfehlten erwähnt zu werden.

Pierre de Konrad war 1524 geboren, am Tage der Schlacht von Paris. Als Jüngling hat er ein sehr bewegtes Leben geführt. Die ersten Studien sagten ihm anfänglich nicht zu und er lebte eine Zeit lang als Page am Hofe Jacob Stuart's von Schottland, begleitete dann verschiedene französische Gesandtschaften nach Teutschland, Italien und Schottland, und kehrte endlich an den französischen Hof zurück, wo eine Hartbörsigkeit, die ihn betraf, in ihm die Lust zu den Studien wieder erweckte. Er ging zu Dorat, wo er sieben Jahre lang mit Antoine Baif die alten Sprachen gründlich studirte und sich in der französischen Poesie übte. Als er mit seinen poetischen Erzeugnissen auftrat, fand er bald den allgemeinen Beifall. Man fühlte, wenn auch nur dunkel, daß mit ihm eine neue Zeit beginne, und es schmeichelte der Nationalität, daß man einen Dichter besäße, welcher sich, wie man glaubte, den Alten an die Seite setzen ließ. Nicht bloß der Hof, vorzüglich Margaretha von Savoyen, die Schwester Heinrich's II., Maria Stuart, Karl IX., überhäufte ihn mit Gunst und Gnaden, sondern auch die bedeutendsten Gelehrten und Staatsmänner, J. C. Scaliger, Lambin, später der Cardinal Duperron, Montaigne und Andere, waren voll seines Lobes. Tasso las ihm, bei seiner Anwesenheit in Paris, ein Bruchstück seines großen Gedichtes vor; die Königin Elisabeth schenkte ihm einen schönen Diamanten; Maria Stuart verehrte ihm einen silbernen Schenkkel in Gestalt eines Parnassus und erquidete sich an seinen Gedichten in ihrer Gesangenschaft; Karl IX. gab ihm, dem Kaien, wie es damals Sitte war, mehrere geistliche Pfanden und die Abtei St. Gême in Tours; sein Tod, 1585, ward allgemein beklagt, unzählige Gedichte in griechischer, lateinischer, französischer und italienischer Sprache feierten sein Andenken und der Cardinal Duperron hielt ihm die Leichenrede. Seine Werke*) wurden mit allem Luxus der damaligen Typographie herausgegeben und von Muret, Remy Belleau und Richet commentirt. Unter der Schar seiner Bewunderer und Schüler zeichnete er selbst mehrere aus, denen er den Namen der Pleiade oder des Siebengestirns gab, zu welchem, außer ihm selbst, Antoine Baif, Dorat, J. Dubellay, Remy Belleau, Sobelle und Pontus de Tiard gehörten. So hatte er 50 Jahre lang seine

Zeit beherrscht in unangefochtenem Ruhme und allgemeiner Bewunderung, um dann im folgenden Jahrhundert von einer neu entstandenen Schule nur noch als Beispiel des Abgeschmackten und Pedantischen citirt und verhöhnt zu werden. Was dieses übertriebene Lob und diese ungerechte Verschmähung veranlaßt, wird sich aus Folgendem ergeben. Konrad hatte ohne Zweifel sich ein hohes und würdiges Ziel gesetzt. Das Studium der Alten ließ ihm Alles, was bisher in Frankreich gelehrt worden, als gemein und niedrig erscheinen; er wollte die Sprache und die Poesie zur Würde des Alterthums erheben, ganz wie Dubellay es schon ausgesprochen hatte, und von der Natur ohne allen Zweifel zum Dichter bestimmt, hat er mit großem Ernst und unermüdetem Fleiß sein Ziel zu erreichen gesucht. Die Worte von ihm:

Mais que ferai-je à ce vulgaire
A qui jamais je n'ai su plaire
Ni ne plaie, ni plaire ou veulx!

sprechen seinen Charakter und sein Streben am deutlichsten aus. Daß er, der es zuerst unternahm, der Sprache und der Darstellung Ernst, Würde und Höheit zu geben, sich hin und wieder vergriffen, daß er, und doch meist nur in seinen Pindarischen Dnen und wo er sonst das Höchste anstrebte, in Schwulst und gewundene Constructionen gefallen, daß er etwas zu freigeigig ist an Anspielungen auf Alterthum und Mythologie, daß er bei der Anmuth der Sprache hin und wieder, aber doch selten, allzu lähne Worte gebildet, auch wohl längst veraltete wies der hervorgezucht und manchen Provincialismus zur Schriftsprache zu erheben gesucht, das kann Niemand leugnen, muß aber auch von jedem billig Richtenden als beinahe unvermeidlich unter den damaligen Umständen anerkannt werden. Aber die höchste Ungerechtigkeit ist es, seinen wahrhaft dichterischen Geist, die Anmuth und edle Natürlichkeit in den meisten seiner besten Gedichte nicht anzuerkennen und es ihm zum Vorwurf zu machen, daß er sich mancher damals durchaus gebräuchlichen, unanstößigen, ja für edel gehaltenen Ausdrücke bedient, welche später entweder aus dem Gebrauche verschwunden, oder gar lächerlich geworden sind. Mit einem solchen Maßstabe gemessen, würde Dante selbst als lächerlich erscheinen, und das ist ein Hauptfehler der nachfolgenden Periode, und man möchte sagen der französischen Kritik überhaupt, daß sie allenfalls das ganz Alte, als ihr durchaus fremd, gelten läßt, das aber, was den Übergang zur neueren Zeit bildet, auf die unbilligste Weise bspottet. Man hat Grund, zu zweifeln, ob Boileau, welcher den Konrad so tief herabsetzt, ihn jemals wirklich gelesen. Seine Werke enthalten mehrer Sonette, theils in jehnselbigen Versen, theils in Alexandrinern, an Cassandre, Marie, Akre und Hélène gerichtet; sie verrathen eine innige Vertrautheit mit dem Petrarcha und gehören zu seinen besten Schriften. Odes, nach Art der italienischen Canzonen, aber in Ectrope, Antistrophe und Epode getheilt; einige darunter von entscheidender Länge nennt er Pindarische, und hier ist es, wo er von dem Vorwurfe des Schwulstes und der pomphaften Häufung von Reimwörtern am wenigsten freizusprechen ist, obgleich es auch in diesen Ge-

5) Paris, Buon, 1587 oder 1607. 12. 10 Voll. Paris, Macé, 1609. fol., ebenfalls 1623. Paris, Henault, 1629—1630. 12. 10 Voll.

dichten nicht an reizenden und anmutigen Natur Schilderungen fehlt. Les quatre premiers livres de la Franciade, beim Tode Karl's IX. abgetroffen. Sie sind im zehnjährigen Versen und er besingt darin die Sage des Mittelalters, welche die Franken von Grancus oder Asthanar abstammen läßt. Le Hoccage royal, in der Art der Sylvae des Statius; Eclogues, Elegies, Hymnes, Epigrammes, meist Übersetzungen aus den Alten, und Discours sur les misères du temps, worin er heftig gegen die Reformierten eifert, welche er den Bürgerkrieg anzufachen beschuldigt. Außerdem noch in Prosa ein kurz Abrégé de l'art poétique français, worin sich manche höchst verständige Ansichten finden. Er hat das von J. Boucher zuerst aufgestellte Gesetz des Wechselstels der männlichen und weiblichen Reime durchaus beobachtet, sonst aber sich aller der Freheiten der früheren Dichter in Wortstellung und Versbau bedient, welche bald nachher verpönt wurden, und welche erst die neueste romantische Schule wieder zu Ehren zu bringen suchte.

Von den nähern Freunden und Schülern Konrard's, welche mit mehr oder minder Glück, aber alle in derselben Richtung und im nämlichen Tone, ohne irgend eine bedeutende Eigenthümlichkeit ihm nachzueifern, verdienen noch kurz erwähnt zu werden: Jean Antoine Baif, sein Freund und Studiengenosse (geb. 1532, gest. 1592), welcher Sonette, Chansons, Contes zum Theil leicht und anmutig geschrieben⁶⁾, auch einloges, wie die Antigone des Sophokles, den Miles gloriosus des Plautus und den Cunnachs des Terenz für's Theater übertrug. Da er mit seinen Versen nicht viel Beifall fand, kam er auf den Einfall, die metrischen Verse der Alten im Französischen nachzubilden, und stiftete zu diesem Zwecke einen gelehrten Verein, worin sich Konrard, Jodelle, Pasquier, Rapin, Ete. Marthe, Passerat, Vibreux und einige Musiker befanden, und welcher von Karl IX. förmlich als Académie constituit wurde, welche aber beim Tode Baif's und des Königs, ihres Beschüßers, sich bald wieder auflöste, ohne irgend etwas der Rede Werthes hervorgebracht zu haben. Remy Belleau (geb. 1528, gest. 1577) war unglücklich in einer Übersetzung des Anakreon, aber oft hart und leicht in seinen eigenen Gedichten, welche den Titel Bergeries⁷⁾ führen. Von den übrigen, mit Ausnahme Jodelle's, aus welchen wir später zurückkommen werden, wäre es überflüssig, zu reden, ebenso wie über einige andere Anhänger und Schüler Konrard's, wie Jacques Labureau (geb. 1527, gest. 1555), Olivier de Magny, Jean de la Taille (geb. 1542, gest. 1562) u. A.

Ehe wir nun noch die letzten Dichter dieser Schule erwähnen, welche schon einen Übergang zu einer andern Zeit bilden, müssen wir noch eines Mannes gedenken, welcher zwar ebenfalls zu den verschollenen Gelehrten gehört, aber doch ohne Zweifel ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war; dies ist Guillaume de Saluste Esgneux Dubartas (geb. 1544, gest. 1590), aus der Sackroge und eifriger Anhänger Heinrich's IV., für welchen er auch

die Waffen geführt hat. Sein großes Werk: La semaine ou la création du monde, fand so ungeheuren Beifall, daß es in den ersten zehn Jahren 20 Auflagen erhielt⁸⁾. Konrard war nicht damit zufrieden, vielmehr nur, weil er in diesem unabhängigen Dichter sein eigenes Zeitbild erkannte; denn was man jemals dem Konrard vorgeworfen, das trifft ungleich mehr den Dubartas, dem inessen Feuer, Phantasie, Reichthum der Erfindungen und wahre Begeisterung nicht abzusprechen sind. Es ist möglich, daß sein so außerordentlich schnell verbreitetes und in viele Sprachen übersetztes Werk dem Lasso die Veranlassung geworden, seine Sette giornate zu dichten. Eine Vergleichung beider Werke wäre nicht uninteressant.

In Konrard und seiner Schule lassen sich zwei Elemente unterscheiden; das Eine und das Vormaltende, welches ihm eben den Anstrich des Poetischen geben, ist die Nachahmung der Alten; das Andere, der neueren Bildung Vermählende, war der Einfluß der Italiener. Dieser durch einige aus Italien stammende Königl. von Frankreich begünstigt und dem allgemeinen Sinne analoger, mußte nothwendig, nachdem der erste philosophische Enthusiasmus sich gelegt hatte, mehr zur Geltung kommen. Das geschähe sogar schon durch einige Schüler Konrard's und setzte sich noch etwas später fort, bis das bessere Nationalgefühl und die austauchende Schule der Correctheit auch diesen Einfluß gänzlich beseitigte. Als mehr vom italienischen als vom antiken Geiste angeflogen, nennen wir Desportes und Vertault. Philippe Desportes (geb. 1546, gest. 1606), abbé de Tiron, war eine Zeit lang mit einem Bischof in Italien und studierte die dortige Literatur gründlich; später begleitete er Heinrich III. nach Polen und ward von seinem mit Gnadenbeweisung überschüttet, sodas er von seinen Pfanden ein für die damalige Zeit unerhörtes Einkommen von 10,000 Talern hatte. Seine Sonette verrathen in Anmuth und Milde, aber auch oft in gesuchten Bildern seine Bekanntschaft mit den Italienern. Ebenso lieblich sind seine Chansons. Er hat auch Elegien nach dem Muster des Tibull und Epigramme geschrieben, auch die Psalmen übersetzt⁹⁾. Konrard, der seinen Reiz kannte, hielt ihn hoch; dagegen ist er von dem geistlosen Poeten Walther bitter und höchst ungerecht getadelt worden. Jean Bertaud (geb. 1522, gest. 1611) vermiß zwar gänzlich die Härten der Konrard'schen Schule, versiel aber dabei in einen weichen und affectirten Styl. Seine erotischen Gedichte sind sein Bestes. Als er Bischof von Eze geworden, schrieb er nur Paraphrasen geistlicher Lieder, Cantiques sacrés¹⁰⁾, die überaus matt und mittelmäßig sind. Weniger bekannt, aber reicher begabt, mannichfaltiger und lebendiger ist Bauguin de la Fresnaye (geb. 1536, gest. 1606). Er hat eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: Forestories ou hergeries, geschrieben; ferner Sactyren und Idillies (sic) ou pastorales, welche alles Lob verdienen. Sein Art poétique in zehnjährigen Versen

6) Seine Werke: Les jeux de J. Ant. de Baif, (Paris 1573.) 2 Voll. 7) Oeuvres, (Rouen 1604. 12.) 2 Voll.

8) Oeuvres, mit Commentaren. (Paris 1611. fol. Genéve 1601.) 2 Voll. La seconde semaine ou enfance du monde. (Paris 1571. 4. 1584. 4. 1593. 12.) 9) Oeuvres. (Paris 1573. 4.) 10) Oeuvres. 1620.

ist nur noch literarhistorisch merkwürdig. Endlich ist noch ein Mann hier zu nennen, welcher, obgleich mit der Schule Konrads befreundet, doch sich vollkommen unabhängig erhielt. Es ist der gelehrte Jean Passerat (geb. 1534, gest. 1602), Prof. eloquentiae nach dem Tode des Petrus Ramus. In ihm lebte der alte, lustige, zu Schwänken und Pöbeln aufgelegte Nationalcharakter wieder auf, und Alles, auch das Traurige, was er in einer Zeit der bürgerlichen Unruhen erlebte, gab ihm Veranlassung zu heiteren Dichtungen. Er liebte den Kabaletts so sehr, daß er ihn commentirte, (leider aber aus Gewissenlosigkeit seine Arbeit wieder verbrannte. Er ist mit Rapsin, gest. 1606, und Durand einer der Hauptmitarbeiter an der berühmten Satyre Ménippée¹³⁾, zu welcher die Krüge unter Heinrich III. und Heinrich IV. Veranlassung gaben. Seine französischen Gedichte, denn er hat auch lateinisch gedichtet, bestehen in poèmes, chansons, épiques, contes etc.¹⁴⁾, und Alles trägt den Stempel der Originalität und des altgalischen Humors. Er machte sich selbst die Grabchrift, welche mit den Worten schließt:

mea molliter ossa quiescent
Sint modo carminibus non aucta malis.

D'Aubigné, welcher hier noch zu nennen wäre, wollen wir bei den Profatoren erwähnen.

Ehe wir zu dem von den Franzosen unendlich weit über seinen wahren Werth gepriesenen Gründer der klassischen Schule der Correctheit, Malherbe, kommen, müssen wir eines der talentvollsten und unabhängigsten Dichter dieser Zeit gedenken, welcher, gleichsam in der Mitte zwischen zwei Kunstschulen stehend, die ältere mit der neueren Zeit verbindet. Dies ist Mathurin Mignier, geb. zu Chartres 1573. Sein Vater, ein reicher Bürger, war ein lustiger Lebemann nach der alten Art, sein Oheim war Desportes: so von Jugend an zwischen die alte Popularität und die neuere Bildung gestellt, ließ er sich, von seinem Genius geleitet, Zeitweilen hingehen, ohne Anstrengung, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz. Obgleich Ramus und von Heinrich IV. mit einer Pension von 2000 Flores begnadigt, brachten ihn seine lockeren Sitten und seine Nachlässigkeit in beständige Verlegenheiten und verkürzten sein Leben; er starb 1613. Sein Hauptwerk sind seine 16 Satiren. Die Franzosen nennen ihn den Ersten, welcher Satiren in Frankreich geschrieben; das ist aber nur in sofern wahr, als er der Erste gewesen, welcher mit Bewußtsein und Absicht die römische Satyre auf französischen Boden versetzt hat; denn an satyrischen Gedichten, und zum Theil recht geistreichen, hatte es durchaus nicht gefehlt. Er hat sich stets nur des Alexandriner's bedient, aber er behandelt ihn mit unendlicher mehr Freiheit, als Malherbe und die Späteren gehalten wollten. Seine Sprache ist kläglich, anschaulich, lebendig, aber sie erscheint schon etwas veraltet in Vergleich mit Malherbe, und auch in der epischen Freiheit der Rede hat er sich mehr nach den Alten, als nach dem modernen Geschmack gerichtet. Auch die Italiener Berni,

Mauro, Caporali, Arctino, Della Casa waren ihm wohl bekannt und er verdankt ihnen Manches. Als sein bestes Werk möchte man wol seine neunte Satyre, gegen die Verdammtheit Malherbe's, nennen; außerdem hat er die theilhaftigen Dichter, die Ärzte, die Scheinheiligen, die Hausherren verspottet und gegeißelt. Seine kleineren Werke bestehen in drei Epitres, fünf Épiques, Poésies mêlées, Epigrammes und einigen Poésies spirituelles¹⁵⁾.

Werfen wir, bis hierher an die Grenze einer neuen Zeit gekommen, den Blick noch einmal zurück auf Rabelais und alle seine Nachfolger, so müssen wir in der That in der Sprache einen bedeutenden Fortschritt erkennen. Sie hat viel Rohes, Willkürliches abgestreift, sie hat sich durch Nachbildung der Italiener und der Alten unstreitig aus dem Gemeinen erhaben, aber ebendadurch auch an Beweglichkeit, Frische und Natürlichkeit verloren: noch ringt in Regnier der alte gallische Geist der Unabhängigkeit und Bügellosigkeit mit den Fesseln, welche Konrad und seine späteren Schüler ihr anzulegen gestrebt; noch darf sie tausend Dinge erwähnen und kühnlich dem Namen nennen, welche bald für immer aus der Poesie verschwinden werden. Die Sitten hatten sich verändert, das alte romanische Leben des Adels war verschwunden, aus den stolzen Vasallen und Rittersn waren geschmeichele Höflinge geworden, schon unter den letzten Valois und Heinrich IV., unendlich mehr noch unter Richelieu. Paris war nun schon in jedem Sinne die Hauptstadt Frankreichs geworden; es bildeten sich Gesellschaften, in welchen die Frauen, die Hüterinnen feinerer Sitten, den Vorzug führten; der Ausdruck, selbst im gewöhnlichen Leben, ward dadurch verfeinert, veredelt, ein allgemeines Streben nach Eleganz, Abgeschlossenheit und Gleichförmigkeit der Bildung herbeigeführt. Die Poesie konnte sich diesen Einflüssen nicht entziehen, und es fehlte nur noch, daß das Zaubermantel der Correctheit ausgesprochen wurde, um allgemein für das anerkannt zu werden, was man bisher vergeblich gesucht, wozumal man vergebens gerungen, was man nun glaubte gefunden zu haben, und wobei man fortan beharren mußte. Der Mann, der dieses Zaubermantel gefunden und zuerst ausgesprochen, ist eben Malherbe.

François de Malherbe, geb. zu Caen 1555, lebte, nachdem er für die Ligue gegen Heinrich IV. gekämpft, lange Zeit in der Provence und kam erst 1605 an den Hof, wo er zwar große Bewunderung, aber wenig reelle Unterstützung fand, wozu auch wol sein trüber, übertrager Charakter und seine rücksichtslose Aufschüttelung etwas beitragen mochten. Er hatte zwar eine gelehrte Bildung genossen und eine Zeit lang in Heidelberg und in Basel studirt, dennoch vereachtete er die Griechen, namentlich den Pindar, und von den Römern hielt er Statius und die Tragödien des Seneca am höchsten; ebenso waren ihm die Italiener, und besonders Petrarca, zuwider. Schon hieraus erkennt man den absolut unpoetischen Geist des Ran-

13) Oeuvres. Paris 1608. 4., noch unvollständig. Paris (Leyde, Elzevir) 1642. 12. und vollständiger 1652. 12. Ganz vollständig London 1730. 4., mit Commentar von Brossette. London 1733. 4., mit Anmerkungen von Bentley du Fresnoy. Reuilly Paris 1822. 18. par Violet le Duc.

11) Ratibonne 1709. 5 Völl. 12) Oeuvres. (Lyon 1606.)

nes. Daß ihm Konrad nicht zusagte, ist ebendaher begreiflich. Er war eine durchaus grammatische Natur, nur für Correctheit und Präcision des Ausdrucks hatte er Sinn; fast mechanische Genauigkeit in der Wortstellung, Abrundung der Perioden und möglichste Mäßigkeit und prosaische Richtigkeit der Bilder und des Ausdrucks galt ihm für das Höchste in der Poesie. Er war so wenig Dichter, daß er das Wenige, was er in einem langen Leben (er starb 1628) geschrieben, nur mit äußerster Mühseligkeit und Langsamkeit zu Stande brachte. Man hat berechnet, daß nicht viel über 33 Verse auf Ein Jahr seines Lebens kommen, und als ein Wunder wird berichtet, daß er einmal 36 Verse an einem Tage geschrieben. (Man denke an Lope de Vega!) Auch pflegte er selbst zu sagen, daß wenn ein Mann 100 Verse geschrieben, er billig zehn Jahre ruhen dürfe. So geschah es ihm denn auch, daß ein Trugschicht an einen Mann, welcher seine Frau verloren hatte, erst drei Jahre nach diesem Tode an den längst wieder verheirateten Witwer gelangte. Ebenso mühselig arbeitete er seine prosaischen Aufsätze aus, und einige seiner Briefe sind wahre Muster von Schwere, Schwere, Weiterschweifigkeit und überkünstelten Styls; andere, die er eben nicht gearbeitet, sind über alle Maßen nachlässig und schlecht geschrieben. Unter seinen Werken¹⁴⁾ werden seine Dten noch am meisten geschätzt, und doch sind es nur mühsam elaborirte Exercitien, worin hier und da ein glücklicher Ausdruck, eine geschickte Wendung erfreuen kann, während das Ganze nur aus den allerordinairsten, in ein rhetorisches-mythologisches Gewand gekleideten Gedanken besteht. Vergebens sucht man in allen seinen Gedichten nach einer einzigen Stelle, welche ein tief inniges Gefühl, eine geistige Aufschauung verrieth. Daß seine Chansons im höchsten Grade kalt und hölzern ausfallen mußten, ist aus dem Obigen leicht zu begreifen. Die berühmten 2 oder 3 Stellen seiner Gedichte, welche überall angeführt und bewundert werden, nehmen sich im Zusammenhange der matten, trivialen Gedichte, zu denen sie gehören, ganz wunderlich aus. Und fragen wir nun endlich, was er denn eigentlich geleistet, was durch ihn geschaffen oder begründet worden, so reducirt sich beinahe Alles darauf, daß er die Sprache correcter, d. h. grammatisch richtiger, aber eben dadurch auch nüchterner und prosaischer zu machen gesucht, als sie es an sich schon war¹⁵⁾, daß er die strengsten Regeln über die Beobach-

tung der Cäsur in der Mitte des Alexandriners, über die Vermeidung des Hiatus, über die Richtigkeit des Reimes aufgestellt und vor allen Dingen die bisherige Freiheit, den Sinn über den Vers hinauszugreifen zu lassen (enjambement), unerbittlich verpönt hat, wodurch die französische Poesie, wenn sie nicht von Meisterhänden, wie etwa von Racine, gehandhabt wird, zu einer uninteressanten, monotonen Wiederkehr einsörmiger Rhythmen verurtheilt wird und sich meistens in Dichteln auflöst. Vergleichen man seine Leistungen mit den Föberhebungen, welche alle Franzosen von der alten Schule, von Boileau bis auf La Harpe, ihm gesendet haben, so muß man sich billig wundern, wie ein so Geringes so hoch gewiesen, ein so nüchternes System dennoch so allgemeine Geltung erhalten konnte. Wir können es uns nicht anders erklären, als daß eben der Nationalcharakter der Franzosen, dessen Grundzug die Eitelkeit ausmacht, in den Leistungen des Mannes und mehr noch in dem Wege, den er vorgezeichnet, die Überzeugung gefaßt, nun sei man endlich auf dem Wege der Glorification, auf dem Wege, mit den Werken der Alten rivalisiren, ja sie übertreffen zu können. Auch das darf nicht übersehen werden, daß das Publicum, welches sich für solche Dinge interessirte und den Ton angab, damals ein sehr beschränktes war, nur aus dem Hofe eigentlich bestand und aus den wenigen Gelehrten und Dichtern, welche in ebendieser Atmosphäre lebten. Daß Volt, sein Sinn und sein Geschmack kam dabei natürlich gar nicht in Betrachtung. Und dennoch fehlte es an solchen nicht, welche mit mehr poetischem Sinn als Gefühl und Geschmack die ältere Poesie Konrads noch in Ehren hielten. Am eifrigsten, aber freilich ganz vergebens, vertheidigte die Demoiselle de Gourmay (geb. 1566, gest. 1645), eine Adoptivtochter Montaigne's, in ihren Schriften: *Traité des metaphores*, *Défense de la poésie* et *du langage des poëtes*, das von ihr heilig gehaltene Verdict ihres Vaters und Konrads¹⁶⁾.

Unter den Schülern und Anhängern Marbe's, deren sechs, Racan, Rarnard, L'ouvant, Goulmy, Joande und Dumoutier (also mit dem Meister wieder eine Viëbe), sich täglich bei ihm versammelten und über Gegenstände der Poesie und der Sprache verhandelten, sind nur zu erwähnen: Honorat de Bueil, Marquis de Racan (geb. 1589, gest. 1670), fast der einzige Dichter jener Zeit, in welchem man einen tieferen Sinn für die Natur findet und einen glücklichen Ausdruck melancholischer Schwärmerel. Seine Schfergedichte, *Bergeries*"), an gereizt durch die ähnlichen Werke der Italiener, verrathen poetisches Talent und wahres Gefühl; er hat ihnen zum Adel die dramatische Form gegeben, nach dem Vorbilde des Amintio und des Pastor fido. François Rarnard (geb. 1582, gest. 1646), dessen Dten, Chansons, Epigrammes etc.") von Seiten der Sprache gerechtes Lob verdienen, sonst aber kalt und matt sind. Er und Racan gehörten zu den ersten Mitgliedern der neuen Académie française.

14) Die älteren Ausgaben (Paris 1630, 4, 1666, 8.) sind wenig gesucht. Die besten sind Paris, Barbou, 1757, 8. von *Revue de St. Marc*. Gumbel, 1764, 8. von *Revue de Lurion*; wiederholt 1776, 8. *Revue de Diderot* 1815, 1822, und eine Pracht Ausgabe von Diderot an 5 (1797), 4. 15) Überhaupt darf man auch nicht übersehen, daß die Entwicklung der Sprache eigentlich bei allen Völkern ungefähr den nämlichen Weg eingeschlagen hat. Die ältere Sprache, bei allen neueren Völkern, hat etwas Unschönes, Unflares, selbst Aehnliches, und es ist daher gar nicht zu verwundern, daß sie, seit es nun durch die bewußten Bemühungen einzelner Männer, sei es durch das allgemeine Bestreben aller Völkern, nach und nach zu größerer Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks, welche jede Mäßigkeit des Mißverständnisses ausschließt, gelangte; was aber freilich nur auf Kosten der Freiheit, der Mannichfaltigkeit und der Beweglichkeit der Sprache zu erreichen ist.

16) Paris 1625, 1608. *Ouvrages*. (Paris, Costelier, 1724.) 2 Voll. 17) Paris 1646, 4.

Ebenso die besonders wegen ihrer Sonette berühmten Claude de Malleville (geb. 1591, gest. 1647) und der durch edlen Charakter wie durch patriotischen Sinn ausgezeichnete, 1666, 91 Jahre alt, gestorbene Jean Ogier de Bombaube. Verschollener als diese sind Jean François Carraign, gest. 1654; Claude de l'Étoile, gest. 1652; Germain Habert, gest. 1655; Marc Antoine Giffard de St. Amant, geb. 1660, und mehrere andre. Zwei andre von entschieden bedeutenderem Talente, welche beide in den damaligen Hofkreisen durch die Frömmigkeit und Anmuth und durch den Witz ihrer Gelegenheitsgedichte glänzten, und wovon der Eine wenigstens, Boileau, noch von dem unerbittlichen Kritiker Voltaire anerkannt wurde, sind: Vincent Voiture¹⁸⁾ (geb. 1598, gest. 1648), den wir als Epistolographen noch anführen müssen, und Isaac de Benferme (geb. 1612, gest. 1691), der sich bei den damaligen Hofesleuten, auch noch unter Ludwig XIV. durch artige Gedichte zu Maaßregeln, Balletten u. d. m. berühmten, jetzt freilich verschollenen, Namen gemacht hatte, aber schon damals mit Recht darüber verdächtigt wurde, daß er, wohlgerne auf Befehl des Königs, die Metamorphosen des Doid in rondeaux übersehte¹⁹⁾, welche in der königlichen Druckerei höchst selten gedruckt wurden.

Da, mit Ausnahme der Franciade des Ronsard, und wenn man will des Dubartas, nichts Episches von irgend einer Bedeutung sich in dieser ersten Periode gezeigt hat, so können wir nun zum Dramatischen übergehen.

Die Geschichte des älteren Drama's²⁰⁾ in Frankreich, der Mystères, Moralités, Sotties, gehört dem ersten Abschnitte dieses Artikels an, wenigstens sich diese Sachen bis 1548 erhalten hatten, wo die immer mehr Eingang findenden Ansichten der Reformatoren die Darstellung heiliger Gegenstände bedenklich erscheinen ließen und wo sie verboten wurden. Es konnte nicht fehlen, daß die eifrige Beschäftigung mit den Alten nicht auch die Lust hätte erwecken sollen, das Theater nach diesen großen Vorbildern neu zu schaffen. Wie überall, so fing man auch hier mit Übersetzungen an. Schon Meün de St. Gelais hatte mehrere Stücke des Terenz und die Sophonisbe des Arifino in Prosa übersezt; Antoine Baif, der Vater, die Elektra und die Heluda; Jean Antoine Baif, der Sohn, die Antigone und einige Stücke des Terenz; Sibilet die Iphigenia, Ronsard selbst den Plutus. Dies letztere, wie mehrere jener Stücke, war auch aufgeführt worden; aber ganz im Geiste ihrer Entfaltung wurden sie von den jungen Dichtern selbst, meist in den Colleges oder Gymnasien, nur vor dem Hofe und einer ausgewählten Gesellschaft dargestellt, wodurch sie aber eben auf den Theil des Volkes einen tiefen Eindruck machten, welcher allein den Ton angab. Kaum war dieser erste Schritt gethan, als man auch einen zweiten, nämlich eigene Arbeiten nach dem Muster der Alten, wagte. Der Erste, der dies unter-

nahm, war Etienne Jodelle (geb. 1532, gest. 1573), ein Mann von vielen Talenten, mit der alten Literatur wohl vertraut und mit einer solchen Frömmigkeit der Arbeit begabt, daß er kaum zehn Tage auf ein seiner Stücke verwendete, aber zu stolz oder zu nachlässig, um die Gunst der Großen zu suchen, starb er in bitterer Armut. Kaum 20 Jahre alt, schrieb er seine Cléopâtre captive, in fünf Acten, in Versen und mit dem Chor. Der erste Act ist in weiblichen Alexandrinern, der zweite mit männlich und weiblich gemischten Reimen, der dritte, vierte und fünfte bald in zehn-, bald in zwölfsilbigen Versen. Die Chorgesänge sind in kürzeren lyrischen Versen. Da die Privilegien der Confrères de la passion der Darstellung in ihrem Locale im Wege standen, so wurde das Stück von Jodelle und seinen Freunden Kemp Belleau, Jean de la Péruse u. A. im Hofe des Hôtel de Rheims, in Gegenwart Heinrich's II. und des ganzen Hofes, dargestellt, und fand ungeheuren Beifall. Dadurch ermuntert, schrieb er noch eine Didon und eine Romédie: Eugenio ou la rencontre, in achtsilbigen Versen, welche ebenfalls mit großem Beifall aufgeführt wurden²¹⁾. So unbedeutend diese Sachen an sich selbst sind, ohne alle Erfindung, ohne Handlung, voll leerer Declamationen, so haben sie doch der französischen Tragödie bis auf die neueste Zeit unwiderstehlich die Bahn gebrochen und den Weg vorgezeichnet. Es war nun entschieden, daß man das ältere Drama, welches sich durchaus an die Kirche und den Glauben angeschlossen, aufgeben und gänzlich den Alten folgen müsse: aus einem kirchlichen und ebeneshalb volkstümlichen Theater erwuchs durch diese neue Schule, auf gelehrtem Wege, die durchaus mythologische und heidnische und ebendarum nur den höheren Ständen zugewandte französische Tragödie, welche ihrem Ursprunge gemäß sich fast ausschließlich nur auf Gegenstände des klassischen Alterthums beschränkte. Man glaubte nun ein Theater zu haben, wie die Alten; man meinte nun das Rechte gefunden zu haben, und es kam nur darauf an, nach diesem Systeme weiter zu bauen. Die Aufzauer, theils wahr Gelehrte, theils Leute vom Hofe, welche wenigstens für geistigt gelten wollten, überredeten sich leicht, daß hier etwas Außerordentliches geleistet worden sei, und daß man namentlich nun endlich die wahre Form gefunden habe. Da diese Stücke, ohne eine Spur vom Geiste der Alten zu haben, als wahre gelehrte Schulerceitungen, doch äußerlich dem griechischen Drama ähnlich waren; da sie die Föderung des Horaz, das Stück müsse fünf Acte haben, erfüllten; da sie die in der Natur der griechischen Tragödie begründeten, sogenannten Einheiten des Dries und der Zeit beobachteten, so wurden nun alle diese Dinge zu unorthodoxen Regeln erhoben, und in ganz Frankreich war man von nun an überzeugt, daß nur Frankreich ein wahres Theater besäße; wogegen die unendlich höheren Leistungen der Spanier und die der Engländer, die man aber erst viel später kennen lernte, weil sie jenen angeblichen Forderungen der Alten nicht entsprachen, als barba-

18) Oeuvres. (Paris 1729. 12.) 2 Voll. 19) Oeuvres. (Paris 1697. 12.) 2 Voll. 20) Bgl. Histoire du théâtre français depuis son origine jusqu'à présent (par les frères Parfaict). (Amsterdam, 1737 sq. 12.) 15 Voll.

21) Oeuvres et mélanges poétiques. (Paris, Cheneau, 1574. 4. 1588. 12. und Lyon, Mignard, 1597. 12.)

riß und formlos verachtete. Die Italiener, bei welchen die Entwicklung des Theaters ungehindert den nämlichen Gang genommen, als in Frankreich, konnte man bald, ohne allzu große Eitelkeit, für überwunden halten. Die Leichtgläubigkeit, vergleichende Stücke anzuferigen, und der Beifall, welchen Jodelle dafür gerner, veranlaßten die meisten seiner Freunde, aber ebenso geistlos, Ähnliches zu leisten. So hat man von Jean de la Péruse (gest. 1555) eine *Médée* nach dem Seneca; von Jacques de la Taille (gest. 1608) eine *Mort de César*; von Charles Tautain einen *Agamemnon* nach Seneca und *Méneps* der Art von Nicolas Hileul, Claude Koniliet u. A. Der Erste, der mit einigem Talente auf dieser Bahn weiter schritt, war Robert Garnier (geb. 1534, gest. 1590). Man hat von ihm sieben Stücke²²⁾, die meistens freilich noch ganz in der Art Jodelle's und seiner Freunde, voll Declamationen und langer Erzählungen, ohne alle dramatische Bewirkung und Kunst, bevolmet mehr im Geiste Seneca's, als in dem der Griechen, was aber, mit wenigen Ausnahmen, fast von allen französischen Tragikern, Corneille nicht ausgenommen, gilt; dagegen aber hat er sich etwas freier bewegt in dem *Juives*, welches den Untergang des Jerusalems schildert, und noch mehr in der *Bradamante*, deren Stoff aus dem Aist genommen ist. Bei diesem Letzteren, weil es der neueren Welt angehört, hat er mit richtigem Gefühl den Ehor weggelassen, aber auch, so tief war schon die Ansicht eingewurzelt, daß nur die Welt der Griechen und Römer wahrhaft tragische Stoffe darbiete, es eine Tragikomédie genannt. Mit Garnier schließt eigentlich die Reform, welche Jodelle eingeführt, für einige Zeit ab; nur ganz unbedeutend Dichter, Jean Bêhouart, Claude Millard, Antoine de Montchrestien, sind noch als schwache Nachklänge zu erwähnen. Sie behandelten zuweilen gleichzeitige Stoffe, wie z. B. den Tod Heinrich's IV., und behielten dennoch die antike Form bei. Von dem unglücklichen, als Gottesleugner hart verfolgten, Théophile Claude (geb. 1590, gest. 1626) hat man eine sogenannte Tragödie: *Pyrame et Thisbe*, welche in einer geizierten und von Spielern stardenden Sprache geschrieben ist und dennoch unenblichen Beifall fand. Die meisten dieser Sachen wurden noch immer wegen des Privilegiums der *Confrères de la passion*, welche zwar keine biblischen Gegenstände mehr darstellen durften, aber sich mit allerlei gemeinen Poesien befaßten, hie und da in den verschiedenen Collegien aufgeführt; doch mußten die gänzlich herabgekommenen *Confrères* endlich 1588 ihr Theater im Hôtel de Bourgogne an eine Schauspielertruppe vermiehen, welche früher schon sich in den Provinzialstädten herumgetrieben und nun die Stücke Jodelle's und seiner Freunde, sowie auch die Garnier's, darselbst gab. Diese Truppe hat sich ununterbrochen bis auf den heutigen Tag, unter verschiedenen Namen, erhalten; sie ist die Wiege der heutigen *Comédie française* gewesen. Im J. 1600 entstand im Palais, im Hôtel d'Argen, eine andere Truppe; diese versprach wöchentlich drei Vorstellungen, und fand bald an Alexandre Hardy

(gest. 1630) den Dichter, der sie in den Stand setzte, ihr Wort zu halten. Man weiß sehr wenig von den Lebensumständen des Mannes, aber seine Fruchtbarkeit hat unter den Franzosen nicht ihres Gleichen. Er hat über 800 Stücke, *Tragédies*, *Tragicomédies*, *Pastorales* etc., geschrieben, und erst im Alter eine Auswahl von 41 Stücken gemacht, welche gedruckt worden sind²³⁾. Er nimmt seine Stoffe zwar auch aus dem Alterthume, vorzüglich aber aus dem spanischen Theater und den spanischen Novellen; denn die damaligen politischen Verhältnisse hatten eine nähere Bekanntschaft der Franzosen mit den Spaniern herbeigeführt, deren Wirkungen sich bis in die Zeit Corneille's erstreckten. Daß nun bei dieser Klüchtigkeit der Arbeit Hardy sich um keine sogenannten Regeln bekümmerte, daß er nicht, wie die Schule Jodelle's, das einfache System der Alten vor Augen haben konnte, daß seine Plann und Bewirkungen sehr lose angelegt sind und sich oft wiederholten, war freilich unvermeidlich; dennoch aber hat er doch schon theilweis mehr dramatischen Verstand, mehr Dialog und Handlung, als seine Vorgänger, und war überhaupt ein Mann von nicht gemeinem Talent, dem nur mehr Mühe und Bildung fehlte, um etwas Vorzügliches zu leisten. Erst nach seinem Tode kehrt man zu den strengen Grundsätzen der sogenannten *Classicität* zurück.

Die Komödie, deren unerschlüsslicher und stets vor Augen liegender Gegenstand die Thorheiten der Menschen sind, welche wol nach den verschiedenen Zeitaltern eine verschiedene Färbung annehmen können, aber im Wesentlichen doch stets die nämlichen bleiben, gab ihrer Natur nach weniger Veranlassung zu verschiedenen Systemen. Auch hier waren es die Alten und mehr fast noch die Italiener, welche zu Vorbildern dienten: auch hier hat man mit Übersetzungen angefangen, und der von Jodelle in seinem *Eugène* angeklagene Ton ward von seinen Nachfolgern treulich beobachtet. Leichte achtzigjährige Verse, gute Einfälle, leibliche Erfindungen und vor allen Dingen über all Begriffe freie Sitten charakterisiren diese Stücke; grade wie in Italien, wo die schmutzigsten Komödien ganz unbesorgen vor Päpsten und Cardinalen waren aufgeführt worden. In der Art sind mehr Stücke, welche sich in den Werken Grévin's, Belleau's, Baïf's, de la Taille's u. A. finden. Der talentvollste von Allen ist Pierre de Larocq, über dessen Lebensumstände wir gar Nichts wissen. Er hatte zwölf Komödien in Prosa geschrieben, wovon zuerst sechs, 1579, und dann noch drei, 1611, gedruckt wurden. Auch ihm waren Römer und Italiener Vorbilder, aber er hat sie mit eigenhümlichem Talente benutzt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Molliere manche seiner Stücke bei seinen Arbeiten vor Augen gehabt hat.

Auch die Prosa hat in diesem Zeitraume eine bedeutende Umwandlung erfahren, mehr jedoch durch den allmähigen Umwandlungs- und Ausbildungsproceß, welchen alle Sprachen, die eine Literatur haben, erfahren, als durch bewußte und absichtliche Bemühungen der Schrift-

22) Lyon 1597. Antwerpen 1592. 12. Paris 1607. 12.

23) Paris 1623. 6 Voll.

des Romans verbreiteten sich um die nämliche Zeit viele Uebersetzungen der in Italien und Spanien beliebten Schäferromane und Schaufspiele, wie der *Aminta* des Tasso, der *Pastor fido* des Guarini und die *Diana* des Montemayor, und erweckten die Lust zu ähnlichen Dichtungen. Das bedeutendste in dieser Art ist die damals unendlich bewunderte und verbräutete *Astrée* von Honoré d'Urfé (geb. 1567, gest. 1625). Er hat ganz in der Art und in dem Tone der spanischen Schäferromane seine eigenen und anderer bedeutenden Personen Liebesabenteuer in dieser Welt verflochten, so daß man einen sogenannten Schlüssel anfertigen konnte, welcher sich in verschiedenen Ausgaben befindet. Die Welt, welche hier dargestellt wird, ist eine ritterlich romantische Schäferwelt, worin alle Personen ihre Herzensangelegenheiten in unendlichen Monologen, Betrachtungen und Briefen spitzfindig auseinandersetzen; viele Romane sind darin eingeschlossen und das Ganze ist eine überreiche Erfindung, welche nur durch die Breite der Ausführung und die ermüdende Sentimentalität langweilig geworden. Dieser Ton und diese Darstellung fand ungeheuren Beifall, und das Werk wurde noch unter Ludwig XIV. von sehr Vielen benutzt und nachgeahmt. Seine Nachwirkung erkennt man besonders in den später zu erwähnenden Romanen des Fräulein von Erubéry, des *Calprenède* u. A.

Für die Geschichte hat dieser Zeitraum nur einen bedeutenden Schriftsteller aufzuweisen, und dieser eine, Jacques Auguste de Thou (Thuanus) (geb. 1553, gest. 1617), hat sein treffliches Werk: *Historiarum sui temporis 1544—1607. L. 138*, lateinisch geschrieben. Derselbe sagt von jeder dem mehr aus das Individuelle und Praktische gerichteten Nationalcharakter der Franzosen die Aufzeichnung des Selbstlebten, oder die sogenannten *Mémoires*, zu; woran sie schon früher an Joinville und Gomménes treffliche Muster besaßen. Der bekannteste, aber auch der unglücklichste, *Mémoires*-Schreiber dieser Zeit war Pierre de Bourdieu, Seigneur de Brantôme (geb. 1527, gest. 1614). Er hatte seine besten Jahre an dem Hofe Karls IX. und Heinrichs III. zugebracht und schrieb im hohen Alter mit lustvoller Erinnerung die *Scandalosa* jener Zeit nieder. Sein Styl ist lebendig, geistreich, pikant, aber von sittlichem Urtheil findet sich keine Spur bei ihm. Was auch Vieles, was er berichtet, nicht ganz der Wahrheit gemäß sein, so fühlt man doch, daß seine Schriften ein nur allzu treuer Spiegel jener sittenlosen und verworrenen Zeit sind. Seine *Mémoires* zerfallen in: Des capitaines français; des capitaines étrangers; des hommes galantes; des hommes illustres; des duels. Weniger bekannt, aber viel interessanter sind die *Mémoires* von François de Bassompierre (geb. 1579, gest. 1646), welcher seine Jugendbildung in Teutfland empfangen hatte und die Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben meist in der *Basile* geschrieben hat, wo er von Richelieu zwölf Jahre lang gefangen gehalten

wurde. Ebenso interessant für die Zeit der letzten Valois ist das Journal de Henry III. von 1574—1589, von Pierre de l'Estrie, gest. 1611. Wichtiger für die Geschichte sind die *Mémoires* von Marguerite de Ballois, Gemalin Heinrichs IV. (geb. 1552, gest. 1615), von Blaise de Montluc (geb. 1500, gest. 1577), von Michel de Castelnau (gest. 1592), von Philippe de Mornay Seigneur du Vieux (geb. 1549, gest. 1623) und von dem großen Minister Heinrichs IV., Maximilian de Béthune, Duc de Sully (geb. 1560, gest. 1641). Schon ziemlich modern in der Sprache sind die *Mémoires* du duc de Rohan (geb. 1638), welche die von ihm selbst geleiteten bürgerlichen Unruhen, 1611—1629, schildern. Unter dem Namen des berühmten Cardinals Armand Duplessis de Richelieu (geb. 1585, gest. 1642) hat man ein Werk unter dem Titel: *Testament politique du cardinal de Richelieu*, welches zu den besten politischen Schriften gehört, dessen Authentizität aber zweifelhaft ist. Zum Schluß der historischen Literatur verdienen noch erwähnt zu werden die *Histoire du chevalier de Bayard*, in überaus treuerzähliger und lebendiger Sprache, von dem Secretair des Ritters, dessen Name aber unbekannt ist, aufgeführt; sie erinnert an die Sprache und die Darstellungsweise des Joinville. Weiterem weniger geknüpft ist die *Histoire de Louis de la Tremouille*, von Jean Bouquet (geb. 1476, gest. 1550).

Die didaktische Prosa, welche zum ersten Male in diesem Zeitraume auftritt, da bisher alles wissenschaftliche lateinisch geschrieben worden, blieb noch ohne künstlerische Pflege, und ebenfalls haben die besten Werke dieser Zeit einen eigenthümlichen Reiz, welchen sie vorzüglich der natürlichen, ungefehlten und ungeschliffenen Sprache verdanken. Die *Essais de Montaigne* sind das Hauptwerk, ja man möchte sagen das einzige Werk, welches hier zu erwähnen ist, weil sie allein in ihrem Reichthume, ihrer Mannichfaltigkeit, ihrer Treuezeitigkeit und Wahrheit noch immer von Vielen mit Entzücken ge-

33) Paris 1621, dann 1744 von Engelst Dufresnoy und endlich 1837 von Richaut und Peignebout herausgegeben. 34) Paris 1628, Lüttich 1713. La Haye 1715. 35) Bourdeaux 1592. f. Paris 1661. 12. 2 Voll. 1790. 12. 4 Voll. 36) Bruxelles 1731. f. 3 Voll. 37) a. D. 1624. 4. 2 Voll. Leyde 1651. 4. 2 Voll. Paris 1824. 8. 4 Voll. 38) Amsterdam (1638. f.) 2 Voll. Amsterdam. (Trévoux) 1723. 12. 12 Voll. London (Paris) 1745—1747. 4. 3 Voll. auch 12. 12 Voll. Paris 1788. 8. 6 Voll. 1822. 8. 6 Voll. 39) a. D. Asteur 1644. 12. 2 Voll. 1646. 12. 3 Voll. 1661. 12. 2 Voll. Paris 1756. 12. 2 Voll. Alle diese Ausgaben finden sich auch in der großen Collection des *Mémoires*, welche seit 1785 in Paris erscheint. 40) Paris 1737. 12. 2 Voll. 1764. 8. 2 Voll. 41) Paris 1527. f. Grenoble 1651. 8. 42) Paris 1527. 4. 43) Erste Ausgabe, Bourbourg 1590. 8., enthält nur zwei Hefte. 1598. 4. Vollständige und letzte, von dem Verfasser selbst gezeichnete, Ausgabe. Seltener Paris, Zantliet, 1593. Fol., von der Dem. de Bourbourg besetzt, und 1635. Fol., mit Anmerkungen, von G. R. London 1734. 4. 3 Voll., wovon es viele spätere Ausgaben gibt, unter andern London 1769. 12. 10 Voll. Neuere und sehr gute: Paris, Didot, 1802. 8. 4 Voll. Strept., noch besser von Johanneau Paris 1818. 8. 5 Voll. v. Defoe 1818 und 1820 von Amour Dugat 8. 14 Voll. und von Bellet 1829. 8. 4 gibt deutsche, englische und holländische Uebersetzungen dieser Werke.

30) Paris 1612. 4. 1637. 8. 5 Voll. 1733. 12. 10 Voll., aber in der Sprache modernisiert. 31) Leyde 1699. 12. 9 Voll. La Haye 1741. 12. 15 Voll. Paris 1789. 8. 8 Voll. 32) Paris 1637, dann 1665. 3 Voll. Amsterdam. 1723. 4 Voll.

lesen werden. Michel de Montaigne (denm so schrieb man damals das Wort montaigne) war 1533 geboren und starb 1592. Schon als Kind hatte er spielend das Lateinische und das Griechische erlernt und vollendete seine Studien unter Buchanan und Muret in Bourdeaux. Er hatte zwar auch Jurisprudenz getrieben; aber von Natur den Gesäften abgeneigt, hatte er nur auf Bitten der Stadt Bourdeaux, in seinen späteren Jahren, vier Jahre lang das Ehrenamt ihres Maire verwaltet. Sonst hat er sich wenig in die Weltthätigkeit eingelassen, sich selten am Hofe gezeigt und sein Leben meist auf seinem Schlosse Montaigne zugebracht. Eine große Reise *) durch die Schweiz, Deutschland und Italien, 1580—1581, hat er in einem halb französisch, halb italienisch, aber sehr nachlässig geschriebenen Tagebuche geschildert, aus welchem man wenigstens den blühenden Zustand Frankreichs vor dem hundertjährigen Kriege erkennt. Er war ein durchaus rechtschaffener Mann, von mildem, etwas weichlichem Charakter, allem Streit, allen Processen, allem Kriege abgeneigt, und sein größtes Vergnügen war es, in seiner Abgeschiedenheit, unter seinen Büchern, mit heiterem Geiste sich selbst und die Welt und die Menschen zu beobachten. Aus diesen Betrachtungen, bei denen er durchaus keine Ordnung befolgt, sondern über jeden Gegenstand, der sich ihm zufällig darbietet, spricht, sich dabei von seinen Beobachtungen über die Menschen, von Sprüchen der Alten, wie sie ihm in den Sinn kommen, von Selbstbeobachtung und Raune leiten läßt, sind seine unübertrefflichen Essais entstanden. Es sind wahre Selbstgespräche eines Mannes, der die Welt gesehen, der alles ohne Enthusiasmus mit ruhigem und nüchternem Geiste, ebendarum aber auch ohne Leidenschaft und ohne Bitterkeit, nach seinem natürlichen Werthe beurtheilt. Er redet unaussprechlich viel von sich selbst, aber in aller Unschuld, und weil diese Selbstbeobachtung ihm das wahre Mittel scheint, die Menschen überhaupt richtig zu erkennen. Bei ihm findet man schon jene Freude, welche die Franzosen von jeher daran gefunden haben, den Charakter der Menschen zu ergründen, aber noch ohne Prätension und ohne Falschheit. Seine Eitelkeit ist offen und ehrlich; er macht sich nicht besser, als er ist, und erhebt sich nicht höher über die Weltlichkeit und die Laster der übrigen Menschen. Seine große Weisheit hat ihm unzählige Stellen der Alten in die Feder geführt, welche er zum Theil auch erst, nachdem sein Werk schon gedruckt war, nachgetragen und dadurch hin- und wieder den Zusammenhang zerstört hat. Daß er, der jedes Ding bei seinem wahren Namen nannte und dem jede Feinheit verhasst war, bei den Frömmern seiner und der späteren Zeit in den Ruf der Freigeisterei gekommen, darf uns nicht wundern: der Cardinal Duperron aber nannte die Essais le bréviaire des honnêtes gens. Die besten Ausgaben entstammen gewöhnlich noch das kleine, interessante Werk seines liebsten Freundes Etienne de la Boétie **) (geb. 1531, gest. 1563), betitelt *De la servitude volontaire ou le Contre un*,

welches Montaigne in seine Essais hatte aufnehmen wollen, aber aus Rücksicht auf die damaligen Religionsstreitigkeiten und Bürgerkriege davon abstand: es ist nämlich eine heftige Kritik der meisten Fürsten. Weiswitem weniger bekannt und gelesen ist das erste und wissenschaftliche Werk eines anderen Freundes Montaigne's, der *Traité de la sagesse* *) von Pierre Charron (geb. 1541, gest. 1603), welches die damaligen Theologen sehr beunruhigte; es ist allerdings Mühe zu nennen für die damalige Zeit. Mit freiem Geiste hat Henry Etienne (geb. 1528, gest. 1598) in seiner *Apologie pour Hérodote* **) die Wichtigkeit und den Aberglauben bekämpft. Unter den unzähligen Übersetzungen classischer Schriften in diesem Zeitraum hat nur Ein Werk, nicht etwa durch treues Anschließen an das Original, dessen die Sprache auch selbst damals nicht fähig war, sondern durch die als terthümliche Anmuth und Frische der Sprache sich erhalten; es ist die Übersetzung des Plutarch *) von Jacques Amyot (geb. 1513, gest. 1593). Er hat auch den Vergius übersetzt.

Das Streben, welches die französische Literatur seit Konrad angenommen, den Alten nachzuahmen und sie so möglich zu übertreffen, führte natürlich auch auf den Gedanken, Briefe, wie wir sie von Cicero und Plinius dem Jüngeren besitzen, nicht bloß für den persönlichen Verkehr, sondern auch als Gegenstand gebildeter Prosa für das Publicum zu schreiben, und das Hosten, zu welchem sich nicht bloß der Adel drängte, sondern jeder, der durch Wiß und Talent zu glänzen hoffte, gab Veranlassung genug, die seinen Schmuckeleien und artigen Redensarten, womit man sich bei den Großen und den Frauen beliebt zu machen suchte, recht ex professo in der Briefform seinen Gönnern und Freunden beizubringen. Jean Louis Guez de Balzac (geb. 1594, gest. 1654) war der Erste, welcher, wie Malherbe für die Poesie, so er in der Prosa, mit Bewußtsein und Studium sich einen Styl nach dem Muster der Alten zu bilden suchte. Er ist dadurch allerdings der Reformator der Prosa geworden, er selbst aber hat es nur bis zum Stiefeln, Schwülfigen und Gezwungen gebracht: seine Prosa ist freilich weilliegend, abgerundet und ausgebildet, aber aus Furcht vor dem Einfachen und Natürlichen verläßt er in Kunstzirkel, Antithesen und Bombast. Diese Fehler haben auch seine Briefe **), deren er unzählige geschrieben und welche damals sehr bewundert wurden, jetzt aber wol kaum noch gelesen werden. Er war ein Günstling des Cardinals Richelieu, den er durch seine Einfälle erheiterte und der ihm doch oft unanzug mißfiel. Einen andern Weg schlug Vincent Voiture ein, den wir oben als Hofstichter erwähnt haben. Obgleich von bürgerlicher Geburt, wußte er sich doch bei Hofe beliebt zu machen durch seinen Wiß und die Anmuth seiner Gedichte; er war das Muster dessen, was man damals und in der nächsten Periode ein Bel esprit

*) Voyage de Rome. (Paris 1724. 4. oder 3 Voll. in 12.)
**) Oeuvres. 1571.

46) Bourdeaux 1601. 8. Kizevir 1646. 12. 47) Geneva 1566. 8. La Haye 1735. 12. 3 Voll. 48) Paris 1586. f. 2 Voll. 1567. 8. 13 Voll. 1801. und Paris, Didot, 1818. 8. 25 Voll. 49) Oeuvres. (Paris 1665. f.) 2 Voll., nevon den Briefen den ersten fällen.

nannte, und war die Erde jener überbildeten Gotterien, welche Molière so ergötzlich verpörricht hat. Seine Briefe, anscheinend so leicht, so anmuthig, so glänzend von Witz und Einfällen, aber freilich auch von elenden Wortspielen und Antithesen, kosteten ihn oft wochenlange Arbeit und wurden den ersten und etwas schwerfälligen Producten Balzae's dreiwertem vorgezogen. Er sowohl, als Balzac, waren Mitglieder der Académie française. Neben diesen ist nur noch Pierre Gossar (geb. 1603, gest. 1660) zu nennen.

Die gerichtliche und die Kanzelberedsamkeit sind gewissermaßen erst in der folgenden Periode entstanden. Der Einzige, allenfalls zu nennende, wäre der Jesuit Glaube de Klingendes (geb. 1591, gest. 1660), der Erste, bei welchem man ernste und wahre Beredsamkeit findet. Er hat seine Predigten⁵⁰⁾ selbst in lateinische Uebersetzt. Der große Reformator Calvin (Jean Chaudvin, geb. 1509, gest. 1564), dessen unsterbliches Werk: Institution de la religion chretienne⁵¹⁾, das erste, selbst von seinem Gegner Bossuet bewunderte, Beispiel wahrhaft wissenschaftlicher Prosa darbietet, gehört freilich mehr der Theologie, als der eigentlichen Literatur an.

Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Ludwig XIV. hat das seltsame Glück gehabt, überall mühselos zu ernten, was lange vor ihm von Andern unter Kämpfen aller Art aufgetrieben und herangerafft war. Durch Richelieu's eisernen Willen und durch alle Künste der Schlauberei und Gewalt war die letzte Macht der Großen und der Widerstand der Protestanten gebrochen; denn die geringen, fast lächerlichen Unruhen der Fronde, welche die Jugend des Königs berührten, verdienen kaum erwähnt zu werden. Die Macht des Königs war unumschränkt, und wenn er nur einigermaßen den Umständen entsprach, so mußte seine Regierung kräftig und glänzend sein. Durch Konrad, Malherbe, Jodelle u. A. war die Sprache ihrer Vollendung nahe gebracht und seine Grundzüge für literarische Productionen aufgestellt worden; man wußte, was man wollte, und es kam nur darauf an, daß sich Talente fanden, das auszuföhren, was längst schon angebahnt war. Ludwig war aber grade der Mann, der, als die Sonne, um welche sich Alles drehte, diese Keime zu reifen verstand. Mit mächtigen Fähigkeiten begabt, ohne alle eigenen Kenntnisse und Bildung, wurde er doch getragen von dem erbebenden Gefühl seiner königlichen Würde, und nicht ohne einen gewissen Satz für das Edele und Große hat er seinem Hofe und seiner ganzen Zeit das Gepräge des Hohen, Vornehmen und Anständigen aufgedrückt. Alles drängte sich, dem Gezentreiche dieses glänzenden Hofes zu nähern, alle Augen waren auf den Hof gerichtet, und wie dort nur das Reine, das Abgeschliffene gebildet werden konnte, so war es ganz natürlich, daß auch die ganze Literatur diesen Charakter annahm; was nicht in Gegenwart eines solchen Königs,

was nicht in dem Kreise eines solchen Hofes gesprochen und gethan werden durfte, das mußte als roh und gemein erscheinen, wogegen denn freilich ebenso natürlich das Vornehme an die Stelle des Erhabenen, das Biersliche und Gelehrte an die Stelle der Leidenschaft und der Innigkeit, das Künstliche und Gemachte an die Stelle der Natur und Wahrheit treten mußte. Selbst die Schwäche des Königs für die Frauen war mit einer gewissen vornehmen Decenz verbunden, und eine zierliche Sittenlosigkeit, welche wenigstens vor Robheit und Lügellostigkeit bewahrte, verlieh den Frauen ein entschieden Gewand und einen mächtigen Einfluß auf literarische Gegenstände, die nun in ihrer Gegenwart, ja, unter ihrer unmittelbaren Mitwirkung verhandelt wurden. Selbst die Gelehrsamkeit und die erste Wissenschaft konnten sich diesem Einflusse der bössigen Sitten und des bössigen Geschmacks nicht entziehen, und strebten nach gefälliger, lichtvoller, allgemein verständlicher Darstellung, ein Verzug, welchen Frankreich bis auf den heutigen Tag bebauptet hat. Die wenig gründliche Bildung aber und Kunstfinn diesem Glanz und dieser Abgeschliffenheit zu Grunde lag, das sieht man an dem kläglichen Zustande, in welchem sich damals die Künste befanden. Die Musik war elende Stümperrei, in den plastischen Künsten der Bildhauerei und Architektur begnügte man sich mit einer überkünstelten Nachahmung der Italiener, und wie wenig Schönheitsfinn vorhanden war, zeigen schon allein die über alle Begriffe geschmacklosen Moden in der Kleidertracht der Männer und Frauen, welche natürlich auch die Malerei zur Caricatur machten. Die Alten, das stand nun fest für alle Zeiten, wurden als die allein ewig gültigen Muster betrachtet, mit dem stillschweigenden Vorbehalte jedoch, daß sie ihrer oft etwas verben Natürlichkeit entkleidet sich den feineren Sitten und der zarten Abgeschliffenheit des Hofes unterwerfen mußten. Correctheit der Sprache und des Versbaues, durchgängig sich gleichbleibende Zierlichkeit und Angemessenheit des Ausdrucks, und das, was bei Hofe als Würde galt, das waren die Maßstäbe, womit nunmehr Alles gemessen und beurtheilt wurde, wobei durchaus kein wesentlicher Unterschied zwischen Poesie und Prosa gemacht wurde, die nämlichen Regeln für beide galten, so daß die echt französischen Kunststriche das dem Buffon häufig beigelegte Roteiß zu dem ibrigen gemacht haben, von einem Schwichte, das sie rühmen wollten, zu sagen: cela est beau comme de belle prose.

Ehe wir nun die Schriftsteller dieser Periode näher ins Auge fassen, wird es nöthig sein, hier noch einmal auf die von Richelieu gestiftete Académie française zurückzukommen⁵²⁾, welche grade in dieser Zeit eine Autorität und einen Einfluß auf die Literatur geübt hat, wie ihr später nie wieder vergönnt worden ist, obwohl sie noch jetzt, wenn auch vielfältigster Spotte ausgesetzt, das höchste Ziel für die Eitelkeit der Schriftsteller ist. Schon seit 1629 hatten sich mehrere Gelehrte bei einem Secretair des Königs Gonrad versammelt, um ganz in freundschaftlich

50) Hermans. 1666. 2 Voll. 51) Zwei lateinisch. Bäle 1535, spätere französische sehr oft, am vollständigen Straßburg 1559. Opera omnia. (Amsterd. 1667. fol.) 9 Voll.

52) Histoire de l'Académie française par Pellisson. (Amsterdam 1717.)

gallischer Form, ohne alle Anmaßung, ihre eigenen und fremde Arbeiten zu bezeichnen. Als Richelieu, dem es Bedürfnis war, seine Herrschaft über Alles auszubreiten, davon erfuhr, ließ er seinen Schatz anbieten, den man zwar gern abgelehnt hätte, aber es doch nicht wagte. Er ließ nun Ordnungen und Gesetze entwerfen, bestimmte die Zahl der Mitglieder auf 40, ernannte sich selbst zum Protector und verleihte der Gesellschaft 1635 das königliche Patent als Académie française. Ihre Bestimmung war, sie sollte die Sprache und die Literatur überhaupt bewahren, leiten, reinigen, in vorkommenden Fällen über literarische Fragen entscheiden, vorzüglich aber ein Lexikon, eine Grammatik und eine Poetik und Rhetorik ausarbeiten, damit alle Geistesproducte nach diesem Maßstabe gemessen werden könnten. Doch hat sie nur den ersten Theil ihrer Aufgabe erfüllt, das Lexikon nämlich: Dictionnaire de l'Académie française, welches zuerst 1694, 60 Jahre nach ihrer Eristung, die Wörter nach Wurzeln geordnet, erschien. Die zweite alphabetische Aufgabe erschien 1718, die dritte 1740, die vierte 1762. f. 2 Voll., um welche sich Luclos sehr verdient gemacht, die fünfte 1798 in 4. 2 Voll., und erst jetzt 1835 ist die letzte Ausgabe, 2 Voll. 4., erschienen. Dieses Wörterbuch ist in einer Hinsicht vorzüglich zu nennen, da es den ganzen Schatz der eben jetzt gesprochenen Sprache, mit Ausschluß jedoch der Ausdrücke und Redensarten des gemeinen Mannes, und größtentheils auch der Sprache der Gewerbe und der Handwerke, in reicher Fülle darbietet; dagegen ist die Entwicklung der Bedeutungen überaus nachlässig und unvollkommen, und es ist durchaus unbrauchbar für alle Schriftsteller vor der Zeit Ludwig's XIV., da es sogar viele Ausdrücke und Wendungen, die man in Corneille, Molière, La Fontaine u. s. findet, nicht aufgenommen hat, und überhaupt auf die Geschichte der Sprache und die Etymologie, also auf die eigentliche gelehrte Kenntniß der Sprache nicht die mindeste Rücksicht genommen hat. Durch diese Arbeit, zu welcher Bauge als eigentlich den Grund gelegt, ist die Sprache allerdings gereinigt und fixirt worden, aber auch um vieles peinlicher, ärm und matter geworden, als sie früher gewesen. An die übrigen Aufgaben hat die Akademie gar nicht gedacht. Anfanglich waren die Mitglieder verpflichtet, von Zeit zu Zeit Abhandlungen, sprachliche, ästhetische, auch wohl moralische, zu liefern, was aber bald wieder eingegangen ist, und ist es schwer zu sagen, womit sie sich denn eigentlich beschäftigt, da ihre ganze Thätigkeit sich jetzt fast darauf beschränkt, jährlich zwei Preise für eine poetische und für eine prosaische Arbeit zu ertheilen, die überlieferten Prunkreden der neu eintretenden Mitglieder, wie die ebenso stylisirten Antworten ihres Secretärs auszusprechen.

Die große Zahl der Schriftsteller dieser Periode wird uns, mehr noch, als es schon bisher geschehen ist, nöthigen, die allerbedeutendsten mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln, die geringeren aber nur beiläufig, doch so viel als möglich vollständig zu erwähnen.

Wir beginnen auch hier mit der Poesie, und zwar mit der dramatischen, womit wir den vorigen Ab-

schnitt beschloffen haben, vorzüglich auch deswegen, weil sie unlerngar den Mittelpunkt dieses Zeitraums bildet.

Seitdem Konrad und seine Schule den Blick auf die Alten geleitet, und man zu der Überzeugung gelangt war, daß nur in der Nachahmung derselben Heil für das Theater zu finden sei, fing man nun auch an, nach Regeln zu suchen, wonach die dramatischen Werke zu construiren und zu beurtheilen wären. Und weil bei der großen Einsamkeit der von den Griechen behandelten Stoffe man leicht bemerken mußte, daß die Handlung des Drama's bei ihnen in der Regel an einem und dem nämlichen Orte, und an einem und dem nämlichen Tage vor sich ging, auch Aristoteles diese Bemerkung schon gemacht hatte, Horaz aber, man weiß nicht recht woher, die Regel aufstellte, das Drama müsse fünf Acte, nicht mehr und nicht weniger, haben, so glaubte man in diesen Gewohnheiten der Alten die lange gesuchten Regeln, die sogenannten drei Einheiten, die Einheit der Handlung nämlich, die sich selbst von selbst versteht, mit eingeschlossen, gefunden zu haben, und das von Boileau ausgesprochene Gesetz:

Qu'en un jour, en un lieu, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli,

galt seitdem für einen Fundamentalartikel des ästhetischen Glaubens bei den Franzosen. Inzwischen gelang es doch nicht ohne harte Kämpfe, diese beschränkenden, manche Gegenstände von der Bühne ausschließenden, jede Entwicklung einer bedeutenden Begebenheit ganz unmöglich machenden Regeln förmlich einzuführen, und nicht allein mehrere Vorgänger Corneille's bewahrten sich noch hin und wieder ihre alte Freiheit, sondern er selbst gesteht ganz naiv, daß er, ehe er nach Paris gekommen, von diesen sogenannten Regeln Nichts gewußt, und ohne an sie zu denken, seine ersten Stücke geschrieben habe. Ja, der Streit, der sich über seinen Eid erhob, war es eigentlich, durch welchen dies System der sogenannten Aristotelischen drei Einheiten erst unter der Auctorität der Akademie vollkommen functionirt wurde; und es ist beinahe rührend zu sehen, wie der arme Corneille sich in seinen Vorreden quält, zu zeigen, daß seine Stücke nach jenen Regeln construiert seien. Hierin liegt auch einer der vorzüglichsten Gründe, weshalb die Franzosen beinahe ausschließlich nur antike, meist von den Alten schon behandelte Stoffe auf die Bühne gebracht haben. Nimmt man nun noch hinzu, daß dies neue Theater auf gelehrtem Wege entstanden, die ersten Stücke nur vor dem Hofe aufgeführt wurden, wodurch sich ganz natürlich die Ansicht festsetzte, auf dem Theater dürfe nun auch Nichts vorkommen, Nichts gesprochen werden, was nicht allenfalls in Gegenwart von Königen und Fürsten, etwa bei einer feierlichen Gelegenheit, gethan und gesprochen werden dürfe; ja, die handelnden Personen, damit sie der Würde der Umgebung entsprächen, dürften selbst nur Heiden, Fürsten, Könige sein, und daß man endlich ganz unbewußt alle modernen Ansichten, Gefühle und Sitten, namentlich die ritterliche Galanterie auf das Alterthum übertrug, so hat man in diesen Grundzügen ein deutliches Bild von dem System, welches bis auf die neueste Zeit in Frankreich als das allein funktgerechte und

zulässig erschien, man hat die alte französische Tragödie mit allen ihren Vorzügen und ihren Mängeln, ihrem Pathos, ihrer Würde, ihrer durchaus edlen und zierlichen Sprache, ihrer modernen Decenz, ihrem Mangel an Handlung, ihrem Uebersusse an Monologen und langen Berichten, ihren langweiligen Confronten, ihren auch selbst bei den besten Dichtern unentzählich saden Galanterien.

Unter den Vorgängern und zum Theil noch Zeitgenossen und Nebenbuhlern Corneille's befanden sich einige Männer von Talent, deren Werke nur durch die damals aus Italien herübergekommenen Wortspiele (*Concetti*, *pointes*), sowie durch eine oft zum Platten und Lächerlichen herabsinkende Sprache verunziert und ungenießbar gemacht worden. Darunter sind zu nennen: Jean Mairet (geb. 1608, gest. 1680), dessen Schätterspiel *Sylvanie* schon oben erwähnt ist, und dessen Tragödie *Sophonias*, welche er auf den Rath Chapeplain's streng nach den sogenannten Regeln gebaut, unter seinen zwölf Tragödien die beste ist; sie wurde nach 1773 in 4. mit Kupfern gedruckt. François Baro (geb. 1609, gest. 1659), welcher die *Astrée* des V'Urf's herabzitierte, und seine 35 Tragödien in eben diesem sentimentalen Schätterspion geschrieben hat. François Tristan, benannt *l'hermite* (geb. 1601, gest. 1655), dessen *Marianne* von J. B. Rousseau später noch überarbeitet wurde, und welche trotz ihrer Plathheit eine Zeit lang dem Gid die Wage hielt. Der bedeutendste von allen aber ist Jean Rotrou (geb. 1609, gest. 1650), auch als Mensch höchst achtungswürdig. Er war arm, und hat anfänglich eine Menge Stücke für Geld geschrieben. Die Spanier waren es vorzüglich, die er vor Augen hatte, wie denn auch sein bestes Stück, *Venceslas*, nach Francisco de Rojas, und also durchaus nicht nach dem eben auf gekommenen System der Einheiten gearbeitet ist. Er nähert sich dem Corneille, dem er sehr befreundet war, mehr als alle seine Vorgänger durch Adel und Schönheit der Sprache. Die Zahl seiner Stücke, Tragödien, Tragikomödien und Komödien beträgt 37²³⁾.

Alles dies ist gänzlich verdimmt und in Vergessenheit begraben durch die Werke des Pierre Corneille (geb. 1606, gest. 1684), welchen die Franzosen den Großen, den Vater ihres Theaters nennen. Er war zu Rouen geboren, und hatte in der dortigen Jesuitenschule eine leibliche Bildung erhalten. Von den Streitschriften, welche in Paris die Literatur bewegten, hatte er noch keine Ahnung, als ein Liebesabenteurer ihn veranlaßte, sein erstes, sehr schwaches Stück *Mélite* (1629) zu schreiben, dem noch mehrere ähnliche folgten, ganz in der Art der spanischen Komödie, voll Intriguen, wunderlichen Verwicklungen und nicht ohne falschen Witz und Lächerlichkeit. Erst als er nach Paris gekommen war, erfuhr er, daß es sogenannte Aristotelische Regeln für das Theater gäbe, und eine Zeit lang kämpfte er noch, ehe er sich ihnen unterwarf. Mit der *Médée* (1635), im Tone und Geiste des Seneca, beginnt eigentlich seine dramatische Laufbahn und mit dem *Gid* (1636) erwarb er eine Bewunderung, von

von man bis dahin kein Beispiel gesehen hatte; lange Zeit war es sprüchwörtlich zu sagen: *cela est beau comme le Gid*. Fragen wir nun aber, was denn eigentlich diese Bewunderung veranlaßte, so können wir nicht anders sagen, als: man sah hier zum ersten Male ein wahrhaft romantisches Drama, getragen von dem Kampfe der Ehre, der Pflicht und der Liebe; ein Stück, in welchem alle in den Herzen der Menschen ruhenden, edlen, ritterlichen Gefühle mächtig angeregt und in einer meist angemessenen, edlen Sprache ausgedrückt waren; denn es ist das einzige Stück, in welchem es Corneille gelungen ist, der Liebe einen natürlichen und wahren Ausdruck zu geben, obgleich es auch hier nicht an falschem Witz und schwülstigen Redensarten fehlt. In allen seinen übrigen Stücken, auch den gerühmtesten, fällt er, wenn er die Liebe schildern will, entweder in das fade und geschraubte Gewäsch der damaligen Schätterspionie, oder er macht aus seinen Helinnen politische Furien, welche keine Spur von Weiblichkeit an sich tragen. Man sieht deutlich im *Gid*, die spanische Poesie hatte ihn dies eine Mal begeistert, denn dies Stück ist eigentlich doch nichts anderes, als eine Bearbeitung eines spanischen Originals des Guillen de Castro; aber es zeigt, was unter dem Händel genialer Dichter aus solchen Stoffen kiten werden können, wenn man nicht aus Verblendung und eilter Nachahmungssucht diesen Weg gänzlich verlassen und sich auf die unglückliche Fier, das französische Theater nach dem Antiken zu bilden, geworfen hätte. Der Gid veranlaßte einen wahren Fieberfries, und gab der Akademie Gelegenheit, zum ersten Male öffentlich aufzutreten. Der Cardinal Richelieu, welcher neben seinen großen Eigenschaften auch die kleinliche Eitelkeit besaß, nicht bloß die Dichter zu beschützen, sondern selbst Dichter sein zu wollen²⁴⁾, fand sich durch die allgemeine Bewunderung, welche dem Gid gezeigt wurde, verleitet, und wenn nicht auf seinen Befehl, so doch gewiss in seinem Sinne, griff der ammaßende und unwissende Scudéry das Stück in seinen *Observations* an, welche er an die Akademie richtete, mit der Aufforderung, ihr Urtheil darüber abzugeben. Vergebens suchte diese Gesellschaft das mißliche Amt abzulehnen, und schloß vor, daß sie nur dann zu einem Urtheile berechtigt sei, wenn der Verfasser selbst es wünsche. Der Cardinal ruhte nicht, bis er durch seine Handlanger dem armen Corneille die Einwilligung abgekauft hatte, welche er übrigens mit dem spöttischen Worten gab: *si cela peut divertir Monsieur le Cardinal*. Chapeplain erhielt nun den Auftrag von der Akademie, das Werk und die Einwendungen Scudéry's zu beurtheilen. Der Cardinal nahm höchst lebhaften Antheil an dieser Arbeit, ließ sie sich mehr Male vorlegen, corrigierte manches eigenhändig und so entstanden endlich die *Sentiments de l'Académie française sur le Gid*, womit die Akademie wenigstens mehr Ehre ringelegt hat, als die Crusca mit

23) Er gab jeweilen fünf von ihm beschützten Dichtern, Voltaire, Colletet, de l'Étoile, Rotrou und Corneille, einen Stoff zu einer Tragödie oder Komödie, wozu jeder einen Act bearbeiten mußte, was er dann durchsah, frisch dacterte und so gewissermaßen für sein Eigenthum halten konnte.

über Beurtheilung des Laffo. Das Urtheil ist oberflächlich, aber wenigstens mild und in einer anständigen Form. Saviot wirkte indessen der herrschende Geschmack und die Auctorität der Akademie auf Corneille, daß er sich von nun an gänzlich aus Stoffe aus dem Alterthume, vorzüglich aus der römischen Geschichte, beschränkte und sich gütlichens abmühte, seine Arbeiten mit den eingebildeten Regeln in Einklang zu bringen. Seine Vorliebe für *Erneca*, *Lucan*, *Statius* verräth hinlänglich, daß seinem Geiste das Pathetische und Rhetorische der Römer näher verwandt war, als die romantische Poesie der Spanier. Nur ein Mal noch schloßte er aus dieser letzten Quelle seine sehr gute Komödie: *le Menteur*. Die übrigen Stücke, welche noch jetzt von den Franzosen, und nicht ohne Grund, bewundert werden, sind: *Les Horaces*, *Cinna* und *Polyeucte*, letzteres der einzige christliche Stoff, den er, und zwar trefflich, bearbeitet hat. Weiterem Schwächer sind *Pompée* und *Rodogune*. Eine Zeit lang hatte er das Theater ganz aufgegeben und übersetzte das Buch: *De imitatione Christi*, in Versen; als aber Racine anfang, der Liebhaber des Publicums zu werden, versuchte der Greis noch ein Mal seine Kräfte, die ihn aber gänzlich verlassen hatten. Wie Recht sagt Voltaire, daß, mit Ausnahme der vorhin mit Lob erwähnten Stücke, die französische Bühne kaum etwas Schlechteres befiel, als die letzten Producte Corneille's⁵⁵. Seine Hauptverdienste bestehen in dem Adel seiner Fassung, welcher ihn vor der Gemeinheit und Platttheit seiner Vorgänger bewahrte, und in dem inmalischen, oft erhabenen Ton seiner Sprache; Verdienste, welche aber nicht selten, auch in den besten Stücken, durch Härte des Ausdrucks, Gleichbotheit der Gedanken und politischen Bombast verdunkelt werden. Die französische Kritik hält sich vorzüglich an gewisse Schlagworte und glänzende reparades, welche in seinen besten Stücken vorkommen, etwa wie die Italiener während der geistlichen Der plaudern, um nachher diese oder jene Arie zu bewundern. Sein Bruder, *Thomas Corneille* (geb. 1623, gest. 1709), mit welchem er, da beide zwei Schwestern geheiratet hatten, in einem innigen, liebenswürdigen Familienverhältnis lebte, steht weit unter ihm; doch werden sein *Comte Essex* und seine *Arianne* geschätzt. Er hat die meisten seiner Stücke von den Spaniern entlehnt.

Jean Racine (geb. 1639, gest. 1699) behauptet unter allen französischen Dramatikern unbesritten den ersten Rang. In der Kunst des poetischen Ausdrucks und des Verbaues hat ihn kein Anderer erreicht, und wenigleich er das System der französischen Tragödie nun schon so fest ausgebildet fand, daß es ihm gar nicht einfallen konnte, davon abzuweichen, so gab ihm doch seine gründliche Kenntniß des Alterthums, und namentlich der Grie-

chen, sein natürlicher richtiger Tact und sein für Bärtigkeit und Religion empfängliches Gemüth einen unendlichen Vorzug vor allen seinen früheren und späteren Kunstgenossen. Er war in der ersten Schule von Portroyal gebildet und verdankt ihr ebenfalls Vorzüge. Selbst einmal von der Voraussetzung aus, daß die Helden des Alterthums unsere Vorstellungen, Sitten und Gesetze bedenkten, daß ihre bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse den unigen ähnlich gewesen; überfiel man einige Widersprüche, welche allerdings aus diesen Anachronismen unvermeidlich hervorgehen, wie z. B., daß moderne Liebe und moderne Stellung der Frauen mit Mythenschöpfungen und mit den Vorstellungen der alten Mythologie sich schlecht vertrugen; überfiel man diese und ähnliche Mängel, welche den Zeitgenossen auch dadurch weniger fühlbar wurden, daß die tragischen Helden in dem damaligen Hofesum auftraten, so wird man gestehen müssen, daß Racine Alles geleistet hat, was unter solchen Umständen und Voraussetzungen nur möglich war, und man begreift, daß mehrere seiner Stücke noch in diesem Augenblicke, von dem Talente einer jungen Schauspielerin unterstützt, mit Enthusiasmus auf dem Theater begrüßt worden sind. Im Allgemeinen muß man gestehen, daß ihm die Frauenrollen weit mehr gelungen sind, als die der Männer, welches seinen Grund wol nur in seinem eigenen, etwas weichen, Charakter hatte. Mit Übergehung einiger Schwächen, aber doch immer noch bedeutenden, Zugarbeiten, wie *Les frères ennemis* und *Alexandre*, und einer trefflichen, dem Aristophanes nachgebildeten Komödie, *les Plaideurs*, stütz sich der Ruhm Racine's vorzüglich auf seine *Andromaque*, worin zum ersten Male die Liebe einen natürlichen und wahren Ausdruck gefunden; auf seine *Iphigénie*, an der nur das zu tadeln, daß in diesem Stücke mehr, als in den meisten übrigen, die Sitten allzu sehr modernisiert und die antik feststehenden Charaktere zu sehr altert sind; auf seine *Phédre*, in welcher wenigstens die Hauptrolle von entzückender Schönheit ist. Ebenso vortrefflich, so im Ganzen sogar den früher erwähnten Stücken vorzuziehen, ist der *Britannicus*, worin man sieht, mit welchem tiefen Geiste der Dichter den Tacitus gelesen. Mehr ein bösisches Drama, als eine Tragödie, ist dagegen *Bérénice*, welche ihr Glück nur den überwältigenden Hofsprachkünsten verdankt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, daß Racine, der jetzt von den Franzosen über Alles erhabene Tragiker, sich damals seines Ruhmes überdacht erheben können. Es fehlte ihm nicht an Rindern und Nebenbuhlern. Eine Partei suchte den alten Corneille gegen den jungen Dichter zu halten; eine andere setzte ihm sogar einen ganz unwürdigen Nebenbuhler, *Nicolas Pradon* (gest. 1698), entgegen, dessen *Phédre* nur zwei Tage nach der feigenen ersten und wirklich eine Zeit lang über den Rang streitig machte. Dieser Verdruss, verbunden mit religiöser Angstlichkeit, da die Geistlichkeit das Theater verpörrichte, bewogen den Dichter, sich ganz vom Theater zurückzuziehen, und nur die Ermunterungen und der Befehl der Frau von Maintenon konnten ihn dahin bringen, wieder dramatische Arbeiten zu un-

55) Unter den unähligen Ausgaben seiner Werke verdienen Erwähnung: Rouen 1663, fol. 2 Voll. Paris (Leyde, Kizeur) 1664, 12, 5 Voll. Paris 1747, 12, 12 Voll. Avec les commentaires de Voltaire. Genève 1764, 8, 12 Voll. Paris, Didot, 1796, 4, 10 Voll. Paris, de Palissot, 1802, 8, 12 Voll. Paris, Arnaud, 1817, 8, 12 Voll. 1824 etc. und mehrere neueste Ausgaben. 56) Oeuvres (Paris 1682, 1706, 1738, 12,) 5 Voll.

ternehmen. Aber diese Arbeiten sollten wenigstens nicht im Sinne der Welt sein. Es entstand die Esther, ein schwaches Product, welches insbesondere durch die trivialen Anspielungen auf damalige Hofintrigen, welche die Höslinge darin fanden, mit großem Beifall in der Erziehungsanstalt für junge adeliche Mädchen in St. Cyr von diesen selbst dargestellt wurde. Seine Aethalie dagegen, vielleicht sein Meisterstück, eine Tragödie, welche auf der biblischen Geschichte ruht und von dem ganzen Ernste und heiligen Sinne des alten Testaments durchdrungen ist, in welcher er auf die natürlichste Weise den alten Ebor, so weit die neuere Kunst es zuließ, eingeführt, diese ward so kalt aufgenommen, daß sie nur ein Mal dargestellt wurde, und den Dichter veranlaßte, sich nun in gerechtem Unmuth gänzlich von der theatralischen Laufbahn zurückzuziehen. Was er im Pöfischen zu leisten vermochte, hat er in den Ebor der Aethalie und in mehreren Paraphrasen der Platen gezeigt, von welchen einige in den Kirchengebrauch der Reformirten übergegangen sind. Von seinen als Historiographen der France angefangenen geschichtlichen Arbeiten, die auch wohl nur die gleichzeitige Geschichte betrafen, hat sich Nichts erhalten. Dagegen wird seine Histoire de Portroyal geschätzt, und seine Briefe, die er aber nicht für das Publicum geschrieben, sind wahre Muster des natürlichen epistolographischen Stils. Unter den von ihm in der Akademie gehaltenen Prunkreden zeichnet man die aus, worin er seinem Vorgänger Bernier eine glänzende Lobrede hält. Seine Werke sind unzählige Male gedruckt**).

Nur der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier neben jenen großen Meistern einige andere dramatische Dichter, welche, wenigstens jetzt längst verschollen, doch zum Theil damals Beifall gefunden. Zu den schlechtesten gehören Goutier de Costes de la Calprenède (gest. 1663); wir werben ihn als Romanschreiber wiederfinden, und Georges de Scudéry (gest. 1663, gest. 1667), ein elender Vielschreiber, von dessen Romanen spätere die Rede sein wird. Cyrano de Bergerac (gest. 1620, gest. 1655), ist bekannter durch seine tolle Histoire comique des empires de la Lune et du Soleil, welcher Swifts *Mansfield* entlehnt hat, als durch seine Tragödie: *La mort d'Agrippine*. François Fénelon d'Aubignac (gest. 1604, gest. 1676), berühmt durch seine auf Befehl des Cardinals Richelieu geschriebene *Pratique du théâtre*, ein Werk, welches damals von größtem Einfluß auf die Einrichtung des dramatischen Systems der Franzosen war. Dessen weniger Glück machte er mit seinen nach diesen Regeln geschriebenen Arbeiten für das Theater. Charles Glaube

Genest (geb. 1636, gest. 1719). Joseph François Duche de Bancq (geb. 1668, gest. 1704), dessen auch dem alten Testamente geschöpfte Tragödien, die er für die Anstalt von St. Cyr geschrieben, noch zu den erträglichsten gehören. Antoine de la Fosse (geb. 1658, gest. 1708); sein Manlius hat sich lange Zeit auf dem Theater erhalten. Histoire Bernard Longepierre (geb. 1659, gest. 1721). Der Einzige, welcher sich, wenn auch nur entfernt, der Art Racine's nähert und dessen Stücke sich ziemlich lange in der Gunst des Publicums erhalten haben, ist Jean Gilbert Campistron (geb. 1656, gest. 1733), ein Schüler Racine's. Von Foubart de la Motte hat man eine Tragödie: *Indes de Castro*, welche damals großen Beifall fand.

Das gute Glück Lubwig's XIV. wollte es, daß zugleich mit jenen Meistern der tragischen Kunst auch der größte komische Dichter der Franzosen auftrat. Wenigstens die Bemerkung der französischen Kunststrider, welche ihren Molière unbedingt für den ersten Komiker aller Völker und aller Zeiten halten, eine entschieden unbegründete und verkehrte zu nennen ist, so ist doch ebenso gewiß, daß ihm in Frankreich kein früherer und kein späterer Dichter auch nur entfernt zu vergleichen ist. Jean Baptiste Poquelin (denn der Name Molière ist ein nach der Sitte der Zeit angenommen, um die Schmach, welche aus dem Theaterpersonale rubte, von einer ehrbaren Familie abzuwenden) war zu Paris 1620 oder 1622 geboren und starb ebendortselbst 1673. Er hat das Glück gehabt, in niederem bürgerlichen Stande geboren zu werden; sein Vater war zwar Kammerdiener des Königs, aber trieb zugleich einen Tapezier- und Arzbelhandel, wodurch der Sohn von Jugend an mit den untern Classen und ebendadurch mit der Sprache, dem Geiste und dem Charakter des Volkes innig vertraut wurde. Mehrere Jahre trieb er sich als wandernder Schauspieler und Schauspielerdirector in den Provinzen Frankreichs umher, und erst 1658 kam er nach Paris, wo er bald die Gunst des Königs erwarb und durch sein auf ihn vererbtes Amt als Kammerdiener des Königs Gelegenheit hatte, die höheren Stände und den Hof gründlich kennen zu lernen. Diese genaue Kenntniß des Volkes in allen seinen Abweichungen, welche seine Verhältnisse und seine unübertreffliche Beobachtungsgabe ihm verschafft hatten, ist es eben, wodurch er sich über alle seine Nebenbuhler erhoben hat; kein anderer ist so echt national, so rein menschlich, keiner hat so wahr und treu den Charakter und die Abtheilungen seines Volkes und seiner Zeit erkannt, keiner ist mit soviel Laune, Geist und Wahrheit darzustellen gewußt, als er. Er hatte eine leidliche Schulbildung erhalten, so daß er wenigstens die römischen Komiker kannte, und sein wanderndes Theaterleben hatte ihn mit den Italianern bekannt gemacht. Es ist unleugbar, daß er diesen sehr Vieles verdankt, aber allem, was er von Fremden entlehnt hat, dem hat er den ergötlichen Stempel seiner Individualität aufgedrückt. Seine Stücke, etwa 24, die er fast alle in dem kurzen Zeitraum von 1650 bis 1673, oft unter dem Drängen und Treiben eines vergnügungssüchtigen Hofes, geschrieben, sind sehr mannichfaltiger Art. Einige Pastoralen und

37) Suivant la copie imprimée à Paris (Elzevir) 1678. 12. 2 Voll., sehr gedruckt. Amsterdam, mit Anmerkungen von d'Ornet. Desfontaines, f. Racine etc., 1743. 12. 3 Voll. Paris 1780. 4. 3 Voll., mit Kupfern. Paris, von Holzgermain, 1788. 8. 7 Voll. Paris, Didot, 1783. 4. 3 Voll., und 1784. 8. 3 Voll. Paris, Déterville, 1799. 8. 4 Voll. Paris, Didot, 1801. fol. 3 Voll., mit Kupfern. Paris, mit dem Commentar von Le Parpze, 1807. 8. 7 Voll. Paris, par Gouffier, 1818. 8. 7 Voll. Paris, Rodot, 1813. fol. 3 Voll. Prachtausgabe. Paris, Didot, 1818. 8. 3 Voll., mit Kupfern. Paris, par Aimé Martin, 1821. 8. 6 Voll., und mehrere Stereotypausgaben.

Florent Carnot Dancourt (geb. 1661, gest. 1726) und Noël Behreton de Hautecourt (geb. 1617, gest. 1707).

Das musikalische Drama, oder die Oper, ist eine italienische Erfindung. Die ersten Versuche, sie in Frankreich einzuführen, wurden durch italienische Schauspieler gemacht, welche der Cardinal Mazarin hatte kommen lassen. Die Sache fand anfänglich wenig Beifall. Die ersten Schritte, diese Gattung in Frankreich einzuführen, waren schon durch Corneille geschehen, dessen *Andromède* und mehr noch *La toison d'or* darauf berechnet waren, mit großem Pomp an Decorationen und Maschinen mit theilweisener Begleitung von Musik dargestellt zu werden. Der Marquis de Sourdeac vereinigte sich mit einem unbedeutenden Dichter, dem Abbé Perrin, und einem Musiker, Gambert, um französische Opern darzustellen, und sie erhielt dafür 1669 ein Privilegium zur Bildung einer Académie royale de musique. Ihre ersten Versuche liefen nicht allzu glücklich ab, und sie sahen sich genöthigt, ihr Privilegium dem berühmten Musiker Giovanni Battista Lully (geb. 1633, gest. 1687) zu verkaufen, unter dessen Leitung denn auch wirklich die französische Oper entstand. Lully hatte das Glück, den einzigen Dichter zu finden, welcher wirklich jemals in Frankreich das Talent besaß, Verse zu schreiben, welche sich für die musikalische Composition vortreflich eigneten. Dies ist der von dem pedantischen Boileau verachtete, aber von den Sphären vollkommen anerkannte, Philippe Quinault (geb. 1635, gest. 1688). Wenn man ihn als musikalischen Dichter auch nicht vollkommen dem Metastasio an die Seite stellen darf, so übertrifft er dagegen diesen unendlich als Dramatiker. Unter seinen zahlreichen Opern (**) werden als die besten ausgezeichnet: *Alceste*, *Aïys*, *Isis*, *Roland*, und vor allen *Armide*, welche zum Theil später von den größten Musikern, Piccini und Gluck, neu componirt worden sind. Man sieht, daß der Dichter mit richtigem Takt nur entweder mythologische, oder aus dem Anstoß und Tasso geschöpfte romantische Stoffe gewählt hat. Keiner seiner Zeitgenossen, welche ebenfalls sich in dieser Gattung versuchte, Campistron, J. B. Corneille, J. B. Rousseau und La Fontaine, können sich auf das Entfernteste mit ihm messen.

Um das, was von dem französischen Theater in dieser Periode zu sagen ist, zu beendigen, müssen wir noch zwei eigenthümliche Erscheinungen der damaligen Zeit erwähnen, das Théâtre Italien und das Théâtre de la foire. Die ersten italienischen Schauspieler waren schon unter Heinrich III. seit 1570 nach Frankreich gekommen und hatten ihre meist improvisirten Stücke, *Comedia dell'arte*, in verschiedenen großen Städten aufgeführt, bis sie 1577 die Erlaubniß erhielten, auch in Paris zu spielen. Von der Zeit an bis 1645, wo Mazarin eine bleibende Truppe kommen ließ, hatten sich, aber immer nur auf kurze Zeit, fünf verschiedene Truppen, die *Comédiens*, die *Gelos*, die *Comici antici*, die zweiten *Gelos* und die *Fedeli*, in Paris gezeigt. Bald sahen sie

sich genöthigt, weil doch das Italienische von allzu Vielen nicht verstanden wurde, sich mit französischen Schauspielern zu verbinden, und bald in der einen, bald in der andern Sprache zu spielen. Diese meist nur angedeuteten Stücke, welche die Schauspieler improvisirend ausfüllten, haben sich bis nach dem Tode Ludwig's XIV. erhalten, und mehr gute Köpfe, wie Mignard, Dufrenoy, Lesage, Legrand u., haben für diese Truppe gearbeitet. Das Théâtre italien von Gherardi (**) enthält eine Sammlung derselben. — Während der Messen waren die Privilegierten, welche das Théâtre français besaß, suspendirt, und es fanden sich bald Schauspieler ein, welche in den Vorstädten ihr Theater aufschlugen und zur Belustigung der niederen Classen Poesien aller Art aufführten, worin Gespräch, Gesang und Tanz oft mit einander abwechselten. Gegen das Ende des 17. Jahrh. waren diese Darstellungen schon permanent geworden und hatten die Eifersucht der Privilegierten in dem Grade erregt, daß sie es durchsetzten, daß ihren Nebenbuhlern das Sprechen, eine Zeit lang sogar das Singen, untersagt wurde. Sie ersetzten nun durch Pantomime und durch Couplets oder Spottlieder, welche den Zuschauern leibar vorgezeigt und von diesen gesungen wurden, das ihnen Verbotene; und als dieses unsinnige Verbot bald wieder aufgehoben worden, war das, was man *Opéra comique* nennt, d. h. Stücke, in welchen abwechselnd gesprochen und gesungen wurde, fertig. Aus diesen entstand dann gleichzeitig das Vaudeville, dessen eigenthümliches Wesen nur darin besteht, daß die gelungenen Partien nicht besonders componirt werden, sondern daß man sich alter, längst bekannter Gassenhauer und Volksmelodien bedient, deren ebenso bekannter alter Text dann oft zu dem lustigsten Contrast mit dem durch das Stück gegebenen Text Veranlassung gibt. Auch für dieses Théâtre de la foire (**) haben talentvolle Leute, namentlich Lesage und D'Neval, gearbeitet.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, während die dramatische Poesie in ihrer Art den Gipfel ihrer Vollkommenheit in diesem Zeitalter erreichte, die epische dagegen nur äußerst schwach und gradezu verunglückt zu nennende Versuche aufzuweisen hat. Der Grund liegt nicht darin allein, daß sich die Franzosen, wie für die Tragödie, so auch für das Epos aus dem Werken der Alten wunderliche, beengende Regeln abstrahirt haben, und es allerdings wol stets misslingen wird und muß, wenn man ein Heldenepos nach einem vorgeschriebenen Schema, gleichsam nach einem Recepte, zu schreiben unternimmt; sondern er scheint vielmehr tiefer in dem inneren Wesen des Nationalcharakters zu liegen, welcher weder die Geduld hat, ein großes Ganze mit Ruhe auszuführen, noch auch den Ernst, ein solches auch nur zugetragen. Daher die Vorliebe der Franzosen für kleine, meist komische oder erotische Erzählungen und ihre gänzliche Unfähigkeit, eine heroische Zeit zu begriffen, darzustellen und zu genießen. Den meisten Dichtern, welche

61) Théâtre. Paris 1663. 12. 2 Voll. Süßstängiger Paris 1739. 12. 5 Voll., mit Kupfern.

62) Paris 1741. 8. 6 Voll. Le nouveau théâtre Italien. 1753. 12. 10 Voll. 63) Paris 1721. 10 Voll.

es unternommen, epische Dichtungen zu schreiben, fehlt es keineswegs an Erfindung, an Phantasie, zum Theil sogar an wahrhaft poetischen Elementen; aber was allen fehlt, das ist die Ehrfurcht vor dem selbst gewählten Gegenstand; sie glauben selbst nicht an die Wunder, die sie uns erzählen, und verlassen daher alle mehr oder weniger in leeren Schwulst, hochtrabende Phrasen und Bilder, welche den Leser nur ermüden, aber keineswegs zu fesseln im Stande sind. Es ist nicht etwas innerlich Erlebtes und Gehörtes, etwas für sich selbst Hinreißendes und Fesselndes, was sie vortragen, sondern nur ein künstliches Nachwerk ohne inneres Leben. Sowie wir bisher das Trefflichste an die Spitze unserer Darstellung gestellt, so wollen wir hier umgekehrt mit dem Elendesten beginnen, und das ist ganz ohne Zweifel die *Pucelle ou la Franco déliée* *) von Jean Chapelain (geb. 1595, gest. 1674). Dieser Mann, lange Zeit wegen seiner Gelehrsamkeit geschätzt, Mitglied der Akademie und so hoch stehend in der Gunst des Hofes, daß man ihm den Auftrag gab, eine Liste derjenigen auch fremden Gelehrten anzufertigen, denen die Censur Ludwig's XIV. Gnadengedächtnis aussetzen wollte, brachte sich durch dieß tödtlich langweilige, kalte, ungeliebtere Epos um alles Ansehen und allen Ruf, obgleich es in den ersten 1½ Jahren sechs Auflagen erlebte, dann aber auch freilich nie wieder gedruckt worden ist. Ganz vergessen sind die Heldengedichte von Marc Antoine Girard de St. Amant (geb. 1593, gest. 1660), *Moïse sauvé* **); von Jean Desmaretz de St. Sorlin (geb. 1595, gest. 1676) *Clovis* ***), und der Alaric an Rome vaincue ****); des schon erwähnten Scudéry's. Unendlich besser, reich an Erfindung und Phantasie ist dagegen der St. Louis ou la sainte couronne reconquise von Pierre de Moine **) (geb. 1602, gest. 1672), dem es nur an Geschmack und Correctheit der Sprache fehlt, um das Beste zu sein, was die Franzosen in dieser Gattung besaßen. Als schwülftiger Übersetzer der *Pharsalia* muß hier noch Georges de Brebevois (geb. 1618, gest. 1681) angeführt werden.

Das komische Heldengedicht, wofür man bei den Franzosen wol viel natürliche Anlage vermuten sollte, hat doch im Ganzen nie viel Glück bei ihnen gemacht. In dieser Periode haben wir insofern, wenn auch eigentlich nur ein einziges, doch aber ein wirklich sehr lebendiges Beispiel anzuführen; es ist das *Lutrin* oder Chorpult von dem später zu erwähnenden Molière. Wenn es auch, wie Alles, was der Verfasser geschrieben, sich etwas ängstlich und peinlich in den engen Grenzen classischer Correctheit, des sittlich Anständigen und der Zierlichkeit bewegt, so hat es doch vor der berühmten *Secchia rapita* des Tassoni den großen Vorzug, daß es nicht wie dieses eine wahrhaft heroische Zeit mit unwürdigem Epote ins Gemeine hinabzieht, sondern eben nur etwas wahrhaft Althermes, den erbärmlichen Streit zweier pariser

Chorherren über ein altes Chorpult, ob es solle wieder aufgestellt werden, oder nicht, mit Geist, satyrischer Laune und wahrhaft epischem Pathos darstellt. Es ist ohne allen Vergleich das beste poetische Product seines Verfassers. Sehr unähnlich sind diesem als Muster der Eleganz und Correctheit aufzufassenden Werke Molière's die besten Gedichte Paul Scarron's, *Typhon* ou la Gigantomachie und die *Kécide travestie*. Scarron ist als ein Spätling jener alten, derben, echt gallischen Lustigkeit zu betrachten, von welcher Rabelais den Gipfel bildet. Beide, der *Typhon*, in fünf Gesängen in achtsilbigen Versen, und die *Kécide travestie*, welche damals noch viele Leser fanden, sind gänzlich verschollen zu betrachten. In dieser Beziehung, aber von der französischen Kritik durchaus verworfenen, Art sind auch die längst vergessenen platten und unfinnigen Gedichte des schon erwähnten Desmaretz de St. Sorlin und des Charles Goussier d'Alençon (geb. 1604, gest. 1679), welchen man den Affen Scarron's nannte. Er hat die Metamorphosen unter dem Titel: *Orvide en belle humeur* **), travestirt.

Die Lust der Franzosen an komischen, besonders epischen Erzählungen und Schwänzen, wie sie sich in den zahlreichen Contes et fabliaux der ältesten Zeit fund gibt, findet sich in jeder Periode ihrer Literatur wieder. Hier sind in dieser Art zu nennen die sittlich allerdings verwerflichen, aber in der Darstellung vortreflichen Contes de La Fontaine, wahre Muster einer heitern, geistreichen und anmutigen Erzählung (schaltstatter Begebenheiten, welche er meist aus jenen alten fabliaux, zum Theil aber auch aus dem Ariost und dem Boccaccio geschöpft hat. Beimeitem schlüpfriger und weniger anmutig in der Form sind die ähnlichen Contes von Jacques Vergier (geb. 1637, gest. 1720) ***). Dagegen nähern sich die wenig zahlreichen, sittlich untadeligen und viel weniger als sie es verdienen bekannten Erzählungen *) von Antoine Baubron de Senece oder Seneçon (geb. 1643, gest. 1737) beimeitem mehr dem heitern und geistreichen Lane Lesfontaine's. Als Muster einer witzigen und anmutigen Erzählung könnte hier noch erwähnt werden das bekannte *Voyage de Bachaumont et Chapelle*, von welchem später die Rede sein wird.

Die lyrische Poesie bildet keineswegs einen Glanzpunkt in der französischen Literatur, wie sehr auch manche Producte dieser Art von den Franzosen bewundert werden. Von den verschiedenen Gattungen der Lyrik fehlen ihnen einige so wol ganz. Uebrig das Lied, welches die innigsten Bewegungen des Herzens in Liebe und Andacht ausbucht. In den früheren Perioden finden sich noch manche schöne, naive und innige Anklänge dieser Art, welche aber bei der immer mehr über das ganze Volk sich verbreitenden düssigen und galanten Bildung entweder in faßes Liebesgeschwätz, oder in ebenso wirbrige Sentimentalität und Schätferlichkeit ausarten. Dann das Kirchenlied, eins der edelsten Juwelen der teutschen

64) Paris, Courbé, 1656, fol., mit Kupfern. Paris (Ezner) 1856, 12. Nur die ersten zwölf Gesänge sind jemals gedruckt worden. 65) Leyde (Klauer) 1654, 12. 66) Paris 1666.

67) Paris 1654, fol. Bruxelles 1656, 12., mit Kupfern. 68) Oeuvres poétiques (Paris 1671, fol.), mit Kupfern.

69) Poésies. 1678, 3 Voll. 70) Oeuvres. La Haye 1731, 8. 3 Voll. Paris 1750, 12. 2 Voll. 71) Nouvelles et satires. 1685. Oeuvres. 1805, 12.

Literatur, welches in Frankreich ganz fehlt: der katholische Cultus konnte ihm keinen Platz gewähren, und die nur in Kampf und Unterdrückung lebenden Reformirten fanden keinen Dichter, der dem religiösen Bedürfniss entsprossen hätte. Sie debattirten sich, und debattirten sich vielleicht noch, früher der elenden Psalmüberetzungen von Glem. Racot und Théodore de Bèze und später neuerer Psalmüberetzungen und Paraphrasen. Selbst das Volkslied im teutschen Sinne ist in Frankreich von jeher unbekannt gewesen; es existirt nur in der Form der Spottlieder, Chansons, und der oft giftigen politischen Satyre, wie wir es besonders in der neuesten Zeit finden werden. So bleibt denn der französischen Epik nur die empathische, mit großen Ansprüchen und wenigem Gehalte austretende, Ede und allenfalls das lustige und gesellige Trinksied überig. Die epik mußte ja wol ein Gegenstand des Uebergeizes für Dichter sein, welche gewohnt waren, ihre Literatur als ein Können mit dem Alterthume zu betrachten, und es daher nicht lassen konnten, mit Virgilio und Horaz zu wetzeln. An heroischen Epen fehlt es daher der französischen Literatur keineswegs, aber, wie bedeutend auch das Talent einiger Dichter dieser Gattung sein mag, sind die französischen Epen doch meist alle entweder durch niedrige Schmeichelei gegen die Fürsten und Großen, an die sie gerichtet, oder durch Eitelkeit, Schwulst und mühsam erzwungenen, trostigen Enthusiasmus ungenießbar, wie wir sie schon bei Walther gesehen haben. Der Dichter, welchen die Franzosen, und mit Recht, als den ersten in dieser Gattung preisen, ist Jean Baptiste Rousseau. Zu Paris 1669 in ganz niederem Stande geboren, wußte er sich durch seine Talente einen glänzenden Ruf zu verschaffen. Kein französischer Dichter, mit der einzigen Ausnahme Racine's, der soviel Gefühl für die Harmonie der Sprache zeigt, als er, und keiner kommt ihm gleich an Erhabenheit des Ausdrucks und schönem, mannichfaltigem Bau seiner Tropen. Seine Paraphrasen des pseausmes sind neben den Epen in der Aethalia das Edelste, was Frankreich an religiöser Poesie besitzt. Seine Oden, meistens an verschiedene seiner Gönner gerichtet, zeichnen sich, wenn auch nicht durch poetische Tiefe, doch durch Reichthum und Adel der Gedanken, wie durch eine ernste und würdige Lebensansicht aus. Seine Cantates, kleinere Gedichte, welche für die musikalische Composition bestimmt sind, haben in der französischen Literatur nicht ihres Gleichen. Sein Epitres dagegen, in acht- und zehnsylbigen Versen, Producte seiner späteren, unglücklichen Jahre, stehen tief unter seinen übrigen Leistungen⁷³⁾. Da er in hohem Grade das Talent besaß, heisende Epigramme zu machen, so wurde ihm eine Unzahl sogenannter Couplets, welche 1708 in Paris anonym erschienen, und eine Menge der bedeutendsten Personen auf das Größlichste verunglimpfen, allgemein zugeschrieben, und er, obgleich er die That nie eingestanden, dennoch 1712 aus Frankreich verbannt. Er lebte

nun abwechselnd in Wien, in England und in Brüssel, wo er auch 1741 in Armut starb, und der seitlichen Versicherung, daß jene Schandgedichte nicht von ihm seien. Der Vielschreiber Antoine Houdard de la Motte⁷⁴⁾ (geb. 1672, gest. 1731) wurde zwar fast einstimmig von der Akademie zum Mitgliede erwählt und Roussau zurückschickte, aber seine Epen sind durchaus nicht mit denen seines Nebenbuhlers zu vergleichen. Die meisten Dichter dieser Zeit, auch Racine und Boileau, haben gelegentlich einzelne heroische Epen geschrieben, doch ohne sonderliches Glück. Im Gegensatz gegen diese vornehme Epik, welche nie populär geworden, zeigte sich noch in den letzten Jahren Ludwig's XIV., grade als Bigotterie und Heuchelei den Hof erfüllten, eine durch beideren und frühlichen Lebensgenuss entschieden bagegen protestirende Richtung. Die berühmte Minon de l'Enclos war der Mittelpunkt, um welchen sich viele wichtige, geistreiche und Epikureisch gesinnte Männer versammelten. Ihre Gedichte, sehr oft nur vom Augenblicke, beim Weine eingegeben, mochten sie nun Chansons, Madrigaux, Rondeaux u. s. w. heißen, athmeten alle nur Lust und versicherten üppigen Lebensgenuss: sie sind der noch harmlose Keim, aus welchem bald nachher die alte Zucht und Ebre und alle religiösen Gefühle verschwinden und mit Füßen tretende Zeit der Regenten hervorgerungen. Die bedeutendsten dieser Männer, welche fast alle nur Weniges, einige gar Nichts selbst aufgeschrieben, sodas was von ihnen angeführt wird, von Freunden aus dem Gedächtnis ausgehört worden, sind: Denis Sanguin de St. Pavin, geb. 1670, und Nicolas Bauguin de l'Yvetot, geb. 1649. Unendlich berühmter aber ist Claude Emanuel Lullier, bekannt unter dem Namen Chapele (geb. 1626, gest. 1686). Seine beste Arbeit ist das kleine artige Gedicht, bekannt unter dem Namen Voyage de Bachaumont et de Chapele, woran indessen wahrscheinlich sein Freund François le Colgneur de Bachaumont (geb. 1624, gest. 1702) den größten Antheil hat⁷⁵⁾. Etwas später lebten und dichteten ganz in der nämlichen Weise Alexander Racine⁷⁶⁾ (geb. 1650, gest. 1710), der nie etwas selbst aufgeschrieben hat; Guillaume Amfere de Chauvillier (geb. 1639, gest. 1720), nachlässig, aber geistreich in seinen Versen⁷⁷⁾; Charles Auguste de la Farge (geb. 1644, gest. 1712), Freund des Borigen, den er an Feinheit und Armut übertrifft, obgleich er erst in höherem Alter zu dichten angefangen. In dieser, von den Franzosen poesie légère genannten, Art haben sich noch mit Glück vertragen: Etienne Pavillon (geb. 1632, gest. 1705), Antoine Ferrand (geb. 1642, gest. 1719) und Charles François de Ry de Charleval.

Zur didaktischen Poesie wollen wir auch die Satyre, die poetische Epistel und die Fabel rechnen, da doch in allen diesen Producten die ethische Betrachtung entweder gradezu die Grundlage des Gedichts bildet, oder

73) Oeuvres. Londres 1733. 4. 2 Voll., von ihm selbst besorgt. Bruxelles (Paris) 1743. 4. 3 Voll. Londres (Paris) 1757. 12. 5 Voll. Beste Ausgabe Paris, Lesclapart, 1820. 5 Voll. und mehrer andere, auch Facsimile.

74) Oeuvres. (Paris 1754. 12.) 10 Voll. Oeuvres choisies. (Paris, Didot, 1811.) 2 Voll. 75) Oeuvres de Chapele et de Bachaumont. (Paris 1755. 12. et off.)

76) Racine, Poésies. (a. D. 1756.) 76) Oeuvres de Chauvillier. (Paris 1774. 8. 2 Voll., mit denen von La Farge Facsimile 1803. 12.)

doch, wenn auch nur indirect, bezweckt wird. Hier begnügt man nun dem Manne, welcher in dieser Periode wegen seines kritischen Geschmacks, seiner Kenntniß der Alten, wenigstens der Römer, und noch specieller des Horaz, und wegen seines unerbittlichen Dringens auf Correctheit der Sprache, der Silber und des Versbaues von allen Franzosen der alten Schule als die höchste Auctorität, als der Legistator des Parnassus verehrt wird. Nicolas Boileau Despreaux (geb. 1636, gest. 1711) hat einen unermesslichen Einfluß auf die Literatur seiner Zeit gehabt, und wenn auch das *sungar vice cotis* nicht vollkommen auf ihn anzuwenden ist, so ist doch soviel gewiß, daß er durch seine Lehren und sein Beispiel die negativen Eigenschaften eines Dichters, oder das, was die Franzosen *Correctheit* nennen, d. h. Fehlerlosigkeit der Sprache und des Versbaues, ängstliche Vermeidung jedes nur einigermaßen läshen und poetischen Bildes und Ausdrucks, die strengste Beobachtung eines gewissen, mehr vornehmen als sittlichen, Anstandes, was man unter *Convenances* versteht, als das höchste Ideal der Poesie aufgestellt hat. Man rühmte daher von ihm, daß er Racine gelehrt habe, nicht sam zu dichten, wie er denn selbst nur mit unsäglichem Fleiße seine Verse zu Stande brachte. Mehr Geist und Bildung, auch wol selbst etwas mehr Anlage zur Poesie, hatte er wol, als Walther; aber im Ganzen ist er doch nur in seine Fußstapfen getreten. Die Nachahmung der Alten, d. h. vorzugsweise des Horaz, das Ringen, dieselben Gedanken wo möglich noch präciser, noch zierlicher, noch geistreicher auszudrücken, schwebte ihm als das Ideal seines Strebens und der Literatur überhaupt vor; daher auch die Herausgeber seiner Werke, besond. Z. des *Art poétique* und der *Satyren* und *Epikeln*, mit leichter Mühe Hunderte von Parallelen, aus Horaz, Juvenal, Persius u., unter den Text angehaßt haben. Er war für seine Zeit ungefähr, was Ramlar bei uns einst sein wollte, nur daß ein solches bornirtes und pedantisches Wesen in Deutschland nicht ein gleiches Glück machen konnte. Er gab zuerst sieben *Satyren* heraus, welche reich an Nachahmungen des Horaz und nicht ohne Laune sind, aber dennoch denen von Rignier an Frische, Lebendigkeit und Wahrheit weit nachstehen. Die späteren, welche er im Alter geschrieben, sind unendlich schwächer. Seine *Epitres*, meistens nur ziemlich triviale sogenannte Lebensphilosophie enthaltend, werden von der französischen Kritik sehr hoch gestellt, möchten aber bei uns wenig Leser finden. Als sein Hauptwerk, welches die Franzosen zum Himmel erheben, und welches bis auf die neueste Zeit an *code inviolable*, mit den Worten *La Harpe's*, genannt wurde, wird sein *Art poétique* in vier Gesängen betrachtet; worin er allerdings mit großer Präcision, aber in beständiger Abhängigkeit von Horaz, die verschiedenen Gattungen der Poesie in sehr schön gebauten Versen charakterisirt und die engsterhigen Regeln, welche die Franzosen sich erkornen haben, als ewige Gesetze des menschlichen Geistes aufstellt. Auffallend ist darin aber doch die gänzliche Unkenntniß, und daher Verachtung der älteren französischen Literatur, und die wenigstens höchst kläfftige Kenntniß des griechischen Theaters, welche Bo-

leau in diesem hochgepriesenen Werke verräth, welches bis auf die neueste Zeit die Basis aller ästhetischen Kritik in Frankreich geblieben ist. Das Werk, worin er noch am meisten als Dichter erscheint, das famische *Epos*, *Le Lutrin*, in sechs Gesängen, ist schon vorhin erwähnt. Der letzte Gesang ist aber äußerst matt, unpoetisch und verliert sich in bloße Kobbelerei eines damals geachteten, hohen Gerichtsrathsbeamten. In allen seinen Gedichten, bei aller Gelegenheit, hat er es nicht unterlassen, dem Könige, allerdings zuweilen mit großer Feinheit, auf das Ärgste zu schmeicheln: wie es denn auch unendlich wahrscheinlich ist, daß er in seinem *Art poétique* die Fabel gar nicht erwähnt hat, weil er dabei seines Freundes Lafontaine hätte gedenken müssen, welcher bei dem bigotten Könige wegen seiner lustigen Erzählungen übel angegesehen war. Seine prosaischen Schriften: eine Uebersetzung des *Romans* und eine *Verteidigung* der Alten gegen den seichten *Lafontaine*, bedeuten sehr wenig. Nach Boileau sind nur noch die *Epitres* des vorhin schon genannten J. B. Rousseau und Chaulieu's zu nennen. Die ersten sind ernst, mährisch und schwerfällig, die des letzteren dagegen leicht und anmuthig, verfloßen aber so sehr durch ihren Epikureismus gegen die herrschenden Glaubensansichten, daß man sich wundern muß, wie es dem Dichter so ungestraft hingehen konnte.

Als Fabeldichter haben wir einen Mann zu nennen, welcher nicht allein in dieser Gattung ganz unbestritten der Erste, so fast der Einzige unter seinen Landsleuten ist, sondern auch überhaupt einer der eigenthümlichsten und wunderlichsten Menschen seiner Zeit gewesen ist, Jean de la Fontaine (geb. 1621, gest. 1695). Er ist der Einzige unter den Dichtern dieser Zeit, welcher sich seiner Gattung des Hofes zu erfreuen hatte, aber auch der Einzige, der nicht allein nicht geschmeichelt, sondern mit redlicher Seele seinem Völkchen und Freunde, dem gestürzten Minister Fouquet, zeitlebens treu geblieben. Sein Leben hat er in Sorglosigkeit heiter und glücklich zugebracht, nur von den Besen erkannt und geliebt, aber viel zu harmlos, um großes Aufsehen zu machen und den Reiz zu werden. Seine Fabeln muß man durchaus meisterhaft nennen, sobald man nur nicht vergißt, daß auch die Natur sich bei jedem Volke dem Geiste auf eine eigenthümliche Weise offenbart; und ebenies, daß La Fontaine sich ganz als Franzose in die Natur und in die Verhältnisse der Thiere versetzt, daß ihm die Thiere, man möchte sagen, als seine Landeleute erschienen, daß er sie mit denselben Augen betrachtet, wie er die Menschen betrachtet, das gibt seinen Fabeln den unaussprechlichen Reiz und wird sie nie veralten lassen. Es ist in ihm etwas von dem, was wir an unserem Fabel bewundern. An

77) *Oeuvres de Boileau des Prestres*. Amsterdam. 1718. fol. 3 Voll., mit Kupfern von Picart. La Haye 1722. 12. 4 Voll. Paris 1740. 4., mit Kupfern. Bon C. E. Racc, Paris 1747. 8. 5 Voll., mit Kupfern. Amsterdam. 1772. 8. 5 Voll. Paris, Didot, 1781. 18. 3 Voll. 1789. 4. 3 Voll. Paris, Crapelet, 1798. 4., mit Kupfern. Stereotyp Paris 1799. 12. 2 Voll. 1809. 8. 3 Voll. Paris, Didot, 1815. 8. 3 Voll. und sehr viele andere noch.

Innerlichkeit und Wahrheit, an Schalkheit, Gutmüthigkeit und Raune hat ihn keiner seiner Landsleute erreicht. Von seinen Comies ist oben schon die Rede gewesen und seine übrigen nicht zahlreichen Werke kommen nicht weiter in Betracht⁷⁸⁾. Alle übrigen französischen Fabeldichter sind matt und finlich im Vergleich mit ihm; meistens soll Witz und Eleganz die Stelle der Natur und Wahrheit bei ihnen vertreten. Nicht übel an Erfindung, aber affectirt und gemacht, sind die Fabeln des schon erwähnten Doudard de la Motte. Etwas besser erzählt Henry Micher (geb. 1685, gest. 1748). Ganz unbedeutend sind La Roche et Noble (geb. 1643, gest. 1711) und Esprit Jean d'Ardenne, gest. 1748.

Wie Kürzen, oft des leeren Prunkes müde, der sie täglich umgibt, mit Sehnsucht und Reid aus die, wie sie wenigstens glauben, unschuldigen und reinen Früchten der niederen Stände, der Bauern und Hirten, bilden, so steht bei vorgerückter bürgerlicher und geistlicher Ausbildung eine ähnliche Sehnsucht nach den Urzuständen der Menschen, nach einem, wenn auch nur erdumteten, goldenen Zeitalter, dessen Hauptbestandtheile man in der Schifferwelt zu finden meint, und ein Verlangen, sich solche Zustände poetisch näher zu bringen, um sich wenigstens durch die Phantasie in sie zu versetzen. Das ist der Ursprung aller Schifferpoesie, welche wir daher stets nur im Gegenfaze gegen überkünstelte wirkliche Verhältnisse entstehen sehen. So hatten die Spanier, die Portugiesen und die Italiener, im Gegenfaze des ritterlichen und höflichen Lebens, sich schon seit längerer Zeit in solchen Darstellungen früherer Zustände des Menschengefchlechts gefallen, und wir haben auch in Frankreich schon die *Astroe* als ein ähnliches Product kennen gelernt. Natürlich verkehrt es sich von selbst, daß man auf diesem Wege stets nur zu etwas Erkünsteltem, Manierirtem und Witzsentimentalem gelangen konnte. Wie man auch die Personen, die in solchen Gedichten erscheinen, nennen mag, sie werden doch immer nur der Widerschein der feinen und überbildeten Welt sein, in welcher der Dichter wirklich lebt; Witz oder Sentimentalität werden die Stelle der Natur und der Wahrheit vertreten müssen, und diese Schifferinnen werden ewig nur in Schifferinnen verkleidete Prinzessinnen und Damen sein. So ist es im höchsten Maße mit der bukolischen oder Hirtenpoesie der Franzosen der Fall, welche wol unter allen Bökern der neueren Zeit am wenigsten fähig sind, sich in die einfachen und natürlichen Verhältnisse einer solchen poetischen Welt zu versetzen. Daher kommt es denn, daß wir Viele es auch versucht haben, es doch Keinem gelungen ist, sich einen bedeutenden Namen in dieser Gattung zu erwerben. Als der beste, d. h. am wenigsten verunstaltete, wird genannt: Jean Reynaud Segrais (geb. 1624, gest. 1701). Man hat von ihm *Eclagues*⁷⁹⁾, ein Gedicht: *Aithis*, und mehrere Romane.

Seine Übersetzung der *Georgica* und der *Aeneis* sind längst vergessen und durch bessere Arbeiten verdrängt⁸⁰⁾. Einen berühmten Namen hat ferner: Antoinette du Riaz de la Garbe Deshouliere (geb. 1633, gest. 1694); sie ist fast die einzige Dame, von welcher in dieser Gattung wenigstens einige Verse noch immer angeführt werden, obgleich diese doch eben nur der ästhetische Ausdruck einer erkünstelten und höchst monotonen Sentimentalität sind, welche jedoch einigermaßen eine Entschuldigung findet in den Leiden einer hartnäckigen Krankheit, welche sie über zehn Jahre lang plagte. Unter ihren *Idylles* und *Eclagues*⁸¹⁾ sind einige wenige Stüde, welche sich im Gedächtnis erhalten haben. Ganz unglücklich waren ihre dramatischen Versuche und ihre unbegriffliche Parteilichkeit für Pradon gegen Racine gibt eben keinen hohen Begriff von ihrem ästhetischen Urtheile. Eine andere Dame, Henriette de Soligny de la Suze (gest. 1673), war durch ihre Elegien beröhmt, welche aber jetzt wol wenig Leser finden möchten. Das Schicksale in dieser Art sind die *Poesies pastorales* von Bernard le Bovier de Fontenelle (geb. 1657, gest. 1757), ein *Reffe Comelle's*, welchen wir noch öfter werden erwähnen müssen, und welcher durch sein ungemöhnlich langes Leben zwei Perioden der französischen Literatur angehört. Seine Schöfer sind unerträglich witzig, spitzfindig und sentimental, mit einem Worte, seine Herten vom Hofe.

Prosa.

Die unbedingten Verehrer des Zeitalters Ludwigs XIV., und deren gibt es noch immer in Frankreich, pflegen zu klagen, daß die französische Prosa, welche in dieser Periode den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht, seitdem, und besonders in der neuesten Zeit, bedeutende Rückschritte gethan habe und jetzt weit von der Reinheit, Correctheit und Clafficität jener Zeit sich entfernt habe. Das Wahre an der Sache ist, daß allerdings dieses Zeitalter Schriftsteller aufzuweisen hat, denen die neuere Zeit kaum ähnliche an die Seite legen dürfte; allein unbillig wäre es, deshalb von Ausartung oder Verwilderung der Sprache in unseren Tagen zu reden. Bei dem noch äußerst beschränkten Ideenkreise des 17. Jahrh., wo Politik, Philosophie, Aethetik fast ganz außer dem Gesichtskreise der meisten Schriftsteller lagen, wo Ideen und Vorstellungen anderer, und namentlich germanischer, Völker noch durchaus nicht eingebracht waren, konnte es nicht schwer sein, einen adäquaten Ausdruck für das zu finden, was die Gemüther damals bewegte, während die unendliche Erweiterung der Ideen, in Politik, Religion, Philosophie, Aethetik u., es einer so armen und so engbegrenzt gehalten Sprache, wie die französische seit dem 17. Jahrh. ist, fast unmöglich macht, sich mit Reichthum und Präcision über solche Gegenstände auszudrücken. Auch bei uns kann man mit gutem Grunde Lessings Prosa bewundern, ohne

78) *Oeuvres*. Anvers (Paris) 1726. 4. 3 Voll. *Oeuvres diverses*. Paris 1744. 12. 4 Voll. *Oeuvres complètes*. Paris, stereotypirt, 1803. 12. 8 Voll. Paris, *Lefevre*, 1814. 8. 6 Voll., mit Kupfern. Paris, *Pillet*, 1817. 8. 3 Voll., mit Kupfern. Die Fabeln allein sind unzählige Male gedruckt. 79) Amsterdam 1733. 12.

80) *Oeuvres diverses*. Paris 1755. 12. 2 Voll. *Poésies*. Caen 1823. 8. 81) *Oeuvres*. Paris 1724. 8. 2 Voll. 1747. 12. 2 Voll. 1753. 12. 2 Voll. 1799. 8. 2 Voll. Auch stereotypirt 1803. 12. 2 Voll.

darum das Recht zu haben, die neueren Schriftsteller zu tadeln. Auch ist nicht zu übersehen, daß in jenem im Conzen ruhigen und fleißigen Jahrhundert, die ausgezeichneten Schriftsteller mit ungleich mehr Mühe und Mühe ihre Werke auszuarbeiten und zu selten Zeit hatten, als es in unserer so unendlich bewegten Zeit möglich ist.

Wir beginnen mit dem der Poesie am nächsten verwandten Roman. In dieser Gattung, mehr als in irgend einer andern, spiegelt sich der jedesmalige Zustand der Eitten, der Gesellschaft, der Geistestrichtungen eines Zeitalters am treuesten ab. Und wie im Anfange dieser Periode sich bei den höheren Ständen noch Spuren der alten Ritterlichkeit, beim Volke aber der alten gallischen Treue und Loyalität fanden, so treffen wir auch hier zuerst auf Werke, in welchen diese Gefinnungen und Eitten herrschen, bis später die Verfeinerung der Eitten auch den Roman mehr auf die Schilderung höflicher Eitten und Verhältnisse, oder auf die mehr innere Seite des Lebens, die psychologische Betrachtung, lenkte.

In der ersten, d. h. in der an die Ritterlichkeit und Galanterie der älteren Ritterromane erinnernden, Art zeichnen sich aus: Gautier de Costes de la Gasprenière (gest. 1663). Seine großen Romane, Cassandre⁸⁴⁾, Cléopâtre, Pharamond, wurden damals mit Begierde verschlungen, und man muß gestehen, daß wenn man einmal die Fiction zuläßt, das Alterthum in die Eitten des Ritterthums und der modernen Galanterie zu kleiden, wie es ja doch auch Boccaccio schon gethan, man diese Bewunderung wohl begreift; und auf jeden Fall macht es einer Zeit mehr Ehre, an solchen echt romantischen Erzeugnissen Gefallen gefunden zu haben, als es der späteren Zeit macht, welche diese Ritterlichkeit belacht, um sich dafür an der verworfensten Unsitlichkeit zu ergöhen. Seine vorhin schon erwähnten dramatischen Werke sind dagegen ganz erbärmlich. Ein naher Geistesverwandter von ihm war Georges de Scudéry, von welchem schon oben die Rede gewesen. Im Fache des Romans wird er gänzlich verunkelt von seiner Schwester Madeleine de Scudéry (geb. 1607, gest. 1701). Sie war eigentlich höflich, aber geistreich und hochberühmt zu ihrer Zeit. Ihre Romane, von welchen Clélie⁸⁵⁾, Artamène ou le grand Cyrus, Ibrahim ou l'illustre Bassa die bekanntesten sind, hat Boileau mit Recht verspottet. Sie erscheinen unsäglich albern durch die Eucht, den Helten des Alterthums alle die jätischen Gefühle, die raffinierte Galanterie und die verfeinerteste Sprache der Précieuses jener Zeit zu leihen. Dennoch fanden sie großen Beifall, weil man darin die Eitnart des Hofes, ja manche gleichzeitige Begebenheiten und Personen wiederzuerkennen glaubte. Ihre unsäglich Eänge und das fade Liebesgeschwätz, welches darin verstreut, macht sie vollkommen ungenießbar. Möchte nur sie in seinen Précieuses scharf, aber gerecht, beurtheilt. Im Stipfel des Unsinns in dieser Art hat erreicht Marin

Le Roi de Comberville (geb. 1600, gest. 1674) in seinem Polexandre⁸⁶⁾ und andern Romanen. Noch eine Frau hat sich in dieser das Alterthum vergerenden Manier versucht, Madame de Villeneuve, in ihren Amours des grands hommes, und das sind Colos, Alcibades, Zul. César. Besser sind ihre Galanteries Grenadines⁸⁷⁾, in der Manier der spanischen Novellen. In gewisser Hinsicht gehörte auch der berühmte Télémaque von Fénelon hierher, wozon später die Rede sein wird. Andere fanden es doch angemessener, moderne Begebenheiten und moderne Eitten zu schildern, und wählten dazu zum Theil wirkliche historische Thatfachen, welche sie nur auf eine dem damaligen Hofen entsprechende Weise bearbeiteten. Es ist der Anfang des in neuerer Zeit so ausgebildeten historischen Romans. Fast nur Frauen haben in dieser Art geschrieben. Die erste, welche diese neue Bahn mit Glück betreten, ist Marie Madeleine Pioche de la Vergne, Gräfin de la Fayette (geb. 1633, gest. 1693). Ihre Hauptwerke sind: La princesse de Clèves und Zaide; an beiden ist es höchst wahrscheinlich, daß Scyrrais, der in ihrem Hause lebte, bedeutenden Antheil gehabt habe; minder gerachtet sind: La princesse de Montpensier; Mémoires de la cour de France und Histoire d'Henriette d'Angleterre⁸⁸⁾. Auf sie folgte Charlotte Rofo de Gaumont de la Force (geb. 1650, gest. 1724); ihre besten Arbeiten sind: Hist. secrète de Bourgogne⁸⁹⁾, Marguerite de Valois⁹⁰⁾ und einige Fernnabdrücke. Ferner: Marie Catherine Jumelle de Bernoville, Gräfin d'Aulnoy (geb. 1650, gest. 1705); unter ihren Romanen ist Hippolyte, comte de Douglas⁹¹⁾, der bekannteste. Wenig gerachtet sind ihre Contes des Fées⁹²⁾. Endlich Marie Angélique Poisson de Somes (geb. 1684, gest. 1770); sie war genöthigt, ums Brod zu schreiben, und konnte daher ihre Arbeiten nicht sorgfältig feilen. Das Bedeutenste von ihr sind: Les journées amusantes⁹³⁾; Anecdotes persanes⁹⁴⁾; Histoire secrète de la conquête de Grenade⁹⁵⁾ und Les nouvelles nouvelles⁹⁶⁾. So ward der Roman immer mehr und mehr in die Epiäre des wirklichen Lebens binabgezogen und erreichte die niedrigste Stufe, nämlich die ganz unpoetische Schilderung der bürgerlichen Lebensverhältnisse des kleinen pariser Bürger in dem Roman bourgeois⁹⁷⁾ des Antoine Furetière (geb. 1620, gest. 1688), welcher durch sein Dictionnaire universel, der ihm die Erlaubnis aus der Akademie zuzug, sich einen ehrenvollen Namen gemacht hat. Unendlich höher steht dagegen der allbekannte Gil Blas de Santillane von Alain René Le Sage (geb. 1677, gest. 1747⁹⁸⁾). Er

84) Paris 1632. 5 Voll. 85) Paris 1673. 12. 86) Oeuvres. Amst. 1786. 12. 8 Voll. 87) Paris 1691. 12. 2 Voll. 88) Paris 1719. 12. 4 Voll. 89) Paris 1690. 90) Paris 1698. 12. 4 Voll. 91) 12. 8 Voll. 92) 12. 2 Voll. 93) 12. 94) 12. 8 Voll. 95) Paris 1690. fol. 2 Voll. von Bézouat. 1701. fol. 3 Voll. Amsterd. 1725. fol. 4 Voll. La Haye 1727. fol. 4 Voll. 96) Le diable boiteux. Paris 1755. 12. 3 Voll. mit Kupfern. 1778. 12. 4 Voll. mit Kupfern. D. Guzman. Paris 1777. 12. 2 Voll. Le hacheur. Paris 1738. 12. 2 Voll. Der Gil Blas ist ungenüßige Male gedruckt. Eine der besten Ausgaben ist Paris, Lesclapart. 1820. 8. 4 Voll., mit Kupfern. über den Streich, in welchen Le Sage spanische Originale benutzt hat, s. Frazerfon, über den

82) Cassandre. Paris 1642. 8. 10 Voll. Cléopâtre. 1648. 8. 12 Voll. Pharamond. 1661. 8. 12 Voll. 83) Clélie. Paris 1654. 1661. 8. 10 Voll. Artamène. Paris 1650. 8. 10 Voll. Ibrahim. Paris 1644. 8. 4 Voll. Zweite überetzung Imphatorum, Göttinger, 1645. 12. 4 Voll., mit Kupfern.

Kannte die spanische Literatur und verdankt ihr unendlich viel; denn sowohl sein Gil Blas, als seine übrigen Romane: *Le diable boiteux*, nach dem *Diablo coxuelo* des Quevedo; *D. Guzman d'Alfarache*, nach dem gleichnamigen Romane des Mateo Aleman, und *Le bachelier de Salamanca*, sind größtentheils nur Bearbeitungen spanischer Originale. Das Verdienst ist aber dem Le Sage nicht abzusprechen, daß er die vorgefundenen Stoffe mit großem Geschick nationalisiert hat. Seine Komödie *Turcaret* kann sich den besten Stücken nach Molière an die Seite stellen. Auch für das *Théâtre de la foire* hat er viel gearbeitet. Weitwem selbständiger ist Paul Scarron (geb. 1610, gest. 1660). Schon in der Jugend in Folge eines tödtlichen Streiches an Händen und Füßen erlahmt, behielt er zeitlebens die unterwülfte Laune und Heiterkeit, die Lust an Fragen und Pöffen, welche sich in allen seinen Schriften zeigt. Von seinen dramatischen Arbeiten ist oben geredet. Hier erwähnen wir ihn wegen seines besten Werkes: *Le roman comique*, worin er die Abenteuer einer wandernden Komödiantenbande in kleinen Provinzialstädten mit unerschöpflicher Laune, wenn auch zuweilen etwas ins Unästhetische fallend, erzählt. Er ist der letzte Nachklang Rabelais'scher Laune in der französischen Literatur. Durchaus verwerflich dagegen ist die skandalöse *Histoire amoureuse des Gaules* von Roger de Rabutin, Grafen von Bouffl (geb. 1618, gest. 1693); ein glänzender Hofmann, welcher sich indessen durch dies schamlose Werk eine lebenslängliche Verbannung vom Hofe zuzog. — Eine eigene Gattung von Erzählungen, die *Fenemathären*, wurden gegen das Ende dieser Periode Mode in Frankreich, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, die Veranlassung zu entdecken, welche diese Gattung so plötzlich entstehen und sich verbreiten ließ. Das Meiste in dieser Art scheinen indessen doch die *Contes de ma mère l'Oie* *) von Charles Perrault (geb. 1626, gest. 1703) zu sein, welche noch meist weniger erfunden, als aus dem Munde des Volks gesammelt sind. Mehrere zum Theil schon erwähnte Damen, die Gräfin d'Aulnoy, Madame de la Fayette, eine Gräfin Murat und selbst der berühmte Fénelon haben, doch nicht mit besonderm Glück, in dieser Gattung geschrieben. Unter diesen Umständen mußten die Übersetzungen echt orientalischer Märchen notwendig mit Beifall aufgenommen werden. Vergleichen haben geliefert: Antoine Galland (geb. 1646, gest. 1715). In seinen *Mille et une nuits* **) ist das

orientalische Colorit zwar sehr alterirt, doch sind sie eben dadurch den Franzosen mundrechter geworden. Nur langweilig sind dagegen die *Mille et un jours*, aus dem Persischen, von François Petit de la Croix, gest. 1713. Das einzige Geniale, aber freilich auch höchst Triviale, in dieser Gattung sind die Werke des Grafen Anthony Hamilton (geb. 1646 in Irland, gest. 1720 in Frankreich), von Geburt ein Engländer, gehört er doch durch seine Bildung und seinen Geist Frankreich an. Seine *Contes de fée* (1711), worin *Fleur d'épine*, *le Belier* und *les quatre Facardins* das Beste sind, zeichnen sich durch Witz und Laune, aber auch durch jene sittenlos leichtfertige Art aus, welche am Hofe Karl's II. herrschte. In derselben Art sind auch die von ihm geschriebenen *Mémoires de Grammont* seines Schwagers.

Eine Zeit, wo die königliche Macht unumschränkt, wo ein Nimbus von Heiligkeit die Person des Monarchen zu umgeben schien, wo der geringste Zweifel an der Rechtsmäßigkeit dieser Zustände für ein Majestätsverbrechen wäre angesehen worden, konnte unmöglich den historischen Untersuchungen und der Kritik, besonders in Beziehung auf die eigene Landesgeschichte, günstig sein. Wir finden daher in dieser Periode zwar Geschichtsschreiber genug, aber nicht Einen, dessen Werke noch jetzt für die Geschichte bleibenden Werth hätten. Wie in der Religion Alles auf gutem Glauben beruhte, so ebenfalls in den bürgerlichen Verhältnissen, und wer nur irgend an frühere, durchaus verschiedene Zustände, oder gar an frühere Rechte des Volks erinnerte, der konnte darauf rechnen, zum mindesten nicht die Gunst des Hofes zu erlangen. Die bedeutendsten Historiker dieser Periode sind nun folgende.

Antoine Barilais (geb. 1624, gest. 1696). Seine *Histoire de France*, von 1423—1589 *), ist höchst unzuverlässig und romanhaft. Unendlich besser ist *Eubee de Metz* (geb. 1610, gest. 1683), ein alter Soldat, welcher seine Kühnheit und Wahrheitsliebe mit dem Verlusse seines Snabengehaltes küßte. Man hat von ihm *Histoire de France depuis Pharamond — 1598* *), *Abrégé chronologique de l'histoire de France* *) und *Traité de l'origine des Français*. Gründliche Studien muß man aber freilich auch bei ihm nicht suchen. Noch weniger aber bei den beiden Jesuiten Gabriel Daniel (gest. 1728) und Pierre Joseph de Deland (geb. 1641, gest. 1698). Der Erste hat eine *Histoire de France* *) geschrieben, worin er zwar einige Irrthümer Mézeras's widerlegt, aber sonst eben keine historische Kunst und Wahrheitsliebe zeigt. Der Zweite *Histoire de la révolution d'Angleterre* *) und *Histoire de la révolution d'Espagne* *), die zwar besser geschrieben sind, als die Arbeit Daniel's, aber ebenso sehr von jesuitischer Befangenheit zeugen. Ganz elend, aber Gründlichkeit und Wahrheit erlangend, sind die zahlreichen Subletten des

Roman Gil Blas etc. (Berlin 1823.) *François de Neuchateau*, Examen de la question etc. (Paris 1819.) *Llorente*, Observations (Paris 1820.) *Fr. de Neuchateau*, Examen du nouveau système etc. (Paris 1822.) *Oeuvres choisies de Le Sage*. Amsterdam. (Paris) 1783. 8. 15 Voll., mit Kupfern. 1811. 8. 16 Voll., mit Kupfern. *Oeuvres*. Paris, *Renouard*, 1821. 8. 12 Voll. *Théâtre*. Paris 1774. 12. 2 Voll.

97) *Oeuvres*. Amsterdam. 1668—1675. 12. 7 Voll.; sie ist sehr selten. Amsterdam. *H. Steiner*, 1737. 12. 9 Voll., mit Kupfern. 1752. 12. 7 Voll., mit Kupfern. Paris 1786. 8. 7 Voll. *Le roman comique*. Paris, *Dider*, 8. 3 Voll., mit Kupfern. Paris, *Roret*, 1831. 12. 4 Voll. 98) Paris 1697. Besser Paris 1781. 12. mit Kupfern. 99) Paris 1704—1717. 12. 12 Voll. 1806. 18. 9 Voll.

1) *Oeuvres complètes*. c. d. (Paris) 1749. 12. 6 Voll. Paris, *Renouard*, 1813. 8. 4 Voll., mit Kupfern. *Strasbourg* 1813. 18. 5 Voll. 2) 4. 15 Voll. 3) Paris 1643—1651. fol. 3 Voll. 4) Amsterdam. 1673. 8. 6 Voll. 5) Paris 1755. 4. 17 Voll. 6) Paris 1729. 4. 3 Voll. 7) Paris 1734. 4. 3 Voll.

Jesuiten Louis Raimbourg (geb. 1610, gest. 1686), der unter andern auch eine Histoire du Lutheranisme und Histoire du Calvinisme geschrieben hat. Dagegen ist die Histoire de Louis XIII. *) von Michel le Bassor (geb. 1648, gest. 1728), welcher sich nach England flüchtete und Protestant wurde, noch immer geachtet; aber so höchlich war die Zeit, daß selbst seine protestantischen Freunde seine Strenge mißbilligten. Durch blühenden Styl und schöne Darstellung, weshalb man ihn mit Salust verglichen hat, aber keineswegs durch Unparteilichkeit zeichnete sich aus César Richard de St. Réal (gest. 1692), dessen Conjuración de Venise, Conjuración des Gracques **) etc. nur als wohlgeschriebene Romane zu betrachten sind. Nicht viel zuverlässiger sind die oberflächlichen, aber gut geschriebenen Arbeiten des Abbé René Aubert de Vertot (geb. 1655, gest. 1735). Seine Histoire de la conjuración de Portugal, Histoire des révolutions de la Suède **), Histoire des révolutions romaines ***) und Histoire des chevaliers de Malte **) wurden damals und lange nachher in Frankreich, wo stets die Darstellung höher geachtet worden, als die historische Wahrheit, als Meisterwerke betrachtet. Besser und gründlicher sind die Arbeiten des Abbé Jean Baptiste Dubos (geb. 1670, gest. 1742), welcher nach einer sehr thätigen politischen Laufbahn seine Kräfte zu historischen und ästhetischen Untersuchungen verwendete. Sein bestes Werk ist: Histoire de la ligue de Cambray **); weniger geachtet ist seine Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules **), welche Montesquieu scharf widerlegt hat. Der ernste, wahrheitsliebende Geist der Reformation zeigt sich auch deutlich in den historischen Werken einiger Protestanten, wenn sie auch von Seiten des Stils den obengenannten nachsehen. Der bedeutendste darunter ist Paul Rapin de Thoyras (geb. 1661, gest. 1725), welcher sein Leben meist in England und Holland zugebracht hat und in Westf. gestorben ist. Seine Histoire d'Angleterre **) war die beste bis auf Hume. Es war sehr natürlich, daß der Geist der Reformation sich vorzüglich auf Gegenstände, die mit der Kirchengeschichte verwandt sind, richtete, und in diesem Fache haben Mehrere etwas höchst Ausgezeichnetes geleistet. Vor allen sind hier zu nennen Isaac de Beausobre (geb. 1659, gest. zu Berlin, wo er Prediger war, 1738), dessen Hauptwerk die gründlich gelehrte Histoire du Manichéisme **) ist, und sein Freund und College Jacques Tensant (geb. 1661, gest. 1728), von welchem man die

sehr geschätzten Histoire du concile de Constance *) — de Pise *) — de Bâle **) hat. Beide haben noch eine Übersetzung des neuen Testaments mit Anmerkungen herausgegeben. Ferner der gelehrte, zum Protestantismus übergetretene, Mathurin Beysiers de la Croix (geb. 1661, gest. zu Berlin 1739), von welchem nur wenig gedruckt ist, unter andern eine Histoire du Christianisme des Indes **). Endlich der ebenso gelehrte Jacques Bagnage de Bruval (geb. 1663, gest. 1723), von welchem man eine Histoire de l'Eglise **), eine Histoire des Juifs depuis J. Christ **), La république des Hébreux *) und Histoire de l'anclen et du nouveau Testament **) hat. Gegen diese gründlichen Arbeiten treten die großen kirchenhistorischen Werke der katholischen Schriftsteller sehr zurück, welche auch bei dem besten Willen stets von hierarchischen Rücksichten geleitet sind. Zu den besten in dieser Art müssen wir zählen die Schriften des Claude Fleury (geb. 1640, gest. 1723). Er hat 30 Jahre an seiner Histoire ecclésiastique **) gearbeitet; die Discours préliminaires werden für das Ausgezeichnetste darin gehalten; sie reicht bis zum Concilium von Konstanz. Sehr fleißig gearbeitet sind auch die Mémoires pour servir à l'histoire des six premiers siècles **) von Louis Sebastian le Rain de Aillemont (geb. 1637, gest. 1698) (von welchem jetzt [1847] eine bis dahin ungedruckte gebliebene Histoire de St. Louis erschienen ist) und seine Histoire des Empereurs **). An Talent der Darstellung und Macht der Rede übersteigt alle diese beiderseitigen Discours auf 'histoire universelle' von Bossuet; leider aber ist dieses Werk durchaus nur im hierarchischen Interesse aufgeführt: es ist der Geist des Kriticismus, nicht der echt und rein christliche, der darin vorwaltet. Sehr unbedeutend sind dagegen die Histoire de l'empereur Théodose le grand *) und La vie du cardinal Ximénès **) von Richier. Ohne alle Kritik, nur compilatorische Hülfe darbietend, ist die Histoire romaine *) der beiden Jesuiten François Groux (geb. 1659, gest. 1737) und Pierre Julien Rouillé (geb. 1681, gest. 1740), und selbst des sonst höchst achtbaren Humanisten Charles Rollin (geb. 1661, gest. 1740) Histoire ancienne **) und Histoire romaine **) sind nur angenehm geschriebene Compilationen, welche aller tiefen Forschung ermangeln: die Fortsetzung von Jean Baptiste Guvriev *) (geb. 1693, gest. 1765) ist vollends ungenießbar.

*) Amat. 1710. 12. 30 Voll. 1756. 4. 4 Voll. 9) Dijon 1795. fol. Paris 1803. Oeuvres. Amsterdam. 1740. 12. 6 Voll. mit Kupfern. Bergl. T. Nentz, Die Bruchstücke gegen Seneca. (Berlin 1831.) 10) Portugal 1699. 12. Suède 1696. 12. 3 Voll. Beide zusammen La Haye 1734. 8. 2 Voll. 11) Paris 1719. 12. 3 Voll. La Haye 1734. 4. 1778. Paris, Didot, 1819. 8. 5 Voll. 12) Paris 1736. 4. 4 Voll. 1737. 12. 7 Voll. 1819. 8. 7 Voll. 13) 1738. 12. 3 Voll. 14) 1734. 4. 3 Voll. 1743. 4. 2 Voll. und 12. 4 Voll. 15) La Haye 1735. 4. 9 Voll. Trevoix 1738. 4. 10 Voll. Bâle 1740. fol. 4 Voll. Westf. Ausgabe La Haye (Paris 1749. 4. 16 Voll. 16) Amsterdam. 1734—1739. 4. 2 Voll.

17) Amsterd. 1737. 4. 2 Voll. mit Kupfern. 18) Amsterdam. 1724. 4. 2 Voll. mit Kupfern. 19) Amsterdam. 1731. 4. 2 Voll. mit Kupfern. 20) La Haye 1724. 12. 2 Voll. 21) Rotterdam 1699. fol. 2 Voll. 22) La Haye 1716. 12. 15 Voll. 23) Amsterdam. 1705. 8. 3 Voll. 24) Amsterdam. 1705. fol. mit Kupfern. 25) Paris 1691 und 1722—1737. 4. 38 Voll. 26) Paris 1701—1712. 4. 16 Voll. 27) Paris 1720—1728. 4. 6 Voll. 28) Paris 1681. 4. Paris, Didot, 1784. 4. 1788. 8. 2 Voll. Strasbourg 1806. 12. 6 Voll. 29) Paris 1679. 4. 30) 4. 1 Vol. über 12. 3 Voll. 31) Amsterdam. 1700. fol. 2 Voll. Paris 1725—1737. 4. 21 Voll. 32) Paris 1732. 12. 14 Voll. 1740. 4. 6 Voll. mit Kupfern. 33) Paris 1738. 12. 16 Voll. 1752. 4. 8 Voll. 34) Histoire des Empereurs. (Paris 1750. 4.) 6 Voll.

Unter den zahlreichen *Mémoires* dieser Periode nehmen den ersten Rang ein die des Cardinals Jean François Paul de Gondy de Reg (geb. 1614, gest. 1679), eines Mannes, welcher in den bürgerlichen Unruhen während der Minorität Ludwigs XIV. eine glänzende Rolle gespielt hat und sich ohne Energie, ohne eigentlich großartigen Ehrgeiz, nur aus Eitelkeit, in Intriguen und Parteinahmen eingelassen, die letzten Jahre seines Lebens aber in vollkommener Ruhe zugebracht hat. Seine *Mémoires*³⁵⁾ werden mehr wegen des geistreichen Vortrags, als wegen ihrer historischen Wichtigkeit gesucht. Vortrefflich geschrieben sind auch die *Mémoires*³⁶⁾ von dem Herzog François de la Rochefoucault (geb. 1613, gest. 1680). Weniger bedeutend sind die *Mémoires*³⁷⁾ von Jean François de Sourville (geb. 1623, gest. 1705), Kammerdieners und Vertrauten des eben erwähnten Herzogs, und die der Anne Marie Louise d'Orléans³⁸⁾, Herzogin von Montpensier, Tochter des Gaston d'Orléans, des Bruders Ludwigs XIII. (geb. 1627, gest. 1693); sie entsprechen wenig dem männlich kühnen Geiste dieser Fürstin. Noch unbedeutender sind die *Mémoires* von François Bertaut de Motteville³⁹⁾ (geb. 1615, gest. 1688) über die Königin Anna von Oesterreich, Mutter Ludwigs XIV. Lange ungedruckt geblieben und auch jetzt nur im Auszuge erschienen sind die umfangreichen *Mémoires* von Philippe de Gournai Marquis de Dangeau (geb. 1638, gest. 1720), wovon Voltaire schon Einiges unter dem Titel: *Journal de la cour de Louis XIV.* (Londres 1770.), herausgegeben hatte, und die ebenfalls jetzt erst ans Licht getretenen Hof- und Stadtskizzen: *Historiettes de Tallemant des Réaux, ou Mémoires pour servir à l'histoire du 17. siècle*⁴⁰⁾).

Die eigentliche Beredsamkeit hat in Frankreich von jeder zwei Hauptgelegenheiten gehabt, sich zu äußern, in den öffentlichen Gerichtsverhandlungen, Plaidoyers, und auf der Kanzel; aber erst in dieser Periode treten in beiden Fächern Männer von der ersten Größe auf. Die gerichtliche Beredsamkeit, éloquence du barreau, war lange Zeit so gut wie nicht vorhanden, da die Advokaten mehr Werth auf pedantische Beredsamkeit und lateinische Citate, als auf schönen Ausdruck legten. Der Erste, der sich einer größeren Reinheit der Sprache befleißigte, ohne doch den falschen Prunk einer ungebörigen Beredsamkeit ganz aufzugeben, war Olivier Patru⁴¹⁾ (geb. 1604, gest. 1681). Er war auch der Erste, welcher bei seiner Aufnahme in die Akademie eine wohlgeordnete Rede hielt, welches seitdem allgemeine Sitte geworden. Die Armut, in welcher er starb, ist der beste Beweis seiner Rechtschaffenheit. Ihm ähnlich war Antoine le Masitre⁴²⁾ (geb. 1608, gest. 1658), welcher sich

zuletzt in die Einsamkeit von Port Royal zurückzog. Berühmter als beide durch große Beredsamkeit und durch bürgerlichen Muth ist der Kanzler des Reichs, Henry François d'Aguesseau (geb. 1668, gest. 1751). Besonders geschätzt sind seine *Mercuriales*⁴³⁾, oder ermahnende, zuweilen scharfe Eröffnungsreden, an den Gerichtshof des Parlaments, welche nach Beendigung der Ferien gehalten zu werden pflegten. Als Muster der Beredsamkeit kann man noch die Beredsamungsschriften anführen, welche Paul Pellisson⁴⁴⁾ (geb. 1624, gest. 1693) für den in Ungnade gefallenen Minister Fouquet dem Könige einreichte. Er war früher Jesuit gewesen, trat zum Katholicismus über und in den geistlichen Stand. Seine *Histoire de l'Académie* und einige andere historische Werke sind geschätzt.

Bei allen romanischen Völkern, Italienern, Spaniern, am meisten aber bei den Franzosen, finden wir eine entschiedene Neigung zu rhetorischer Daseinstellung; es ist dies ein Gebräuch, welches sie von ihrer gemeinsamen Mutter, der lateinischen Sprache, beibehalten haben, und sie verhalten sich in dieser Hinsicht zu uns Deutschen fast wie die Römer zu den Griechen. Da nun in jener Zeit es an Gelegenheit zur politischen Rede gänzlich fehlte, so bot natürlich die Kanzel das ergiebigste Feld für die Beredsamkeit. Dies und die ganz andere Stellung des Predigt zum Cultus in der katholischen Kirche, wo die größten Talente nur bei seltenen Gelegenheiten, besonders in der Advents- und Fastenzeit, an den hohen Festen und dann vorzüglich noch in Leichenreden fürstlicher und vornehmer Personen sich hören ließen, hat bei den Franzosen einen Kanzelstyl hervorgerufen und Talente gewacht, denen die Reformierten in und außerhalb Frankreichs nichts Ähnliches an die Seite setzen konnten. Und wahrlich nicht zu ihrer Schande! denn wo gründliches Eindringen in die Lehre und den Geist des Evangeliums, wo Belehrung und Ermahnung, Trost und Erbauung das Ziel des Redners sind, da müssen die absichtlichen rhetorischen Künste, auch wenn sie mit der größten Meisterchaft geübt werden, doch als etwas Angehöriges, ja Unzeitgemäßes erscheinen. Der katholische Kanzlerredner spricht im Namen und Auftrag der Kirche, der unfehlbaren Auslegerin der christlichen Lehre, und sein Styl nimmt daher leicht die Farbe prophetischer Begeisterung, aber auch nicht selten einer mehr blenden- den und betäubenden, als überzeugenden und gewinnenden Rhetorik an. Er hütet sich wol, von dieser Höhe in die Einzelheiten und den innersten Geist des Evangeliums einzudringen, sondern bewegt sich vorzüglich in den großen, die Massen leicht ergreifenden, Ideen der göttlichen Macht und Größe, der menschlichen Nichtigkeit, der Ewigkeit, der allgemeinen Sündlichkeit, des Himmels und der Hölle; was wiederum, wenn es nicht trivial werden soll, ihn von selbst zu einer bilderreichen, prachtvollen, in großen Zügen sich bewegenden Darstellung führt. Hieraus gehen alle Vorträge, aber auch alle Mängel, der größten

35) Nancy 1717. 12. 3 Voll. Amsterdam, 1731. 8. 4 Voll. 1782. Den *Mémoires* de Guy Joly und der Herzogin von Remours Paris 1917. 8. 6 Voll. 36) Cologne (Elszvir) 1662. 1664. 12. Paris, Renouard, 1804 — 1817. 18. 3 Voll. 37) 12. 3 Voll. 38) Paris 1735. 39) 1732. 12. 5 Voll. 1760. 12. 5 Voll. 40) Paris 1833 — 1835. 8. 6 Voll. 41) Oeuvres diverses. Paris 1732. 4. 3 Voll. 42) Plaidoyers et harangues. (Paris 1657. fol. 1705. 4.)

43) So genannt, weil sie gewöhnlich an einem Mittwoch gehalten wurden. Oeuvres. Paris 1750 — 1760. 4. 13 Voll. 44) Oeuvres diverses. Paris 1735. 12. 3 Voll. Trévoux 1741. 12. 5 Voll.

französischen Kanzelredner hervor, welche wir hier zu erwähnen haben. Es ist eine unübertreffliche Meisterkraft, die sich in ihnen offenbart, aber eine Meisterkraft, welche die evangelische Kirche, so lange sie ihrem Geiste treu bleibt, von sich abweisen muß.

Die Kanzelberedsamkeit, *eloquence de la chaire*, hatte lange Zeit in Frankreich auf der niedrigsten Stufe gestanden, nur durch ihre, an unseren Abraham a Sta. Clara erinnernde, hebe und zuweilen possenhafte Naivität sind Menot und Mailard noch bekannt *). und nicht selten war die Kanzel zu den wüthendsten Parteidiskursen in den Zeiten der bürgerlichen Kriege gemisbraucht worden. Die Ersten, welche einen der Würde des Gegenstandes angemessenen Ton zu treffen wußten, waren die Jesuiten Claude de Linoges (geb. 1591, gest. 1660) und Simonon Gheminais (geb. 1632, gest. 1689); sie wurden aber durch die unmittelbar folgenden Bourdaloue, Bossuet, Massillon u. A. gänzlich verdrängt. Louis Bourdaloue **), Jesuit (geb. 1632, gest. 1704), ihm gebührt unstreitig die Ehre, der Erste gewesen zu sein, mit großem und strengem Geiste, in würdevoller, doch mehr drängender und überredender als einbringender und überzeugender Rede die Wahrheiten des Christenthums verkündigt zu haben. Aber so sehr sind die Franzosen für den äußern Glanz und Schmuck der Rede eingenommen, daß ihnen Bourdaloue, eben weil er es ernst meint, zu dürr und zu streng erscheint: sie nennen ihn einen christlichen Advocaten. Er hat fünf Mal die Advokaten- und Fastenpredigten vor Ludwig XIV. gehalten, d. h. dieselben Predigten wiederholt, welches durchaus von allen berühmten Kanzelrednern der Franzosen gilt, welche ebenfalls durch stetes Nachsichsehen zu ihrer Vollkommenheit zu bringen. Jacques Benigne Bossuet ***), (geb. 1627, gest. 1704), Bischof von Meaux, wird ihm in der Leichenrede, *oraison funebre*, theilweise vorgezogen, weniger in den eigentlichen Predigten, und in der That hat vielleicht kein Mann unter den Neuern eine höhere Gabe der Beredsamkeit besessen, als er, welche ebenso am glänzenden hervortrat, wo er nicht schlichte evangelische Wahrheit, sondern die Gegensätze der göttlichen Größe und der Nichtigkeit aller menschlichen Größe zu schildern und über die höchsten Haupter gleichsam zu Gericht zu sitzen hatte. Unter seinen übrigen sehr zahlreichen Schriften zeichnen sich aus der schon erwähnte *Discours sur l'histoire universelle*, die Exposition de la doctrine catholique und die sehr künstlich angelegte *Histoire des variations des églises protestantes*, wodurch er die Bekämpfung der Reformirten in Frankreich zu befördern suchte. Zu seiner Ehre muß noch gesagt werden, daß er die gewaltsamen Maßregeln des Hofes zu jenem Zwecke durchaus nicht billigte. Er hat auch mit Leibniz über theologische Gegenstände Schriften ge-

wechselt. Theilweise weniger Kraft, Kühnheit und Würde hat Esprit Richier (geb. 1632, gest. 1710), Bischof von Nîmes, dessen Reden man allzu sehr die Mäße und die Kunst anseht, wodurch er allerdings eine Glätte, eine harmonische Vollendung der Sprache erreicht hat, worin Keiner ihm gleichkommt: er ist mehr Rhetor, als Kanzelredner, und ermüdet durch die Verschwendung rhetorischer Figuren, die sich allzu oft wiederholen. Von seinen biblischen Werken ist oben geredet. — Weniger durch seine Predigten, deren er nur wenige und in seiner Jugend geschrieben, als durch eine große Anzahl theologischer und moralischer Werke, hat sich einem unsterblichen Namen gemacht: François de Salignac de La Motte de Fénelon, Erzbischof von Cambrai (geb. 1651, gest. 1715). Über seine Frömmigkeit, seine Herzengüte, seine theologische Bildung kann nur Eine Stimme sein. Dennoch fiel er bei dem Könige in Ungnade und ist eigentlich als ein vom Hofe Verwiesener in Cambrai gestorben. Er war Erzieher des Herzogs von Burgund, Enkels Ludwigs XIV., und zu dessen Bildung hat er Reden geschrieben, unter andern den bekannten *Télémaque* **), ein Muster classischer Prosa, welches von einigen französischen Kritikern lächerlicherweise zu einem Geste gepfeifet worden ist, während es durchaus nichts Anders ist, als ein didaktisches Werk, in der Absicht geschrieben, den Fürsten einen ersten Spiegel vorzuhalten; wo denn freilich das Alterthum sich gefallen lassen muß, in einem modern christlichen, fast pietistischen Gewande zu erscheinen. Dies Werk, welches unentbehrbaren Tadel der unumfänglichen Fälschung enthält, wie Ludwig XIV. sie zu üben gewohnt war, und viele dem Könige empfindliche Anspielungen zu enthalten schien, ward die Quelle großer Unannehmlichkeiten für Fénelon. Nicht allein ward er nach Cambrai verwiesen, sondern das Werk selbst durfte bei Lebzeiten des Königs nicht gedruckt werden. Unbedingt war auch wol diese Ungnade die eigentliche Veranlassung für Bossuet, den Erzbischof auch in theologischer Hinsicht auf das Heftigste anzugreifen und es dahin zu bringen, daß dessen Schrift: *Maximes des saints*, worin er allerdings einem Mysticismus, damals Aucticismus genannt, das Wort redete, in Rom verdammt wurde. Die übrigen Werke Fénelons gehören allein in das Gebiet der Theologie und Pädagogik.

Unter allen Kanzelrednern jener Zeit müssen wir, wenn nicht allein auf die Kunst der Darstellung, sondern wie billig zugleich und vorzüglich auf den christlichen Gehalt der Reden gesehen wird, den ersten Rang einräumen dem Bischofe von Clermont, Jean Baptiste Massi-

*) Das es auch in andern Ländern und schon im 14. Jahrh. so war, erzählt man aus *Dante*, *Parad.* 29, 103 sq. 46) *Sermone*, Paris 1708. 8. 16 Voll. und 12. 18 Voll. *Versailles* 1812. 8. 16 Voll. 47) *Oeuvres*, Paris 1743—1753. 4. 20 Voll. Paris 1773—1789. 4. 19 Voll. *Versailles* 1819. 8. 48) Voll. *Sermone et oraisons funebres*, (Paris 1772. 8.) 19 Voll.

48) Paris 1699. 12., enthält nur die ersten vier Bücher und durfte nicht weiter gedruckt werden. Dennoch ward es in Holland vielfach nachgedruckt. Die erste vollständige Ausgabe ist Paris 1717. 12. 2 Voll. Dann Amsterdam, *Wetstein* 1719. 12., mit Kupfern. 1734. fol., mit Kupfern. London 1745. 8., mit Kupfern. Paris, *Didot*, 1783. 4. 2 Voll. Paris, *Crapelet*, 1799. 18. 2 Voll. 1811. 8. 2 Voll., mit Kupfern. Parma, *Bodoni*, 1812. fol. 2 Voll. und Übersetzungen in allen Sprachen. *Oeuvres*, Paris, *Didot*, 1787—1792. 4. 9 Voll. Paris 1810. 12. 40 Voll. *Versailles* 1817. 8. 24 Voll.

lon") (geb. 1663, gest. 1744). Bei ihm allein verbindet sich eine blühende, höchst correcte Sprache, treffliche Dispositionen, mit tiefer Kenntniss des menschlichen Herzens und mit dem heiligsten Ernst; er nähert sich unter Allen am meisten dem Ideal nicht hierarchischer, sondern evangelischer Beredsamkeit. Am höchsten werden gerachtet sein Avenet und der sogenannte Petit carême. Sein Leben und seine Amtsführung entsprachen vollkommen seinen Reden. Nur der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch des Bischofs von Tulle, Jules Raskaron (geb. 1634, gest. 1703), dessen Leidenreden, besonders die auf Turenne, noch geschätzt werden. Unter den Protestanten hat nur Jacques Saurin") (geb. 1677, gest. in Holland 1730) einige Ähnlichkeit mit den katholischen Kanzelrednern. Seine übrigen Werke: Discours sur l'ancien testament") etc., gehören der Theologie an.

Reden diesen ersten und würdigen Gattungen der Rede spielt die sogenannte akademische Beredsamkeit eine ziemlich kindische Rolle. Durch Patru's Rede bei seiner Aufnahme in die Akademie war die Sitte entstanden und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, daß der Aufzunehmende an die Akademie eine schöne Rede richtete, worin er mit großer Becheidenheit von sich und mit möglichster Lobdudeln von dem sprach, dessen Stelle er einnehmen sollte. Ueberdies hatte der Secretair der Akademie die Pflicht, von jedem verdorbenen Mitgliede ein sogenanntes Kloge zu entwerfen. Aus diesem allen hat sich eine Gattung der Rede gebildet, welche die Franzosen selbst spottweise le style académique nennen, dessen Eigentümlichkeit vorzüglich darin besteht, daß es dabei unendlich weniger auf das ankommt, was einer sagt, als darauf, wie er es sagt; daher denn schon gedrehte Perioden, oft leer genug an Inhalt, wichtige Contraste, geistreiche Zusammenstellungen des Entferntesten, scheinbar großes Lob und Schmeichelei, nicht selten mit versteckter Bosheit, und die Kunst, über Dinge zu reden, von denen man Nichts versteht, da es sich nicht selten trifft, daß der Aufzunehmende einer ganz andern gelehrten Kunst angehöret, als der abgegangene, nur zu häufig in diesen falschen, glatten und künstlichen Reden vorkommen. Als erstes Muster in dieser Gattung, deren Typus er in seinem ganzen Wesen repräsentirt, nennen wir Bernard le Bouvier de Fontenelle") (geb. 1657, gest. 1757, drinake hundert Jahre alt). Er war so recht, was die Franzosen un homme d'esprit nennen. Mit vielen Kenntnissen verband er die Gabe, über Alles, freilich oberflächlich, oft leicht, aber doch immer angenehm und geistreich zu schreiben; nur die Eucht, das Esprit überall anzubringen, hat allen seinen Werken geschadet. So sind seine

Eglogues unerträglich durch Affectation, ebenso seine Dialogues des morts durch übel angebrachten Witz; seine dramatischen Arbeiten sind höchst unbedeutend und verhasst. Sein Ruhm gründet sich jetzt auf folgende Werke: La pluralité des mondes, worin einer Dame das Weltgebäude erläutert wird; Histoire des oracles, welches ihm mancherlei Versorgungen von den Jesuiten jagte, und vor Allem auf seine Histoire de l'Académie des sciences (der physisch-mathematischen Wissenschaften), deren Secretair er 40 Jahre lang war und als solcher eine Menge Kloges der gestorbenen Akademiker geschrieben hat. In diesen letzteren zeigt sich nun eben Alles, was wir oben von dieser Gattung gesagt haben.

Ogleich wir die strengen Wissenschaften von diesem Artitel ausschließen müssen, so können wir doch die Philosophie, welche namentlich in der folgenden Periode einen so bedeutenden Einfluß auf alle Zweige der Literatur ausgeübt hat, nicht unbeachtet bei Seite lassen, wenn wir uns auch bescheiden, kein Urtheil über den Werth ihrer Leistungen aussprechen zu können, um so mehr, als die beiden größten Denker jener Zeit, der Schöpfer der neueren Philosophie in Frankreich, René Descartes (Gartefius) (geb. 1596, gest. in Stockholm 1650) und Nicolas Malebranche (geb. 1638, gest. 1715), auch zu den besten französischen Stylisten gehören. Die meisten Werke des Ersteren sind zwar lateinisch geschrieben und nur seine Briefe und seine geometrischen Schriften sind französisch. Malebranche's Hauptwerk ist die Recherche de la vérité"), welches ganz auf Gartefianischen Grundfäßen ruht.

Ganz Frankreich war damals zwischen den Jesuiten und den Jesuiten getheilt, d. h. zwischen einer strengen, fast rigoristischen und einer unglaublich lazen Auflassung der christlichen Moral. Zu den Ersteren, welche die Universität auf ihrer Seite hatten, gehörten eine Anzahl Männer, ebenso ausgezeichnet durch ihre tiefen Frömmigkeit, als durch ihre Gelehrsamkeit und ihren Eifer für den Jugendunterricht. Diese, zum Theil den vornehmsten Familien angehörten, hatten ihre weltlichen Stellungen aufgegeben und sich in der Nähe von Paris nach einer Benedictinerebte, Portorpal"), zurückgezogen, wo sie ohne Gelübde, in freier Verbindung, ganz der Andacht, den Studien und sogar den körperlichen Arbeiten lebten. Mehrere der ausgezeichnetsten Werke, namentlich grammatischen Inhalts, sind aus der Verbindung dieser gelehrten Männer in Portorpal hervorgegangen. Von den Jesuiten, welchen der König und der Hof zugehört waren, angefeindet und verfolgt, ließen sie eine Menge ausgezeichnete Controversschriften erscheinen, welche, da sie zum Gebiete der Theologie gehörten, hier nicht erwähnt werden können. Nur eine Ausnahme müssen wir uns davon erlauben. Zu diesen Männern von Portorpal gehörte unter andern Blaise Pascal") (geb. 1623, gest. sehr jung 1662), einer der

49) Sermons. Paris 1745—1749. 12. 15 Voll. Paris, Renouard, 1810. 8. 13 Voll. Oeuvres. Paris 1817. 8. 4 Voll. Im höchsten gedruckt ist Le petit carême. Paris, Renouard, 1810. 4. 1812. 12. 50) Sermons. Rotterdam 1749. 8. 12 Voll. 51) Amsterd., Picart, 1790—1798. fol. 6 Voll., mit Kupfern; nur die ersten zwei Bücher sind von Saurin, die übrigen von Roques und Beausobre. Das Werk wird nur noch der Kupfer wegen geschätzt. 52) Oeuvres. La Haye 1728. fol. 3 Voll., aber unvollständig. 53) Oeuvres complètes. Paris 1790. 8. 6 Voll. 1818. 8. 3 Voll.

53) 1712. 4. oder 12. 4 Voll. 54) Racine hat die Geschichte dieser Abtei und der Versorgungen, welche jene Männer erfuhr, geschrieben. 55) Oeuvres complètes. La Haye (Paris) 1779. 8. 5 Voll., mit Kupfern. Paris 1818. 8. 5 Voll. Les provinciales, ou lettres écrites par L. de Mouton à un provincial de ses amis. Cologne 1657. 12., mit Noten von Bern.

höflichsten Menschen, welche Frankreich je hervorgebracht, ausgezeichnet in der Mathematik und Physik, und zugleich der größte Profaiiker seiner Zeit. Seine Lettres provinciales sind das größte Meisterstück einer ebenso geistreichen und beideren, als wahrhaft vernichtenden Polemik; es ist der Todesstoß für die Jesuiten gewesen. Seine Pensées gehören zu dem Trefflichsten und Besten, was jemals in dieser Art in Frankreich geschrieben worden; sie sind erst jetzt in ihrer vollständigen, unerschütterten Gestalt erschienen. Auch seine nächsten Freunde, Antoine Arnaud (geb. 1612, in der Verbannung gest. 1694) und Pierre Nicole (geb. 1625, gest. 1695), sind als theologische und Moralschriftsteller ausgezeichnet. An die Seite dieser ersten Männer verdient noch der vorhin als Historiker erwähnte Rollin genannt zu werden, dessen Manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres⁶¹⁾ ein damals mit Recht hochgeschätztes Buch war.

Reiben diesen von der tiefsten Frömmigkeit und strengsten Ethischkeit durchdrungenen Männern erheben sich schon damals einige freiere Denker, welche als die ersten Keime jener oberflächlichen, arroganten Freidenkerei zu betrachten sind, welche das folgende Jahrhundert bezieht. Unter ihnen sind die bedeutendsten: Charles de St. Denis de St. Evremont⁶²⁾ (geb. 1613, gest. 1703), ein geistreicher Epikureer, sehr mittelmäßiger Dichter, aber guter Profaiiker. Seine beideren Einsätze brachten ihn mehr als ein Mal in die Bastille, und nöthigten ihn, einen großen Theil seines Lebens in England zuzubringen, wo er auch gestorben. Seine Werke bestehen aus vielen kleinen Aufsätzen über Gegenstände der Literatur, in Pensées, Maximes und Briefen. — François de la Mothe le Bayle⁶³⁾ (geb. 1688, gest. 1672), entschiedener Zweifler, der in seinen zahlreichen Schriften, aber eben nicht zu seinem Vortheil, an Montaigne erinnert. Endlich Pierre Bayle⁶⁴⁾ (geb. 1647, gest. in Rotterdam 1706), von Katholiken und Reformirten gehaßt und verfolgt wegen der Freisinnigkeit seiner Schriften. Seine dessen Werke sind: das bekannte Dictionnaire historique et critique⁶⁵⁾, Pensées diverses sur la comète 1680 und Nouvelles de la république des lettres von 1684 — 1687. — Mehr einer praktischen, als der wirklichen Leben gerichteten, Betrachtungsweise gehören an: François de la Rochefoucauld, prince de Marsillac (geb. 1613, gest. 1680), ein durch Tapferkeit und Geist ausgezeichnete Hofmann. Seine Mémoires sind oben schon erwähnt. Seine berühmten Reflexions⁶⁶⁾ et maximes zeigen, daß er die Menschen sehr gut, nicht aber den Menschen kannte;

es kommt darin so ziemlich Alles auf den Gedanken hinaus, daß die Eigenliebe die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei. Jean La Bruyère (geb. 1639, gest. 1696), in seinen bekannten Caractères⁶⁷⁾ hat er ohne Zweifel sehr oft wirkliche Personen vor Augen gehabt. Das Buch wurde bewundert, weil damals die Mode der sogenannten Portraits (Charakterbeschreibungen) herrschte, doch ist sein Styl nicht frei von Affectation.

Der Bressi, welchen wir in der vorigen Periode mit Balzac und Boitruire als eine literarische Gattung hervortreten sahen, fand erst in dieser Zeit seine rechte Ausbildung, und zwar nicht auf künstlerischem Wege, sondern ganz einfach auf dem Wege der Natur; daß eine jätliche, etwas sentimentale Mutter, welche am Hofe lebte, ihrer im Süden Frankreichs verheiratheten Tochter fast Tag für Tag die genauesten Nachrichten über Alles gab, was sich in Frankreich, d. h. bei Hofe, zugehen und es an Ergießungen ihres liebenden Herzens und an mütterlicher Zärtlichkeit und Besorgnissen nicht fehlen ließ. So sind die wahrhaft musterhaften, weil absichtslos und natürlich geschriebenen, Briefe der Frau Marie Rabutin de St. Evigne (geb. 1626, gest. 1696) entstanden. Hier ist Alles leicht, kunstlos, geistreich und anmuthig; zugleich aber geben uns diese Briefe ein trauriges Bild von der absoluten Erdmüdigkeit und Nichtigkeit dieses uns sonst so glänzend geschilderten Hoflebens und der Besinnungen derer, welche die Schicksale des Landes leiteten. Wegen diese Briefe verschwinden ganz die eine Zeit lang berühmten und doch eigentlich nur gezeigten Briefe des Edme Bourfault⁶⁸⁾ (geb. 1636, gest. 1701) an eine Geliebte, Babet genannt; von seinen dramatischen Arbeiten ist oben die Rede gewesen. Die Briefe endlich des gelehrten Pedanten und Aristes Guy Patin⁶⁹⁾ (geb. 1601, gest. 1672) sind nur durch ihren satirischen Gehalt und ihren halbsteifeischen Styl merkwürdig.

Die philologischen Wissenschaften können wir zwar in diesen Artikel nicht aufnehmen; jedoch dürfen wir besetzen, in sofern sie zugleich als Stylstilken berühmt sind, allerdings ihr ihren Platz finden. In dieser Periode ist es aber Keinem gelungen, sich in diesem Fache einen bedeutenden Namen zu erringen, wie etwa Lampot in der vorigen; vielmehr wird als warnendes Beispiel einer höchst oberflächlichen, Alles verschönernden mollden und Alles verderbenden Manier zu nennen sein: Nicolas Perrot d'Ablancourt (1606, gest. 1664). Er hat viel übersetzt, mehrere Reden Cicero's, die Anabasis des Xenophon, den Cäsar, den Aeneas u. In den entgegengesetzten Fehler, nämlich der Trockenheit, verfiel Amelot de la Houssaye (geb. 1634, gest. 1706); man hat von ihm Übersetzungen der Geschichte des kaiserlichen Conciliums von Fra Paolo und der Annalen des Tacitus. Treuer und besser sind die Übersetzungen des Homer und des Terenz, einiger

broc (Nicole). Amsterd. 1735. 8. 3 Voll. Paris, Renouard, 1803. 12. 2 Voll. und öfter. Pensées. (Amsterd. 1672. 12. Paris, Renouard, 1803. 2 Voll. 1817.) Aber zum ersten Male nach dem Originalmanuscript, von Goussier. Paris 1844. 3 Voll.

56) Paris 1733. 12. 4 Voll. 1740. 4. und öfter. 57) Oeuvres mêlées. London 1709. 4. 3 Voll. 58) Oeuvres. Paris 1690. 12. 15 Voll. Deinde 1756 — 1759. 8. 14 Voll. 59) Oeuvres diverses. (Haye 1737 — 1731. fol. 4 Voll., auch 1737.) 60) Rotterdam 1697. fol. 3 Voll. 1702. Die besten aber Rotterdam 1790. fol. 4 Voll. Amsterd. 1740. fol. 4 Voll. 61) Paris 1665. 12. 1719. 18. London 1784. Paris 1789. 8. Parme, Bodoni, 1811. 4. und sehr oft.

62) Caractères de Théophraste avec les mœurs de ce siècle. Amsterd. 1730. 1741. 12. 3 Voll. Paris 1730. 12. 2 Voll. 1765. 4. 1818. 8. 9 Voll. 63) Lettres de respect, d'obligation et d'amour. Paris 1666. 12. 1739. 12. 3 Voll. 64) Paris 1692. 12. 3 Voll. Nouveau recueil. Rotterdam 1695. 12. 3 Voll. Nouvelles lettres. Amsterd. 1718. 12. 3 Voll.

Stücke des Plautus und des Aristophanes von Anne Er-
stere, verheiratheten Dacier (geb. 1651, gest. 1720).
Einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war Gilles Mé-
nage (geb. 1613, gest. 1692). Er hat in griechischer,
lateinischer, italienischer und französischer Sprache ge-
schrieben; man gibt seinen italienischen Gedichten den Vorzug.
Sein Hauptwerk ist sein Dictionnaire étymologique *)
ou Origines de la langue française, worin ihn nur
die gänzliche Unkenntnis der germanischen Sprachen zu
wunderlichen Irrthümern verleitet hat. Von gleichem Werthe
sind seine Origines de la langue italienne. Durch seine
geistreiche, satirische Schrift: Requête des dictionnai-
res versichloß er sich die Akademie.

Die literarische Kritik war noch in der Kind-
heit, wie dann, mit den wenigen schon angeführten Aus-
nahmen, tiefes, philosophisches Denken nicht eben die Sache
dieses Jahrhunderts war. Wir haben daher hier nur
Werke anzuführen, welche damals wol Aufsehen gemacht,
jetzt aber als gänzlich undrausbar längst an die Seite
geworfen sind. Dahin gehören die Parallèles des an-
ciens et des modernes **) von dem schon erwähnten
Charles Perrault, worin er altertümliche die Alten her-
abzusetzen sucht. Der nämlichen Meinung war auch der
schon als dramatischer Dichter erwähnte Molière de la
Motte in seinen Discours sur la poésie. Ebenso wenig
bedeutet der Traité sur le poème épique *) von René
de Bossu (geb. 1631, gest. 1680). Ferner die beiden
Jesuiten René Rapin (geb. 1621, gest. 1687), von wel-
chem man, außer seinen vergeblichen Reflexions sur l'é-
loquence, sur la poésie, sur l'histoire et sur la phi-
losophie ein sehr elegant geschriebenes lateinisches Ge-
dicht: De hortis **), hat, und Dominique Bouhours
(geb. 1628, gest. 1702), dessen Manière de bien pen-
ser des ouvrages d'esprit und Entretiens d'Ariste et
d'Eugène kaum nur der Vollständigkeit wegen Erwäh-
nung verdienen. Das einzige Werk dieser Art von blei-
bendem Werthe sind die Reflexions sur la poésie, la
peinture et la musique des schon als Historiker ange-
führten J. Baptiste Dubos, obgleich er kein Dichter war
und von der Musik Nichts verstand.

Zum Beschluß geben wir noch eine Übersicht der in
dieser Periode zuerst auftretenden literarischen Zeitschriften.
Das erste überhaupt in Europa erschienene literarische Jour-
nal ist das Journal des sçavants, welches der Parla-
mentsrath Denis de Sallo (geb. 1626, gest. 1669) wäh-
rend einer langwierigen Krankheit zuerst 1665 herausgab.
Es erregte solches Aufsehen und so Viele fanden sich da-
durch verleitet, daß es schon nach der 13. Nummer ver-
boten ward, aber 1666 von Sallo wieder fortgesetzt
wurde. Seit 1702 ist es stets von einem Herrnen von
Gelehrten herausgegeben worden. So hat es sich, mit
einigen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag erhal-
ten. Bis 1792 bildet es 111 Bde. 4. Dielem folgten

die Mémoires pour servir à l'histoire des sciences
et des beaux arts, zuerst von dem Jesuiten René Jo-
seph Tournemine (geb. 1661, gest. 1739), später von
Andern Trévoux 1701—1767. 12. 265 Voll. Zwei-
teim besser, als in Frankreich selbst, gedieh dieser Zweig
der Literatur in den freien Niederlanden, wo in dieser
Periode erschienen: Nouvelles de la république des
lettres (Amsterd. 1684—1687.), von P. Bayle, dann
bis 1699 von La Roque, dann bis 1718 von Bernard
und Leclerc, 12. 56 Voll. Histoire des ouvrages
des sçavants von Bannae. (Rotterd. 1687—1709. 12.)
24 Voll. Ferner von Leclerc, Bibliothèque univer-
selle. (Amsterd. 1686—1693. 12.) 25 Voll. Biblio-
thèque choisie. (Amsterd. 1703—1713. 12.) 24 Voll.
und Bibliothèque ancienne et moderne. Amsterd.
1714—1727. 12. 28 Voll. Histoire critique de la
république des lettres von Masson. (Utrecht 1712—
1718. 12.) 15 Voll. Journal littéraire von Sallengre.
(La Haye 1713—1722 und von 1729—1736. 8.) 24
Voll. Nouvelles littéraires von Bernard. La Haye
1715—1720. 8. 11 Voll. L'Europe savante, von
demselben. (La Haye 1718—1720. 8.) 12 Voll. und
Histoire littéraire de l'Europe, von demselben. (La
Haye 1726. 8.) 6 Voll.

Gemischten, auch politischen und poetischen Inhalts
war der Mercure galant, zuerst von Donneau de Visé
(Paris 1672.) herausgegeben. Seit 1712 heißt er Mer-
cure de France, und hat sich bis 1818 erhalten. Die
ganze Sammlung beträgt 1657 Voll. 12. und 130 Voll. 8.

Von Ludwig XIV. bis auf die Revolution.

Die Franzosen nennen diesen Zeitraum gern das Zeit-
alter der Philosophie, und Viele beschuldigen es, die Re-
volution herbeigeführt zu haben. Weder das Eine, noch
das Andere ist richtig. Philosophie, im teutschen Sinne,
war es nicht, was die bedeutendsten Köpfe dieser Zeit be-
schäftigte; es war nur das endliche Erwachen des mens-
lichen Geistes nach langem, trägem Schlaf; es waren
nur die ersten Regungen eines lange Zeit am Sängel-
bänke des Herkommens und der Autoritätsglaubens ge-
leiteten Geistes, welcher sich mündig wählte und reif, um
mit Betrachtung und Hohn über alles dasjenige abzusprechen,
was bisher für heilig und unantastbar gegolten hatte. Wie
mächtig die Helden des Geistes bis dahin gewesen, das
wird durch die gewaltthätige Unterdrückung der Reformation
in Frankreich hinreichend erkannt: aber wie überall, wo
ein Knecht seine Fesseln bricht, folgte auf diese Knecht-
schaft des Geistes eine Zeit wilder und frecher Willkür-
heit. In den letzten Jahren Ludwig's XIV. berührte bei
aller Sittenverderbnis eine heuchlerische Bigotterie; sein
Tod ward von allen Sünden als eine Erlösung empfun-
den. Alle Elemente des Leichtsinns und der Sinnlosig-
keit, welche bisher nur gewaltthätig unterdrückt gewesen,
fanden nun ein freies Feld, und eine unglaubliche Ent-
fesselung, von dem Beispiele des Hofes unter dem Re-
genten und seinem würdigen Herrscher, dem Cardinal
Dubois, begünstigt, verbreitete sich über alle Stände. Un-

*) Paris 1650. 4. 1694. fol. Beste Ausgabe Paris 1730. 8.
2 Voll., von Paris herausgegeben. Origines della lingua ita-
liana. (Genova 1685. fol.) **) Paris 1688—1692. 12. 4 Voll.
67) La Haye 1714. 12. 68) Historum L. IV. (Paris 1665. 4.
1780. 12.)

ter solchen Umgebung wuchs Ludwig XV. auf, und er war der würdige Jüngling eines solchen Vornamens; unter ihm und durch ihn erreichte die gemeine Lächerlichkeit ihren höchsten Gipfel, am meisten unter den höheren Ständen, der Geistesfreiheit und dem Adel, und in ebenem Maße hatten auch die Unordnung in der Verwaltung, die Staatsschulden und das Elend des Volkes zugenommen. Hieraus, und nicht aus den Schriften der sogenannten Philosophen, ist die Revolution hervorgegangen; denn jene Männer, wenn sie auch allerdings sich sehr frey, zum Theil frech, über die kirchlichen Lehren geäußert und auch in politischer Hinsicht die Grundzüge vertheidigt, welche später in der Revolution zur Geltung kamen, haben damit Nichts weiter gethan, als dem Egoismus des gerechten Unwillens über die unwürdige Kirche, über die ungerechten Privilegien des Adels und über die Unterdrückung und das Elend des Volkes auszuweichen. Was sie selbst Philosophie nannten, war nichts Anderes, als die natürliche, lange untrübte gewesene Reflexion des kritischen Verstandes über die höchsten Angelegenheiten des Menschen; und wenn man bedenkt, daß die ausgezeichnetsten und zwar unumstößlichsten Fürsten die Weisheit jener Männer bewunderten, so darf man es ihnen nicht allzu hoch anrechnen, wenn sie als Anfänger, von ihren eigenen Ideen gleichsam berührt und geleitet, ihnen einen theilweise höheren Werth beilegen, als sie eigentlich verdienten. Denselben faß ausschließlich auf das Sinnliche gerichteten Denkweg ist es auch zuzuschreiben, daß in diesem Zeitraum die Poesie bedeutend gegen die Prosa zurücktritt; und während eine Menge der ausgezeichnetsten Schriftsteller in den Fächern der Philosophie, der Politik und der Naturwissenschaften austreten, wir kaum mehr als Einen wahrhaft bedeutenden Dichter zu nennen haben. Dennoch beginnen wir in der bisherigen Ordnung mit der

Poesie

und zwar zuerst mit der dramatischen. Hier nun, wie soll überall in diesem Zeitraum, tritt und der Name eines Mannes entgegen, welcher 50 Jahre lang durch seinen Geist, die Vielseitigkeit seiner Talente und seine dienenden Eigenschaften die Literatur beherrscht hat. Es ist: Marie François Krouet de Voltaire *) [geb. 1694"],

gest. 1778]. Es geschieht wol, sagt Goethe, daß die sämtlichen Verdienste einer Nation sich, wenn es glückt, in einem Individuum ausprechen. Ein solcher Mann ist Voltaire, das wahre Ideal eines französischen Schriftstellers, welcher Alles in sich vereinigte, was die Franzosen von einem Manne von Geist zu fordern gewohnt sind. Ohne die Liste der trefflichen Eigenschaften des Mannes, welche Goethe aufzählt, um sich, wie es scheint, die Mühe einer gründlichen Charakteristik derselben zu ersparen, hier abzusprechen, begnügen wir uns mit dem eben Gesagten, dem wir nur noch hinzusetzen, daß, was Voltaire allein gefehlt, nicht bios, wie Goethe sagt, Tiefe in der Anlage und Vollendung in der Ausführung, sondern vorzüglich Sinn für das Heilige und sittlicher Ernst gewesen. Damit wollen wir aber keineswegs einstimmen in das Jetergeheiß der Frömmlinge gegen diesen Mann, wegen seiner allerdings bis zur Wuth getriebenen Aufhebungen des Christentums, wie sie sagen; denn wenn wir uns Alles, was er über diesen Gegenstand geschrieben und sein ganzes Denken und Treiben vergegenwärtigen, so finden wir doch eigentlich nur, daß er von ganzer Seele die erscheinende, ihm allein bekannte, Kirche hasste, wogegen er in seiner Zeit doch wahrlich auch Grund genug hatte; was er hasste, die Heuchelei, den Geistesdruß, die Lüge der entarteten Kirche, das wurde von allen besseren Geistern seiner Zeit ebenso gefaßt: wenn kein frivoler Sinn ihm erlaubt hätte, das Christentum in seiner Reinheit und Tiefe zu erfassen, oder wenn er in seiner Zeit irgendwo Gelegenheit gehabt hätte, es auch nur annähernd in dieser Reinheit zu schauen, wir sagen nicht, daß er sich ihm zugewendet, aber gefaßt, verspottet und verhöhnt hätte er es doch schwerlich. — Hier nun haben wir zunächst von ihm als Dramatiker, und zwar vorzüglich als Tragiker zu reden. Es ist ihm unstreitig gelungen, sich seinen beiden großen Vorgängern als Dritter würdig an die Seite zu setzen, und wenn er auch allerdings nicht die Vollendung der Sprache Racine's und vielleicht auch das erhabene Pathos Corneille's nicht ganz erreicht hat, so zeichnet er sich dagegen von andern Seiten vorthellhaft aus, welche eben seinen Vorgängern abgehen. Er war längere Zeit in England gewesen, und obgleich er zu seiner Schande zeitlebens oft recht unverständlich über Shakespear gesprochen, so hatte er sich doch soviel gemerkt, daß er wohl fühlte, es fehle der französischen Tragödie an Wahrheit, an geschichtlichem Sinne, an Innigkeit und Tiefe in der Darstellung der Eigenschaften, besonders der Liebe, an Mannichfaltigkeit und theatralischer Wirkung. Das Alles suchte er nun in seinen Werken zu erreichen; deshalb erweiterte er schon den Kreis der darzustellenden Gegenstände und führte mit richtigem Takt den christlich ritterlichen Sinn wieder in seine Rechte ein; auch kann man nicht leugnen, daß ihm der Ausdruck der Liebe unendlich besser gelungen, als seinen Vorgängern, daß er mehr allgemein menschliche, nicht bios höfische, Ge-

60) Die Zahl der Ausgaben seiner Werke, wenn man Alles mitrechnet, steigt auf mehr als 50. Die erste, 1728, 12, 1 Vol., enthält nur den Oedipus und die Henriade, 1732, 8, 2 Voll., worin auch noch der Brutus. Von den vollständigeren Ausgaben sind die wichtigsten: Genève 1768, 4, 30 Voll., mit Kupfern. v. D. (Kehl) 1784—1789, 8, 70 Voll., und 92 Voll. 12., mit Noten von Gombert; Beaumarchais besorgte das Mercantile der Ausgabe. Basle et Göttingen 1784—1789, 8, 71 Voll. Lyon 1791, 12, 100 Voll., und Basle et Deuxponts oder Winterthur Hamburg 1791—1792, 12, 100 Voll. Paris, mit Noten von Patiset, 1792—1802, 8, 55 Voll. Zur Zeit der Restaurations, von 1811—1824, erschienen allein zwölf Ausgaben, worunter eine Edit. compacte. Paris 1817—1819, 8, 13 Voll. Neuer Paris 1817—1820, 8, 43 Voll. 1817—1820, 12, 56 Voll. Paris, Rouen, 1819—1823, 8, 66 Voll. Die neuere und ohne Vergleich beste ist die von Bichot besorgte in 70 Voll. 70) Réciter.

Untersuchungen haben bewiesen, daß er den 24. Nov. 1694 zu Chateau les Bagueres, unweit Paris, geboren sei; er selbst wußte den Tag seiner Geburt nicht genau.

sichtspunkte und Gefühle darstellt, mehr allgemeine, philosophisch religiöse Interessen auf's Theater bringt, und daß er ebenbürtig ergreifender und rührender ist, als sie. Gegen seine Sprache und seinen Verstand findet die französische Kritik allerdings Manches zu erinnern. Unter seinen Tragödien zeichnen sich aus: *Méropé*, bei welcher er indessen sehr Vieles dem Maffei verdankt; *Zaïre*, in welcher die Darstellung der Liebe und des christlich ritterlichen Sinnes vortrefflich ist, dagegen die orientalische Seite des Stüdes ziemlich verfehlt. Sein Meisterstück ist vielleicht *Alzire*, ein rein erfundener, aber mit Würde ausgeführter Stoff, in welchem der Contrast der Civilisation und der amerikanischen Wildheit, des Christenthums und des Heidenthums, sowie die ritterliche Liebe vortrefflich aufgefaßt und dargestellt sind. Auch *Tancrède* verdient alles Lob. Als ganz verfehlt müssen wir dagegen den so hoch gepriesenen, auch von Goethe übersehenen, *Mahomet* erklären: hier hat der Haß gegen Prießertum und großartige Religion den Dichter zu den entsetzlichsten Ungerechtigkeiten gegen seinen Helden, zu einer argen Entstellung der Geschichte und zu den widerwärtigsten Gräueln hingetrieben. — Bei der Darstellung der *Semiramis* mußte, aus Rücksicht auf die Mäschinerie, zum ersten Male das bisher von den jungen Hölzleuten besetzte Theater geräumt werden, womit dieser tolle Ueberfluß für immer abgeschafft ward. Es ist Voltaire beinahe wie Corneille ergangen, daß er nämlich noch im höchsten Alter und mit sehr wenigem Glück fürs Theater gearbeitet hat. Sein letztes, überaus schwaches, Stück, *Irène*, ward 1778 in Paris gegeben, als der Geis noch ein Mal dahin gekommen war, um die Huldigung der Nation zu empfangen und den Tod zu finden. Wertwürdig ist, wie unbedeutend und gradezu schlecht die wenigen Komödien Voltaire's sind; zum deutlichen Beweise, daß die *vis comica* sich auf keine Weise durch Wiß erheben läßt. — Nur die höchste Ungerechtfertigkeit der Geschichte konnte ihm eine Zeit lang *Proserpine* (Joh. 1762) als Drama sein. Grébillon, ohne Bildung und ohne wahre Poesie, suchte nur durch das Gräßliche Aufsehen zu erregen; er ist überall roh, hart und unnatürlich, schwülstig und monoton. *Atree*, *Electre* und *Rhadamisto* sind diejenigen seiner Stücke, welche noch am meisten gelesen werden. — Der von Voltaire bitter angegriffene *Le Franc de Pompignan* hatte in seiner Jugend eine Tragödie, *Dion*, geschrieben, welche zu den höchsten Erwartungen berechtigte.

Seit Voltaire bis auf die neueste Zeit haben sich zwar eine bedeutende Anzahl Dichter in der Tragödie versucht; allein da sie alle ohne Ausnahme der einmal eingeführten Praxis folgten und fast durchaus nichts Eigenthümliches oder Neues hervorgebracht haben, so müssen wir uns begnügen, sie hier namentlich zu erwähnen. Es sind folgende: *Joseph de Chancel de la Grange* (geb.

1676, gest. 1758), *Glaude Suymont de la Touche* (geb. 1729, gest. 1760), *Jean Sauvé de Canoué* (geb. 1701, gest. 1761), *Jean Baptiste Vivien de Chateaubrun* (geb. 1688, gest. 1775), *Pierre Laurent Burgette de Belloy* (geb. 1728, gest. 1775); er hat das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, welcher vaterländische Gegenstände bearbeitet hat; sein Siegfried de Calais erregte daher die größte Bewunderung. *Antoine Marie Le Mierre* (geb. 1733, gest. 1803), *Bernard Joseph Saurin* (geb. 1782), *Jean François Ducis* (geb. 1733, gest. 1816), er ist der erste französische Dramatiker gewesen, welcher die Größe *Shakespeare's* erkannt hat; seine meisten Stücke sind Bearbeitungen jenes großen Meisters, aber freilich sind sie nach dem Reissen der französischen Tragödie zugeschnitten. *Sebastien Roch Nicolas Chamfort* (geb. 1741, gest. 1794), *Marie Joseph Godefrid* (geb. 1764, gest. 1811); auch er hat mehrere Gegenstände der neueren Geschichte, *Henry VIII.*, *Charles IX.*, *Jean Calas*, aufs Theater gebracht. *Jean François La Harpe* (geb. 1740, gest. 1803), von welchem wir später noch zu reden haben. Ebenso wenig Glück haben die Tragödien *Piron's* und *Marmonet's* gemacht, welche wir später in anderen Höchern zu erwähnen haben werden. Statt des Tragischen hat *François Thomas Marie de Voltaire d'Arnaud* (geb. 1718, gest. 1805) nur das Gräßliche in seinem *Comte de Comminge* und *Fayel ou Gabrielle de Vergy* dazwischen gewußt. Er hat auch viele verfertigte Romane geschrieben.

Die Komödie hat zwar in diesem Zeitraum unzählige Bearbeiter gefunden, aber nur wenige Namen darunter haben sich erhalten, und auch nicht Einer kann sich nur auch entfernt mit *Molière* und selbst mit *Knigard* messen. Fast bei allen vermißt man die eigentliche *vis comica*, die gründliche Beobachtung der Menschen und die Kunst, das Lächerliche in den Situationen selbst hervorgehen zu lassen; fast bei allen müssen Wiß und geschrobene Redensarten die Stelle des Komischen vertreten. Auch Voltaire, wie schon erinnert, macht hierin keine Ausnahme; seine Komödien gehören zu seinen schlechtesten Producten. Dagegen hat aber die Komödie sich in mehrere verschiedene Richtungen gespalten, und wir finden nun außer den eigentlichen Charakter- und Intriguenstücken sogenannte Dramen, sentimentale Komödien, Bauernstücke und komische Opern. Die bedeutendsten Namen unter den vielen unbedeutenden im Fache der eigentlichen Komödie sind *Philippe Mercier*, *Desforges* (geb. 1680, gest. 1754). Unter vielen minder bedeutenden Stücken zeichnen sich der *Philosophe marié*, der *Glorieux* und die *Fausse Agnès* vortheilhaft aus. *Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux* (geb. 1688, gest. 1763), ein seiner Beobachter, besonders des weiblichen Charakters, dem er aber leider nie so gezielte, präzise und affectirte Sprache geliehen, daß man seinem Style den *Sophocles*

71) Oeuvres. Paris 1750. 4. 2 Voll. Paris 1785. 8. 3 Voll., mit Kupfern. Paris, *ibid.*, 1790. 8. 2 Voll., mit Kupfern. Paris 1812. 8. 2 Voll. Paris, *Renouard*, 1818. 8. 2 Voll., mit Kupfern.

72) Oeuvres. Paris 1757. 4. 4 Voll. Amsterd. 1755—1759. 12. 5 Voll., mit Kupfern. Paris 1811. 8. 6 Voll., mit Kupfern. 1830. 8. 4 Voll., mit Kupfern. 73) Oeuvres. Paris 1779. 8. 12 Voll.

men Marivaudage beigelegt hat. Er hat auch mehre Romane geschrieben. Ihm ziemlich ähnlich im Styl ist Claude Joseph Dorat (geb. 1736, gest. 1780), bekannter durch seine poésies légères. Christoph Barthélémy de Kugny Fagan (geb. 1702, gest. 1755) hat viele artige kleine Stücke geschrieben. Noch unbedeutender sind: Joseph François Ebovard de Gossimbleu Desmahys (geb. 1722, gest. 1761); Louis de Boissy (geb. 1694, gest. 1758); Germain François Poullain de Saint Foix (geb. 1703, gest. 1776), berühmter durch sein statistisch-historisches Werk: *Essais sur Paris*; Bernard Joseph Saurin (geb. 1782); Marc Antoine Jacques Rochon de Chabannes (geb. 1730, gest. 1800). Mehr Auszeichnung verdienen Jean Baptiste Louis Gresset (geb. 1709, gest. 1777), dessen Méchant zu den besten Producten dieser Art gehört, und noch mehr Alexis Piron (geb. 1689, gest. 1773), welcher durch einige Jugendstunden und viel Spötterien über die Akademie sich selbst davon ausgeschloffen, obwohl man ihn eine Zeit lang mit Voltaire verglich. Seine *Métromanie* ist sein Meisterwerk.

In der zweiten Hälfte dieses Zeitraums haben wir mehre Dichter, wenn nicht erster Größe, doch von ausgezeichnetem Talente zu nennen. François Guillaume Anbrieur (geb. 1759, gest. 1833), berühmter noch durch seine Erzählungen, und Jean François Collin d'Harleville (geb. 1755, gest. 1806), dessen *Vieux célibataire* und *l'Optimiste* zu den besten Werken dieser Zeit gehören; man vermuthet inessen, daß Anbrieur bedeutenden Antheil daran gehabt habe. Philippe François Rajaire Fabre (geb. 1755, gest. 1806), mit dem Beinamen d'Églantine, welchen er angenommen, als er in den *Jeux floraux* zu Toulouse eine Blume dieses Namens als Preis der Poesie erhalten hatte (geb. 1756, in der Revolution 1794 enthauptet); seine besten Stücke sind: *Le Philinte de la Molière* und *L'intrigue épistolaire*. Charles Valisset (geb. 1730, gest. 1814), welcher in seinen satyrischen Komödien *Le cercle* und *Les Philosophes* sich vergebens bemühte, die sogenannten Philosophen, und namentlich Rousseau und Diderot, lächerlich zu machen. Nicolas Barthe (geb. 1734, gest. 1785); Louis Benoit Picard (geb. 1769, gest. 1829), selbst Schauspieler und Schauspielerdirector, mit Anbrieur und Collin d'Harleville innig befreundet, zeigt echte Lustigkeit und komisches Talent; unter seinen mehr als 70 Stücken, wovon sich viele auf der Bühne erhalten haben, zeichnet man aus: *Les Visitandines*, *Médoeure* et *rampant* und *La petite ville*. Später hat er auch eine Reihe nicht eben bedeutender Romane geschrieben, worunter *Le Gil Blas de la révolution* noch der bekannteste ist. Alle diese verdunkelt der Name Pierre Augustin Caron de Beaumarchais (geb. 1732, gest. 1799), welcher durch seine

Talente, seinen Witz, seine Thätigkeit sich aus niederem Stande zu Ansehen und Reichthum erhob. Unter seinen Stücken zeichnen sich aus: *Le barbier de Seville* und *Le mariage de Figaro*, beide in Prosa, welche unermessliches Aufsehen erregten, wol vorzüglich dadurch, daß hier zum ersten Male, ganz im Geiste der Zeit unmittelbar vor der Revolution, die Vorurtheile, die Leichtfertigkeit und die Sittlosigkeit der höhern Stände, die Erdämlichkeit aller bürgerlichen Einrichtungen mit unbarmherzigem Witz gegeißelt wurden. Der Charakter des Figaro, des wahren Repräsentanten des Volks, ist eine glückliche Schöpfung zu nennen. Ebenso großes Aufsehen machten die höchst witzigen und berebten *Mémoires*, worin er sich in einem seine Ehre und seine ganze bürgerliche Existenz gefährdenden Proceß siegreich vertheidigte.

Es war höchst natürlich, daß, nachdem die Charakter- und Intriguenkomödie so vielseitig ausgebeutet worden, man versuchte, andere Wege einzuschlagen, und so gerietten Mehre auf den Gedanken, die Komödie dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, oder der Natur, wie sie sagten, näher zu bringen; aus welchem Streben kamen die Einmischung rührender Situationen, oder, wie die Spottlust der Franzosen es nannte, le comique larumoyant, hervorging, etwa in der auch bei uns lange Zeit beliebten Art *Rogebue's*, *Island's* u. A.; eine Gattung, welche von Mehren mit dem Namen *Drame* bezeichnet wurde, weil man ihr weder die Würde der Tragödie, noch die Vorzüge der eigentlichen Komödie zugesiehen wollte. Als den Schöpfer dieser Zwittrergattung nennen wir Pierre Antoine Claude Rivelle de la Chaussee (geb. 1691, gest. 1754), dessen rührende Familienstücke, *Mélanide*, *la Gouvernante* und *L'école des mères*, unstreitig das Beste in dieser Art sind. Viel schwächer sind die zwei Stücke: *Cénie* und *La fille d'Aristide*, in Prosa, von der Frau von Graffigny (geb. 1758). Auch Voltaire's *Émilie* prodigie und *Nanine* gehören zu dieser Gattung. Am deutlichsten tritt die prosaische Absicht zu belehren und zu bessern in den beiden Stücken *Diderot's*, *Le fils naturel* und *Le père de famille*, hervor, und in mehren vergessenen Stücken des Hiesigschreibers Louis Sebastian Mercier (geb. 1740, gest. 1814). Im Ganzen hat diese etwas langweilige Gattung des Drama bei den leichtgläubigen Franzosen nie dauernden Beifall gefunden, welche mit ganz richtigem Takte nicht moralische Vorstellungen auf der Bühne lieben.

Die große oder heroische Oper ist in diesem Zeitraum zwar von Vielen, aber von Keinem mit Glück bearbeitet worden, sei es, daß die Sprache, das vollkommen unmusikalisches, unüberwindliche Hindernisse darbot, sei es, daß die Franzosen, denen die heroische Oper als eine Art von musikalischer Tragödie vorkam, und denen das Phantastische, welches diese Dramen recht eigentlich zukommt, stets widerwärtig gewesen ist, durch ihre falschen Theorien es sich selbst unmöglich gemacht haben, etwas Ausgezeichnetes in dieser Gattung zu leisten. Linnuait's Opern sind unerreicht geblieben, obgleich Viele, und dar-

74) Oeuvres. Paris 1803. 8. 3 Voll., mit Kupfern. Paris. Anbrieur. 1811. 8. 3 Voll., mit Kupfern. 75) Oeuvres. Paris 1805. 8. 7 Voll., über 12. 9 Voll. 76) Oeuvres. Paris 1817. — 1723. 4 Voll. 1823. 8. 6 Voll. 77) Théâtre. Paris 1805. 8. 4 Voll. 1822. 8. 4 Voll. 1823. 8. 4 Voll. 78) Oeuvres. Paris 1826. 3 Voll. 79) Oeuvres. Paris 1812. 6 Voll. 1821. 30 Voll. 80) Oeuvres. Paris 1809. 8. 7 Voll. 1837. gr. 8. 1 Vol.

unter die ausgezeichnetsten Männer, sich in diesem Fache versucht haben. Wir nennen nur Voltaire, Duple, Fontenelle, J. B. Roussseau, La Motte, Antoine Danche (geb. 1671, gest. 1748), Pierre Charles Roy (geb. 1683, gest. 1763). Ungleich mehr Glück machte die dem Nationalcharakter mehr zugehörige kleinere oder komische Oper, opéra comique, worin Gesang und Gespäch mit einander abwechselten. Die Entstehung dieser kleineren Oper und des ihr nahe verwandten Baudreville's haben wir schon in der vorhergehenden Periode angedeutet. Sie erfreuten sich im 18. Jahrhund. eines stets wachsenden Beifalls, während die heroische Oper wenig Theilnahme fand. Von den ersten Arbeitern in dieser Gattung, Le Sage, d'Arneval, Piron, Fagan, Boiffi u. A., ist schon oben die Rede gewesen. Zu ihnen kamen in dieser Zeit: Charles François Panard (geb. 1765), dem der Ruhm gebührt, zuerst die groben Unständlichkeiten seiner Vorgänger zu beseitigen zu haben. Jean Joseph Bode (geb. 1720, gest. 1757), welcher den sogenannten genre poissard, d. h. die Nachahmung der Fischweiber und des gemeinsten pariser Pöbels, mit Talent verstand. Charles Simon Favart (geb. 1710, gest. 1793), ausgezeichnet in dieser Gattung, und besonders glücklich in der Darstellung ländlicher Verhältnisse. Nicht minder beliebt, wenigstens sehr nachlässig und sehr oft geschrieben, waren die Operetten von Michel Jean Sedaine (geb. 1719, gest. 1797); mehr derselben, wie auch einige von Favart, haben nicht minder Glück auf dem deutschen Theater gemacht. Dasselbe gilt von einigen Stücken Marsmontel's. Minder berühmt sind der Engländer Thomas Hile (geb. 1780), ein naher Freund des Musikers Gretry; Charles Goult (geb. 1709, gest. 1783), welcher außer einigen geistreichen Baudrevilles ein sehr geschätztes Théâtre de société (geb. 1735, gest. 1767); Sebastian Koch Nicolas Goussart (geb. 1741, gest. 1795). Selbst von J. Jacques Rousseau hat man eine artige kleine Oper, Le devin du village, welche er auch selbst componirt hat. Für das Baudreville insbesondere ist auszuzeichnen Pierre Von Barré (geb. 1749). Unter den französischen Componisten dieser Sachen zeichnen sich vor allen aus André Ernest Modeste Gretry (geb. zu Lüttich 1741, gest. 1813) und Etienne Henry Méhul (geb. 1764, gest. 1817).

Weitern geringen und unbedeutenden sind die Leistungen der Franzosen in der epischen Poesie. Es läßt sich nicht wol laugnen, daß das wahre Epös nur in der Jugendzeit eines Volkes entstehen kann und wesentlich auf Mythos und Sage beruhen muß. Ein Gedicht, welches dieser Grundlagen entbehrt und nach irgend welchen ästhetischen Regeln gemacht worden ist, wird stets

des wahren, innern Lebens ermangeln; und wenn wir die ähnlichen Werke Dante's, Ariost's, Tasso's, Camoens' und allenfalls noch Milton's bewundern, so liegt der Grund dieser Erscheinung nur darin, daß sie alle, jedes in seiner Art, wenigstens aus dem Glauben ihrer Zeit gelassen sind. Dieser Vorzug fehlt nun dem einzigen epischen Werke dieser Periode, der Henriade Voltaire's, gänzlich, und dadurch ist es, trotz dem, daß es an Eleganz der Sprache und des Versbaues und an einzelnen glänzenden Partien Alles, was sonst die Franzosen in diesem Fache producirt haben, weit übertrifft, zu einer bloßen historisch-poetischen Erzählung herabgesunken. Voltaire hatte dies Werk schon in früher Jugend, kaum 22 Jahre alt, begonnen, und es erschien zuerst unter dem Titel La Ligue (u. s. w.). Ganz unbedeutend ist dagegen seine, den bittersten Haß gegen Rousseau athmende, im späteren Lebensalter geschriebene Guerre de Genève. Wie wenig die Henriade sich mit den ähnlichen Werken anderer Nationen messen kann, sieht sie doch einzig da in der französischen Literatur; denn die Colombrade (u. s. w.) om la foi portée au nouveau monde, von der Frau Marie Antoinette le Page du Boccage (gest. 1760), läßt sich auch nicht entfernt damit vergleichen. Es ist überhaupt merkwürdig, daß, während Camoens der Umfassung Afrika's ein hohes Interesse abzugewinnen wußte, die viel bedeutenendere Unternehmung des Columbus in poetischen Bearbeitungen stets mißlungen ist. Von dem unter den Prosatoren zu erwähnenden Antoine Thomas hat man zwei kleine epische Dichtungen: Jumouville und La Pérelle. — Desso reicher ist diese Zeit an burlesken epischen Gedichten, welche dem allem Ernste und allem religiösen Gefühl abgeniegten Jahrhundert unendlich besser zusetzen. Auch hier müssen wir den Namen Voltaire's, aber zu seiner größten Schmach, an die Spitze stellen. Es ist ihm gelungen, in seiner schamlosen Pucelle (u. s. w.) die einzige romantische Heldengestalt Frankreichs im Mittelalter zu entweihen und das, was der Stolz seines Volkes sein sollte, in den Luth zu treten. Dabei ermangelte dies nichtswürdige Werk alles Plans, aller Ordnung, alles Interesses; es ist dem Verfasser bloß darum zu thun gewesen, seine ohnmächtige Wuth gegen Alles auszulassen, was einer früheren Zeit ehrwürdig und heilig erschien. Nichts beweist mehr die tiefste Verunkenheit der gebildeten Stände jener Zeit, als daß ein solches Buch mit ungetheiltem Beifall erscheinen konnte, und auch nicht eine Stimme sich gegen diesen Verfall der Sittlichkeit, an der Religion und an dem Vaterlande erhob. An Frechheit und Schmutz steht der Pucelle würdig zur Seite das viel spätere Gedicht des Broquier Evariste Parny (gest. 1814). La guerre des Dieux anciens et modernes (u. s. w.). Fast unschuldig, wenn auch immer noch sehr frei und unzüchtig, erscheinen dagegen eine Menge komischer und satyrischer

83) Théâtre et oeuvres diverses. Paris 1763. 12. 4 Voll. 83) Oeuvres. Paris 1758. Lyon 1787. 12. 4 Voll. 84) Théâtre. Paris 1763. 8. 10 Voll. Théâtre choisis. Paris 1810. 8. 3 Voll. 85) Oeuvres. Paris 1760. 1775. 8. 86) Paris 1768. 8. 2 Voll. 1777. 12. 3 Voll. 87) Théâtre. Paris 1766. 8. 2 Voll. 88) Oeuvres. Paris 1765. 8. 4 Voll. 1934. 8. 5 Voll. 89) Théâtre. Paris 1810. 12. 4 Voll.

90) 1723. Gütinger Ausgaben davon Kehl 1789. 4. Paris. Didot. 1790. 4. 1819. fol. mit gr. 4. 91) Paris 1758. 8. 92) (Kehl) 1789. 4. mit Kupfern. Paris, Didot. 1797. 4. 2 Voll. Paris, Crampey. 1800. 8. 2 Voll., mit Kupfern. 93) Paris an 7 (1799) 8. Oeuvres. Paris 1809. 18. 5 Voll. Oeuvres choisies. Paris 1827. 18. 2 Voll.

her Erzählungen, Contes, worunter die von Voltaire, welche er unter dem Namen Babel herausgegeben, wie die von Babel selbst und die von Piron erwähnt zu werden verdienen. Die Schmutzigen sind die von Jean Baptiste Joseph Millars de Seecourt (geb. 1682, gest. 1743), der, selbst Geistlicher, in seinem Philotas den Pöbel und die Jesuiten lächerlich machte. Viel amüßlicher und geistreicher sind die Werke von Jean Baptiste Louis Gesset⁹⁴⁾ (geb. 1709, gest. 1777), den wir schon als Dramatiker erwähnt haben. Seine komischen Erzählungen: Vertvert, die Geschichte eines von Nonnen abgerichteten Pappagais, La Chartreuse, Le carême improvisé und Le latin vivant, sind durchaus harmlos und drittete Scherz. Von viel geringerem Werthe, wenn auch anständig, sind die Contes von Paul Philippe Gudin de la Brennerie (geb. 1738, gest. 1812); von Claude Joseph Dorat (geb. 1736, gest. 1780); von Barthélemy Imbert (geb. 1749, gest. 1790); von Jean Louis Aubert (geb. 1731, gest. 1814); von Stanislas de Bouffiers (geb. 1737, gest. 1815). Narcisse dans l'île de Venus, von dem früh gestorbenen Malblâtre (geb. 1733, gest. 1767), gehört zu den besseren Producten dieser Art.

An die erzählende Poesie schlossen wir die Fabel an. Lafontaine blieb hier unerrichtet; an die Stelle seiner Raffinirtheit und Einsicht ist bei den meisten Dichtern dieser Gattung nur Blödsinn oder fade Sentimentalität getreten. Zu den besten gehören noch die Fabeln der eben erwähnten, Imbert, Docet und Aubert, wozu später noch kommen: Louis Jules Bachelon Mancini, duc de Nivernais⁹⁵⁾ (geb. 1716, gest. 1798), und vorzüglich der später noch zu erwähnende Florian.

Die ernste didaktische Poesie hat zwar ziemlich viel Dichter beschäftigt, aber nicht allen viel Leser gefunden. An die Spitze müssen wir Louis Racine (geb. 1692, gest. 1763), den Sohn des J. Racine, setzen, dessen Gedicht, La religion⁹⁶⁾, in sechs Gesängen, das beste ist, welches Frankreich in dieser Art besitzt; weitwem gering ist eine Jugendarbeit von ihm: La grâce, worin sich die Particularien der damaligen Zeit allzu sehr abspiegeln. Er hatte die Technik seines Vaters, aber nicht dessen Geist geerbt. Man hat noch von ihm eine poetische Uebersetzung des Paradiese lost. Noch viel geringer ist das Gedicht: La religion vengée, in zehn Gesängen, von François Joachim Pierre, comte de Bernis⁹⁷⁾ (geb. 1715 und als Cardinal und französischer Botschafter in Rom 1794 gestorben). In der Jugend hatte er einige erträgliche leichte Dichtungen geschrieben und später Les quatre saisons, ou les Géorgiques françaises; sein Gedicht über

die Religion ist erst nach seinem Tode erschienen. Nicolas Germain Ronard (geb. 1744, gest. 1793) schrieb: La religion⁹⁸⁾ établie sur les ruines de l'idolatrie, in drei Gesängen. Ohne poetischen Werth ist das Gedicht Le bonheur von dem später zu erwähnenden Pelvetius. — Mehr Glück machten, weil der Stoff amüßlicher war, L'art de peindre⁹⁹⁾, in vier Gesängen, von Claude Henry Watlet (geb. 1718, gest. 1788), welcher selbst Künstler war; La peinture, in drei Gesängen, von Antoine Marie Fernier (geb. 1733, gest. 1793); La navigation, von Joseph Alphonse Cénéac (geb. 1770, gest. 1811); L'agriculture ou les Géorgiques françaises, in sechs Gesängen, von Pierre Fultan de Rosset (geb. 1788); Les échecs, in vier Gesängen, und Muculation, in vier Gesängen, von Jean Joseph Théophile Roman (geb. 1726, gest. 1787), und der Essai sur la déclamation tragique, von dem oft erwähnten Dorat. Diese Art der Dichtungen, welche nothwendig oft Schilderungen und Naturbeschreibungen herbeiziehete und die in Frankreich bekannt gewordenen englischen Muster der poésies descriptives haben mehr gelungene Arbeiten dieser Art hervorgerufen. Hierher gehören die schon oben erwähnten Dichtungen von Bernis, die sehr schön zu stillenden Saisons¹⁾ von Charles François de St. Lambert (geb. 1717, gest. 1803); sein Les mois²⁾, in zwölf Gesängen, von Jean Antoine Roucher (geb. 1745, enthauptet 1794); Les plantes von René Richard Gasfel (geb. 1758, gest. 1832); Le verger³⁾ von Louis Fontanes (geb. 1761, gest. 1821); Les souverains, la sépulture et la mélancolie und Le mérite des femmes von Legouvé, und ein unvollendet gebliebenes Gedicht: La nature, von P. D. Escouard Le Brun. Alle diese werden beitemit übertrahet von den Jardins⁴⁾, in vier Gesängen, von Jacques Montanier Desille (geb. 1738, gest. 1813). Er war einer der ausgezeichnetsten Dichter seiner Zeit und beerrschte die Epique mit einer unübertroffenen Meisterschaft, welche sich besonders in seiner vor trefflichen Uebersetzung der Georgiken, weniger in der der Aeneis und der Elogien Biegels, wie auch des Milton, gezeigt hat. Später gab er noch mehr ähnliche Dichtungen heraus, wie: L'homme des champs⁵⁾, in vier Gesängen, La pitié⁶⁾, L'imagination⁷⁾, Les trois règnes de la nature⁸⁾, La conversation⁹⁾, erreichte aber darin nicht die Frische und Kraft seiner ersten Schriften, sondern versiel in eine in Manier andärende Technik. — Es konnte nicht fehlen in einer Zeit des Leichtsinns, des Eurus und der raffiniertesten Sensualität, daß nicht auch ein

94) Amsterdam. 1770. 8. 99) Paris 1760. 4., mit Kupfern. 1761. 12.

94) Oeuvres. Londres 1738. 12. 2 Voll. 1763. 12. 2 Voll. 1780. 12. 2 Voll. 1787. 12. 2 Voll. Paris, Didot, 1803. 18. 3 Voll., mit Kupfern. Paris, Lecours, 1811. 8. 3 Voll., mit Kupfern, und mehr sehrwerthe Zugaben. 95) Oeuvres. Paris, Didot, 1766. 8. 8 Voll. 96) La religion et la grâce. Paris 1742. 8. 2 Voll. Beide sind ins Italienische, Englische, Portugiesische, Spanische und Deutsche übersezt worden. Oeuvres. Amsterdam. 1750. 12. 4 Voll. Paris 1808. 8. 6 Voll. 97) Oeuvres. Paris, Didot, 1797. La religion vengée. (Parne, Boudot, 1795. 4.)

1) 1760. 1775. Paris, Didot, 1796. 4., mit Kupfern. 2) 1791. 12. 1802. 18. 3) Paris 1758. 4) Paris 1760. Londres 1801. Paris, Didot, 1801., mit Kupfern. 5) Straßburg et Paris 1802. Paris 1803. 6) Paris 1802. Londres (Paris) 1803. 7) Paris 1806. 1813. 8. 2 Voll., mit Kupfern. 8) Paris 1808. 4. 2 Voll. und in 12., mit Kupfern. 9) Paris 1812. mit Kupfern. Oeuvres. Paris 1825. 8. 16 Voll. La Haye 1831. Paris, Tissot, 1832—1833. 8. 10 Voll. Oeuvres complètes. Paris, Leleux, 1833. gr. 8. 1 Vol. 1844. 18. 2 Voll. 33*

Dichter sich gefunden hätte, welcher die Lieblingsangelegenheit der eleganten Welt, nicht die Liebe, sondern die Galanterie und den Genuß bezeugen hätte, und dieser Dichter ist Pierre Joseph Bernard ¹⁰⁾ (geb. 1708, gest. 1776), bekannt durch sein ausgezeichnetes Talent für leichte, gesellschaftliche Poesie, durch eine *Opère*, *Castor et Pollux*, welche Erwähnung verdient, vor Allem aber durch seinen *L'art d'aimer*, in drei Gesängen, welches ganz, wie das gleichbenannte Werk des Doid, nur die sinnliche Seite der Liebe, aber mit Feinheit und Anmuth, behandelt. Es erschien erst wenige Jahre vor seinem Tode.

Wie die poetische Epistel Eingang gefunden in die französische Literatur, ist schon oben erinnert; sie sagt dem Nationalgeschmack zu sehr zu, um jemals wieder vernachlässigt zu werden. Und so haben wir denn auch in dieser Periode *Épîtres* von L. Racine, von Breffet, von Sedaine, von Bernis, denen wir nur noch als die ausgezeichnetsten hinzuzufügen haben: Charles Pierre Colardeau ¹¹⁾ (geb. 1732, gest. 1776), besonders berühmt wegen seiner *Lettre d'Héloïse à Abailard*, obgleich es nur eine Uebersetzung eines Werkes von Pope ist, und Glaube Joseph Dorat ¹²⁾ (geb. 1736, gest. 1780), welcher mehrere poetische Episteln unter dem Namen *Héroïdes* geschrieben; seine Antwort *Abailard's* an *Héloïse* wird besonders ausgezeichnet. Nimmer bedürft in dem Fache der *Héroïdes* sind Adrien Michel Blin de Saintmaure, Masson Pégay (gest. 1778), La Harpe u. A. Einen sehr verschollenen Ruf haben die *Lettres à Emilie sur la mythologie* ¹³⁾, halb in Prosa, halb in Versen, von G. A. de Moushier.

Die sentimentale Schöpferpoesie hat nie viel Glück gemacht in Frankreich; doch hatte in diesem Zeitraume unser Gefährte sich einer merkwürdigen Berühmtheit und Theilnahme in Frankreich zu erfreuen. In seiner Art sind die *Idylles* von Arnaut Berquin (gest. 1791), welcher sonst durch seine recht wackeren *Jugend-* und *Kinderdichten* bekannt ist, sowie Einiges von Leonard, und die *Idylles, ou contes champêtres*, von Marie Louis Rose Levesque. — In der Satyre haben wir nur den 1780 noch jung und wahnsinnig gestorbenen Gabriel Gilbert zu nennen.

Ein Jahrhundert, in welchem gesellige Anmuth, leichtfertiger Wit und sinnlicher Lebensgenuss das Höchste waren, konnte wenig Geschmack an der höhern Epik finden; auch ist die Zahl der Dichter in dieser Gattung gering, und bei den meisten muß schwülstige Rhetorik die lebende Begeisterung ersetzen. Voltaire's Ideen sind seiner ganz unwürdig; L. Racine ist unbedeutend. Die berühmtesten Namen sind noch: Jean Jacques Le Franc de Pompignan (geb. 1709, gest. 1784), welcher in der Tugend eine geachtete Tragödie, *Didon*, später *Odes* ¹⁴⁾ geschrieben, von denen, weil sie den Beinamen *sacréés*

führten, der boshafte Voltaire sagte: *Sacrés ils sont, car personne n'y touche; doch steht er noch dem J. B. Rousseau am nächsten. Von dem später zu erwähnenden Thomas hat man eine von Bielen benutzte, von Benigen gelese, höchst schwülstige Ode sur le temps. Der bedeutendste Dichter dieser Gattung möchte wol Ponce Denis Leclercq de Brun ¹⁵⁾ sein (geb. 1729, gest. 1807), welcher seine Muse auch den Ansichten der Revolution gewidmet hatte. Wenn wir die Namen dreier hier erwähnen wollten, welche in der sogenannten *Poesie légère* oder *Pieces fugitives* glänzt haben, d. h. in der Kunst, bei jeder Gelegenheit jedes flüchtige Gefühl, jedes Compliment in artigen Versen auszudrücken, so müßten wir die größte Zahl der bisher angeführten Namen hier wiederholen. Wir begnügen uns daher, Voltaire vor allen, dann Piron, Dorat, Colardeau, und allenfalls noch Boufflers, Imbert und Bernard als die berühmtesten zu nennen.*

Prosa.

Aus den oben angegebenen Gründen überflügelte die Prosa in diesem Zeitraume die Poesie so sehr, daß wenn jene im Grunde nur Einen großen Namen, Voltaire, anzuführen hat, die letztere dagegen sich einer sehr großen Anzahl der bedeutendsten Schriftsteller rühmen durfte. Epistilisch könnte man allerdings zweifeln, ob auch nur ein Einziger der vielen Profatoren dieser Periode die vollendete *Classicalité* Bossuet's, Pascal's u. A. erreicht habe; bedenkt man aber, daß eben in dieser Zeit eine Menge neuer Anschauungen und Ideen ins Leben traten, daß der Kreis der Erkenntnisse sich unendlich erweitert hatte, so darf man sich nicht wundern, wenn die allzu eng abgeschlossene Sprache, nicht immer ohne einige Gewalt zu erleiden, sich den geistigen Bedürfnissen der mächtig vorschreitenden Zeit zu fügen vermochte, und der Tadel pedantischer Kritiker aus der alten Schule gegen die Sprache Diderot's, Rousseau's u. A. scheint uns ebenso ungerichtet, als die althergeübte Forderung mancher italienischen Predanten, welche auch für die neueren Ideen durchaus kein anderes Organ gestalten wollen, als die höchst ideenarme Sprache des goldenen Trecento. — Während wir bisher die Schriftsteller nach den verschiedenen Fächern, in welchen sie gearbeitet, betrachtet haben, müssen wir hier, wenigstens für einige der bedeutendsten, eine Ausnahme gestalten, weil ihr Geist, ihre Gesinnung, ihre Betrachtungsweise mehr oder weniger die ganze Zeit beherrschte und sich fast ohne Ausnahme in allen übrigen Schriften dieser Periode wiedererkennen lassen. Das sind die sogenannten Philosophen (über die eigentliche Bedeutung dieses Namens s. oben), auch wol *Encyclopädisten* genannt, weil die meisten von ihnen sich bei der Herausgabe der berühmten *Encyclopédie* betheiligt hatten, oder doch die in jenem Werke vorkommenden Ansichten theilten. Vor allen find hier zu nennen d'Alembert, Diderot und Helvétius.

Jean le Rond d'Alembert (geb. 1717, gest. 1783)

15) Oeuvres. (Paris 1813. 8.) 4 Voll.

10) Oeuvres. 1776. 8. 1795. 8. 1797. 4., mit Kupfern. 1803. 8. 2 Voll. 11) Oeuvres. Paris 1779. 8. 2 Voll., mit Kupfern. 1803. 18. 4 Voll. 12) Oeuvres. Paris 1784—1790. 8. 20 Voll. 13) 1786—1789. 8. 3 Voll. 1790. 12. 4 Voll. 14) Odes sacrées. Paris 1751. 1753. 1763. 4. Oeuvres. Paris 1784. 8. 6 Voll.

war ein Findelkind, wahrscheinlich der Sohn einer vornehmen Dame, deren Liebe er, als sie sich ihm später, zur Zeit seiner Berühmtheit, wieder nähern wollte, wol mit Recht zurückwies und sich treu zu der armen Glaserin hielt, die ihn erzogen hatte. Durch seine Talente, besonders für Mathematik, machte er sich bald einen so berühmten Namen, daß Friedrich II. ihn zum Präsidenten der Akademie zu Berlin berief und Katharina II. ihm die Erziehung eines Großfürsten anvertrauen wollte. Der hochbedeute, aber auch die Welt kennende, Gelehrte war weit genug, beides auszuweichen. Seine Verdienste um die mathematischen Wissenschaften können hier nicht erwähnt werden. Wir führen ihn hier nur als einen der zugleich freisinnigsten und rechtschaffenen Männer seiner Zeit an. Sein Hauptwerk, außer den vielen Artikeln für die Encyclopédie, ist der Discours préliminaire zu diesem Werke, welcher als ein Meisterrück betrachtet wird. Als secrétaire perpétuel der Académie française hat er auch eine Reihe Eloges geschrieben. Alle diese philosophischen und belletrischen Werke sind vereinigt in seinen *Mélanges de littérature* ¹⁶⁾, d'histoire et de philosophie, worin sich überall der besonnene, aber keineswegs fanatische Freund der Wahrheit und Freiheit zeigt. Seinem größten Theil an der Herausgabe der Encyclopédie und an der Bewegung des Geistes überhaupt nahm Denis Diderot ¹⁷⁾ (geb. 1713, gest. 1784), welcher durch seine Schriften und mehr noch durch seinen persönlichen Einfluß als das eigentliche Haupt der Schule der sogenannten Philosophen betrachtet werden muß. Die Kritiker der alten Schule halten ihn für einen kaum mittelmaßigen Schriftsteller; und allerdings erkennt man oft genug an seinem Style, daß er Mühe hat, seine Ideen in der gangbaren Sprache auszudrücken, und daher nöthig ist, nach ungewöhnlichen und nicht immer glücklichen Wendungen und Ausdrücken zu forschen; ein Fehler, den man ihm in Deutschland gar leicht verzeihen hätte. Diderot hat sich in vielen Fächern versucht; in allen hat er Originalität und Streben nach gründlicher Erkenntnis, in keinem Meisterrück gezeigt. Er war ein reicher, aber uneigennütziger Geist, der es nie und in keinem Fache zur vollendeten Klarheit der Idee gebracht hat. Sein Hauptwerk ist die mit d'Alembert unternommene Herausgabe der Encyclopédie ¹⁸⁾, wozu die Aufforderung, die er erhalten hatte, ein ähnliches englisches Werk von Chambers zu übersehen die Veranlassung gegeben hatte. D'Alembert übernahm die mathematischen, Diderot vorzüglich die auf Handwerke und Künste bezüglichen Artikel, und hat sonst überall aus: viele der besten Köpfe Frankreichs, aber freilich auch manche obscure Scribenten, gehören zu

den Mitarbeitern. Da es der Hauptzweck der Herausgeber war, ihre Ideen über den Staat, die Religion, die Moral, mit einem Worte, ihre Philosophie in diesem Werke niederzulegen, und sie dies mit einer sehr rücksichtslosen, ja verlegenden Kühnheit gethan, so begriff man wohl, daß sie nicht ohne Anfechtung bleiben konnten. Die ersten Bände erschienen 1751. Darauf folgte 1752 ein Verbot der Regierung, und nachdem dieses wieder aufgehoben, 1757 ein neues strengeres Verbot, sodaß das Ganze erst 1767 erscheinen konnte. Unter den unabhängigen eigenen Worten Diderots zeichnen wir aus: *Lectures sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient*, 1749, welches dem Verfasser eine sechsmonatliche Gefangenschaft in Vincennes zuzog, und die bald darauf 1751. 12. 2 Voll. erschienenen *Lettres sur les sourds-muets*; ferner *Principes de la philosophie morale*, 1745, und *Les salons*, eine geistreiche, lebendige Kritik der 1765—1767 stattgefundenen Gemäldeausstellungen in Paris. Seinen *Essai sur la peinture* hat Goethe überf. Diderot gehörte auf das Entschiedenste zu denen, welche die bisherigen Bahnen der dramatischen Poesie verworfen und auf dem Wege der Natürlichkeit die Wahrheit suchten, mit wenigem Glück aber, wie seine schwerfälligen, moralisirenden Stücke in Prosa: *Le fils naturel* und *Le père de famille* ¹⁹⁾, bewiesen. Sämlich früh schon hatte er auch einen, seiner ganz unwürdigen, schmuggigen Roman, *Les bijoux indiscrets*, geschrieben. Weit mehr besser und fast das Beste, was man von ihm hat, sind einige erst durch Grimm's Correspondenz früher in Deutschland als in Frankreich bekannt gewordene und erst lange nach dem Tode Diderots in Frankreich gedruckte Romane: *Jacques le Fataliste* und *La religieuse*, sowie auch *Le neveu de Rameau*, ein Gespräch über Musik, welches Goethe überf. hat und welches im Original erst 1821 in Paris erschien, nachdem schon aus dem Deutschen eine französische Uebersetzung angefertigt worden war, welche eine Zeit lang für das wahre Original galt. — Claude Adrien Helvétius (geb. 1715, gest. 1771), welchen wir schon wegen des sehr schwachen, erst nach seinem Tode erschienenen, *De l'homme* erwähnt haben, war an sittlichem Werthe wol der ausgezeichneste unter denen, welche sich zu den neuen Principien der sogenannten Philosophie bekanneten. Er war ein durchaus edler Mensch, und den Grundsat, welchen er als die Basis seines berühmten Werkes: *De l'esprit* ²⁰⁾, aufgestellt, daß der Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei und sein müsse, hatte er wol mehr aus der Beobachtung der Menschen, als aus seinem eigenen Herzen geschöpft. Nicht bloß die Theologen, welche in Helvétius den Zerstörer aller Moral sahen, auch Rousseau hat ihn bekämpft. In späteren Jahren, erkrankt durch die Anfeindungen, welche ihm sein Buch zugezogen, schrieb er noch: *De l'homme, de ses facultés et de son éducation* ²¹⁾, welches aber erst nach seinem Tode erschien,

16) *Oeuvres*. Paris 1805. 8. 18 Voll. *Mélanges etc.* 12. 5 Voll. *Oeuvres posthumes*. Paris 1800. 12. 2 Voll. 17) *Oeuvres* von *Voltaire*. Paris 1798. 8. 15 Voll. Vollständig Paris 1819. 8. 6 Voll. und 1 Voll. *Supplément*. 18) *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Paris 1751—1772. fol. 28. Voll. *Supplément*. Amsterdam. (Paris) 1776—1777. fol. 5 Voll. Ein Nachdruck ist Geneve 1777. 4. 39 Voll. und öfter: so *Encyclopédie méthodique par ordre des matières*. (Paris 1789 sq. 4.)

19) *Théâtre*. Amsterdam. 1771. 12. 2 Voll. 20) Paris 1758. 4. 1 Voll. 8. 3 Voll. 1776. 12. 2 Voll. und oft. 21) Paris 1772. 8. 2 Voll.

und wenig geeignet war, seinen früher erworbenen Ruhm zu vermehren. Andere nachgelassene Werke von ihm sind: *Le vrai sens du système de la nature. Les progrès de la raison dans la recherche du vrai* ²³⁾.

In zweiter Linie sind zu nennen Condorcet, Robinet, Holbach und La Métrie. — Marie Jean Antoine Nicolas Caritat de Condorcet (geb. 1743, endete durch Selbstmord 1794), ein Freund d'Alembert's und Mathematiker, wie dieser. Er warf sich mit Leidenschaft in die Bewegung der Revolution und ward, wie so Viele, ihr Opfer. Außer seinen mathematischen Werken ist hier nur sein treffliches *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* zu nennen, welches er unter Todesgefahren in einer geheimen Aufschreibsart ausarbeitete ²⁴⁾. Guillaume Thomas Raynal (geb. 1711, gest. 1796); er war früher Jesuit, und obgleich Priester, hat doch nicht leicht ein anderer seiner Genossen so leidenschaftlich und fast wüthend gegen die Geistlichkeit bekämpft, als er. Nachdem er einige längst vergessene unbedeutende Werke, wie *Histoire du Saint-bonheur* ²⁵⁾ und *Histoire du parlement d'Angleterre* ²⁶⁾, geschrieben, gab er 20 Jahre später sein großes Werk: *Histoire* ²⁷⁾ philosophique et politique du commerce et de l'établissement des Européens dans les deux Indes, heraus, dessen interessanter Stoff er aber theils durch Flüchtigkeit der Arbeit, noch mehr aber durch leidenschaftliche, wahrhaft unsinnige Declamationen über Staat und Kirche verunzelt hat. Es verdient erwähnt zu werden, daß während eine der glänzendsten Partien seines Werkes die Declamation gegen den Sklavenhandel ist, er selbst bei diesem nichtwürdigen Handel betheiliget war und ein Vermögen dadurch erwarb; doch wies auch behauptet, grade dieser Theil seines Werkes sei nicht von ihm, sondern von einem seiner Freunde, Jean de Pech-mia (geb. 1741, gest. 1785).

Die materialistische Ansicht der Natur und des Geistes, deren Keime sich schon in den Werken der ebenwähnten Männer erkennen lassen, fand einen fruchtbaren Boden in Robinet, Holbach und La Métrie. Jean Baptiste Robinet (geb. 1728, gest. 1820), ein sonst geachteter Naturforscher, schrieb in dieser Richtung *De la nature* ²⁸⁾; *De l'animalité* ²⁹⁾, als Fortsetzung des vorigen; *Parallèle de la condition et des facultés de l'homme avec celles des autres animaux* ³⁰⁾; *Paradoxes moraux et littéraires etc.* Berühmter ist der Deutsche, Paul Thierri Baron v. Holbach, aus Heilsbrunn in der Pfalz (geb. 1723, gest. 1789), seines Zeitalters ein tüchtiger Mineralog und Metallurgiker, in welchen Fächern er Vieles geschrieben, welcher sein Leben in Paris in inniger Verbindung mit den Encyclopädisten zu-

gebracht, nur französisch geschrieben hat und vorzüglich bekannt ist durch das berühmte Werk: *Système de la nature* ³¹⁾, welches Anfangs unter dem Namen des verstorbenen Mirabaud erschien, worin mit der größten Konsequenz der reine Materialismus gepredigt und alles Geistige, Berrnünftige, wie Göttliche als bloße Chimäre darge- stellt wird. Es muß übrigens unentschieden bleiben, ob es wirklich und ganz von Holbach, oder ob es von seinem Hauslehrer Lagrange, oder endlich ob es das gemeinsame Werk Diderot's, Grimm's und Holbach's gewesen. Am rohesten tritt diese Richtung hervor in den jetzt verschollenen Schriften: *Histoire naturelle de l'âme, L'homme machine, L'homme plante etc.*, von Julien Offray de la Métrie (geb. 1709, gest. zu Berlin 1751). Er hatte in Frankreich und Holland Verfolgungen erfahren, fand aber bei Friedrich II. eine Zuflucht, der ihn zum Mitgliede der Akademie machte und selbst seine Lobrede schrieb. Zu chemischen philosophisch sein sollenden Schriften gehören auch die *Lettres juives* ³²⁾ und die *Lettres chinoises* ³³⁾ des Jean Baptiste de Boyer, marquis d'Argens, welcher 25 Jahre lang mit Friedrich II. lebte und sehr viel geschrieben hat.

Wir haben Rousseau bisher nicht erwähnt, obwohl er auf das Entscheidende zu den Philosophen gehört, weil er sich ebenso entschieden durch Geist und Gesinnung von ihnen unterscheidet und eigentlich ganz vereinzelt in dieser Zeit dasteht. Jean Jacques Rousseau war zu Genf 1712 geboren und starb 1778 zu Ermenonville, in der Nähe von Paris; seine protestantische Erziehung, sein durch Weiblichkeit und Verführung veranlaßter früher Uebertritt zum Katholicismus, welchen er später wieder aufgab, der Widerstreit, der dadurch für sein Leben in seinem Innern er- wedet ward, der Kampf eines nach Wahrheit ringenden, von der Trübsal der Zeit ergriffenen und doch nicht überwundenen Geistes, die stets wieder hervorbrechende Tiefe religiösen Gefühls, verbunden mit einem wunder- lichen, hochmüthigen und abstoßenden Charakter, und die Armuth, mit welcher er fast zeitweilen zu kämpfen hatte, erklären, wie man glauben, die oft so hart beurtheilten, allerdings auffallenden Widersprüche, die man in seinem Leben und in seinen Schriften findet. Etwas von teu- scher Natur und Innigkeit, welches auch den Schwierigen französischer Zunge nie ganz fehlt, ist in ihm unerkenn- bar, und was es eben, was sein Verhältniß zu den Fran- zosen nie recht innerlich und ungetrübet werden ließ, ob- gleich anfänglich mit den sogenannten Philosophen verbin- det, ward er später doch auf das Heftigste von ihnen angefeindet. Nie hat er es zu einer einigermaßen ge- sicherten Stellung im Leben bringen können, und die Ver- folgungen, welche er von der katholischen und reformirten Geistlichkeit erfuhr, der Herrath, wie er wenigstens glaubte, aller seiner Freunde, hatten ihn zuletzt so erbit- tert und mit den Menschen verfeindet, daß er sich in völlige Einsamkeit zurückzog und sogar das Geräch veran-

23) *Oeuvres complètes. Paris 1770, 12, 5 Völk. 1781, 4, 3 Völk. 1794, 5 Völk. 1795, 18, 14 Völk. 1818, 8, 3 Völk. 24) *Oeuvres complètes. Paris 1804, 8, 31 Völk. 24) 1748, 12, 1750, 12, 3 Völk. 25) 1748, 12, 26) 1771. Genève 1780, 4, 5 Völk. Supplément. La Haye 1781, 8, 4 Völk. Das Ganze: Genève 1781, 8, 70 Völk. Neuchâtel 1785, 8, 10 Völk. 27) Amsterdam 1761, 4, oder 8, 3 Völk. 28) 1767—1768, 8, 2 Völk. 29) Paris 1769, 12.**

30) *Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde moral par feu M. Mirabaud. (Londres 1770, 8.) 2 Völk. 31) Paris 1766, 8, 8 Völk. 32) La Haye 1738, 8, 5 Völk.*

laste, als habe er seinem Leben durch Gift ein Ende gemacht. Er ist zu bekannt und es ist nach jeder Richtung hin zu viel über ihn geschrieben, als daß wir hier veranlassen könnten, mehr über sein Wesen und seinen Geist zu sagen. Die Schriftstellerlaufbahn hat er ziemlich spät betreten. Seine erste Schrift, womit er den Preis der Akademie von Dijon erhielt, und worin er den Satz durchführte, daß die Geistesbildung die Menschen zu ihrer Verschlechterung führe, machte schon großes Aufsehen, und wie er mit einem Paradoxon begonnen, so haben auch die meisten seiner Werke einen paradoxen Charakter, namentlich auch der *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (1755). Sein schon erwähneter *Devin du village* fand zwar großen Beifall, aber seine *Lettres sur la musique française* und später sein *Dictionnaire de musique* (1767) erweckten ihm schon bittere Anfeindungen. Das größte Aufsehen aber machte seine *Nouvelle Héloïse ou lettres de deux amants* (1761. 12. 6 Voll.), welche, wenn auch sittlich nicht zu empfehlen, doch an Innigkeit des Gefühls und des Ausdrucks alles Ähnliche übertraf. Die große Bewunderung, welche dies Buch erregte, läßt sich sehr gut daraus erklären, daß er in einer Zeit, wo es Mode geworden war, allen Ernst und alle tieferen Gefühle des Menschen zu verhöhnen, zum ersten Male wieder die Sprache der Natur und der Liebe erklingen ließ. Sein Hauptwerk, welches seinen Namen wahrhaft verewigt hat, ist aber sein *Émile, ou de l'éducation* (1762. 12. 4 Voll.). Auch seine bittersten Feinde müssen doch zugestehen, daß dies Buch einen unermesslichen und heilsamen Einfluß auf das Erziehungssystem in ganz Europa gehabt hat und die Basis aller neueren Ansichten über diesen Gegenstand gewesen ist. Dennoch wurde es von dem Parlament verboten und Rousseau mußte nach der Schweiz fliehen, wo seine eigene Vaterstadt, theils wegen des *Émile*, theils wegen des *Contrat social* (1762. 8.), ihn verließ; später erhielt er jedoch die Erlaubniß, wieder nach Paris zu kommen. In der Schweiz noch schrieb er seinen schönen Brief an seinen Beförderer, den Erzbischof von Paris, und die *Lettres écrites de la Montagne*, über die bürgerlichen und religiösen Unruhen in Genf. Nach seinem Tode erschienen seine *Confessions*, worin er mit fast cynischem Freimuth, und doch nicht ohne Selbstgefälligkeit, auch seine schlechtesten Handlungen nicht verschweig³³⁾.

Alle diese, welche man damals mit dem Namen Philosophen bezeichnete, wurden in Deutschland diesen Titel wol schwerlich erhalten haben. Der Einzige, welchen

man auch bei uns so nennen muß, ist Etienne Bonnot de Condillac³⁴⁾ (geb. 1715, gest. 1780). Er war ein Schüler Locke's und hat dessen System des reinen Empirismus nur weiter ausgebildet. Sein Hauptsatz ist, daß alle Erkenntniß nur aus den Sinnen abzuleiten sei. Seine zahlreichen Schriften zeichnen sich durch Klarheit und Präcision aus. Ihm können wir noch beifügen: Luc Glaspiers de Bauvargues (geb. 1715, gest. 1747), welcher, da er jung gestorben, nur wenige und fragmentarische Werke hinterlassen hat; das bedeutendste ist seine *Introduction à la connaissance de l'esprit humain*³⁵⁾. Auch Charles Bonnet aus Genf (geb. 1730, gest. 1793), als Naturforscher berühmt, muß hier erwähnt werden als Verfasser der *Psychologie*³⁶⁾; *Essai sur les facultés de l'âme*³⁷⁾; *La palinodie philosophique*³⁸⁾. Auch er gehörte zur Schule Locke's.

Wenn auch dem Geiste nach mit jenen sogenannten Philosophen verwandt, stand ihnen äußerlich doch ferner der Graf Georges Louis Le Clerc de Buffon³⁹⁾ (geb. 1707, gest. 1788), der berühmteste Naturforscher seiner Zeit. Seine Verdienste um die Naturwissenschaften zu würdigen, müssen wir Andern überlassen, um so mehr, als es bekannt ist, daß er einen großen Theil der in seinen Werken enthaltenen Beobachtungen und Untersuchungen, namentlich alles Anatomische, dem bescheidenen, aber sehr fleißigen und gelehrten Jean Louis Marie Daubenton (geb. 1716, gest. 1799) verdankt. Buffon's Hauptverdienst besteht in der Sprache, worauf er selbst den höchsten Werth legte; obwohl wir gestehen müssen, daß dieser überkünstlich gefielte, wenn auch glänzende, Styl, den die Franzosen so sehr bewundern, uns in Werken dieser Art wenig an seiner Stelle zu sein scheint und uns stets an den Spott Voltaire's erinnert, welcher, als man in seiner Gegenwart die Histoire naturelle bewunderte, sich zu sagen begnügte: *pas trop naturelle!* Seine Hypothesen über die Geschichte der Erde sind natürlich längst verschollen.

Nachdem wir so die das ganze Jahrhundert beherrschende Geistesrichtung, an deren Spitze die oben erwähnten Männer standen, charakterisirt haben, gehen wir zu einer mehr systematischen Betrachtung der bedeutendsten Schriftsteller dieser Zeit über.

Wir beginnen abermals mit dem Roman. Ob-

33) Rousseau, Oeuvres de, Genève 1789—1790. 4. 17 Voll. oder 8. 30 Voll. Londres (Paris, Casati) 1781. 18. 38 Voll., mit Kupfern. (Kehl) 1783—1789. 18. 34 Voll. Paris 1788—1790. 8. 38 Voll. Paris 1798. 18. 37 Voll., mit Kupfern. Paris, Didot, 1793—1800. 4. 18 Voll. Bais 1798. 8. 34 Voll. Paris 1796—1801. 18. 25 Voll. Paris, Didot, 1801. 12. 20 Voll. Paris, Belin, 1817. 8. 8 Voll. Paris, Didot, 1817. 8. 18 Voll., mit Kupfern, and 18. 20 Voll. Paris 1818—1820. 12. 22 Voll., mit Kupfern. Bester ist Paris, Lesclapart, 1819—1820. 8. 22 Voll., mit Kupfern. Paris, Dupont, 1825. 8. 2 Voll., édition compacte und oft.

34) Kantsur zur *Origine des connaissances humaines*, 1746. 12. 2 Voll. *Traité des systèmes*, 1749. 12. 2 Voll. *Traité des sensations*, sein Hauptwerk, 1754. 12. 2 Voll. *Traité des animaux*, 1775. *Cours d'études, ou encyclopédie des arts*, für den jungen Jüngling von Parma geschrieben, 1755. 8. 13 Voll. Kurz vor seinem Tode erschien noch *La logique*, 1780. *Oeuvres complètes*. Paris 1798. 8. 23 Voll. und 18. 35 Voll. 1803. 12. 31 Voll. 35) Oeuvres, 1797. 12. 2 Voll. 36) Londres 1755. 8. 37) Kopenhage 1759. und Brème 1770. 8. 2 Voll. 38) Genève 1769. Zurich 1771. 8. 2 Voll. Oeuvres, (Neuchâtel 1779. 1783. 8.) 4 Voll. 39) Oeuvres, mit den Fortsetzungen von Bonnetilleard und Lacépède. Paris 1749—1804. 4. 44 Voll., mit Kupfern. Paris 1774—1804. 4. 36 Voll., mit Kupfern. 1752—1805. 12. 90 Voll. Paris 1798—1807. 8. 127 Voll., mit Kupfern. Paris 1810. 8. 34 Voll. Paris 1799—1803. 18. 60 Voll., mit Kupfern. Paris 1799—1802. 18. 78 Voll., mit Kupfern.

gleich die Lust an den alten Ritterromanen und an den sich ebenfalls an sie anschließenden eines Gaiprenide längst vorüber war, versuchte doch der Graf Louis Elisabeth de la Bergne de Tressan (geb. 1705, gest. 1782) noch ein Mal den alten Amadis von Gallien⁴⁰⁾ zu erneuern, und überhaupt für diesen längst verschollenen Theil der Literatur zu interessieren. Es gelang ihm aber sehr wenig, weil in seinen modernisirten Ausgüben das eigentlich Poetische und Charakteristische jener alten Werke ganz verloren ging. Unendlich mehr Beifall fand die Gattung des Romans, welche man den Familienroman, oder den psychologischen nennen möchte, worin, bei einem großen Reichthum an Erfindung und Aenteuern, doch die Darstellung und Entwicke- lung gewisser Hauptcharaktere als das wahre Ziel des Dichters erscheint. Die Engländer, und namentlich Richardson, hatten dies zuerst mit Glück versucht. Ihnen sehr nahe steht: Antoine François Prevost d'Exiles (geb. 1697, gest. 1763). Er hat unsäglich viel geschrieben, weil er nur davon lebte. Dennoch sind unter seinen zahlreichen Werken einige von bleibendem Werthe; dahin gehört der *Cleveland*"), vor allen aber die kleine Geschichte des Chevaliers des Grieux und der Manon l'Escout"), worin er für höchst zweideutige Personen durch die Innigkeit und Wahrheit der Darstellung ein lebhaftes Interesse zu erwecken wußte. Demnächst geachtet sind seine allzu langen *Mémoires d'un homme de qualité*"), sein *Doyen de Killerine*") und eine *Histoire générale des voyages*"). In diese Classe gehören auch die *Confessions du comte de ...* von Duclos, welcher später zu erwähnen ist, und die *Marianne* und der *Paysan parvenu* von Marivaux, von dessen Styl schon oben die Rede gewesen, und den er auch in seinen Romanen nicht verleugnet. Das Höchste in dieser Gattung hat ohne Zweifel Rousseau in seiner *Nouvelle Héloïse* geleistet. — Eine Zeit, wie die des Rügnet, und die nicht eben bessere bis zur Revolution, mußte nothwendig große Freude finden an der geistreichen Darstellung der Corruption, welche, mit Feinheit und Eleganz verbunden, die höheren Stände damals charakterisirte. Wer daher die schlüpfrigsten Begebenheiten mit Witz und Laune zu schildern und einen leichten Schleier der Decenz in Worten darüber zu werfen verstand, der konnte eines großen Beifalles gewiß sein. In dieser Art hat diese Periode Bietles, und, abgesehen von der Nichtswürdigkeit des Inhaltes, zum Theil Meisterhaftes aufzuweisen. Der Erste, der diese Bahn, wenn auch mit wenigem Geschick, betrat, war Claude Prosper Jolyot de Fleury (geb. 1707, gest. 1777), Sohn des Tragikers. Sein Tanzal und Néodarné führte ihn eine Zeit lang in die Bastille, weil man Anspielungen auf bedeutende Personen darin mitterte. Bester sind *Les égarements du coeur et de l'esprit*"). Wenig Erfindung und viel Unsittlichkeit herrscht in dem

Sopha"). Sehr fruchtbar und nicht ohne poetisches Talent ist der Bietleschreiber Nicolas Edme Rétil de la Bretonne (geb. 1734, gest. 1806). Schon die Titel einiger seiner vielen Romane, wie *Le paysan perversi*, *La paysanne perversi*, zeigen, was man hier zu erwarten hat. Den Gipfel des Unsittlichen in geistreicher Darstellung erreichen Pierre Ambroise Godebrot de Lados (geb. 1741, gest. 1803) in seinen *Liaisons dangereuses* in Briefen, und Jean Baptiste Louvet de Couvray (geb. 1760, gest. 1797) in seinen *Les amours du chevalier de Faublas*, welche jemand den Champagner unter den französischen Romanen genannt hat. Leider müssen wir auch den sonst achtungswürdigen Diderot wegen seiner *Bijoux indiscrets* und zum Theil auch wegen der *Religieuse* hier erwähnen. Ganz natürlich suchten dagegen ehrliche Gemüther eine bessere Classe von Lesern für ihre durchaus reine, wenn auch zuweilen als Sentimentale streifenden Darstellungen zu gewinnen. Frauen waren es vorzüglich, welche sich auf diesem Wege auszeichneten. Dahin gehören *Le siège de Calais*, *Mémoires du comte de Cominge* und *Les malheurs de l'amour* von Glauvine Alexandre Guefien de Tencin (geb. 1681, gest. 1749), welche eine Zeit lang die Schöngestirnen von Paris in ihrem Hause versammelte; die *Lectures péruviennes* von François d'Assembourg d'Assoncourt de Grassigny (geb. 1695, gest. 1758). Auch unter den zahlreichen, einst sehr beliebten Erziehungsschriften der Madame la Prince de Beaumont (geb. 1711, gest. 1780) finden sich mehrere Romane und Contes moraux. Ihr Hauptwerk sind das *Magazin des enfans* (4 Voll. 12r.) und *Magazin des adolescentes* (4 Voll. 12r.). Zu jenen besseren Romanen gehören ferner: *Lectures de Milady Catesby* et de Fanny Buttler von Marie Jeanne de Méjères de Labordas Riccoboni (geb. 1714; gest. 1792); *Amélie de Mansfield*; *Claire d'Albe*; *Malwine*; *Elisabeth ou les exilés de Sibirie*; *Mathilde* etc. von Sophie Rikraux, Witbir Gottin") (geb. 1773, gest. 1803); *Adèle de Sénanage*; *Emilie*; *Alphonse* etc. von Adèle de Flahaut de Souya"). Den größten Ruf aber in dem sentimentalen Romane hat sich erworben Jacques Henry Bernardin de St. Pierre") (geb. 1737, gest. 1814), dessen *Paul et Virginie* und *La chaumière indienne* einst in ganz Europa gelesen und bewundert worden: eine gesunde Zeit hat sie freilich längst bei Seite gelegt; ebenso ausgezeichnet durch den Styl und die Phantasie, als schwach in den Thatfachen sind seine *Études de la nature*, welche der Naturforscher nur mit mittelbarem Lächeln betrachten kann. — Wir haben schon oben gesehen, daß auch die sogenannten Philosophen es nicht verschmähten, ihre Talente auf den Roman zu wenden; versteht sich, daß es vorzüglich Lendentromane waren, womit sie beabsichtigten, ihre Ideen über Religion, Moral und Staat auch auf diese Weise zu verbreiten. Dahin gehören vorzüglich Jacques le fataliste und *La religieuse*

40) *Amadis de Gaule*. (Amsterd. 1770. 12.) 3 Voll. Corps d'extraits de romans de chevalerie. 1782. 12. 4 Voll. 41) 1752. 8. 6 Voll. 42) 1733. 12. Paris, Didot, 1797. 18. 9 Voll. mit Kupfern. 43) 1729. 12. 6 Voll. 44) 1730. 12. 6 Voll. 45) 1745. 4. 20 Voll. oder 12. 64 Voll. 46) 1730. 12.

47) 1749. 12. 9 Voll. 48) *Oeuvres*. 1817. 5 Voll. 1826. 13 Voll. 49) *Oeuvres*. Paris 1821. 12. 13 Voll. 50) *Oeuvres*. 1820. 18. 18 Voll.

von Diderot; dann aber auch die allerbinge geistreichen und anmutigsten Erzählungen Voltaire's, Zadig; Candide; Babouc; Searmentado; L'ingenu etc. Auch Montesquieu's Lettres persannes gehören in diese Classe. Harmloser sind die Erzählungen Le diable amoureux u. a. von Jacques Gayette (geb. 1718, hingerichtet 1792) und die nicht allzu moralischen Contes moraux von Marmontel.

Die große Bewunderung, welche der Télémaque von Fénelon erregt hatte, veranlaßte seitdem Manche, sich in dieser Zwittergattung der epischen Romane zu versuchen, welche damals von diesen bona fide für wahre epische Gedichte gehalten wurden, obgleich in Prosa. Zu diesen gehört vor allen Jean François Marmontel (geb. 1719, gest. 1799), den wir früher schon als nicht sonderlich glücklichen Dichter von Tragödien, Komödien und größeren und kleineren Opern kennen gelernt haben. Nachdem er diese Arbeiten ausgegeben, erwarb er sich durch seine nur eben erwähnten Contes moraux einen bedeutenden Ruf, der ihm zum Adel noch geblieben ist, während seine größeren Werke: Bélisaire *) und Les Incas **), durch Mangel an Interesse und eine schwülstige, poetische Sprache abschreckten. Seine Éléments de littérature *) in alphabetischer Ordnung enthalten viel gesunde ästhetische Kritik, und in seiner Poétique française **) hat er sich manches freie Urtheil über frühere Gelehrten erlaubt, welches die Rechtschläubigen ärgerte. Die literarischen Artikel der Encyclopédie sind meistens von ihm. Ein sehr beliebter Schriftsteller in dieser Gattung des Romans ist ferner Jean Pierre Claris de Florian (geb. 1755, gest. 1794), ein Mann von großer Herzengüte und von edelm, seinem Sinn, dem es aber an Kraft und wahrhaft poetischem Geiste fehlte. Sein erster Versuch war eine Uebersetzung der Galatea des Gervantes, worauf er einen Schäferroman, Estelle, folgen ließ. Beide machten, eben wegen der sentimentalischen Richtung, welche einen entscheidenden Contrast gegen die herrschende Trivialität bildete, großes Glück. Derselbe schwächlicher nimmt sich dieser moderne Ton in seinem Numa Pompilius aus; erträglicher dagegen, weil durch ritterlichen Sinn und Einteilung, in seinem Gonsalve de Cordoue (Guillaume Tell ist unvollendet geblieben) und in mehreren seiner kleinen Romane. Er hat auch den Don Quixote, aber farblos, übersezt **). Ganz vergessen dagegen ist Paul Jérémie Bitoult (geb. 1732, gest. 1808). Er hat einen Joseph **), poème en 9 chants; Guillaume de Nassau *) ou les Bataves en 10 chants, alles in Prosa; eine matte Uebersetzung des Homer geschrieben. Von bleibendem Werthe, weil auf gründlichen Studien ruhend, ist das berühmte Voyage du jeune Ana-

charsis en Grèce **) von Jean Jacques Barthélémy (geb. 1716, gest. 1795), welches nur der Einförmigkeit wegen hier erwähnt werden muß, obgleich es eigentlich wol Anspruch macht, zu den gelehrtesten Werken zu gehören; wie denn auch der Verfasser sein Leben den archaisologischen Studien gewidmet hatte.

Die Geschichte trat unangbar mit diesem Zeitraume in ein neues Stadium, ohne doch ihre wahre Bestimmung zu erreichen. War die Geschichte früher, mit wenigen Ausnahmen, nur als eine mühselige Anienanderrückung von geschichtlichen Thatfachen, oder als ein Stoff für rhetorische Darstellung behandelt worden, so glaubte man jetzt einen großen Fortschritt gemacht zu haben, wenn man sie, wie man sagte, mit philosophischem Geiste betrachtete, was doch aber meist nichts Anderes hieß, als daß man sich die Mühe gründlicher Forschung möglichst ersparte und dafür das längst Bekannte nach den modernem Begriffen umzuwenden suchte. Die Ideen der Zeit schienen so unbestreitbar, daß man Alles nach diesem Maßstabe beurtheilte und statt der Geschichte mehr nur Betrachtungen und Reflexionen über die früheren Ereignisse im Sinne des 18. Jahrh. aufstellte; wobei sich schon der Mangel an Wahrheitsinn offenbarte, der sich leider fast in allen historischen Darstellungen der Franzosen kund gibt. Systemsucht, geistreiche Reflexionen und blendende Ausföhrung vertreten bei ihnen nur zu oft die gründliche Forschung und die historische Treue. Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel werden wir gelegentlich angeben.

Auch hier verdient Voltaire in erster Linie zu glänzen, und seine Arbeiten, wenigleich im Ganzen flüchtig, verrathen doch mehr Stubium, als man ihm gewöhnlich zutraut, und auf jeden Fall ist er der Erste gewesen, welcher sich in der Geschichte zu allgemeinen Gesichtspunkten erhoben hat. Man hat von ihm Essai sur l'histoire générale, mehr Skizze, als ausgeführt; Histoire de Charles XII. et du Czar Pierre I. und Le siècle de Louis XIV. et de Louis XV., worunter die Geschichte Karls XII. wol das Beste ist; in dem Siècle de Louis XIV. et de Louis XV. hat ihn geräthige Persönlichkeit bisweilen zu Ungerechtigkeiten verleitet. Von Raynal haben wir oben schon gesprochen. Eigentliche Geschichtsschreiber von Profession sind: Paul François Bellu (geb. 1711, gest. 1759), der Erste, welcher einiges Licht in die schwierigen und dunklen Zeiten der älteren französischen Geschichte gebracht hat. Sein Werk: Histoire de France **), umfaßt nur die Zeiten der beiden ersten Racen; sie ist fortgesetzt von Claude Billardt (gest. 1766); eine weitere Fortsetzung, bis zum Ende des 16. Jahrh., ist von Garnier. Von Charles Duclos (geb. 1705, gest. 1772) hat man eine geschätzte Histoire de Louis XI. (1745. 12. 3 Voll. und einen Supplementband). Nach seinem Tode erschienen Mémoires secrets sur les règnes

51) Paris 1767. 8., mit Kupfern. 52) Paris 1777. 8. 2 Voll., mit Kupfern. 53) Paris 1787. 8. 6 Voll. 54) Oeuvres complètes. 1787 — 1806. 8. 32 Voll. 1818 — 1819. 8. 18 Voll. 55) Oeuvres complètes. Paris 1784 — 1807. 18. 24 Voll. 1784 — 1799. 8. 12 Voll. 1805. 8. 8 Voll. Paris, Renouard, 1812. 18. 16 Voll. 56) Berlin 1767. 8. Neuchâtel 1772. Paris 1787 und 1793. 8. 57) Amsterdam, 1773. 8.

58) Paris 1788. 4. 4 Voll. und 8. 7 Voll. 1790. 4. 3 Voll. und 8. 7 Voll. 1817. 8. 7 Voll., mit Titul. 59) Histoire de France depuis l'établissement de la monarchie par Felly bis zum vierten Theile, von Billardt bis zum neunten, von Garnier bis zum 15. (Paris 1770 — 1789. 4.) 15 Voll.

de Louis XIV. et de Louis XV. (Paris 1791. 8. 2 Voll.). Gabriel Bonnot de Mably (geb. 1709, gest. 1785), ein Bruder Condillacs, war ein ernst und gewissenhafter Forscher; seine Hauptwerke sind: Droit public de l'Europe; Observations sur les Grecs; Observations sur les Romains; Entretiens de Phocion; Observations sur l'histoire de France; De l'idée de l'histoire; De la manière d'écrire l'histoire⁶⁰). Ferner ist hier zu nennen: Charles de Brosses (geb. 1709, gest. 1777); sein Hauptwerk, woran er 25 Jahre gearbeitet, ist seine Histoire romaine du septième siècle de Rome⁶¹), worin er mit ungleichem Fleiße die verloren gegangene Arbeit des Eufantus zu restituieren suchte. Außerdem hat er noch eine Histoire de la navigation aux terres australes und einen Traité de la formation mécanique des langues⁶²) geschrieben. — Antoine Yves Boguet (geb. 1716, gest. 1758) hat ein großes, theilweis vortheilhaftes, Werk: Origine des loix, des arts, des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples⁶³), hinterlassen. — Das Abrégé chronologique de l'histoire de France⁶⁴) von Charles Jean François Hénault (geb. 1685, gest. 1770), ist lange Zeit weit über seinen Werth geschätzt worden; dagegen hat man fast ganz vergessen, daß er in seinem François II., tragédie en prose, das erste Beispiel in Frankreich gegeben einer dramatischen Behandlung historischer Stoffes, wie sie nur die neueste Zeit wieder gemagt hat. — Von Pierre Jean de la Pimpie de Solignac (geb. 1687, gest. 1773) hat man eine Histoire de Pologne in 12, 5 Voll. und mehrere Eloges, unter andern von Fontenelle und von Montesquieu. — Der schon als dramatischer Schriftsteller erwähnte Germain François Poullain de St. Foix (geb. 1703, gest. 1776) hat eine sehr interessante Geschichte von Paris, unter dem Titel: Essai historique sur Paris⁶⁵), geschrieben. — Von Gabriel Henry Gaillard (geb. 1726, gest. 1792) hat man, außer unedigen Mémoires für die Académie des inscriptions, Histoire de François I. (7 Voll. 12.), Histoire de la rivalité de la France et de l'Angleterre (11 Voll. 12.), Histoire de Charlemagne (4 Voll. 12.) und viele kleinere Werke. — Weniger bedeutend, zum Theil oberflächlich und nur durch gefällige Darstellung blühend, sind die Werke von Pierre Charles Levesque (geb. 1736): Etudes de l'histoire ancienne⁶⁶); Histoire de Russie⁶⁷); La France sous les cinq premiers Valois⁶⁸) etc. — von Guillaume Alexandre de Métyan (geb. 1721, gest. 1766): Tableau de l'histoire moderne⁶⁹), und vor allen von dem ganz ungründlichen Claude François Xavier Willot (geb. 1726, gest. 1785): Eléments de l'histoire de France depuis

Clovis jusqu'à Louis XV.⁷⁰); Eléments de l'histoire d'Angleterre⁷¹); Eléments d'histoire générale ancienne et moderne⁷²), und die jetzt ganz unbrauchbare Histoire littéraire des Troubadours⁷³). — Viel achtungswerther ist Claude Carleman Rulhière (geb. 1735, gest. 1791). Er hat die Histoire de France von Mably fortgesetzt und eine Histoire de la révolution de Russie 1762⁷⁴) und Eclaircissements sur la révocation de l'édit de Nantes⁷⁵), welche seine beste Arbeit ist, geschrieben. Auch ist ehrenvoll zu erwähnen des fleißigen und gelehrten Publicisten Christoph Wilhelm Koch (geb. 1737, gest. 1814) Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen Age⁷⁶); Tableau des révolutions de l'Europe jusqu'à nos jours⁷⁷). — Die Kirchengeschichte hat in diesem Zeitraum kein einziges bedeutendes Werk aufzuweisen; das einzige, aber freilich ganz im ultramontanen Geiste abgefaßt, Werk ist die von den Jesuiten herausgegebene Histoire de l'église gallicane, wovon die ersten 8 Bände von Longueval, der 9. und 10. von Fontenay, der 11. und 12. von Brumet, der 13.—18. von Berthier sind, und welche Paris 1730—1749. 4. erschienen. Nach einer Unterbrechung von 98 Jahren ist jetzt Lyon 1847, der 19. Band von Prat, welcher bis zum Jahre 1563 reicht, herausgegeben worden. Als das Werk eines Fleißigen, wie man ihn beinahe nur bei den Benedictinern findet, dürfen wir das große Werk: L'art de vérifier les dates⁷⁸), nicht übergehen. Es ward von Dantine (gest. 1746) angefangen, fortgesetzt von Ursin Duxand (gest. 1770) und Charles Clément (gest. 1778). Neu und viel gründlicher bearbeitet von François Clément (gest. 1793⁷⁹)). Die weitere Fortsetzung ist von St. Alais und Billy. Ein dänischer König und eine immense Gelehrsamkeit zeigt sich in den historischen, chronologischen, mythologischen und geographischen Arbeiten von Nicolas Trétet (geb. 1688, gest. 1749). Wenigleich ein Holländer, welcher sogar unseres Wissens nie in Frankreich gewesen, gehört doch Cornelius de Pauw (geb. 1739, gest. 1799) durch seine Werke: Recherches philosophiques sur les Grecs⁸⁰) — sur les Américains, les Egyptiens et les Chinois⁸¹), der französischen Literatur an. Er sucht darin mit fast paradoxen Geistes Nüchternheit zu widerprechen, was von der Herrlichkeit jener Völker allgemein geglaubt wird. — Zum Schluß nennen wir den Mann, welcher der Erste in Frankreich, die Geschichte, die Politik und die Geseßgebung der Völker mit tiefem Blick gründet und dargestellt hat: Charles de Seckend, baron de la Brède et de Montesquieu (geb. 1689, gest. 1755⁸²)). Er prädicirte gleichsam zu

60) Oeuvres de Mably. Lyon 1792. 8. 12 Voll. Paris 1794. 8. 15 Voll. Paris 1818. 8. 6 Voll. und dtrr. 61) Dijon 1777. 4. 3 Voll. Osnabrück 1800. 8. 3 Voll. 62) Paris 1785. 12. 2 Voll. Leipzig 1777. 8. 63) Paris 1758. 4. 3 Voll. 1778. 12. 6 Voll. 1820. 8. 3 Voll. 64) Paris 1744. 1769. 4. 3 Voll. und 8. 3 Voll. 65) 1754. 12. 2 Voll. 1769. 3 Voll. 1765. 4 Voll. 1766. 12. 7 Voll. und ein Supplement. 1805. 8. 2 Voll. 66) Paris 1811. 8. 5 Voll. 67) Paris 1812. 8. 6 Voll. 68) Paris 1785. 12. 4 Voll. 69) 1766. 3 Voll.

70) 1767—1769. 12. 3 Voll. 1770. 12. 3 Voll. 1783. 1787. 71) 1769. 3 Voll. 72) 1772. 12. 4 Voll. 1783. 12. 9 Voll. 1800. 8. 15 Voll. 73) 1774. 12. 3 Voll. 74) Paris 1797. 8. 75) 1785. 12. 2 Voll. Oeuvres. Paris 1819. 8. 6 Voll. 76) Strasbourg 1790. 8. 2 Voll. 77) Strasbourg 1778. 8. 2 Voll. Paris 1813. 8. 4 Voll. Bäle 1807. 8. 3 Voll. 78) Paris 1818 sq. 8. 35 Voll. 79) 1783—1787, fol. 3 Voll. 80) Berlin 1767. 3 Voll. 81) Paris 1785. 7 Voll. 82) Osnabrück. Paris 1758. 4. 3 Voll. London (Paris) 1767. 4. 3 Voll. 1768. 8. 5 Voll. 1796. 18. 12 Voll. Paris, Leipzig, 1816. 8.

keinen großen Werthe durch zwei kleinere, wovon jedes in seiner Art vortheilhaft zu nennen ist: Les lettres persannes, worin unter dem Schilde des Scherzes schon manche Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates ange stellt werden; das Buch hat nur das Unglück gehabt, oft und ungeschickt nachgeahmt zu werden: und Considerations sur les causes de la grandeur et de la decadence des Romains⁶⁾. Sein großes Werk: De l'esprit des loix⁷⁾, hat seinen Namen unsterblich gemacht, und der Spott Voltaire's, der es De l'esprit sur les loix nannte, beweist nur, daß es nicht im Stande war, ein Werk von dieser Tiefe und diesem Umfange zu verstehen. Indessen ist doch auch nicht zu leugnen, daß auch Montesquieu dem herrschenden Geschmaack der Franzosen an geistreichen und pikanten Ausdrücken und Wendungen selbst in diesem ersten Buche genügt, und durch die epigrammatische Kürze mancher Kapitel, womit es eben nur auf Effect abgesehen war, den Spott Voltaire's einigermaßen rechtfertigt.

Obgleich die Zahl der *Mémoires* aus diesem Zeiträume bedeutend genug ist, so sind sie doch für die Geschichte beidemal nicht so wichtig als die früheren, weil sie nicht mehr von Personen herrühren, welche bedeutenden Antheil an großen politischen Begebenheiten gehabt haben, sondern entweder nur unbedeutende Hofplaisereien enthalten, oder von Literatoren vom Fach angefertigt, dem Namen berühmter Personen untergeschoben sind. Mehrere, wie die von Mureaux, von Aiguillon, von dem Marschall von Richelieu, sind herausgegeben und größtentheils auch geschrieben von Jean Louis Soulaire (geb. 1752, gest. 1813). Auch von dem Minister Ludwig's XV., dem Grafen Etienne François de Choiseul Ambosse, hat man *Mémoires* in 2 Voll. 12, deren Echtheit wir nicht verbürgen können. Die *Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon* find das Werk von Laurent Angliviel de la Beaumelle (geb. 1727, gest. 1773). Die geschichtlich wichtigsten sind noch die *Mémoires* von Louis duc de St. Simon (geb. 1675, gest. 1755), welcher einen großen Theil seines Lebens in diplomatischen Aemtern am Hofe Ludwig's XIV. und des Königs zugebracht hat. Seine *Mémoires* über diesen Zeitraum, in 11 Voll. fol., sind lange Manuscript geblieben. Erst 1789 erschien davon ein Auszug in 3 Voll. 8., dann vollständiger Strassbourg 1791. 8. 13 Voll. und Paris 1818. 8. 6 Voll. von Soulaire. Am vollständigsten Paris 1829. 8. 20 Voll. Duclos's *Mémoires* sind schon oben erwähnt. Briefe, nicht aus den Persönlichkeiten des Lebens unmittelbar hervorgegangen, sondern mit der Absicht geschrieben, das vor dem Publicum als stilistische Producte gesehen würden, wie wir sie in den früheren Abschnitten gefunden, kommen in diesem Zeiträume nicht mehr vor. Dessen ungeachtet und beiderseits über die Literatur und

das Leben dieser Zeit ist der sehr bedeutende Briefwechsel der ausgezeichnetsten Schriftsteller, welchen man in den Gesammtwerken Voltaire's, d'Alembert's, Diderot's u. A. findet. Das bedeutendste in dieser Art, wenn auch ebenfalls nicht für die Publicität bestimmt, ist die *Correspondance*⁸⁾ littéraire, philosophique et critique des zum Baron erhabenen Friedrich Melchior Grimm (geb. zu Regensburg 1733, gest. zu Gotha 1807), welcher den größten Theil seines Lebens in Paris mit Diderot, d'Alembert, Rousseau und ihren Freunden zugebracht, und diese Briefe an verschiedene deutsche Fürsten, als einen kritischen Bericht über alles in der Literatur irgend Bedeutenbes, in dem Zeiträume von 1753—1790, geschrieben hat. Ähnlich ist die *Gazette russe*⁹⁾ ou *Correspondance littéraire* von La Harpe.

Ein Zeit wie die, welche der französischen Revolution voranging, wo eine sogenannte, der Kirche absolut feindselige, Philosophie, wo Unglaube, ja Widerwillen gegen die Lehren und Vorschriften der Kirche und Sittenlosigkeit in allen Ständen herrschten, konnte unmöglich der geistlichen Beredsamkeit günstig sein, welche immer nur da gehöhen kann, wo der Sinn des Volkes dem Redner entgegenkommt und ihn unterstützt. Wie finden daher Nichts in diesem Zeiträume, was den großen Kanzelrednern einer früheren Periode an die Seite gesetzt werden könnte. Zwar nennt man einen armen Franziskaner, Vidaine, welcher durch seine Bußpredigten ein momentanes Aufsehen erregt; aber was in dieser Art durch den Druck bekannt geworden, die Predigten des Jean Baptiste Charles Marie de Beauvais, Bischofs von Sens (geb. 1733, gest. 1789), und die des Abbe Louis Poule (geb. 1711, gest. 1781) haben zwar durchsah die rhetorische Manier, aber nicht die Kraft und den Geist ihrer Vorgänger; überall spürt man, daß ihnen Fleiß, Arbeit, rhetorische Kunst die Stelle der Überzeugung und Begeisterung vertreten muß. — Das Parlament, an dessen Spitze einst große Redner und ehrenwürdige Staatsmänner gestanden, hatte unter den letzten Regierungen unendlich viel von seinem ehemaligen Einflusse und seiner Macht eingebüßt; daher beschränkt sich die geistliche Beredsamkeit auf Plaidoyers und *Mémoires*, d. h. mündliche und schriftliche Arbeiten der Advocaten, worunter mehrere Auszeichnung verdienen, namentlich Jean Baptiste Jacques Eise de Beaumont (geb. 1732, gest. 1785), Antoine Louis Eguler (gest. 1792) und Simon Ricolais Henry Linguet (geb. 1736, gest. 1794). Die *Mémoires*, welche Beaumarchais, ohne Zutritt zu sein, in seiner eigenen Sache schrieb, gelten für Meisterwerke. Dagegen bildete sich die sogenannte akademische Beredsamkeit immer mehr aus. Dem Stoff lieferten die Vorträge auf den zuletzt verstorbenen Akademikern, welche seinem Nachfolger oblagen; die Lögges oder *Panegyriques* bedeutender Männer, welche die Akademie alljährlich als Preisausgaben stellte; was denn auch von Manchen ohne Rück-

6 Voll. 1817. 8. 3 Voll. Paris, Lequesne, 1819. 8. 8 Voll., von Billemeulin befragt.

85) 1771. Dijon 1795. 8. 2 Voll. Paris 1814. 8. 84, zuerst 1734. Genéve 1740. 4. 2 Voll.; fast in alle Sprachen übersetzt und commentirt von Ch. Dupin, Paris 1757. 8. 3 Voll., von Desnoët de Tracy, Paris 1819. 8.

85) Paris 1812. 10 Voll., noch vollständiger Paris 1829. 15 Voll. und ein Supplementband. 86) Paris 1801 — 1807. 6 Voll.

sicht auf die Akademie, als ein besonderes Fach der Berücksichtigung, bearbeitet wurde. Unter den Schriftstellern, welche sich in dieser Gattung ausgezeichnet, nimmt der schon erwähnte Adomas, besonders durch sein Elogie de Marc Aurèle, wol den ersten Rang ein. Nach ihm ist der berühmte Astronom Jean Sylvain Bailly (geb. 1736, hingerichtet 1793) zu nennen, von welchem man die Eloges von Charles V., von Cornéille und von Leibnitz hat. Von dem schon erwähnten Dramatiker Ghamfort hat man die Eloges von Lafontaine und von Molière; von dem als militärischem Schriftsteller bekannten Grafen Apolline de Guibert (geb. 1743, gest. 1790) die Lobreden auf Gatinat und auf Friedrich den Großen, und von La Harpe mehrere Eloges von Racine und Fénelon. Auch von Daisembert hat man mehrere geschätzte Arbeiten dieser Art. — Eben diese Richtung, welche sich in den vielen Eloges zeigt, die Verdienste und die Eigenthümlichkeiten Einzelner zu vergleiern und anschaulich zu machen, führte, wie schon früher, so auch in dieser Periode, Einige auf den Gedanken, die Menschen überhaupt oder innerhalb eines bestimmten Zeitraums zum Gegenstande psychologischer Darstellung zu machen. So sind die Werke entstanden von dem öfter schon erwähnten Duclos: *Considérations sur les moeurs de ce siècle* und *Mémoires pour servir à l'histoire des moeurs du 18. siècle*"), und das viel weniger geschätzte *Les moeurs von François Vincent Loussaint* (geb. 1715, gest. 1772), welches wegen seiner alzu freien Grundzüge in Paris öffentlich verbrannt wurde.

Wie die strenge Philosophie im Ganzen nie Glück gemacht hat bei den Franzosen, so konnten sie es auch nie zu einer tieferen Begründung der Ästhetik bringen, und stülten eigentlich auch nicht einmal das Bedürfnis einer solchen. Die von den Alten, und namentlich dem Aristoteles und dem Horaz, aufgestellten Grundsätze über die verschiedenen Dichtungsarten, welche dem französischen Nationalgeschmacke, so gut es geben wollte, angepasst wurden; scharfsinnige Beobachtungen im Einzelnen; eine entschiedene Vorliebe für die Praxis, welche sich nach und nach unter ihnen ausgebildet hatte, und vor allen Dingen eine reinliche, höchst unpoetische Kritik des Verbautes und der poetischen Sprache sind ungefähr Alles, was man in den ästhetischen und kritischen Werken der Franzosen findet. Von theoretischen Werken über die Poesie und Veredamkeit haben wir hier zu nennen: das *Essai sur le beau* von dem Mathematiker Yves Marie André (geb. 1675, gest. 1764), welcher vorzüglich auf dem Aristoteles ruht und mehr Achtung verdient, als ihm zu Theil geworden: das weit über seinen Werth geschätzte *Les beaux arts réduits à un même principe*") und *Cours de belles lettres ou principes de la littérature*") von Charles Batteux (geb. 1713, gest. 1780). Auch von Diderot hat man ein *Traité sur le beau*; aber wenn auch Niemand Diderot Geist und Scharfsinn abschreiben kann, so muß man doch gestehen, daß er von der Poesie

wenig verstand. Der schon oft erwähnte Marmontel hat eine sehr wenig bedeutende Poétique und dagegen *Châtable Éléments de littérature*") in alphabetischer Form geschrieben. Wer aber die ästhetische Kritik der Franzosen in ihrer ganzen Einseitigkeit, ihrer Spitzfinderei und ihrem gänzlichen Mangel an tieferem, poetischem Sinn kennen lernen will, dem ist das große Werk: *Lycee ou Cours de littérature ancienne et moderne*") von Jean François La Harpe (geb. 1740, gest. 1803) zu empfehlen. Dieser Mann, früher den sogenannten Philosophen verbunden, war durch die Schreden der Revolution plötzlich belehrt worden, und hat sich in diesem Werke auf das Festigste gegen seine früheren Freunde ausgesprochen, während er doch zugleich Voltaire eine Art von Cultus widmet, und selbst dessen vernünftige Productionen mit zarter Schonung behandelt. Wir haben ihn schon als Dramatiker, als Dichter von Proöden und als Verfasser mehrerer Eloges erwähnt. Er hat überdies den Sueton, den Camöens und den Tasso, letzteren in Versen, übersetzt und großen Antheil an der Redaction des *Mercur de France* gehabt. Mehrere Schriften von Jean Marie Bernard Goultier (geb. 1742), wie *Nouvelles observations critiques sur différents sujets de littérature*"), *Essais de critique sur la littérature ancienne et moderne*"), enthalten ebenfalls die gewöhnlichen Grundzüge der französischen Kritik. — Wo ihn nicht die Eifersucht gegen die sogenannten Philosophen verblindet und ungerecht macht, ist Charles Palissot de Montenois (geb. 1730, gest. 1814) in seinen *Mémoires pour servir à l'histoire de notre littérature depuis François I. jusqu'à nos jours*") ein gründlicher Kunstrichter in der gewöhnlichen Art der Franzosen. Seine Wuth gegen jene Männer, welche er in den schon erwähnten Komödien: *Le cercle* und *Les Philosophes*"), und in einem satyrischen Gedichte: *La Dunciade*, ausgelassen, hat ihm selbst mehr geschadet, als ihnen. Er hat auch eine geschätzte Ausgabe der Werke Voltaire's besorgt. Ein ähnliches, aber viel ungründlicheres und partielleres Werk sind die *Les siècles de notre littérature*") von Antoine Sabatier de Castres (geb. 1742). Ein bloße, aber doch ziemlich brauchbare, Compilation sind die *Siècles littéraires de la France*") von Nicolas Lemoine Desefforts.

Zu den schon in der vorigen Periode entstandenen und in dieser fortgesetzten Journalen, dem *Journal des Savants*, dem *Journal de Trévoux* und dem *Mercur de France*, ist eigentlich nur noch ein Blatt von einiger Bedeutung hinzugekommen, das ist die *Année littéraire* von Elie Cathrine Fréron (geb. 1719, gest. 1776), der seinen Ruhm vorzüglich darin setzte, Voltaire zu verfolgen, welcher ihn dafür bei allen Gelegenheiten lächerlich zu machen suchte. Das Journal erhielt sich von 1754—

87) In seinen *Oeuvres complètes*. Paris 1806. 8. 10 Voll. 88) 1746. 8. 89) 1774. 8. 5 Voll. Zurich von Hemter.

90) Paris 1787. 8. 6 Voll. 91) Paris 1799—1803. 8. 16 Voll. *Oeuvres* (mit Zuthufung des Lycee). Paris 1820. 8. 15 Voll. 92) Paris 1772. 12. 93) Paris 1783. 12. 2 Voll. 94) Paris 1769. 1803. 1812. 8. 3 Voll. 95) *Oeuvres*. Paris 1809. 8. 6 Voll. 96) 1773. 8. 3 Voll. 97) Paris 1800. 8. 6 Voll. und ein Supplement.

1776. Weniger bedeutend sind das *Journal encyclopédique* (Lübe 1756—1791.), das *Journal littéraire* (La Haye 1713—1722 und 1729—1736.), von mehreren Gelehrten besorgt, und die *Jugements sur quelques ouvrages nouveaux* von Desfontaines. Erst seit der Revolution hat in diesem Zweige der Literatur sich eine größere Thätigkeit entwickelt.

Die Revolution, das Kaiserreich, die Restauration, die neuere Zeit.

Wer hätte nicht erwartet, daß eine so gewaltsame, so durchgreifende Umwälzung aller bisherigen Ideen und Einrichtungen des Staates und der Kirche, wie die Revolution sie hervorgebracht, auch in der Literatur analoge Erscheinungen hervorgerufen sollte? und doch ist das, wenigstens unmittelbar, keineswegs der Fall gewesen, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß seit der Revolution ein gewaltiger Umschwung in den Sitten und dem Charakter des Volkes, und folglich auch in der Literatur, eingetreten ist. Während der Revolution selbst war die Poesie und die Literatur überhaupt verstummt. Furcht und Schrecken im Innern, kriegerische Thätigkeit an den Grenzen und überall, Tod und Verbannung, welche viele der besten Geister trafen, ließen die Gemüther zu keiner geistlichen Ruhe gelangen. Unter dem trivialen Gebrüll rasender Demagogen und dem wilden Kriegslärm versunken einmal wieder recht die edleren Mufen, und nur die physikalisch-mathematischen Studien, deren unmittelbarer Nutzen anerkannt wurde, konnten sich einiges Gedeihens erfreuen. Auch noch unter Napoleon blieb die Literatur ziemlich stumm; einige wehmüthige Stimmen der Sehnsucht, wie in den Dichtungen von Delille, Michaud, Fontanes, einige weidlich sentimentale Romane, wie die der Souza, der Flahaut, abgerechnet, ist wenig Bedeutendes in der Kaiserzeit erschienen. Der Kaiser selbst war kein Freund der Poesie und der Ideen; nur das unmittelbar Nützliche, Anwendbare, seinen Zwecken dienende, hatte Werth für ihn: jede freiere Regung des Geistes war ihm verhaßt, und wenn er sich einmal an der Poesie erfreuen wollte, so hatten dochstens nur die zwar etwas schwächlichen, aber doch auch männlich erhabenen Verse Gerniell's einigen Reiz für ihn. So bewegte sich denn Alles in den alten gewohnten Bahnen; die Literatur, und besonders die dramatische Poesie, blieb in ihrer alten, gelehrtten, dem Volke ganz entfremdeten Gestalt. Ja, die Revolution hatte sogar eine gewisse Annäherung an die Ideen des klassischen Alterthums eher begünstigt; es schmeichelte dem Volke, sich mit den politischen Helden der Griechen und Römer zu vergleichen, und die Siege Napoleon's trugen nicht wenig dazu bei, diese Auflösung und Eitelkeit zu nähren. Erst mit der Restauration und mit dem in ihrem Gefolge wiederkehrenden Frieden beginnt wahrhaft eine neue Zeit, wo nun alle die Kräfte, welche die Revolution und die Kaiserzeit heimlich in den Gemüthern erzeugt hatten, wie in einem mächtig brechenbrechenden Frühling, zur Entwicklung kamen. In der älteren Zeit, unter Ludwig XIV., war die Literatur, künstlich, auf gelehrtem

Wege entstanden und gepflegt, ebenso fern von der Politik, von der Religion, als von dem eigentlichen Nationalsinne geblieben. Im 18. Jahrh. war das Volk durch die Schriften Voltaire's, Rousseau's u. A. mächtig aus seinem trägen Vegetationszustande geweckt worden, und alle Classen der Bevölkerung, die inneren mit Eust und Liebe, die äußeren in arger Verblöndung, nahmen Theil an dem Zersetzungsproceß, an welchem die größten Geister fleißig arbeiteten, und in welchem die politischen und die religiösen Glaubensartikel auf gleiche Weise untergraben wurden. Nach den Zufällen der Revolution und dem Taumel der Siege, welchen Napoleon hervorgerufen, kam das Volk, bei der Wiederekehr der Bourbons, zum ersten Male wieder zur Besinnung; aber alles Frühere hatte übermächtige Kräfte zu einem noch bis auf den heutigen Tag fortbauenden Gährungsproceß erzeugt: an ruhige Fortbildung literarischer Theorien, wie in der älteren Zeit, war nicht mehr zu denken; die Literatur war von der Politik allmählich ergriffen, das ganze Volk nahm innigen Antheil an den Arbeiten seiner vorzüglichsten Geister, Alles war Parteisache geworden, unzählige berufen und unberufene Schriftsteller erhoben sich, und es gab und gibt fast kein Product der Literatur mehr, welches nicht die Farbe einer politischen oder religiösen Partei trüge, nicht mit der Absicht geschrieben wäre, die Gemüther für oder gegen gewisse Ansichten aufzuregen. Die Regierung der älteren Bourbons war viel zu schwach, hatte viel zu wenig Anhänger im Volke, um diese mächtige Bewegung zu zügeln, und man kann sagen, daß sie selbst das Opfer derselben geworden ist. Das Bestreben der älteren Bourbons, heimlich und öffentlich darauf gerichtet, im Staate und in der Kirche, soviel als möglich, von der alten Zeit, in der sie jung gewesen, wieder zurückzuführen, konnte natürlich von der unendlich überwiegenden Masse des Volkes, welche aus der Revolution hervorgegangen und von den Siegen des Kaiserreichs heraufgehoben war, nur mit Unwillen aufgenommen werden⁹⁸). Zu diesem retrograden Bestreben gehörte nun aber auch eine entschiedene Vorliebe für die ältere Literatur und ihre Ansichten, was ebenso natürlich in den jüngeren Theile der Schriftsteller eine entschiedene Opposition weckte. Hatte man längst schon an den alleinigmächtigenden Theorien Voltaire's gewarnt, so brach nun ein förmlicher Sturm dagegen los; Alles, was man eriebt, was man durch die vielbewegte Zeit an Kenntniß fremder, namentlich der englischen, und der deutschen, Literatur gewonnen hatte, sträubte sich gegen literarische Ansichten, welche offenbar nur in einer Zeit gelten und geüben konnten, wo das Volk für Nichts geachtet und alle Bildung auf eine sehr geringe Zahl von Männern beschränkt war. Jetzt, wo das Volk an Allem den lebendigsten Antheil nahm, wo jeder Schriftsteller nur

98) Es verdient doch bemerkt zu werden, daß, während unter der Regierung Napoleon's Voltaire so gut wie vergessen war, unter der Restauration von 1817—1824 zwölf und von 1825—1836 acht neue Auflagen der Werke jenes den Tendenzen der Bourbons entschieden widersprechenden Schriftstellers erschienen, und darunter waren so viele, daß sie selbst in die Hände des Volkes gelangen konnten.

darin Heil finden konnte, die innigsten Wünsche und Gedanken des Volkes auszusprechen, mußten nothwendig ganz andere Theorien über die Kunst, die Poesie, und namentlich auch die dramatische, entstehen. Ueberall wurde von der älteren Schule als von einer unnatürlichen, nicht volksthümlichen, nur mit Unwillen und Beachtung gesprochen, und der Ruf nach Natur und Wahrheit, welche man auf dem Wege, den andere Künstler betreten, zu erreichen hoffte, erkobte von allen Seiten. So entstand die sogenannte romantische Schule, deren Kampf mit der altclassischen noch immer nicht ausgedämpft ist, vorzüglich auch wol deshalb, weil sie in der That nach Nichts von entschieden bleibendem Werthe hervorgebracht und weil die Franzosen, bei aller sonstigen Beweglichkeit, doch eine wunderbare Tenacität zeigen, alten Vorstellungen treu zu bleiben. Auch die Nationalität selbst mag ein Bedeutendes dazu beigetragen haben. Man hatte seit beinahe zwei Jahrhunderten soviel, so unabhängig von der unüberwindlichen Herrlichkeit der altclassischen französischen Literatur gekämpft, so zu weitgehend in dem Gefühl dieses alten Ruhmes gewiegt, daß es noch immer Vielen schwer wird, diesen Ruhm als einen Irrthum anzuerkennen, und jeder nun irgend bedeutende Versuch, auf dem alten Wege etwas zum Glanze der Literatur beizutragen, wird noch immer von Einigen mit Verachtung begrüßt. Diese durch die frühere, in ganz Europa verbreitete Anerkennung, literarische Celebrity schon ansehnlich genährte Eitelkeit, von jeder ein bedeutender Zug im französischen Nationalcharakter, ist durch die in der Revolution und unter Napoleon erfolgten Siege zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie in den Producten der neueren Zeit, von welcher Art sie auch sonst sein mögen, auf das Widerwärtigste alles Maß übersteigt: man möchte beinahe glauben, daß die Franzosen durch das ganze Problem mit ihrer Tapferkeit, ihrer Geschäftigkeit, ihrer einzigen Vortrefflichkeit, sich über das peinliche Gefühl der in den letzten Jahren der Kaiserzeit erlittenen Demüthigungen nur zu betäuben suchen.

Wehr noch, als bisher, wird uns die übergroße Zahl der Schriftsteller dieser neuesten Zeit zwingen, nur die bedeutendsten in jeder Art herauszuheben und die minder bedeutenden nur beiläufig zu erwähnen. Wir beginnen auch hier mit der

Poesie.

Was man als die eigentlichen Erzeugnisse der Revolution im Fache der dramatischen Poesie bezeichnen muß, ist von der Art, daß es durchaus keine Erwähnung verdient. Es waren die Ausbrüche des wildensten Hasses gegen Königthum und Kirche, und einzig darauf beschränkt, die Feindschaften des Volkes zu entflammen. Dahin gehört das halb verrückte Jagement des rois von Sylvain Maréchal. Auch der berühmte Soldat D'Herbault, der Kermüller Lyons, erst Schauspieler, dann Mitglied des Nationalconvents und endlich des Comité du salut public, hat einige unbedeutende Komödien geschrieben. Er starb 1796 als Oberbaurat in Cayenne. Unschuldig sind die Gelegenheitsstücke des Schauspielers

Dugazon. Dagegen ragt unendlich über seine Zeitgenossen hervor durch Talent und Gesinnung Marie Joseph de Chenier (geb. 1764, gest. 1811), ein eifriger, aber später Anhänger der Revolution, dessen Tragödien: Charles IX.; Henry VIII.; Calas; Timoléon; mit Chénier; Cæsar Gracchus; Fénelon und die nach seinem Tode erschienenen Philipp II. und Tibère *) den besten Producten der alten Schule würdig an die Seite zu setzen, aber natürlich voll Beziehungen auf die Zeitverhältnisse sind, welche ihnen eben einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Sein Bruder, Marie André de Chenier (geb. 1762, gest. 1794), selbst ein Opfer der Revolution, zeichnet sich dagegen durch sanftere Gefühle in seinen Elegies und Eplogues aus. Minder bedeutend sind die Werke von Antoine Vincent Arnault (geb. 1766, gest. 1834): Marius à Minturne; Lucrèce; Blanche et Montecassin; Oscar; Germaine. Auch sein Sohn, Lucien Emile Arnault, hat einige wenig beachtete Tragödien gedichtet. Ferner sind noch zu erwähnen Gabriel Marie Jean Baptiste Legouvé (geb. 1764, gest. 1813), welcher Epicharis et Néron; Ecécle et Polynece; Richard III.; La mort de Henry IV. geschrieben. Jean Ponce Guillaume Bienet (geb. 1779), der edle Clovis noch ganz der alten Schule angehört. Apomurine Louis Kemercier (geb. 1770), dessen Stücke auf der Grenze zwischen der alten und der neuen Schule stehen, aber wenig Beifall gefunden haben. Von denselben Art sind Elisabeth d'Angleterre; Fiesque; Louis IX. von Jacques François Ancelot (geb. 1794) und die Abbeuten von Boue Formain (geb. 1772), welcher sich durch eine Pittschrist an Karl X. lächerlich machte, worin er darauf antrug, daß die romantische Tragödie als geschmackwidrig verboten würde. Mehr Aufsehen erregten die 1805 auf die Scene gebrachten Templiers von François Juste Marie Rameauard (geb. 1761, gest. 1836), eines Namens, welcher als Restaurator der provenzalischen Studien sich einen unvergänglichen Namen gemacht hat. Zu den letzten Werken der älteren Schule gehören noch die Arbeiten von Victor Joseph Eliezer de Zouy (geb. 1769): Sylla; Tippo Saeb; Bélisadre; Julien dans les Gaules, welche aber schon längst bei Seite gelegt worden sind. Glücklich war er als Dichters; seine Vestale; Ferdinand Cortès; Les Bayadères; Les Amazones; Les Abencerrages und Guillaume Tell haben zum Theil bedeutende Componisten, wie Spontini, Méhul, Cherubini, gefunden. Einen bedeutenden Werth haben einige seiner Romane. Ferner gehören noch hierher Clytemnestre; Sall; Cleopatre von Alexandre Soumet (geb. 1788, gest. 1845); nach seinem Tode ist noch eine wunderliche Trilogie: Jeanne d'Arc, erschienen, bestehend aus einer Trilogie, einem Epös und einer Tragödie.

Unter den älteren Dourbons, wo im Ganzen das junge Geschlecht der Schriftsteller sich schon aus politischer Antipathie gegen die älteren Ansichten in der Literatur erhob, entstanne der lange schon unter der Asche glüh-

90) Théâtre. (Paris 1801 und 1821.) 3 Vol. Oeuvres. (Paris 1824—1826. 8.) 6 Vol.

rende Kampf der alten und neuen Lehren, welchen man den Streit der Romantiker und der Klassiker genannt hat. Erster, geführt auf das Gefühl des Überdrußes, welches sich im Grunde schon aller Gemüther in Hinsicht auf die alten Grundzüge der Tragödie bemächtigt hatte, durch Übersetzungen wenigstens mit den dramatischen Werken anderer Nationen, besonders der Engländer und Deutschen, bekannt geworden, versuchten mit allen Kräften, die Tragödie zu regeneriren. Sie fühlten ganz richtig, daß die Zeit der alten klassischen Form vorüber sei, daß man von der Rache d'Agamemnon qui ne suit jamais, oder den fesselnden Tragödien jener Schule nichts mehr wissen wollte, daß, wie das alte conventionelle Wesen in der Staatsverfassung und in den Sitten durch die Revolution gebrochen worden, so auch die Literatur, und namentlich die dramatische, andere Wege, die nämlich der Wahrheit und Natur, vor Allem aber auch der Rationalität, einschlagen müsse. Aus diesen Gedanken sind alle Produkte dieser Schule hervorgegangen, wobei aber nur zu beklagen ist, daß theils die Opposition gegen die alte Schule die neuere zu Freiheiten oder vielmehr Nachlässigkeiten in der Sprache und im Werdbau verleitet hat, welche wol kaum allgemeinen Eingang zu finden verdienen, theils aber auch bis jetzt wenigstens der rechte Mann sich noch nicht gefunden hat, der diese Ideen in großen, vortheilhaften Werken darzustellen gewußt hätte, und daß selbst der bedeutendste Dichter dieser Richtung sich in der letzten Zeit offenbar von der Natur und Wahrheit zum mindesten ebenso sehr entfernt hat, als die Schule, welche er verdrängen wollte. Sie haben ein richtiges Gefühl für die Größe Shakspeare's, aber es hat sich noch kein Shakspeare unter ihnen gefunden, und man wird oft unwillkürlich bei den Leistungen dieser neueren Dichter in Beziehung auf Shakspeare an die Worte Schiller's erinnert:

Wie er sich misst und wie er spuckt etc. etc.

Von Jean François Gaspimir Delavigne (geb. 1794, gest. 1843) kann man eigentlich nicht sagen, daß er entschieden zur romantischen Schule gehöre, obgleich seine Tragödien: *Le Paria*; *Les Vepres Siciliennes*; *Marioo Falleri*; *Les enfans d'Edouard*; *Louis XI.*; *Don Juan d'Autriche*; *La fille du Cid* und *Une famille au temps de Luther* ¹⁾, durchaus Nichts von der Strenge der älteren Tragödie an sich haben. Er ist als Lyriker hienächst bedeutender. Eine mächtige Bewegung in der Literatur veranlaßten die, freilich nicht für Theater geschriebenen, aber durch großes Talent der Darstellung ausgezeichneten: *Scènes historiques* von Louis Villet (geb. 1802), *Les Barricades*; *Les Etats de Blois* und *La mort de Henry III.*, in welchen zum ersten Male vaterländische Gegenstände dem Volke auf eine lebendige, ergreifende Weise, ohne der Geschichte zu nahe zu treten, vorgeführt wurden. Auch Übersetzungen aus dem Englischen und Deutschen, wie die der Maria Stuart von Pierre Antoine Le Brun (geb. 1785), welche 1820 er-

schiene, trugen das Ihrige dazu bei, die Nation auf Werte ganz anderer Art neugierig zu machen, als die, welche man bisher auf dem Theater gesehen. Es kam somit, daß das Unerbörteste geschah: eine englische Schauspielergesellschaft gab 1827 in Paris in englischer Sprache mehrere Shakspeare'sche Stücke, unter großem Beifall eines freilich nur sehr beschränkten Publicums. Der Erste, der es wagte, alle bisherigen Fesseln zu sprengen, und was man noch nie erlebt, eine Tragödie in Prosa aufs Theater zu bringen, war der unselige Dichtersöhne Alexandre Dumas (geb. 1803), dessen Henry III. et sa cour 1829 mit einem weit über seinen wahren Werth gehenden Enthusiasmus vom ganzen Publicum aufgenommen wurde. Dagegen fand 1830 sein Stockholm, Fontainebleau et Rome in fünf Acten in Versen, welches die Geschichte der Königin Ehrhrike von Schweden behandelt, nur wenig Beifall; desto mehr aber 1831 sein monströses Napoléon Bonaparte, on 30 ans de l'histoire de France, drame en 6 actes en prose et en 20 tableaux, welches mit der Belagerung von Toulon anfängt und auf St. Helena endet, worin er eine Menge noch lebender Personen aufführt und sich selbst der eigenen Worte Napoléon's, oder wenigstens der Mémoires de Napoléon bedient. Später hat er noch, stets in der nämlichen Manier, für Theater geschrieben: *Antony*, in fünf Acten in Prosa; *Charles VII. chez ses grands vassaux*, in Versen; *Térence*; *Angela*; *Richard Darlington*; *La Tour de Nesle*; *Catherine Howard*, alles in Prosa ²⁾, und jetzt, 1847, seinen Monte Christo, wovon weiter unten die Rede sein wird. Vergleicht man diese Sachen etwa mit den historischen Stücken Shakspeare's, dann wird man sich des Unterschiedes einer großen Mannichfaltigkeit zur poetischen Einheit verbinden den Kunst und der durchaus von aller tieferen Anschauung entblößten, aller künstlerischen Einheit entbehrenden Dramen Dumas' erst recht bewußt. — Als das Haupt der romantischen Schule, wenigstens als den bedeutendsten Schriftsteller dieser Richtung, wird allgemein Victor Marie Hugo (geb. 1802) genannt. Sohn eines Generals Napoléon's und einer Mutter aus der Normandie, schwärmte auch er eine Zeit lang zwischen Royalismus und Napoleonismus. Seine frühesten Werke, die aber ebenso halb wenig Anklang fanden, wie die meisten seiner Dden, gehören der ersten Richtung an. Erst durch eine Ode auf die Vendémiaire wurde er die Theilnahme des Publicums, welche ihm seitdem in hohem Grade geblieben ist. Seit 1824 etwa, wo es einem freisinnigen Manne immer schwerer wurde, seine royalistischen Ansichten zu vertreten, wandte er sich ganz der Rationalität, der Bewunderung Napoleon's und der Opposition an. Sehr jung noch, hatte er schon einige Preise der Académie des jeux floraux erworben, und durch einige ins Größliche spielende Romane: *Han d'Islande* und *Bag Jarnal*, Aufmerksamkeit erregt. Im J. 1827 trat er mit seinem Cromwell, drame en 5 actes en vers, erschienen auf

1) Oeuvres complètes. (Paris, Furne, 1834. 8. 5 Voll. Besser Paris, Didier, 1845. 8. 6 Voll.)

2) Théâtre. 1834—1838. 6 Voll. Oeuvres nouvelles. 1846. 4 Voll.

die Seite der Romantiker, deren Ansichten er in einer gegen die alte Schule gerichteten Vorrede geistreich verfolgt. Das Stück ist schon wegen seiner Länge für die Bühne nicht wohl brauchbar und zeigt überdies in kleinlicher Nachahmung Shakespear's noch eine gewisse Schülertätigkeit. Hierauf erschienen 1828 die lyrischen Dichtungen: *les Orientales*. Durch Hernani ou l'honneur castellan (1830) scheint er den Gipfel seiner dramatischen Leistungen erreicht zu haben; denn seine späteren Stücke: *Marion Delorme*; *Triboulet ou le roi s'amuse*; *Lucrèce Borgia*; *Marie Tudor*; *Angelo de Padoue*; *Ruy Blas*, und vollends die *Bourgeois* scheinen uns ein entschiedenes Sinken, oder vielmehr eine immer mehr hervortretende dürftige Manier und Mangel an dramatischem Geist zu verrathen. Wenn sich auch in allen diesen Stücken, namentlich in *Hernani* und in *Marion Delorme*, einige entzückende Scenen finden, denen die ältere Tragödie Nichts an die Seite zu stellen hätte, so macht doch alles Ubrige durchaus den Eindruck des Gefuchtes, des peinlich Gemachten und einer gewissen Unklarheit und Unsicherheit, welche vergebens nach dem Wunderlichsten greift, um Eindruck zu machen. Eine künstlerische Befriedigung kann auch nicht Eins seiner Stücke gewähren. Freier, sicherer und eigenthümlicher bewegte sich Victor Hugo auf dem Felde der Epik. Auch in Romanen hat er Bedeutesendes geleistet; obwohl auch hier die Sucht, das Gräßliche und Bizarre darzustellen, zu sehr vorwaltet. Außer den schon erwähnten hat er noch *Le dernier jour d'un condamné*, und vor allen sein Meisterwerk: *Notre Dame de Paris* (1831), geschrieben. — Dichter des zweiten Ranges, welche der nämlichen Richtung folgen, sind: der Graf Alfred de Vigny (geb. 1788), welcher, außer einer Uebersetzung des Othello in Versen, *La maréchale d'Ancre* und *Chatterton* geschrieben; *Emile Deschamps*, welcher *Macbeth* und *Romeo* und *Julie* übersezt und einige Komödien und Opern geschrieben hat (sein Bruder, *Antony Deschamps*, hat 1829 die *Divine Comédie* de Dante in Versen, doch nur ausgemahlte Gesänge, übersezt). Weniger bedruct Gustave Drouineau (geb. 1800, gest. 1835), von welchem man *François de Rimini* und *Rienzi*, beides Tragödien in fünf Acten in Versen, kennt. An dessen ist der Sieg dieser neueren Schule noch keineswegs vollkommen entschieden; daß auch die alte Tragödie noch ihre Burzen in vielen Gemüthern habe, zeigte sich auf die merkwürdigste Weise, als seit einigen Jahren eine junge, talentvolle Schauspielerin, *Mademoiselle Rachel*, eine Jüdin von Geburt, es wagte, mehr der alten Schule Racine's und Corneille's wieder auf die Bühne zu bringen, und zwar, eine Zeit lang wenigstens, mit großem Beifall. Bald fanden sich auch Dichter, welche dies junge Talent unterstützten und einen Mittelweg zwischen der alten und der neuen Schule, doch mit entschiedener Vorliebe zur Classici-

tät, einschlugen, wie schon die behandelten Stoffe es andeuten; dahin gehören vor Allen *Vonfard*, dessen *Lucrèce* großes Aufsehen gemacht hat, weniger seine *Agnès de Méranie* und die *Virgile* von *Ratur*. — Die *Dernst* te werden zwar auch in Frankreich neben der Poesie wenig beachtet; doch verdienen die *Opéra* der schon erwähnten *Jour* und *E. Deschamps* mit Auszeichnung genannt zu werden.

In der Komödie und in den kleineren dramatischen Gattungen der *Opéra comique* und des *Vaudeville*, wo jede Woche neue Productionen entstehen und vergehen sieht, müssen wir uns nun vollends auf die wenigen berühmten Namen beschränken, unter denen, wenn auch keiner neue und eigenthümliche Bahnen eingeschlagen, sich doch viel schöne Talente befinden, und im Allgemeinen mehr Lebendigkeit der Darstellung und dramatisches Geschick zeigt, als in den verwandten deutschen Stücken. Die ausgezeichnetsten: *Andrieux*, *Gotin d'Arville*, *Fabre d'Elanline*, *Picard*, haben wir, obwohl sie in diese Zeit hineinreichen, schon im vorigen Abschnitte erwähnt. Nachträglich sind hier noch zu nennen: *Pigault Lebrun* (1), bekannter noch durch seine Romane; er hat eine große Zahl epheinerer Stücke für die verschiedenen kleinen Theater von Paris geschrieben. Ebenso *Alexandre Vincent Pinet Duval* (2) (geb. 1767, gest. 1842), einer der besten Komiker der neueren Zeit. Der vorhin als Tragiker erwähnte *Anelot* hat, nachdem er durch die *Revolutions* Aemter und Einkommen verloren, sehr viel, auch in Verbindung mit *Jacques Boniface Saintine* für die kleineren Theater Komödien, *Opéras comiques* und *Vaudevilles* geschrieben. Ferner: *Georges François Houques Deshayes*, bekannter unter dem Namen *Desfontaines* (geb. 1733, gest. 1825); *Charles Aimé Desprez* (geb. 1783, gest. 1824); *Jean Toussaint Merle* (geb. 1785); *Louis Philippe de la Madeline* (geb. 1734, gest. 1818); *Jean Baptiste Rabel* (geb. 1751, gest. 1830); *Nicolas Juste Auger St. Hippolyte* (geb. 1797); *Louis Emmanuel Felicit Charles Dupaty* (geb. 1775). Sie alle überflügelt der unerhöschliche, aber freilich auch höchst oberflächliche, *Auguste Eugène Scribe* (geb. 1791), von welchem man 1837 schon an 250 Stücke kamte, und der seitdem keineswegs gefiehet hat. Er hat Vieles in Verbindung mit Andern, namentlich mit *Méville*, gearbeitet, und mit Ausnahme der Tragödie gibt es keine dramatische Form, in welcher er sich nicht mit Glück versucht hätte. Seine Stoffe nimmt er ohne viel Wahl aus anderen Dramatikern, aus Romanen, Novellen, Stadtgeschichten, weiß sie aber, wenn auch ohne Kunst, doch mit Geschick fürs Theater zu benutzen. Viele seiner Stücke sind auch in Deutschland mit Glück auf die Bühne gebracht worden. In dem Frankreich ganz eigenthümlichen, dem Nationalcharakter ganz zugehörigen *Vaudeville* haben sich als Meister ausgezeichnet: *Auguste de Vitis* (geb. 1755, gest. 1832) und *Jean Baptiste Rabel*. Ferner: *Jean Etienne Victor*

3) Uebers. von Weis. Cuchelburg und Leipzig 1831, 8. 3 Voll. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke, Bruxelles 1830 — 1833, 16. 18 Voll. und 1842, gr. 8. 3 Voll., ist unvollendet geblieben.

4) Oeuvres. 1822 — 1824, 8. 26 Voll. 5) Oeuvres. 1822 — 1825, 8. 9 Voll. 6) Théâtre. Paris 1837 — 1832, 8. 10 Voll.

Italo (geb. 1790), Bruder des bekannten Physikers, und dessen Sohn, Emanuel Italo; Pierre Vuon Barré (geb. 1766, gest. 1832); Marc Antoine Desaugiers (geb. 1772, gest. 1827), berühmter noch als Liederdichter; Joseph Marie Armand Michel Delaunay (geb. 1762, gest. 1823); Charles Guillaume Etienne (geb. 1778, gest. 1845) und Germain Delavigne (geb. 1790). Die Liebhaberei fürs Theater, welche in Frankreich mehr als irgendwo sonst verbreitet ist, hat eine Anzahl Stücke erzeugt, welche eigens dazu bestimmt sind, in Familienkreisen aufgeführt zu werden. Der Erste, der diesem Bedürfnisse entgegenkam, war R. Garmentelle (geb. 1717, gest. 1806), der ein Théâtre de campagne geschrieben. Er mag auch leicht der Erste gewesen sein, welcher Stücke ähnlicher Art unter dem Titel Proverbes dramatiques⁷⁾ herausgegeben. Bekannter in dieser letzteren Art ist Michel Théodore Leclercq (geb. 1778). Er gab 1827—1828, 8. 6 Voll. Proverbes dramatiques und 1830, 2 Voll. Nouveaux proverbes dramatiques heraus.

Die epische Poesie, welche niemals der Glanzpunkt der französischen Literatur gewesen ist, hat auch bis auf die neueste Zeit nichts Bedeutendes aufzuweisen; auch das Beste in dieser Gattung hat sich höchstens einer flüchtig vorübergehenden Anerkennung zu erfreuen gehabt, und doch auch meistens nur dann, wenn politische Beziehungen einem solchen Werke zu Hilfe kamen. Was noch das meiste Aufsehen gemacht hat, sind die gemeinsamen Arbeiten von Auguste Marie de Barthélemy (geb. 1796) und Jean Mery (geb. 1794 oder 1798). Barthélemy, erst eifriger Royalist, als welcher er Le sacre, nämlich Karl's X., schrieb, dann lebensgefährlicher Bewunderer Napoleon's, hat mit seinem Freunde Mery Napoleon en Egypte⁸⁾ in 8 ch. 1828 herausgegeben: eine pompbaste Apotheose des Zuges nach Ägypten, frisch und ergreifend in einzelnen Details, aber ohne künstlerischen Plan und Einheit. Wegen seines Gebichts: Le fils de l'homme (der Sohn Napoleon's) ou souvenirs de Vienne, 1829, ward er vor Gericht gestellt und trotz seiner in Versen geschriebenen Vertheidigung verurtheilt. Dann erschien Waterloo au général Bourmont. Später verstand er sich mit den Bourbons und ist zuletzt ein eifriger Anhänger der Regierung Louis Philippe's gewesen. Man hat noch mehr Epitres satiriques von ihm, wozu auch die Douze journées, ou fastes de la révolution française, 1832, und Némésis, satire hebdomadaire⁹⁾, 1830—1832, gehören. Er hat auch die Aeneis übersezt¹⁰⁾. Nach diesen wäre allenfalls noch zu nennen François Auguste Poterbel Grandmaison (geb. 1759, gest. 1834). Er schrieb zuerst Les amours épiques in 6 ch., eine Übersetzung und Nachahmung von Stellen alter und fremder Dichter, welche Liebesepiden geheißen¹¹⁾. Später hat er ein Heldengedicht: Philippe Auguste in 12 ch., 1825, herausgegeben, welches mehr Auflagen erlebt hat, und früher ein Chant héroïque sur la naissance du

roi de Rome und Dithyrambe sur le mariage de Napoléon gedichtet. Von den übrigen mag es genügen, die bekanntesten Werke namentlich anzuführen. Les Argonautes de l'humanité in 2 ch., 1817; L'Égyptiade in 12 ch., 1813, den Zug Napoleon's besingend; La nouvelle Henriade, 1826, wozu nur Ein Gesang erschienen, und Le triomphe de la Révélation, Alles von Pierre Toussaint Allaud (geb. 1759, gest. 1826); Marie de Brabant von Ancelot; Les chevaliers de la table ronde, 1812, und die Fortsetzung: Amadis de Gaule, 1813, und Le Cid, romances espagnoles, von Auguste Creuzé de Lesser (geb. 1771, gest. 1839); Sapho in 10 ch., 1805, von Louis Gersse; La Clovisiade, ou le triomphe du Christianisme in 24 ch., wozu aber nur wenige Gesänge erschienen sind von Darrode de Villeneuve; Achille à Scyros in 6 ch., 1805, von Jean Chrétien Julien Luc de Rancaval (geb. 1764, gest. 1810); L'Orléanaide, poème national in 28 ch., 1819, von Philippe Alexandre Lebrun de Chamettes (geb. 1785); Les Helvétiens in 8 ch., die Burgunderkriege, 1800, von Charles François Philibert Masson (geb. 1762, gest. 1807); L'astronomie in 3 ch., 1801, und La conquête de Naples par Charles VIII., poème héroïcomique, 1801, von Paul Philippe Guhin de la Brenellerie (geb. 1738, gest. 1812). Von dem sehr talentvollen, aber jung gestorbenen (geb. 1782, gest. 1816), Charles Hubert Milrepe hat man Alfred in 4 ch., 1815; Charlemagne à Paris in 6 ch., 1812; L'amour maternel und mehr vorzügliche kleine Gedichte¹²⁾. Endlich wäre hier noch zu nennen Edgar Quinet (geb. 1803), welchem seine teufliche Bildung eben nicht großen Segen gebracht hat. Er schrieb ein Gedicht: Napoléon, phantastisch und verworren, wie sein Ahasvérus, mystère, 1833, und Prométhée, tragédie, 1838.

Auch in der didaktischen Poesie ist wenig Ausgezeichnetes zu erwähnen. Das Bedeutendste in dieser Art, nämlich die Gedichte von Cernéard, Fontanes, Legouvé, haben wir früher schon angeführt. Unter den neueren Sachen können wir nur hervorheben: L'astronomie in 6 ch. von Pierre Antoine Bruno Daru (geb. 1767, gest. 1829); sie ist erst nach seinem Tode erschienen; seine Übersetzung des Horaz in Prosa¹³⁾ wird gerühmt; wir werden ihn unter den Historikern wiederfinden. Les paysages in 6 ch., ou essai sur la nature champêtre, und Le bonheur dans les campagnes von Claude François Adrien de Regal Marnesia (geb. 1735, gest. 1800); La botanique von Claude Augustin Bielt de Boisjolin (geb. 1832). Geistreich, witzig und scherzhaft ist die Gastronomie, ou l'homme des champs à table in 4 ch., von Joseph Berdou (geb. 1765). Dieses mit mehreren geistreichen Ausfällen in ironisch ernsthaftem Tone über die Tafelstücken bildet eine unter dem Namen Les classiques de la table¹⁴⁾ bekannte Sammlung. Sonst wären noch zu nennen Le potager, 1800; Les oiseaux de la ferme, 1804;

7) Paris 1775, 8. 4 Voll. 8) Paris 1768—1781, 8. 8 Voll. 9) Teufel von W. Schwan, Stuttgart 1820.

10) Oeuvres de Barthélemy et Mery. Paris 1831, 4 Voll. 11) 1835—1838, 8. 4 Voll. 12) Paris 1804.

13) Encey. l. b. W. u. K. 3te Section, XLVIII.

13) Oeuvres, Paris 1822, 8. 4 Voll. 14) Paris 1800 und 1822, 2 Voll. 15) Herausgegeben von F. Banor, Paris 1844.

Bagnères, 1819, von Jean Baptiste Latanne (geb. 1772); Les âges poétiques, ou le triomphe du génie en 4 ch., 1826, und L'invention de l'imprimerie, 1829, von Florimont Reol; La sphère en 8 ch., 1796, von Dominique Ricard (geb. 1741, gest. 1803); Les jeux de l'enfance, 1802, von Pierre Paul Raboteau (geb. 1766, gest. 1825). Von dem trotz seiner Blindheit gelehrt Marie Charles Pougens (geb. 1755, gest. 1835), welcher sich auch um die Sprachwissenschaft verdient gemacht hat, hat man Les quatre âges und mehr Contes en vers. Halb in Prosa, halb in Versen sind die: Le langage des fleurs, 1819, und Lettres à Sophie sur la physique, la chimie et l'histoire naturelle von Louis Aimé Martin (geb. 1786), worin er die faden Galanterien und Witzereien eines früheren ähnlichen Werkes: Lettres sur la mythologie von G. K. de Roussier, glücklich vermeidet hat.

Auf der Grenze des Epischen, Didaktischen und Sentimentalen halten sich: Les Hospices, 1804, von Louis Xibon (geb. 1755, gest. 1826); L'enfant prodigue en 4 ch.; La maison des clamps und Le voyage de Grenoble à Chambéry en prose et en vers, 1798, von François Nicolas Vincent Campenon (geb. 1772, gest. 1843); Le siège de Damas en 5 ch., 1823; Sédin, ou les nègres en 3 ch., 1826, von dem als Dramatiker schon erwähnten Viennet; sowie Hélène; La somnambule; La fille de Jephthé; La femme adultère; Le trapiste, zusammen gedruckt unter dem Titel: Poèmes (Paris 1829), von Alfred de Vigny.

Einige Gattungen der Poesie, welche in früheren Perioden mit Eifer und zum Theil mit großer Meisterhaft behandelt wurden, sind jetzt so gut wie ganz unbeachtet und wie verschwunden; dahin gehören die Epöge und die Fabel. Für die erstere sind die Zeiten nicht ungeschicklich und harmlos genug; sie erschiene abgesehen von einer politisch so bewegten Zeit. Die Fabel kommt zwar noch hier und da vor, aber auch sie hat oft genug eine bittere politische Färbung angenommen. Einen eigentlichen Fabeldichter hat die neuere Zeit nicht aufzuweisen; einzelne, zum Theil recht artig erzählte, Fabeln finden sich in den Werken der schon erwähnten, oder noch in andern Fiktion zu nennenden Arnault, Andrieux, Collin d'Harleville, Lamartine, Rodier, Segur und mehreren Andern.

Mit um so größerem Glanze ist die Lyrik in der neueren Zeit aufgetreten. Zwar die alte klassische Lyrik, welche ihren Ruhm unendlich mehr in dem Pomp des Ausdrucks, als in der Fülle und dem Glanze der meist der Mythologie entlehnten Bilder, in der harmonischen Abwägung der Stenzen suchte, als in der Tiefe der Gedanken und des Gefühls, diese ist, mit geringen Ausnahmen, selten geworden, und was der Art noch vorkommt, ist, wie es auch in der älteren Zeit der Fall war, fast nur auf höfliche Schmeichelei und Vergötterung der Großen beschränkt. Sinn und Gemüth haben sich von dieser frostigen und hohlen Pracht, von dieser knöchernen Adulation abgewendet; wegen denn freilich die fürchterlichen Begebenheiten der Revolution und die großen Weltgeschicke, welche über Frankreich in den letzten Zeiten her-

eingebrochen, der neueren Lyrik vorzugsweise einen melancholisch elegischen, oder auch einen leidenschaftlich aufgeregten Ton gegeben haben. Erinnerung, Sehnsucht, Born, Hoffnung, vaterländische Gefühle mit einem Worte, sind die Saiten, welche jetzt in der lyrischen Poesie der Franzosen vorzugsweise ertönen; und man muß gestehen, daß auch hier die romantische Schule, das heißt hier die Richtung, welche sich von der frostigen Nachahmung der Alten zur lebendigen Auffassung wirklicher und großer Gedanken, Gefühle und Begebenheiten gewendet hat, und vor allen Dingen national sein will, Außerordentliches geleistet hat.

Als die eminentesten in diesem Fache haben wir zu nennen: Alphonse de Prat, bekannt unter dem später angenommenen Namen Lamartine¹⁾ (geb. 1790 oder 1792), ein Schüler und Nachfolger Chateaubriand's, daher vor Allem royalistisch und katholisch. Seine früheren Werke: Méditations poétiques, 1820, und Nouvelles méditations, 1823, machten ein ungeheures Aufsehen, weil sie im Sinne der damaligen Richtader waren; natürlich ebenso sehr Chant du sacre ou la veille des armes, 1825, bei Gelegenheit der Krönung Karl's X.; nicht minder Le dernier chant du pèlerinage de Childe Harold, worin er den Tod Byron's besingt, und Harmonies poétiques et religieuses, 1830, 2 Voll. Später hat er eine Reise in den Orient gemacht, und was er seitdem geschrieben, namentlich La chute d'un ange, en 12 visions, 1838, hat wenig Beifall gefunden, und zeigt eine merkwürdige Umwandlung seiner religiösen Ueberzeugungen, welche sich in den Recueils poétiques, 1839, ausdrückt. Er ist jetzt, was man einen Humanitaire nennt, d. h. ein Naturalist und ein entschiedener Freund der Demokratie; als solcher scheint er jetzt, 1848, berufen, als Mitglied der provisorischen Regierung eine bedeutende Rolle zu spielen. Gaspard Delavigne, schon als Dramatiker erwähnt, schrieb noch sehr jung ein Dithyrambe sur la naissance du roi de Rome, 1811. Sein lyrisches Hauptwerk sind die Messéniennes, wovon die drei ersten 1818 erschienen und die letzten Unglücksfälle Frankreichs beklagen; die späteren bis 1824 behandeln größtentheils ganz fremdartige Gegenstände, wie La mort de Jeanne d'Arc; Trois jours de Christophe Colomb; Les funérailles du général Foy etc. — Der bedeutendste Lyriker ist jetzt ohne Zweifel der schon erwähnte Victor Hugo. Seine früheren Leistungen, gesammelt unter dem Titel: Odes et Ballades, fanden nur einen theilweisen Beifall, weil er sich darin noch royalistisch gefinnt hielt. Als er aber unversehens seine Bewunderung Napoleon's und seine freieren Ansichten in jeder Art aussprach, ward er der entschiedene Liebling des Publicums. Seine lyrischen sehr zahlreichen Werke bestehen aus Odes et ballades; Orientales; Feuilles d'automne; Chants du crépuscule; Voix intérieures; Les rayons et les ombres. Unter allen möch-

1) Oeuvres. Paris 1835, 4 Voll. und öfter. Deutsch von Hermann. Stuttgart 1839, 12 Voll. Gimpel'sche Buchh. hat G. Schwab 1826 übersezt.

ten die Feuilles d'automne wegen ihres melancholisch elegischen Tones wol das Beste sein; in andern Gedichten, namentlich in den Orientales, und den späteren Werken vermischt man oft Klarheit und Besonnenheit. Seine Reiskunst in der Sprache, die ihn jedoch nicht selten zu Rückschliffen und Bizarrieten verleitet, zeigt sich glänzend in allen seinen Werken. — Neben diesen Meistern in der Lyrik sind noch zu nennen: der oben erwähnte Alfred de Vigny und der später zu nennende Charles Rodier wegen seiner schönen Napoléone, 1802, oder Ode an Napoleon, worin er mit großer Kühnheit dem damals Allmächtigen herbe Wahrheit sagt. Mehr als Satyriker, denn als Lyriker, verdient Erwähnung Henry Laugue Barbier (geb. 1805), welcher Jambes (satires), 1831; Satires et poèmes, 1837; Nouvelles satires, sowie Rimes héroïques et sonnets und zuletzt 1840 Chants politiques et religieux herausgegeben hat. Joseph Delbaze (geb. 1779, gest. 1814), der seinen Satyren die Form poetischer Epiklen gegeben. Auch die ältere, mehr sentimentale, Lyrik hat ausgezeichnete Talente aufzuweisen, so: die Poésies 1827 von Elise Mercœur (geb. 1809, im fließendsten Alter gest. 1835); die Odes et poésies 1826 und Poésies nouvelles 1834 von Sabine Gasmir Amable Taffu (geb. 1798) und die Élégies 1818 und Poésies 1822 von Marceline Desbordes Valmore (geb. 1787). Eine ganz eigenartige und sehr ausgezeichnete Stelle in der lyrischen Poesie nimmt Pierre Jean Béranger (geb. 1780) ein. Er ist ein Volksdichter, wie ihn Frankreich noch nicht gehabt hat; ohne alle gelehrte Bildung, weiß er in seinen Chansons, bei aller Mannichfaltigkeit des Stoffes und des Tones, stets die Saiten anzu schlagen, die in allen Herzen nachklingen: er ist der wahre verkörperte Nationalgeist des Volkes; stets heiter, witzig, anmuthig, dabei schalkhaft, gutmüthig, zuweilen etwas, was die Franzosen mit dem unübersetzbaren Worte grivois bezeichnen, und doch verleugnet er nie die edelste patriotische Gesinnung. Unter Napoleon hat er Nichts drucken lassen; doch war sein Roi d'Yvetot, eine gutmüthige Kritik des Kaisers, in aller Munde. Die Restauration und die unglückseligen Versuche der Bourbons, die alten Zeiten wieder herbeizuführen, schänten den Geist Béranger's mächtig an; er war unerschöpflich an lustigen und spottenden Chansons, und man kann in Wahrheit sagen, daß er nicht wenig zum Sturz dieser Dynastie beigetragen. Seit der Julirevolution scheint ihm der Stoff ausgegangen zu sein, und er arbeitet, sagt man, in tiefer Zurückgezogenheit in Tours an einem Dictionnaire historique. Auch als Mensch hat Béranger sich stets achtungswürdig gezeigt. Nur eine Zeit lang hat er ein höchst beschwerliches Amt als Erpedit bei der Universität bekleidet, welches ihm die Bourbons entzogen, unter welchen er mehrmals zu ansehnlichen Geldbußen und Gefängnis verurtheilt wurde: das Geld wurde aber stets für ihn zusammengebracht. Sein erster Sohn war Lucien Bonaparte, und er ist ihm zeitlebens treu und dankbar geblieben. Erste Jugenderfunde von ihm wurden schon 1794 — 1797 gedruckt. Die erste Sammlung seiner Chansons morales et autres erschien 1815, dann 1821 und

1825 Chansons nouvelles. Die erste vollständige Sammlung ist von 1826, wozu 1828 noch Chansons inédites kamen. Am vollständigsten sind die Sammlungen von 1831 und 1833, welche letztere er Lucien Bonaparte gewidmet hat; von 1835 und die eben jetzt (1847) erscheinende, welche wieder mit acht neuen Chansons vermehrt ist. Einigermassen geisteskrank mit Béranger, aber doch an Gefinnung tief unter ihm stehend, ist Marc Antoine Désaugiers (geb. 1772, gest. 1827), der lustige Sänger der Freuden der Tafel und des Weines, harmlos, heiter, aber ohne tiefsten Gehalt. Seine Chansons et poésies erschienen 1808 — 1816 und 1827 in 4 Voll. Auch hat er theils allein, theils mit Andern über 100 Baudouilles geschrieben. Neben diesem könnte man noch Alexandre Auguste de Berryer (geb. 1804) nennen, welcher 1833 eine Sammlung: Le chansonnier normand, herausgegeben hat. Zum Schluß erwähnen wir noch Joseph Rouget de l'Isle (geb. 1760, gest. 1836) als Verfasser und Componist der bekannten Marseillaise.

P r o f a .

Es liegt wol in der Natur der Sache, daß bei allen Völkern in ihrer Kindheit die Poesie, in ihrem reiferen Alter die Prosa vorwalte. Dies Verhältniß zeigt sich denn auch auf das Entschiedenste in der neuesten Periode der französischen Literatur. Immer mehr tritt die Poesie zurück und wird, wenn auch einzelne dichterische Gemüther noch immer sich mit innerer Nothwendigkeit zu ihr hingezogen fühlen, doch im Ganzen nur noch als anmuthige Erheiterung des Lebens, als eine Nebenfache betrachtet, welche gegen die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Lebens unendlich zurücksteht. Geschichte, Politik, Religion, Gelehrsamkeit, und vor Allem die mathematisch-physikalische und industrielle Seite der Wissenschaften verschlingen in unserer Zeit alle übrigen Interessen, und wenn die Poesie noch irgendwo in das Gebiet der Prosa eindringt, so geschieht es nur etwa in der Gestalt des Romans, welcher die Mitte hält zwischen der ersten Geschichte und der heiteren Dichtung. Wir beginnen daher mit diesem. Der Roman nimmt in der neuesten Literatur aller Völker, vorzüglich aber der Franzosen, eine sehr bedeutende Stelle ein, wozu aber nicht zu übersehen ist, daß der harmlose psychologische und Familienroman immer mehr an Theilnahme verliert und der Tendenzroman, der es sich zur Aufgabe stellt, irgend eine politische Ansicht zu verbreiten, die wahren oder erträumten Mängel und Bedürfnisse der Zeit zu schildern und zu befriedigen, dem Parteibasse zu dienen, immer entschiedener hervortritt: wo dann, bei dem bläsierten Zustande der sogenannten Gebildeten, die Farben bis zum Gräßlichen dick und entstellend aufgetragen werden. Selbst der biskratische Roman, welcher durch W. Scott auch in Frankreich erweckt worden ist, muß dagegen zurücktreten.

Zuerst müssen wir nun hier einer Frau gedenken, welche zwar weder im Leben, noch in der Literatur eines sehr rühmlichen Namens sich erfreut, aber doch in ihrer Zeit Aufsehen genug gemacht hat. Es ist Eléonore Félicité Ducrest de St. Aubin; Gräfin von Genlis (geb.

1746, gest. 1830), welche als Erzieherin der Kinder des verachteten Herzogs von Orleans, Philippe Egalité, in einem sehr zweideutigen Verhältnis zu dieser Familie gestanden und sich dann in vielen Ländern, namentlich auch in Teutschland, herumgetrieben hat. Sie hat unsäglich viel geschrieben, Alles in einem lehrhaltigen, moralisirenden Tone, wie ihn die belehrten Weltkinder so gern annehmen; Alles aber vom Standpunkte der höheren Stände aus, voll Mißwifferei und Prüberei, ohne alle Natur und Wahrheit. Ihre Romane: *Les Battuecas*; *Belaire*; *Les chevaliers du cygne*; *La duchesse de Lavallière*; *Ma dame de Mantoupin*; *Mademoiselle de Clermont*; *Les vocux téméraires*, sind wolgänglich verholten, ebenso wie ihr *Théâtre à l'usage des jeunes personnes*. Das Beste unter ihren Schriften sind noch die *Veillées du château* ("). Unendlich höher an sittlichem und poetischem Gehalte sind die Werke der Anne Louise Germaine Noddy de Staël Holstein (geb. 1766, gest. 1817), einer Frau von großem Geiste und ausgezeichnetem Charakter, welche zuerst in der neueren Zeit die bis dahin ängstlich bewachten Schranken der Nationalität überschritten und namentlich ein Großes dazu beigetragen, Teutschland, unsere Literatur und unseren Geist in Frankreich bekannt zu machen. Sie hat ihre Thätigkeit über sehr viele verschiedene Fächer verbreitet. Außer vielen politischen und moralischen Schriften, wie die *Considérations sur les principaux événements de la révolution française*, welches erst 1818 3 Voll. nach ihrem Tode erschien; *De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations*, 1796; *De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales*, 1796, u. m., hat sie in der Jugend schon eine Tragödie, *Jeanne Grey*, 1787, und später in Copet mehr Lustspiele und dramatische Sprüche verfaßt. Ihren literarischen Ruhm hat sie vorzüglich durch folgende Werke begründet: *Delphine* ("), ein Roman voll tiefer Blüte in das weibliche Herz und in die Verhältnisse der höheren Gesellschaft, welcher ihr schon den später immer bitterer gewordenen Haß Napoleons zuzog; *Corinne ou l'Italie* ("), die Frucht einer Reise nach Italien, deren indessen die poetische und künstlerische Begeisterung vielleicht etwas zu viel Raum einnimmt. Vor Allem aber ihr Hauptwerk: *De l'Allemagne* ("), dessen erste sehr starke Auflage von der pariser Polizei vernichtet wurde. Wenn es auch gewiß ist, daß auf dieses Werk, wie auf die *Corinne*, der Umgang mit teutschen Gelehrten, namentlich mit A. W. Schlegel, einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt hat, so befanden sie doch einen für fremde Literaturen und Geistesrichtungen höchst empfänglichen Geist, wie er bei Franzosen sonst selten gefunden wird. Nach ihrem Tode sind erschienen, außer den schon erwähnten *Considérations* etc.: *Dix années d'exil* ("), worin das Schwächste, was sie geschrieben, und worin die Französin, welche außerhalb der patri-

ser Salons kein Heil und kein Leben sieht, etwas zu stark hervortritt. — In zweiter Linie sind zu erwähnen: Zuliane Baronin von Krüdener, geb. Dietinghoff (geb. zu Riga 1766, gest. in der Krimm 1824), eine mehr durch ihre Jugendverirrungen und späteren Pietismus und Schwärmerei, wodurch sie eine Zeit lang sich Einfluß auf sehr hochgeschätzte Personen verschaffte, als durch ihre Schriften bekannte Frau. Ihr Roman *Valérie* (") soll manche Verhältnisse ihres eigenen Lebens schildern. Sophie Gay, geb. Kavalette (geb. 1776), welche mehrere Romane, unter andern *Antiole*, 1815, 2 Voll., und eine Komödie: *Une aventure du chevalier de Grammont en 3 actes en vers*, geschrieben hat. Isabelle Polier de Wotens, Baronin von Montolieu (geb. 1775, gest. 1832), deren *Caroline de Lichtfeld*, 1786; *Le chalet des hautes Alpes*, 1813; *Les châteaux suisses*, 1816, und *Nouvelles* acht weiblich anmutige Schriften sind. Ourika 1824 und Edouard 1825, von der Herzogin von Duras, geb. Kersaint, machten großes Aufsehen bei ihrer Erscheinung.

Unter dem französischen Adel zur Zeit der Revolution gab es nicht Wenige, welche, ohne sich den neuen Ideen ganz zu entziehen, doch die mit der Muttermilk eingeflogenen Vorstellungen nicht aufgeben mochten, und daher mit ihren ritterlich romantischen Gefühlen nicht selten ins Gedränge kamen. Eine solche Natur ist François Auguste, vicomte de Chateaubriand (geb. 1769, gest. 1848). Die Sucht nach romantischen Abenteuern hatte ihn früh in die Wildnisse America's geführt, von wo er nach dem Tode Kubwigs XVI. zur Conde'schen Armee ging, aber bald verwundet, eine Zuflucht in England suchen mußte. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er von Napoleon verschiedene diplomatische Aufträge an, verließ aber dessen Dienst nach der Ermordung des Herzogs von Angiens. Unter den Bourbons, an welche er sich eng angeschlossen, war er mehrere Male Minister, ohne doch ihr Treiben zu billigen. Erst mit der Julirevolution trat sein orthodorer Royalismus entschieden hervor, und er lebte seitdem ohne Berührung mit der Regierung, nur mit literarischen Arbeiten und mit der Redaction seiner *Mémoires* beschäftigt, die erst nach seinem Tode erscheinen sollen. Die Frucht seines Aufenthaltes in America war ein größeres Werk: *Les Natchez, ou l'épopée de l'homme de la nature*, woraus eine Episode: *Atala, ou les amours de deux sauvages dans le désert*, 1801, erschien und ungeheures Aufsehen machte. Die glänzende Schilderung einer unbekannten Natur, die religiösen Anklänge, welche hier zum ersten Male nach langer Zeit wieder ertönten, ließen nicht gleich die Fehler des Werkes, die Planlosigkeit, die affectirte Anhäufung von Namen ausländischer Thiere und Gewächse, die wunderliche Mischung von christlichen und barbarischen Vorstellungen und den an Bernardin de St. Pierre erinnernden pretiosen Styl bemerken. Ebenso großes Aufsehen machte sein *Génie du christianisme*, 1802, 5 Voll., welcher anfänglich von dem Clerus mit Entzücken aufgenommen, später bei etwas besonnener Betrachtung

17) Oeuvres. 1791. 17 Voll. London 1844 Voll. 18) Paris 1803. 6 Voll. 19) Paris 1807. 2 Voll. 20) Londres 1813. 2 Voll. Leipzig 1814. 4 Voll. 21) Oeuvres. 1820—1821. 18 Voll. 1830. 3 Voll.

22) Paris 1804. 2 Voll.

tung auf den Acker gesetzt wurde. In diesem und in den *Martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne*, 1809. 2 Voll., spricht sich seine poetisch religiöse Weltanschauung aus. Der Styl dieser und fast aller seiner Werke ist blendend, pomphaft, macht aber doch eigentlich den Eindruck, als ob er in Prosa aufgeschriebene Dichtung wäre. Im J. 1806 hatte er eine große Reise in den Orient gemacht, welche er in dem *l'itinéraire de Paris à Jérusalem*, 1811, beschrieb. Auf die Genauigkeit seiner Berichte ist aber durchaus Nichts zu geben; er hat Alles durch eine katbolisch-poetische Brille gesehen. Ausser diesen Hauptwerken hat er noch eine Menge politischer Gelegenheitschriften herausgegeben, welche zum Theil bedeutend auf die Beirathung einwirkten, und sogar eine Tragödie mit *Edouard, Moïse*, gedichtet. — Er war nun zu dem Haupten der jetzt in dem Gache der Romane vorzüglich glänzenden Schriftsteller übergehen, müssen wir hier noch einige theils verstorbene, theils noch lebende einschalten. Dabin gehören:

Jean Fédèle (geb. 1770, gest. 1839), Verfasser der *Dot de Suzette* und *Frédéric*. Der unter Louis Philippe Minister des öffentlichen Unterrichts gewesene Marquis Achille Graf Salvanby (geb. 1796), mehr als publicistischer Schriftsteller und Staatsmann, denn als Dichter bekannt. Sein Roman *Don Alonzo, ou l'Espagne*, 1824. 4 Voll., beruht auf einer gründlichen Kenntniss der spanischen Zustände, weniger bedeutet sein *Isaora, ou le barde chrétien*. Geistreich sind des Grafen Joseph Hippolyte Santo Domingo (geb. 1785, gest. 1832) *Tablettes néapolitaines* und *Tablettes romaines*). Von dem schon oft erwähnten Alfred de Vigny hat man einen vortheilhaften Roman: *Cinq-Mars, ou une conjuration sous Louis XIII.*“).

In der Gattung des komischen Romans, welchen die Franzosen nach unserer Ansicht etwas zu vornehm herabsetzen, und meinen, er gehöre nicht in die Literatur, sondern in die *Antichambre*, haben sich vorzüglich zwei Schriftsteller ausgezeichnet: Guillaume Charles Antoine Pigault Le Brun (geb. 1753, gest. 1835), unter dessen Romanen, welche mit großer Wahrheit und oft vortheilhaftem Humor die Zustände und die Sitten in der Zeit der Revolution und unmittelbar nach derselben schildern, sind vorzüglich zu nennen: *L'enfant du carnaval*, 1792. 3 Voll.; *Les barons de Felsheim*, 1798. 4 Voll.; *Monsieur Thomas*, 1799. 4 Voll., und *Mr. Botte*, 1802. 4 Voll.). Der andere, der vielleicht etwas tiefer steht, aber das Leben der kleinen Leute in Paris vortheilhaft kennt, ist Charles Paul de Kock (geb. 1795); wir müßten aus seinen zahlreichen Schriften Nichts besonders herausheben. Er hat auch einige *Baudouilles* geschrieben.

In die Spitze der in der neuesten Zeit durch ihre Romane glänzenden Namen sind ohne Zweifel gestellt worden: Aurore Marquise Dubouant, bekannt unter dem Namen George Sand (geb. 1804). Nachdem sie eine Zeit lang in unglücklicher Ehe gelebt, entzog sie sich ihrem

Manne und gab zuerst, in Verbindung mit Jules Sandeau, Rose et Blanche, 1832. 5 Voll., heraus, wobei sie schon den ihrem Mitarbeiter entlehnten Namen Sand annahm. Erst als sie anfang, selbständig zu arbeiten, erregte sie die allgemeine Aufmerksamkeit durch einen ebenso klaren, als glänzenden Styl, geistreiche und tiefe Beobachtungen, aber freilich auch durch sehr extensivste Ansichten, welche sich vorzüglich auf die Stellung des weiblichen Geschlechts in der heutigen Gesellschaft beziehen. Ihr allbekanntester Roman sind: *Indiana*, 1832. 2 Voll.; *Valentine*, 1832. 2 Voll.; *Lelia*, 1833. 3 Voll.; *Leone Leoni*, 1835; *Lettres d'un voyageur*, 1837. 2 Voll.; *Horace* und *Consuelo*. Ihr neuestes, eben (1848) vollendetes, Werk: *François le Champi* (d. h. das Hündelkind), ist ein kaum glücklich zu nennender Versuch in Sprache und Anschauungsweise das Leben und die Gesühle der ländlichen Bevölkerung zu schildern. Außerdem hat sie noch recht interessante Reiseerinnerungen unter dem Titel: *Un hiver au midi*, 1841. 2 Voll., geschrieben. — In Brühmtheit können ihr nur an die Seite gesetzt werden Eugène Sue (geb. 1804). Er hatte als Militärarzt zu Lande und zu Wasser in verschiedenen Feldzügen gedient, und dadurch erwachte in ihm die Lust, das Erwehene anschaulich darzustellen. Daraus sind mehrere seiner früheren Romane hervorgegangen, wie *Kernock le pirate*, 1830; *Plick et Plock*, 1831; *Alar Gull*, 1831; *La Salamandre*, 1832; *La vigie de Koatven*, 1833, und seine *Histoire de la marine française sous Louis XIV.*, 1835. 5 Voll. Auch spätere Romane, wie *Latréaumont*; *Jean Cavalier*; *Lectorières*; *La Coucaratcha* u. a., vermehrten seinen Ruf. Was aber das meiste Aufsehen erregte, waren seine allbekannten *Mystères de Paris*, 1842—1843. 8 Voll. Wenn auch zugegeben werden muß, daß er damit einen glücklichen Griff gethan und das Schicksal und die Sitten, besonders der armeren Classe, mit ergreifender Wahrheit schildert; daß er auf einige Mängel der Gesezgebung und des geselligen Lebens energisch hingewiesen, daß überhaupt das Talent der Darstellung einzelner Scenen den Glanzpunkt dieses Productes ausmacht, so kann man dagegen auch nicht verkennen, daß es um die sittliche und religiöse Bildung des Verfassers wunderbarlich stehen muß; denn die ganze Voraussetzung, worauf der Roman beruht, dieses die Verführung spielen und sich doch zugleich höchst unsittlicher Mittel dazu bedienen, sowie die bis an die äußerste Grenze des Gräßlichen getriebene Schilderung des Verbrechens und der Armuth können nur Widerwillen einflößen. Was im *Don Quixote*, dem *desacador* de agravios y sinrazones, als heitere Ironie erscheint, das wird hier in bitterem, ja gradezu frevelhaftem Ernste betrieben. Weitem weniger Emulation hat der spätere Roman, *Le juif errant*, 1845, gemacht, welcher nur durch den darin bevorstehenden Jesuitenhaß sich den Beifall der Menge erworben hat. In einem neueren Werke: *Martin Peseant trouvé*, ruht das Interesse wieder nur auf den jetzt die Welt bewegenden socialistischen Ideen. Wir der Bearbeitung mehrerer seiner Romane für die Bühne hat der Verfasser wenig Glück gemacht. So eben, 1847, erscheint

23) 1837 und 1834. 24) 1836. 2 Voll. 25) Oeuvres. 1832—1834. 20 Voll.

ein neuer Roman von ihm: *Les sept péchés capitaux*. — Nicht minder ausgezeichnet durch Eryl, Darstellung, Lebendigkeit der Gespräche, glückliche Erfindung und vorzüglich durch die sorgfältigste Charaktereildung sind die Arbeiten von Honoré de Balzac (geb. 1799). Nachdem er in früher Jugend unter den Namen St. Aubin, Biliergle de Ste. Aime und Lord Byron viele unbedeutende Romane geschrieben, trat er unter seinem wahren Namen in den *Les derniers Chouans ou la Bretagne* im 1800 (Paris 1829.) zum ersten Male mit Glück auf. Seitdem hat er mehrer sehr beliebte Romane und ähnliche Werke geschrieben, wie: *La physiologie du mariage*, 1831. 2 Voll.; *Scènes de la vie privée*, 1831. 5 Voll.; *Scènes de la vie de province*, 1832; *Scènes de la vie parisienne*, 1832; *Le père Goriot*; *La peau de chagrin*; *Histoire intellectuelle de Louis Lambert*; *Eugène Grandet* und *Contes drolatiques*, bis jetzt 2 Voll., worin er die Manier Kabelais' nachzuahmen sucht. Sein neuestes, sehr gelungenes, Werk ist *Cousin Pons*. Ebenso verdient Frédéric Soulié (geb. 1800, gest. 1847), welcher viel fürs Theater geschrieben. Man hat von ihm historische Romane: *Le vicomte de Beziers*, 1834. 2 Voll.; *Le comte de Toulouse*, 1835. 2 Voll.; *Romans historiques du Languedoc*, 1836. 4 Voll.; *Le comte de Foix*. Besser aber sind diejenigen Werke, worin er das moderne Leben schildert, wie: *Un été à Meudon*, 1836. 2 Voll.; *Province* et *Paris*, 1836. 2 Voll.; *L'homme de lettres*, 1838. 3 Voll.; *Le maître d'école*, 1839. 2 Voll.; *Maison de campagne à vendre*, 1841. 2 Voll.; *Si jeunesse savait et si vieillesse pouvait*, 1842. Sein bestes sind wol seine *Mémoires du diable*, 1837. — Weniger bedeutend sind die Schriften von Emile Souvestre (geb. 1800). *La maison rouge*; *Riche et pauvre*. — Als Sittennarr ist ausgezeichnet der schon als Dramatiker erwähnte Zouy, dessen *L'hermite de la chaussée d'Antin*, 1812—1814. 5 Voll. großes Glück machte; weniger die Fortsetzung *Le franc-parleur* und *L'hermite de la Guyane*. *L'hermite* eine province enthält Aufsätze von verschiedenen Verfassern. Von ihm selbst und von Antoine Sap (geb. 1770) sind: *Les hermites en prison* (wirklich im Gefängniß geschrieben), 1823. 2 Voll., und *Les hermites en liberté*, 1824. 2 Voll. *). — Auch der in der neuesten Zeit als Recensent bekannte Jules Janin (geb. 1804), ein Jude von Geburt, hat einige beliebte Romane geschrieben, worunter sich *L'âne mort et la femme guilloitine*, 1829; *Contes fantastiques*; *Barnave* u. a., doch mehr durch den glänzenden Eryl, als durch den inneren Gehalt auszeichnen. Er hat unsäglich viel für verschiedene Journale geschrieben und sich namentlich in der letzten Zeit durch das *Femilleton* du *Journal des débats*, worin er Werke aller Art, vorzüglich aber dramatische, auch politische und Tageserzählungen, Russik u. s. w., auf eine ihm eigenthümliche leichte, blühende und kühlend geistreiche Weise bespricht, zum ersten Range unter den *Heuiletonisten* Frankreichs erhoben hat. Mit großem Geschick weiß er den Mangel an gründlicher Bildung und Kenntniß durch seine ihm freilich nun schon zur ermüdenden Manier gewordene oberflächliche Besprechungsweise zu verdecken. — Sehr achtungswerthe Schriftsteller in jeder Art sind Lacroz und Robier. Paul Lacroz (geb. 1806), bekannt unter dem Namen P. E. Jacob le Bibliophile, ein ausgezeichnete Kenner des französischen Mittelalters, was er durch seine literarischen Notizen über Marot, Kabelais u. A., seine *Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France* et de l'histoire littéraire, 1834—1838; *Histoire du seizième siècle*, 1834, und ebenso durch seine historischen Romane: *L'assassinat d'un roi*, 1825. 2 Voll.; *Les deux fous*, 1830; *Le roi des Ribauds*, 1832. 2 Voll.; *La danse Macabre*, 1832; *Les francs Taupins*, 1833. 2 Voll.; *La folle d'Orléans*, 1836. 2 Voll.; *Les soirées* de W. Scott à Paris, 1834. 2 Voll.; *Medianoches*, 1835. 2 Voll., u. a. bewiesen hat. Viel weniger bedeuten seine anderen, selbst erfundenen Romane. Charles Emmanuel Robier (geb. 1780, gest. 1844), dessen linguistische und literarische Arbeiten: *Dictionnaire universel de la langue française*, 1823. 2 Voll. 8.; *Dictionnaire des onomatopées de la langue française*, 1808; *Examen critique des dictionnaires de la langue française*, 1822. 2 Voll. und Ausgaben französischer Schriftsteller Klein und Gelehrsamkeit bewiesen. Als Romanschreiber ist er durch Jean Shogar, 1818. 2 Voll., und durch die humoristische *Histoire du roi de Bohême et de ses sept châteaux*, 1830, und seine *Romans, nouvelles et mélanges*, 1820. 4 Voll., bekannt **).

An Fruchtbarkeit übertrifft alle bisher genannten der jetzt beliebteste Romanendichter Alexandre Dumas (geb. 1803), den wir schon als Dramatiker kennen gelernt haben. Die Zahl seiner Romane ist so groß und die meisten, bei allem nicht zu verkennenden Talente des Verfassers, so verschiedene Fabrikarbeit, daß wir darauf verzichten müssen, sie hier namentlich anzuführen. Zu seinen besseren Arbeiten gehören sein erstes Werk: *Les trois Mousquetaires*, 1844. 8 Voll.; *La reine Margot*, 1845. 6 Voll.; *La dame de Monsoreau*, 1846. 8 Voll., und die Impressions de voyages, 1833. Eins seiner neuesten und beliebtesten Werke ist der *Comte de monte Christo*, 1844—1845. 18 Voll., ein wahres Gegenstück zu den *Mystères* de Paris von Eugène Sue, indem auch hier eine Hauptperson die Rolle der Provinzial übernimmt und in ebenso freudvoller Weise durchgeführt *). Von diesem, wie von sehr vielen anderen Werken Dumas', sowohl dramatischen, als prosaischen, wird behauptet, daß sie gegenwärtig das Werk obscurer Mitarbeiter seien, und Du-

*) *Oeuvres*, 1832—1834. 12 Voll. 28) Er hat eben jetzt, 1848, diesen Roman zu einer Tetralogie für die Bühne, und zwar in *Quatre soirées*, jede von fünf Acten und zusammen zu 42 tableaux bearbeitet und damit unglaublichen Beifall gerechtfertigt; ein Beweis, wie in Frankreich der Sinn für Kunst vollkommen verschwunden ist und nur das materielle Interesse der Menge und der Spannung vorwaltet.

29) *Oeuvres*, 1823—1828. 37 Voll.

mas oft nichts Anderes daran gethan habe, als die Revision der Sprache zu übernehmen. Der neueste Roman von ihm, 1846, heißt *Les deux Diane*. — In den letzten aristokratischen Kreisen hat eine Zeit lang der royalistisch-katholische Vicomte Victor d'Artincourt (geb. 1789) trotz seiner ungebildeten Sprache einiges Glück gemacht. Sein neuester Roman (1846) ist *La tache de sang*. 2 Voll. — Gewissermanns könnte man noch in die Classe der Romane das bekannte Buch *Le livre des cent et un* bringen, das aus einer Sammlung größtentheils novellistischer Aufsätze vieler bekannten Schriftsteller besteht, welche sich zur Herausgabe vereinigt hatten, um damit den herabgekommenen Buchhändler Laboulaye zu unterstützen.

Die Geschichte spielte früher in der französischen Literatur eine ziemlich unbedeutende Rolle. Englische Rücksichtnahme auf die monarchischen und aristokratischen Vorurtheile der Zeit, von einer despotischen Censur gehandhabt, Menschenfurcht auf der einen Seite und Schmeichelei auf der andern, und daraus entstandener Mangel an Interesse für gründliche Erforschung früherer Zustände, hatten die Geschichte in Frankreich nicht aufkommen lassen. Styl und gefällige Darstellung waren die Elemente, wornach vorzugeweiht gefragt wurde. Mit der Revolution hat sich dieser Zustand bedeutend verändert. Die Presse ist, mit Ausnahme der Kaiserzeit, fast immer freigesen; damit ist ein lebendiges Interesse für Kritik und Erforschung geschichtlicher Zustände offenbar erwacht, und man auch noch immer die Sucht nach stylistischen Vorzügen und blendender Darstellung vorherrscht und der ernste Sinn für Wahrheit und mühsame Untersuchungen noch oft vermisst wird, so hat doch die neueste Zeit viele Werke aufzuweisen, womit die früheren sich durchaus nicht messen dürfen, und welche an die, freilich noch immer viel gründlichere, englische und noch mehr deutsche Geschichtsschreibung erinnern. Der Hauptfehler fast aller französischen Geschichtswerke, der Mangel an strengem Wahrheitsinn, zeigt sich vorzüglich in den Werken, welche Napoleon und seine Zeit behandeln: durch die glänzenden Siege jenes Helden verblödet, ist die Nationalitätseitelkeit so gereizt und gespannt worden, daß es ihr fast unmöglich ward, fremdes Verdienst und fremde Tapferkeit anzuerkennen, und in den französischen Geschichtsbüchern sehr oft die eigenen Niederlagen glänzender erscheinen, als die Siege anderer Völker. Auch die Revolutionsgeschichte war zu eigentlich noch auf eine ruhige, gründliche, unparteiische Darstellung; die bisherigen Behandlungen derselben sind entweder aus einer wunderbar fatalistischen Spekulation, oder aus Parteilichkeit hervorgegangen. — Wir erwähnen zuerst die Männer, welche sich mit allgemeiner Geschichte, oder doch mit der Geschichte fremder Völker beschäftigt haben.

Von dem Grafen Louis Philippe de Ségur (geb. 1753, gest. 1832) hat man eine *Histoire universelle ancienne et moderne*, 1817. 44 Voll.: eine *Histoire de France*, die bis auf Ludwig XI. reicht, 1824 — 1830. 9 Voll., und viele publicistische Schriften. Sein Sohn, Philippe Paul de Ségur (geb. 1780), ist vorzüg-

lich durch seine schöne *Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812* (1824. 2 Voll.) bekannt, welche von dem General Gourgaud in militärischer Hinsicht angeordnet worden ist. Weniger bedeu- tend seine *Histoire de Russie* et de *Pierre le grand*, 1829. 2 Voll., und *Histoire de Charles VIII.*, 1835. 3 Voll. Von Guillaume Emanuel Joseph Guilhem de Clermont Lodève de St. Croix (geb. 1746, gest. 1809) hat man, außer vielen archäologischen Arbeiten, ein *Examen critique des historiens d'Alexandre*, 1775. 4.; *Histoire de la puissance navale de l'Angleterre*, 1783. 2 Voll. — Unserer Zeit näher steht Jean Charles Etienne Sismonde de Sismondi (geb. 1773, gest. 1842). Sein Hauptwerk ist *Histoire des républiques italiennes du moyen Age*. (Zürich 1807 — 1808. 4 Voll. und Paris 1840. 10 Voll.) Außerdem hat er noch eine *Histoire de la chute de l'empire romain*, 1835. 2 Voll., geschrieben. Weniger geachtet ist seine *Histoire des Français*, 1832 — 1843. 31 Voll. — Weniger als er nach dem ihm zu Gebote stehenden Mitteln gekonnt hätte, hat geleistet Pierre Antoine Noël Bruno Graf Daru (geb. 1767, gest. 1829) in seiner *Histoire de la république de Venise*, 1819 — 1821. 7 Voll. und 1828. 8 Voll. Ebenso seine *Histoire de la Bretagne*, 1826. 3 Voll. Als Dichter haben wir ihn schon erwähnt. Von Agriote Joseph Frédéric Xavier Fortia d'Urban (geb. 1756, gest. 1843) hat man, außer vielen schätzbaren *Mémoires* für mehr Akademien, eine *Histoire générale de Portugal*, 1828. 10 Voll. Einer der thätigsten Beförderer historischer Studien war Joseph Michaud (geb. 1769, gest. 1839). Sein Hauptwerk ist: *Histoire des croisades*, 1812 — 1817. 7 Voll. 1825 — 1829. 10 Voll. Unter seinen übrigen Werken zeichnen sich aus: *Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore*, 1801. 2 Voll. Ein großes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er mit Poujoulat die *Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le 13. siècle*, 20 Voll., herausgegeben hat. Mit seinem Bruder, Louis Gabriel Michaud, hat er die große *Biographie universelle*, 1811 sq. 52 Voll., und mit den Supplementenbanden 80, woran viele der ausgezeichnetsten Gelehrten Theil genommen, begründet. — Mehr als Archäolog und Linguist ist ausgezeichnet Jean François Champollion Figeac (geb. 1790, gest. 1832). Seine erste Arbeit: *L'Égypte sous les Pharaons*, 1814, leitete ihn auf die Entzifferung der Hieroglyphen, worüber er mehrere Schriften, unter andern *Précis du système hiéroglyphique*, 1824, und *Pantheon égyptien*, 1823, herausgab. Nach seinem Tode erschienen: *Grammaire égyptienne*, 1838 — 1841. 3 Voll., und *Monuments de l'Égypte et de la Nubie*, 1840 — 1841. fol. 4 Voll. — Das große Werk: *Description de l'Égypte*, 1809. fol. 9 Voll., von mehreren Gelehrten verschiedener Fächer, welche Napoleon auf seiner Expedition nach Ägypten begleiteten, macht, bei aller Ungleichheit des Wertes der verschiedenen Aufsätze, aus denen es besteht, dem wissenschaftlichen Fleiße der Franzosen doch große Ehre.

Unter den noch lebenden Gelehrten, welche sich mit

der Geschichte fremder Völker beschäftigt haben, nennen wir als die vorzüglichsten: François Pierre Guillaume Guizot (geb. 1787); er hat einen Cours d'histoire moderne, 1828—1830. 6 Voll.; Histoire de la révolution d'Angleterre sous Charles I. et Charles II., 1826. 2 Voll., geschrieben. Für die französische Geschichte hat er ebenfalls bedeutende Arbeiten geliefert, wovon wir nur die Histoire de la civilisation en France, 5 Voll.; Essai sur l'histoire de France, 1824, als Berichtigung zu Mably's Observations etc., erwähnen. Als sein Hauptwerk verdient Erwähnung die mit mehreren Gelehrten von ihm unternommene Collection des mémoires relatifs à l'histoire de France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'au 13. siècle, 1823. 31 Voll. — Salanby, den wir schon als Romanförmiger kennen gelernt haben, hat außer mehreren politischen Schriften eine Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobiesky, 1830. 2 Voll., herausgegeben. Jules Michelet (geb. 1798), ein ernst, auch mit deutschen Forschungen nicht unbekannter, Gelehrter, hat sich durch sein Tableau chronologique de l'histoire moderne, 1825; Précis de l'histoire moderne, 1828; Histoire de France, 1833. 2 Voll., vorzüglich aber durch seine Histoire romaine, 1831, ausgezeichnet, wovon indessen nur die erste Abtheilung: République, 2 Voll., erschienen ist. Seine Mémoires de Luther écrits par lui-même verrathen einen einseitigen katholischen Standpunkt, von welchem er aber bedeutend zurückgekommen zu sein scheint, in seinen Jésuites und Du prêtre, de la femme et de la famille, 1845. — Joseph Raudet (geb. 1786), hat eine Histoire des états généraux de France, 1815; Histoire de l'établissement et de la décadence de la monarchie des Goths in Italie, 1811, geschrieben und an der Herausgabe der letzten Bände der von den Benedictinern angefangenen Historiens des Gaules gearbeitet. Von Arthur Beugnot (geb. 1797) hat man Les Juifs d'Occident, ou recherches sur l'état civil, le commerce et la littérature des Juifs en France, en Espagne et en Italie, 1824. — Jacques Nicolas Auguste Thierry (geb. 1795), einer der gründlichsten neueren Historiker, der das Unglück gehabt hat, fast ganz zu erblinden. Sein Hauptwerk ist die Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, 1825. 4 Voll. Er ist auch Herausgeber der schätzbaren, durch den Minister Guizot veranlaßten, Collection des documents inédits de l'histoire de France. Unter seinen übrigen Arbeiten sind noch zu erwähnen: Récits des temps mérovingiens. Sein Bruder, Amédée Thierry, hat sich durch eine Histoire des Gaulois et de la Gaule sous la domination romaine, 1828. 6 Voll., rühmlich bekannt gemacht. Artaud de Montor's Histoire des souverains pontifes ist ganz im ultramontanen Sinne geschrieben. Von dem später zu erwähnenden Philarete Chasles ist 1847: Olivier Cromwell, sa vie privée, ses discours politiques et sa correspondance particulière und Études sur les premiers temps du Christianisme et sur le moyen âge erschienen. Des Grafen Alexis de St. Priest Histoire de la conquête de

Naples par Charles d'Anjou ist jetzt, 1848, in 4 Voll. fertig geworden. Endlich müssen wir noch eines überaus fleißigen, seit vielen Jahren zu Paris lebenden, deutschen Gelehrten gedenken: Georg Bernhard Döpping, 1784 zu Münster geboren. Unter seinen sehr mannichfaltigen Arbeiten zeichnen wir hier aus: Histoire générale de l'Espagne, 1811. 2 Voll.; Histoire des expéditions maritimes des Normands, 1826. 2 Voll., und seine Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant, 1832. 2 Voll. — Als Diplomatiker mehr, denn als Geschichtsschreiber, verdienen Erwähnung: Gaetan Paris de Blassan (geb. 1770), welcher eine Histoire générale de la diplomatie française, 1808. 6 Voll. und 1811. 7 Voll., und mehrere publicistische Werke geschrieben hat; Maximilien Camfon Frédéric Schöll (geb. 1766, gest. 1833), dessen Cours d'histoire des états européens, depuis la chute de l'empire romain, 1830—1836. 46 Voll., Tableau des révolutions de l'Europe, 1823. 3 Voll., und Histoire abrégée des traités de paix, nach Koch, 1817—1818. 15 Voll., sehr geschätzte Werke sind. Als ein sehr eignes stehendes, für die Philosophie der Geschichte wichtiges, Werk nennen wir: Artaud's Études sur l'histoire universelle, wovon jetzt der Schluß, moyen âge und temps modernes, erschienen ist.

Auch die Geschichte Frankreichs hat in diesem Zeitraume ungleich gründlicher Bearbeiter gefunden, als früher. Außer den schon erwähnten Arbeiten von Guizot, Sismondi, Michelet, Raudet, Thierry u. A., haben wir hier vorzüglich zu erwähnen: Louis Pierre Edouard Bignon (geb. 1771, gest. 1841), Staatsmann und Diplomatiker, hat als solcher viele kleine publicistische Schriften herausgegeben und nach dem Wunsche Napoleon's, den er in seinem Testament geäußert, die Histoire de France depuis 1799 zuerst bis 1807 (1827—1838. 7 Voll.), dann bis 1812 fortgesetzt (1838. 4 Voll.). Es ist eine gewandte Apologie Napoleon's. François Dominique Reynaud Graf Montlosier (geb. 1755, gest. 1838), obgleich ein erklärter Feind jessuitischer und hierarchischer Tendenzen, ist seine Histoire de la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours, 1814. 3 Voll. 1815. 4 Voll., doch ganz im alten feudaalistischen Sinne geschrieben. Pierre Edouard Lecomte (geb. 1762, gest. 1826), ein ernst und fröhlichmüthiger Forscher, dessen Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV. erst nach der Julirevolution, 1832. 2 Voll., gedruckt werden durfte. Ebenso geachtet ist sein Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV., 1818. — Charles Joseph de Lacretelle (geb. 1763); man hat außer Mehrern von ihm: Histoire de France pendant le 18. siècle, 1808. 6 Voll. Weniger geachtet ist seine Histoire de la révolution, 1821—1826. 9 Voll.; Histoire de France depuis la restauration, 1829. 4 Voll. — Sehr geschätzt ist Histoire des Français des divers états aux 5 derniers siècles, 1827. 10 Voll., von Amans Alexis Montel. Freu und gründlich ist die Histoire de la fronde, 1827. 3 Voll., von Louis Beaupol de St. Anaire. Der sehr achtungswürdige Staatsmann Prosper Bruguière de Barante (geb. 1782), wel-

der früher die dramatischen Werke Schiller's und den *Rathan* überseht, auch ein treffliches Werk: *De la littérature française au 18. siècle*, 1808, geschrieben hat, ist vorzüglich berühmt durch seine einfache und treue *Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois*, 1824. 13 Voll. Pierre Louis Bédier (geb. 1754, gest. 1835), hat eine *Histoire de Louis XII.* und de François I. ou *mémoires pour servir à une nouvelle histoire de leur règne*, 1825. 2 Voll., geschrieben. Seine eigenen *Mémoires* sollen auf Befehl der Regierung verbrannt worden sein. — Der republikanisch-patriotische Biograph Baptiste Honoré Raymond Capéfigue (geb. 1799) hat sich selten Zeit genommen, seinen Gegenstand gründlich zu erforschen; daher tragen die meisten seiner Werke: *Essai sur les invasions des Normands*, 1823; *Histoire de Philippe Auguste*, 1827 — 1829. 4 Voll.; *Histoire constitutionnelle et administrative de la France*, 1831. 4 Voll.; *Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henry IV.*, 1834. 4 Voll.; *Hugues Capet et la troisième race*, 1839. 4 Voll.; *L'Europe pendant le consulat et l'empire*, 1839 — 1841. 10 Voll.; *Histoire de la restauration*, 1842. 4 Voll., mehr den Charakter der Compilation, als den der Geschichte, an sich. Eben jetzt (1848) gibt er ein Werk: *Diplomates et hommes d'état européens*, heraus, wovon die 4. Serie erschienen ist. Von dem Grafen Ardenne dem Älteren (der Sohn hat ein Werk über Nordamerika geschrieben) ist jetzt (1847) eine *Histoire philosophique du règne de Louis XV.* 2 Voll. erschienen.

Die französische Revolution, die größte Weltbegebenheit der neueren Zeit, mit ihren vielverzweigten Wurzeln und ihren noch immer unabsehbaren Folgen hat natürlich in Frankreich selbst unzählige Hebern in Bewegung gesetzt, und ist auf sehr verschiedene Art nach mancherlei Systemen und Partisanensichten dargestellt worden. Als Augenzeugen und Selbsttheilnehmer haben darüber berichtet: der bekannte Finanzminister Ludwig's XVI., Jacques Necker (geb. 1732, gest. 1804), in seinem Werke: *De la révolution française*, 1796. 4 Voll. und 1822 unter dem Titel: *Histoire de la révolution française*, 4 Voll. Der durch seine *Histoire de l'Astronomie* berühmte Jean Sylvestre Bailly (geb. 1736, gest. 1793) hat *Mémoires d'un témoin de la révolution* geschrieben, die aber nur bis 1789 reichen. Antoine Frédéric Bertrand de Molléville (geb. 1744, gest. 1818) *Histoire de la révolution française*, 1800 — 1803. 14 Voll., und sonst noch in *Mémoires particuliers pour servir à l'histoire de la fin du règne de Louis XVI.* Pierre François Tissot (geb. 1768), *Rédacteur des Constitutionnel* und Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, in seiner *Histoire complète de la révolution française*, 1833 — 1836. 6 Voll. François Emmanuel de Boulangeon (geb. 1748, gest. 1812) in seiner unparteiischen und genauen *Histoire de France depuis 1789, 1801 — 1804*. 4 Voll. Jean Gabriel Maurice Roques de Montgaillard (geb. 1770, gest. 1825), dessen *Histoire de la révolution française depuis 1787, 1833. 4 Voll.* und *Hist. de France*

depuis la fin du règne de Louis XVI. jusqu'en 1825. (Paris 1827.) 5 Voll. zwar viel Erlebtes, aber wenig Forschung enthalten. Pierre Pagnon (geb. 1745, gest. 1826), von dessen *Essai historique et critique sur la révolution française* die erste Auflage 1810 unter Napoleon vernichtet wurde, die zweite erschien 1815. 3 Voll. Jean Pierre Papon (geb. 1734, gest. 1803), dessen *Histoire de la révolution de France* erst nach seinem Tode 1815 in 6 Voll. erschienen ist. Von Jean Paul Rabaud de St. Etienne (geb. 1743, guillotiniert 1793) *Précis de l'histoire de la révolution française*, 1821 — 1826, ist nur der erste Band von ihm, die übrigen von Lacroix. — Von Männern, welche, unserer Zeit näher stehend, die Geschichte der Revolution geschrieben, haben wir vorzüglich zu erwähnen: Antoine Claire Thibaut (geb. 1765, gest. 1823), ein eifriger, aber reiner Republikaner; er hat *Mémoires sur la Convention et le Directoire*, 1824. 2 Voll.; *Sur le Consulat et sur l'Empire*, 1805. 2 Voll.; *Histoire du terrorisme dans le département de la Vienne*, 1795; *Histoire générale de Napoléon*, 1827 — 1828. 5 Voll., und *Le consulat et l'empire*, 1834, herausgegeben. Jacques Marquet de Montbreton de Norvins (geb. 1769) hat ein *Essai sur la révolution française*, 1812. 2 Voll.; *Histoire de Napoléon*, 1827. 4 Voll., und *Portefeuille de 1813 ou tableau politique et militaire etc.*, 1825. 2 Voll., geschrieben. Louis Adolphe Thiers (geb. 1797), *Journalist*, mehrer Male Minister und eralteter Eisestier, dessen *Histoire de la révolution française*, 1823 — 1827. 6 Voll., eine echte Aufgeburt der besangenen Nationalität ist. Eugène Labaume (geb. 1783); seine *Histoire civile et militaire de la révolution française* ist noch nicht beendet. Confi hat er noch in einem Napoleon seinseitigen Sinne die *Histoire de la chute de l'empire de Napoléon*, 1820. 2 Voll., und *La campagne de Russie*, 1814, geschrieben. François Auguste Alexis Rignet (geb. 1796), ein geachteter Historiker, wenn gleich er nicht ohne Einseitigkeit der sogenannten statistischen Schule huldigt. Seine *Histoire de la révolution française*, 1824. 2 Voll., ist oft gedruckt. Die neuesten Werke über die Revolution sind: *Histoire de la révolution française von Louis Blanc* (1847. 8. 10 Voll., welche aber seinem früheren Werke: *Histoire de dix ans (1830 — 1840)*, erschienen 1841 — 1842. 2 Voll., weit nachgesetzt wird; die *Histoire des Girondins von dem Dichter Lamartine*, 1847. 8 Voll., und die *Histoire de la révolution von Jules Michelet*; von allen Dreien weiß die französische Kritik nicht viel Gutes zu rühmen. Mangel an Studien und Inconsequenz wird dem Dichter, Entstellung der Geschichte durch System sucht den beiden andern vorgeworfen. Eine vortreffliche Materialiensammlung für die Geschichte der Revolution ist die *Histoire parlementaire de la révolution française* depuis 1789 — 1815 (1833 — 1839. 40 Voll.) von Roux de Bouché.

Der Krieg in der Vendée, welcher einen so

wesentlichen Theil der französischen Revolutionsgeschichte ausmacht, ist leider von seinen competenten Augenzeugen brüchig worden. Die beiden Hauptwerke darüber sind: *Mémoires de Marie Louise Victoire de la Roche Jaquelin* (geb. 1772), welche zwar persönlich an jenen Kämpfen Theil genommen hat, ihre Memoiren aber, 1815 erschienen, sind von Barante revidirt, und *Histoire de la Vendée et des Chouans von Alphonse de Beauchamp* (geb. 1767, gest. 1832), welcher aber nur nach handschriftlichen Nachrichten gearbeitet hat und durch seinen übertriebenen Royalismus sich das Misfallen Napoleon's zugog; außerdem hat man von ihm noch eine *Histoire de la conquête du Pérou*, 1808; *Histoire du Brésil*, 1815, und *Histoire de la campagne de 1814—1815*.

Den fruchtbarsten Stoff aber zur Geschichtschreibung aller Art hat Napoleon selbst geliefert. Die Werke, welche sich auf ihn, sein öffentliches und Privatleben, seine Feldzüge u. beziehen, würden allein schon eine ziemlich Bibliothek bilden. An die Spitze aller dieser Dinge müssen wir billig das, was er selbst geschrieben und was unter seinem Namen von St. Helena ausgegangen ist, stellen. Als Jüngling hat Napoleon allerdings auch das Geschichtsschreiben versucht. Man besitzt noch eine Menge Papiere von seiner Hand, worunter sich ein noch ungedruckter *Essai sur l'histoire de la Corse* und einige kleine Romane und Erzählungen befinden sollen. Gedruckt ist *Le souper de Beaucaire* (Avignon 1793.) und aus der späteren Zeit *De l'éducation des princes du sang de France* (Londres 1830.), welches ihm wenigstens zugesprochen wird, sowie einen *Précis des guerres de Cesar*, écrit à St. Hélène sous la dictée de l'empereur par *Marchand*, 1836. Das Manuscript venu de St. Hélène d'une manière inconnue ist das Nachwort des Generals Bertrand. Seine wahren Werke bestehen vorzüglich in seinen, in ihrer Art unübertrefflichen, öffentlichen Reden und Bekanntmachungen; man hat sie gesammelt aus dem Moniteur unter dem Titel: *Proclamations et harangues, collection complète de lettres, proclamations et discours de Napoleon*. (Leipzig 1808—1815.) 2 Voll., wozu man noch hinzufügen mag: *Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoleon*, 1819—1820. 7 Voll. Unter seinem Namen, aber freilich nicht unmittelbar aus seiner Feder, sind erschienen: *Mémoires pour servir à l'histoire de Napoleon*, écrits à St. Hélène par les généraux Gourgaud et Montholon et publiés sur les manuscrits de sa main, 1822 sq. 8 Voll. Vieles ist auch gesammelt in den *Oeuvres de Napoleon*, 1821—1822. 5 Voll., worin sich auch das Testament des Kaisers befindet. In diese zum Theil von St. Helena ausgegangenen Schriften schließt sich an das *Mémorial de St. Hélène*, 1823—1824. 8 Voll. 1830—1831. 21 Voll., ein Tagebuch des Generals Emanuel Auguste Dieudonné Las Cases (geb. 1766, gest. 1842), welcher Napoleon begleitet hatte, aber 1816 wegen heimlicher Correspondenz nach Europa zurückgeschickt wurde. Als An-

hang zum *Mémorial* ist zu betrachten: *Les derniers moments de Napoleon*, 1825. 2 Voll., von dem 1833 gestorbenen Arzte Antonmarchi. Sonst ist Las Cases noch bekannt durch seinen großen *Atlas historique*, zuerst 1803—1804 unter dem Namen *Leige*, dann 1824—1828. Fol. erschienen.

Das öffentliche Leben Napoleon's, seine Feldzüge, seine Administration u. sind in vielen Schriften dargestellt worden. Die bedeutendsten, von denen wir die Werke von Labaume, Norvins, Lacretelle und Thibautau schon erwähnt haben, sind die folgenden: *Histoire de Napoleon Bonaparte*, 1829—1839. 4 Voll., von Jacques Charles Balduin (geb. 1762), von welchem man sonst noch wichtige geographische Arbeiten hat. *Mémoires du Duc de Rovigo* (Anne Jean Marie René Savary, geb. 1774, gest. 1833) pour servir à l'histoire de l'empereur Napoleon, 1828. 8 Voll., eine Darstellung im Sinne der französischen Polizei, welche daher zahlreiche Widerlegungen gefunden hat. *Vie politique et militaire de Napoleon*, 1822. fol. 3 Voll., von Antoine Vincent Arnault, den wir als Dichter kennen gelernt haben. In militärischer Hinsicht sind vorzüglich zu beachten die zahlreichen theoretisch militärischen Schriften des Generals Henry Jomini (geb. 1779), besonders seine *Histoire critique et militaire des guerres de la révolution*, 1819—1824. 15 Voll., und *Vie politique et militaire de Napoleon*, 1827. 4 Voll. Viele andere Generale Napoleon's haben die Feldzüge beschrieben, an welchen sie Theil genommen. Dahin gehören: *Mathieu Dumas* (geb. 1753, gest. 1837): *Précis des événements militaires, ou essai historique sur les campagnes de 1799—1814*. (Paris 1816—1826.) 19 Voll. Ferner die Schriften von Louis Gouvion de St. Cyr (geb. 1764, gest. 1830): *Matériaux pour servir à l'histoire de la guerre d'Espagne*, 1821; *Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin et de la Moselle*, 1829. 4 Voll.; *Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire*, 1831. 4 Voll. Von Maximilien Sébastien Foy (geb. 1775, gest. 1825), einem der ausgezeichnetsten Redner in den Kammern, brühen wir *Histoire de la guerre de la Péninsule sous Napoleon*, 1827. 2 Voll. Bon Louis Gabriel Suchet, Herzog von Albufera (geb. 1772, gest. 1826), hat man *Mémoires* über die spanischen Feldzüge, welche St. Cyr August 1834. 2 Voll. herausgegeben hat. Auch von dem Marschall Nicolas Jean de Dieu Soult, Herzog von Dalmatien (geb. 1769), hat man *Mémoires sur les opérations militaires en Portugal*, wozu er aber wol nur das Material geliefert hat; die Bearbeitung ist von Lemble. Von dem General Jean Jacques Germain Feltz (geb. 1779) hat man *Mémoires sur la guerre de 1809 et 1813 en Allemagne*, 1826. 4 Voll., welche geschätzt werden, sowie auch die Arbeiten des Generals Guilleaume de Waudoucourt (geb. 1772) über die Feldzüge in Italien, Deutschland und Rußland. Dieser letztere, der russische Feldzug, die größte und wichtigste Begebenheit aus dem Leben Napoleon's, ist vorzüglich von dem vorher schon erwähnten Grafen Philippe

Paul de Ségur in seiner *Histoire de Napoléon* und de la grande armée pendant l'année 1812, meisterhaft geschildert worden; obgleich der General Gaspard Gourgaud (geb. 1783) ihm in seiner *Campagne de 1815* manche einzelne Unrichtigkeiten nachgewiesen. Ebenso wichtig ist das Werk des Georges de Chambray (geb. 1783): *Histoire de l'expédition de Russie*, 1823, 3 Voll. — Auch das Privatleben des Kaisers ist vielfältig dargestellt worden; die Hauptwerke darüber sind: *Mémoires sur Napoléon*, le directeur, le consulat, l'empire et la restauration (1829, 10 Voll.), von Louis Antoine Fauvellet de Bourrienne (geb. 1769, gest. 1833), welcher lange Zeit Privatsecretär des Kaisers war; der eigentliche Verfasser soll Willemarest sein, das Buch ist reich und ohne historischen Geist. Ungleich besser sind die *Manuscrits de l'an III* — de l'an 1812 — de l'an 1813 — de l'an 1814, welche von 1823 — 1828 erschienen sind, von Agathon Jean François Hain (geb. 1778, gest. 1836), welcher, von 1795 an bei den Archiven angestellt, seit 1806 Cabinetssecretär Napoleon's, zuletzt auch Ludwig Philipp's gewesen ist, und die *Mémoires pour servir à l'histoire du retour et du règne de Napoléon* en 1815 (Londres 1820, 2 Voll.) von Henry de Ghauboulin (geb. 1779, gest. 1836), ebenfalls Secretär des Kaisers. In die niedrigen Details des Hofes und des häuslichen Lebens gehen ein die *Mémoires anecdotiques sur l'intérieur du palais impérial*, 1827, 2 Voll., von Bauffet, und die einfachen *Mémoires de Constant*, premier valet de chambre de l'Empereur depuis 1799 — 1814, 1838, 8. 6 Voll., wozu Constant nur einiges Material geliefert hat und Willemarest u. A. die Redaction besorgt haben.

Die Specialgeschichte einzelner Provinzen und Städte, für welche sich allerdings in neuerer Zeit manche fleißige Forscher gefunden haben³¹⁾, müssen wir hier übergehen, und können nur an ein einziges, aber sehr interessantes und gründliches Werk dieser Art erinnern, nämlich an die *Histoire physique, civile et morale de la ville de Paris*, von Jacques Antoine Dulaure (geb. 1755, gest. 1835), 1821, 7 Voll. 1823 10 Voll. und öfter, zu welchem noch 1825 — 1827 *Histoire des environs de Paris* 6 Voll. hinzugekommen ist. Ein mit großem Luxus begonnenes und ebenfalls wol nie zu beendendes Werk ist das *Voyage pittoresque et artistique sur l'ancienne France* von Gaillet, Taylor und Rodier. Schon aus den bisher erwähnten historischen Werken ersieht man, daß der Titel *Mémoires*, welcher in der älteren französischen Literatur nur solchen Aufzeichnungen gegeben zu werden pflegte, welche betruenen Personen während ihres Lebens mit über ihre eigenen Erlebnisse und Thaten, gewöhnlich in der Absicht nieder geschrieben hatten, daß sie erst nach ihrem Tode bekannt werden sollten, in der neueren Zeit unglaublich verschwendet und auf Werke übertragen worden ist, welche

nichts anderes sind, als Darstellungen bedeutender Ereignisse ihrer Zeit, welche man sonst Betrachtungen oder Geschichte genannt haben würde. Die meisten *Mémoires* im älteren Sinne, welche in der neueren Zeit erschienen, sind noch obenin im höchsten Grade verdächtig und größtentheils nicht die Werke derjenigen Personen, deren Namen sie führen, sondern meistens bloße Buchmacherei und Buchhändler-speculationen; doch müssen wir, der Vollständigkeit wegen, auch hiervon die wichtigsten anführen. Unter denen, deren Authenticität entweder entscheiden zu verwerfen, oder doch sehr zweifelhaft ist, nennen wir: *Souvenirs de la marquise Renée Caroline de Froulay de Créqui* (geb. 1714, gest. 1803) depuis 1710 — 1800. (Paris 1834.) 7 Voll.; der Herausgeber oder Verfasser ist der Graf Gouffin de Gourchamps; die *Mémoires* du baron Pierre Victor de Bezenval (geb. 1722, gest. 1794), über die Regierungen Ludwig's XV. und Ludwig's XVI.; sie sind von J. A. de Ségur 1805, 4 Voll. herausgegeben; allein die Familie Bezenval hat dagegen protestirt; die *Mémoires d'Edouard François duc de Choiseul écrits par lui-même* (geb. 1719, gest. 1785), erschienen 1778, 2 Voll., sind eines solchen Mannes ganz unwürdig; die *Mémoires* des berühmten Polizeiministers Joseph Fouché, Herzog von Tranto (geb. 1763, gest. 1820), 1828 — 1829, 4 Voll., welche gerichtlich für unecht erklärt worden sind, wenn auch aus guten Quellen von Beauchamp geschrieben. Dagegen kann man mit ziemlicher Gewißheit als echt betrachten: die *Mémoires biographiques, littéraires et politiques* von Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau (geb. 1749, gest. 1791), welche sein Adoptivsohn, Lucas Montigny, 1834, 8 Voll. herausgegeben; die *Werke Mirabeau's* sind gesammelt 1820 — 1821, 8 Voll. und 1825 — 1827, 9 Voll.; die *Mémoires* de Charles Frédéric Duperrier Dumouriez (geb. 1739, gest. 1823). Hamburg 1795, 3 Voll. und 1822, 4 Voll.; die *Mémoires et notices* de Maun Jeanne Phelippon Roland (geb. 1754, gest. 1793) in ihren *Oeuvres choisies* von Champagnur 1800, 3 Voll. herausgegeben; die schon erwähnten *Mémoires d'un témoin de la révolution* von Bailly; die erst nach dem Tode des Verfassers erschienenen *Mémoires* des Grafen Pierre Alexandre de Tilly (geb. 1764, gest. 1816), 1828, 3 Voll. Sie waren zuerst teuffsch erschienen Berlin 1825, 3 Voll. Die *Mémoires sur la révolution française* von François Charles Amour de Bouillé (geb. 1800). Londres 1797, 3 Voll.; die *Mémoires historiques et militaires* des höchst achtungswerthen Majars Nicolas Carnot (geb. 1753, gest. 1823), nach seinem Manuscript von Tissot 1824 herausgegeben; die eben jetzt (1848) erschienenen *Mémoires* des Marischalls Claude Victor Perrin, Herzog von Belluno, von seinem Sohne herausgegeben. Mehr Betrachtung als Geschichte enthalten die *Souvenirs, épisodes et portraits pour servir à l'histoire de la révolution et de l'empire* von Charles Rodier, 1831, 2 Voll., und die *Mémoires sur le 18. siècle*, 1821, 2 Voll., von André Morellet (geb. 1727, gest. 1819). Für die Sittengeschichte mehr als für die politische sind wichtig die *Mé-*

31) J. B. die *Histoire des villes de France*, herausgegeben von Frédéric Guillebert, woran mehr bedeutende Gelehrte gearbeitet haben und welche noch eifrig fortgesetzt wird.

moires sur la vie privée de Marie Antoinette, reine de France, 1823. 4 Voll., von Jeanne Louise Deniette Genet, verheirathete Campan (geb. 1752, gest. 1822).

Sehr viel ist in der neuesten Zeit, besonders auf Betrieb des Ministers Guizot, für die Sammlung der Quellen der älteren und neueren Geschichte Frankreichs geschehen. Einige der Art haben wir schon gelegentlich erwähnt. Als Hauptwerke sind zu nennen: Chroniques nationales von Buchon, 1824 seq. 46 Voll.; Mémoires relatifs à l'histoire de France von Guizot, 1823 seq. 31 Voll.; Collection des ordonnances des rois de France, schon unter Ludwig XIV. angefangen, bis jetzt 21 Voll.; Tables chronologiques des Chartes et Diplomes, 5—6 Voll.; Collection des mémoires etc. von Petitot, schon über 130 Voll.; Nouvelle collection des mémoires etc. von Michaud und Poujoulat, über 20 Voll.; Collection des documents inédits sur l'histoire de France, durch Guizot veranlaßt; Recueil des historiens des Gaules et de la France, von D. Bouquet angefangen; Collection des historiens des Croisades, und viel läßt sich erwarten von den Arbeiten der Société de l'histoire de France, welche schon einige wichtige Documente bekannt gemacht hat.

Die höchst bewegte Zeit, welche in den oben erwähnten historischen Werken sich abspiegelt, hat natürlich noch eine große Menge publicistischer, diplomatischer und staatswissenschaftlicher Arbeiten hervorgerufen. Die Männer, welche vorzüglich hier zu nennen und welche zum Theil mehr noch durch ihre unmittelbare Theilnahme an den Verhandlungen der Kammern und an den Staatsgeschäften überhaupt, als durch ihre Schriften gewirkt haben, sind: Vor allen der mächtigste Redner in der ersten Versammlung, welche die Revolution begründet, der Mann, welcher, wenn er länger gelebt, mehr sittlichen Werth besessen hätte, und wenn es ihm gelungen wäre, bei dem schwachen, verblenden Hofe mehr Vertrauen zu erlangen, dem ganzen Verlaufe der Revolution vielleicht eine andere Richtung hätte geben können, Honoré Gabriel Riquetti de Mirabeau (geb. 1749, gest. 1791). Von seinen zahlreichen Arbeiten erwähnen wir nur Oeuvres oratoires de Mirabeau, Reden in der Nationalversammlung gehalten (1819. 2 Voll.), und mehrere geschichtliche Werke, wie: Histoire secrète de la cour de Berlin, 1789. 2 Voll.; De la monarchie prussienne sous Frédéric le grand (London 1788). 4 Voll. und die schon erwähnten Mémoires biographiques etc. Der schlaue, aber doch bald von Napoleon bei Seite geschobene, Emanuel Joseph Sieyès (geb. 1748, gest. 1836), welcher früher Mitglied des Convents, Gesandter in Berlin, Mitglied des Directoriums, zuletzt noch froh sein mußte, als Senator eine untergeordnete Rolle zu spielen. Ein kleines Pamphlet von ihm: Qu'est-ce que le tiers-état? 1789, brachte damals eine ungeheure Wirkung hervor. Der Vierschreiber Dominique Dufour de Pradt (geb. 1759, gest. 1844), welcher sich berufen glaubte, über alle damals häufigen Congresse von Kaschau, Carlsbad, Wien, Verona, Aachen seine Betrachtungen anzustellen; sein Hauptwerk ist: Histoire de l'ambassade de Mr. de

Pradt dans le grand duché de Varsovie en 1812 (1815 und oft). Der stillst höchst zweideutige, aber sonst geschickteste Diplomat der neueren Zeit, Charles Maurice de Talleyrand Périgord (geb. 1754, gest. 1838), dessen Mémoires erst 30 Jahre nach seinem Tode bekannt gemacht werden sollen. Einer der originellsten Menschen seiner Zeit, Paul Louis Courier de Mère (geb. 1778, ermordet 1825), Philosoph und Publicist; seine Schriften³²⁾, mit Geist und Schärfe vorzüglich gegen den Adel und die Geistlichkeit gerichtet, gehören zu dem Besten, was die neuere Zeit in dieser Art geleistet hat. Höchst achtungswerth als Mensch und als Schriftsteller ist Henry Benjamin de Constant de Rebecque aus Lausanne (geb. 1767, gest. 1830); er hatte eine ganz deutsche Bildung genossen und sich durch seine lebliche Disposition gegen alle Willkürherrschaft den Zorn Napoleon's und die Achtung seiner Zeitgenossen erworben. Seine Hauptwerke sind gesammelt in Cours de politique constitutionnelle, 1817—1820. 4 Voll.; sein letztes Werk war: De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements, 1824—1830. 5 Voll. Ebenso achtungswerth war der vorzügliche Redner in den Kammern und als Minister Louis Philippe's ausgezeichnete Casimir Périer (geb. 1777, gest. 1832). — Pierre Paul Royer Collard (geb. 1763, gest. 1845), durch philosophische Studien ausgezeichnet; seine politischen Arbeiten sind meistens in Journalen zerstreut. Auguste Baran de Kratzy (geb. 1769, gest. 1841), auch als Romanschreiber nicht unbedeutend, hat außer mehr kleinen Schriften seine Ansichten vorzüglich niedergelegt in Documents historiques pour servir à l'histoire de France en 1820. Louis Marie de la Haye Vicomte de Cormenin (geb. 1788), hat durch viele scharfe, die Regierungsmaßregeln kritizirende, Schriften derselben manche Verleihenheiten bereitet, aber dem Ganzen genützt. Von dem Werke Gassian's: Histoire générale de la diplomatie etc., ist schon oben die Rede gewesen; er hat auch eine Histoire du congrès de Vienne, 1829. 3 Voll., geschrieben.

Die mit der Politik so nahe verwandte Staatswissenschaft (économie politique) hat ebenfalls mehr ausgezeichnete Schriftsteller aufzuweisen. Dabin gehören: Jean Baptiste Say (geb. 1767, gest. 1832) in seinem Cours complet d'économie politique, 1828—1830. 6 Voll.; Traité d'économie politique, 1803. 2 Voll., zuletzt 1826. 3 Voll. Charles Gantilh (geb. 1760, gest. 1836) in Des systèmes d'économie politique, 1809. 2 Voll.; Théorie de l'économie politique, 1815. 2 Voll.; Essai politique sur le revenu public des peuples de l'Antiquité, du moyen âge et des siècles modernes, 1806. 2 Voll.; Dictionnaire analytique d'économie politique, 1826. François Xavier Joseph Droz (geb. 1773), L'économie politique, 1829; De la philosophie morale, 1823. Michel Chevalier (geb. 1806),

32) Collection des pamphlets politiques et opuscules littéraires (Bruxelles 1826), und vollständig: Mémoires, correspondance et opuscules inédits. (Paris 1828.)

ein eifriger und einsichtsvoller Beförderer des industriellen Lebens. Er hat Amerika und England bereist, um die Gewerbeverhältnisse, vorzüglich die Eisenbahnen, zu studiren. Außer vielen Aufsätzen in Journalen hat er geschrieben: Des intérêts matériels en France, 1838; Lettres sur l'Amérique du Nord, 1838, 2 Voll.; Essais de politique industrielle, 1843; Cours d'économie politique, 1842, von Broët redigirt. Minder bedeutende Schriftsteller in diesem Fache, wie Conart, Dunoyer, Gonts und Rey, übergeben wir.

Die Literaturgeschichte hat nur wenige und unbedeutende, das Ganze umfassende, Werke aufzuweisen, wie die Histoire de la littérature française (Bruxelles 1846.) 3 Voll. von Jean Marie Napoléon Désiré Nodard (geb. 1806), welche nur bis auf Ludwig XIV. geht; die Histoire abrégée de la littérature française depuis son origine jusqu'au 17. siècle von A. Barreaux (Bruxelles 1841.) 2 Voll.; der in seiner Art sehr brauchbare, aber nur das Bedeutendste berücksichtigende, Cours de littérature française von Adolphe Pischier (Stuttgart 1834.), und die Fortsetzung des Cours de littérature von La Harpe von Jean Louis Bouchariot (geb. 1775). Es fehlt den Franzosen an dem ruhigen Sammlerfleiß der Italiener und Deutschen. Das größte und bedeutendste Werk, welches je in dieser Art besaßen, ist die von den Benedictinern angefangene Histoire littéraire de France, wovon aber nach langer Unterbrechung erst jetzt der 21. Bd., welcher das Ende des 13. Jahrh. behandelt, erscheinen soll. Die eigentliche französische Literatur wird bei dieser Art der Behandlung schwerlich jemals berührt werden. Dagegen sind reflectirende Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Literatur vielmehr im Geschmack der Franzosen. Dabin gehören die verschiedenen Darstellungen des 18. Jahrh., wie das Tableau littéraire du 18. siècle von Marie J. J. Victorin Jabbé (geb. 1785); das Tableau littéraire de la France pendant le 18. siècle von Antoine Jay; ferner De la littérature française au 18. siècle von Barante; das Tableau littéraire de la France au 18. siècle von Anne Joseph Eusèbe Baconnière Salvete (geb. 1771) und das Tableau de la marche et des progrès de la littérature française depuis le 16. siècle jusqu'en 1610 von Victor Euphème Philarte Charles (geb. 1799) und des nämlichen Etudes sur le 16. siècle. Zu den besten Werken dieser Art gehören das Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au 16. siècle, 1828, 2 Voll., und die Critiques et portraits littéraires, 1832 — 1836, 3 Voll., von Charles Augustin Et. Beuve³³⁾ (geb. 1804), welche musterhaft gründliche Untersuchungen enthalten. Mehr blühend dagegen durch Sprache und Styl, als wahrhaft belehrend, sind die Arbeiten von Abel François Billermain (geb. 1791): Discours et mélanges littéraires, 1823, 2 Voll.; Nouveaux mélanges, 1827, und Cours de littérature française, 1828 — 1830, 6 Voll., welche

ein Tableau de la littérature au 18. siècle und ein Tableau de la littérature au moyen âge en France, en Italie, en Espagne et en Angleterre, 2 Voll., enthält. Ferner De l'histoire de la poésie von Jean Jacques Ampère (geb. 1800), der sich auch mehr Verdienste um die Erforschung der älteren Sprache und Literatur Frankreichs erworben hat. Ganz unbedeutend dagegen ist De la littérature française au 19. siècle von Euphrasie Desmarais, 1833. Mit der Betrachtung einzelner bedeutender literarischer Persönlichkeiten beschäftigen sich theils einige der schon erwähnten Werke von St. Beuve und Billermain, theils die Portraits littéraires von Gustave Planche, 1846, 2 Voll. Von viel geringerer Bedeutung und nur als oberflächliche Biographien sind zu betrachten die Arbeiten von Claude Bernard Pélissot (geb. 1772, gest. 1825), vorzüglich über Racine und Molière; von St. Marc Girardin über Lafage und die ziemlich fleißige Histoire de la vie et des ouvrages de P. Corneille, 1829, und de Molière, 1825, von Jules Antoine Tschœreau (geb. 1801).

Das Studium der älteren französischen Sprache und Literatur, früher fast ganz vernachlässigt und verachtet, und die philologisch-critische Behandlung dieser Gegenstände hat in der neuesten Zeit die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Der Mann, dem Frankreich es verdankt, daß diese so lange verlassenene Bahn wieder betreten worden ist, der früher als Dichter erwähnte François Juste Marie Raynouard (geb. 1761, gest. 1836). Die provenzalische Literatur war vor ihm so gut wie vergessen³⁴⁾; die 40 Folianten Manuscript, welche der fleißige La Curne de Sainte Palaye (geb. 1697, gest. 1778) hinterlassen hatte, waren lange unbeachtet geblieben, und was fast noch schlimmer war, von Millot auf eine durchaus ungenügende flache Weise zu seiner Histoire des Troubadours benutzt worden. Raynouard hat das Studium wieder aufgenommen und mit ihm beginnt eine neue Zeit für die Philologie des Mittelalters in Frankreich. Seine Untersuchungen sowohl über die Sprache, als über die Schriften der Troubadours, hat er in dem großen Werke: Choix des poésies originales des Troubadours, 1817, 6 Voll., und Nouveau choix des poésies etc., 1835 — 1836, 6 Voll., niedergelegt, welches außer zahlreichen Auszügen aus den Werken jener Dichter noch mehr linguistische Arbeiten, eine Grammaire de la langue romane (so nennt er nämlich das Provenzalische) und eine Grammaire comparée des langues romanes enthält. Nach seinem Vorbilde hat sich eine Schule junger Talente gebildet, welche durch die Gründlichkeit ihrer Untersuchungen und den wahrhaft wissenschaftlichen Sinn ihrer Arbeiten die höchste Achtung verdienen. Zu diesen gehören der leider zu früh gestorbene Claude Charles Bauriel (geb. 1772, gest. 1844), von welchem man ein treffliches Werk: Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains, 1836, 4 Voll.,

33) Auch als Dichter nicht unberühmt; seine Poésies complètes sind so eben (Paris. Charpentier, 1848.) erschienen.

34) Racine rühmte sich in einem Briefe auf einer Reise in das obliche Frankreich, daß die Leute dort eine andere Sprache redeten.

und eine *Histoire de la littérature provençale*, 1846. 3 Voll., außerdem viele Aufsätze in der *Revue des deux mondes* und im *Journal des savants* hat. Er ist auch ein fleißiger Mitarbeiter an den letzten Bänden der von den Benedictinern angefangenen *Histoire littéraire de France* gewesen. Viele alte französische Geichte, besonders das *Théâtre français* du 12., 13., 14. et 15. siècle, sind herausgegeben von Francisque Michel (*), welcher auch *Moeurs du moyen âge*, 1832, geschrieben hat, und von Alexis Poulain Paris (geb. 1800), welcher außerdem ein *Essai sur les romans historiques du moyen âge* und viele Untersuchungen über das Mittelalter in verschiedenen Journalen geschrieben hat. Louis Jean Nicolas Monmerqué, der Vieles mit Fr. Michel gemeinschaftlich herausgegeben, mit Petitot die *Collection des mémoires de l'histoire de France depuis Henry IV. jusqu'en 1763* besorgt und mehrere Abhandlungen über *Brantome*, die *Frau von Maintenon* u. A. herausgegeben hat. Das *Théâtre* des Mittelalters hat außer den schon erwähnten Arbeiten von Michel und Monmerqué noch fleißige Untersuchungen und Bearbeitungen an Achille Jubinal: *Mystères inédits du 15. siècle*, 1838. 2 Voll.; an Desjumez Leroy (geb. 1788): *Études sur les mystères dramatiques* (er soll jetzt mit einer *Histoire philosophique de la littérature française* depuis Corneille beschäftigt sein), und an Charles Magnin (geb. 1793): *Les origines du théâtre moderne*, 1838, noch unvollendet. J. B. B. Roquefort endlich hat ein nicht sonderlich gründliches *Glossaire de la langue romane* (worum unter er die nordfranzösische Sprache versteht), 1808. 8. 2 Voll., herausgegeben. Ein wichtiges Hilfsmittel für diese Studien sind die *Extraits et notices des manuscrits de la bibliothèque du roi*, woran mehr bedeutende Gelehrte arbeiten.

Was die Franzosen an biographischen Arbeiten über ihre bedeutendsten Schriftsteller besitzen, ist größtentheils schon im Vorhergehenden erwähnt. Auch an größeren Werken, welche alte Schriftsteller Frankreichs in alphabetischer Ordnung behandeln, fehlt es nicht. Das bedeutendste Werk in dieser Art ist die von Richard in Verbindung mit vielen, zum Theil ausgezeichneten, Gelehrten herausgegebene *Biographie universelle*, 1811—1843, zuerst nur 52 Bände, mit den Suppléments aber 80. Ferner die *Biographie des hommes vivants*, 1816—1819. 5 Voll.; *Biographie des contemporains* von Jouy, Jay, Norvins u. A., 1820. 25 Voll. Die *France littéraire* von J. M. Dufray, 1827—1839. 8. 10 Voll., und die Fortsetzung *La littérature française contemporaine* von Charles Louandre und Félix Bourquelot, bis jetzt 4 Voll.

Wie alle Studien, so hat auch das Studium um die Praxis der bildenden Künste seit der Revolution höchst bedeutende Fortschritte gemacht. Als Schriftsteller im Fache der Kunst, der Kunstgeschichte und der Archäologie sind zu nennen: Aubin Louis Millin (geb. 1759, gest.

1818). Er war einer der Ersten, welcher die Franzosen mit den Arbeiten der Zeitischen in diesem Fache bekannt machte; unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir die *Monuments antiques inédits*, 1802—1804. 2 Voll.; *Peintures des vases antiques*, 1808—1810. fol., und *Galerie mythologique*, 1811. 2 Voll. Wichtig sind noch für die Kunstgeschichte sein *Voyage dans le midi de la France*, 1807—1811. 5 Voll., und die *Histoire métallique de la révolution française*, 1806. 4. — Jean Baptiste Louis George Sélour d'Agincourt (geb. 1750, gest. 1814), hat sein ganzes Leben der Erforschung der Kunstgegenstände des Mittelalters gewidmet. Sein großes Werk: *Histoire de l'art par les monuments depuis le 4—16. siècle*, erschien erst nach seinem Tode. (Paris 1810—1823. fol.) 6 Voll. — Antoine Chrysostome Quatremère de Quincy (geb. 1758, gest. 1824); seine Hauptwerke sind: *De la nature, du but et des moyens de l'imitation dans les beaux arts*, 1823; *Dictionnaire d'architecture*, 1786—1828. 4. 3 Voll.; *Monuments et ouvrages d'art antique restitués*, 1826. 2 Voll.; *Histoire de la vie et des ouvrages de Michel Ange* 1835 de Raphaël 1824. Charles Ethon Frédéric Jean Baptiste de Clarac (geb. 1777) hat unter dem Titel: *Description des antiques du Musée royal*, 1820, die Arbeit Visconti's fortgesetzt, und *Musée de sculpture antique et moderne*, 1826. 3 Voll., herausgegeben. Auch von dem vorhin erwähnten Traud hat man Considerations sur l'état de la peinture en Italie avant Raphaël, 1808.

Daß in der Kirchengeschichte in der neuesten Zeit wenig geleistet worden, darf uns nicht wundern; die Revolution, welche die Verhältnisse der Gesellschaft in ihrem tiefsten Grunde erschütterte und die Religion selbst am tiefsten vernichtet hätte, und das Kaiserreich, welches mit eiserner Faust nur unbedingten Gehorsam erzwingen, waren diesen Studien nicht günstig, und selbst seit der Restauration hat der Klerus, soviel mit politischem und reactionärem Bestreben beschäftigt, noch nicht Bildung und Muße genug gefunden zu bedeutenden theologischen Leistungen. Das Wichtigste im Fache der Geschichte ist daher von Protestanten ausgegangen; dahin gehören vorzüglich die Arbeiten von Jacob Matter (geb. 1791): *Essai historique sur l'école d'Alexandrie*, 1820. 2 Voll.; *Histoire critique du Gnosticisme*, 1828. 2 Voll.; *Histoire générale du Christianisme*, 1829. 4 Voll., welche auf teutschen Studien beruhen, und von Jean Denry Arlet d'Abigny (in Genf geb. 1794): *Histoire de la réformation en Suisse*, 1835. 2 Voll., wovon jetzt die vierte Auflage, 1848. 4 Voll., erschienen ist. Ferner die *Réformation en Italie au 16. siècle*, 1834, von Thomas Macrè, und *Histoire des Vaudois*, 1834, von Alexis Maffon. Auch die Geschichte der Reformation in Frankreich, wofür man bisher nur das Hauptwerk: *Histoire ecclésiastique des églises réformées ou synonymes de France*, von Adolphe de Weyr (Anvers 1580. 3 Voll.) hatte, ist neuerdings gründlicher als bisher untersucht worden. Dahin gehören Charles Coquerel: *Histoire des églises du désert*, 1841. 2 Voll.; *Privat:*

35) Ganz kürzlich hat er auch eine lateinische Abhandlung über die Virgilese im Mittelalter geschrieben.

Histoire des pasteurs du désert, 1842, 2 Voll.; La France protestante ou vies des protestants français qui se sont fait un nom dans l'histoire, von den zwei Brüdern (Haag, Paris 1846, 2 Voll.); A. Sayour: Études littéraires sur les écrivains français de la réformation, 1841, 2 Voll., und A. Grotet, Petite chronique protestante de France, welche aber nur das 16. Jahrh. umfaßt. — Von katholischen Schriftstellern haben wir nur anzuführen den Cardinal Louis François de Bausset (gest. 1824), welcher zwei geachtete biographische Werke: Histoire de Fénelon, 1808, 3 Voll., und Histoire de Bossuet, 1814, 4 Voll., geschrieben hat. Der lange als Diplomat in Italien gewesen und auch als Übersetzer des Dante bekannte Alexis François Artand de Montor (geb. 1772) hat eine Histoire du Pape Pie VII., 1836, 2 Voll., und eine Histoire des souverains pontifes, 1847, 8 Voll., herausgegeben, welche, wie schon der Titel der letzteren zeigt, den devotesten katholischen Standpunkt und die daraus fließenden Rücksichten nie verlagern. R. N. A. Sermon hat eine Histoire des ordres religieux, 1831, 3 Voll., und Histoire de la papauté, 1832, 2 Voll., geschrieben. Endlich hat ein elender Compiler, J. M. W. Aubin, die Histoire de la St. Barthélémy, 1826; Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de M. Luther, 1839, 2 Voll., und Histoire de Henry VIII., 1847, Alles im crassesten papistischen Sinne geschrieben.

Der Conflict der durch die Revolution allgemein verbreiteten liberalen Ideen mit den altkatholischen Ansichten hat in der neuesten Zeit manche interessante Erscheinungen hervorgerufen und talentvolle Männer von Geist und Frömmigkeit zu Werken begeistert, welche, wenn auch im Interesse des Katholicismus gemeint, in Rom nicht immer eine günstige Aufnahme gefunden haben. Unter diesen religiösen Schriftstellern der neuesten Zeit nimmt einen der ersten Plätze ein: François Félicité Robert La Mennais (geb. 1782), erst entschiedener Royalist und Papist, wie er sich in seinen Schriften: Essai sur l'indifférence en matière de religion, 1817—1823, 4 Voll., und La religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique, 1825—1826, 2 Voll., zeigte; später trieb er den katholischen Eifer soweit, daß er, um die Macht und die Freiheit der Kirche zu retten, darauf drang, daß sie auf alle Vortheile, welche ihr der Staat gewährt, verzichten und ganz nur auf sich selbst beruhen solle. In diesem Sinne sind die berühmten Paroles d'un croyant, 1834, abgefaßt, welche ein ungeheures Aufsehen erregten, in Rom aber verdammt wurden. Dieser Widerstand trieb ihn immer weiter zu rein communisistischen und gradezu antichristlichen Ideen, welche er in seinen Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie, 1841; De la religion, 1841; Du passé et de l'avenir du peuple, 1842, und in vielen andern politisch religiösen Schriften ausgesprochen hat. Streng auf dem papistisch-jesuitischen Standpunkte stehend dagegen der Graf Joseph de Maistre (geb. 1755, gest. 1830) in seinem Essai sur le principe générateur des constitutions politiques (Petersbourg 1810.), und vorzüglich in sei-

ner Hauptwerke: Du Pape (Lyon 1820), 2 Voll., und Louis Gabriel Ambroise de Bonald (geb. 1760, gest. 1840) in seiner Théorie du pouvoir politique et religieux, 1796, 3 Voll., und Législation primitive, 1802, 3 Voll. Als ein sehr achtungswerther Verteidiger der katholisch philosophischen Ansichten hat sich A. F. Dugan in seinem Dante et la philosophie catholique au 13. siècle gezeigt. Freier, und deshalb von Rom nicht anerkannt, bewog sich Louis Bautain in seiner Philosophie du Christianisme, 1835, 2 Voll., worin sich, wie in seiner Philosophie, Psychologie expérimentale (Strasbourg 1839), 2 Voll. bedeutende Anklänge teuflicher Philosophie erkennen lassen. — Ganz isolirt, weil der gleichen Naturen unter den Franzosen überhaupt zu den größten Seltenheiten gehören, steht da der religiös philosophische Mystiker Louis Glaube de St. Martin (geb. 1743, gest. 1803), auch unter dem Namen Le philosophe inconnu bekannt. Derselbe früher Officier, führte ihn sein Hang zu mystischen Grübeleien zum Studium des Theismus, um den Jacob Böhme zu lesen, dessen Aurora er auch überlegte; auch Schwendenborg hat bedeutenden Einfluß auf ihn geübt. Sein Leben ist in stiller Zurückgezogenheit verfloßen, doch zählt er noch manche Anhänger, die sich nach ihm Martinisten nennen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten, welche auch meist alle in's Deutsche übersetzt worden: Des erreurs et de la vérité (Lyon 1775); Tableau naturel des rapports entre Dieu, l'homme et l'univers (Edimbourg [Lyon] 1782); 2 Voll.; De l'esprit des choses, 1800, 2 Voll.; Ministère de l'homme esprit, 1802; L'homme de désir. (Lyon 1790), 2 Voll.

Die geistliche Beredsamkeit, deren unentbehrliche Wurzel der eigene Glaube und die religiöse Stimmung der Zuhörer ist, konnte, aus den oben angegebenen Gründen, in dieser Periode wenig ausgezeichnetes hervorbringen. In der alten Art der französischen Kanzelberedsamkeit zeichneten sich noch aus Jean Eusebe Maury (geb. 1746, gest. 1817), Cardinal; er hat viele sogenannte Éloges et Panegyriques geschrieben in dem gewöhnlichen glänzenden akademischen Styl. Von seinem Essai sur l'éloquence de la chaire, 1810, 2 Voll., sagte man: diese seine Grundzüge seien besser, als seine Praxis, und Denis Graf Freppinouse (geb. 1765, gest. 1841), ein eifriger Anhänger der Bourbonen und des altkatholischen Systems. In neuerer Zeit haben sich als Kanzelredner einen Namen gemacht: Louis Bautain, Lacordaire und Ravignan.

Ein desto glänzenderes Feld eröffnete die Revolution und später die constitutionelle Monarchie der politischen Beredsamkeit. Die Zahl der Männer, welche als Redner in den verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen zur Zeit der Revolution und in den Kammern sich ausgezeichnet haben, ist aber so groß, daß wir nur die bedeutendsten Namen erwähnen können. Zu ihnen gehören die schon früher in anderer Hinsicht genannten, oder auch später noch zu nennenden: Mirabeau, Sieyès, Bailly, Maury, B. Constant, Fon, Chateaubriand, Villèle, Guizot, Robaud St. Etienne, Carnot, Thibaudeau, Thiers,

Dillon Barot, Berryer, Dupin, Bignon, Royer Collard u. A. Der Zeitordnung nach nennen wir zuerst die wichtigsten Redner der Nationalversammlung; es sind vorzüglich: der edle Vertheidiger Ludwig's XVI., Guillaume Le-moignon de Malesherbes (geb. 1721, hingerichtet 1794), ein auch durch Rechtschaffenheit und Freimuth ausgezeichnete Mann; die meisten seiner politischen Schriften sind verloren gegangen; sein *Mémoire pour Louis XVI.* ist 1794 gedruckt. Der Graf Trophime Stuard de Lally Tolendal (geb. 1751, gest. 1830); man hat von ihm zur Rechtfertigung seines höchst ungerechterweise hingerichteten *Plaidoiries* et *Mémoires* pour la mémoire de Thomas Arthur comte de Lally Tolendal, 1779. 4., und *Plaidoyer pour Louis XVI.* 1793, welches er aber nur von England aus geschrieben hat. Jean Denis Lamouinais (geb. 1753, gest. 1827), einer der müthigsten Vertheidiger der wahren, gesetzlichen Freiheit, sowohl in der Zeit der Schreckensherrschaft, als auch unter den Bourbonen. Alexander Lameth (geb. 1760, gest. 1829); man hat von ihm eine *Histoire de l'Assemblée constituante*, 1828. 2 Voll. Antoine Pierre Joseph Marie Barnave (geb. 1761, hingerichtet 1793), ein sehr thätiges Mitglied der Nationalversammlung, der aber oft mehr Eifer als Einsicht gezeigt hat. Jean Antoine Marie de Cazalès (geb. 1752, gest. 1805); auch von ihm hat man eine *Défense de Louis XVI.* 1792. Jean Joseph Mounier (geb. 1751, gest. 1806); durch seinen Eifer für gesetzliche Freiheit anfänglich beliebt, bald aber den Demagogen verfaßt; er mußte nach der Schweiz und Leutisland entfliehen; sein Hauptwerk ist: *Recherches sur les causes qui ont empêché les Français d'être libres.* (Genève 1792.) 2 Voll. — Zu den ausgezeichneten Rednern des Nationalconvents, welche fast alle ihren Muth mit ihrem Blute besiegelt haben, gehören: Benoît Camille Desmoulins (geb. 1762, hingerichtet 1794), ein leidenschaftlicher, aber redlicher Anhänger der Revolution, ein Freund Danton's und Robespierre's; seine kleinen Schriften: *La philosophie au peuple français*, 1788; *La France libre*, 1789, und sein *Journal Le vieux Cordelier*, 1793, haben nicht wenig zur Exaltation der Gemüther beigetragen. Jérôme Pétion de Villeneuve (geb. 1750, gest. wahrscheinlich durch Selbstmord auf der Flucht 1793), der berühmte Raie von Paris von 1791 — 1793, wo er der Partei Robespierre's unterlag; seine Reden und kleinen Schriften sind gesammelt *Oeuvres*, 1793. 4 Voll. Der schon früher erwähnte Robaud St. Etienne (geb. 1743, hingerichtet 1793), ein protestantischer Geistlicher und durchaus achtungswerther Mann, *Oeuvres*, 1820 — 1826. 6 Voll. Charles Barbaroux (geb. 1767, hingerichtet 1794); er gehörte zu den Girondisten; ebenso Jean Pierre Brissot (geb. 1754, hingerichtet 1793), ein tüchtiger Jurist, welcher lange Zeit von großem Einfluß auf den Gang der Revolution gewesen. Andere waren glücklicher oder gewandter und überlebten die Zeit der Schreckensregierung, wie: der Graf François Antoine Boissy d'Anglas (geb. 1756, gest. 1826), ein gemäßigter Freund gesetzlicher Freiheit; der Graf François Barbé Marbois (geb. 1745, gest. 1837), welcher wichtige Schrif-

ten über die französischen Colonien, namentlich über St. Domingo, Louisiana und Supana, herausgegeben hat; Louis de Fontanes (geb. 1761, gest. 1821), auch als Dichter bekannt, wußte sich mit großer Gewandtheit unter Napoleon und selbst unter den Bourbonen in bedeutenden Ämtern zu erhalten; seine Reden sind gesammelt: *Collection complète de discours*, 1821, und seine *Werke* von St. Beuve herausgegeben 1837. 2 Voll. Jean Etienne Marie Portalis (geb. 1745, gest. 1807), ein gründlich gebildeter Jurist, welcher als solcher großen Antheil an der Redaction des Code civil gehabt hat; nach seinem Tode ist sein *Werk: De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique* duraut le 18. siècle, 1820. 2 Voll., von seinem Sohne herausgegeben worden.

Unter Napoleon versummt die freie Rede, und nur panegyrische Schmeichler, wie Fontanes, Matthieu Louis Graf Rolé (geb. 1781), mehrmals Minister unter den Bourbonen und in der neueren Zeit, dessen Discours et opinions gesammelt sind, und der bisherige Präsident der Pairskammer, Etienne Denis Pasquier (geb. 1767), dessen Discours et opinions 1842. 4 Voll. erschienen, dürfen ihre Stimmen erheben.

Desto mächtiger entbrannten die parlamentarischen Kämpfe unter den älteren Bourbonen, wo alle Freunde gesetzlicher Ordnung und Freiheit sich berufen fühlten, die offenen und verdeckten Angriffe auf die Verfassung abzuwehren. Unter den Männern, welche mit großem Talent an diesem Kampfe Theil genommen, nennen wir: Jacques Antoine Manuel (geb. 1775, gest. 1827), der eifrigste Vertheidiger der constitutionellen Rechte, welcher als solcher von einer mächtigen Partei 1823 aus der Kammer gestossen wurde; seine trefflichen Reden, in den Journalen zerstreut, sind noch nicht gesammelt. Gaspard Périer (geb. 1777, gest. 1832), ein Mann von großer Energie und bedeutender Rednergabe; viele seiner Discours und Opinions sind einzeln gedruckt. François Mauguin (geb. 1785), von etwas zweideutigem politischen Charakter; seine glänzenden Reden hat er als Advocat gehalten. Der General Maximilien Graf Lamarque (geb. 1770, gest. 1832); seine *Mémoires* sind 1835 erschienen; seine übrigen *Werke* sind militärischen Inhalts. Jacques Lafitte (geb. 1767, gest. 1844), Banquier, einer der eifrigsten Beförderer der Julirevolution und Minister unter Louis Philippe; auch von ihm sind viele Discours et Opinions einzeln gedruckt; nach seinem Tode sind *Souvenirs de J. Lafitte racontés par lui-même*, 1844, erschienen. Jacques Charles Dupont de l'Eure (geb. 1767), ein höchst achtbarer Mann, welcher die älteren Bourbonen ernst bekämpfte, als sie noch herrschten, aber sich nicht ihren Besiegern angeschlossen hat; der glänzende Mann steht jetzt (1848) an der Spitze der provisorischen Regierung. Endlich ist auch noch der ausgezeichnete Mathematiker, Physiker und Astronom Dominique François Arago (geb. 1786), jetzt Mitglied der provisorischen Regierung, unter den Rednern in der Kammer zu erwähnen; er hat bis jetzt eine sehr große Anzahl kleiner wissenschaftlicher Schriften, aber noch kein größeres Werk herausgegeben.

Die Öffentlichkeit und Ründlichkeit der Gerichtsver-

handlungen in Frankreich hat zwar von jeher den Advocaten Gelegenheit gegeben, ihre Talente in der gerichtlichen Beredsamkeit, Eloquence du barreau, zu entwickeln; ganz besonders aber ist dies in der neueren Zeit, unter den ältern Bourbonn, wo so oft die Proceße eine politische Färbung annahmen, der Fall gewesen; das war wir auch unter den Rebern vor Gericht meist eben die Männer wiederfinden, welche auch in den Kammern sich ausgezeichnet haben. Von Edilon Barot, Rouguin u. A. ist schon im Obigen die Rede gewesen. Ganz besonders aber haben als Advocaten glänzt, oder sind noch jetzt berühmte: die Berryer, Vater und Sohn; der Vater (geb. 1759), P. R. Berryer, hat viele berühmte Plaidoyers, unter andern für den Marshall Ney, geschrieben; der Sohn, Pierre Antoine Berryer (geb. 1790), gehörte bisher zu den wenigen legitimen Mitgliedern der Kammer, und gilt für einen der ersten Redner Frankreichs in diesem Augenblicke. Nicht weniger berühmt sind die zwei Brüder Dupin: Andre Marie Jean Jacques Dupin (geb. 1783), der viele juristische Schriften und einen Choix de plaidoyers et memoires, 1823, herausgegeben, und Philippe Simon Dupin (geb. 1795). Die ausgezeichnetsten unter den jetzigen Advocaten sind Joseph Ménilhou (geb. 1788), welcher 1826 einen Choix de plaidoyers herausgegeben; Chais d'Angles; Redu Rollin und Germeur, beide jetzt Mitglieder der provisorischen Regierung.

Die Philosophie, welche durch den Mißbrauch, den man mit dem Namen und mit der Sache im 18. Jahrh. getrieben, in übles Ruf gerathen war, ist seit der Revolution durch die Leistungen ausgezeichneter Männer wieder zu Ehren gekommen, wenigstens das Publicum, welches sich dafür interessiert, in Frankreich immer nur ein verhältnismäßig kleines zu nennen ist, und überhaupt sowohl die Sprache, als, was das Nämliche ist, der Geist des Volkes, der tiefsten Speculation unübersehbare Hindernisse entgegenzusetzen scheint. Noch immer hat die empirisch, sensualistische Richtung, welche von Locke und Condillac ausgegangen, viele Anhänger in Frankreich; zu diesen gehören: Pierre Jean Georges Cabanis (geb. 1757, gest. 1806), ein Freund Condilacs und Condorcets; als Arzt hat er viele medicinische Schriften herausgegeben; als Philosoph: Rapports du physique et du moral de l'homme, 1815. 1830. 1843. 2 Voll.^{2a}. Dominique Joseph Garot (geb. 1758, gest. 1833); er hat, außer mehreren Eloges, vorzüglich nur publicistische und staatswissenschaftliche Werke hinterlassen. Pierre Ramoniquier (geb. 1756, gest. 1837), von welchem man Elements de metaphysique, 1793. 2 Voll., und Leçons de philosophie, sur les principes de l'intelligence, ou sur les causes et les origines des idées, 1826. 3 Voll., hat. Antoine Louis Desfaut de Tracy (geb. 1754, gest. 1836) hat Elements d'idéologie, 1817. 4 Voll., und Commentaire sur l'esprit des loix geschrieben. Anders, durch die in Frankreich zur Zeit der Restauration wieder emporgekommenen kirchlichen Ideen begünstigt, haben ihre Philosophie mit den Lehren der Kirche in Ein-

klang zu bringen gesucht und eine entschiedene katholische Färbung angenommen. Zu diesen gehören die schon erwähnten de Laistre, Lamennais, wenigstens in seiner früheren Periode, Bonald, Baintan, Dyzan, Buchez in seinem Essai complet d'un traité de philosophie au point de vue du catholicisme et du progrès, 1839, und der mit seiner mehr auf Politik angewandten Philosophie sehr einsam dastehende Pierre Simon Ballanche (geb. 1776) in seinem Essai de paléogénésie sociale, 1827. 2 Voll. Mehr einer eklektischen, von der deutschen Philosophie stark influencierten, Richtung folgen: Victor Cousin (geb. 1792); man hat bis jetzt von ihm: Cours d'histoire de la philosophie, 1828; Fragments philosophiques, 1826, und Nouveaux fragments, 1829. Außerdem hat er, aber in Verbindung mit mehreren Gelehrten, die Werke Plato's, 1826—1835. 10 Voll., und ebenso die Geschichte der Philosophie von Tennemann, 1831. 2 Voll., übersetzt. Nach neuen, noch unbenutzten Handschriften hat er den Proclus, 1820—1827. 5 Voll., die Werke des Descartes, 1824—1826. 11 Voll., mehr noch unedirte philosophische Werke Abdiard's, 1826, und eine Schrift: De la métaphysique d'Aristotele, 1837, herausgegeben. Was Cousin für den Plato, hat Jean Barthélemy St. Hilaire für den Aristoteles gethan; er hat dessen Werke übersetzt und commentirt, wovon die Logik 4 Voll., die Politik 2 Voll. und die Psychologie ou Traité de l'âme eben jetzt, 1846, erschienen ist. Sehr bedeutend ist der Abéard von Charles de Rémusat, 1845. 2 Voll., worin zum ersten Male Abdiard's Philosophie gründlich dargestellt wird; Rémusat (geb. 1797) hat sich viel mit der deutschen Philosophie beschäftigt. Ferner gehören zu dieser Richtung Joseph Marie Dégrando (geb. 1772, gest. 1842), welcher De la génération des connoissances humaines, 1802, und eine sehr beachtete Histoire comparée des systèmes de philosophie, 1804. 4 Voll., geschrieben, welche er später fortgesetzt hat. Der Arzt Jean Villalot Damiron (geb. 1794), ein Freund Cousin's, hat eine Histoire de la philosophie en France au 19. siècle, 1829, und ein Cours de philosophie geschrieben, welcher aus Psychologie, 1831, und Morale, 1834, besteht. Der in seinen politischen Meinungen oft wechselnde Jurist Jean Louis Eugène Terminier (geb. 1803), dessen Lettres philosophiques, 1833, gegen Cousin gerichtet sind; in seinen Philosophie au droit, 1831. 2 Voll., und Influence de la philosophie sur la législation, 1833, hat er Savigny stark benutzt. Bon Auguste Comte hat man einen Cours de philosophie positive, 1839. — R. F. Four hat viele Kritik in dem Globe, in der Revue encyclopédique und in der von ihm begründeten Encyclopédie moderne geliefert und 1841 De l'humanité geschrieben, worin er sich zur socialistisch-demokratischen Partei bekennt. — Auch die neuere deutsche Philosophie ist in mehreren Werken den Franzosen zugänglich gemacht worden. Dabin gehören die Übersetzung der Bestimmung des Menschen von Fichte und die Philosophie der Schelling von Barthou de Phoson, welcher auch eine Histoire de la philosophie allemande depuis Leibnitz

jusqu'à Hegel, 1836, geschrieben hat; ferner das Essai sur la philosophie de Hegel und Jugement de Schelling sur la philosophie de Cousin und Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel, 1846 — 1847. 3 Voll., von Joseph Bülow, Professor in Strassburg.

Wie wir am Schluß der verschiedenen Abschnitte dieses Artikels die wichtigsten Zeitschriften schon angeführt haben, welche in jenen Zeiträumen entstanden, so wollen wir auch hier eine, freilich keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machende, Übersicht der seit der Revolution entstandenen und zum Theil noch fortsetzenden Zeitschriften geben. Die politischen Journale haben in Frankreich eigentlich erst mit der Revolution begonnen. Es lag in der Natur der Umstände, daß damals eine Fluth von Zeitschriften erschien, um die Sache der Revolution zu fördern und das Volk auf alle Weise zu fanatisiren; und man darf sich daher nicht wundern, wenn unter diesen ganz dem Momente dienbaren Schriften die meisten sich durch Rohheit und Ueberschreitung aller Art auszeichneten. Dahin gehören die Chronique de Paris, der Orateur du peuple, das Journal du soir, Le père Duchesne, Les sabbats jacobites, und vor allem der wüthende Ami du peuple von Marat. Nur zwei damals entstandene Blätter haben sich bis jetzt erhalten. Das eine ist der für die Geschichte unendlich wichtige *Moniteur ou Gazette universelle*, wie er bis 1811 hieß; er entstand 1789, und es ist in neuerer Zeit ein Abdruck der darin enthaltenen, für die Geschichte der Revolution wichtigen, Nachrichten veranstaltet worden. Nur wenige Monate jünger ist das zweite, ebenfalls wichtige, Journal des débats politiques et littéraires, welches von 1804 — 1815 den Titel *Journal de l'empire* führte, seitdem aber seinen alten Namen wieder angenommen hat. Unter Napoleon, wo die Censur die Redaction sehr beschränkte, kam man schon 1800 auf den Einfall, um den Raum des Blattes zu füllen, ein sogenanntes Feuilleton unter dem Terte der politischen Artikel anzubringen; hievon war der erste Redacteur desselben, dann Etienne, Geoffroy und jetzt Jules Janin. Das Feuilleton gibt ab und zu Berichte und Kritiken über Theater, Musik, Stellungen der Akademien und Werke aller Art; in neuerer Zeit haben die bedeutendsten Schriftsteller: Fr. Soulié, A. Dumas, Eugène Sue, George Sand u. A., manche ihrer Werke auf diese Weise zuerst vor das Publicum gebracht. Mehrere Journale haben seitdem diese Einrichtung nachgeahmt. Beide Blätter waren wesentlich ministeriell; der nämlichen politischen Farbe gehörte auch noch das *Journal de Paris* an. Oppositionell, mehr oder weniger zum Abwiesens hinneigend, waren bisher der Constitutionnel, der *Courier français*, *La Presse*, *Le Siecle*, *Le National*, *La Tribune*, *Le bon sens*, *La révolution*, *Le Mouvement*, *La revue du progrès* und *La démocratie pacifique*. Die legitimistischen Grundgesetze wurden vertreten durch die *Gazette de France*, früher l'Etoile, die *Quotidienne*, mit welcher der *Drapeau blanc* sich vereinigt, l'Echo, l'Estafette, la France und la Mode. Entschieden katholisch ist die Richtung des *Univers*. We-

niger einer Partei als dem Bilde dienend: La caricature, Le Corsaire und Le charivari. Sogar ein englisch geschriebenes Blatt, Baginani's Messenger, erfreut sich schon lange eines bedeutenden Erfolges. Nicht so glücklich sind die Versuche gewesen, teufische Zeitschriften in Paris zu gründen; nur der Niederrheinische Courier, welcher in Strassburg erscheint, aber mit einer französischen Uebersetzung begleitet, besteht noch. Auch in den Provinzen haben einige Blätter sich einen guten Namen gemacht, so der *Courier de Bordeaux* und das *Mémorial Bordelais*, der *Précurseur* in Lyon, der *Sémaphore* in Marseille und der *Phare* de Bayonne.

Kritische und recensirende Zeitschriften haben in Frankreich niemals Blüth gemacht; sie sind hier zum Theil überflüssig, da fast die ganze gelehrte Bildung des Landes sich in Paris concentrirt, ein jeder also leicht das ihn interessirende neue Werk durch eigene Anschauung kennen lernen kann. Das Beste in dieser Art ist noch immer das *Journal des savants*, welches von 1665 — 1792 116 Voll. 4. umfaßt und von 1797 an ununterbrochen fortgesetzt worden ist; es zählt die ersten Notabilitäten Frankreichs zu seinen Mitarbeitern, aber beschränkt nur eine sehr geringe Zahl von Werken. Das *Bulletin universel* von Joseph François d'Aubert Baron de Herffsch (geb. 1786, gest. 1836) hat nur von 1824 — 1831 bestanden, und die *Bibliographie de France* seit 1798 und das *Journal de la librairie* geben nur eine bibliographische Aufzählung der in Frankreich erschienenen Werke. Dagegen hat Frankreich einige interessante Zeitschriften aufzuweisen, welche eigene Aufsätze und Abhandlungen enthalten. Zu den vorzüglichsten gehören die *Decade philosophique* von 1794 — 1807, wozu Singuier großen Antheil hatte; das *Magazin encyclopédique*, später *Annales encyclopédiques*, von Millin begründet und seit 1818 *Revue encyclopédique* genannt; und der *Globe* seit 1824, welcher aber später den St. Simonistischen Tendenzen sich anschloß und dadurch die besten seiner früheren Mitarbeiter verlor. Die mehr der gewöhnlichen Unterhaltung gewidmeten Blätter enthalten zwar, wie die ihnen ähnlichen teutschen, zum Theil Novellen, kleine Romane, Feuilletons, auch wol Gedichte, aber auch nicht selten sehr tüchtige kritische, literarische und historische Artikel, wie denn überhaupt diese Art Schriften in Frankreich nicht wie bei uns so oft von Anfängern oder obskuren Scribenten, sondern von den bedeutendsten Schriftstellern redigirt und abgesetzt werden. Dazu gehören: der alte *Mercury de France*, welcher sich bis 1813 erhalten hat; von 1818 an unter dem Namen *Minerve française* und seit 1820 *Minerve* du 19. siècle erschienen ist; alle drei zusammen enthalten an 1900 Bde.: die *Revue de Paris* seit 1829 und die *Revue des deux mondes* seit 1835. Winder bedeutend sind: die *Revue indépendante*, *Revue rétrospective*, *Revue britannique* und die *Revue nouvelle* seit 1815. Fast noch zu den Unterhaltungsschriften ist zu zählen die *Gazette des tribunaux* oder *Le droit*, weil auch sie nicht selten ältere Verhältnisse, berühmte Rechtsgeschichten u. in ihrem Feuilleton bespricht.

Die den speciellen Wissenschaften geweihten Journale, wie die für Jurisprudenz, Medicin, Physik und Chemie, für die Naturwissenschaften, für Militär, Handel und Gewerkschaften müssen wir den diese Disciplinen besprechenden Artikeln überlassen. Das religiöse Interesse wird vertreten katholischerseits durch den *Catholique*, den Ami de la religion, das *Journal de la société et de la morale chrétienne*; protestantischerseits durch den *Semeur*, den *Lien* und die *Revue protestante*.

Es läßt sich voraussetzen, daß in Folge der neuesten Umwidmung vom 24. Febr. 1848 manche dieser Zeitschriften eingehen, neue entstehen, manche ihren Namen und ihre Farbe wechseln werden. (Blanc.)

Französisische Musik, f. am Ende des Buchstaben F.
FRASCATA (Gabriel), ein in Pavia lebender Arzt des 16. Jahrh., der sich auch durch mehrere Gedichte seinen Zeitgenossen bekannt machte. Sein ärztlicher Ruf war so groß, daß ihn Philipp II. von Spanien als Leibarzt an seinen Hof ziehen wollte. Frascata starb jedoch, noch ehe er diesem Rufe folgen konnte, am 20. Jan. 1581 in Pavia. Er hat die *Libro de Retorbia* in der Nähe von Pavia beschrieben: *De Aquis Retorbia Ticiensis Commentarii, mineras faculitates et usum earum explicantur*. (Ticin. 1575. 4. lb. 1580. 4.)

(F. W. Theile.)

Frascati, f. Tibur.

FRASER, schottisches Geschlecht, das seit Jahrhunderten in den königlichen Invernesshire und Ross anseßig, in früheren Zeiten auch im Süden des Königreichs bedeutendes Besitzthum aufweisen konnte. Zu R. David's I. Zeiten besaß Simon Fraser Keith und sein Gebiet, in Dithelmian, zur Hälfte. Noch bedeutender erscheint das Geschlecht unter der Regierung K. Malcolm's IV., 1153—1165. Johann Fraser, Baron von Tweedale, verheiratete seine Tochter Genetta an Archibald Lord Lochow, genannt Gillespie, der namentlich 1215 in Urkunden vorkommt. Sein Zeitgenosse, Gilbert Fraser, der gemeinsame Stammvater aller gebietenden Linien des Hauses, besaßte unter K. Alexander's II. Regierung das Amt eines Scheriffs von Inverness. Ein Sohn von ihm könnte der Erzbischof von St. Andrews sein, der im Auftrage des Parlaments 1291 mit andern Deputirten nach England ging, um den K. Edward I. zu bestimmen, daß er zwischen den verschiedenen Prätendenten über die Krone von Schottland entscheide, wozogen Simon Fraser als einer der unerschröcklichsten Kämpen für die Freiheit des Vaterlandes auftritt. In der Schlacht bei Rosslyn, den 24. Febr. 1303, worin der von K. Edward in Edinburgh zurückgelassene Statthalter, Johann von Segrave, eine vollständige Niederlage erlitt, theilte Simon Fraser sich mit dem Regenten Johann Commin wie in die Gefahren, so in die Ehren des Dbersterbls. Schottland wurde durch diesen dreifachen Sieg befreit, aber bald überschritt wiederum die Grenze K. Edward an der Spitze eines Heeres, welchem zu widerstehen die Patrioten Schottlands auch nicht die fernste Hoffnung hegen konnten. Bis Galtiness brangen die Engländer vor, denn im Winterquartiere zu Dumfries, den 9. Febr. 1304, ließ der König sich endlich er-

bitten, daß er die abgefallenen Schotten zu Gnaden aufnehme, unter manchen Klauseln zwar, deren eine, daß Simon Fraser sich für die Dauer von drei Jahren, wenn er anders nicht mittlerweile begnadigt werden sollte, ins Ausland, nur nicht nach Frankreich, begeben. Dieser Zustimmung scheint aber Simon sich nicht gefügt zu haben; sammt dem tapfern Ballace und der Befehung von Stirling wurde er von dem in St. Andrews versammelten angelschottischen Parlament in die Acht, hors la loi, erklärt, was denn zuletzt seine Unterwerfung erzwingen. Er wurde begnadigt, auch namentlich in die Amnestie vom 15. Oct. 1305 aufgenommen, vorbehaltlich einer Buße, welche den vierjährigen Ertrag seiner Güter darstellen sollte. Dieser Vorbehalt führte abermals zu Verwickelungen; nicht sobald hatte Robert Bruce den Königtitel angenommen, und es erhob sich auf Neue Simon Fraser gegen die ausgeübte Herrschaft, ohne doch der Günst des Schicksals für seine Anstrengungen sich beloben zu können. Bei Kirkcubright, unweit Stirling, geschlagen, gerieth er zugleich in Gefangenschaft, und der ergrünte Sieger ließ ihn zu Northam vor Gericht stellen. Zum Tode verurtheilt, wurde Simon in Ketten, mit Laub bedrängt und gekrönt, auf daß der Pöbel um so mehr an ihm sich ergötze, zu London eingebracht, dann mit all der Grausamkeit, zu welcher die Bestialität der englischen Hefse über Hochverrath Anlaß geben kann, bingerichtet (1307). Um den Eindruck auf die Gemüther der lokalen Engländer zu verstärken, wurde erzählt und verbreitet, es seien, als des unglücklichen Mannes gezielte Willensmassen der Londonbrücke aufgestellt werden sollten, einige Teufel gesehen worden, die, mit eisernen Haken bewaffnet, den Galgen hinaufkletterten, ohne Zweifel in der Absicht, auch noch an des Rebellen Leichnam seine Sünde zu befrachten. Aber es ließen Simon's Söhne, Alexander und Simon, sich im Geringsten nicht durch des Vaters Schicksal abbalben, in dem fernern Verlaufe des Kampfes mit allen ihren Kräften des Simon Bruce Unternehmungen zu unterstützen. Simon wird u. a. als einer der Anführer der vorwegenen Schar genannt, welcher in dem Gefechte bei Annan, durch einen plötzlichen Angriff der ephemereren Herrschaft des Schattenthronis Edward Balliol, nachdem er kaum drei Monate die Krone getragen hatte, ein Ende machte. Sein Bruder, Alexander Fraser, erstirbt sich durch eine Reihe tapferer Thaten die Würde eines Lord High Chamberlain, sammt der Hand von des Königs Schwester, Maria Bruce, welche in erster Ehe an Neil Campbell verheirathet gewesen. Dessen Sohn, ein jüngerer Alexander, wurde von seinem Theim, K. David Bruce, zum Thane von Thores, in Kincardineshire, 1369, und von König Robert, dem ersten Stuart, zum Lord Lovat ernannt. Von allen Nachkommen dieses ersten Lord Lovat ist keiner derkämter geworden, als Simon Fraser auf Beaufort, und mit der Zeit ebenfalls Lord Lovat. Geboren 1667 soll Simon seine erste Erziehung in Frankreich in einem Jesuitencollegium empfangen haben. In der Heimath wieder angelangt, beschränkte er einstweilen seine Thätigkeit auf kleine Jänterrien mit den Nachbarn, auf Hebben, die höchstens einen oder den andern der an-

stossenden Glanz berührten. Als Capitain in dem Regimente Aulibardine, und folglich dem K. Wilhelm III. verpflichtet, erscheint er 1692. Um dieselbe Zeit starb Hugo Fraser, zehnter Lord Lovat, eine einzige, kaum den Kinderjahren entwachsene Tochter, dann als seine Wittwe, des Marquis, nachmaligen ersten Herzogs von Athole, Schwester, Emilia Murray hinterlassend. Durch seine Geburt zu der Nachfolge in der Würde des Glanphautes berechtigt, doch nicht allgemein in seinem Anspruche anerkannt, hätte Simon gar gern durch seine Vermählung mit der Tochter des verstorbenen Lords gegen Concurrenten sich entseigt, und zugleich den Besitz eines beträchtlichen Alods gewonnen. Aber von einem solchen Schwiegersohne wollte, wegen seines schlechten Rufes und wegen seiner gerüttelten Finanzen, die Mutter Nichts wissen, vielmehr verlobte sie ihre Tochter dem Sohne des Lord Saltoun, der ebenfalls ein Fraser war. Simon hatte als ein Mann von unternehmendem Character und ausgezeichneten Fähigkeiten Eigenschaften, denen seine Reiseschaft in der Kunst der Verstellung gleichsam eine Hölle war, großen Einfluß auf die unteren Stände in den Hochlanden gewonnen, und fand es deshalb nicht allzu schwierig, hauptsächlich in dem eigenen Gnan, eine Anzahl verzweifelter Burche zusammenzubringen, die geeignet und geneigt waren, nicht minder verzweifelte Anschläge zur Ausführung zu bringen. An der Spitze dieser Schar überzog, besiegte er in offener Feldschlacht den Lord Saltoun; Vater und Sohn wurden seine Gefangenen. Augenblicklich ließ er einen Galgen errichten, um daran die beiden Saltoun aufzuhängen, falls sie sich weigern sollten, den mit der Erbin von Lovat abgeschlossenen Ehevertrag zu vernichten. In der Todesangst thaten sie, was man von ihnen verlangte. Nicht den gleichen Erfolg fand Simon in seinen Bemühungen, sich der verlassenen Braut zu bemächtigen; sie entkämpfte dem gewaltthätigen Freier. Simon, in der Wuth über ein verfehltes Unternehmen und in der Blindheit, die jeder Leidenschaft Begleiter ist, wählte der Tochter großes Festkithum an sich zu reißen, wenn er statt ihrer die Mutter heirathete, womit er zugleich die Unterstützung des mächtigen Hauses Athole zu gewinnen hoffte. Diese doppelte Absicht zu erröthen, brach er mit seinem reißigen Gesolge in der Wittve Wohnung ein (1695); er bemächtigte sich ihrer Person, zwang sie, dem Trugbild einer Trauung sich zu unterwerfen, schnitt ihr sofort mit seinem Dolche Schändel und Unterkleid auf, ließ sie dann vollends durch seine Kräfte entkleiden und zu Erde bringen, und in dieser Gestalt Gegenstand wurde das matrimonium ratum consummatumque. Ein Schei des Entmens und des Abscheues ob solcher Gewaltthat erfüllte das Königreich; im Namen seiner gemischten Schweser klagte der Marquis von Athole den Simon Fraser auf Entführung an, insofern der Kronadvocat ihn wegen Betraths oder Gefolgeverletzung mittelst bewaffneter Hand belangte. Der Verbrecher suchte nach England, wo er durch anhaltendes und gefährliches Suppliciren Beganädigung wegen der Anklage auf Betrath sich zu verschaffen wußte. Der Marquis von Athole hingegen verschmähte jede ihm angebotene Vergeltung, betrieb viel-

mehr seinen Proceß in verdoppelter Erbbarkeit. In contumaciam verurtheilt und geächtet durch den obersten Gerichtshof sand Fraser selbst in England seine Sicherheit gesichert. Er suchte Zuflucht in Frankreich, wo er jetzt erst, wie es scheint, die katholische Religion annahm, vielleicht einzig in der Absicht, den kleinen Hofes von S. Germain Zutrauen zu gewinnen. Jacob II. war den 16. Sept. 1701 verstorben; sein Sohn gab Nichts auf die Gefinnungen, wie auf die Anerbietungen des Mannes, den nicht seine Wahl, den allein die Nothwendigkeit herbeiführte; aber die verwitwete Königin, Marie von Este, hatte seit Jahren sich gewöhnt, allen Anträgen, welche die Wiederherstellung des getrümmerten Thrones betreffen konnten, ohne weitere Prüfung ein geneigtes Ohr zu leihen, in ihrer Wuth die Leübsale des Witwenstandes bedeutend gesteigerten Anstands schien ihr, was ein Gonvertit von Considerationen zu Gunsten Jacob's III. erzählte, unumschließliche Wahrheit. Sie verschaffte dem improvisierten Günstling Audienz, famoi bei Zorco, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als bei König Ludwig XIV. selbst. Dem ihn Angesicht behauptete Simon, von den vornehmsten Häuptlingen der Hochländer Zustimmung und Vollmacht zu einer Unterhandlung zu haben, in welcher sie die Verpflichtung einzugehen geneigt wären, in Zusammenfassung ihrer Kräfte ein Heer von 10,000 Mann aufzustellen, auch die Kräfte Jacob's III. zu erbeben, vorausgesetzt, daß zu Dunbar 5000, in der Nähe von Fort William 1500 Franzosen, sammt einer Anzahl disponibler Officiere und einem Vorrathe von Waffen, Munition und Geld ausgeschickt würden. Mit Vergnügen dergleichen Eröffnungen vernehmend, wollte doch der König, ehe er weiter sich einlasse, seine Minister befragen, und diese bielten es für allzu vermessene, in solcher Weise Truppen und Kriegsbedürfnisse auf das Spiel zu setzen, und zwar auf die einfache Versicherung eines Ausländers, den einige der Befragten gar nicht, andere von einer Seite, die nicht eben geneigt war, Vertrauen zu erwecken, kannten. Der angebliche Unterhändler empfing ein Geschenk in Geld und wurde nach Schottland zurückgeschickt, auf daß er sich schriftliche Beglaubigung von den verschiedenen Häuptlingen, auf deren Namen seine Vorschläge lauteten, verschaffe. Zugleich wußte ihm, um seine weiteren Schritte zu überwachn, zwei Begleiter beigegeben. Er suchte demnach den Heimweg nach Schottland, war aber kaum in Edinburgh eingetroffen, als er, der vermeinte Jacobit, sich an der Suarte entscheidende Gegner, den Herzog von Argyle und den Grafen von Lennox, wanderte, um ihren Rath und ihre Vermittelung anzurufen, indem er der Regierung höchst wichtige Mittheilungen über das finstere Getriebe des Hofes von S. Germain zu machen habe. Die genannten Herren stellten ihn (1703) dem Herzoge von Queensbury, dem Lord Obercommissair für Schottland, vor, und in geheimen Conferenzen lauschte dieser den Bekandnissen, die abgelegten Franz für gut fand. Des Anders Ausfagen trafen vornehmlich seine persönlichen Gegner, den Marquis von Athole vor allen. In S. Germain hatte die königliche Wittve ihm einen den Herzog von Gordon gerichteten eigenhändigen Schreib-

den, welches aber aus Vorwitz ohne Aufschrift geblieben war, anvertraut; diese supplirte Fraser, bevor er den in Folge dieses Faltsams an den Marquis von Athole abgethreten Brief, als einen Beweis von dessen strafbarer Geringerbeng mit S. Germain, ausliefern. Ähnlicher Umriffe beschuldigte er den Lord Cromarty, den Herzog von Hamilton und verschiedene andere Häuptlinge, und die vollständigen Beweise für die Verschöderung zu erbringen, machte er sich anheischig, in sofern man ihm verstaten würde, die Hochladen zu durchforschen. Duernsbury hätte gar gern die Schuldigen auf der That ertreffen, in der Hoffnung, durch Ermittlung einer ausgebreiteten Verschöderung seinen wankenden Einfluß aufzurichten. Deshalb bewilligte er einen Geheimschreiben, der Fraser's Person allen richterlichen Behörden unverletzlich erklärte, und dieser besuchte unter solthamer Agide die verschiedenen Gländ der Hochladen, aller Orten die Stimmung der Häuptlinge beaufsehend. Er kam zurück ohne wesentliche, im Interesse der Regierung gemachte, Entdeckungen, beharrte aber bei seinen früheren Aussagen, in sofern sie seine oder des Lord Obercommissairs persönliche Feinde betrafen. Von Duernsbury erbat er sich zugleich die Mittel, nochmals hinüber nach Frankreich zu fahren, um daselbst einige bedeutende Umstände, die auf des Hofes von S. Germain Entwürfe sich bezogen, zu ergründen, und der Herzog verschaffte ihm bei dem Conspirirpräsidenten, Grafen von Nottingham, einen Paß auf fremden Namen, mittels dessen er über Holland nach Frankreich gelangen konnte. Argen Streit ließ der Spion dem Ansehrer zuwrid. Duernsbury hatte Kries, was er von Fraser über die angebliche Verschöderung vernommen, der Königin vorgelegt, einzig, auf des Angebors Wunsch, dessen Namen verschwiegen. Seine Mittheilungen mit den Berichten anderer Spione, mit den Gesändnissen verschiedener, unlangst aus Frankreich heimgekehrter, Schotten vergleichend, gelangte die Königin zu der Überzeugung, daß Duernsbury die Gefahren wo nicht erhöht, doch wenigstens übertrieben habe, um sich das Verdienst ihrer Abwendung beizulegen; daß zu S. Germain keinerlei Ränke gegen sie gesheimer würden, daß man höchstens daselbst wünsche, ihr zu seiner Zeit den eigenen Bruder zum Nachfolger zu geben, und einer gewissen Rücksicht für eine derartige Verschöderung konnte Anna sich niemals erwehren. Hingegen tadelt die Whigs, welche im Oberhause vorherrschend waren, die Königin und ihren Minister Nottingham wegen einer verderblichen Rücksicht in der Bestrafung der Unruhstifter, und sie brachten das Haus zu dem Entschluß, in seinem Schooße eine Commission für die Verleumdung des geheimnißvollen Treibens der Jacobiten niederzusetzen. Hierin erblickte die Königin einen Eingriff in ihre Prädigatsion, und sie suchte demselben durch eine Botschaft an das Oberhaus und durch eine Rede, in der Versammlung beider Häuser gehalten, zu wehren. Ohne Rücksicht für diesen Einspruch bestellten die Peers in geheimem Scrutinium das Comité, welches die Untersuchung vorzunehmen hatte. Die Gemeinen fanden dies Verfahren konstitutionswidrig, beleidigend für die Regierung und für die Königin selbst. In steigender Erbitterung spannte

die Bänkerei sich fort. Das Oberhaus beschuldigte den Grafen von Nottingham einer Rücksicht für die Verschöderung, die beinahe als ein Einverständnis anzusehen war; das Unterhaus erklärte, der Graf habe durch seine ausgezeichnete Gewandtheit, durch unerfütterliche Treue sich über alle Maßen des Vertrauens Sr. Majestät würdig gezeigt, und verordnete, daß diese Erklärung durch den Sprecher der Königin überreicht werde. Bald darauf sandten die Gemeinen noch ferner Gelegenheit, ihre Unzufriedenheit mit dem Oberhause auszudrücken. Ein Proceß über eine bestrittene Wahl war durch Appellation von dem Aussenhofe vor das Oberhaus gebracht worden, und das Unterhaus erkannte, einzig die Gemeinen von England, wie sie im Parlament vereinigt, seien befugt, in allen den Fällen, wo es sich um das Recht, ihre Mitglieder zu erwählen, handelt, die Entscheidung zu geben; damit Niemand Unwissenheit vorschützen könne, wurden auf des Hauses Befehl solche Beschlüsse den Thüren des Sitzungssaales angeheftet. Während diese Reime ernstlicherer Zerrüttungen sich offenbarten, vor Fraser, durch dessen Hand sie gepflegt, auf Ludwig's XIV. Befehl nach der Baskille gebracht worden, um unter Schloß und Riegel einige Jahre hindurch die Folgen seiner Niederträchtigkeit zu bedenken, bis Ludwig's XIV. andächtige Nüchternungen ihn das Mittel, der Haft sich zu entziehen, finden ließen. Er äußerte die Absicht, in dem geistlichen Stande seine Verirrungen zu büßen, und er wurde in Freiheit gesetzt, empfing die Priesterweihe, oder wenigstens die Tonfur, und nahm in dem Collegium von S. Dmer das Kleid des heiligen Ignatius, trug dasselbe auch bis zu Ludwig's XIV. Ableben, den 1. Sept. 1715. In dem Vertrauen auf dessen Beistand hatte sich unter des Grafen von Mar Leitung (vergl. den Art. Erskine) ein großer Theil von Schottland empört; der Herzog von Orleans, dieser der Winterjährigkeit des funfzehnten Ludwig's aufgedrungenen Regent, betrachtete jedoch aus Grundfäden, die er als ein Erbe seiner Familie hinterlassen sollte, das Cabinet von St. James als seine festeste Stütze; sich demselben zu empfehlen, ohne die den Stuarthen zugewendeten Sympathien des französischen Volks zu verletzen, nahm er seine Zuflucht zu den kleinlichen Ränken, mittels deren sich Urentil 18 Jahre lang die Franzosen zu betheören gewußt hatte. Namentlich wurde Simon Fraser aus S. Dmer entlassen und der Primath zugeschied. Der Glanz der Fraser hatte nämlich, in Abwesenheit des gesetzlichen Häuptlings, sich bewegen lassen, einen Fremdling als sein Oberhaupt anzuerkennen, einen Madenzie von Fraserdale, dem es gelungen, sich des zehnten Lords Lovat Erbtöchter zu freien, und dieser Madenzie war mit 500 Frasers zu dem Heere des Grafen von Mar geflossen, im absoluten Widerpruche zu der in diesem Clan hergebrachten und von dem Verfasser der Journey through Scotland (Lond. 1723.) gar wohl erkannten Politik¹⁾. Die-

1) „There is one Clan in this Shire of Ross, call'd the Frasers, that never joins with the rest, and are mostly composed of Gentlemen on horseback. Sir James Dalrymple gives a good reason for their not joining with the other Highlan-

fen Glan wenigstens den Insurgenten abwendig zu machen, war Simon's Aufgabe. Sein Auftreten in Schottland wird verglichen „einem jener scheußlichen Seeungeheuer, deren Ausfuchten einen furchtbaren Sturm verurtheilt.“ Zuerst sah man ihn zu Dumfries, wo er den Bürgern seine Dienste anbot; man hatte sich dort bewaffnet, um der Vorbes Kennen- und Mithedale Angriffe zurückzuschlagen. Diese Bürger trauten ihm jedoch nicht, wollten ihn vielmehr als verdächtig festhalten, und ließen ihn einzig auf des Marquis von Annandale Versicherung, daß seine Anwesenheit in den insurgenten Bezirken den Interessen des Hauses Hannover förderlich sein würde, seine Reise gegen Norden fortsetzen. Er hatte nicht sobald der Fraser Land erreicht, als er in genaue Beziehung zu dem berühmten Duncan Forbes trat. Zu jeder andern Zeit würde der gerechte, gottesfürchtige Duncan den Antrag, mit einem Räter, auf dem die Anklage von Raub, Mord, doppeltem Verrath lastete, sich zu verbünden, mit Abscheu zurückgewiesen haben; allein man befand sich in den Wirren einer Revolution, inter arma silent leges, und Simon Fraser fand durch seine neuen Freunde's Vermittelung Verzeihung und Günst, so daß er ohne weiteres Hinderniß die Anziehungskraft, welche in dem patriarchalischen Systeme begründet war, zu üben vermochte. Wie ungünstig ihm auch, nach seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit, die öffentliche Stimmung sein mußte, so wurzelte doch in der überwiegenden Anzahl der Glanmänner die Überzeugung, daß von Rechtswegen der männliche Erbe, nicht aber der Ehemann der Erbin, ihr Oberhaupt sei. Stark durch diese Überzeugung, erließ Simon, der bereits den Titel eines Lord Kovat angenommen hatte, Advocatarien an die im Felde stehenden Frasers, und diese Befehle wurden augenblicklich, als von dem wahren Hauptling ausgehend, anerkannt und befolgt. Zu Perth vernahm die Schaar den Willen, den sie als Gesetz ebrte, ob sie gleich ihrer persönlichen Meinung nach der Sache R. Jacob's III. zugethan war, obgleich der Abfall dieses starken und kriegerischen Glans der Insurrection tödtlich zu werden drohte. An demselben Morgen, wo der Graf von Mar den Marisch nach Dunblane antrat, am 12. Nov. 1715, zogen die Fraser rückwärts, um sich unter den Befehl ihres Oberhauptes zu stellen und nach kurzer Frist als des entthronten Königs entschiedene Gegner aufzutreten. Johann Macdonie von Goul war mit 400 Männern seines Glans von dem Grafen von Seaforth in Innerneß, zu jener Zeit die Hauptstadt der nördlichen Hochlande, zurückgelassen worden. Ihn von dort zu vertreiben, deraberebte Kovat mit seinem Freunde Duncan Forbes, und der vereinigten Macht der Fraser, Montrose, Ross und Grant, hielt sich Johann Macdonie nicht gewachsen. Er verließ ohne sonderlichen Widerstand Innerneß, und die Sieger, deren Operationen der Graf von

Seuthland unterstützte, stellten sich nicht nur als eine bedeutende Streitmacht im Rücken der Insurrectionen auf, sondern drohten zugleich die Befestigungen von Seaforth und Huntley, beides Barone von unbegrenztem Einfluß bei den Jacobiten, die aber, hieturch in ihrem Eigenthume gefährdet, keinen Anstand nahmen, sich von ihren Waffenbrüdern zu trennen. Durch diese abermalige Desertion wurde der schmählige Ausgang der Revolution eine Nothwendigkeit. In Ansehung des wichtigsten, durch Simon Fraser geleisteten, Dienstes wurde er von R. Georg I. mit Huld überschüttet; in der Eigenschaft eines Lord Kovat, eines Glanhauptes der Fraser, bekräftigt, wurde ihm eine independente Compagnie Hochländer, sammt dem Gouvernement von Innerneß, mit 400 Pf. St. Befoldung verliehen, und sogar in ihre Intimität den überberückichtigten Mann aufzunehmen, die die dano-verische Gravidität sich nicht scheut. Wiewohl von seiner ersten Frau, die ihm ziemlich schnell den eigenthümlichen Modus seiner Freiwerberei verziehen hatte, ging Kovat 1717 mit der Tochter des Laird von Grant eine zweite Ehe ein, und aus derselben kamen zwei Söhne und zwei Töchter. Endlich nahm er auch die dritte Frau, eine Campbell, nabe verwandt dem Herzoge von Argyle, mit welcher er sich die Freundschaft eines der größten Häuser im Königeiche zu erwerben glaubte. Daß diese Erwartung unersüßlich blieb, hatte die arme Frau zu büßen; sie wurde in einen der Schloßthürme eingesperrt, durfte Besuche weder geben, noch empfangen, und mußte sogar des standesmäßigen Unterhalts in Speise, Trank und Kleidung entbehren. Dunkle Sagen über des Fürst's Verfahren gegen eine Frau, die in unerklärlicher Weise aus aller menschlichen Gesellschaft verschwunden war, kamen in Umlauf. Eine Freundin war ihr geblieben, die in der Theilnahme für der Unglücklichen Schicksal jede Besorgniß persönlicher Gefahr überwindend, nach Schloß Downie kam, um sich durch eigene Anschauung über die Lage und den Zustand der Lady Kovat Belehrung zu verschaffen. Sie unnerwartet traf sie ein, daß dem Burgherrn ihre Ausflucht, um ohne Verletzung des Anstandes ihren Besuch abweisen zu können, benommen wurde. Er entschloß sich kurz, ging in die Stube, die seiner Frau Gefängniß war, und künstigte ihr den Besuch der Freundin an. „Indem es mein Wille ist, Wolabp,“ sprach er, „daß Sie jenen Besuch in der Haltung einer zukünftigen, geliebten Gattin empfangen, werden Sie sich gütigend zu flüchten haben“ — damit entfaltete er einen geschmackvollen Anzug — „und jene ungezwungene, frühliche Miene annehmen, die das Kennzeichen einer in der Zuneigung, in dem unbegrenzten Vertrauen ihres Herrn glücklichen Hausfrau ist. Vor Allem vermeiden Sie, die leiseste Anbeutung, welche die zwischen uns bestehende Mißstimmung erathen lassen könnte, denn es werden Argusaugen Sie bewachen; Sie kennen wol auch zur Genüge die gewichtigen Gründe, welche Ihnen jedes Aufsehen gegen meine Befehle untersagen.“ Die beklagenswerthe Frau erschien demnach mit geöffelter Zunge auf der Stelle, wo es gegolten hätte zu reden, wo sie wol am jeden Preis hätte reden mögen; sie wurde auch so scharf und anhaltend von Kovat be-

ders; for the Clan Donald out off once the whole Clan. So that if eighty Gentlemen of them had not left their Wives with Child, who all brought fort Sons, the Clan had been extinguished.“ Rameilich erschienen die Frasers, im Gegensatz zu der Mehrzahl der Hochländer, als des großen Wankes bedürftige Gegner.

nacht, daß sie kein Sterbenswörtchen über ihre Lage der Freundin zuflüstern durfte. Doch hatte diese genug gesehen, um die Überzeugung, daß hier ein trauriges Geheimniß walten müsse, mitzunehmen, und verließ Downie mit dem festen Vorfatz, der unglücklichen Frau zum Schutze die Campbell anzurufen. Sie thaten ihre Schlichtheit, und Lady Lovat wurde endlich von ihrem Tyrannen, den sie eine lange Zeit überleben sollte, durch rechtlichen Anspruch gelöst. In andern häuslichen Beziehungen ist des Lobes Streben, die Rolle eines Stammvaters zu übertreiben, damit er die durch das Herkommen ihm verliehene Macht zu egoistischen Zwecken mißbrauchen könne, nicht minder auffallend. Seine überschwengliche Gastfreundschaft nöthigte ihn, seine im Hochlande von Invernesshire belegenen Güter über alle Gebühr anzufragen; aber inmitten des tollen Aufwandes konnte er eine widerwärtige Knauserie nicht ablegen. Ganze Scharen von Fräulein, sammt und sonderb von ihm Bettlern genannt, waren regelmäßig seine Tischgenossen; allein es waltete bei ihrer Bewirthung jene Rücksicht für Stand und Rang, die unsere Sitten bei aller Bewunderung für des griechischen und römischen Amphitryonen Verschwendung so widerwärtig berührt. Die Vertheilung der Speisen richtete sich genau nach der eigentlichen Bedeutendheit der Bettlern, keineswegs nach der Nähe des Verwandtschaft. In der Vertheilung der Getränke ergab sich dieselbe verlegende Rangordnung. Von einem ziemlich mäßigsten roten Wein, welcher des Häuptlings gewöhnlicher Tischtrank war, wurde nur der Elite der Gesellschaft, seinen nächsten Nachbarn, kredenzet, die entferntern Gäste wurden mit einer geringern Weinforte, oder in flussweiser Abdachung mit Bier abgefunden, in dessen die Glansmänner an dem äußersten Rande der Tafel mit schlechtem Dünnebi vorlieb nahmen. Mit allem dem hatten sie doch an der Tafel des Oberhauptes gegessen und getrunken, nach ihren Begriffen also der Ehre genug empfangen. Das wußte Lovat sehr wohl, wie er denn überhaupt, als der gründlichste Kenner des hochländischen Charakters, dessen Eigenthümlichkeiten zu benutzen meisterhaft verstand. Genau hatte er ermittelt, wo zu schmeicheln ihm vortheilhaft sein konnte, genau den Vater eines jeden Individuums, das zu berücken er vorhatte, gekannt; dieses Bates Kriegsthaten wußte er aufzuzählen, überhaupt allemwärts, wo es ihm vordämmte, in Lobeserhebungen und Freundschaftsver Versicherungen unerschöpflich zu sein. Niemals ist aber auch ein Häuptling bedient worden, wie Lovat von seinem Stamme; die Wunder des Altes von Berge schienen im Kleinen sich um ihn zu erneuern. Wurde er durch einen Mann von Bedeutung beleidigt, oder durch eine Forderung beunruhigt, vorausgesetzt, daß der Wille und die Mittel, dergleichen Forderung geltend zu machen, der Verwegenheit eines solchen Regiments angemessen war, dann gewann es das Ansehen, als würden alle Plagen Aegyptenlandes gegen eine solche persona ingratu losgelassen. Ihr Haus brannte ihr über dem Kopfe nieder, ihre Herden wurden entführt, ihr Kasse gekümd, und in den seltenen Fällen, daß die Diener solcher Bosheit zu ergreifen, wurde das Gefängniß zu Inverness nim-

mer fest genug befunden, um sie bis zum Momente ihrer Bestrafung in Gewahrsam zu halten. Jedes Mal gelang es ihnen, durchzubrechen. Mit Leuten geringern Standes wurden nun gar keine Umstände gemacht, sowie auch Lovat stets eine Bande von Zeugen in Bereitschaft hielt, um mittels ihres Zeugnisses jeden, der das Unglück gehabt, ihm zu mißfallen, in die Verbannung zu schicken. Indessen blieb seine Thätigkeit nicht ausschließlich dergleichen Nichtswürdigkeiten zugewendet. Die Hochländercompagnie, die eine Bewachung seiner in der Insurrection von 1715 geleisteten Dienste war, gab ihm Gelegenheit, alle seine Glansmänner in der Handhabung der Waffen zu unterweisen; denn wiewol er nur eine bestimmte Anzahl von Bewaffneten um sich haben durfte, war ihm keineswegs untersagt, von Zeit zu Zeit die Individuen zu wechseln, und dieser durch das Gesez bewilligte Nachschub diente er sich, um die sämtlichen junge Mannschaft der Reihe nach einzuführen und wenigstens etliche Monate bei der Compagnie und in Übung zu erhalten. In einer verwandten Absicht betheiligte er die Regierung unermüdlich mit Klagen über die Klübereien bewaffneter Kanten; denen zu widersprechen das entwaffnete Land aller Mittel beraubt sei; man wollte aber, Seitens des Ministeriums, in diesen Klagen, wie gegründet sie an sich waren, vielmehr die geheime Absicht, für sich und die andern Barone gleicher Gesinnung Waffen zu erhalten, entdeckt haben. Später gerieth Lovat noch tiefer in Verdacht wegen einiger Anläufe von Waffen und anderweitigem Kriegsbedarf, die für seine Rechnung im Auslande statgefunden hatten. Mehr und mehr beunruhigt durch diese Beschuldigungen nahm die Regierung dem Verdächtigen seine unabhängige Compagnie, 1737. Er sah darin eine schwere Beleidigung, und es wurde ihm solche eine wesentliche Veranlassung zu dem Bündnisse, worin er mit sechs andern entschiedenen Jacobiten, darunter die Grafen von Perth und Traquair, Cameron von Lochiel u. s. w., sich einigte, Leben und Habe für eine Restauration der Stuarts auf Spiel zu setzen, sobald Frankreich ihnen eine bedeutende Hülfsmacht zufenden werde (1740). Lovat trat auch in Correspondenz mit A. Jacob III., der damals in Rom residirte, und versicherte ihm für die Zukunft unverbrüchliche Treue, bedingte sich aber zugleich die vollständige Unabhängigkeit für seine Schritte, wie für die Wahl der Mittel, von denen er sich den Sieg der einmal ergriffenen Partei versprechen möchte. In gegenseitiger Entgegnung solcher Anträge empfing er von Jacob III. 1743 eine Versicherung, daß er zum Generalleutnant, zum obersten Feldhauptmann für alle hochländische Glans und zum Herzog ernannt werden sollte. Die Urkunde über diese Versicherungen hat er, so wohl versichert, unter allen seinen Verbündeten einzig den Grafen von Cromarty und Kilmarnock vorgezeigt, andern gleich vertrauten Freunden, wie dem Herzoge von Perth, den Lords Balmorino und Digby, wurde sie sorgfältig verheimlicht. Die fünf eben genannten Barone bildeten, was man nach dem Sprachgebrauche unserer Zeit das Comité-directeur für die Revolutionirung von Schottland nennen würde, in den seltenen Fällen, daß Lovat dieser Versammlung präsidirte.

Burden noch andere Theilnehmer der Verbindung, die Biskonts Strathkallen und Dundee, Lord Eldon, Forbes u. f. w. introduciert, dann blieb Lovat unsichtbar, ohne daß er darum aufgefordert hätte, das leitende Princip der Beratungen zu sein. Von ihm empfingen die verschiednen Glands ihre Richtung, durch ihn wurden die Bewegungen vorbereitet. Dagegen wußte er in dem eigenen Stamme das Ansehen der vollkommensten Gleichgültigkeit für das unruhige Treiben der Außenwelt zu bewahren, zu welchem Bestreben ihm vorgerücktes Alter und seine Gebrechlichkeit ihm gar erwünscht waren. Einzig seinem älteren Sohne, dem eine thätige Rolle in dem sich vorbereitenden Drama zugebach war, hatte er sein Geheimniß offenbart. Am 27. Juli 1745 betrat der Prinz Karl Eduard, oder der Chevalier, die schottische Erde, und es strömten ihm Hochländer in bedeutender Anzahl zu. Waffen und Munition hatte Lovat in Zeiten für sie angeschafft; sie wurden damit ausgerüstet, ohne zu wissen, wem die willkommenen Gaben zu verdanken sei. Die gleiche Zurückhaltung beobachtete der listige Alte in seinen Beziehungen zu dem Prinzen. Weit entfernt, an persönlichen Aufwartungen zu denken, beschränkte er sich auf schriftlichen Verkehr, der sofort eine große Lebhaftigkeit annahm, wie wenig auch der Chevalier Umgebung geneigt sein mochte, den Versicherungen und Anspielungen des Hauptlings zu trauen zu schenken. Allen war er bekannt als eine höchst zweideutige Persönlichkeit, die weder dem König, noch irgend einer andern Partei, sondern lediglich ihren eigenen Interessen ergeben war, und da der Chevalier weder Waffen, noch Geld mitgebracht hatte, wie doch in dem Bundesvertrage von 1740, als der Erhebung Bedingung, gefordert, konnten diejenigen, welche nicht in die Tiefen des Geheimnisses eingeweiht waren, unmöglich Anderes erwarten, als daß der aus so vielen Gründen ihnen Verdächtige anstatt dem Chevalier Beistand angedeihen zu lassen, vielmehr ihm entgegen sein würde. Aber der Herzogtitel und die übrigen Verheißungen vermochten mehr auf den ehrgeizigen Mann, als die Betrachtung, daß er, um diese eingebildeten Güter zu erlangen, sich der factischen Regierung gegenüber würde compromittiren müssen. Dieses aber auf das Unvermeidliche zu beschränken, wollte er vor der Hand nichts Schriftliches mehr von sich geben, hingegen mußte sein Vertrauter, Fraser von Gortulegg, dem Prinzen zu Invergary aufwarten, in des Stamms oberhauptlichen Namen um das von K. Jacob III. verleihe Patent in Betreff des Herzogtitels, des Amtes eines Lord-Kapitän von Invernesshire u. f. w. bitten, und seines Mandanten unbedingte Hingebung für das angesehene Königshaus, ingleichen dessen Kummer, durch Alter, Schwachheit und andre Hindernisse von thätiger Theilnahme an dem bevorstehenden Kampfe sich ausgeschlossen zu sehen, bezugen. In solcher Hofschaft ließ, ohne sonderliche Divinationsgabe, sich das Verlangen, den Köder anzubeißen, ohne die Angelbaiten zu verschlucken, erkennen. Aber Lovat war unter den waltenden Umständen ein Potentat von der höchsten Bedeutsamkeit. Außer dem eignen streitbaren und wohlgeübten Gland hatte er namhaften Einfluß auf seinen Eidam, den Laird von

Gluny, welchem die Macphersons unterthänig waren, gewonnen, nicht minder auf die Macintoshs, Farquharsons und andere, in der Nachbarschaft von Inverness hausende, Glands, die aller Wahrscheinlichkeit nach, mochte er sich erheben, oder ruhig bleiben, seinem Beispiele folgen würden. Nicht minder hatten Alexander Macdonald von Sleat und das Oberhaupt der Macleods sich gewöhnt, seinen Rath anzunehmen und sein Beispiel zu befolgen, daß es daher reine Thorheit gewesen sein würde, einen gleich mächtigen und einflußreichen Baron verletzen zu wollen. Die Documente über die verlangten Gnaden durften nicht länger zurückgehalten werden; weil aber die von Jacob III. unterzeichneten Ausfertigungen mit der lästigen Baggage auf dem Continent zurückgeblieben waren, ließ der Prinz sie in zweiter Expedition ausfertigen und an Gortulegg abgeben. Der Abgesandte hatte aber noch eine zweite Bitte vorzutragen. Dem äußern Scheine nach befand noch immer seines Hauptlings genaues Einverständnis mit Duncan Forbes, dem (seit 1742) ersten Präsidenten der Session. Es hatte dieser jedoch seines Freundes steigende Abneigung gegen die Regierung errathen, und seit lange dahin gewirkt, des Macintoshens Absichten zu vereiteln. Obgleich in ihrem Briefwechsel nach wie vor Lovat sich in Ausdrücken des Dankes und der Ergebenheit ergoß, so war doch allmählig eine Versimmung eingetreten, die bald in dem Ton gegenseitigen Argwohns überging und zuletzt, von Seiten des Hauptlings, zu brüskem Ueberdruß für die häufigen und dringenden Vorstellungen des Präsidenten ausschlug. Seinen Gehieler dieses unangenehmen Gefühls zu entheben, stellte Gortulegg dem Prinzen vor, wie hinderlich seinen Zwecken die große, in die Hände des Präsidenten gegebene, Macht werden könne, und wie das einzige Mittel, dem abzuhelfen, darin zu suchen wäre, daß Lovat Vollmacht erhalte, seinen Freund, den Präsidenten, todt oder lebendig zu ergreifen. Dagegen sträubte sich jedoch Karl Eduard's besseres Gefühl; mühsam wurde er dahin gebracht, die Vollmacht, daß man sich der Person des Präsidenten bemächtige und in genauer Facht ihn halte, zu unterzeichnen. Mit diesen verschiedenen Documenten ausgerüstet, trat Gortulegg die Rückreise an, ohne doch in den Ergebnissen seiner Sendung einen wesentlichen Einfluß auf des Hauptlings schwankendes System gewinnen zu können. Vernehmend, daß Alexander Macdonald und Macleod dem Prinzen ihren Zuzug verweigerten, drückte Simon den Entschluß aus, der bestehenden Regierung unverbrüchlich anzuhängen; zugleich aber hörte er nicht auf, die Bemühungen des Präsidenten, um die der Regierung zugehörigen Glands in Bewegung zu setzen, durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel zu hintertreiben. Sicherlich war es sein Bestreben, wo nicht die Wagschale zum Vortheil des Chevalier zu beschweren, doch mindestens die Parteien im Gleichgewichte zu erhalten; auf daß es in seiner Gewalt bliebe, nach Gefallen die Wage zu handhaben, sobald er ermittelt haben würde, von welcher Seite der meiste Gewinn zu hoffen wäre. Aber einer gewissen Scheu vor der Schlaubeit und der unsicherrückenden Treue des Präsidenten wußte er niemals sich vollständig zu bemächtigen, und stets betrachtete er diese drohende Gestalt in einer

feilsamen Mischung von Furcht und verhasstem Haß, von äußerlicher Hochachtung und Rücksicht. Sein Brief an Cameron von Lochiel, September 1745, spricht diese verschiedenen Gefühle in einer Weise aus, die für des Mannes Charakteristik zu bedeutend ist, als daß solcher Brief übergegangen werden dürfte. Lovat's Schwiegersohn, Clump, „dem allein es Ernst ist mit der Sache,“ wurde, nachdem er Tags zuvor von General Gope den Befehl empfangen, seinen Clan ins Feld zu führen, in seinem Hause am 28. Aug. von den Insurgenten aufgegriffen und in des Prinzen Lager abgeführt, bald aber wieder entlassen, worauf er seinen Stamm aufbot und mit 300 Mann bei dem Heere der Insurgenten eintraf, der Schwiegersohn hingegen war noch immer bemüht, den Schein der Treue für K. Georg II. beizubehalten, und wenn er auch unter der Hand dem Chevalier allen erdenklichen Vor Schub leistete, doch in solcher Vorsicht seine Schritte abzumessen, daß er niemals der Theilnahme an der Rebellion beschuldigt werden könne. Während er unermüdlich, dem Präsidenten gegenüber, die leere Versicherung von Anhänglichkeit und Treue erneuerte, hatte er die Correspondenz mit dem Prinzen durch Vermittelung von dessen Schreiber, Hugo Fraser, wieder angeknüpft, um auch in dieser Richtung in den wiederholten Bezeugungen einer unwirklichen Ergebenheit sich zu ergießen. Dieses Schwanken, diese Doppelsichtigkeit ergaben sich um so nachtheiliger für die Sache, welcher beizutreten Lovat am Ende nicht umhin konnte, als durch seine verspätete Entscheidung der ganze Einfluß neutralisirt, welchen ein entscheidender Schritt auf diejenigen, die gewohnt waren, in ihm das Urbild der Vorsicht und Klugheit zu verehren, gerührt haben würde. Bis auf diesen Tag gilt es in dem Hochlande als ausgemachte Sache, daß Lovat, sofort für den Prinzen sich erklärend, auch die beiden andern großen Hauptlinge, den Alexander MacDonald und den Macleod, hingeworfen haben würde. Der drei Dberhaupter Streitmacht würde das Heer des Chevalier deınabe vordoppelt und ein mit dergleichen Mitteln unmittelbar nach der Schlacht von Preston versuchter Einbruch in England

nothwendig ganz andere Resultate hervorgerufen haben, als der abenteuerliche Zug im späten Herbst; allein dergleichen einfache Handelsweise paßte nicht zu der Superstition, in welcher Lovat sich gefiel; ein anderes Verhaben beschäftigte ihn für jetzt. Er hatte sich vorgesetzt, MacDonald's und Macleod's Volk von der Insel Skye und von andern Orten heranzuziehen, damit die Macpherson, Macintosh, Jarquharson und andere Zweige des Clans Chattan zu vereinigen, und auf diese Weise bei dem Pässe von Gorrarrad eine Nordarmee aufzustellen, welche, 5—6000 Streiter zählend, stark genug sein würde, um entweder die Restauration der Stuart, oder die Dämpfung der Rebellion zu bewirken, je nachdem das Eine oder das Andere den Interessen des Königreichs am zuträglichsten sein dürfte. Diese seine eigentliche Absicht trat indessen zu deutlich hervor, als daß MacDonald und Macleod ihr hätten dienen mögen, im Gegentheil nahmen sie aus des Präsidenten Händen Patente für die Errichtung independenter Compagnien, wie auch Seitens mehrerer ihrer Nachbarn geschah, sodas anstatt der von Lovat geträumten hochblühenden Nordarmee gegen Ausgang Decobers ein bedeutendes Corps Royalisten den Insurgenten im Rücken sich versammelte und die von dem Chevalier projectirte Invasion Englands wesentlich erschweren konnte. Auf diese Weise, trotz allen seinen Künsten, der Entwicklung gewaltsam zugelassen, wendete Lovat sich, als einem letzten Ausweg, der hergebrachten Politik schottischer Großen zu. Sein älterer Sohn, der Erbe von Lovat, sollte mit 7—800 streitbaren und trefflich bewaffneten Glansmännern dem Chevalier zujuziehen, und hiermit alle Schuld der Rebellion auf sich nehmen, während der Vater dabeimbleiben und in einer vorsichtigen Neutralität gegen alle Theilnahme bei der Insurrection proteffiren würde. Daneben aber vertiefte er sich, dem Erben von Lovat seine letzten Instructionen mittheilend, in so viele Bedenkllichkeiten, Zweifel und Einwürfe, daß der ritterliche junge Mann Thränen der Buth und Beschämung weinte über die düstern und verrätherischen Untriebe, in welche er sich verstrickt sah, auch die weisse Cocarde, die anzulegen der Vater ihm befohlen, dann aber unterlagert hatte, daß er sie im Felde bilden lasse, ins Feuer schmeuerte. Als Lovat endlich nach dem unsäglichen Jaudern und Schreanen den Sohn ziehen ließ, trug er zugleich Sorge, eine Erfindung, wodurch er die öffentliche Meinung über den Zweck dieses Marsches zu betören hoffte, möglichst zu verbreiten. Es wurde erzählt, einige der Insurgenten Glans hätten zahlreiche Viehheerden aus Lovat's Gebiet entführt, und um den Diebstahl zu rächen, das gestohlene Gut zurückzufodern, ließe der Sohn aus; sollte er vielleicht im Laufe dieser Sendung in alzu unmittelbare Berührung mit der Armee der Insurgenten gerathen, so würde er sich ihr nur zum Schein, und wenn ihm Gewalt angethan worden, anschließen. Als unmittelbare Folge von dem Allen ergab sich, daß der Prinz für den Zug nach England des Beistandes der Fraser entbehren mußte, indem er, als das Hilslocker ausbrückte, bereits auf dem Marsche sich befand, daß auch der Erbe von Lovat sich gezwungen fand, in Perth Halt zu machen.

„Ich fürchte, Ihr seid zu eich gewesen, seid eher ausgerückt, als unsere Anzugesenten gerückt waren. Ihr befindet Euch in einer gefährlichen Lage. Des Kurfürsten General, Gope, steht Euch im Rücken und drängt Euch mit 3000 Mann, die man weder seit der Bundeszeit nicht gesehen hat, und eine Streikraft, die wie ihm entgegenstellen können, ist nirgends vorhanden. Wenn die Macpherson zu Hilfe ziehen wollten, würde ich meine Wünsche demselben ausdrücken und ganz entgegen lassen, sobald mir des Gope Schreien in die Mitte käme; allein dem Clump allein ist es Ernst mit der Sache, und Macleod Advocat spielt mit mir Kag und Maus; doch die Zeiten können sich ändern, und es wird mir vielleicht gerathen, ihn an das Halsseil zu bringen. Einstweilen steht Euch vor, denn Ihr dürft im Eiden manch saurer Wime und mancher scharfen Wasse begeben. Ich will Euch helfen, wo ich kann, wiewohl für jetzt mein Gebet das Einzige ist, was ich dazu bringen vermag. Meine Empfehlungen an den Prinzen; ich möchte aber nicht mit leerer Hand vor ihn treten, der den Haß zumal, das es weiter in die Hochlande gehen sollte. Den Überbringer dieses, Ewan Fraser, habe ich beauftragt, an Euch unmittelbar abzugeben; denn wenn Duncan dieses mein Schreiben relüchte, wäre mein Kopf um eine Viertel theil.“

X. Decbr. v. W. u. A. Erste Section. XLVIII.

Während dieses Stillstandes spielte der Alte seine Komödie fort; in scheinbarer Verzweiflung beklagte er, daß ein unnatürlicher Sohn seine letzten Tage vergesse und ihm den Ruf eines Niedermanns, eines geizigen, für empfangene Wohlthaten seiner Regierung dankbaren Basallens raube, während der Sohn die Grenzen, die das eigene Gewissen der Ehrsücht für die väterliche Gewalt setze, geltend machte und ausbrandersehte, daß ihm und der Jugend seines Glanzes nimmermehr zugemutet werden könne, wegen der Gnaden, die ein verblender Vater von einem Usurpator angenommen habe, den Pflichten gegen den rechtmäßigen Herrscher ungetreu zu werden. Spiegelschreier der Art konnten jedoch keineswegs den Vorpresidenten blenden; er richtete an Lovat das merkwürdige Schreiben vom 28. Oct. 1745), dem dieser eine nicht minder merkwürdige Antwort, worin Klage und Freimuth, Kühnheit und List abwechselnd hervortraten, entgegensetzte *), daß für den Augenblick der Verdacht der

3) „Nicht länger darf ich, ohne meine Pflichten zu verletzen, ein wichtiger Aufseher Ihres Betragens und des gütlichen Schicksals, welches Sie in diesem unglücklichen Zustande treffen, sein. . . Die Thaten Ihrer göttlichen Freigebigkeit nicht aus; vollständig waren Sie die Karer von sich, indem Sie Ihren Sohn und die Würde Ihres Glanzes dem Präsidenten anvertrauten. . . Bei dem Allen bleibt Ihnen noch ein Mittel, die Gesetze, welche drohend und in ihrer ganzen Gerechtigkeit sich gegen Sie erheben, zu entziffern. Ihnen. Sie sofort Ihren Sohn und dessen Scharen zurück. . . Erwarten Sie sich wenigstens das Beste, die Ausbreitung dieses unglücklichen Bürgerkrieges gehemmt zu haben. . . Sollten Sie aber in der Empörung verharren, sollten Sie Anstalten nehmen, Ihr besonnenes Volk aufzulösen und in die Schmach zurückzuführen, so werde ich mich genöthigt sehen, Sie verhaften zu lassen, möge auch was immer folgen; denn die gütliche Abstellung Ihres Kampfes und der Familien aller anderen rechtlichen Übergriffe wird alsdann unannehmlich. 4) „Welch, geliebter Herr habe ich die Ehre, Ihr von dem Morgen desselben Tages delictes Schreiben zu empfangen, ein Schreiben, ich gestehe es, bezügelnd mich in meinem ganzen Leben nicht zugewandt war. Auswendig Dank für den Freimuth und die Güte, womit Sie mich behandeln. Sie beirühren mich, daß meine ganze Familie dem Untergange geweiht ist, daß ich alter Mann von der Hand des Nachrichters zu sterben verdiene, weil ich unglücklich genug bin, eines thörichten Sohnes Vater zu sein, unerbareu Betrüger zu haben. Dergleichen Fandelsweise sollte oder, so will es mich bedünken, einer fälschlichen oder perfiden, als einer billigen Regierung zusammen. Bin ich denn der einzige Vater, der jemals einen widerpenflichen, unnatürlichen Sohn gehabt hätte! . . . Sie meinen mir über erlauben, daß ich ebenso frei mich äußere, als Sie gegen mich gethan haben. Ich danke dem Herrn, daß er mich unangenehm aus der tiefsten Putsch inmitten der größten Schwierigkeiten, inmitten der drohenden Gefahren gerettet hat. . . Mir sind nur Trümmern eines vormalsigen Glanzes geblieben, Schmerzen und Schwächen bezeichnen die Trümmern auch den letzten Werth; aber gleichwohl bin ich entschlossen, diese Trümmern, wie sie auch immer beschaffen sein mögen, mit Gottes Hilfe so lange als möglich aufrecht zu erhalten; wenn es auch meinem Geiste schme, mich im Stiche zu lassen und mit der gesammten Jugend meines Glanz zu entziehen, so habe ich doch immer noch 800 tapfere Profer um mich, die, mehr oder weniger meine Altersgenossen, auch den letzten Blutstropfen in der Vertheilung Ihres Reichthums vergießen werden, und ich kann deren Gerechtigkeit die Versicherung ertheilen, daß ich keinen bin, so theuer wie möglich mein Leben zu verkaufen. Wobey, indem ich so freilich lebe, wie irgend ein Unterthan im Königsreiche, bereits willig, wie sein Anderer, des Königs Steuern entrichte, und Alles that, was getreue Unterthanen zu thun schuldig sind, kann ich mir

Behörde zwar nicht entzweifeln, aber doch in seiner Wisksamkeit gelähmt wurde. Mit Gewissheit durfte sie erwarten, daß Lovat das Versprechen, durch seinen Getreuen den vertriebenen Sohn zurückzuführen, verwirklichen, der Sohn aber in seinem Ungehorsam verharren würde. Ritterswelle setzte die Nordarmee, wie sie durch des Lord-Präsidenten Bemühungen zusammengedrängt, über 2000 Mann, sich in Bewegung, um dem Fort Augustus, welches durch die Insurgenten blockirt wurde, Luft zu machen. Der Graf von Loudon, welcher mit dem Oberbefehle dieser Armee beauftragt war, führte sie auf dem kürzesten Wege durch Lovat's Gebiet, ohne darin irgend einem Widerstand zu begegnen. Er bewerkstelligte den Einmarsch und kehrte auf derselben Straße mit seinem Volke in die vorige Stellung zurück; vor Schloß Downie machte er Halt, angeblich um seinen Dank für den von Lovat ihm bewilligten freien Durchmarsch abzuhallen, eigentlich aber, um denselben den Jörn der Regierung anzufländigen. Den würde er am sichersten beschwichtigen, fügte der verschleierte Campbell hinzu, wenn er sich gefallen lasse, ihn, den Grafen,

sein Geset, seinen Grund denken, vermöge deren meine persönliche Sicherheit gefährdet sein sollte. Bereits habe ich die höchsten Verordnungen, welche mein schwacher Verstand mir einfallen konnte, geltend gemacht, und ich werde sie noch fernere geltend zu machen suchen. Ich werde meinen Weiter Vortritt beauftragen, je meinem Sohne von Angesicht zu Angesicht zu widerstehe; wenn sie ihn aber nicht überzeugen sollten, bin ich froh, daß die Fehle meines Sohnes! Wäre das auch nur mit dem Schatten einer Gerechtigkeit oder Billigkeit verträglich. . . Sprechen wir noch in einigen Worten von diesem unglücklichen Bürgerkriege, der meines Wissens die allernächste Veranlassung ist. Ich bin des unumgekehrten Dufurbarrens, daß man von beiden Seiten in gleicher Abhängung zu Werke gehen sollte, angestrichen die moralische Unmöglichkeit, des zweiten Ausgang vorzuziehen. . . Anzunehmen, dieser bewegende Primus ertheile die vollständige Niederlage und die Regierung triumphierte über alle Parteistimmen, so wird doch kein vernünftiger Mensch denken, daß ein König, auf seinem Throne sicher, so viele gute und alte Familien zu Grunde richten sollte, welche wegen ihrer Abhängigkeit für eine Sache, die zu ihnen sei durch Gewissen und unumkehrbare Grundzüge verbunden bin. Wirkliche ich König Wilhelm, selbst die Kämpfe der Regierung und Politik betrifft, der größte Herrscher, der seit Jahrhunderten den Thron von England eingenommen hätte, gäwelen. Was that er? Als sein General, einer der gepriesenen Heben der Geschichte, geschlagen, genöthigt worden, sein Leben durch die Hand zu retten, als seine Armee die Schlachtlinie von einem Hand voll armer Krieger — es waren kaum nicht 2000 — aus dem Stiche geschlagen worden, sei es ihm von fern nicht ein, diese 2000 Krieger zertöten zu wollen, lieber schickte er den Grafen von Breckinridge, sammt einer Summe von 25,000 Pf. St., an sie ab, und seine andere Demuthigung wurde von ihnen verlangt, sobald sie das Versprechen abgaben, friedlich dabei zu leben. Ich muß schreien. Ich setze zu Gott, daß er unser Vaterland nicht zu einer Schicksalskatastrophe werden lasse, wo ein Landmann den andern erdregt. Für meine Person bin ich entschlossen, nach wie vor in dem Hause, welches ich das meine nennen darf, als friedlicher Unterthan zu leben und in keiner Weise dem Könige oder seiner Regierung zuwider zu handeln. Werde ich aber angegriffen, und geschlage das durch des Königs Orden, geführt von seinen Generalscapitän, so bin ich entschlossen, bis zum letzten Athemzuge mich zu vertheidigen. Werde ich in meinem Hause erschlagen, so ist meine Großthat nicht fern, und dann wird, was ich mein Leben lang mir gewünscht habe, der Vorende aller Proben meines Stammes mich zu Grabe ziehen. Ein solches Geleite war in den glücklichsten Tagen meines Lebens für mich aller Königs Zit.“

selbst die Entschliessungen des Hofes abwarten. Am 15. Aug. 1746 berichtete die London-Zeitung, daß so eben der berühmte Lord Lovat, unter Bedeckung einer Abtheilung Dragoner von Wigornie, eingetroffen sei, entklossen, diese Worte werden ihm zugleich in den Mund gelegt, „seu versare dolos, seu certae occumbere morti.“ Die Acte of attainder, vom 4. Juni 1746, war ihm nicht allerdings anwendbar, da es zur Zeit, wo ihn des Hochverraths zu überführen, noch an Beweisen fehlte. Auch in einem Verhöre, welches er am 11. Nov. vor dem Staatssecretarien zu bestehen hatte, war ihm Nichts anzuhaben gewesen. Nichtsdestoweniger wurde Lovat am 17. Dec. vor dem Oberhause von den Gemeinen auf Hochverrath angeklagt. Am folgenden Tage ließen die Peers ihn vorführen, auf daß der Anklageact ihm vorgelesen werde. Er antwortete in einer ausüblichen, durchdachten Rede, machte die 1715 dem regierenden Hause geleisteten Dienste geltend, versicherte, in der jüngsten Invasion nicht die mindeste sträfliche Handlung begangen zu haben, beklagte seine Taubheit, durch die er verhindert worden, auch nur ein einziges Wort von dem eben vorzulesenden Anklageact zu verstehen, erbat sich deshalb eine Abschrift, sowie den Beistand eines Rechtsfreundes, endlich auch die Rückgabe seiner Schatzkammer, da er im Tower an Allem Mangel leide. Diese verschiedenen Forderungen wurden bewilligt, sieben der berühmtesten Advocaten sollten ihm in seiner Vertbeidigung beistehen, der ungehörte Bezug seiner Einkünfte wurde ihm versprochen, dagegen ihm ausgegeben, spätestens bis zum 13. Jan. seine Vertbeidigung einzureichen. Beweise lagen noch immer nicht vor, aber des Prinzen Karl Eduard Geheimreiber, Joh. Moutray von Broughton, hatte sich in der Zwischenzeit schreden und zugleich gewinnen lassen durch die Zusage einer vollkommenen Begnadigung, einer Pension von 200 Pf. und einer Güterverleihe von 4000 Pf. Ertrag aus der Confiscation der Rebellen, und im Vertrauen auf die Gesandnisse eines Zeugen von solchem Rang wurde am 9. März 1747 der Anfang mit dem Verhöre des Angeklagten gemacht. In dem Laufe von fünf Tagen machte die Procedur nur geringe Fortschritte, am sechsten wurden Murray und Lovat konfrontirt. Der Geheimreiber legte Zeugniß ab über das Herzogs- und das Generalpatent, die beide für Lovat ausgefertigt worden, über dessen verschiedne Correspondenz mit dem Hofe von S. Germain, über die Briefe, die er in den letzten fünf Jahren mit dem Präsidenten getheilt, und die der nichterträchtige Angeber zum Theil in der Urschrift vorlegte. Er sprach auch umständlich von den Nachrichten, die im Laufe der Insurrection der Lord ihren Kellern, sowie von dem Kesslande, den er ihnen hat zukommen lassen. Er producirt insbesondere ein Schreiben, worin Lovat gegen den Prinzen Karl Eduard äußert: „Ich habe für Sr. Majestät (Jacob's III.) Dienst 1500 Mann meines Glanz bewaffnet, meinen Sohn ihnen zum Anführer gegeben; mein Alter erlaubt mir nicht, zu Felde zu ziehen. Ew. Königl. Hohheit wissen, daß ich von Derrn Ihres Unternehmens Fortgang wünsche.“ Diesen eigenthümliche Brief konnte Lovat nicht umhin, anzuwerfen:

nen. Seine Dienerschaft, ebenfalls aufgefodert, Zeugniß abzulegen, mußte bekennen, daß er zum östern Bann und Kriegsbedürfnisse der Armee des Prinzen zugesandt habe, und wie viele Gewandtheit der Anklage aus in seiner Vertbeidigung entwidete, wie auffallend seine Kenntniß der Geheke war, den erdrückenden Beweisen mußte er unterliegen. Aber auch in dieser äußersten Bedrängniß fiel er keinen Augenblick aus seiner Rolle; Angeber und Ankläger mußten manche bittere Ironie von ihm hinnehmen, und in dem Gesichte seiner Überlegenheit, welche zumal der Anblick der glänzenden und stupiden Gesellschaft steigerte, kam er zu Gesandnissen, die ihm abzufodern Niemand gedacht hatte. Er erzählte z. B., daß er von seinem 15. Jahre an bei jeder Versammlung zum Theil des entthronten Königshauses sich betheiligte habe. Die Verhandlungen währten bis zum 19. März; vier Tage darauf trat der Sprecher des Unterhauses, angethan mit den Insignien seines Amtes, vor die versammelten Peers, um die Verwunderung der Gemeinen ob dem verzögerten Urtheilsprüche auszudrücken, und in ihrem Namen zu verlangen, daß Lord Lovat wegen Hochverraths verurtheilt werde. Dem zufolge wurde Tagfahrt angesetzt. Befragt, ob er irgend Einwendungen gegen das zu fällende Urtheil zu erheben gedenke, antwortete der Greis verneinend. Das Urtheil wurde hierauf verkündigt, in dem empörenden Ausdrücke, welche das freie und philosophische England für solche Fälle in Bereitschaft hält und freigeig in Anwendung brachte. Gleichgültig hörte Lovat die Verlesung an, dann wünschte er den Herren ein ewiges Lebenswohl, „denn ich weiß gewiß, hier werden wir einander nicht wiedersehen.“ Doch unterließ er nicht, für sich und seinen Sohn des Königs Gnade anzurufen; einzig dem Sohne wurde sie zu Theil. Ein Student, Jacobus von Herzen, richtete eine Bittschrift an das Oberhaus, auf daß ihm vergönnt werde, für den alten Herrn zu sterben; sie blieb, wie natürlich, unberücksichtigt. Georg II., seine Minister, sein Volk äderten noch immer den Barmherzigen, die ihre Ruhe gedürft, die ihnen bang gemacht hätten, und verlangten noch mehr Blut, darin die Beschämung über den empfindenen Schreden abzumachen. Der schätzbare Mann, für dessen wenige Lebensstage keine Schonung zu hoffen war, bereitete sich zum Tode als ein christlicher Held, nachdem er sich zu einem Besuche dem Kaplan der sardinischen Gesandtschaft erbeten hatte; denn daß er aus Überzeugung der reformirten Kirche entlagte that, ergab sich zur Genüge in diesen feierlichen Augenblicken, wie er denn auch zu wiederholten Malen betheuerte, daß er als Katholik zu sterben begere. Als er, seinen letzten Sohn zu thun, die Schwelle des Gefängnisses überschritt, geleitete ihn der Kerkermeister mit der obligaten Formel: „Gott segne den König Georg!“ — „Gott segne den König Jacob!“ rief aus der ganzen Macht seiner Lunge Lovat, zugleich dem Volke sich zuwendend. Zum Richtplatz gelangt, konnte er nur mit Hilfe von zwei Denkerstuecken das Blutergießen erkrigen. Er überhaute die an dessen Fuß sich drängenden Massen: „Gott sei und gnädig,“ sprach er lächelnd, welch ein Zusammenlaufen, wenn einem alten Manne, der

unermügend ist, ohne Beihilfe drei Stufen hinan zu klettern, der Kopf abgeschlagen werden soll.“ Er untersuchte die Schärfe des Beiles, die Festigkeit des Blodes, überließ die auf sein Verlangen dem Sarge eingegrabene Inschrift — Simon dominus Lovat decollatus 20. aprilis ann. 1747, ætatis suæ 80 — entschiede sich mit einer Hossung, als wolle er zu Bette gehen, und legte, mit dem laut und fest ausgesprochenen Wort: Dulce et decorum pro patria mori, sein Haupt auf den Bloß. Es fiel mit dem ersten Hieb, den 20. (9.) April 1747. Groß, stark gebaut, hielt Lovat sich noch im höchsten Alter kräftigester. Eine gewaltige Verwundung gab ihm ein finstres, abstoßendes Ansehen, obgleich seine Miene stets freundlich und lächelnd war, bei dem unentfernbar angedruckten tiefer Verschlagenheit. Der ganzen Gestalt gab die Gewohnheit, sich mit Kleidungsstücken zu überlaben, einen höchst grotesken Anstrich. Zuweilen trug der Mann 10 Paar Hosen auf seinem Leibe (Mémoires de la vie du Lord Lovat, [Amsterdam 1747.] p. 360). Kullu, in dem sehr verdienstvollen Artikel Lovat der Biographie universelle, die Schlusstenen eines so ungewöhnlichen Lebenslaufes einleitend, erinnert: „Nous arrivons à la partie honorable de cette vie si bizarre: partie incontestablement honorable, et qui nous fait craindre quelquesfois d'avoir donné une foi trop explicite aux mémoires du temps, qui généralement imprégnés de la haine des partis, nous ont peint le caractère de Lovat avec des couleurs si odieuses et si dégoûtantes. Ce qui nous rassure, c'est que parmi les historiens qui se sont montrés les plus sévères à son égard, il en est qui se montrent en même temps passionnés pour la cause dont il a été victime, et qui ne parlent qu'avec exaltation de l'héroïsme et des vertus du prince Edouard: mais peut-être faut-il se rappeler encore qu'à la cour de ces princes déchus, il y avait plus d'intrigues, plus d'envie, plus de persidies et de calomnies réciproques, qu'à la cour du roi régnant.“ Walter Scott, obgleich entschieden in seiner Abneigung für Lovat, findet dessen Gewaltthaten so maßlos, daß er nicht ungerne ist, anzunehmen, mit solcher Verwerfung müsse eine Art von Geistesverrückung verbunden gewesen sein. Pennington, der 1769 das durch die siegenden Soldaten zerstörte Schloß Downie und die benachbarten Landstriche besuchte, fand, daß Lovats Nachbarn ihm ebenso über nachredeten, wie er es je in den ernstlichsten Gegenden des Reichs geübt hatte. Des Lords ältester Sohn, Simon, überließerte sich, als die Insurrection besieg war, den königlichen Behörden, wie in der London-Zeitung vom 26. Aug. 1746 zu lesen ist, wurde eine Zeit lang zu Inverness gefangen gehalten, dann, März 1750, begnadigt; im October 1749 war bereits ihm, oder seinem jüngern Bruder, auf die confiscirten Güter des Vaters eine Pension von 500 Pf. St. bewilligt worden. Im October 1774 wurde Simon, oder, wie er damals hieß, der Oberst Fraser, in das ganze Eigenthum seines Vaters wieder eingesetzt. Es war dasselbe zeitlich für Rechnung der Krone, oder vielmehr der von ihr bestellten

Beamten, verwaltet worden, sodaß die Einkünfte beinahe auf Nichts herabsanken. Der Lord, der mit Leichtigkeit in seinem Glan 1000 Mann aufbringen konnte, hatte jährlich an 6000 Pf. erhoben. Ihm gehörten Downie, oberhalb Inverness, auf dem linken Ufer der Ness, Lovat, in dessen Nähe der Farrao oder Bowlen sich in den Firth von Murray ergießt, das ehemalige Kloster Beaulieu, Beaulu, auf dem nördlichen Ufer des Farrao, sämmtlich in dem Lande Airds, oder dem hohen Lande delegen; auf dem rechten Ufer der Ness besaß er Dochous, westlich von Inverness, überhaupt ganz Strath-Airies und einen großen Theil von Strath-Nairn. Seit 1837 gibt es wiederum in Schottland einen Lord Lovat, des Geschlechts Fraser, der für jetzt einer der 16 schottischen Peers in dem Parlament von Großbritannien ist. Er hat seinen Sitz zu Beauforthouse, Beaulu, ist aber, obgleich Katholik, kein Nachkömmling des berühmten Lord Lovat, sondern besitzt einige von dessen Gütern durch Kauf, wogegen die Glanhauptmannschaft, freilich nur mehr ein Titel, an die Fraser von Saltoun sich vererbt hat. Der unmittelbare Ahnherr dieser Linie, Alexander, hatte zum Weibe eine Tochter des ersten Grafen von Errol, die Margaretha Pav. Ein anderer Alexander, auf Phlorth, erbkatholisch mit des siebenten Lord Abernethy von Saltoun Tochter Margaretha Ansprüche, welche sein Sohn Alexander 1669 nach dem Tode des neunten Lord Saltoun realisirte. Besagter Alexander, der zehnte Lord Saltoun, starb 1693, in dem Alter von 90 Jahren. Sein Urenkel, Alexander Fraser, zwölfter Lord Saltoun, gest. den 24. Juli 1748, dauerte 1738 den trefflichen Damm, auf welchem des Hauses von Fraserburgh Sicherheit und Bequemlichkeit beruhen; den Marktflecken Fraserburgh hatte einer seiner Vorfahren, Alexander Fraser, im Umfange seiner Herrschaft Phlorth angelegt (Mitte des 16. Jahrh.), in der fernern Absicht, daselbst ein Collegium und eine Universität zu begründen. Er hatte sich zu dem Ende von der Krone eine Concession verschafft, 1592, mußte aber gleichwol sein Vorhaben aufgeben. Alexander Georg Fraser, 16. Lord Saltoun, ist einer der schottischen Peers in dem Parlament von Großbritannien. Sein Hauptsiß, Phlorthhouse, liegt in Aberdeenshire, drei Meilen von Fraserburgh. Die Lords Fraser, ebenfalls in Aberdeenshire gesessen, entstammen von Alexander Fraser auf Auchil, Aberdeenshire, der mit des dritten Lord Drummond Tochter, der Witwe des Patrick Barclay von Towrie, verheirathet gewesen. Es ist aber der Mannstamm dieser Lord Fraser 1700 erloschen. Einem von ihnen ausgegangenem Nebenweize gehörte des K. Karl II. Leibarzt, Alexander Fraser, an. Columbanus Fraser, Capitular im Schottenkloster zu Würzburg, auch „poeta insignis,“ starb 1678. (v. Stramberg.)

FRASER (William), früher Hospital- und Quarantaineinspector in Gibraltar, später Generalinspector der Hospitaller in Liverpool, starb am 18. Mai 1832. Er hat eine Beobachtung über Vergiftung durch Draisfäure mitgetheilt (Edinb. med. and surg. Journ. 1818. No. 57. Novbr.), über die Fieber bei der Garnison von Gibraltar einen Bericht veröffentlicht (A Letter relative to

the febrile distempers etc. [London 1826.]), und früher eine kleine chirurgische Schrift herausgegeben: *An Essay on the shoulder-joint operation, principally deduced from anatomical observations.* 1813.

(F. W. Theile.)

FRASSILONGO, eine Gemeinde (Commune) und Dorf des Landgerichtes Pergine im trienter Kreise der gesellschaft Brachschaff Tyrol, im Thale Ganza recht annähernd am linken Stromufer der stürzenden Gersina gelegen, ursprünglich von Teutschen gegründet und die teutsche Sprache noch immer zum Hausgebrauche, unter dem Namen Mocheusi, bewahrt, mit einer eignen katholischen Curatie des Bisthums Trient, einer dem heiligen Ulrich geweihten katholischen Kirche und einer Schule. Das Dorf liegt dem Bergschlosse Gaiion gegenüber.

(G. F. Schreiner.)

FRASTANZ, ein zum Landgerichte Sonnenberg gehöriges Dorf im dreyer Kreise (Bozarthberg), zur Herrschaft Bludenz gehörig, an der Ill gelegen, mit 230 Häusern, 1300 Einwohnern, die vorzüglich sogenannten Kaufatal bauten, jetzt aber ihr Erzeugniß an die Staatsanstalten abgeben; einer eignen katholischen Pfarre, einer Kirche, Schule und dem Heiler Frastafers. Zu dieser Pfarre gehören die Dörfer Einth, Fellenstatter und Hofen, die Einöden Amerzona, Außertobel, Bühl, Blöde, Garbammühle, Holz und Innertobel und die Weiler Samplän, Amerlingen und Frastafers. (G. F. Schreiner.)

FRATER und FRATERNITAS (in kirchlicher Beziehung). Brüder nannten sich im Allgemeinen die Christen als Glaubensbrüder, als Genossen desselben Glaubens und derselben Hoffnung, weil sie, wie Augustinus im Apologetico sagt, einen Gott als Vater anerkannten. Hieronymus¹⁾ sagt, in den heiligen Schriften werden genannt fratres natura, gentis, cognatione, affectu: affectu fratres, qui in duo scinditur, in spirituale et commune. In spirituale, quia omnes Christiani fratres vocantur etc. Ungeachtet Ambrosius²⁾ bemerkt, die Christen seien mit Allen, welche die Sonne schauen, durch die Verwandtschaft der leblichen Brüderschaft (germanitatis necessitudine) verbunden, und Lactantius³⁾, daß sie alle Menschen wie Brüder liebten, so darf man doch nicht glauben, daß die Dualität herrschend geblieben; denn die Kirchenlagungen verboten den Christen, den Heiden den Namen Brüder zu geben⁴⁾. Fraternitas wurde nämlich für die Kirche selbst, oder für den Verein, oder die Genossenschaft der Gläubigen, so von Tertullianus, Cyprianus, Ambrosius, Hieronymus und Anderen⁵⁾ gebraucht. Durch fraternitatis reus⁶⁾ wird derjenige bezeichnet, welcher sich gegen die Fratres, d. h. die Gläubigen oder Christen, oder die Kirche vergeht. So befaßt das Concilium Lugdun. I. Cap. 6: Quisquis ex-

serit, aut — — — implere neglexerit, quasi divinorum mandatorum transgressor, reum se Concilio fraternitatis futurum. Als Titel brauchten Päpste Frater und Fraternitas in Beziehung auf Patriarchen, Erzbischofe und Bischöfe; so J. B. überschreibt der Papst Symmachus seinen Brief an den Erzbischof Gelasius von Aries: Dilectissimo Fratri Caesario, Symmachus, und in einem andern Briefe, welcher die Überschrift trägt: Dilectissimis Fratribus, universis Episcopis per Gallias consistentibus, Symmachus, und sagt: Caesarius aequidem frater et Coepiscopus noster Metropolitanæ Arelatæ civitatis Sacerdos Ecclesiæ, beati Apostoli Petri liminibus præsentatus etc. Der Papst Vigilius schreibt an den Erzbischof Auxianus von Aries: Dilectissimo Fratri Auxiano, Vigilius, und sagt im Texte: Si quae ergo inter fratres et Coepiscopos nostros in locis caritati vestrae, præsentis auctoritate commissis etc., und weiter unten: Oportet ergo fraternitatem vestram⁷⁾, und schließt: Dominus te incolamem custodiat, frater charissime⁸⁾.

7) Oder das vertrauliche fraternitas was verb gebraucht. So sagt der Papst Vigilius in dem Dilectissimo Fratri Auxiano (nämlich dem Erzbischof von Aries) Vigilius überschriebenen Schreiben: Si quidem ergo inter fratres, Diabolus humani generis hostis antiquo Zlasianum somnivali calliditate nequitiae consecret, aut de aliquo Sacerdote fraternitatis tunc, servatis servatum per omnia constitutis, fuerit querela deposita: adhibitis tibi fratribus et Coepiscopis secundum qualitatem negotii numero competenti etc.; f. das Weisthe des Schreibens bei Petrus Sarravi, Pontificum Arelatensium, ap. Menckmann, Scripta, Rer. Germ. T. I. col. 190. Fraternitas wird nicht blos gebraucht, wenn der Papst an einen Bischof schreibt, sondern auch, wenn er an mehrere schreibt. So J. B. schreibt der Papst Gelasius an 19 Bischöfe, die in folgender Anmerkung genannt werden: His igitur vestra fraternitas graviter prudenterque perpenis etc.; f. das Praeceptum Hilarii Papae de Ecclesia Diessæ, ubi Episcopis indebita a Viennensi Episcopo ordinatus est rectoratus col. 164. *Adriachi Anabaptistæ Cod. (ap. Akerström, Corp. Hist. Noë. Aev. T. II. col. 358) No. 229: Paschalis Episcopus servus servorum Dei Episcopis Abbatibus, Principibus, militibus et omnibus fidelibus per universam Gallias solum et Apostolicam benedictionem: Fraternitatem vestram latere volumus.* 8) Diefen gewöhnlichen Schluß f. J. B. auch in dem: Dilectissimo Fratri Leonio (nämlich dem Erzbischof von Aries), Vigilius überschriebenen Briefe ebenfalls col. 162, 163: Deus te incolamem custodiat frater charissime, oder wenn der Papst an mehrere schreibt in der Weisthe: so ebenfalls col. 164, 165 in dem Dilectissimis Fratribus, Victoro, Ingenovo, Idatio, Kustasio, Fontejo, Vicentio, Kulatio, Fausto, Auxiano, Proculo, Ausonio, Paulo, Memorialis, Caesario, Projecto, Eutropho, Aviciano, Urso et Leonitio, Hilario, in Text: Unde fratres charissimi, praesumptionem praedicti, quæ in fratre et Coepiscopo nostri processit injuriam etc., und am Schluß: Deus vos custodiat, fratres charissimi, avro longiore, oder auch ohne Text: nämlich blos: Dominus vos incolamem custodiat, fratres charissimi. So J. B. lautet der Schluß des Dilectissimis Fratribus universis Episcopis Provinciam omnium per Gallias etc. überschriebenen Schreibens des Papstes Vigilius ebenfalls col. 187, 188, und der Schluß eines andern Schreibens, mit der Überschrift: Dilectissimis Fratribus universis Episcopis, qui sub Regno Gloriosissimi Filii nostri Childerici Regis sunt per Gallias constituti, Vigilius, ebenfalls col. 187, 188. Über den Inhalt dieser Schreiben f. Allgem. Encycl. d. B. u. A. I. Sect. 46. 2p. S. 377.

1) Adversus Helvidium Cap. 8. 2) Adversus Gentes Lib. 4. 3) Lib. V. Cap. 10. 4) f. Novacanon editus a Joh. Bapt. Cotelero Cap. 457. 5) S. Martinus Turin., Homilia I. de avaritia, der Verfasser der Preca Marcellini et Faustini p. 56, 57, der Verfasser der Acta Martyrii 88. Numidarum 30. Apr. 6. 10. 6) Kommt häufig in den göttlichen Concilien und im toletanischen Concil II. Cap. 2 vor.

über den Gebrauch des Titels findet sich Cap. 6, X. de Crimine falsi folgende Bemerkung: Scire debes, Apostolicam sedem consuetudinem in suis literis hanc tenere, ut Patriarchos, Archiepiscopos, *Episcopos Fratres*: alteros autem Reges^{*)}, Principes, vel alios cuiusque¹⁷⁾ ordinis, filios in nostris literis appellemus.

So vielfach auch Frater und Fraternitas in Beziehung auf weltliche¹¹⁾ und geistliche Verbindungen, vor-

9) Wie die Könige sich unter sich freundschaftlich verhielten, so auch die Kaiser. Erstmalig ist in der Begegnung die Überschrift des Briefes Kaisers Joas an den Kaiser Friedrich, wie sie sich bei dem *Anonymus*, *Narratio* de expeditione Asiatice (bei *Cominius*, *Theat. monac. ecclies.* [Anst. 1725], S. 1) findet: *Yanichui a Deo constitutus Imperator Sacratissimus, Excellentissimus, Potentissimus, Sublimis Moderator Romanorum, Angelus totius orbis, haereticorum magni Constantii, dilecto fratri imperii sui, maximo Principi Alemanniae, gratiam suam et fraternitatem et puram dilectionem*. „Der Brief merkt man ganz deutlich an der Benennung des Kaisers als eines Fürsten und Friedrich als eines Königs, sondern auch an dem Ausdrucke *frater*“ (S. 10). Die Stelle ist

[illegible][illegible]

nehmlich für diejenigen Ritterorden, welche das Mönchtum mit dem Rittertum verbanden, gebraucht wird, so hatte doch das Mönchsweesen die Ausbreitung sich vor allen angereignet und fie in Gang gebracht. Wir handeln deshalb davon in Beziehung auf dieses zuerst. Wie man meint, haben die Mönche diese Benennung von den ersten Christen entlehnt¹⁾. Die Mönche nannten sich nicht allein fratres unter sich und in ihren Schriften, und der Abt rebete die Mönche an: fratres et filii²⁾, sondern frater erhielt überhaupt die abgeleitete spezielle Bedeutung von Mönch. So z. B. im Werke des Eriasmus Nicaenus³⁾:

Cede armis frater; literam amato magia!

Diese Bedeutung ist auch in die romanischen Sprachen übergegangen, nämlich italienisch *frate* *), Fra, Ordensbruder, Mönch, und da die übrigen, z. B. die Benedictiner, Barnabiter u. s. w., den Titel *Don* angenommen haben, so heißt Bettelmönch, während Fratello in der eigentlichen Bedeutung von Bruder gebraucht wird, spanisch *fraile*, Mönch, Ordensbruder, *freile*, Ordensritter, Klosterbruder, *freila*, eine Ordensgeistliche von einem der Militärorde, eine Laienbrüder von einem geistlichen Orden, während *fraternal*, *fraterno*, brüderlich und *fraternidad* Brüderlichkeit, Brüderschaft, brüderliche Eintracht, und *hermano* (vom lateinischen *germanus*) Bruder, Schwager bedeutet, und als Titel unter Königen, und geistlicher Titel für Cardinal und Bischöfe und Hermanos die Mitglieder einer geistlichen Bruderschaft, besonders die Laienbrüder, und die Einsiedler heißen; französisch *frère*, Mönch, wobei in dieser eigentlichen Bedeutung *religieux* zu suppliren ist. Die

Frates conjuncti adjuvati, necesse aut conjuncti sodales gerantur coniuncti; s. *Me Radegundis* bei *Du Presce*, Gloss, Lat., unter *Frates conjuncti, adiuvati*. Das Wörtchen bißz 377: *Du Dei proximique dilectione sollicitus dolens Capuanus, nobiles scilicet vestros fraterne foedere per inajurandum inter eos habito, necesse corrupto, ad verum discordiam et inimicitiam pervenisse, Nach des Königs Wilhelm des Starken von England Ewigkeit II, (bei Schmitz II, Die Gesetze der Angelsachsen S. 190) föhmt föhmt diese freit Interpuncti die englische Monarchie wie geföhrenete Brüder vertheilichen, inheim vorgedehnt wird: *9. Ut iura regia illiusa servare pro viribus conetur subdit. Statutum etiam et firmiter precipimus, ut omnes liberi homines totius regni nostri praeiudicium sint fratribus quibusque sociis nostris et regem nostrum perhibere suis et facultatibus nostris et amicis pro posse defendendum et civitatem servandum et pacem et dignitatem Coronae nostrae integram observandam, et ad iudicium rectum et justitiam constanter omnibus modis pro posse sua sine dolo et dilatione faciendam.**

12) Das *Freese* ad Cinnamom p. 433. 13) f. S. *Stähe-*
herst IV. Casus 8. Gall ap. *Peris*, Monum. Geogr. Histor.
 T. II. p. 80. 14) Lib. IV. 138 p. *Peris*, T. II. p. 502.
 15) 3n der Verticillationsform Fraticello, Mündlich, (schlechter
 Wind, Fratio in junger oder feiner Wind (nördlich bei Preiss),
 Fratte in feiner, oltiger, munterer Wind, Frato in großer
 Wind, Fratio, Fraticcio, Frattacione, Fraticcione, ein gro-
 ßer, harter, bider Wind, fratio, einen Windt eigen, fratesco,
 den Winden zuegeben, mündlich, pfäfflich, fratachiare, tra-
 giare, einen Windt agiren, Fratala, Fratiara, ein Schiffmeßer
 a. f. m. j. Meeres der Kraemer, Italienisch-truffisches Sprach-
 und Wörterbuch. (Münchena 1893.) S. 474.

Klöster wurden durch Frates des Schutzbefehls, dem es gemeint war, bezeugt; z. B. in der Urkunde des Kaisers Otto IV. vom J. 1204: de consensu *fratrum S. Cyriaci in Brunswick*, duos mansos in villā, quae dicitur Tueluen, attinentes jam dicto S. Cyriaco et *fratribus* etc., und unter den Zeugen: Volbertus Praepositus S. Cyriaci, Rodolfus Decanus et fratres sui, Henricus Sacerdos, Conradus Sacerdos etc.¹⁶⁾. Noch früher werden die Mönche nach dem Orte bezeugt, wie z. B. Frates Fuldenses, wovon sich reichliche Beispiele in den Traditionibus Fuldensibus finden. Fraternitas hat in Beziehung auf das Mönchswesen drei Hauptbedeutungen: 1) bedeutet es, sowie das griechische *Adelphotēs*¹⁷⁾ und *Adelphos*¹⁸⁾, die Versammlung der Mönche, Congregation, das Kloster, z. B. der Liberatus Diaconus: Quibus cunctibus ad se, tale Eutyche reddidit responsum, hoc apud se esse decretum, ut nunquam egrediretur a sua *fraternitate*, sed tanquam in sepulchro degeret in *Monasterio*. Italienisch bedeutet Frateria¹⁹⁾ die Mönche eines Klosters, ein Mönchkloster, die gesammten Mönche einer Stadt²⁰⁾. 2) Fraternitas wurde die Gemeinschaft genannt, welche die Mönche eines Klosters einzelnen Personen außerhalb desselben, vornehmlich auch Laien, an ihren Gebeten und guten Werken und der ewigen Belohnung derselben theilten, indem sie dieselben unter die Zahl der Brüder oder Mönche aufnahmen, ohne daß sie es wirklich wurden. Man brauchte die Redensarten von ihnen: in fratres vel in fratres et monachos recipiuntur. Auch bediente man sich der Redensart: den Äußeren werde der Monachatus gegeben; so z. B. was bisser in den Statutis antiq. Cartusiensibus I. Part. Cap. 49. §. 15: Statutum est, ut extraneis non detur monachatus, nisi de licentia Capitali, heißt, wird §. 19 Fraternitas genannt²¹⁾. Die in diese Fraternität Aufgenommenen werden umschrieben durch: Frates Ecclesiae in orationibus et elemosinis Monachorum²²⁾. Oder man drückte sich durch folgende und ähnliche Redensarten aus: Et ipsi me suscepunt in fraternitatem suam et participationem omnium beneficiorum universorum domorum suorum, oder: Et in Capitulum introitus sui frater et particeps beneficiorum totius ecclesiae. Doch war schon der einfache Ausdruck in fraternitatem recipi hinlänglich. So z. B. sagen die Annales Corbeiensis zum Jahr 874²³⁾: Georg. de

Lohren obtulit filium suum Baddonem cum magna elemosyna, receptus (nämlich Georg, der Vater des Baddo) a Congregatione nostra cum tota familia sua in *fraternitatem*, und zum Jahr 917: Albertus de Amulxiana doctus et devotus, ex *Corbeia aurea*²⁴⁾ et *monte Cassino reversus*, multa attulit pretiosa, receptus utroque in *fraternitatem*. Intravit tandem caelebs in senio suo Monasterium nostrum et dictus Frater Nihartus (d. h. er wurde in den Klöster Corbie [in Frankreich] und Monte Cassino in die Brüderschaft der Mönche aufgenommen und endlich in Neu-Corbie in Sachsen wirtlicher Mönch). Ferner bediente man sich, wenn Jemand die Fraternität erhielt, der Redensart: Fraternitatem Ecclesiae recipere²⁵⁾. So sagt Dbericus Vitalis²⁶⁾: Tunc Hugo fraternitatem Monachorum, quam olim in infantia acceperat, renovavit. Die in die Brüderschaft der Mönche Aufgenommenen, um an der Andacht und den guten Werken derselben Antheil und Nutzen zu haben, ohne wirklich Mönche geworden zu sein, wurden Frates conscripti genannt. In der Urkunde des Herzogs Simon von Lothringen vom Jahre 1176 wird gesagt: Quapropter ut ego sim de caetero frater conscriptus et particeps omnium beneficiorum Bellipatri, habeamque in vita et in morte quantum unus de filiis istius Ecclesiae professis etc. Daß et particeps omnium beneficiorum ist nur näher Erklärung; gewöhnlich wird bloß einfach frater conscriptus²⁷⁾ gebraucht, z. B. ad fratres

p. 298, 299. Die Annales Corbeiensis ebenfalls p. 306 zum J. 1108 sagen von dem Abte Gerbert: Insaurot fraternitatem S. Viti a Marchwarto cooptat, sed a Güntero Herveldino turbatum, am zum Jahre 1116: Trem C. (colonus) de Insula, Günter, Otto, Stephanus, duo de Pymont, cum uxoris: Chouirat de Kervestein et ejus Marit: Simon C. (colonus) de Spiegelberg, Liutolph de Wisingeburch cum uxoris: et Fratericus C. (colonus) de Arensburg in *fraternitatem* S. Viti recepti, quom honorem Principes at Nobiles quai certo exorabant. Die Fraternitas S. Viti horte in Sachsen große Verbreitung. Von ihrer Stiftung sagen die Annales Corbeiensis p. 391 zum Jahre 1084 vom Abte Norward: Fundat fraternitatem ad certis legibus. Die Gesetze waren folgende. Der Aufgenommene sollte einen Schilling und brache am Feste des heiligen Vitis zu Gerwe, oder auch an welchem Orte immer diese Congregation eingerichtet (instituta) ist, den Gottesdienst. Alles was frei bracht wird, werde auf die Armen verwendet, welche an diesem Tage werden gespeielt werden. Der Ebedog werde anständig, und es sollen drei Schillinge geschenkt werden, von welchen 30 Zug hindurch Verwendung an die Armen geschehe. Sacerdotes ac Monachi, laici die Fraternitätsgesetze weiche, tuncbuntur ex hoc pro foedere sacrificium offerre pro defuncti anima, ceteri divina interesse et preces pro defuncto persolvere. Demum nomina defunctorum in certas tabulas referentur, ut eorum nomina repentantur (Schaten, Annallum Paderbornensis P. I. edit. II. p. 300), nach corvellenen Urkunden.

24) Römisch Corbeia Vetus (heut Corbie). Bergl. die Annales Corb. zum Jahre 906: ad Corbeiam suam in Francia. 25) I. die Urkunden der *Parviflor*, ad Corbeiam Androniana p. 22, 30, 249, 376. *Douillere*, *Historia Basiliana* p. 856. 26) Lib. v. p. 585. Man sagt auch fraternitatem alicui concedere: f. *Ekkehardi II.*, Casus 8, Gall. I. l. p. 81. 27) Doch konnten sie es noch werden; so z. B. sagt Eberhard IV. §. 62: Salomon primo frater conscriptus noster, ut praemissum, deinde et monachus, tandem abbas.

16) f. die weiter folgenden Namen von Mönchen des Klosters S. Cyriaci auf dem Berge zu Braunshweig in der Urkunde selbst; Diplomatia Ottonis IV. Imp. ap. Meibom. Rer. Germ. T. III. p. 159. 17) Vita S. Nili Junioris p. 126. *Theodoros Studita*, Vita S. Platonis n. 32. 37. *Theoerictus*, Vita S. Nicetae n. 10. 13. 47. 18) Concilium Constantinopolitanum sub Menna act. 5. 19) *Werkstatt* Fraterie, Mönche: oder Kloster. 20) f. *Monastium Anglie*, T. I. p. 52. Probat. *Guinea*, p. 278. *Ekkehardus II.*, De Casib. 8, Gall. Cap. I. nach Anders etc. Bergl. *De Fratre* unter *Fraternitas*, quae de Laici dicitur etc. 21) f. auch Statuta Ord. Cartus ann. 1368. Part. I. Cap. 4. §. 29—30, 35 und bestanden Ordens Statuta ann. 1368, Cap. 4. §. 28. 22) *Monastium Anglicum*, T. I. p. 75. 23) *Bri Leibnitz*, Rer. Brunavie. Script. T. II.

Brüderschaften, nämlich die Kalendebücher, bildeten. Die Fratres conscripti pflegten bei ihnen Schmähen, wenn sie jünger waren, als Vorgesetzte und Schenken die Rönche zu bedienen, wodurch die Fratres conscripti sich den Kalendebüchern³⁵⁾ näherten. Dieses geschieht auch durch die verwandten Begründungen *Fratres exteriores*³⁶⁾ für Monachi Laici und *Fratres externi* für Monachi aliorum Monasteriorum vel Clerici aut Canonici, quibus orationum et suffragiorum societas concessa est. Die Investitur mit den Gebeten geschah mittels eines Buches³⁷⁾. Die mit den Gebeten eines Conventes investierten Bischöfe, Äbte und Religiosen mußten dasselbe mit den Gliedern des Conventes, der sie aufnahmen, thun³⁸⁾.

fratris sub Papato bei Gebhardt, Der mit dem Maltheusritze verbundene große Geland zum heil. Geist S. 80), und der Ordinaris (ebenda S. 65 fg.): Ordinaris Ecclesiae Sancti Mathaei et Dominorum sacerdotum fraternitatis sancti Spiritus, quae inquam fraternitas est. In hac Participatio bonorum operum cum confraternitate in Lüneburg 1336 (ebenda S. 87, 88) (von Dehnbach Praepositu ceterisque confratres sacerdotales confraternitatis in Brunswich tunc, quod quodammodo inter nos et confratres ac consorcios Calendarum in Lünebore est taliter ordinatu, quod ipsi et eorum successorum ex nunc et in perpetuum nostri confratres et consorcios spirituales sint, nequeque sit illis plenam et specialem participationem omnium et singulorum bonorum operum tam in vita quam in morte scient. In Confraternitate in Lüneburg Participio bonorum operum 1347 (ebenda S. 88, 89), welche beginnt: Nos Decanus et Camerarius ceterisque confratres et sorores Calendarum in Lüneburg Dilectis sibi in Christo Decanus et Camerarius ceterisque confratribus et consorciorum Calendarum sancti Spiritus in Brunswich, etc., und Confraternitatis in Berum Participio bonorum operum 1347 (ebenda S. 80) wird die Participatio der guten Werke im Leben und Tode als beständig in sacris missis, vigiliis, orationibus, jejuniis, elemosynis ceterisque piis observantis angeordnet. Für Calendarum wurde im schiedlichsten Kalend. Calenda gedruckt. So in der Stelle bei Drinarius (ebenda S. 66, bei Leibnitz, Script. Rer. T. II, p. 470), welche mit der oben angeführten Stelle Gebhardt's verglichen werden muß, nachdem nämlich bemerkt ist, daß, wie in alten Registern gefunden werde, die fraternitas sancti Spiritus in S. 1265 instituit worden sei, heißt es weiter: Hanc quidem fraternitatem Domini fratres in divinis officiis apud sanctum Georgium urbis Brunswich peragebant et tempore Calendarum servitibus (seculentis) per refectione peragebant etc., bis zur Erwähnung des Amptes.

36) Fratres Laici, Conventi, weltliche Personen in einem Rönche. Kloster zur Behinderung der eigentlichen Ordenspersonen. 37) Acta Murensis p. 36: Quia autem hic sunt fratres, quia vocantur exteriores, de cella S. Blasii hic venit (kommt von dem Kloster St. Blasien hierher), ubi primum talis vita hinc inde oriri coepit; ferat p. 17: Et etiam tempore misit hoc ceteros fratres cum sororibus, de qua consuetudine etiam adhuc adsum; p. 49: Et duo diurnales, quos cum dedisset Otto Comes, constituit ad lumen in dormitorio *fraternitatem fratrum*. In bet Paolo S. Thymonis Archiepiscopi Juvarenensis heißt es: Quidam Religiosus ex illis, qui apud Cujas et monachos exteriores fratres in regno vocantur, cuius forma ordinis et habitus in eodem Notario regionis omnium primum latissime narratur. 38) Liber Ordinis S. Victoris Parisiensis Cap. 33 bezeugt: Si aliquis orationibus nostris petierit commendari, sentitis clamoribus adducatur, et de ipsa orationibus per librum investitur. 39) So p. 8. (sagt Stephanus Torn, Epist. 233: Quibus in generali Capitulo concessimus fraternitatem plenariam Monasterii nostri, quia aliud nos possumus, constituentes vos participes omnium beneficiorum Ecclesiae nostrae, tam in vita quam in

Wenn der Abt einen mit den Gebeten seines Klosters investierte, mußten die Brüder aufstehen. Ward ein König, oder Bischof, oder Abt ins Capitulum, wo die Aufnahme in die Brüdergenossenschaft stattfand⁴⁰⁾, geführt, mußten, während er vorüberging, die Brüder aufstehen und sich ihm alle verneigen⁴¹⁾. Nicht bloß Geistliche und Laien aus allen Ständen⁴²⁾ ließen sich in diese Fraternität der

morte etc. Odericus Vitalis Lib. XII, p. 840: In Capitulum venit, societatem eorum humiliter requirit et recipit.

40) Des in der vorstehenden Anmerkung genannte Ordensbuch führt fort: Si Episcopus vel Abbas, vel Religiosus aliquis de orationibus nostris investitur, postquam investitus fuerit, debet Abbas ab eo humiliter quærere, ut ipsa similiter de orationibus ipsam et Conventum investiat, et partem beneficii sui fraternitati concedat.

41) Dasselbe Ordensbuch. Darnach der Liber Usuum Ord. Clisteriensis Cap. 70 von dem Bischof: Quod si societatem quaesierit, assurgentibus omnibus, concedatur ei per librum. Der Brief unter *Fratres conscripti* sagt, je per librum die Erklärung: in quo scilicet nomines ipsius inscribitur; aber es ist hier nicht ein bloßes Verzeichnis der Namen zu verstehen, sondern das Statutenbuch, oder das Buch der Ordensregeln, in welchem zugleich die Gebete geschrieben standen, welche für die Fratres conscripti gelesen werden sollten, so nämlich die Investituren sinnbildliche Handlungen waren, p. 8. die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab. Man könnte zwar annehmen, das Buch sei das Geangelenbuch, auf welchem die Güte gestiftet zu werden pflegten; denn die Statuta Ordinis de Bempingham sagen: Quod si Episcopus vel Abbas Canoniarum regularium, seu Monachorum, vel Rex intravit Capitulum, assurgentes et omnes inclinant, cum ante eos transierit. Quod si societatem quaesierit, assurgentibus omnibus dicatur psalmus, *Ecce quoniam bona est et sic et concordat fraternitas, nascitur libere agnoscitur*. Aber häufiger und gewöhnlicher wird per librum utrum cum libro abgedruckt. In Beziehung auf das Erstere bemerken wir zu dem oben dem Liber Ordinis S. Victoris Paris. bereits angeführten nach aus den Statuta Ord. Praemonstrat. dist. I. c. 5: Et si fraternitatem quaesierit, assurgentibus omnibus, concedatur ei per librum. Für das Letztere ist das angeführte, was *Udricus, Consuetud. Cluniacensis* Lib. III, c. 33 nach *Bernardus Mon., Consuetud. Cluniac.* M88. c. 27 sagt: Sunt plerique fideles Christi, tam pauperes quam divites, qui cum adducti in Capitulum nostrum venerunt, petunt, ut ipsi quoque mereantur habere Fraternitatem nostram; annuitur, et cum libro eis datur, ut partem et communionem habeant de omnibus bonis, quae ulla modo possunt, vel in orationibus, vel in elemosynis, non solum apud nos, sed etiam in cunctis locis, quae nostri juris esse videntur. Pro his omnibus quandoque sunt in hac temporaria vita specialiter cantante per singulas horas Paul. 98 et Collecta, *Proferende, Domine, famule* etc. Quoties ad majorem vel ad mutualem Missam dicitur, per eis appenditur. Postquam autem obierint, defunctorum ea Collecta, *Omnesque semper Drus*, cum, quando non est in ordine Collectarum prima, illis proprie deputata est, et similiter illae Matut. Laudes per Defunctos, quae post quilibet diem 12. lectiolem solemnem in sequenti nocte abaque officio cantatur. Praeterea quatuor vias in anno, id est, post primam Dominicam Quadragesimae, post Natale 88. Apostolorum Petri et Pauli, post festivitatem O. 88. in quibus specialiter commemorationem facimus cum officio, cum Sola, cum septenario, et tricenario, et praebemus eodem modo, quo solebat, quae quilibet absente, qui obierit in altaria cellarum nostrarum. 42) Gewöhnlich auch die Ritter, um durch das Gebet der Rönche zu Gesehens fähig zu sein. So sagt *Odericus Vitalis* Lib. V. p. 585: Cuncti nempe Milites de Manila in morte et vita societatem eorum obnixi petierunt, ut fratres eorum, ut monachi prece clamoribus cunctis fortius resistere valeant, fideliter effecti sunt. Des Barbois von Dormage, Ritter bei gotthelm Bischof, sah im

Wönche“) aufnehmen, sondern auch Frauenzimmer, ent- weder zugleich mit ihren Männern“), oder auch ohne selbige; so z. B. hat eine Formula admissiois vom J. 1205“), die Überschrift: Illustri Comissae Campaniae carissimae Dominae nostrae frater A. Prior Cluniacensis et ejusdem loci Conventus aeternam salutem, und nachdem gesagt ist, daß die Gräfin die cluniger Kirche sehr geliebt, heißt es weiter: Inde est quod in recom- pensationem devotionis vestrae vos in sororem Cluniacensis Ordinis recepinus, facientes participem et consorcium omnium beneficiorum, quae de caetero sunt in Ecclesia Cluniacensi, et omnibus membris

ersten Regierungsjahre des Abtes Dietrich II. von Riddagshausen die Fraternität dieses Klosters erworben, s. in *Henrici Mithomii Chronicon Riddagshusense* in der *Mithomii'schen Sammlung* Script. T. III. p. 332. Der Zweck, warum sich Gräfin und Weibliche in die Fraternität der Wönche aufnehmen ließen, war nicht dies ihr Zielhaftigkeit an den Göttern und guten Werken, sondern auch in gewissen Fällen lebliche Befragung in bot Kloster. So z. B. heißt es in Tabularium Prioratus de Douline in Delphinatu fol. 45; et ipsi Manachi docuerunt ei societatem Manasterii, ut si ipse Praebiter voluerit venire ad habitum S. Benedicti, pro hac re et alia beneficia recipiant eum. Nach den Historiae de Fratribus conscriptis (nämlich des Klosters St. Gallen, bei *Goldsch.*, *Rer. Alamannicarum*, Edit. III. T. II. Pars II. p. 153) besuchte im J. 835 Comes Saxanicus, Marebilo contra Scelavos, vir religiosus Kero nomine (nämlich Markgraf Otto der Große) auf der Rückreise den Abte des Klosters St. Gallen des Gebotes wegen, daß von dem Vater deselben, ut in consorcium fraternitatis mereretur admitti. Libras quoque argenti VIII loco sacro devote ac fideliter subtulit et si quo pacto vel apud Regem vel apud quoslibet procerum proprietatem sive possessionem quamlibet laici terminos Alamannici consequi potuisset (potuisset), um besagte Wöner, dem Kloster in allen Dingen in der Pfalz (am Hofe) und bei Privatangehörigen Beistand zu leisten. Der Abt bewilligte seine Witten, und omnem consuetudinariam fratrum constitutionem sive in orationibus seu vestitu et vultibus tam viventi quam defuncto ex integro condonavit. Et ut hoc nulla possit oblivione deleri vel negligentia intermitti, per annos singulos X Kal. April. quando haec et expedit et obtinuit commemoratione ejus intra sacras missarum hostias annuunt et fieri, eandemque pactionem in regula monasterii conscriptione firmari.

43) Eine Fraternitäts-Formula f. bei *Ughelli*, Italia Sacra. T. IX. p. 468. 44) So z. B. erzählt das Tabularium Monasterii S. Andreae Vienneis, bei *Arbertus* Miles, filius Willbold, et uxar mea nomine Ax, et filius meus Petrus, accipimus societatem corporis et animae in Monasterio Sancti Andreae infra moenia Viennae urbis posito, sub praesentia Abbatia Ulteri, et ut partem habere possimus in sacris et in omnibus beneficiis quae sunt in Monasterio, et in omnia membra ejus, et ut inter socios sanctae Congregationis numerari possimus, donamus praedicto Monasterio et habitatoribus ejus omnia vineam nostrae haereditatis sitam in pago Gratianopolitano etc. 45) *Chartular. Campan. Bibl. Thuan.* fol. 299, die Stelle lautet bei *De Prente* unter *Fraternitas*, de Lelais dicitur etc. In der Urkunde: De Fraternitate Frederundae et Hadwigae et ecclesiae Siedeburgensis familiae et omnium fidelium defunctorum (sp. *Leibzelle*, *Rer. Brunav. Script.* T. II. p. 302), sagt: H. Freipositus, Jo. Prioratus, totiusque conventus Siedeburgensis ecclesiae: recepinus in fratermatem domum Frederundam et Hadwigam loci hujus et familiae insultricia cum Almusno patre ipsius, und weiter unten: Insuper ad confirmationem perpetuae fraternitatis statutuim, ut a communi conventu in Dominica Laetaris contentur vigilare etc.; was an diesem Sonntage um am Donnerstage der Oftern, und

ejus, sive pro vivis, sive pro defunctis“). Die Aufnahme in die Fraternität hatte zwar gewöhnlich so statt, daß der Aufzunehmende sich persönlich im Convent befand; doch wurden auch Abwesende“) und Tote“) aufgenommen. Die Frates conscripti werden auch durch *Frates spirituales*“) bezeichnet, indem die Wönche im

am Donnerstage nach Oftern, und am Tage Innocentium gesungen und gelesen werden soll, f. in der Urkunde selbst S. 870.

46) Weiter wird bemerkt: Concedimus etiam, quod cum de transitu vestro Cluniacensi Ecclesiae pro praesentibus literis innotuerit, pro vobis in Ecclesia Cluniacensi solemne officium cum Missa et aliis beneficiis fiet, sicut si in aliquo Monasterio nostrorum cum sororibus nostris concingeret obitus, Tricenarium etiam fiet in Conventu nostro pro vobis, et nomen vestrum scribitur in brevibus, quae pro domo congregationis nostrae ac consuetudine transmittuntur, ut ubique in locis nostris pro vobis fiat officium, et consueta beneficia persolvantur. Insuper scribitur in Catalogo defunctorum nomen vestrum in Regula in die anniversarii vestri singulis annis perpetuo recitandum, ut pro vobis fiat officium, et animae vestrae abessequeant et debita beneficia consequantur. 47) So z. B. der König Riksis in von Engloben. Er gab, wie die Historiae de Fratribus conscriptis p. 153 erzählt, dem Wöner Kennath viel Geld und ließ beselben, indem er ihn herbeiführen ließ, in S. 823 allen Klöstern in ganz Teutschland darbringen. Den 15. Dec. kam Kennath nach St. Gallen, legte den Tag darauf, am Tage der Disposition des beiliegenen Geldes, einen Theil des richtigen Geldes, das er mit sich brachte, auf den Altar, und schenkte einen andern Theil zum Nutzen der Brüder (Wönche). Posthaec, erzählt die Historiae de Fratribus conscriptis weiter, eo in conventum nostrum inducto omnis congregatio concessit et annuum unius fratris, et sandam orationem, quam pro quolibet de nostris sive vivis sive alio vita decedente facere solemus pro illo statim perpetualliter promissit. Haec sunt autem nomina, quae conscribi jussit vel rogavit: Rex Anglorum Adalstus, Kneowald Episcopus, Wigbarth, Kenun, Conrat, Keonolf, Wundych, Keonrud. 48) So z. B. sagen die Historiae de Fratribus conscriptis p. 153: An. ab incarn. Dom. 925 id. XIV. II. Id. Novembri. Purchardus fortissimus Dux Alamannorum in Italia dolose occidit, commemorationem, sicut pro unoquoque vestro in vigiliis et psalmodiis et missarum oblationibus ago solet, ita etiam pro illo et posteris nostris deinceps ex integro acturos fore omnis generalis fratrum non sensu decernimus, hocque in nostra regula placuit conscribi, ut nulla unquam vel oblitio vel negligentia valeat praetermitti. 49) Diese Bestimmung wurde auch auf gewisse Wöner angewendet, um sie in ihrer Anwendung schärfen dann beselben, als Frater spiritus, wiewohl im Gegenfatz zu Frater junior macht, zu sein. Frater maturus bedeutet einen durch vorgedachtes Alter und Rechtschaffenheit des Charakters ausgezeichneten Wöner; f. Beispiele bei *De Prente* unter *Frates maturi*. Die Frates juniores oder Monachi juniores bildeten eine dienende Abtheilung, um sie in fernerer Aufsicht haben und besser unterrichten zu können. So z. B. sagen die Annales Corbeienenses p. 301 zum J. 976 in Beziehung auf einen durch die Wignung seiner Wönche abgesetzten Abt eines fremden Klosters, welcher nach dem Kloster Gerold in Sachfen kam: cui Loitholfus (der Abt von Gerold) eum ad inspectionem juniorum fratrum commisit cum bono enucleamento, und p. 304 zum J. 1064: Pauciores fratres habuit Asoltus (der Abt von Gerold), ob crebriora incendia, qui tamen choro et schola satisfaciebat. Bis in anno ipse examinabat juniores monachos, ut stimulum daret vir doctus. Über *Frates spirituales* f. an, geistliche Stellen bei *De Prente* unter *Frates spirituales*, qui si dem videntur qui Matur. Bei den Griechen wurden *admonitiones* (Frates spirituales) vorzüglich solche Fraternitäten genannt, welche einander zu Brüder annehmen, indem sie durch Gedächtnis und Disziplin auch durch Reue und Abtheilung bei

Gegenſatz zu ihnen bloß (ſchlechtſten Frateres genannt wurden. So J. B. ſagen die Brönche von Fulda in einer Urkunde vom J. 1157⁴⁶⁾: Nos Fuldenſes fratres, und weiter unten von Regino, dem Kanzler des teutiſchen Reichs: et ex eo, quod idem cancellarius *spiritualis* frater nosſer eſſet. Für Fraternitas monachica oder Fraternitas ohne Zuſatz ward auch Fraternitas ſpiritualis gebrauch; ſo J. B. heißt es in einer güines'ſchen Urkunde vom J. 1224: Et tam mihi quam uxori meae ſpiritualium fraternalium in Ecclesia ſua tanquam uni ex fratribus conceſſerunt. Für Frater ſpiritualis ſagte man auch Frater in Christo. So bemerkt Dietrich Bialas⁴⁷⁾: Hic ſocietatem Uticensium expetiit, et Frater in Christo factus optime ſervavit.

3) Fraternitas⁴⁸⁾, die zwiſchen ganzen Klöſtern, den Klöſtern unter ſich oder andern geiſtlichen Körperſchaften geſchloſſene Geſenſchaft, iſt der unter voriger Nummer betrachteten Fraternität ganz nahe verwandt, ſowohl im Betreff des Einſchreibens⁴⁹⁾, als im Betreff der Ge-

Abenmalis vor einem Prieſter in der Kirche Brüderſchaft ſchloſſen. Doch kommt *fraternitas* ohne Zuſatz für Fratres conſcripti im Nonacanon, edit. a *Rep. Cisterciensis* c. 79 vor.

50) Tradit. Fuldenſium Lib. III. No. 50. p. 653. 51) Lib. VI. ap. Du Chesne, Script. Normann. p. 627. 52) So ſagt Chronicon Dei gratia Sabinienſis Episc. Maguntinae Sedis Archiepiſcopus et Apoſtolice ſedis legatus in der Urkunde der Erneuerung der Fraternität inter fratres sanctae Maguntinae ecclesiae ne inter coenobitas S. Galli (Historiae de Fratribus conſcriptae p. 154), welche geſchloß, als er ſich im J. 1188 in St. Gallen beſand, ſolennemque fraternitate a toto capitulo recepta et e contra Magadalo conventui per fratres nostros transmissa literis hanc confirmationem inſcripſi etc. Paulini, Chronicon Coenobii Virgantium Otterbergenſis, ad Netham, congregationis quondam Cisterciensis, nunc in Valle Dei, Familiae Benedictinae p. 194: In ipſa quidem hujus congregationis fundatione stabilita est fraternitas inter Corbeſienſes et Otterbergenſes fratres sororesque, ad collapsa videtur. Ergo inſtauratur anno 1285 a Margaritha Abbadiſſa totaque Conventui Vallis Dei c. 227: Anno 1397 inſtauratur et confirmatur Canonice Hilarianſibus fraternaliter (Chroa. Hilar. ad h. ann.). Zwiſchen dem von Metz und dem von Halberſtadt trachten Biſchof Adelbert II. von Metz und Albrecht, Biſchof von Halberſtadt, Fraternität zu ſtanden, weil beide Fürſtenthümern dem erſten Württemberg geſchenkt waren; ſ. Leibniz, Introd. in Collect. Script. Brunov. No. 26. Das Bistum Halberſtadt und das Erzbiſthum Magdeburg ſtanden in Fraternität, weil dieſe früher eine Diöceſe ausgemacht, und dieſer Fraternität zufolge mußte der eine Biſchof den andern deſigniren; ſ. Chronicon Halberſtadenſe ap. Leibniz l. I. T. II. p. 438. 53) So ſagt der Erzbiſchof Konrad von Mainz in der Urkunde der Erneuerung der Fraternität zwiſchen den Cisterciern in Mainz und den Mönchen von St. Gallen vom J. 1188 (Historiae de Fratribus conſcriptae p. 154): Relatione antiquiorum fratrum nostrorum percipimus, hanc coenobiticum inter fratres sanctae Maguntinae ecclesiae ne inter coenobitas S. Galli hactenus extitisse, quatenus perpetuum fraternitatis vinculo conjuncti orationibus, quae tam per vivum quam per mortuum utrobique celebrantur, communicarent. Die Formel des Schreibens an die Mönche: und Kennzeichen, mit welchen St. Gallen in Fraternität ſtand (bei Goldast l. I. p. 181), lautet: Fratribus in Christo dilectis nos fratres de Monasterio Sancti Galli salutem Intimus caritati vestrae obitum fratris nostri N. deſignat, pro cuius anima solitas preces agere dignamini. Die Historiae de Fratribus conſcriptae beginnend: An, ab incarn. Dom. 800 regnante D. Karolo, seren. Caes. Aug., facta

betet und der andern geiſtlichen Handlungen⁵⁰⁾, als auch im Betreff der leiblichen Aufnahme⁵¹⁾ der Stichter der durch Fraternität verbundenen Körperſchaften, wenn ſie zu dem Siege der andern kamen. Groß war das Streben der Klöſter, ſo viele Fraternitäten als möglich zu ſchließen⁵²⁾, und waren ſie geſtallen, wieder zu erneuern.

est convenio et unanimis precum hujus scilicet Sancti Galli et Auguſtini coenobii, ubi Abbatibus videlicet Donno Werdone atque Walone, qui primitus cum fratribus ex utroque loco in hac communione consentientibus instituerunt, ut quodcumque frater aliquis, et loco vel senioribus ibidem commorantibus adnotatum fuerit, eo die Presbyteri tres missas et caeteri fratres pro eo palterium ac celebrationem vigiliis decantent, communie oblato ab omnibus fiat. Weiter wird nun angegeben, wie viel am ſiebten Tage, am 30. Tage, am erſten Tage jedes Monats und jedes Jahr am 13. Nov. Miſſen und Vigilien gehalten und Votum geſungen werden ſollen (ſ. das Röhre in den Hist. de Fratribus conſcriptae l. I. p. 151).

54) In der Urkunde über die inter religiosos viros, Domum scilicet Georgium, Beſtammil Martini Auguſtinenſis Coenobii Abbatem, itemque Principis Apostolorum Petri Gifredum, Flaviniensis Monasterii Praetulum, ex utraque parte inibi Deo famulantibus aſſenſum praebentibus im J. 894 eingegangenen Fraternität heißt es: Pacti inter nos foederis haec ratio est, ut quidquid iustitiae, laboris, studijque salutaria pars quaeque pro suis viventibus vel defunctis inſumit, id quoque pari devotione pro fratribus hac aibi devotione devinctis exerceat, abaque immunitio, retractatione, interpolatione. Hierzu wird das Röhre im Betreff der zu haltenden Miſſen und andern geiſtlichen Verrichtungen angegeben; ſ. die Urkunde und den Tabularius Flaviniensis bei Du Chesne unter Fraternitas. Societas inibi in Monachos variorum Monasteriorum. 55) Erzbiſchof Konrad von Mainz ſagt in der oben angeführten Urkunde vom Jahre 1188 im Betreff der ſeit langer Zeit zwiſchen den maliner Cisterciern und den Mönchen von St. Gallen beſtandenen Fraternität: Et si forte aliquem ex fratribus nostris pro aliqua honesta causa in praedicto loco adeſſe contingeret, pleſarie unius fratris praebendam recipere et eodem jure quilibet ex fratribus vestris ecclesiam nostram adiens similem caritatem inveniret. In einer im Martyrologio Corbeſienſis, nämlich des Kloſters Corbeie in der Vicarib, deſſenhiſchen Urkunde vom J. 1137 heißt es: Haec est societas Ecclesiarum Corbeſienſis et Aſtrebatenſis conſtituta per Domnos Abbatibus Rothemburg Corbeſienſem et Waltenſem per Domnos Abbatibus Rothemburg Corbeſienſem et Waltenſem potestate utroque Capitulo. Scilicet communis utrimque Capituli et detentis, et in necessaria procuratoria cuilibet fratris ab Ecclesia ſua quolibet modo extorbatu magna ad reconciliationem ſui Capituli, nil forte, quod aſuit, irrecuperabiliter ab Abbate ſuo et Capitulo ei ablato habito ejectus sit. Hierzu folgt die Angabe der geiſtlichen Verrichtungen, welche das durch Fraternität verbundene Kieſter thun mußte, wenn ein Abt oder Mönch des Kloſters, mit dem es verbunden war, geſtorben war; ſ. dieſen Theil der Urkunde bei Du Chesne unter Fraternitas. Societas inibi later Monachos variorum Monasteriorum. Inbri (solche Fraternität betreffende Urkunden und Beſpiele bieten das Martyrolog. Hist. Roman. Lib. III. Cap. 14, 21 et p. 648, die Historiae Abbatibus Cadomensis p. 498—500, Rationes, Rationum p. 180, 290, 298, 304. Über dieſe ſiehe ſonſt ſelbſte per Hist. Monasterii Reomensis c. 141. Jo. Mabillon, Praef. ad Tom. I. Saeculi III. Benedict. §. 100. Haefle, Diſq. Monast. Lib. VIII. Tract. I. Diſq. 4 und Inbri. 56) ſ. Alamanni ecclesiae veteris Fraternitates in der Subſtr. Haec sunt Monasteria Fratrum et Sororum per Alamanniam (bei Goldast l. I. p. 151), wo die 39 Domcapitel und Mönche: und Kennzeichen in Zeitſchrift angeführt ſind, mit welchen das Kieſter St. Gallen in Fraternität ſtand. Ein anderes Beſpiel der Fraternität mit vielen Mönchen: und Kennzeichen ſind Domcapitel bietet das Kieſter Hildesheimſen bei (ſ. Meibom, Chron. Hildesheimense p. 373), wo dieſe Körperſchaften namhaft gemacht ſind.

Diese Liebe zu den Fraternitäten führte endlich zur Genossenschaft der Mönche: oder Nonnenklöster ganzer Provinzen⁵⁴⁾).

Da die regulären Chor- oder Domherren nach der Regel, nämlich nach der des heiligen Hieronymus, lebten, war in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens ihre gewöhnlichste und feierlichste Benennung Frater⁵⁵⁾, z. B. Frater Hammensburgensis Ecclesiae⁵⁶⁾, bis die Benennungen Canonici⁵⁷⁾ und Patres⁵⁸⁾ überwogen und den früher beliebtesten Ausdruck Frater⁵⁹⁾ verdrängten. Durch die Ritterorden jedoch, welche das Mönchswesen mit dem Ritterthume verbanden, erhielt die Benennung Frater neuen Aufschwung. Der Hospitaliter oder Johanniterorden (nachmals Rhodier) und endlich Malteserorden, heißt: Ordo Fratrum Hospitalis Hierosolymitani⁶⁰⁾, und der Titel des Großmeisters desselben

lautet: Frater N., Dei gratia sacrae Domus sancti Joannis hierosolymitani, militaris Ordinis sancti sepulchri dominici, et Ordinis sancti Antonii Viennensis Magister humilis pauperumque Jesu Christi Custos⁶¹⁾. Der Tempelritterorden hieß: Ordo fratrum militiae templi, und der Orden der deutschen Ritter: Fraternitas Hospitalis sanctae Mariae Teutonicorum Hierosolymitani⁶²⁾. Die Mitglieder der Ritterorden versetzten in Frateres milites und Frateres servientes⁶³⁾, jene hießen französisch frères⁶⁴⁾ Chevaliers und diese frères servans. Die Dienenden wurden getheilt in frères servans d'armes (Brüder Wappener) und frères servans des mestiers⁶⁵⁾ (mériers). Sowie in Beziehung auf die Klöster die Leistungen, welche die in die Fraternität Aufgenommenen derselben machten, Fraternitates⁶⁶⁾ hießen, so kommen auch im Betreff der Ritterorden receptores fraternitatum (Einknehmer der Fraternitäten) vor, welche der Papst in seinen Schutz nahm⁶⁷⁾. Die nach der Regel des heiligen Augustinus lebenden Ritter des Ordens des heiligen Lazarus wurden ebenfalls Frateres genannt⁶⁸⁾. So auch die Christkrieger, Frateres Militiae Christi⁶⁹⁾, später Frateres Mariae, deren endliche allgemeine Benennung Frateres Gaudentes, oder Milites Gaudentes⁷⁰⁾ auch urförmlich⁷¹⁾ ward. Eine

lymitani genannt. 5. *Trist. Coraccioli*, Nobilitas Neapolitana Defensio ap. Muratori, *Re. Italic. Script.* T. XXII. col. 122.

64) *Krueger* *Wendeb.* von Walta. (Königsberg und Leipzig 1799.) S. 115. 116. 65) *Die* in *Rott* 63 angeführte Urkunde vom Jahre 1230 beginnt: Honorius Episcopus, servus servorum Dei, dilectis Filiis Hermannus Magistro Religioso

Fraternitatis Hospitalis sanctae Mariae Teutonicorum ejusque Fratribus etc. Die deutschen Ritter wurden in Beziehung auf ihre Gröden auch genannt: Frateres Prussensium; (s. *Coraccioli* I. I. col. 132. 66) *So* z. B. heißt es in den Statuten der

Hospitaliter T. III. de eccl. c. 4: Frateres ordinis nostri, tam milites quam servientes, tenentur re anno Eucharistiae sacramentum recipere etc. 67) Unter frères wurden in der meisten Bedeutung auch die Weiber begriffen. In der engeren Bedeutung findet man folgenden Gegenstand: Les retraits et les établissements de la Maison du Temple 20. Comment li

maîtres et li frères doivent mangier en convent. (Vgl. *Wälder*, *Statutenbuch* des Ordens der Tempelherren. I. Th. S. 23, wo sich die Benennungen finden: 8 frères Chevaliers, commandeurs des Maisons; 10 frères Chevaliers et frères sergens dou

convent; 18 frères sergens commandeurs des maisons; 10 frères Casseliers; 21 frères enfermier; 22 frères chapelains.) 68) *Statutenbuch* des Ordens der Tempelherren. II. Th. S. 1. 6 und IV. Buch. Th. 3. 7. Th. 4. 8 und an andern Stellen. Vgl. *Wälder* S. 392. Über die frères servans du stage der Johanniter f. *Fertot*, *Gouvernement de l'ordre de Malte* p. m. 5. 69) *Conch. Lateran.* IV. Cap. 57. 70) f. die Urkunde des Papstes

Gregorius III. vom 3. 1230 a. o. D. S. 3 und Eusebii Honorii III. Pontificis preceptum aeternum, quo vetat, ne milites Ordinis Teutonicus a quodam Episcoporum seu Praetorum indobita molesterent, *encheirol.* des *Schnecken*, App. No. 2. p. 5. 71) *So* z. B. *Raimondus*, *Annal. Eccles.* ad ann. 1255. §. 73, in welchem Jahr die päpstliche Bestätigung erfolgte, und Bull. Rom. T. II. *Cent.* 95. Fil. IV. §. 41. 72) *Della*, *Geschichte* des Ritters Schwaben. Aus dem Schwäbischen überf. durch *Deinert*. 2. Th. S. 329, nach *Litt. Regni Magni Juniper.* Fer. 6 ante Thom. Apost.

73) *Die* *Domestici* *Frateres* *Federici*, *istoria* *de* *cavallieri* *gaudenti*. (in *Vinegia* 1787.) 74) *So* in Urkunden von 1279, 1290, 1365; f. die Nachweisungen bei *Wälder*, *Statutenbuch*. 3. Th. S. 131.

57) *So* z. B. sagt *Joh. Cramer*, *Monasterii* *S. Petri* *in Monte Crucis ad Verrum* ap. *Paulini* I. I. p. 308: An. Dom. 1378 generalis fraternitas instituta est inter Sanctissimum monasterium in Thuringia nostra, confirmatio eam Legatus Apostolicus.

58) *So* z. B. in der wichtigsten angeführten Urkunde des Grafenbischofs Konrad von Würzburg: inter fratres sanctae Maguntinae ecclesiae ac inter cœnobitas S. Galli; doch wird dieser Gegenstand nicht durchgeführte, denn weiter unten heißt es: ad petitionem tam fratrum nostrorum quam fratrum S. Galli.

59) *So* z. B. *Helmiold*, *Chronica Slavorum*. Lib. I. Cap. 17 (ap. *Leibnitz*, *Ber. Brunsv.* T. II. p. 553). 60) *Hermannus* *Fornerius*, *Chronicon* ap. *Eccardum*, *Corp. Hist. Med. Aev.* col. 568: Hic (nämlich Bischof Berno von Bistumberg in Bogen im 11. Jahrh.) reordinavit rectius Ecclesiam suam et impensas a Duce Bernardus, quas Otto I. eidem Ecclesiae deputaverat dandas a Sin-

gla pro subsidio sustentationis Fratrum annuit. Hic enim temporibus, qui nunc Cœnecii dicuntur, pro tunc Fratres in omnibus Ecclesiis Cathedralibus Saxoniae ad Slavum nuncupabantur, de quo nomine moderni Presbyteri causam habent et veroculam.

61) *So* z. B. schreiben die Mönche von St. Gallen an die Domcapitel: Patribus in Constantia, Patribus in Augusta civitate, Patribus in Maguntia, und an die Klosterkapitel: Fratribus in Augensio Cœnobio, Fratribus ad Loresham sancti Nazarii u. s. w.; f. mehr Beispiele bei *Goldast* I. I. p. 151. 62) Auch für Klöster. *So* z. B. befragt das Exemplar formatæ epistolæ, quæ in Nicens. Synodo a sanctis Patribus est firmata et collaudata (in *Uladrici Hohenberg.* Cod. No. 5 apud *Eccardum* p. 18), in welcher Formate ein Bischof an den andern

schreibt: statutum est a sanctis Patribus, neminem alienum clericum et ignotum recipi ab aliquo Episcopo, et inordinari in sua Ecclesia, nisi habeat a proprio Episcopo epistolam, quæ in Canonibus nominatur formatæ. Ideo notum facimus Paternitati (weiter unten rehet er den Bischof durch den gewöhnlichen Titel Fraternitatis an, hier aber durch Paternitas, weil er den Presbyter unmittelbar darauf Frater nennt) Vestræ, quod præcænos Frater nostrum, barum literarum portitor, nomine N. non pro sua nequitia expulsus est a nobis, sed postulatibus Paternitatis nostræ, eo quod ex familia nostra fuit, et nuper baptizatus, legitimis et libenter receptore coram altaris canonice, et ordinavit eum ad gradum Presbyterii.

63) Honorii III. Papæ Diploma, quo Ordinem Teutonicum seu Hospitalis S. Mariae Hierosolymitanæ in sum æ sanctæ sedis Apostolicæ protectionem suscipit An. 1229 (ap. *Schnecken*, *Appendix* ad *lit. Ord. Equit. Teuton.* c. 2) befragt: statutum est ut Ordo Fratrum Hospitalis Hierosolymitani circa pauperes et infirmos, Ordo vero fratrum militiæ templi circa Clericos et milites, ac alios fratres juxta institutionem domus vestrae, perpetuis ibidem temporibus observetur. Abgeführt werden die Hospitaliter oder Johanniter durch fratres Hieroso-

polymitani genannt. 5. *Trist. Coraccioli*, Nobilitas Neapolitana Defensio ap. Muratori, *Re. Italic. Script.* T. XXII. col. 122.

64) *Krueger* *Wendeb.* von Walta. (Königsberg und Leipzig 1799.) S. 115. 116. 65) *Die* in *Rott* 63 angeführte Urkunde vom Jahre 1230 beginnt: Honorius Episcopus, servus servorum Dei, dilectis Filiis Hermannus Magistro Religioso

Fraternitatis Hospitalis sanctae Mariae Teutonicorum ejusque Fratribus etc. Die deutschen Ritter wurden in Beziehung auf ihre Gröden auch genannt: Frateres Prussensium; (s. *Coraccioli* I. I. col. 132. 66) *So* z. B. heißt es in den Statuten der

Hospitaliter T. III. de eccl. c. 4: Frateres ordinis nostri, tam milites quam servientes, tenentur re anno Eucharistiae sacramentum recipere etc. 67) Unter frères wurden in der meisten Bedeutung auch die Weiber begriffen. In der engeren Bedeutung findet man folgenden Gegenstand: Les retraits et les établissements de la Maison du Temple 20. Comment li

maîtres et li frères doivent mangier en convent. (Vgl. *Wälder*, *Statutenbuch* des Ordens der Tempelherren. I. Th. S. 23, wo sich die Benennungen finden: 8 frères Chevaliers, commandeurs des Maisons; 10 frères Chevaliers et frères sergens dou

convent; 18 frères sergens commandeurs des maisons; 10 frères Casseliers; 21 frères enfermier; 22 frères chapelains.) 68) *Statutenbuch* des Ordens der Tempelherren. II. Th. S. 1. 6 und IV. Buch. Th. 3. 7. Th. 4. 8 und an andern Stellen. Vgl. *Wälder* S. 392. Über die frères servans du stage der Johanniter f. *Fertot*, *Gouvernement de l'ordre de Malte* p. m. 5. 69) *Conch. Lateran.* IV. Cap. 57. 70) f. die Urkunde des Papstes

Gregorius III. vom 3. 1230 a. o. D. S. 3 und Eusebii Honorii III. Pontificis preceptum aeternum, quo vetat, ne milites Ordinis Teutonicus a quodam Episcoporum seu Praetorum indobita molesterent, *encheirol.* des *Schnecken*, App. No. 2. p. 5. 71) *So* z. B. *Raimondus*, *Annal. Eccles.* ad ann. 1255. §. 73, in welchem Jahr die päpstliche Bestätigung erfolgte, und Bull. Rom. T. II. *Cent.* 95. Fil. IV. §. 41. 72) *Della*, *Geschichte* des Ritters Schwaben. Aus dem Schwäbischen überf. durch *Deinert*. 2. Th. S. 329, nach *Litt. Regni Magni Juniper.* Fer. 6 ante Thom. Apost.

73) *Die* *Domestici* *Frateres* *Federici*, *istoria* *de* *cavallieri* *gaudenti*. (in *Vinegia* 1787.) 74) *So* in Urkunden von 1279, 1290, 1365; f. die Nachweisungen bei *Wälder*, *Statutenbuch*. 3. Th. S. 131.

75) *So* z. B. *Raimondus*, *Annal. Eccles.* ad ann. 1255. §. 73, in welchem Jahr die päpstliche Bestätigung erfolgte, und Bull. Rom. T. II. *Cent.* 95. Fil. IV. §. 41. 76) *Della*, *Geschichte* des Ritters Schwaben. Aus dem Schwäbischen überf. durch *Deinert*. 2. Th. S. 329, nach *Litt. Regni Magni Juniper.* Fer. 6 ante Thom. Apost.

77) *Die* *Domestici* *Frateres* *Federici*, *istoria* *de* *cavallieri* *gaudenti*. (in *Vinegia* 1787.) 78) *So* in Urkunden von 1279, 1290, 1365; f. die Nachweisungen bei *Wälder*, *Statutenbuch*. 3. Th. S. 131.

79) *So* z. B. *Raimondus*, *Annal. Eccles.* ad ann. 1255. §. 73, in welchem Jahr die päpstliche Bestätigung erfolgte, und Bull. Rom. T. II. *Cent.* 95. Fil. IV. §. 41. 80) *Della*, *Geschichte* des Ritters Schwaben. Aus dem Schwäbischen überf. durch *Deinert*. 2. Th. S. 329, nach *Litt. Regni Magni Juniper.* Fer. 6 ante Thom. Apost.

81) *Die* *Domestici* *Frateres* *Federici*, *istoria* *de* *cavallieri* *gaudenti*. (in *Vinegia* 1787.) 82) *So* in Urkunden von 1279, 1290, 1365; f. die Nachweisungen bei *Wälder*, *Statutenbuch*. 3. Th. S. 131.

83) *So* z. B. *Raimondus*, *Annal. Eccles.* ad ann. 1255. §. 73, in welchem Jahr die päpstliche Bestätigung erfolgte, und Bull. Rom. T. II. *Cent.* 95. Fil. IV. §. 41. 84) *Della*, *Geschichte* des Ritters Schwaben. Aus dem Schwäbischen überf. durch *Deinert*. 2. Th. S. 329, nach *Litt. Regni Magni Juniper.* Fer. 6 ante Thom. Apost.

85) *Die* *Domestici* *Frateres* *Federici*, *istoria* *de* *cavallieri* *gaudenti*. (in *Vinegia* 1787.) 86) *So* in Urkunden von 1279, 1290, 1365; f. die Nachweisungen bei *Wälder*, *Statutenbuch*. 3. Th. S. 131.

der mehren Benennungen der Flagellanten oder Geißler war *Crucifratres* oder *Cruciferi*, wegen der Kreuze, die sie auf den Hüften und Röden trugen⁷³⁾. *Cruciferi* hieß auch ein Mönchsorden von den Kreuzen, die sie auf den Stäben trugen⁷⁴⁾.

(Ferdinand Wächter.)

FRATICELLI, Bisochi, Bighini, Bocasoti, französisch Frérots, stellten ursprünglich nur eine Fraktion des Franziskanerordens dar, die aber bald in entschiedene Ketzeri ausartete; deshalb hat man lange den 1299 verstorbenen Katharer Hermann Pongilupi aus Ferrara für den Urheber ihrer Lehre gehalten. Aus neuern Untersuchungen geht jedoch hervor, daß man hiermit zwei Minoriten, den Peter von Maerata und den Peter von Fossombrone, in ihrem Ruhme deinträchtigt; diesen hat nämlich, auf ihre inständige Anhalten, Papst Gilestin V. 1294 in übertriebener Nachsicht zugestanden, daß sie als Eremiten leben möchten, um des h. Franciscus Regel buchstäblich zu üben. Ihnen schlossen sich bald mehr, gleichfalls malcontente, Ordensbrüder an, zumal Peter von Fossombrone oder Angelus, wie er von seiner Wiebergelburt an genannt sein wollte, in directem Verkehre mit den Engeln zu stehen, Offenbarungen von ihnen zu empfangen versicherte. Auch Peter von Maerata wechselte seinen Namen und nannte sich Liberatus, zum Zeichen, daß er das Joch der Welt von sich geworfen habe, um frei, nach der lauten Regel des heiligen Franciscus, leben zu können. Daß diese Regel zu erklären dem Papste nicht zustiehe, wurde in der neuen Genossenschaft gelehrt und anerkannt, und dem folgerecht ausgesprochen, Nicolaus III. sei durch einen Engel der päpstlichen Würde entsetzt worden, und es gebe seitdem in der Kirche weder Papst, noch Prälaten, noch Priester, dergleichen finde sich nur mehr in der Gemeinde der Fraticelli, welche die einzigen wären, auf dem Wege Gottes zu wandeln und die wahre Kirche auszumachen. Nebenbei verworfen diese Auserwählten das gemeinliche Leben (den status communitalis), sowie jegliche mildere Auslegung der Regel des seraphischen Vaters, als dessen alleinige Stütze angesehen und deshalb auch vorzugsweise Brüder St. Francisci genannt zu werden sie verlangten. Um ihre Lehre jedoch auch unter dem Volke zu verbreiten, nahmen sie Tertiarien an, und diese zwar unter der Benennung Fraticelli u. s. v. Papst Bonificius VIII., der 1297 dem Inquisitor haeretice pravitatis, dem Minoriten Matthäus von Viceti, zuschrieb, er habe vernommen, daß Apostaten verschiedener Orden, auch Individuen, die zu keiner der approbirten Regeln verpflichtet, sogenannte Bighi, die Abzügen, die Marf Ancona und die angrenzenden Landstrassen heimlich und gleichsam in Schatzkapseln verbuddelt durchzogen und mancherlei Irthümer, die, trotz ihrer verschiedenartigen Gesichter, am Schwanze zusammenhängen, verbreiteten, er möge auf dergleichen Volk Jagd machen und dem Unwesen steuern — Bonificius VIII. dammirte die Sekte der Fraticelli, 1299, und schickte Inquisitoren gegen sie aus.

73) I. Wasmann, Erläuterungen zu Geistesgesch. Italiens: Auserwählungen zum westbrenner Gebiet. Nach zwei noch ungedruckten Schicksal des 14. Jahrh. S. 82. 74) I. d. Nachweisungen bei Du Fresnoie unter *Cruciferi*. Ordo Monasticus.

Sie fanden für gut, der Gefahr zu weichen, hielten aber vorher eine Art Concilium in St. Peter's Kirche zu Rom. Nur fünf Bighinen und 13 Weiber erschienen dabei, gleichwol wurde ein Papst, der Provinziale Matthäus de Boficis, erwählt, der jedoch genöthigt war, sein Regiment mit einer überreichten Flucht nach Sicilien anzutreten. Da fanden sich zu ihm Angelus, Liberatus und die übrigen Genossen, und es wurde ein großes Liebesmahl veranstaltet. Als thatsam die Theinnehmer sich gekränkt fühlten, erhoben sie sich zu einer Herausforderung, gegen die ihnen feindliche Kirche gerichtet. Zu einem Tute von Kobrosanen wurde gelungen: Exultet ecclesia meretrix, exultet! dann brachen die Sänger ihre Posaunen, sammt einem Reide, in dieser symbolischen Handlung ihre Verachtung gegen den alten Glauben auszudrücken, worauf sie ihre Flucht weiter nach Osten über das adriatische Meer fortsetzten. In Griechenland trafen sie ungemeine Empfänglichkeit für ihre Lehre, sodas Bonificius VIII., auf die Gefahr, keinen Gehorsam zu finden, sich veranlaßt sah, den Prefecten von Constantinopel und die Erzbischöfe von Patras und Athen zu ernstlichem Einschreiten gegen die Sektirer aufzufodern. Papst Johannes XXII. dammirte, December 1317, zum andern Male die Fraticellen, unter welcher Benennung bereits die ganze Sekte begriffen war, und es heißt in der zu dem Ende erlassenen Bulle: „Es gibt in Italien, auf Sicilien, in den Gebieten von Narbonne und Toulouse Personen kalten Standes, welche gemeiniglich Fraticellen oder Brüder des armen Lebens (des paupere vita), Bighidi, Bighini genannt werden. Sie stellen gleichsam einen neuen Orden vor, halten Versammlungen und Conventikel, wählen sich Dore, die ihnen Guardiane heißen, betheilen öffentlich, als wenn sie einem approbirten Orden angehörten. Um sich Eingang zu verschaffen, gedien sie heilig vor, daß sie buchstäblich Befehle der Regel des heiligen Franciscus seien, obgleich sie weder des Generals, noch irgend eines Provinzials Befehle anerkennen. In Betreff dessen berufen sie sich auf die von Gilestin V. ihnen verliehenen, von Bonificius VIII. aber keineswegs gutgeheissenen Privilegien. Das Morgeben Einige, als hätten sie für ihre Lebensweise Lizenz von Bischöfen, oder von sonstigen Ordnen erhalten, ist gleichfalls ungegründet; dergleichen Lizenz zu bewilligen, war diesen nicht gestattet. Wieder andere gedien sich für des Ordens Tertiarien aus; aber auch von der Regel des dritten Ordens wird ihre Lebensweise keineswegs gutgeheissen. Ihrer viele sind vom katholischen Glauben abgefallen, verachten die Sacramente, suchen vielfältig auch noch andere Irthümer zu verbreiten.“ Noch zwei Mal, 1322 und 1331, hat Johannes XXII. durch Rundschreiben den sämtlichen Erzbischöfen und Bischöfen die buchstäbliche Handhabung der Verfügung von 1317 eingeschärft. In demselben Jahre 1317 erließ Bischof Johann von Strasburg ein scharfes Pastoral Schreiben gegen diejenigen, welche sich Sektirer des freien Geistes und der freiwilligen Armut, kleine Brüder oder Schwestern (parvi fratres vel sorores) nennen, dem Volke aber Eberhardern, Schwellen, Drob durch Gott heißen und einem ungeseglichen, fingirten Orden angehören wollen. Offenbar

frat die Namen parvi fratres und fraticelli (fraterculi) identisch, gleichwie das Volk den ihm geläufigern Namen der niederländischen Begharden auf die ihnen vielfältig verwandten Fraticellen übertragen haben wird. Uebri- gens ist die Doctrin der Straburgischen Sekte, wie sie in des Bischofs Schreiben in kurzen und scharfen Zügen ge- zeichnet ist, ein vollständig durchgebildeter Pantheismus. Des Papstes Zwist mit Kaiser Ludwig scheint der Frati- cellen Auswanderung und Verbreitung in Teutschland gar sehr befördert zu haben. Von Johann XXII. verfolgt, wurden sie nothwendig des Kaisers Schutzhilfe, Rathge- ber und Verteidiger. Marfilius von Padua und Bils- heim von Occam, wenn sie nicht von Herzen Fraticellen waren, haben wenigstens von ihnen manche Lehre, manche Sätze entlehnt. Der eigentlichen Fraticellen Hauptstich blieb jedoch Italien und vorzugsweise die Mark Ancona (Vite- nam). Paps Benedikt XII. erinnerte 1335 den Inquisi- tor dieser Provinz, seines Amtes in Betreff der in der Mark ansässigen Sekte der Fraticellen oder der Brüder des armen Lebens zu warten. Innocentius VI. schrieb 1354 an den Erzbischof von Capua, er möge die Frati- cellen in seinem Sprengel durch Inquisitionen auszuwurzeln suchen. Urban V., kaum zu Rom eingetroffen, schickte Commissarien und Inquisitoren aus gegen die unter dem Namen Fraticelli reprobirten Häretiker, 1368, worüber es in Perugia und Spoleto zu Unruhen kam. Das Volk von Perugia namentlich beschützte seine Lieblinge, die aus- ser dem Kloster in der Stadt auch eins in der nächsten Umgebung besaßen. Statt durch ihre Zahl und durch die Gunst des Publicums erlaubten sich die dasigen Fra- ticellen mancherlei Unfug gegen die Minoriten, deren Klo- ster außerhalb der Mauern belegen war. Sie seien der Armuth, die doch eine der wesentlichsten Vorschriften des Patriarchen wäre, untreu geworden; sie geseien sich in Prachtgebäuden, figelten sich den Saumen mit Federeien, trübten sich in kostbare Stoffe; dergleichen und ähnliche Vorwürfe mußten die Minoriten von den Häretikern hö- ren, die auf Worte sich nicht beschränkend, ihre Gegner in der Straße festhielten und ihnen die Kutten ausstoben, um den Vorübergehenden zu zeigen, daß sie Hemden trügen, im Widerspruche zu der strengen, von dem heiligen Fran- ziscus gebotenen, Lebensart, und zu der Regel, welche den Gebrauch der Hemden untersagte. Und das Volk hochte den Unverschämten Beifall, vereehrte sie als Hei- lige, in dessen die Minoriten kaum mehr vor der Klosters- porte sich bilden lassen durften (1373). Endlich wurde der selige Pauletus von Foligno, der, eines schwedischen Ordemanns Sohn, doch nur in dem Orden des heiligen Franziscus ein Laienbruder sein wollte, in Gesellschaft ei- nes andern Laienbruders nach Perugia entsendet, um der immer drohender ihre Haupt erhebenden Ketzerei entgegen- zuwirken. Pauletus appellirte an die Öffentlichkeit, ließ in einem Gespräche, welchem die gesammte Bevölkerung der Stadt zuschämte, die Fraticellen ihre Redekünste, die Macht ihrer Argumentation entfalten, und gab ihnen so- dann in demüthigster Einsicht zu bedenken, wie des feroci- schen Vaters Regel über allen andern Geboten den Vor- rang für den heiligen Stuhl einschärfe. „Ihr aber spot-

tet dieses Gebots, Ihr kräutet Euch gegen des Papstes und des Prälaten Anordnungen, mithin seid Ihr nur scheinbar des heiligen Franziscus Nachfolger, mithin rühmt Ihr Euch zu Unrecht, seine Schüler zu sein.“ Dieses Einwurfs hatten die Gegner sich nicht versehen, sie ver- stimmten und wichen vom Kampfsplatze, ohne ein Wort der Entgegnung finden zu können. Das Volk aber trieb seine Lust mit den beschämten Prälaten, und wie bald darauf auch ihre innerliche Verderbtheit sich offenbarte, wurden sie aus Stadt und Land getrieben. Gleich- zeitig waren sie ein Gegenstand der Verfolgung in dem Erzbisthume Zurin geworden, worin zwei Inquisitoren Predigerordens von 1373—1388 mit ihrer Vertilgung sich beschäftigten. Dagegen griffen sie in der Mark An- cona immer weiter um sich; sie besaßen in dieser Provinz Gasselle, die ihnen mit bewaffneter Hand entrissen werden mußten, worauf Martin V. neuerdings, 1426, zwei In- quisitoren, den Johann von Capestano und den Jacob Picenus, ausenbete; denn, klagt der Paps, er habe ver- nommen, daß eine häretische Sekte, fraticelli della opi- nione, unter dem Deckmantel der Heiligkeit den Samen des Unkrautes ausstreue. Der genannte Jacob Picenus berichtet, jene Keger hätten sich eine Kirche und ein Reich konstruirt; sie hätten ihren Paps, ihren Kaiser, der doch mit dem Jesuitenkönig Nicolaus in Paraguay viele Ähn- lichkeit gehabt haben wird, ihre eigenen Bischöfe und Priester. Eugenius IV. bediente sich ebenfalls, 1436, des Ausdrucks fraticelli della opinione, als der gewöhn- lichen Benennung. Unter Nicolaus V. kam es nochmals zur Anwendung von Waffengewalt gegen die pauperculi fratrum Sti. Francisci; ihre Burgen wurden erstürmt, und viele der Verteidiger büßten ihre Hartnäckigkeit auf dem Scheiterhaufen. Auch in der Umgegend von Lou- louse wurden 1454 viele Fraticellen verbrannt. Dagegen erschlugen sie 1458 den Inquisitor Angelus, einen Ga- malduenser. Paul II. versuhr gelinder mit den Sekti- rern; sie wurden nicht mehr verbrannt, sondern höchstens eingesperrt, ein Verfahren, das der weitern Verbreitung ihrer Lehre nicht allzu günstig gewesen zu sein scheint. Nur in Böhmen und den incorporirten Ländern erhob die Sekte, von König Georg begünstigt, nochmals das Haupt, und dort mag sie auch am längsten bestanden haben, wenn anders unsere Vermuthung, daß der Name der Pi- carden nur eine Versümmelung von Begharden sei, sich bestätigen sollte. In diesem Falle müßten auch die Ada- miten unter den Laboriten Fraticellen gewesen sein *). In

*) Während der Hussitischen Unruhen in Böhmen kam ein Pri- ester, Martin Koussil, aus Böhmen nach Labor, und lehrte, daß man dem heiligen Sacrament des Axtars durchaus keine Ehrenbe- zeugung schuldig sei, indem darin allein Brod und Wein, keineswegs aber Christi wahrhaftiger Leib und Blut gegenwärtig sei. Mehr als 400 Laboriten pflichteten seiner Lehre ab, verhängen die slawo- nischen Ketzerei, hielten die andere Geismten für Gehängener, waren, Männer und Weiber, jegliche Kleidung ab, um die Unschuld und Blöße Adams nachzuahmen, und vernünftigen sich ohne Rück- sicht für nahe Verwandschaft. Das wurde den Reformern in La- bor doch zu arg, und sie jagten die Schwärmer zur Stadt hinaus. Eine Zeit lang trieben die Ketzereien sich in den neuen Wäldern als Wälder herum, dann ließen sie sich in dem Dorfe Klobot nieder. Als

Italien verschwinden die Fratricellen gegen Anfang des 16. Jahrh., in England und Irland noch etwas früher. Prateolus beschuldigt sie der schönsten Unsitte: in ihren nächtlichen Zusammenkünften hätten sie auf der Priester Geheiß, unter Anrufung des heiligen Geistes, den verabschiedungswürdigsten Aufschweifungen sich überlassen, also eine ihrer Lieblingstheorien, die Gemeinlichkeit der Frauen, praktisch durchführend; die neugeborenen Kinder sollen sie einander, wie im Wallspiel, zugeworfen, und denjenigen, in dessen Händen das zarte Geschöpf aushauchte, als ihren Papst verehrt haben. Eigentum, Gehorsam der Obrigkeit leihen, oder von den Untergebenen fordern, schien ihnen mit dem wahren Christenthume unvereinbare Dinge. Von den Sacramenten hatten sie einzig die Taufe beibehalten, alles in Uebereinstimmung mit den böhmischen Picardien. Den Namen Dissoliti entlehnten sie ohne Zweifel von der Bisscacia, dem Bettel, oder Zwerchsaß, den sie nach dem Beispiele anderer Mendicanten trugen; Bighini hießen sie nach der Farbe ihrer Kutte, die grau war, bigio.

(v. Stramberg.)

FRATREL* (Joseph), geb. zu Epinal in Lothringen 1730. Den Wissenschaften gewidmet, bezog er im 16. Jahre die hohe Schule zu Besançon, studirte daselbst die Rechte, wurde dann von Ludwig XV. zum Advocaten im Parlament ernannt, Ursachen aber bestimmten ihn, dies Amt niederzulegen, um so mehr, da er jetzt seinen Gang zur Malerei befriedigen konnte. Schon in seinen akademischen Nebenstunden trieb er mit Eifer die Miniaturmalerei und setzte hier dieselbe mit allem Fleiße fort, so daß Daudouin, den er sich zum Führer wählte, über seine vielen Kenntnisse erstaunte. Die erste Stelle, die ihm seine Verdienste erwarben, war die eines Hofmalers des Königs Stanislaus zu Nancy. Nach dem Tode dieses Fürsten ging er in gleicher Eigenschaft als Hofmaler zu dem Kurfürsten von der Pfalz, wo er in Mannheim Gelegenheit erhielt, sich in seiner Malerei noch mehr zu vervollkommen. Daß er früher im Kleinen übte, suchte er nunmehr im Großen auszuführen; denn er besaß den Muth und die Ausdauer, sich als Geschichtsmaler auszuzeichnen. Der reiche Antikensaal dieser Residenz gab ihm Gelegenheit, schöne Formen zu skizziren, und die Blätter nach Rafael und Poussin wählte er zu Mustern seiner Compositionen. Da er sich erst in den letzten zehn Jahren vor seinem Tode auf die Geschichtsmalerei legte, so ist die Zahl seiner Darstellungen nicht groß, aber in diesen ist Zeichnung, Ausdruck, Färbung und Colorit in einem vortheilhaften Stile ausgeführt; alle diese Eigenschaften erblickte man in seiner Cornette, welches schöne Werk die mannheim'sche Gallerie hiet; nicht mindere Verdienste hat seine Kora, welche der Coadjutor

Baron von Dalberg an sich brachte. Aber mitten im Streben zu einer höheren Kunstvollendung ereilte ihn der Tod; er starb in dem fröhlichsten Mannesalter im Jahre 1783. — Er radirte auch 17 Platten, wovon 14 seine eigenen Compositionen sind. Diese Blätter wurden wegen ihrer originellen Auffassung sehr gesucht, späterhin gingen aber die Platten zu Grunde, so daß jetzt gute Abdrücke sehr selten sind. (A. Weine.)

Fratres gaudentes, f. Orden der heiligen Jungfrau Maria.

FRATZSCHER (Heinrich Wolfgang), geb. am 12. Nov. 1694 zu Erfurt; er erlangte in Halle, wo er sich der Theologie widmete, unter dem Vorsteh des Professors G. B. Michaelis die philosophische Magisterswürde. In seiner Vaterstadt erhielt er 1721 ein Predigamt, das er 1723 mit einer Pfarrstelle zu Warbach bei Erfurt vertauschte. Das Jahr 1728 führte ihn jedoch wieder nach Erfurt zurück, wo er das Pastorat an der dortigen Thomaskirche erhielt. An der Universität ward er 1738 Professor der Philosophie, 1744 aber sachsen-coburg-saalfeldischer Kirchen- und Consistorialrath, Generalsuperintendent im Fürstenthume Coburg, erster Prediger an dem dortigen akademischen Gymnasium und Oberpfarrer an der Vorstkirche. Er starb am 14. Juli 1757 mit dem Ruhme eines vielseitig gebildeten Gelehrten, der vorzüglich als Theolog sehr gründliche Kenntnisse besaß. Der Lutherische Lehrbegriff fand an ihm, der römisch-katholischen Kirche gegenüber, einen eifrigen Wertheiger. Unter dem Namen Sincerus Evangelicus gab er eine „schriftmäßige Prüfung des römisch-katholischen Lehrbegriffs“ heraus (Frankfurt und Leipzig 1724. 12.). Die in dieser Schrift gedruckten Behauptungen vertheidigte er in seinem „Siege der evangelischen Wahrheit, in abgeändelter Rettung der schriftmäßigen Prüfung des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses, und gründliche Widerlegung der von M. G. J. Jffersbüdt gehaltenen Revocationspredigt; herausgegeben von Sincero Evangelico.“ (Jena 1725.). In deutscher Sprache schrieb er eine Pyrographia sacra. (Erfurt 1737. 4.) Als Professor empfahl er seinen Zuhörern vor allem andern das Quadenstudium der Bibel in seinem zu Erfurt 1738 gedruckten Programm: De necessitate et utilitate lectionis Scripturae Sacrae in fontibus. Eine seiner wichtigsten Programme, das man auch in dem von G. A. Frommann herausgegebenen Museo Casimiriano abgedruckt findet, hat den Titel: De Academia Erfordiensis, de Luthero bene merita, et Evangelicae quam adseruit, veritatis teste ac vindice. (Coburgi 1751. 4.) Fratzscher besorgte die Quartausgabe der erfurter Bibel vom Jahre 1734, und schrieb außerdem einige Vortreden, unter andern zu der von Stolle zu Erfurt 1740 herausgegebenen Paedagogia Christiana*). (Heinrich Döring.)

1) Durch Fratzscher'schen Feind, diss. philol. de Jeremia et vaticinio ejus. (Halle 1712. 4.) 2) Bergr. Progr. Luebeck, in obitum H. W. F. (Erford. 1751.). 3) J. Meier's Beitrag zu einem Lexico der jetzlebenden Theologen S. 209 ff. 4) De lungen's Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexicon. Auf's 1. Heften der vom Jahre 1750 — 1800 vertheilten trübseligen Schriftsteller. 3. Bd. S. 467 ff.

aber Jahr 1451 von Beraun gegen Lohor anrückte, ließ er am Georgen-Tag die sämtlichen Einwohner dieses Dorfs, sammt ihren zwei Priestern, Surian Strauß und Peter Kaml, in den Pfarrhof einsperren und verbrennen. Pappochy. De Orig. Urb. p. 74.

*) Fiorillo, Geschichte der Malerei in Teutland. 3. Th. S. 409 nennt den Künstler Joseph Fratrel. Bergr. Meier's Miscellanea. 16. Heft. S. 254. Ferner Meier's Handbuch. 8. Th. S. 219 — 223, wo auch seine radirten Blätter angegeben sind.

FRAU UND FRÄULEIN (etymologisch), althochdeutsch *Frouwe*, *Frōwe*, mittelhochdeutsch *Frouwe*, *Frou*, englisch *Frowe*, *Frōw* ¹⁾, niederdeutsch *Frou*, *Frouwe*, holländisch *Frouw*, dänisch *Frue*, schwedisch und isländisch *Frú*; doch ist es in das Nordische erst im späteren Mittelalter aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Teutischen als Titel gekommen; im älteren Nordisch findet man es nicht ²⁾, sondern dafür die Form *Freyja*. Um die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Frau desto besser in das Licht zu setzen, müssen wir vor Allem die Bedeutung des Wortes in der Form des männlichen Geschlechtes betrachten. Hier finden wir in dem ältesten Denkmale des germanischen Sprachstammes, nämlich in der gotischen Bibelübersetzung, *Frauwa* von Gott und Christ und von Herr in eigentlicher Bedeutung gebraucht, indem *xriſtos* und *deusotiz* damit ausgedrückt werden ³⁾. Den Gegensatz von Herr und Knecht veranschaulichen am besten die Stellen: Matth. 6, 24: *Oddeis denatui dei xriſtos denatuius*, ni manna mag twaim frauja skalkinow, Niemand kann zweien Herren dienen (dienen), und Luc. 2, 29: *Nr apokaltis nōr dōdōw oow, dānora*, nu fræleinsin skalk theinana, frauja nōd franja! nun entläßt du deinen Sklaven, herrschender Herr! Wilsas will nämlich *dōnōtz* stärker ausdrücken als *xriſtos*, und er sucht daher das frauja durch das franja nōd zu erweitern und zu verstärken. Übrigens wird Rom. 7, 1, 14, 9, 1 Cor. 1, 24, 1 Tim. 6, 15. Neh. 5, 15 *xriſtus*, und 1 Tim. 2, 12 *aidrōn* durch frauja nōd (herrschend) gegeben, und 2 Cor. 8, 8 *xar' itanayr* durch unsane frauja nōds, also gebietend, geboteweise. Verstärkt wird frauja nōd durch die Vorzählbege (ge): Marc. 10, 42: *Oidati dei oi dōnōtzis āxwv tūw*

idnōw, κατακυριεύουσιν αὐτῶν, καὶ οἱ μεγάλοι αὐτῶν, καταθρονοῦσιν αὐτῶν, wiewohl theati thuggkjand reikinson thiodom, gafrauja nōd Im, Ith thai mikilaus Ize gawaldand Im, ihr wißt, daß die, welche über die Völker zu herrschen meinen (herrscher über die Völker zu sein glauben), sie beherrschen (regieren), aber die Großen derselben gewalten sie (walten über sie, üben die Gewalt über sie). Das Hauptwort frauja nōds (Masc.) bedeutet *xriſtus* ⁴⁾, Herrschaft, die Zusammenfügung *Heiwa-Frauja*, *oloxdōnōtz* ⁵⁾, Hausherr. Daß also frauja im Gotischen die Bedeutung von Herr habe, ist wol gewiß. Im Gotischen kommt es am häufigsten vor. Die Denkmäler des Althochdeutschen haben dafür meist *Truh-tin* (Herr); aber dennoch fehlt Frō (Herr) auch nicht, aber wir finden es nur in der Aneke Frō min ⁶⁾, welches, wie aus dem Zusammenhange und mit dem Gotischen verglichen zu schließen, mein Herr bedeutet. So heißt es im Ludwigsliede ⁷⁾: quādun al: Frō min! sō lāngo beidon wir thīn, sprachen alle: mein Herr! wie lange harren wir deiner? Bei Dietrich (V, 7, 95) sagt Maria zu dem Gärtner: Frō min! quādū si, dua mihi wis, oba thu 'nan namis, mein Herr! ihu mir fund, ob du ihu nabemst. Da Frō auch in der Wehrzähl dieselbe Form hat, so bei Dietrich (V, 7), wo er Maria'n zu den Engeln am Grabe des Herrn sagen läßt: Bibia, Frō min! so ih ja redinon, ni meg ih thaz irkōborow, deſaba, meine Herren! wie ich Euch sage, kann ich das nicht über mich gewinnen, so wird die Wehrmutzung ⁸⁾, daß Frō eine Zusammenfügung aus einem mutmaßlichen althochdeutschen *Frowo* (Herr) ist, da auch im Altsächsischen eine zweifache Form vorkommt, nämlich eine längere *Frabo* ⁹⁾, *Gemio Frabon* ¹⁰⁾, *Fraon* ¹¹⁾, *Frohon* ¹²⁾. Aus Froho ist zusammengezo-gen Frō, welche Zusammenfügung aber nur in der Aneke gebraucht wird. Es kommt nämlich vor: Frō min ¹³⁾, ferer Frō min the gōdō ¹⁴⁾, mein Herr, der Gute, waldand Frō min ¹⁵⁾, mein waltender Herr, Dohln, Frō min ¹⁶⁾, Herr, mein Herr! Außer bei Aneken wird Frabo, Froho weit seltener gebraucht, als Drohln und Hērro. Auch werden aus Frabo keine Zusammenfügungen gebildet, wie aus Drohln, z. B. Sigidrohln; ferner stellt der Reissner des Heland kein Beinörter zu Frabo, wie er es zu Drohln ¹⁷⁾ und Hērro ¹⁸⁾ thut, sondern Possessiva. Eine größere Rolle spielt im Angelsächsischen Frēa (Herr), und zwar bei Edmen bedeutet Frēa xar

1) Eo, Altsächsisches und angelsächsisches Sprachproben. Mit einem erklärenden Verzeichniß der angelsächsischen Wörter. S. 151. Doch kommt Frō so selten vor, daß Jac. Grimm (Deutsche Mythologie S. 100) sagt, daß die angelsächsischen und altsächsischen Sprache, welchen beiden das Masculinum Frō, Frabo (Herr) angeschlossen wurde, als der althochdeutsche Frowo (Herr) kein Femininum danken entwickelt haben. 2) Zwar findet man in Severi Eusebii's Heimskringla, Ynglinga-Saga Cap. 13 (überst. von Ferd. Bachter, 1. Bd. S. 37), wo auch natürlich die Stelle des Originals mitgeteilt ist, Frō, nach den andern Lesarten Frowa, Frauwer (Jönan). Denn wie aber kamt in der Snorra-Edda Gylf-ginning Cap. 21 (Ausgabe von Baſt S. 29) die Parallelen verglichen, so finden wir Freyior (Wehrzahl des Freyja), wofür die Lesart der norwegischen Snorra-Fraun (Frauen) ist. Es läßt sich daher mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß auch in der Heimskringla die ursprüngliche Lesart wie in der Snorra-Edda Freyior gewesen. Doch kommt bereits im 13. Jahrhundert die als Titel der norwegischen Königegeister vor. So z. B. in der Saga Hakonar Hakkonssonar Cap. 178 (in der Fornmannna-Sögu 9. Bd. S. 433): frō Keitin, dōttr Hakonar kōnangs, frōu Christin, die Tochter des Königs Hakon. Im 14. Jahrh. wird der Gebrauch von Frō immer häufiger. So z. B. in der Konstitution des Königs Erlak, des Sohnes des Blugans von Bergen, vom J. 1308 (bei Thorkell, Analakta p. 24): vāre frō sunne Marie (sanfter Frau, der heiligen Maria). Dagegen findet sich von Thorkell, Index vocum rariorum: „Frō l. matrona, domina, uxor conditionis honoratior.“ Doch dürfte er deutlicher sagen sollen, daß es auch von unverschämten Prinsessinnen gebraucht wird. 3) f. die Gottesmengen bei v. d. Gabelentz und Edder, Glossarium der Gotischen Sprache p. 209.

4) Eph. 1, 21. Col. 1, 16. 5) Marc. 14, 14. 6) Orfeld 1, 5, 60 in der Antwort Maria's an den Engel Gabriel: Wanna ist is, Frō min! thaz ih es wīrdig bin, thaz ih druh-tino sianan sun sooge, wenn es ist, mein Herr! daß ich dessen würdig bin, daß ich dem Herrn seinen Sohn sage. Derselbe 1, 14, 53 in der Antwort der Samaritanen an Christus: Ni habes, quādū si, Frō min! facere wīlt, nicht hast du, sprach ich, mein Herr! ein Gebot. 7) Bei Ferd. Bachter, 1. Bd. S. 1. 8) Jac. Grimm a. a. O. S. 136. 9) Heland 119, 14. 10) Obendafsch 122, 9. 11) Obendafsch 3, 24, 5, 23. 12) Obendafsch 3, 24. 13) Obendafsch 123, 130, 23. 14) Obendafsch 131, 6, 134, 15, 138, 1, 7. 15) Obendafsch 138, 8. 16) Obendafsch 15, 3. 17) v. d. crastag drohln, ihl drohln, mal drohln. 18) lob hērro.

Frözwir, wie das gothische Frauja, ohne Zusatz") Herr Gott; ferner kommt es mit solchen vor, z. B. Fräa almbitig", almbittiger Herr, Frädrithen"), Herr; Herr, Fräa engla"), Herr der Engel, Heofona Fräa"), himmels Herr, dhirre cordana Agend-Frēa"), dieser Erde Eigenth, Lif-Frēa"), der Herr des Lebens. Weltliche Herrscher umschreibt Gädmon durch Folc-Frēa"), Gefolge; Herr, Frēa leoda"), Herr der Leute, theora aldor Frēa"), dieser Älteren (d. h. Vornehmen oder Herren) Herr, und Hwān durch Flotmanna-Frēa"), Schiffmannsherr, und der Verfasser des Beowulfliedes den Dänenkönig durch Frēa Seydlinga, Herr der Scholdinger, und Deniga Frēa"), Herr der Dänen. Gädmon läßt Eva'n wissen: Adam Frēa") nin, Adam, mein Herr! und Sara'n den Abraham nennen: min synes Frēa"), mein süßer Herr! Frēogān bedeutet im Angelsächsischen einen zum Herrn oder eine zur Herrin machen; ferner wie einen Herrn oder eine Herrin halten, und biblich überhaupt ehren, lieben. Frēo bedeutet im Angelsächsischen Herrin. Im Gothischen liebt sich auch, da Frauja, Herr, sich so häufig findet, auch ein Fraujo, Herrin, erwarten, läßt sich jedoch nicht") nachweisen, wol aber im Althochdeutschen Frouwa, Frowa, und zwar in der Bedeutung von Herrin. Psalm CXVII (Hebr. CXVII), 2: Ecce sicut oculi servorum in manibus dominorum suorum et sicut oculi ancillae in manibus dominae suae, gibt Rostker: Also die augen dero scalccho wartent ze iro herron handu, und diu diu zu iro frowen handen. Hier ist also die Bedeutung Herrin in Frowa auf das Beste erwiesen, und wird erklärlich, warum die Jungfrau Maria Frowa genannt wird. So singt Disfrid: Hloue er (nämlich der Engel Gabriel) sunuun pad, sterno straza, woga wolkono, zi ther itis frowo, zo ediles") (ediler) frowen, selbun sancta Marion, er slog Gompensad, Sternensirafe, Bege (Mere) der Wellen, zu der heiligen Iis"), zu edler Frau (Herrin), der heiligen Maria selbst. Eine

Beichtformel") beginnt: Ih wirdu Gode almbittigen bihhdie unde vrowun Sancta Mariun. Vornehmlich klar wird die Bedeutung von Herrin in Frau, wenn es von der heiligen Maria gebraucht wird, wenn wir damit das lateinische Domina nostra, wie z. B. bei Cäsarius von Heisterbach") die heilige Maria genannt wird, das italienische la nostra Donna und Madonna und La Madonna Santissima, und das französische notre Dame, welches die heilige Jungfrau Maria bedeutet, vergleichen. Nur wird im Deutschen häufiger der Zusatz: Unser liebe Frau, vornehmlich bei Unser lieben Frauen Kirche, gebraucht. Doch ist auch das bloße unsre Frau gewöhnlich. So z. B. erudirt Jacob von Königshofen") die Fratres S. Mariae de Monte Carmeli auf folgende Weise: Do men zalte von Gots gehart 1324 jor, do koment unser Frowen brüder gen Strösburg n. f. w. Der Kürze halber wird bann unser nicht selten binne gelassen, so in der Überschrift des Abtates: Von dā Frowen-brüder"). Die Dienstmänner der der heiligen Maria geweihten Domkirche in Strassburg wurden Vrowen-Ritter und Vrowen-Knechte") genannt. Vornehmlich bei den Mariensesten spielt die Bezeichnung durch Frau eine große Rolle. So z. B. im Strassburger Stadtrecht") in dem im J. 1317 abgefaßten Artikel: Wer in diese Stat kommet noch Appelloss (nach Ablass) zu den vier Hohgeziten unser Frowen (d. h. den vier Fellen der heiligen Jungfrau Maria). Das Festum Annunciationis Mariae hieß: Frowentag der Kundung in der Fasten"), Unser Frowen Tag zu der Kindling"), oder zur der Chundung"), oder zu der Kindung") (Kündang"); Unser vrowen Dag, also se de Bodescop entfang vau dem Engelen"), unser lieben Frowentag also au vorbotenschaft war"); Unser Frowentag in der Fasten, da Gabriel Marien Botschaft brachte"); Unser Frowen Clibeltag, den man nennet Annunciao in der Fasten"); Unser Frowen Tag der Clyben, den man

10) Gädmon 2, 23, 4, 10, 22, 31, 20, 20) Derselbe 1, 3, 18, 4, 10, 22, 31, 21) Derselbe 23, 1. Weiter unten, nämlich 38, 25, läßt er den kühnen Helden sich von Götter zu Göttern in Beziehung auf Abraham sagen: dāin Frēa Drithen bin Herr Götter! Begrüß das Beowulflied 1585, wo die Bezeugung Frēadrithinos, und 5150, wo die Bezeugung Frēodryhna vorkommt. 22) Gädmon 4, 14, 38, 15, 23) 32, 14, 24) 47, 20, 25) 1, 10, 21, 18, 40, 13, 68, 21, 83, 18, 26) 41, 10, 27) 46, 7, 28) 76, 7, 29) 33, 33) 30) De Danorum Rebus Gestis Saecul. III et IV. Poëma Danicum Dialecto Anglo-Saxonica, edid. Thorkelin, pag. 29, 31, 18, 32) 60, 2, 33) Awer kommt bei Grotius, Praefat. ad Script. Goth. p. 52, als Name einer gotischen Königin Froulba, welcher er durch Domina clara erklärt, vor, oder es ist, da die Könige häufig die Mädchen aus ihren Hofscheuten nahmen, nicht gewiß, ob Froulba eine höhere Göttin war. 34) es ein gotischer Name, so kann Froulba auch durch: eine die Herrin lieb ist, erklärt werden, und er ist dann mit Göttlich zu vergleichen. 35) Schalten wir die Lokort ediles, so bedeutet die Stelle: zu eines Edeln Frau, und kann nicht mit Joh. Georg Wachter, Gloss. Germ. vol. 474 unter Frowa domus zum Beleg angeführt werden, daß Frau Frowa bedeutet, sondern nur zum Beleg der obalteten von angelegener Götter. 36) Göttliches weibliches Kriese.

36) Bei Accardus, Catechismi Theologica p. 106. 37) Casuar. Histor. Lib. VII. c. 23. 38) Glosse und Strassburger Heisterb. Kap. V. §. 3. 39) Schiller'sche Ausgabe S. 281, 39) auch im Buch der Urkunde bei Schiller S. 393; Frowen brüder koment gen Strösburg 1326. 40) Strassburger Stadtrecht. Buch III. Cap. 155; Welch unser ingessezen burger mit eine andern unserne ingessezen burger stüch (d. h. sich bußfert), aw (ohne, d. h. außer) mit eine Frowen-Ritter oder mit eine Vrowen-Knechte, der besser zwanzig pfund, die solent vallent den Rate, und vier wochen von der stat (soll er aus der Stadt verwiesen sein). 41) Buch III. Cap. 133. 42) Alter teutscher Kalender (vergl. Schiller, Glossarium Teutonicum p. 324). Strassburger Stadtrecht. Buch III. Cap. 456, 43) f. Hubner, Austria p. 34. 44) f. Dethlefs, Miscell. I. 1. p. 411. 45) f. denstler, Manuscript. Genes. p. 100. 46) f. Meier, Biblioth. Mitter. p. 130. 47) f. das plattdeutsche Document bei Heidekin, Manissa domum, p. 501. 48) ein von Hallant (Calendarium medii aevi p. 74) benutzten handschriftlichen Eoder der Ertzschloß von Bremen wird dieser Tag genannt: Mariendach, do se gebotschun ward, tein Tagen nach dem 17. Martii. 49) f. Zeitschrift, Stollberg'sche Kirchen- und Stadtgeschichte S. 32. 50) Die gewöhnliche Legende der heiligen Clibeltag den Thüringen bei Mecken, Rer. Germ. Script. col. 2062. 51) S. Daut, De Pace publica. Lib. I. c. 8, p. 53, und Eänig, Reichsarchiv, Pars spec. Cont. II. Adscript. VI. p. 73.

der grosse Frauen-Tag⁸⁴); Unser Frawen Tag der erste⁸⁵); Unser Frawn Tag der erste in der Erne⁸⁶) (Ernte)⁸⁷); Unser Vrowen dach der erster⁸⁸) (b. h. erster); Unserre Frowen Mes die erste⁸⁹). Das Festum Nativitatis Mariae (Mariä Geburt, Unser Frauen Tag, als sy parn wart⁹⁰) wird bezeichnet durch: Unserre Vrowen Mes die Jüngere⁹¹); Unser Frowen Tag der Jünger⁹²), b. h. der Jüngere⁹³); unser lieben Frowen Tag der Hundere (b. h. Hindere) zu Latine Nativitas⁹⁴); Frowen Tag der Hunder⁹⁵); unser lieben Frauentag leazer, Nativitatis Mariae Virg.⁹⁶); Unser lieben Frawen Tag den man nennet den leazer unser Frawentag⁹⁷); Unser Vrowen Tag der lezer (b. h. der letzte)⁹⁸); Unser lieben Frauen Laterntag⁹⁹).

80) Tenzel, Monatliche Unterredungen vom J. 1694 S. 159 aus Lamberci, *Diurnum sacri itineris Celli*. Bei den ungarn wird dieser Tag genannt Dies Magna Dominica. 81) Es heisst nämlich am Schluß der Urkunde Hermanns, Herrn von Jornsitz, vom J. 1318 (bei Schiller, *Commentarius ad Jus Feudale Alamannicum* p. 135) an dem Monete nach unser frawen tage der erste. 82) Bei Lupin, *Corpus Juris* T. I. p. 1836, nach der Schenck, *Client. Fuld.* p. 228. 83) Beryl, bei Eitzinger S. 24, und 517, nach unser Frawen Tag, der die Schickung in den Ogen, in dem Augste, (b. h. Augen), mit den Urtheilsspruch des Königs Ruprecht vom J. 1403 (bei Schiller, *Comment.* p. 423); unser Frowen tag zu mittlen augsten. 84) Nämlich im Einbürger Schriftb. a. a. O. col. 988 heisst es: am unser Vrowen dach der erster. 85) Bei Du Mont, *Grand Corps Diplom.* T. I. P. II. p. 356, wo es falsch durch: la fête de la Purification, übersetzt wird. 86) Bei Häber S. 80. 87) Hovesrecht zu Sygelnheim bei Schiller, *Comment.* p. 588); nach unserer Vrowen mes der Jüngerin, und zu den zweien dingen unserer Vrowen mes jüngerin sude zu St. Marina mes, und in der Stadt Strassburg, *Statut von Weibern* Cap. 289 (bei Schiller, J. Annot. zu Jacob von Königshausen S. 461); vor Unserre Frowen Mess der Jüngerin. 88) Bei Wencker, *Da Urburg*, p. 217. 89) Jacob von Königshausen (*Cap. IV.* §. 77. S. 201. 202) sagt: an unser Frowen obende der jünger, wo also dieses auf Frowen sich zu beziehen scheint; aber Eitzinger (Fetel. *Kirchengeschichte*. 2. Th. S. 605) sagt: „Marie Geburt ward etwann auch genannt unser Frauentag der Jünger, welches ein Beseitthum, das er später als unerre Frawen-tag aufkommen.“ Dagegen bemerkt Haitans S. 123: Ita nostrates hodie quoque dicunt jure verum pro sacri in laura. Doch scheint der Jünger weissenheimer der letzte, wenn man damit den Andrud: der jüngste Tag, und das niedersteuße Jüngst (jüngst, jüngst) damit vergleicht. Man muß daher der Jünger in obiger Stelle als einen Zusatz zu obenda ohne Beziehung annehmen. 90) J. Wencker, *De Glefenburg*, pag. 100, 91) Straßburger Stadtrecht. Buch III. Cap. 486. 92) Urkunde der Stadt Grimmsfeld vom J. 1417 nach Haitans S. 124. 93) Urkunde des Herzogs Wilhelm von Sachsen vom J. 1421 nach Haitans S. 123. 94) Es findet sich nämlich am Schluß der Urkunde Albers von Puchebach, Dienstherrn in Oesterreich vom J. 1328 (bei Ludewig, *Reliq. Manuscr.* T. IV. p. 167): an unser Vrowen Tag der lezern (wo der lezern auf Vrowen geht, und nicht als Zusatz ohne Beziehung angenommen werden kann, wenn nämlich die Ernte richtig ist, nicht aber, wenn dem (dem) der lezere gesien werden muß. Die Stelle in der *Chronica Regia* S. Pantaleonis ad ann. 1107 (ap. *Excursus*, *Corp. Hist. Med.* Avel. col. 914): Circa festum nativitatis Mariae, ist in der Übersetzung gegeben durch: umbe unser Vrowen dach der Leyster (der letzter), wo dieses Apptellen ohne Beziehung ist, da man es nicht wohl auf Vrowen beziehen kann. 95) Eitzinger, *Kirchengeschichte* (bei Mencken, *Scripta. Res. Germ.*

Vielleicht wurde schon in der Heidenzeit Frowa, Fra vor die Namen der Götinnen gesetzt, wenigstens kommen später Fra Freko⁹⁶) und Frau Holza, oder Frau Holle, oder Frau Berchta, Frau Venus (Frau Irene im Schweizerlande von Tannhäuser) vor, und die Personifikationen, wie Frau Minne z. B. bei Birnt von Grafenberg im Wigalois 4153. 4159, Frau Saelde z. B. in Egel's Hofhaltung 208, soll Frau Würde und Macht bezeichnen. Doch mit großer Wahrscheinlichkeit jenes, daß schon in der Heidenzeit Frau vor die Namen der Götinnen gesetzt worden, anzunehmen, diesem steht entgegen,

T. II. col. 1718) sagt: an diss liebîn frowen Tage als sye geboren wart, den man nennet den leazer. In der Vergleichung des Herrn von Querfurt Bruno mit dem Kaiser Othmardester vom J. 1468 heisst es: nach unser liben frowen letzter tage. In dem Anhang zu den Altfl. Jahrbüchern (bei Mencken T. II. col. 429); unser liben Frowen abent, das was nennet unser frowen lezer. Bei Johannes Künzer, dem Bruch von Pirat, unter Dewhen und andernorts, heisst dieser Tag: Unsere Lezza und unser liben Frowen Lezza. Unter Emben tag er: Herzog Albert von Sachsen ist gestorben Sonnabend nach unser Frawen Lezza, und unter Albertus: Sonnabend nach Nativitatis Mariae. Merke in der gereimten Ergende von der heiligen Elisabeth (bei Mencken T. II. col. 2073) sich in Beziehung auf den Landgrafen Ludwig den Stillen, als er sich einschiffte, sie seien mit ihrem Herrn an unser liben frawentage an das Oer gekommen, es was unser liben frawentag der letzte, und weiter unten im Brief seines Tzels: An dem dritten Tage das geschah nach unser liben frawentag. Im dritten Hebe (bei Herb. Richter, *Gefährliche Geschichte*. 3. Th. S. 395) wird der Lezter Tag heisst so bestimmt: Nach unser Frowen dage na dem elften Tage des mondes, den die lude hat genannt in Deutsche Fulant, b. h. den 11. Sept., wo seinr Grafschafft insolge Landgraf Ludwig der Spätere starb.

95) J. Notkenius, *De Singularibus quibusdam Praedictis Rationis*, in *Terris Brunavie*, p. 116; pag. p. 80. In der braunschweiger Reichschronik (bei Leibnitz, *Brunavie. Res. Scripta*, T. III. p. 91) heisst es: Uppe den Lateren unser Frowen dage (in der alten hochdeutschen Übersetzung: Uff den Lateren unser Frowen tag), und p. 101: Upp unser Frowen avant der Lateren dage (in der genannten Bearbeitung: Uff unser Frowen der Lateren tag), und schliesslich p. 91 die Erklärung: Festo candelarum seu purificationis Mariae. Aber wenn es in braunschweiger Silbergeschichte zum J. 1467 (ebendasselbe S. 412) heisst: In der welen vor Fisten, und dann im Verlaufe der Erzählung: Daz nach zu unser lewen Frowen dage Lateren, und eine Erzählung beginnt: In dâsem sulven jare la sunte Michaels dage, so muß unter dem genannten Frauentage, von welchem es zum J. 1468 (ebendasselbe S. 412) heisst: by dem festa unser lewen Frowen dage Lateren, das Fest der Geburt Mariä, wie Notkenius a. a. O. und Haitans S. 125 thun, verstanden werden. Von der Zeit der Schlacht im J. 1466, in welcher der Herzog Magnus der Jüngere von Braunschweig von dem Bischof Albrecht von Halberstadt gefangen ward, sagt das genannte Silbergeschicht: upp einen fryden vor unser lewen Frowen dage Lateren, und Artzmier (Braunschweiger Chronik S. 469) erzählt dieses durch den 8. Sept. aus, wiewol nicht ganz genau, da es nicht an diesem Frauentage steht, sondern den Festtag unser geliebte. Eine Chronik der Erzählung von Bremen schreibt zum J. 1431: unser lewen Frowen dage ad Lateren, wessir nach Haitans S. 125 zu lesen: Lucerna, und er gibt S. 126 den Grund dieser Benennung an.

96) Ecard, *De Orig. Germ.* p. 398; „celebratur in plebe Saxoniae Fra Freke, cui eadem munia tribuuntur, quae superiores Saxones Haldas suas ascribunt.“

daß wir Fräul als den Eigennamen einer Göttin finden; denn es heißt nämlich in der thüringischen Zauberformel:

Thu biguolen *) Sinthgunt, Sunna era suister,
Thu biguolen Fräul, Vellä era suister.

Hier haben wir also Fräul offenbar als Eigennamen einer Göttin, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der nordischen Freya entspricht. Dieses bedeutete auch eigentlich Herrin; denn in der Gylfaginning **) heißt es von Freya: „und von ihrem Namen ist der Würdenname (signarnafn), mit welchem mächtige Weiber (rikiskonur) genannt werden Freyjur (Mehrzahl von Freyja).“ Snorri Sturluson sagt in der Heimskringla ***): Freya hielt dann die Opfer aufrecht, weil sie allein die Götter überlebte, und sie ward da die berühmteste, sodas man mit ihrem Namen nennen sollte alle angesehenen Weiber (allar konor tignar), so die nun Frawor *) (Freyjur) heißen. So heißt *) auch jede Freyja über ihrem Eigen (syr slum eign), aber die Häs Freyja, die Haushaltung (hú), hat. Häs Freyja bedeutet ursprünglich Hausherrin, nämlich eine, welcher das Haus gehört; und ferner machte Häs Freyja *) den Gegensatz zu den in dem Hause befindlichen Sklavinnen, und speziell zu den Fridlör (Geliebten), und also ehrende Benennung ist es zur Bezeichnung der Frau im Hause, Hausfrau, Hausmutter, als Gegensatz zu Húsboðni (Hausterr, Hausvater) noch jetzt gebräuchlich. Die Form von Freyja, sowohl im Betreff des Namens der Göttin, als auch in Beziehung auf die menschlichen Frauenzimmer, war Frea. So hieß nämlich Wodan's Gemahlin **), und die langobardischen Gesetze (Luitprandi Leges, Leg. 39. 40) besagen: Si quis mulierem aut puellam, aut religiosam feminam, quae in alterius mundo est, in sacramentum mittere praesumerit, componat Mundualdo ejus solidos L. et in Palatio similiter. Si quis fream alienam sine voluntate Mundualdi ejus movere de casa, ubi ipsa habitat, praesumerit, et alibi adduxerit, componat ille pro illicita praesumptione ad Mundualdum ejus solidos LXXX. Et si liberi homines cum ipso fuerint, componat unusquisque per caput solidos XX. Servi autem in compositione domini computantur. Nam si forsitan ipse homo liber est, qui ipsam fream de casa, ubi est, tulerit, et sibi uxorem duxerit, sic componat, sicut gloriosissimus Rex Rotharis instituit in anteriori Edicto, und Leg. 67:

97) Besprechen. Über die Zusammenhang dieser berühmten Zaubersprüche f. Ältem. Geogr. d. W. u. R. 3. Sect. 20. 23. S. 174. 98) S. 23. 99) Überlegt von Herr. Bachter. I. Bd. S. 37, wo sich auch die Stelle zugleich in der Ursprache und erklärt findet.

1) Wahrscheinlich später Ersatz für Freyjur. 2) Nach anhem, wahrscheinlich später, bezeugt hier. 3) Beispiele, wo Häs Freyja vorkommt, f. Heimskringla, große Ausgabe, T. III. p. 135. Fornmannn-Sögur, 7. Bd. S. 186. 193. II. Bd. S. 422. 423. 437. Fornmälde Sögur Nordlands p. 346. 357. 388. Edda Saemundar, große Ausgabe, 2. Th. S. 405 und dazu die Anmerk. S. 679, und Edda Haldorsen, Län. Isländ. Vol. I. p. 413. 4) Paulus Diaconus Lib. I. Cap. 8 (s. Muratori, Res. Ital. Scripta. T. I. P. I. p. 411): ad Fream, uxorem Wodan, und folglich darauf Freamque, und weiter unten: Tunc Frea.

De frea male tractata. Continet autem antierius Edictum de Frea son, qui eam male tractaverit, amittat mundum ipsius. Frea findet man erst durch Frauenzimmer, das sich unter Jemandes mundo (Vormundschaft und Schutze) befindet *). Besser ist die andere Erklärung des Wortes Frea, nämlich die durchaus Freie (libera) **); denn das zuerst angeführte Gesetz sagt in der Erklärung dessen, was die Misshandlung einer Freia sei: Mala tractatio est, si eam fauce necaverit, aut vestimentum, aut calcamentum, secundum qualitatem pecuniae mulieri non dederit, aut si servo, vel aldioni alterius *) eam uxorem dare praesumerit, aut turpiter baptiderit eam, excepto si infans fuerit, pro honesta disciplina ostendenda, aut propter muliebria opera, aut vitium malum emendandum, sicut de propria filia sua. Et si eam ad indecibilem operam coactam minaverit, aut si cum ea adulteratus fuerit, omnia haec, quae facere praesumerit, male tractatum esse dicimus. Et insuper addimus, ut nec ad liberum hominem eam ad maritum dare praesumat absque ejus voluntate, quia pejus tractata esse non potest, quam si illum virum tollat, quem ipsa non vult. Hieraus geht hervor, daß unter Freia ein freies Frauenzimmer zu verstehen ist, die Bedeutung des Wortes Frea von Mundualda nur die ungerichtete, abgeleitete ist. Deshalb brauchen auch die Formulae veteres, welche auf das Gesetz 67: De frea male tractata *), folgen, nicht den Ausdruck frea, sondern mundualda **), welches ein unter der Vormundschaft und dem Schutze eines Fremden, d. h. nicht seines Vaters, oder Bruders, oder sonst naht Verwandten, stehenden Frauenzimmers bedeutet. Frea (Freia) erhielt die abgeleitete Bedeutung von Mundualda, weil unsre keine Mundwoide hatten, sondern unter der Herrschaft ihrer Herren standen. Frea in eigentlicher Bedeutung, muß man annehmen, entsprach dem nordischen Freyja (Herrin) und dem althochdeutschen Frowa (Herrin).

Frauen, latinisch Dominae, wurden die Nonnen genannt, so z. B. in der braunschweiger Reichschronik:

5) „Frea, mulier sub mundo alcuius.“ im Index bei Muratori T. I. P. II. und bei Georgieck, Corp. Juris Germ. antiqu., und Ottfrid sagt in der Anmerkung p. 60: A Langobardia frea appellatur mulier, quod esset sub tutela, dominio, sive mundo alcuius viri, aut Curtia Regiae, aive Palatii. Erant autem omnes Frene, ut p. 74: Appellatur quoque Mundualda, munditia et mundiana, si Isidori Glossa hinc, ubi legitur: Frea vel mundiana de parente sua relicta. Scribe frea. 6) Joh. Georg. Wachter, Glossae, Germ. cod. 489. 7) alterius muß hies auf aldion, und darf nicht zugleich auf serva bezogen werden. Ein Aldion oder Aldius hieß eine Freia bezeugen, wie aus Rotharis Leges, Leg. 219 (p. 33), hervorgeht: Si aldion cujuscuque aldian, aut liberam alienam uxorem tulerit, si filius ex ipso coitu habuerit, patrem sequatur, et sint alii, cujus et pater est. Der Effekt dieser sein Leben, wie Leg. 222: Si servus liberam mulierem, aut puellam alienam fuerit sibi conjugio sociare, animae suae incurret periculum. 8) Diese Überschrift hat hies der Cod. Ambros. 9) Petre to appellat Martinus cum Donato suo Tutore, quod ipse erat tunc mundualda, et necesse est per famam, aut turpiter baptisi vel piagnati eam etc.

Das dar af nu en wiste de Provest noch de Frowen, und firtz darauf: De Frowen algemeine to Godde küsch und reine, nämlich die Konnen des Klosters Sanct Bernhard bei Braunfchweig, und weiter im Verlaufe der Erzählung: Dat de Provest noch Frowe weit, und: De sulve Frowe tegen morgen to der Abbtessen zink. Die Bedeutung von Herrin springt besonders hervor in der Frage des Kaisers: Wo saren die frowen min¹⁰⁾? wie befinden sich meine Frauen? Dieses ist nicht etwa bloß poetischer Ausdruck, sondern die Konnen werden auch in Prosa so genannt, z. B. in der Beschreibung Frauen-Breitungen im Gegensatze zu Herrns-Breitungen, Frauen-Priesnig u. s. w. Um Unterschiede von den dienenden Schwestern werden in den Klöstern die eigentlichen Konnen Frauen genannt, z. B. Frau Christina, Frau Maria u. s. w., und die Äbtissin hochwichtige Frau. In einer Urkunde¹¹⁾ vom J. 1516 bekennt Friedrich Bernmann: dat ick van dem werldigen unde geistlichen Heren, Johann Wyndenbrügge, Praveste, Lysen Moyelken, Frowen, unde ganzen Convente des Closter Osterholte u. s. w., womit zu vergleichen die Urkunde¹²⁾ des Snappen Eyerts van Swanewede 1516, wo es heißt: van dem werldigen unde geistlichen Heren, Johanne Wydenbrügge, Praveste, Elizabeth Moyelken, Priorissen, unde ganzen Convente des Closters to Osterholte u. s. w. In einer Urkunde des 15. Jahrh. (in Kintlinger's Münsterschen Beiträgen. 2. Bd. S. 356) wird von dem Aussteller eine Äbtissin: min vrowe, und ihr Koch: min vruwen kock genannt. So wird Frau auch für weltliche Gebieterin gebraucht. So z. B. heißt es in der braunschweigischen Reichschronik¹³⁾: To siner Frowen to Severlingeberg ho (nämlich der Seßvere, Schaffner, welcher die Baiern aus der Burg vertrieben) sprak: Frowe! nym diu erve weder. Dieses ist die Markgräfin Gertrud, die Schwester des verstorbenen Markgrafen Eilbert. Außer Markgräfin wird sie auch als jungfrowe genannt. Sie ist nämlich zu dieser Zeit noch unverheirathet. So erbt in dem Hause Eitelreich die älteste Prinzessin, obgleich noch in der Blüthe liegend, so gleich den Titel: große Frau. Prinzessinnen und Fürstinnen werden in den älteren Schriften, namentlich im Liederbuche, Fran genannt. Im Teutischen des Mittelsalters heißt das laiche Frowe, die Fürstin. Wie vormalts das französische Madame, wird min Frowe ursprünglich nur in Beziehung auf Personen von höchsten Stande gebraucht, und zwar so, daß auch Mehe sagen, z. B. im Iwein¹⁴⁾, die Jungfrauen, welche das Gefinde der Königin anemachen: daz uns min frowe iht gutes tu, womit das: quodam al: fro min (alle sagten: mein Herr!), des Lubmigkeites in Vergleichung zu stellen. Die Höflichkeit wandte dann frow auch auf andere vornehme Frauenzimmer ohne Unterschied an, ob

sie verheirathet sind, oder nicht. So z. B. sagt Hartmann von der Aue von der Jungfrau Lunet wiederholt: frou Lunet, und läßt J. 5259 den Ritter mit dem Löwen sagen: ir muzet mir die frowen (nämlich die Jungfrau Lunet) lan, oder ich wil alle drei bestan. Mir hat di unschuldige maget bi dem eide gesaget, daz si ir¹⁵⁾ frowen (d. h. ihre Herrin, die Königin) si aller antrivo fri. In Amiden findet man Frowawe und Maget (Jungfrau) nicht nur im Betreff der heiligen Maria, der Mutter Gottes¹⁶⁾, sondern auch vornehmer itztlicher Frauenpersonen verbunden. So z. B. heißt es bei Birt von Gravenberg¹⁷⁾: Edilin maget, höret mich! erloubet mir, frowe! daz ich mit in rito disen tac! Da also Frowawe die ehrende Bezeichnung auch für Jungfrauen war¹⁸⁾ und Gebieterin bedeutete, so erhielt Frowawe die abgeleitete von Geliebte, ähnlich wie das französische maitresse, Herrin, Geliebte, wenn dieses in ehler Bedeutung gebraucht wird. Wigalois sagt J. 3826: Lorie hiez diu frowe min; durch der schöne wold ich sin, und durch ir land tot gelegen, und J. 3846 heißt es: Die im lide liebe frowawe sin gap ze sture in den tot. Sie ist noch Jungfrau und Wigalois noch nicht mit ihr verheirathet¹⁹⁾. Wenn daher die Winnsänger von ihrer Geliebten sagen: min frowe²⁰⁾, so läßt sich nicht bestimmen, ob sie die Frau eines Andern, oder ob sie noch ein Mädchen ist, sondern es bedeutet bloß im Allgemeinen, d. h. ohne nähere Hindeutung, ob sie Wip oder Maget sei, meine Gebieterin, d. h. meine Herrin, Dame meines Herzens. Frowe und Maget (Jungfrau) machen keinen Gegensatz, wol aber Wip und Maget. So z. B. sagt in einem alten Liede²¹⁾ der Ensführer zu der Jungfrau, welche er im Begriff ist zu entführen: ich mache dich ein wip, und hat doch nicht die Absicht, sie zu heirathen, und thut es auch nicht. Doch dieses, wenn Wip den Gegensatz zu Maget macht, ist die engere Bedeutung. In weitester Bedeutung bedeutet Wip eine Person weiblichen Geschlechtes, verheirathet oder unverheirathet, von hohem oder niedrigem Stande²²⁾. Dabei wird Wipheit (weibliche Ehre) z. B. aus war ir wipheit bewart, wo von einer Jungfrau

10) Die braunschweigische Reichschronik des Eilrichs S. 120. 136. 11) Bei Pette, Die Herzogthümer Bremen und Verden. 5. Samml., Okerhochstifts Urkunden Nr. 76. S. 392. 12) Bei demfekten a. a. D. Nr. 75. S. 390. 13) Bei Eilrichs S. 30. 37. 14) J. 5207.

15) Weiter oben J. 5246 sagt der Truchseß: wie sie (Lunet) ir frowen (d. h. ihre Herrin, die Königin) verriet. 16) So z. B. bei Wolter von der Roggwerde: Hilf frowe maget! hilf megede bara (s. Proben der alten schwäbischen Poesie S. 51). 17) Wigalois S. 2114—2115. 18) So z. B. heißt es im Rittersängerbuche in Beziehung auf die Zeit, als Ghermisch noch Jungfrau war, J. 16: diu frowe was ir swester; J. 1228: do begund er minnechele an vruon Chriemhilden sehen, und Wigalois sagt J. 1233: das hat auch hwaren hilden, min vruon Chriemhilt getan. J. 1413 spricht der König Schinder zu seiner Schwester Ghermisch auch zur Zeit, als sie noch Maget (Jungfrau) ist: ir vrowe, ich wil's ir sagen. Ghermisch wird noch Minne, als sie noch Jungfrau ist, J. 2950 bemerkt: Do sprach diu frowe here, und J. 3008: Do sprach von Tronege Hagene: vrowe, tu si geset u. s. w. 19) Der Dichter nennt sie auch für diese Zeit wiederholt: Frou Lorie, und J. 4128 heißt es: Do sach er under in sitzen os Frowen Lorien maget. 20) z. B. Klerken vrowe min gemade man si dich u. s. w. s. f. Dozen, Mitternachts. 2. Bd. S. 207. 21) Bei demfekten a. a. D. S. 306. 22) Benedikt, zum Wigalois, wo sich Nachweisungen finden.

zu Rede ist, auch von Jungfrauen gebraucht, während Wipheit in engerer Bedeutung den Gegensatz zum Magewum (Jungfräuschafft) bildet²³). Wie in weitestter Bedeutung hingegen auch die Jungfrauen zu den Wip gehörten, veranschaulicht z. B. die Stelle im Nibelungenlied 3. 12, wo es von Griefmüden heisst: der iunchvrouwen tugende zierten anderiu wip. Wiplich bedeutet die Frauenwürde bewahrend, musterhaft weiblich, auch die dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen Tugenden ausgedrückt. Daher sagen die Minnesänger lobend ein wiplich wip²⁴), ähnlich wie in unsern Zeiten ein männlicher Mann lobend gebraucht wird. In solcher lobenden Bedeutung kommt auch Wipheit bei den Minnesängern vor²⁵). Im Wigalois 3. 271. 272 redet ein Ritter die Königin, die Gemahlin des Königs Artus, an: Nu gewert mich, vrouwe, des ich ger, durch wipliche güte u. s. w., womit zu vergleichen bei einem der Minnesänger²⁶): von geburte ein vrouwe ist sie, unde von tugenden ein wip. Weit seltener als wiplich von wip gebildet, welches sich bis auf unsere Tage in weiblich erhalten hat, und wozu noch die Bildung weibisch gekommen, erscheinen aus Frowe gebildete Beiwörter, als fröulich, die vornehmen Frauen betreffend, nämlich bei dem von Vribero²⁷): Ysote die maget wunneleich die wart geruret im al dor von der vröulichen schar, d. h. Frauenschar, als Gegensatz zu der ritterlichen Schar²⁸), fröuwîn, von Frauen, die Frauen betreffend, fröuwine schar, Frauenschar, vröuliche hende²⁹). Frauenhände, frauenleich, Frauen als königlich, endlich frauenleich, muliebris, fröuwisch, fröisch, matronalis³⁰). Von Frowe ward auch gebildet das Zeitwort vrouwen³¹), zu einer Frau (Herrin) machen, (schaffen, als Gegensatz von hêren, zum Herrn machen. So der ursprünglichen Bedeutung von Frowe, Herrin, dann auch jedes vornehme Frauenzimmer, kam nach und nach die abgeleitete Bedeutung von Ehefrau, da der Mann aus Höflichkeit sein Eheweib min Frowe (seine Gebieterin) nannte. So z. B. sagt im Wigalois 3. 961 ein König im Betreff seiner Tochter zu Gawein: Nu nemet ze wibe die maget iuwerin libe ze trinwen, ze rehter e. Gawein erwiedert: Ich waene, es is iuht crnst si! Ich lieze al die werlt sit, ob si miu eige waere, daz ich mine swære mit ir

vertrieben solde. Wande ob es Got nu wolde, daz si min frowe solde sin, so het alreerst diu saelde min min freude gar gekrönet u. s. w. Zur näheren Bezeichnung eines unverheirateten fröulichen oder adeligen Frauenzimmers ward Juncfrowe gebraucht, jedoch wurden diese noch immer Frowen angeredet, auch in der Zeit, als schon Frowen die abgeleitete Bedeutung von verheirateten vornehmen Frauenzimmern hatte, aber Frowen immer noch auch die unverheirateten in sich begriff³²). Juncfrowe machte einmal den Gegensatz zu Jaucherre, ein junger fröulicher oder adeliger Herr. So z. B. heisst es im Wigalois 3. 743 von einer Königs-tochter: So was diu juncfrowe gekleiet, nach ir rechte, harte wol, als ein edel maget sol. Zweitens machte juncfrowe, in der Bedeutung von Heffrad sein, wie es z. B. im Wigalois im Betreff desselben Hefes 3. 699 heisst: Ein juncfrowe in do naete in einen rok pfellin, den Gegensatz zu Knappe. Dieses veranschaulicht folgende Stelle im Parzival³³): dem wirtu ant den frowen gar dienden meide wol gevar: anderhalp den rîern an ir want diende manec sargant. Ein vorzüglich zucht si des betwane, daz sich der knappen keiner drane (dränge) mit den juncen frowen: mau muoste se sunder schowen, si trügen spise oder win: su muosen si mit zûhen sin. Da unverheiratete Frauenpersonen besonders dienen mußten, und wenn sie verheiratet wurden, von dieser Seite unabhängig wurden, so trug dieses dazu bei, daß Frau den Begriff von Ehefrau erhielt. Doch daneben behielt Frowe immer noch den Begriff von Herrin. Daher ist es keine Autologie³⁴), wenn Konrad von Würzburg den „Telamon“, welcher wegen seiner Tapferkeit bei der Eroberung Troja's die Königstochter „Esiona“ zur Belohnung erhalten hat, sagt: die swessen wil ich allewege ze frowen und ze wibe han. Da die verheirateten Ritter häufig außer ihrer Gemahlin noch eine Geliebte, die Dame ihres Herzens, hatten, die sie min frowe nannten, so hat Konrad's Stelle einen schönen Sinn. Er will nämlich sagen: zur Geliebten und zum Eheweibe. Da Frau so viele Bedeutungen, nämlich Herrin³⁵), vornehme Weibsperson, verheiratete oder unverheiratete Geliebte, Eheweib, nach und nach erhalten hatte, so mußte es kommen, daß Frau endlich die Bedeutung von Weibsperson überhaupt erhielt. So z. B. in Frowen-Küne³⁶), weibliches Geschlecht, Frowen-Sieche³⁷), weiblicher Kranke, Frowen-spil³⁸), parties turpes

23) z. B. bei Gottfried von Strasburg, Tristran 3. 1274: auch trwanc si beide noch ein leit, daz was Ysote wipheit, und 3. 12205. 24) Klassische Sammlung von Ritschl 1, 202 a. II, 42 b. 182 b. Im Parzival bei Bachmann 10, 17. E. 17 heisst es von der Königin, der Mutter Gawains: sprach des wipliche wip, Gawein brucht in der Kintre (II, 17): got tröwete iuch, frowe, des vater min u. s. w., und II, 23: frowe, des ewenich ich alht, von seiner Mutter. 25) Klassische Sammlung I, 900 b. 202 b. 26) Dieflebe II, 41. 27) Tristran 660. 28) Beryl. weiter oben S. 355: von rittern und von vrouwen man mechte wunden schowen an maniger ritterlichen schar und an maniger vrouwen dar. Es sind darunter natürlich nicht allein verheiratete zu verstehen, wie oben 3. 605 erweislich ist. 29) Minnesänger. Bgl. Glossarium von Bohlmer, Proben der alten schwedischen Poesie S. 278. 30) Ziemann S. 502, 503. 31) Im Parzival. Bgl. derselben a. a. O.

32) So z. B. sagt der von Vribero, Tristran 3. 604 sp.: Ysote die maget des ersten mit juncfrowen den hersten in zwelchen wunden da nam, danach manch vrouwe wunneum. 33) Parzival 3. 14. S. 340. 34) Jacob Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer S. 20 zählt die Stelle im trojanischen Kriege 3. 18162 (S. 132) unter die Autologien auf. 35) In der Gothischen Sprache hat sich diese älteste Bedeutung noch erhalten; denn die Dienstboten sagen noch: „Meine Frau“, d. h. Herrin. „Die Frau hat es beschien.“ „Die Magd will die Frau spielen.“ Dieflebe werden auch die Ästischen Frau titant; s. Moser, Persönlichkeiten Staatsrecht durr Teutich, Reichshausen. 2. Ab. S. 41. 36) Steverer S. 673. 37) Ant. Xten vom J. 1380. Beryl. Ziemann S. 592. 38) Rindfleisch bei Decca, Miscellanea.

kannt, nämlich später; Anfangs redet er sie durch i an, i. B. Junchfraw gut, welt ir mir sagen ewro mut. Jungfraw, und besonders in der Zusammensetzung Jungfer, Junfer, ging in seinem Range immer mehr abwärts; dagegen stieg die Verfeinerungsform von Frau. Anfangs nämlich kommt Fräuwlein nicht häufig vor⁴¹⁾ und bedeutet muliercula, junge, noch unverheiratete Person, und wird als Amre an Kinder, Bauernmädchen und Dienerrinnen⁴²⁾ gebraucht. Im niedrigsten Sinne wird gebraucht varendin frölin⁴³⁾. Hierbei müssen wir noch eine Bedeutung von Fräuwe aufführen, nämlich die, welche es in Beziehung auf Fräuwen-hūs, welches in eigentlicher Bedeutung eine abgeordnete Wohnung des Fräuwimmers bedeutet, in seiner metaphorischen Bedeutung von Lupanar hat, und Fräuwen-wirt⁴⁴⁾, Fräuwen-meister, leno. Schiller sagt: *Fraw, Frowe, Materfam. et generalis: Mulier: Specialissime Mulier impudica, impudicitiam professa.* Chron. Königsh. a. 2 p. 190: In dem Iler worent uf nechte hundred frowen do jegliche alle wuche gap 1 phen. eine anbahman der darüber gesetzt was daz er sie beschirmen solte sur gewalte, und weiter bemerkt: *Fräuwenhūs* opponitur dem Closter. *Jo. Keiserberg.* Brosaml. fol. 10, b: Ich weis nicht, welches schlier das beste wer, ein tochter in ein semlich Closter zu, oder in ein Fräuwenhūs. Wann warumb in Closter, ist sie ein hur, so ist sie dennoch ein gnail. Frow: aber wer sie in dem Fräuwenhūs, so slug man sie um den grund und muste ubel essen und trinken; man wüß sie ein stege auf, die ander ab, denn so gedechte sie wer sie wer, und slug in sich selber, das sie in dem Closter nit tut, so ist zu bemerken, daß dieser Gegensatz nicht in der Abticht gemacht wird, um eine sprachliche Erklärung zu geben. Es steht daher diese Stelle der wahrscheinlichsten Erklärung nicht entgegen, daß nämlich die Benennung Frauen und Frauenhūs ironisch von Frauen in der Bedeutung von Nonnen und von Frauenkloster, Nonnenkloster entlehnt sei; denn in der Urkunde Karl's VI. von Frankreich vom J. 1389⁴⁵⁾ heißt es: *silles de joye*

du bordel, dit la „grande abbaye,“ welches, in das malige Deutsch überetzt, das große Frauenkloster bedeuten würde. Die Benennung Frauen und Frauenhūs im Betreff der feilen Dinen, von Frauenkloster entlehnt, mußte auch in dieser Beziehung possent erscheinen, daß auch die feilen Weibspersonen noch einer gewissen Ordnung, also gleichsam nach einer Art von Klosterregel zusammenlebten und unter der Herrschaft des Frauenwirthes gleichsam wie Nonnen unter einem Propste standen. Das Fräuwen-hūs aber auch gynaeceum bedeutete, so wurden, wenn es der Zusammenfassung nicht so gleich ergab, Zuspäße⁴⁶⁾ gemacht. So z. B. im Schwabenpiegel Cap. 347. §. 2: Er (der Vater) sol ez (sein Kind) aber nit verkaufen, daz man ez toete, noch in daz hurhause; nach dem Spittelbergschen Oeder, welcher jünger ist: das man es tott, noch in kein *gemeines fräwen hūs*. Luther sagt in der Abhandlung von den guten Werken vom J. 1520: O wolt got von Hymel, das cyn mal auch ein solch regiment wurd angefaugen, die *gemeinen Fräuwheuer* ab zu thun, gleichwie in dem volk Israel war. Gemeines Frauenhūs bedeutet gemeinschaftliches Frauenhūs; man legte also bei diesem Zusage den Sinn unter, daß das Hūs allein gemeinschaftliche Weibspersonen enthalte. Man brauchte deshalb auch den Ausdruck: gemeines Hūs⁴⁷⁾, wenn der Zusammenfassung ergab, was darunter zu verstehen sei. Aus Obigem wird ersichtlich, wie varendin frölin die Bedeutung von meretriculae haben konnte; doch that sie dem Worte Frölin weiter keinen Eintrag. Luther konnte 1 Mos. 1, 27. Cap. 5, 2 es in der Bedeutung von Personen weiblichen Geschlechts brauchen: „Und er schuf sie ein Männlein und Fräulein,“ und auch von Thieren ohne übeln Nebenbegriff, nämlich Cap. 5, 19: „Und du sollt in den Kästen thun allerlei Thiere von allem Fleisch, je ein Paar, Männlein und Fräulein“ u. s. w. Da sich aber in Fräulein immer specieller die Bedeutung von einem unverheirateten Frauenzimmer von hoher oder wenigstens edler Geburt ausbildete, und Fräulein soviel als Edelsfräulein bedeutete, so veraltete der Gebrauch des Wortes Fräulein für eine Person oder ein Thier weiblichen Geschlechts, und wir brauchen jetzt in Beziehung auf Thiere Männchen und Weibchen. Doch verschwand Fräulein in seiner früheren Bedeutung nicht ganz; denn im Oberdeutschen kommt es noch in der Bedeutung von seiner Frau vor. Als der Gebrauch des Wortes Fräulein auf der Stufe seiner höchsten Blüthe stand, wurde Fräulein für Prinzessin gebraucht, sowohl als Ehrentitel für ihre Person, als auch in Zusammenfügungen: Fräulein

des Mittelalters S. 202—272, 344ff., Ulm's Verfassungen, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter S. 544—562, wo S. 546 bemerkt wird, daß in einer alten Registrator einer Frauenwirthschaft vom J. 1412 erwähnt wird.

47) So z. B. heißt es bei von Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Gröfz. I. Th. S. 676: D. Oberaufens-haus od. dem Schlamme, so thetens das privilegirtste Frauen- (oder Fuhr-)haus gewesen.

48) So z. B. heißt es bei demselben vom J. 1476: wer eine arme Sänderin aus dem *gemeinen Huse* zur Kche nehmen würde, sollte vor allen andern 12 fl. zur Ausstattung haben.

42) Bei Ulrich von Tübingen, Wilhelm der Heilige von Drense, herangezogen durch Gasparian, S. 99, scheint es bloß des Reimes wegen zu stehen. Keener kommt es z. B. vor im augsburger Stadtbuch Bl. 112. 43) Siemann S. 397. 44) Augsb. Stadtbuch, Tit. vom Schatzmeister: Er sol auch aller varendin Fräulin pflegen, und furs nachher, er sol auch alle varendin Fräulin u. d. Stat triben u. s. w. Bergl. Schiller, Glossar. Thut. p. 324. Im Schatzmeisterg. 3. Buch. Art. 46 (Art. 10) 1ste Ausgabe S. 420 heißt es: an varendin wiben und an eyner anyen u. s. w. 1. f. dem Art. Fahrende Weiber. 45) Württemberg. Landrecht vom Jahre 1354 Bl. 249: — — — sich in ein leichtfertiges, upplia leben und wesen begeben, als da selnd Frauenwirt, oder Wirt, Nachrichter u. s. w. Statut im der Stadt Freiburg im Breisgau Bl. 72 b: welcher upplig stand an sich neme, also das einer ein Frauenwirt, ein hecker — — — wüß u. s. w. 46) f. Hist. gén. du Languedoc T. IV. Preuves p. 379. Rüdiger's Frauenhausordnung der Regensburger, über Trupfen und Trupfensteine, Barden u. s. w. Anlage 7. S. 30. Rüdiger, die Einrichtungen der Frauenhäuser und die wegen der Anerkennung derselben betreffend, in der Hülmann, Städt.

1. Geyst. u. B. u. S. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

leinststeuer (französisch *Aide de mariage*), wofür in der neuesten Zeit Prinzessinsteuer gebräuchlicher ward, bedeutet die Ausstattung einer Prinzessin, vornehmlich in so fern, als das Land die Kosten dazu hergeben muß, und die zu diesem Zweck ausgegebene Auflage und *Fräulein-Gerechtigkeit*, d. h. die Gerechtsame fürstlicher und adeliger Witwen an die hinterlassenen Güter ihrer Ehegatten, nämlich die Morgengabe, das Erbgeldginge, der Wittthcil (richtiger Mustheil) und die Gräbe. Ungeachtet Fräulein, als dieses auf der höchsten Stufe des Ranges seines Gebrauches fand, ganz dem französischen *Demoiselle* entsprach, so erhielt doch letzteres in Deutschland einen niederen Rang dadurch, daß, als die Ehrenbenennung Jungfer⁵¹⁾ so an Werth verloren hatte, daß angesehene unverheiratete Frauenzimmer bürgerlichen Standes nicht, wie Personen geringeren Ansehens, Jungfer genannt sein wollten, sondern man ihnen mit der Benennung *Demoiselle* und der Anrede *Mademoiselle*, oder zusammengezogen *Mamselle* schmeichelte, während Fräulein für unverheiratete Personen adeligen Standes gebraucht ward. Als zur Zeit der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland der Eifer für Reinigung der deutschen Sprache erwachte, mußte zwar Madame für weibliche Personen bürgerlichen Standes bleiben, weil man Frau vor den Familiennamen des Mannes, z. B. Frau Schmidt, für zu gering hielt; aber *Demoiselle* und *Mamselle* wurden verdrängt, das in Vorschlag gebrachte Jungfer verworfen und Fräulein mit Freuden angenommen, weil diese vornehmer klang. Ungeachtet ein großer Theil des Adels, als sich in seinem Vorrechte auf Fräulein verletzt fühlend, gegen den Gebrauch desselben für unverheiratete bürgerliche Frauenzimmer protestirte, und ungeachtet später der Eifer für die Reinheit der Anwendung der deutschen Sprache wieder abnahm, mußte doch der Gebrauch der Anwendung des Wortes Fräulein bleiben, weil die Eitelkeit der Mädchen bürgerlichen Standes sich bei der Anrede durch *Mamselle* verletzt fühlen würde. Ja, aus dem medioburgischen Landtage in Stenaberg im J. 1847 kam es deswegen aus Veranlassung der 29. engeren Ausschussproposition zu einigen Diskussionen, und es mußte dem engeren Ausschuss gestattet werden, in seinen Ausschreiben anstatt „*Demoiselle*“, „*Fräulein*“, sowie anstatt „*Madame*“, „*Frau*“ zu gebrauchen. Im Niedersächsischen ist für das hochtöchterliche Fräulein, welches später auch ins Niedersächsische aufgenommen worden, und in der Mehrzahl die Fräuleins lauter, die ursprüngliche Form *Froucken*⁵²⁾, *Froichen*. In der Bedeutung von Tochter eines großen Herrn, Prinzessin, kommt es z. B. bei Kemmer zum J. 1547 vor: Die wile nu Greve Albert (von Mansfeld) also sinner Lande und Lide wass berovet, und nichts utt sinem Lande kreggh, alleine dat sinem Gemahle der Greffinnen und den Froichen, ihre Kleider, Kleinode, Sübergeschir und Geschmücke, van dem

Huse Mansfeld gevolgt wurden, so erhelte he sick dusses Ordde im Stifte Bremen. Manchmal kommt Froichen als Ehrenbenennung einer regierenden Frau in einer Herrschaft vor. So z. B. bei Kemmer zum J. 1539: Sondages vor Viti quam Juncker Boing van Oldersinn, der⁵³⁾ *Froichen* tho Jever Rath, tho Bremen, und klagede dem Rhade, wo Jancker Baltzer ane jengerley Orsake in der Froichen Landt mit eteliken Feinlin Knechten gefallen — darum dat sick *de Froichen* nicht wolde verbinden mit ihme jegen de Bremers. Aus dem Plattteutschen ist in das Dänische und Schwedische übergegangen Fröken, Fräulein, d. h. adelige Jungfrau. In Dänemark werden Officiantöchter und die Töchter höherer Beamten, vom Etatsrath an, Fröken (Fräulein) genannt. Jousfru (Jungfrau, Jungfer) werden alle unverheirateten bürgerlichen Abkunft genannt, welche keine Töchter der so eben genannten sind. Mansfeld wird wegen einer gewissen übeln Nebenbedeutung, welche auch in Teutschland durch die Russen in den Jahren 1813—1815 in Umlauf kam, in Dänemark von den Mädchen verschmäht, mit der Ausnahme, daß in einigen Gegenden die Gouvernanten (*Françoises*) Mansfeld genannt werden. Jungfru war in Schweden noch im 15. Jahrh. der Titel der Prinzessinnen gewesen. Im 16. Jahrh. hießen nur noch die Töchter der vornehmen Herren so; denn zur Zeit des Königs Gustaf Eriksson fingen die Prinzessinnen Fröken (Fräulein) zu heißen an, und so war es noch in den jungen Jahren der Königin Christina. Doch erhielten auch die Grafentöchter diese Ehrenbenennung. Erst im 18. Jahrh. ward sie allgemeiner⁵⁴⁾, d. h. kam auch für andere adelige Mädchen in Gebrauch. Früher als Fröken war aus dem Teutschen Fru in das Schwedische und Nordische überhaupt übergegangen und Titel der Prinzessinnen und dann auch anderer vornehmen Frauen geworden; doch hat der Gebrauch von Fru sich im Schwedischen nur auf Ehrenbenennung, in der Bedeutung von Madame und auf den Ausdruck Frau im hause, die Frau im Hause⁵⁵⁾, die heilige Maria⁵⁶⁾, z. B. värfraudag, unserer lieben, beschränkt, und nicht auch in allen seinen andern Bedeutungen⁵⁷⁾ verdrängt. Ähnlich

⁵¹⁾ Auch im Holländischen bedeutet Juffer ursprünglich ein Mädchen oder Adikt, und selbst Offizier. Als es später auch für bürgerliche Mädchen gebraucht ward, machte man bei den adeligen den Zusatz: *adelyke juffer*, *adelijffer*. ⁵²⁾ Holländisch *vrouwen* in der Bedeutung von *vrouwje*, Mädchen.

⁵³⁾ Im gemeinen Leben wird ebenfalls bei der Form Fräulein „die“ gebraucht. ⁵⁴⁾ Dähnert, *Dieß* von Dain Geschicht des Riche Schweden, aus dem Schwedischen übersezt durch Joh. Carl Dähnert. 2. Zyte. 1. Bd. S. 236. ⁵⁵⁾ Die eigentlich schwedischen Ausdrücke für Hausfrau sind: *metmoder* (Ehefräulein), *wärldina* (Wirthin in der alten Bedeutung von Hausfrau). ⁵⁶⁾ *Fräulein* jedoch, nämlich Marienbild (unser liebes Frauenbild im Plattteutschen, z. B. im bezauschelten Jungfer Marienbild. Brauerhauß heißt Jungferhauß. In schwedischen Phänomenen spielt nämlich Jungfru thyll mit Marie, z. B. Jungfru Marie hand, Jungfru Marie brodgras, Jungfru Marie skängria, thyll och baste: Jungfruhä, Jungfruhau, Jungfruhä, Jungfruhä, Jungfruhä, eine große Reile. Welche Pflanzen ward diese Reile benannt werden, f. bei *Waldenher*, *Flora Suecica* P. post. p. 1091. ⁵⁷⁾ Wie eigentlich schwedischen Ausdrücke wird Frau in der Bedeutung von Offizier durch *hustru* (auch durch das dem Teutschen entlehnte *Gemäl*) und *maka* (Gattin), *akta maka* (Ehegattin), und in der Bedeutung von Weib überhaupt durch *quinna* ausgedrückt, welches jedoch auch Schmeib bedeutet.

wird im Dänischen, wo auch *Kone* (altndisch *Kona*) noch im alten Gebrauche für Weib überhaupt und für Eheweib, Ehefrau steht, *Frue* als Titulatur für die Frauen, deren Männer in eine der Frauenklassen gehören, gebraucht, und ferner *Frueorden*, Frauenorden, Ritterorden für Damen, Fräulein, Frauenmädchen, d. h. die zur Aufwartung der Hausherrin bestimmte Dienstin, *Fruespeil*, Frauenpiegel (die Blume *Campanula speculum*), und ähnliche Zusammensetzungen, sowie auch *vor Frue*, unfer liebe Frau (die heilige Jungfrau Maria), und *Fruekirke*, Frauenkirche, sind auch theils aus dem Deutschen entlehnt, theils nach ihm gebildet. Auch ist dieses der Fall mit *Fruentimmer* (Frauenzimmer) mit seinen vielen Zusammensetzungen, vornehmlich *Fruentimmerkerlighed*, Frau-Weiblichkeit, *Fruentimmerakraeder*, Frauenschneider, *Fruentimmerkaabe*, Frauenmantel, *Fruentimmerstrømpe*, Frauen-Damenstrumpf, *Fruentimmerhat*, Frauenzimmerhut, *Damenhut*, *Fruentimmerwaerge*, Weiberwehr, Frauenwaffe. Auch ist das Wort in das Schwedische übergegangen, wo es *Fruntimmer* lautet, und man hat es dasselb zu einigen Zusammensetzungen angewendet, z. B. *Fruntimmerknekt*, Frauenschneider, *Fruntimmerkarl*, Weibermensch, d. h. einer, welcher den Frauenzimmern zu gefallen sucht. Im Holländischen bedeutet *Vrouwentimmer* 1) (soviel als *Vrouwenvertreck*, d. h. Zimmer, wo die Frauenzimmer sich aufhalten, und 2) das weibliche Geschlecht. Doch hat im Holländischen das Wort nicht so ausgebreitete Anwendung erhalten, als im Deutschen in engerer Bedeutung; denn im Holländischen wird z. B. der frühere Ausdruck: „das gesammte adelige Frauenzimmer“, gegeben durch: „i' adelyk jufferskap.“ Die ursprüngliche Bedeutung von Frauenzimmer war *Gynaecium*. *Gynaecium*, d. h. ein Theil eines Gebäudes, oder ein Gebäude, bestimmt zum Aufenthalte der Personen weiblichen Geschlechts. Da die Einrichtung eines solchen Frauenzimmers nur bei vornehmen Familien statthatte, war die abgeleitete Bedeutung von dem Ausdruck: „das Frauenzimmer“, d. h. mehrere Personen des weiblichen Geschlechts von gutem oder vornehmerm Stande, nämlich ein Collectivum ohne Metaphorik, während in den niedrigen Sprecharten, oder im gemeinen Leben dafür *Weibsbilder*“), *Weibslüde*, *Weibspersonen*, *Frauentute*, *Frauentrost* angewendet ward. Endlich wurde Frauenzimmer auch in der Einzelsprache gebraucht, nämlich: ein Frauenzimmer, d. h. eine Person weiblichen Geschlechts, und zwar Anfangs bedeutete es: eine vornehme Frauenperson. Diese frühere Bedeutung ist aber jetzt so ziemlich verschwunden; doch klingt es immer noch oder als Weibsperson, Frauenperson, oder gar Weibslüde oder Weibsbild. Daher wird für Frauenzimmer, welches jetzt die Bedeutung von Person weiblichen Geschlechts überhaupt hat, gewöhnlich *Dame* gebraucht, und man fragt vornehmlich in Gesellschaft des schönen Geschlechts selbst nicht etwa: waren viele Frauenzimmer auf dem Balle?

(oder nach früherer Sprachweise: war das Frauenzimmer zahlreich auf dem Balle?) sondern: befanden sich viele Damen auf dem Balle? daher auch der Ausdruck: *Ballbame* für den früheren Tanzangeführer.

Aus dem Obigen geht hervor, daß die ursprüngliche Bedeutung von Frau *Herrin* war, und wir sind so in den Stand gesetzt, die verschiedenen Ableitungen besser zu beurtheilen. *Stirnhielm* leitet es von dem gotischen *Fraine*, Samen, ab, und erklärt es durch *Conseminata* (Müßigkeits, Müßiggang). Kilian meint, daß die Herrin *Frouwa* genannt sei, gleichsam *Vro-hou*, daß sei Freude und Vergnügen bringend, ertheilend. Zwar ist *fröh*, altdeutsch *frawo*, woen *frawi*, *frewi*, Freude, und *frawen*, *erfruen*, *frawicho*, *fröblich*, *frewida*“), Freude, mit *Frouwa* (Frau) aller Wahrscheinlichkeit nach wurzelverwandt, aber die abgeleitete oder metaphorische Bedeutung, und als aus *Frö*, Herr, gebildet, anzunehmen. Perizonius leitet das Wort Frau von den cambrovitischen und dem armenischen (breitagnischen) *fraw*, schön, ab, und meint, es scheine vorzüglich für junge Frauenzimmer zu passen. Auch findet sich im Holländischen *frui*, auf, und adv., schön, häßlich, artig, wohlgeflattet, *fruiagies*, adv. artig, herzlich, fein, und *fruiheid*, *fruiyheid*, Schönheit, Artigkeit. Aber auch dieses ist wahrscheinlich eine abgeleitete oder metaphorische Bedeutung, und muß auf *Fröh*, Herr, zurückgeführt werden, da unter den mehreren Bedeutungen des Altteutschen, am besten von *Frö*, Herr, abzuleitenden und mit herrlich von Herr zu vergleichenden *Frönisco* heißt die von herrlich, vorzüglich, rein, schön“) ist; denn die herrschenden Geschlechter, z. B. auf den Säbseinseln, pflegen wegen ihrer größeren Sorgfalt, die sie auf die Pflege ihres Körpers, oder weil sie von einer andern Menschentraut welche die Ureinwohner unterworfen hat, stammen, schöner als die Dienerinnen zu sein. Deshalb werden in der Rigshala Thrael (Sklave) der Stammvater des Sklavengeschlechtes als mit schwarzer Hautfarbe, runzeliger Haut der Hände, knotigen Handgelenken, dicken Fingern, bäuglichem Antlitze, krummen Rücken und langen Fersen, und Thyre (Sklavin), seine Gattin, mit Narben an den Fußsohlen, schwarzgebrannten Armen und eingebrühter Nase begabt; Karl (Bauer), der Stammvater der Bonden (Bauern), als röthlich (von Haar) und roth (von Wangen) und mit rollenden Augen, und Jarl, der Stammvater der Könige, als bleich, (d. h. weißgelb) von Haar und von hellen Wangen und fliehenden (scharfen, lebhaften) Augen beschrieben. Dieses

57) Die Nachweisungen über diese altteutschen Wörter s. bei Schiller, *Glossa*, Text. p. 323, 324. 58) *Glossa*, Mon. p. 385 *nitente*, *fronico*, p. 331 *munda frunista*, p. 338 *nindicorum*, *fronico*, p. 141 *meliorum*, *fronico*, p. 331 *mundicorum*, *fronico*, p. 388 *apud frunista*, p. 388 *deceat frunista*. Mon. *Glossarium theotico-latino ex antiquis Codicibus Bibliothecae Regiae Monacensis concinnatum*, in dessen *Erörterungen*. I. Bd. S. 212: *Frönisco* v. *uhen picta*. Dittich 2. Buch. Cap. 27. S. 92: *Thio frönisco* *blomom*; 4. Buch. Cap. 11. S. 188: *frönisco* *wine* (*vinum gnosco*).) Etymologisch (bei Herd. Richter, *Gramm. der Kröit.* I. Bd. I. Abth. S. 4.) : *frunio* githigind, herrliche Göttergötter, herrliche Degen (Krieger).

58) Auch war *normals* *Vrouwenbilde*, d. h. Frau, nicht ungerade (s. *Schaker*, *Don*, *Fuld*, p. 339), kommt jedoch nicht so häufig vor, als *Weibslüde*.

ist wichtig bei der Ableitung des Wortes Freyja, der altnordischen Form des althochdeutschen Frowa (Frau). Dieses ist offenbar verwandt mit frei, gotisch freis, althochdeutsch, altslawisch, altnordisch, schwedisch und dänisch fri; holländisch vrij; angelsächsisch free, freola, englisch free, wie das Angelsächsische veranschaulicht; denn hier *) haben wir Fréa, Herr, Fréo, Herrin, Frío (frío wie ein Herr ist, frei, Fréot, die Herrschaft, Freiheit, Fréoscipe, die Freiheit, Fréols (Fréolans), Freiloh, v. b. der freie Mann, Fréobrit, Herrrecht, Recht des Freien, Fréolac, Herrengabe, freie Gabe, Fréols, Herrentag, Ehrentag, Fest, freolsan, ein Fest freien, Freólsung, die Festfeier, gálfréols, lustiges Fest, Carneval, fréolæ, herrlich, schön, fréodun, freodun, zum Herrn oder zur Herrin machen, wie einen Herrn oder eine Herrin ehren, lieben; davon Fréodun, ehrender, liebender Freund. Wir brauchen daher nicht mit Joh. Georg Wachter **) und Finn Magnusen ***) für die Göttin Freia und für Freya in Hus-Freya und Frea der langobardischen, in teutscher Form Frowa (Frau) und daraus unordnordisch Fru, Frue, ein anderes Burjelwort zu suchen und zu sagen: die nordische Venus Freia, welche abzuweichen entweder von frid, schön, cambridnisch fraw, oder von (at) fria, lieben, freint, gotisch frium, lieben, isländisch friðr, amor, gotisch friathwa, dilectio. Aber wie das angelsächsische fréodun veranschaulicht, ist auch das gotische frijon (altnordisch fria) ein aus dem gotischen freis frei entsprungenes Wort **), und auch das nordische friðr, schön, ist aus fria, lieben, freint, gebildet. Hieraus geht hervor, daß die Göttin Freyja, langobardisch Freia, thüringisch Fräa, wenn wir annehmen, daß sie Liebe bedeutet habe, in abgeleiteter Bedeutung gebraucht worden sei, und der Buzel und der Widung nach ein sei mit Freya in HúsFreya (Haus Herrin), Freia der langobardischen Götze, althochdeutsch Frowa, Herrin, und alles dieses auf Freyr, oder in anderer Form Fró (Herr) zurückzuführen sei. (Ferdinand Wachter.)

FRAUEN (ihre Rechts- und sonstigen Verhältnisse bei den keltischen, germanischen und slavischen Völkern¹⁾).

1. Kauf der Mädchen und Weiber zur Ehe. Bei diesem Gegenstande hat besonders das Port Kamp (Kauf) verwirrend gewirkt. Man hat, indem man dabei die Sitte der andern Völker, nach welcher der Bräutigam dem Vater des Mädchens dieselbe ihm abkauft und noch jetzt abkauft, vor Augen genommen, und gemeint, dasselbe habe auch bei den Germanen stattgehabt. Ob dieses in den vorgedachten Zeiten geschehen, darüber läßt sich Nichts bestimmen. Gewiß aber ist, daß Tacitus des Kaufes der Mädchen von den Andern nicht ge-

ent. Er sagt'): Die Mitgabe (dotem) bringe die Ehefrau nicht dem Manne, sondern der Mann der Frau dar. Die Ältern und Blutsverwandten seien dabei und präsen die Geschenke, Geschenke, welche nicht zu weiblicher Erghlichkeit ausgeführt seien, und mit welchen die Kewermähle nicht geschmückt werde, sondern Rinder, und ein gezeugtes Roß, und ein Schild, nebst Framae und Schwert. Auf diese Geschenke werde die Frau genommen, und sie auch bringe dem Manne Waffen dar. Dhalten sie für das größte (seffeste) Band, dies für die ehelichen Gesittungen'), dies für die ehelichen Sötten. Damit das Weib sich nicht ausserhalb der männlichen Gesinnungen, nicht ausserhalb der Beschäftigung der Schlachten dünke, werde sie gleich bei dem Beginn der Edermahnt, sie komme als Gefellin der Arbeiten und Gefahren, als eine, die dasselbe im Frieden, dasselbe in der Schlacht erdulden und wagen werde: dieses künftigen ihr die zusammengelegten Rinder, dieses das gerüstete Pferd, dieses die gegebenen Waffen an. So müsse sie leben, so müsse sie sterben; sie empfangen, was sie unuerstet und würdig ihren Kindern übergeben solle, was ihre Töchter wiederum empfangen und wiederum den Enkeln überlassen solle. Zierhen wir hier von die römischen Ansichten des Tacitus ab, so erhalten wir dieses: Bei den alten Teutschen stalteten die Ältern die Mädchen nicht aus, sondern dieses mußten die thun, welche sie beiratheten; samentlich mußten sie der Braut ein gezeugtes Roß geben, damit sie als Frau den Mann auf den Feldzügen begleiten konnte. Der größte Reichtum war, wie Tacitus an einer andern Stelle bemerkt, zahlreiche Heerden. Der Mann mußte also, wenn er eine Ehe einging, dafür sorgen, daß der Stamm zu einer Heerde gegeben wurde, welche die Frau und die Kinder ernähren konnte. Dieses war der Zweck der von dem Manne der Frau dargebrachten Kinder. Auf die Kinder erbtien auch die ihr dargebrachten Waffen. Daß auch die Frau dem Manne etwas Waffen brachte, hierfür geht der Grund aus dem langobardischen Rechte (*Liutprandi Leges*, Lib. VI. Cap. XIX. De donatione, quae sine unctione aut sine launchild facta est, minime stare potest) hervor. Lannechild, Löbngeld, Belohnungsgeld, bedeutet Gegengeldchen. Die Frau mußte also dieses geben, das mit das ihr von dem Manne gegebene Verlobungsgeldchen oder die Verlobungsgeldchen ihrer Gültigkeit hatte. Ein eigentlicher Kaufpreis waren die Geschenke, die der Mann der Frau darbringen mußte, nicht, sondern der Mann mußte nur die Begründung eines sicheren Unterhalts für die Frau und die Kinder übernehmen. Die von Tacitus beschriebenen Geschenke waren ferner von der Morgengabe verschieden, wie aus den angeschlossen Gesetzen, Adelsbirth's Gesetzen 76—80, hervorgeht: Wenn Jemand ein Mädchen') kauft mit Kaufe, sei er verkauft') (v. b. fr

59) Nach Leo, Erklärendes Verzeichniß der angelsächsischen Wörter, zu dessen altsischischen und angelsächsischen Sprachproben S. 151. 60) Gloss. Germ. col. 484. 61) Specimen Glossarii p. 680. 62) Wichtig bemerkt Junius, Goth. Glossarium p. 172: *Isopum vero frigen (amare) videtur esse a frigore liber.*

1) Um Eibierhötungen zu vermeiden, hat man hierbei die Kräfte Khe, Entführung, Erbrecht, Fränkisches Recht noch zu berücksichtigen dem Leser überlassen, der letzteren überflüssig wegen aber das Ganze in verschiedene Abschnitte zertheilt.

2) Germ. 18. 3) Bei Schmid S. 6. 4) Gift man maegdh
gebighd keapi; es ist hier von einem freien Mädchen die Rede,
wie aus dem Zusammenhang hervorgeht. Nicht Jo Geßg 81—84:
Gift man maegdman nede genimedh, wenn Jemand eine jung-
fräuliche Sklerin mit Gewalt nimmt (entführt), (bist er) dem Ge-
benden (tham geende, d. h. ihrem Herrn) 50 Schillingar, und noch

der Kauf gültig), wenn kein Betrug dabei ist; wenn aber Betrug dabei ist, so bringe er sie nachher heim und man gebe ihm seinen Schatz (die Kaufsumme) zurück¹⁾. Wenn sie ein lebendes Kind gebiert, habe sie den halben Schatz²⁾ (die Kaufsumme), wenn der Mann eher stirbt. Wenn sie mit den Kindern ausscheidet, habe sie den halben Schatz. Wenn der Mann (die Kinder) haben will, (habe sie) wie ein Kind. Wenn sie keine Kinder gebiert, haben die väterlichen Aeltern das Vermögen und die Morgengabe, oder mit den Worten der Urchrist: *facdering magas hok* *) *agan* und *morgengyfe*, wo *hok* soviel ist, als das wiederholte vortergebende *skakt*, Schatz, d. h. hier Kaufschaz, Kaufsumme. Aus den gesetzlichen Bestimmungen geht zugleich hervor, daß es kein eigentlicher Kauf war, nämlich daß den Kaufschaz nicht die Aeltern erhielten, sondern die Frau und die Kinder. Im Betreff der Bürgschaftsbruch ist. Knut's Befehl §. 72³⁾, mit der Überschrift: *Nemo nuptus foeminam invitavit*, bestimmen: Und Niemand nötige Weib, noch Mädchen zu dem, der ihr mißfällt, noch verkaufe (Niemand sie) um Schatz⁴⁾, außer wenn er etwas eignes Dankes (aus freien Stücken) geben will. Hier scheint es, als wenn aus dem uneigentlichen Kaufe, wie wir ihn bei Tacitus und den früheren angelsächsischen Gesetzen finden, mit der Zeit mißbräuchlich ein eigentlicher wirklicher Verkauf geworden sei, natürlich aber nicht allgemein. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß der Freier außer dem, was er vertragsgemäß dem Mädchen oder der Witwe, die er heirathete, aussetzen mußte, auch ihrem Vater oder Vormund Geschenke versprach und nach Erlangung seines Zieles gab. Procrus (I, 109) sagt nämlich: Die gebrück ist noch bei den Ditterschen, das se ehre dichter ahne brattschat verloran u. heehlichen, u. schenket u. betaelter der brudegam den, in welcher ge-

walt de bratt is, so vohle to, als under ehnen bewilligt u. belevet worden. Dieser vererbliche Gebrauch, der Nichts zur Sicherung des Lebensunterhaltes der Frau und der künftigen Kinder der neuen Familie beitrug, sondern nur eine Abfindung mit dem Vermögen des Mädchens oder der Witwe war, kann nicht allgemein gewesen sein, wenigstens nicht als Hauptfache betrachtet werden, sondern kann nur eine Nebenfache bei Begründung der künftigen Ehe gewesen sein. Bei den germanischen Scandinaviern z. B. spielte der Mundr eine größere und andere Rolle, als daß er hätte das Geschenk für den Vater oder den Vormund des Mädchens sein können. Es gehörte nämlich zu einer auf das Festeste geschlossenen Ehe, daß das Mädchen, oder das Weib mit Mundi gekauft war⁵⁾. In der *Gripis-spá*⁶⁾ wird Sigurd fragend eingeführt: *Mun ek mey na, mundi kaupa*, werde ich das Mädchen⁷⁾ erlangen, mit Mundi (um Wahlschatz) kaufen. In der *Fafnis-mál*⁸⁾ weisagen die Aelterweibchen: *thá mundu*, Sigurdur, mundi kaupa, die⁹⁾ wirst du, Sigurdur! mit Mundi (um Wahlschatz) kaufen. In der *Egils-Saga*¹⁰⁾ wird erzählt: *Harde* sagte, daß sie würden Zeugen dazu schaffen, daß ihre Mutter war mit Mundi (um Wahlschatz) gekauft. Die obigen Stellen finden man versichert überführt, die der *Gripis-spá* durch: „*marita dote eman*“, die der *Fafnis-mál* durch: „*eam manere sponsalicio coemes*“, die der beiden genannten Eddalieder ferner durch: „*um Mitgift kaufen*“, und besser durch: „*um Wahlschatz kaufen*“; endlich die Stelle der *Egils-Saga* durch: „*testes facile adduci posse, in matris nuptias, justa donatione maritali confirmata*“¹¹⁾. Eine der mehreren Erklärungen für die *Sage*

dem Kaufe er (sie) von dem Haben den (von dem Eigenthümer, aus dem agende) nach seinem Willen. Wenn sie einem andern Manne um Schatz (Wohl, Mühe) verlobt ist (ist) sich odhrom maen in acat bewydot al), hüfe (man) 20 Schillinge. Wenn sie schwanger wird, 35 Schillinge, und dem Kinde 15 Schillinge. Wenn Jemand bei eines Elavens Weibe (mit eines cwyman) liegt bei ruhigen des Mannes, hüfe er es doppelt. 3) In der Urchrist gekesopd ay, ist sei gefauft (Schmid S. 6: „so ist sei um das Gut gefauft“), das hüfe; ist sei am den Kaufschaz oder die Kaufsumme gefauft; es soll wohl heißen: ist der Kauf gültig.

6) und him man his akeat agefe. 7) heallie akeat age; ist ist zu suppliren; und die andere Hüfte habe das Kind. 8) Nach richt andern merkwürdigen Erarkt wird magas ausgefloffen (f. Schmid a. a. O. S. 6), und wir erklären dann healliege-sch, welches die Gut, welches dann dem Phaedrophilum, Fäderlein (Waterschaden, Wasser, d. h. das Vermögen oder Geld, was eine Heilkränze von ihrem Vater, oder wenn dieser todt war, von ihrem Bruder erhielt) entspränge. 9) Gift man ist gebeyge (beugen).

10) und seo forðe ne cume. 11) Sie; Weib, Vermögen, hier Kaufschaz. 12) Bei Schmid S. 168. 13) ne wíð skennte ne sylle.

14) *Gad m andus Wagnás* bemerkt zu *Aegisdrekka* Str. 42. B. 1: *Notetur simul antiquitas moris, quo apone emebatur auro l. pecunia a marito data, nam alia legitimum aut validum posterioribus, non cenebatur conjugum, ut docui in Glossario Niala-Sagae, voce huanur-mundr* (d. h. Weibes-Mundr); in anderer Form *Koser-Mundr* (denselbe Weibes-Mundr); f. den index zur *Grágas* unter *Koser-Mundr*. 15) Str. 13 in der großen Ausgabe der *Edda Samundar*. 2. Ab. S. 138. 16) *Brenniból*. 17) Str. 41 *denstest* S. 183. 18) *Mundi* Gudrun. 19) In der großen Ausgabe der *Edda Samundar*. 2. Ab. S. 138, und *baga* bei *Knering*: „*Nun quaeso mihi contingat pretio virginis emere? Antiquitas quo quaquam uxorem duceret, munus acroto stipulatum solvere tenebatur*.“ 20) *Ebensteinst* S. 183, und *baga* die *Knering*: „*Quod antiquius quiquam uxorem duceretur patri aut caritati aponeae munus quoddam pacisceretur, prii docti abunde probarunt; vid. Thorsenium de veterum Norrenum matrimonii*“, nämlich Antiqu. boreal. observat. miscell. Spec. IV. p. 20 etc. 21) Die *Widder Grimm*, lieber der alten *Edda* S. 143 u. 202, mit *Bewerung* auf das, was *Thorlacius* a. a. O. über die *Reinart*: *mundi kaupa*, und das dabei ähnliche *Recht* sagt. 22) *Eubwig* *Stemmler*. Die lieber der *Edda* von den *Widder*en. *Stabrimende* *Betrüfung*, nebst *Erklärung* S. 5 und S. 19, und *baga* (S. 5) die *Knering*: „*Nach allgemeinerer Sitte kaufte der Mann sein Weib was er gab, hies Wahlschatz*.“ 23) *Egils-Saga* also *Egill Skallagrímur* Vita. *Es manusculis legati Arno-Magnae* cum *interpretatione latina*. (Havniae 1800.) p. 40, und *baga*: *Mund* (rectius *mundr*) *nunc pro dote, nunc pro donatione propter nuptias accipitur; hic donationem denotat*.

überhaupt ist: „Der Mann mußte das Mädchen, das er heirathen wollte, aus der väterlichen Gewalt, aus dem Munde des Vaters, oder der Stellvertreter desselben lösen.“ Diese Lösungsgabe selbst, der Preis gewissermaßen der Frau, hieß munder, konarmunder²⁴⁾. Gewiß ist, daß munder zwei Bedeutungen²⁵⁾ hat; einmal heißt es Geld überhaupt, zweitens das, was bei Eingetung der Ehe, und zwar vor Vollziehung derselben, der Mann der Frau gab. Es bestand dieses nicht blos in Geld, sondern auch in liegenden Gütern, Vieh und andern Dingen: daß nicht der Vater oder der Vormund des Mädchens oder der Witwe, sondern die selbst den Mund erhielt, geht aus Folgendem hervor. In der Aegis-Dreckka²⁶⁾ sagt Sozi zu Freyr: Gulli keypta lanta Gymis dottur, mit Geld kaufen läßt du Gymir's Tochter. Dieses bezieht sich auf die Für Skirnir's, in welcher Freyr's Brautwerbung zu Stornir sagt: Eilf²⁷⁾ ganz goldene Äpfel habe ich hier, die werde ich dir, Wertur! geben, diese zu verkaufen (sriðit au kaupna), daß du sagst, daß Freyr als der dir angenehmste lebe, und kurz darauf: Denjenigen Ring ich dir dann gebe, der verbrannt ward mit Dithin's jungem Sohne²⁸⁾. Ach! fast gleich schwer, welche herabstufeln jede reichte Nacht. Freyblüt sagt in der Sigurdar-Quida Fasnisbann III. ²⁹⁾: Mir gefel mehr im Gemüthe, die Schätze zu empfangen, die roten Ringe des Sohnes Sigamund's, denn

24) Hirtner, c., Einiges über das Leben und die charakteristischen Züge im Leben des Priesters, der bei E. Kerschmann, philologisches Taschenbuch. VI. Jahrg. (1835.) S. 670, wo weiter bemerkt: an der Stelle dieses Aufsatzes habe, wie es scheint, wie im jüdischen Alterthum es auch Arbeit gegeben, die Frau aber vertrieben werden können. Die Kyrrhygia-Saga (im 28. Cap.) erzählt: Hall wußte wohl Elne's Tochter, Aelien; er hatte aber kein Vermögen. Andererseits fürchtete Elne Hall's derlistige Tapferkeit, und wollte weiter ablocken, noch zulegen; er erklärte also: „Ich will nach alter Sitte die schwärzeste Arbeit aufsuchen, mit denen du die Braut bekommen sollst.“ Aber die Kyrrhygia-Saga ist kein rein geschichtliches Werk, sondern eine Fabelsammlung. Auch Wahrscheinlichkeit mag das bei Verfassern des 19ten Jahrhunderts nach dem Vorbilde der jüdischen Alterthümer geblieben.

25) Einde von beiden Bezeichnungen die ursprüngliche

25) Beide von beiden Betrrefften die ursprüngliche
 war, ist sich nicht ermitteln. Im Betreff der Ableitung sagt
Vin Magnanus, Specimen Glossarii zum 2. Bdt. der großen Zug-
 gab der Böda Saemundur S. 722, nachdem er sich im Betreff der
 Stelle der Fahn-ähn- als „*munus apsoniatum*“ und im Bet-
 treff der Stelle der Grip-ähn- als „*dos marita*“ bedeu-
 tungs- und bemerkt hat, daß es übrigens *Seid* (*peunia*) bedeute;
 „nichts ist von moos. Handl. dgl. hat lateinische *moos*“ *Blow*,
Handl. dgl. d. Diction. V. 11, p. 2. *Mund*, n.
 „*Medgitt*, *manipulus*“, *Handl. dgl. d. Diction. V. 11*,
 zeichnung auf die letztere Bedeutung einen Beiz auf der Grotta-
 Saen an. Tr. Gd. Fdr. Dietrich, Kitternbergs Lebensb. Mit
 überprüfender Grammatik und Uebers. S. 265: „*mund* m. 1) Kauf-
 preis der Frau, 2) Mähne: at *muodum*, *büchertich* zum Ge-
 schent.“ 26) *Str. 42*, c. 168. 27) *Str. 19*, — 21, c. 77.

28. Sie sagt ja, weil sie sich Anfangs weigert, Frey'n zu be-
weihen, daß sie weder die Äpfel, noch den Ring annehmen wolle,
da sie in Ouzel's Hofe nicht an Götze mangle, & mit dem
Baire zu theilen. Da sie aber, durch Edmünd's Beförderung ge-
schreckt, endlich in die Verbindung mit Frey willigt, so muß man
schließen, daß sie für ihn den Frey's Besantwerber angebotenen Äpfel
und den Ring angenommen habe. 29. Des Stabreims weise

eines andern Mannes Gold") wollt' ich nicht. Ddbrun
singt im Odrräner-Grat": Sie (Gunnar und Hogni)
boten frühzeitig reiche Kämme meinem Bruder (Atli) und
unkleine Hüfen"). Er bot ferner für mich 15 Hölz
(landwirthschaftliche Hölz), die Seitenbüden Grani's (d. h.
Gold), wenn er (Atli) sie haben wollte. Aber Atli sprach,
daß er niemals wolle, "Mund") von Atli's Söhnen.
Hier könnte man annehmen, daß von einem eigentlichen
Kaufe") die Rede sei; aber oben ist zugleich von dem
Aufgebote die Rede, und zuletzt spricht Atli als seiner
Schwester Ddbrun Vormund. Enorri Eriulfson sagt in
der Vönglinga-Saga") von Hildibr: "Er ging zu he-
ben") (beirathete) die Tochter Audi der Königin und
gab ihr zum Munde") (zum Waisenhause, zum Braut-
gatte drei Großhöfe") und ein goldenes Halsband").
Der Ederertrag") dieß kaupmæli (Kaufverabredung).
Die Schließung desselben, welche dradkaup") (Braut-

33) annus matris cura. 33) Vir. 29. 30. 34) haec
satisfactioem, nämlich zur Befriedigung des Leibes der Bräut-
vermählung, welchen ihr Bruder Albi den Ehenen Günstigst befürcht.
35) Geld oder Wählzins; die letztere Bedeutung ist die wahrschein-
lichste, denn weiter unten ist davon bei Rede, daß Edbrun danach
mit Gunnar'n in eine geschlechtliche Verbindung getreten. Aber diese
war freilich eine uneheliche, weil der Mundr (Wahlzins) von Ed-
brun's Bruder und Ehemann juradelfingens weichen war. 36) Finn
Magnusen, Coetatus Carinarius (im J. Bde. der großen Zugabe
der Föda Samundar S. 945). bemerkt zu: Giukiani Ali
offertur satisfactioem ob Brynhiildae suicidium et dotem
ingentem sive antipthernam pro Oddrunna Gunnari i matrimonio
acquiritura, folgebend: Pretium, nempie sponsas, universi
autem carissimi amici qui illam olim apud Graeca et Scandis
receptam aut. Cfr. so. deoctionibus hae. Hicvici d'apostolionem
de matrimonii borealem p. 28 etc. collatum cum alia
et. Engratofiti om Quidintianets Knar i det gamle Norden.
Hinc اسپانیا Islandia adhuc vocatur Knar): cœntio (spone-
se) etc. De Agnoscum (In priorem Scandorum modum)
duplice docto vide Ephinstane Beschreibung von Cabul, Weimar
1817. I. 285. Doch ich zu dem Liebe (ist) S. 352 zu Fuß statum
bemerk: Das a marito sponsas oblata hic intelligenda est, quæ
hocdie uxor fore obolevit, und zu Es han haia wiidi: Attalus
nimium, frater Oddrunne, tam in ejus dotem, quam in satis-
factionem necis Brynhildæ, und Mund (Xcussati) ist durch:
„antipthernam“ gegeben. Alt Müller (S. 60) gibt es hier nicht,
was er ten beiden andern Stellen der Gedächtnis, durch Wahlzins,
sondern des Strohzeines wegen führt: „Gragden“, und „den
denn“, dagegen, b. f. Beiden für: Braut, bis und deren
Ehe, „Kringla“, S. 37. 38. 39. 37) Göttinger, der Heime-
kringla, überlebt den Erb. Thodir. 1. Bde. S. 46. 38) geht
at eiga. 39) at mundi. 40) III. stórshæll (Reinhardt) stór-
hæll. Eingibt stórhæll. 41) gullmea. 42) f. Niala-Saga.
Cap. 9 und 13. S. 17 und 23. 43) So nach der Festart der
Olafa Saga Helga erst Ginfidrigst Cap. 87 (in den Farmanna-
Sögur. J. Bde. S. 196), nach Olafa Saga Helga in der Heima-
kringla Gap. 88 (in den deutschen Zugabe J. Bde. S. 131) bräu-
gatt. Brautjungf., b. f. geweiht. Doch hat auch brandkap ist ob-
gelegte Scheidung von Göttinger, weshalb Anmerkungen Hylton,
Scripta Historien Islandorum. Vol. IV. p. 188 die Stelle gilt
durch: optine regi Olavi et Austrie reginae magno splen-
dere. Diabratum ante. Aldra Hadardora, Lexicon Islandico-Lan-
guage. Vol. I. p. 114 sagt: Brandkap, n. nuptiae, pro-
positio sponsalis. Brandp. b. f. Göttinger, n. nuptiae, des
höchlichen Treuelei, b. f. Göttinger, n. nuptiae, des
hochzeitlichen. Brandkaps-sale, m. nede, gaudium, n. nuptiae
Bryllyttale (Göttinger) : hoar Gildet holdan (wie das Hof-
fest gehalten wird). Brandkaps-vectala, f. convivium nuptiale.
Bryllyttale (Göttinger), b. f. Göttinger.

lauf) hieß, wurde durch ein Trinkgelag gefeiert. So z. B. heißt es in der Saga al Olafs hinom helza: ok var þá drukkitt brúðkaup“) Olafs kondags ok Ástríðar drotniegjar meðla vegsemd mikilli, und varð da“) getrunn der Brautlauf des Königs Olaf und der Königin Ástríð mit großer Pracht. Von einem wirklichen Kauf ist aber dabei natürlich nicht die Rede, sondern Ástríð's Vater gab ihr eine Mitgift. Diese Ástríð ist die Tochter des Königs Olaf von Schweden und ward an den König Olaf den Diden (den Reiligen) von Norwegen verheiratet, und ist nicht zu verwechseln mit Ástríð, Gírf's Tochter, der Gemahlin des Königs Olaf Tryggvason, Mutter des Königs Olaf Tryggvason, welche, wie man dichtete, durch Elfenhandel nach Westenland kam und von Robin aus der Sklaverei losgekauft und geheiratet ward, ein Fall, der also nicht hierher gehört.

Die Lex Wisigothorum III. Tit. II. 2. Antiqua schreibt vor, daß wenn ein freies Mädchen zu irgend einem Freien, um ihn als Mann zu erhalten, gekommen, bevor er mit dem Ältern des Mädchens (puellae parentibus, d. h. falls es älternlos ist, mit andern Blutsfreunden derselben) gesprochen hat, und wenn er erlangt, daß er sie für Brau haben soll, pretium dotis parentibus ejus (nämlich des Mädchens), ut iustum esse impleatur. Kann er aber jenes nicht erlangen, so soll das Mädchen in dem Willen der Ältern stehen. Weil sie ohne Wissen

und Einwilligung der Ältern von freien Stücken sich mit einem Manne verbunden und die Ältern sie nicht wieder zu Gnaden angenommen haben, so soll sie in dem Vermögen ihrer Ältern mit ihren Brüdern nicht nachfolgen dafür, daß sie ohne Willen der Ältern zu leicht an einen Mann übergegangen ist. Wenn jedoch die Ältern ihr etwas Schenken wollen, haben sie Gewalt dazu. Ebenfalls Tit. III. Lib. III. verordnet König Riccard, daß, wenn die Ältern eines früher verlobten Mädchens mit dem Käufer desselben im Einverständnisse gewesen sind, gezwungen werden sollen, den Preis ihrer Tochter (pretium filiae suae), welchen sie mit dem früheren Verlobten festgesetzt hatten, diesem Verlobten vierfach zu zahlen. Überdies sollte der Käufer nach der Vorschrift der Gesetze dem Verlobten als Sklave zugerechnet sein. Ebenfalls Tit. IV. Lib. II. Auriqua“) heißt es: Wenn zwischen dem Verlobten und den Ältern der Verlobten entweder vielleicht mit einem Weibe selbst, welches erst über sich verfügen kann, durch Übung eines Preises, und wie Gewohnheit ist, durch eine vor Zeugen getroffene Vereinbarung wegen einer künftigen Ehe, oder mit den Blutsfreunden“) derselben, welchen das Gesetz die Gewalt ertheilt, eine Bestimmung gemacht worden ist, und nachher das Mädchen oder das Weib ein fleischliches Vergehen“) begangen zu haben, an das Licht gebracht wird, oder sich vielleicht einem andern Manne verlobt, oder in Ehe sich verbunden zu haben überwiesen wird, so soll sie zulasten mit dem Hurer oder unrechten Ehemanne, oder dem unerlaubten Verlobten, mit welchem sie sich gegen die frühere Bestimmung zu verbinden gewagt hat, in die Gewalt des ersten Verlobten überliefert werden, daß sie als Sklaven mit allem ihrem Vermögen dienen, wenn nämlich jener Hurer oder Übertreter (transgressor), wenn jenes Weib keine Kinder aus einer früheren Ehe haben. Wird erwiesen, daß sie eheliche Kinder haben, so soll dann alles Vermögen diesen Kindern gebühren. Sie selbst aber, das heißt, (solange) jenes verbrochenste Weib, als auch jeder Mann, von welchem erkannt wird, daß er mit jener sich fleischlich vergangen“), oder verlobt, oder mit sich in Ehe verbunden habe, so werden sie in die Gewalt desjenigen, welchem das vorerwähnte Weib zuerst durch Vertrag verlobt“) war, übergeben, daß er mit denselben zu thun, was er will, die Gewalt habe, und der Preis lehre zu demjenigen Verlobten, der ihm gegeben hatte, zurück. In demselben Titel VII. Antiqua“) wird bestimmt:

44) Dann über das Vergehende (s. den Abschnitt Heimlicher in gegenwärtigem Artikel. 45) Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 422 stellt zu mund: kaup und brúðkaup, schwedisch brúðkaup, auch die Überschrift des 92. Capitels der großen Olafs Saga Tryggvasonar I. Bd. S. 183 fg., nämlich Loðinn kaupir Ástríð, Loðinn kauft Ástríð. Aber der Inhalt des Capitels ist: Loðinn, der erst auf Rauffahrt (Handelsreise) und manchmal auf Perung ist, thut in einem Sommer eine Kauffahrt (kaupferð) nach Austrwegr (die Fingegau) und hat viele Handelsleute (mikinn kaupver). Er segelt nach Windlaud (Wendenland) und ist dort auf Rauffahrt (kaupferð), Markt, Messe) den Sommer über. Während der Markt (markaðinn) besteht, wird dahin gebracht viele Art Kaufschaff (marghekar kaupskapur, vielerlei Waaren). Dabei kamen viele Sklaven sell (thar kom mart mannsali). Man ist nämlich und bedeutet mancipium, sonst männliche, als weibliche Sklaven. Daher das Wort Mansal (Dativ und Ablativ Mansali), Sklavenverkauf, Sklavenhandel. Dort sah Loðinn ein Weib, welches durch Sklavenverkauf verkauft worden war (hona nákkura, er sold hastlich wie man soll), und erkannte, daß es Ástríð, Gírf's Tochter, war, welche König Tryggvason's Claffen gehört hatte. Sie sagt: Ich bin durch Sklavenverkauf verkauft worden (ek hefi vorit sold mannsali) und bin nun hierher gebracht, um verkauft zu verkaufen (at seljast). Da sah Ástríð, daß er sie kaufen (at haun mundi kaupra hana) und sie heim zu ihren Blutsfreunden bringen möchte. Loðinn antwortet: Ich will die Bedingung dabei machen, daß aus der Sklaverei zu erlösen und heim zu mir zu bringen, wenn du mich beiraten willst. Ástríð, in solche Noth gekommen, und erwidend, daß Loðinn ein tapferer und reicher Mann aus großem Geschlechte war, verließ ihm jenes zu ihrer Befreiung (til frelsis vor). Hier auf kaufte Loðinn Ástríð (stokan keypti Loðinn Ástríð) und brachte sie mit sich heim nach Norwegen. Loðinn heiratete sie wieder mit dem Reize (Reizess) ihrer Blutsfreunde (sekk Loðinn hana með átt at frændra ráði). Es ist also hier von einem ungewöhnlichen Falle die Rede, und er kann nicht zum Beweise angeführt werden, daß die Eingetung der Ehe bei den Nordmännern durch wirklichen Kauf geschichtlich gewesen.

46) Mit der Überschrift: Si puella vel mulier dissoluta adultæras reperiatur (d. h. ein fleischliches Vergehen begangen zu haben entdeckt wird). 47) Nämlich solchen, in deren Gewalt das Mädchen, wenn der Vater desselben gestorben war, sich befand, als Großvater, Bruder, Vater- und Mutterbruder u. s. w. In der Überschrift steht bloß parentes. Das hierunter nicht bloß Ältern zu verstehen, geht aus dem Folgenden hervor, wo es heißt: cum parentibus ejus, quibus lex potestatem tribuit, videtur datus missus videtur, wenn bloß Ältern gemeint wären. Vergl. Tacitus, Germ. 18: Dotem non uxoris marito, et uxoris maritus officio. Interdum parentes et propinquos, ac munera probant esse. 48) adultæras, hier für geschlechtliche Unzucht, nach altem Ausdruck Furor. 49) Nam adultæras. 50) cum primum predicta mulier paeta fuerat. 51) Mit der Überschrift: Si puella vel

Wenn ein freies Mädchen oder eine Witwe in ein fremdes Haus gekommen, um als Bedienstete zu dienen⁵²⁾, und er will sie zur Ehefrau haben, und die Blutsfreunde sind es zufrieden, daß sie sich haben wollen, so gebe er den Ältern⁵³⁾ (oder den andern Blutsfreunden, nämlich parentibus) den Preis⁵⁴⁾, soviel als die Blutsfreunde (parentes) des Mädchens haben wollen, oder soviel als er mit dem Weibe selbst übereinkommen kann. Das Mädchen aber habe von dem Vermögen der Ältern mit ihren Brüdern keinen Theil, wenn die Ältern nicht wollen. Hierbei fragt sich jedoch, ob die Ältern oder andern Blutsfreunde das pretium wirklich so erhalten, daß es ein Theil ihres Vermögens wird, oder ob nicht vielmehr das pretium darum den Ältern oder andern Blutsfreunden übergeben wird, damit es dem Weibe gesichert ist, das heißt, daß es ihr der Mann, unter dessen Gewalt sie nun ist, nicht willkürlich nehmen kann. Daß das pretium als Gabe für die Frau gelten sollte, wird deswegen um so wahrscheinlicher, weil in die Bestimmung der Größe desselben nicht bloß die Ältern zu rufen hatten, sondern das Gesetz sagt: vel quantum ei (dem, der sie heirathen wollte) cum ipsa muliere convenire poterit. Die Lex Burgundionum besagt Tit. XII. De raptu puellarum: Wenn ein Mädchen, welches geraubt worden ist, verloben zu den Blutsfreunden (parentibus, vornehmlich Vater oder Bruder, welchem das Mundium zunächst zusteht) verlobt (entjungfret, corrupta) zurückgeführt, zahle der Räuber sechsach des Mädchens Preis: als Strafe 12 Schillinge. Wenn der Räuber nicht hat, womit er die obengeschiedene Zahlung zu zahlen vermag, werde er den Blutsfreunden (parentibus) zugeeignet, daß sie die Gewalt haben, mit ihm zu machen, was sie lieber wollen. Wenn aber ein Mädchen nach einer Mannsperson freiwillig verlangt hat und in das Haus desselben gekommen, und er sich mit ihr vermischt, zahle er den Ehepreis (nuptiale pretium) dreifach. Wenn sie aber unverlobt (nicht entjungfret, incorrupta) zurückgeht, lehre sie in ihr Haus zurück fern von aller Gefährde. Ein edelmännisches Mädchen aber, wenn es sich ohne der Ältern Willen oder Mitwissen mit einem Burgunden ehelich verbunden, wisse, daß sie Nichts von dem Vermögen der Ältern haben werde. Hieraus läßt sich schließen, daß die Ältern oder andern nächsten Blutsfreunde eines burgundischen Mädchens den Ehepreis nicht für sich verwenden, sondern dem Mädchen sichern mußten. Dasselbe Gesetzbuch Tit. XXIV. ⁵⁵⁾ bestimmt: Wenn einer seine Frau ohne Ursache verstoßen ⁵⁶⁾, bringe er ihr noch einmal soviel dar, als er für den Preis ⁵⁷⁾ derselben gegeben hatte, und als Strafe 12 Schil-

linge. In demselben Gesetze wird im 42. Titel ⁵⁸⁾, welcher die mit Data Ambriaco in Colloquio sub Die III. Non. Septemb. Abieno VC. Cons. bezeichnete Consuetudine, in welcher die früheren Gesetze über die Erben derjenigen, welche ohne Kinder sterben, verbessert werden, enthält, durch gegenwärtige Consuetudine decretirt, daß wenn ein Weib, nachdem ihr Mann ohne Kinder gestorben, zu einem zweiten Gelübde (einer zweiten Ehe) nicht geht, den dritten Theil des ganzen Vermögens ihres Mannes bis zu ihrem Tode unentkümmt ⁵⁹⁾ besitzen soll, so jedoch, daß noch ihrem Absterben alles an die legitimen Erben des Mannes zurückkehren soll. Im Betreff der Morgengabe ⁶⁰⁾ aber soll es bei dem, was in dem früheren Gesetze festgesetzt ist, verbleiben. Wenn sie von der Zeit des Todes ihres früheren Mannes innerhalb eines Jahres heirathen will, habe sie freie Gewalt, und lasse den dritten Theil des Vermögens, den zu besitzen ihr erlaubt ist, sahen. Übrigens wenn sie nach Verlauf eines Jahres oder zweier Jahre einen Mann nehmen will, so lasse sie das, was sie vom früheren Mann hatte, zurück, und nehme den Preis ⁶¹⁾, der ihr wegen ihrer Heirath dargebracht werden muß, und den Ältern (oder Blutsfreunden überhaupt) gebührt die Erbschaft des verstorbenen Mannes. Der 61. Titel ⁶²⁾ besagt: Wenn irgend ein Weib, Barbarin (Zeutsche) von Geburt, aus freiem Willen zum Beischlaf eines Mannes sich versetzt, so werde der Ehepreis nur einfach den Blutsfreunden (parentibus) derselben abbezahlt (dissolvatur), und derjenige, mit welchem sie sich in unzüchtige Genossenschaft eingelassen haben soll ⁶³⁾, verbinde sich nachher, wenn er will, ehelich mit einer andern. Die Lex Saxonum bestimmt Tit. VII. ⁶⁴⁾: Einer, der ein Eheweib nehmen will, gebe den Blutsfreunden (parentibus) 300 Schillinge. Wenn sie aber ohne Willen der Ältern, jedoch mit Einwilligung des Mädchens, geheirathet worden, componire er den Ältern zwei Mal 300 Schillinge. Wenn aber weder das Mädchen, noch die Ältern eingewilligt haben, das ist, wenn sie mit Gewalt geraubt ist, componire er den Ältern derselben 300 Schillinge und dem Mädchen 240 Schillinge, und restituire sie (das Mädchen) den Blutsfreunden (parentibus). Tit. VII. ⁶⁵⁾: Der Vater oder die Mutter eines Verstorbenen hinterläßt die Erbschaft dem Sohne, nicht der Tochter. Wenn ein Verstorbenen eine Witwe hinterläßt, so erhalte die Vormundschafft derselben der Sohn, den er von einem andern Eheweibe hat. Wenn dieser vielleicht fehlt, der Bruder des Verstorbenen, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, der nächste Blutsverwandte aus väterlichem Geschlecht desselben. Wer eine Witwe heirathen will, bringe dem Vormunde den Kaufpreis ⁶⁶⁾ derselben dar, wenn ihre Verwandten ihre Einwilligung zur Heirath geben. Wenn der Vormund

vidua ad domum alterius pro adulterio (d. h. um als Bedienstete zu dienen) venerit, eamque vir ipse conjugem habere velit.

52) adulterii causa. 53) parentes, unter welchen vornehmlich der Vater, und wenn dieser gestorben, die Brüder des Frauenzimmers zu verstehen. 54) ille pretium dei parentibus, quantum parentes puellas velint, vel quantum ei cum ipsa muliere convenire poterit. Vergl. Lib. III. T. I. L. 2. Antiqua: si pater de filias nuptia definit, et de pretio convenierit etc. 55) De divortio. 56) dimiserit. 57) inferat ei alterum tantum, quantum pro pretio ipsius dederat.

58) De haereditibus eorum, qui sine filijs moriuntur. 59) socra. 60) Morgengabe. 61) et pretium, quod de nuptiis ejus inferendum est, accipiat. 62) De mulieribus, quae sponte ad viri colitum venerint. 63) et is, cui adulterio dicitur pernoxia. 64) De conjugio. 65) De haereditibus et viduis. 66) Qui viduam ducere velit, offerat tutori pretium ejus, consentientibus ad hoc propinquis ejus.

kommt ist, so wende er sich an ihre nächsten (Verwandten), und erhalte sie mit Einwilligung derselben, indem er das Geld bereit habe, daß er es ihrem Vormunde, wenn er etwa etwas sagen will, geben könne, das ist, 300 Schillinge. Die Bemerkung: si forte aliquid dicere velit, ist äußerst wichtig, weil hieraus hervorgeht, daß der Vormund den Kaufpreis eingehändigelt erhielt, nicht um ihn zu behalten, oder mit andern Worten, daß kein wirklicher Kauf stattbatte, sondern daß der Kaufpreis in die Gewalt des Vormundes gegeben wurde, um ihn der Frau und ihren Kindern zu sichern. Hätte dem Vormunde der Kaufpreis gegeben werden müssen, daß dieser ihn hätte für sich behalten sollen, oder hätte ein wirklicher Kauf stattgefunden, so wäre die Bemerkung: si forte aliquid dicere velit, ganz müßig; denn er hätte ja den Kaufpreis ohne Widerrede erhalten müssen. Welam er ihn aber nicht für sich und die Witwe verheiratete sich wider seinen Willen, so konnte er und mußte er sagen: Die Heirat kann ich zwar nicht hindern, aber es ist meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Witwe und ihren künftigen Kindern der Kaufpreis gesichert werde. Auch ist nicht wahrscheinlich, daß wenn ein Mädchen verheiratete, der Vater oder andere Blutsfreunde den Kaufpreis eingekündigt erhielten, um ihn für sich zu behalten und zu verwenden, sondern, was in dem 6. und 7. Titel pretium emtionis heißt und Tit. X. De raptu mulierum l. Qui foeniciani ab alio desponsatum rapuerit, CCC sol. patri puellae, CCC sponso componat, et insuper CCC solidis emat eam durch emere ausgedrückt wird, ist aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe, was im folgenden, nämlich im 8. Titel⁷⁰⁾ Dos genannt wird. Es wird hier nämlich gesagt: Eine doppelte Regel im Betreff der Gabe (dotis) ist, die Pfälzer und Angrier wollen: wenn ein Weib Kinder gezeugt, habe sie die Gabe (dotem), die sie bei der Heirat erhalten hat, so lange sie lebt, und hinterlasse sie den Kindern⁷¹⁾. Wenn aber die Kinder bei der Geburt der Mutter sterben und sie selbst nachher stirbt, sollen die Gabe (dotem) ihre nächsten (Verwandten) zum Erbe erhalten. Wenn sie aber keine Kinder gehabt, lebe die Gabe (dos) zu dem Lebenden, wenn er, lebte, zurück, wenn er gestorben ist, an seine nächsten Erben. Bei den Westfalen verliert das Weib, nachdem es Kinder gezeugt, die Gabe (dotem), wenn sie aber keine gezeugt, besitze sie die Gabe (dotem) auf ihre Lebenszeit; nach dem Tode derselben kehre die Gabe (dos) an den Lebenden, oder wenn er nicht da ist, an die nächsten Erben derselben zurück. Man⁷²⁾ findet nicht wahrscheinlich, daß den Sächse neben 300 Schillingen Kaufpreis der Braut noch eine dos ausgesetzt, eher wol, daß der Vater diese Summe wie den Brautkauf seiner Tochter betrachtete und sie ihr auskündigte, sobald sie sein Mundium verließ. Ob diese Auskündigung so gleich geschah, muß dahin gestellt bleiben. Wahrscheinlicher

erhielt der Vater, oder rücksichtlich der Vormund, sie in seiner Gewalt, um ihr denselben zu sichern. Wichtig für die Annahme, daß der Vater oder der Vormund dasjenige, was er von dem Bräutigam erhielt, nicht für sich behalten durfte, wenigstens nicht das Ganze, sondern höchstens nur einen Theil, ist die Lex Wisigothorum Lib. III. Tit. III. L. 6. Antiqua. *Ut dotem puellae pater exigat et conserveat. Utque puellae traditam pater exigendi, vel conservandi ipsi puellae habeat potestatem.* Quod si pater aut mater defuncti fuerint, tunc fratres, vel proximi parentes, dotem, quam suscepit, ipsi consorti suae ad integrum restituant. Wenn es ferner in der Lex Saxonum Tit. 18. *De fili conjugio* heißt: Lito Regis liceat uxorem emere, ubicunque voluerit, d. h. bei welcher Herrschaft er will, während die übrigen Liten ohne Erlaubnis ihrer Herrschaft keine Weibsperson aus einer fremden Herrschaft heirathen konnten, so kann es scheinen, weil wir von Hörigen die Rede ist, daß ein wirklicher Kauf gemeint sei; aber es wird hinzugefügt: Sed non liceat ullam foeminam vendere. Also kann auch, wenn der Lito des Königs ein Weib bei einer fremden Herrschaft kaufte, kein eigentlicher Kauf stattgefunden haben, da es nicht erlaubt war, irgend eine Weibsperson zu verkaufen. Wenn Sazo Grammaticus von dem Könige Frobi III. sagt⁷³⁾: *Bella quoque Ruthenos ex Danorum imitatione celebrare praecepit, ac ne quis uxorem nisi emptitiam*“) duceret. Venalia siquidem concubia plus stabilibus habitura censebat; tutiorem matrimonii fidem existimans, quod pretio firmaretur, so muß man die Art und Weise dieses Schriftstellers erwägen, welcher Alles soviel als möglich rhetorisch in Sentenzen vorzutragen pflegt. Er fand die Sage, welche er benutzte, aller Wahrscheinlichkeit nach einfach erzählt. An einer andern Stelle⁷⁴⁾, nämlich bei der Erzählung, wie König Sigwardus (Sigurd) von den Slawen durch einen Einfall derselben in Jütland besiegt worden und Schonen und Jütland verloren habe: *Ipserque ex eo genitus, cum sororibus admodum parvulis praedae hostibus fuit: quarum altera Norwegianibus, altera Germanis, quod venalia quondam volebant esse concubia, pretio vendita est.* Ist von einem wirklichen Verkauf die Rede; denn die Slawen trieben Sklavenhandel, und es ist ein ähnlicher Fall, wie mit der Aethi. Bei Kaupa ist ferner zu bemerken, daß es nicht bloß die Bedeutung von kaufen (emere), sondern auch die Bedeutung von: einen Vertrag schließen, übereinkommen (pacisci), überhaupt hat; so z. B. heißt es in der Helga

70) Hist. Dan. Lib. V. p. 88. 71) Brynolfus Eriksenius (Conjectanea) bemerkt zu der Stelle des Sazo Grammatici: „*Emptitiam uxorem*.“ hoc est, liberam ac ingenuam, ne proxima concubia nativa nobilis indolens pollueretur. Si enim uxoris dote emi diceretur, illis certae pecuniae summa dote causa assignabatur, atque expensa ferbatur: quod nunquam factum erat, nisi cum liberis uxores ducere so palam sunt testificati. Haec rem appellatur *ad kaupam mundi*: et uxorem hac ratione ductam: *mundi keypta* konu, hoc est, dote emptitiam, so proinde liberam ac legitimam uxorem, non concubinam aut ancillam. 72) Lib. VIII. p. 154.

67) De dote: dieses hat hier nicht die classische Bedeutung von Mitgift, sondern es bedeutet das, was die Frau von dem Manne bei der Heirat ausgelegt erhielt. 68) Bergl. Tacitus, Germ. 18. 69) Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 422.

Quida Haddingia-Skats Str. 3: kanpome vel saman, „paciscimur integre inter nos“⁷³⁾, „schließen wir wohl (gut) mit einander ab“⁷⁴⁾. So auch bedeutet das althochdeutsche chausan nicht bloß unser jetziges kaufen, handeln, einkaufen, erwerben, sondern auch überhaupt: einen Vertrag schließen, wie aus dem Gloss. Monseens. p. 402: recisso contracta, kaholieren, odo caciocletu unpralli, des man chausa odo pinam, hervorgeht. Deshalb ist die mittelhochdeutsche, aber bloß geistliche, Redensart⁷⁵⁾: zuo der e kufen, betrauten, zwar bemerkenswert, aber nicht als ein sicherer Beleg zu betrachten, daß ein wirklicher Kauf stattgefunden habe, zumal da nicht bloß gesagt wird, eine Frau oder ein Mädchen kaufen und ehelichen, z. B. kauft u. ehelicht der man die meid, die frauwe kauft u. ehelicht die kinder elichen⁷⁶⁾, er er unser moder kauft⁷⁷⁾ (in einer Urkunde vom J. 1369), sondern die Redensart auch von Frauen gebraucht wird, die Männer betrauten. So z. B. sagt der Erzbischof Kuno von Trier in einer Urkunde vom J. 1369⁷⁸⁾: doch also, ob Metil — Gerhard überlebete, und na syme Dode eynen andern elichen man kauft u. f. w., und in einer Urkunde vom J. 1375 heißt es: von Elea u. f. w. unser armen Frauen dy uns anhoeret, dy Hennen seligen Son Wisacher zu der Ee gekauft und genommen hat.

In den langobardischen Gesetzen, *Rotharis Leges* 183, heißt es: Si quis pro muliere libera aut puella mundium dederit, et ei tradita fuerit ad uxorem. Hier in dieser Bedeutung ist mundr offenbar das nordische mundr männlichen Geschlechts, während an den meisten übrigen Stellen mundium in der Bedeutung von Vormundschaft vorkommt, und dann dem nordischen mund weiblichen Geschlechts, Hand, Vormundschaft, entspricht. Wahrscheinlicherweise hatte auch in der langobardischen Sprache ein ähnlicher Unterschied wie in der nordischen Sprache statt, welcher durch das Lateinische verloren gegangen ist. Die Hauptfrage, ob mundium in den Bedeutungen des nordischen mundr eins mit dem langobardischen meta ist, wird von dem einen Theile der Alterthumsforscher bejaht⁷⁹⁾, von dem andern verneint⁸⁰⁾.

73) Große Ausgabe der Edda Saemundar, 2. Bd. S. 29.
74) Fied. Richter, *Forum* der Kritik. I. Bde. 2. Abth. S. 97.
75) f. die unsingbare Grenz, weiser Ausgabe, S. 3. 28. 30. 49. 90 ff., und die Weisheit aus einem Roman in angebbarer Rede bei Oberlin, *Glossarium* p. 765, wo Jacob Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer*, bemerkt, daß er die Redensart in den mittelhochdeutschen Dichtern nie gefunden habe. Ob ist daher als eine geistliche Redensart zu betrachten. 76) f. *Wobmann, Schlesische Alterthümer* S. 670. 672. 77) f. *Kindlinger, Sprichwörter* S. 186. 78) *Wiel Gudenae, Cod. Diplom.* Vol. II. p. 1166. *Bergl. Italica, Glossar.* cod. 1008, welcher bemerkt: *kaufen, emere*. In genere comparare, et quidem per modum contractus. 79) *Wichhorn, Rechtsgelehrtheit* I. 54. *Heitmann, mundium und wittene* sehen einander. 80) *Reich Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer* S. 440. *Reichmann* bei den kungobarden meta und mundium getrennt. In *Rotharis Leg.* 183 bemerkt er: „Eingige Stelle, welche bezeugt, mundium für das entrichtete Geld zu nehmen.“ Das mundium facere de aliqua oder alienius in den andern Stellen erdriert er durch mundium acquirere; aber aller Wahrscheinlichkeit nach unrichtig. Die Les-

Aber wahrscheinlich ist die erste Meinung; denn das genannte Gesetz lautet: Wenn einer für ein freies Weib oder Mädchen das mundium gegeben und sie ihm zur Ehefrau übergeben worden, und nachher der Mann gestorben, und sich zugetrugen, daß das Weib zu einem andern Manne wandle (einen andern betrauten), oder zu den Aitern [oder Blutsfreunden⁸¹⁾] überhaupt], oder

104 befragt: Si quando pater filiam, aut frater sororem suam alii ad uxorem tradiderit, et aliquo excepto xeno ipsi mulieri aliquid dederit, in ipsius sit potestate, qui mundium de eo facit, eo quod maritus, si launechild (huchchild) befragt, denn eine Schenkung, die ohne Thungaro oder ohne Launechild (h. b. Gegengeld) gemacht war, konnte nicht bestrafen; *Landprand Leg. Lib. V. 10* requisitum fuerit, ipsi debeat persolvere. Hierum bemerkt *Muratori: Cod. Laten.* habet: in ipsius sit potestate, qui donationem de eo facit. Ubi videtur mundium facere, eo donationem facere nuptiarum causa idem fuisse. Scilicet donatio uxori habet a viro, ut ejus mundium, sive tutelam, ac potestatem in eam ille sibi acquireret. Vnde in antecessor *Legis mundium dederit* hoc est mundum causa mundi alienum dedit. Ita. Zu der Auslegung, daß mundium facere de aliqua sive alienius (scilicet bestrafen, als den Wahlschein wegen einer Ehe, dessen auch ganz die andern Stellen, *Leg. 187*: Si quis violento nomine tulit uxorem, componat ut supra solidos DCCCC et postea mundium ejus faciat. Nam si contigerit caute, ut antequam mundium ejus faciat, mortua fuerit, res ejus parentibus reddantur. Et ille vir, qui cum violento nomine tulit uxorem, componat eam pro mortua, tamquam si uxor (nach andrer Fassung virum) de simili angustia, id est fratre ejus occidisset, et ita appretietur, et parentibus pro mortua compositione (nach andrer Fassung componere) cogatur, ut cui mundium de ea perdidisset. *Leg. 188*: Si puella libera, aut vidua, sine voluntate parentum ad maritum embolaverit, liberum tamen, tunc maritus, qui eam accepit uxorem, componat per anagrip solidos XX et propter fidam alios XX. Et si contigerit eam ante mori, quam mundium ejus faciat, res ipsius mulieris ad eam revertatur, qui mundium ejus habet. Nam amplius calumniam praesumptori non generatur. Et ideo perdit maritus res mulieris, eo quod mundium ejus de ea facere neglexerit. Xbre debet mundium alienius facere in *Leg. 190*: Si quis puellam aut viduam sponatam alterius (illa tamen consentiente) ad uxorem tulit, componat parentibus mulieris, id est, patri aut fratri, vel ad quem mundium de ea pertinuerit in anagrip solidos XX et propter fidam alios XX. Et hic mundium ipsius, qualiter steterit, faciat sponse, aut cui sponsata fuit. Omnia quae in meta data sunt, quando eam sponsavit, in duplum ei compensator ab illo, qui eidem sponatam suam turpiter fecit, et postea post acceptum duplam compositionis ponam sibi sibi contentus, et amplius ex hac causa adversus sponsoorem calumniam non requiritur. In diesem Gesetz off wird mundium alienius alio facere von dem Bräutigam gebietet, der dieses that, und es wird dabei vorausgesetzt, daß der Bräutigam die ihm geauhte und geschändete Braut ohne Brautgeld heirathet. Anders ist der Fall im folgenden Gesetz. Hier ist der Fall, wo der Entführer die Entführte zur Frau erhält, nemlich: *Leg. 191*: Si quis puellam, aut viduam alteri sponatam (illa tamen consentiente) tulit, componat parentibus, id est, patri aut fratri, vel cui mundium de ea pertinuerit DCCCC solidos, medium Regi et medium parentibus pedale, aut qui sunt proximi; et mundium ejus, sicut conveniet, faciat. Sponso autem, cui turpe aut deridiculum est gestum, componat duplam metatum, quantum dictum est in die illa, quando fabula (h. b. der Bräutigam) firmata fuerit, et amplius desponsator, aut raptor ab ipso sponso aut calumniam non generatur, sed sibi sibi contentus in ipso dupla compositione.

81) parentes, in dieser und ähnlicher Bedeutung werden vater, mütterlicher Vater und Bruder verstanden.

Das 167. Gesetz handelt von Brüdern, welche nach dem Tode des Vaters im gemeinschaftlichen Hause geblieben und die Vatererbschaft nicht getheilt haben, und bemerkt in Beziehung auf unsern Gegenstand: Und wenn einer von ihnen eine Frau genommen und von den gemeinsamen Sachen (Vermögen) die Meta gegeben worden ist, so werde, wenn der andere Bruder eine Frau genommen, oder wenn er um eine Theilung zu machen gekommen ist, auf gleiche Weise von den gemeinschaftlichen Sachen (Vermögen) ebenso viel erstattet, als der andere Bruder zur Meta gegeben hat. Das aber, was von dem väterlichen oder mütterlichen Vermögen übrigbleibt, theilen sie gleich. Daß die Meta von der Morgengabe verschieden, geht aus folgenden Gesetzen deutlich hervor. *Rothar's Leg.* besagen 199: Wenn ein Vater seine Tochter, oder ein Bruder seine Schwester einem andern zur Ehe *) übergeben, und der Fall sich zuträgt, daß jener Ehemann stirbt, und der Vater oder der Bruder das Mundium über sie frei gegeben *), wie oben festgesetzt ist, und sie in das Haus des Vaters oder des Bruders zurückgegangen und andere Schwestern in dem Hause des Vaters oder des Bruders gefunden, und nachher der Vater oder der Bruder gestorben, und sie im Hause mit andern Schwestern, einer oder mehreren, zurückgeblieben, und sie zur Theilung des Vermögens des Vaters oder des Bruders mit den Blutsfreunden (parentibus), oder dem Hofe des Königs kommt, da habe jene Witwe, welche in das Haus des Vaters oder des Bruders zurückgegangen, für sich die Morgengabe *) und das Mephium (Methium, Meta). Von dem Faderium (Vatervermögen), das ist von dem andern Geschenke *), soviel als der Vater oder der Bruder ihr gegeben, als sie zum Ehemann gegangen (sich verheiratet), thue sie in die Erbschaftsmasse *) mit den andern und jene andere Schwester, eine oder mehrere nehme eine jede im Voraus soviel für das Mundium, als der Vater oder der Bruder zu ihrer Freimachung *) an die Blutsfreunde (parentes) des verstorbenen Ehemannes gegeben. Das übrige Vermögen des Vaters oder des Bruders theilen sie gleich, wie in diesem Edicte gelesen wird. Und wenn sie allein im Hause zurückgeblieben, folge sie, in soweit ihr durch das Gesetz zutrifft, als Erbe nach. Die Gesetze des Königs Alstulp schreiben Cap. V vor: Wenn ein sterbender künigabare seiner Frau den Nießbrauch von seinem Vermögen zuerkennen will, und von ihr Söhne und Töchter hinterläßt, könne er ihr nicht mehr zum Nießbrauch zuerkennen, als die Hälfte von seinem Vermögen über dasjenige, was ihr zur Morgen-

gabe *) und zur Meta nach dem Gesetze gegeben ist. Und wenn er Söhne und Töchter von einer andern Frau zurückläßt, eine oder zwei, könne er seiner Frau den dritten Theil zum Nießbrauch hinterlassen. Und wenn drei sind, den vierten Theil. Wenn mehr sind, werden sie nach dieser Zahl gerechnet. Die Morgengabe und die Meta, welche ihr gegeben ist, habe sie nach dem Gesetze im Voraus. Wenn sie heirathet, nachher aber stirbt, lehre der Nießbrauch ganz an die Erben zurück, mit der Meta und der Morgengabe, wie das Edict (befagt). Die Gesetze des Königs Eutrand schreiben Buch VI. Cap. 49 vor: Keiner habe die Erlaubnis, seiner Frau von seinem Vermögen mehr zu geben als irgend eine Art und Weise *), außer was er ihr am Tage der Gelübde (des Ehebündnisses) zum Mephium (Meta) und zur Morgengabe gegeben, nach dem vorigen Edict; und was darüber gegeben, sei nicht feststehend. Aus diesen Gegensätzen geht hinlänglich hervor, daß die Meta von der Morgengabe verschieden war. Über die Größe der Meta schreibt König Eutrand VI, 35 vor: Wenn Jemand seiner Ehegattin eine Meta geben will, so hat gerecht geschienen, daß der, welcher Richter ist, geben solle, wenn er will, 400 Schillinge, nicht mehr, weniger wie ihm gefällt, die ehelichen Männer sollen 300 Schillinge geben, nicht. Und wenn jeder andere Mann weniger geben will, gebe er auf die Weise, wie man übereingekommen ist, und diese Meta werde unter Schätzung gegeben und tarirt *), damit zu seiner Zeit vorzubragende Klagen und Entschuldigungen hervorgehen. Mehr bloß symbolisch *) als ein wirklicher Kauf ist zu nehmen der Gebrauch der Franken, der bei der Verlobung stattbatte. Fredegar *) erzählt, der König der Franken, Chlodowig, habe Gesandte an den König der Burgunden, Gundobad, geschickt, und gebeten, daß er ihm seine Nichte Chrotheild zur Ehe geben möchte; Gundobad habe sich geschrüht, sie abzu schlagen, habe Freundschaft mit Chlodowig eingeklagen geschloß, und gelobt, Chrotheilden ihm zu geben, und fährt dann fort: Legati offerentes solidum et denarium, ut mos erat Francorum, cum paribus Clodoveo sponsant, placitum ad praesens petentes, ut ipsam ad conjugium traderet Clodoveo. Nulla stante mora initum placitum Cabyllonii, nuptiae praeeparantur *). Eine Formel *) besagt: Ego in nomine Dei ille, dulcissimae conjugi illi, dum ego te per solidum et denarium secundum Legem Salicam visus fui sponsare. Eine andere Formel *) igitur dum taliter parentibus nostris utriusque partis complacuit atque convenit,

1) ad maritum, zum Ehemann. 2) et pater aut frater mundium ejus liberaverit. 3) habent sibi morgingap et mephium, nach dem Cod. Rotens: habent sibi in antea morgingap et metam, wozu Muratori bemerkt: Aliae editiones et Glossographi pro Muratori legunt methio: quae singula vocabula donationem nuptialem a marito uxori factam significant. 4) De faderio autem, id est, de alio dono, quantum pater aut frater dederit ei, quando ad maritum ambulaverit etc. 5) mittit in confinium. 6) liberando eam; nach dem Tode des Mannes hatte nämlich sein Blutsfreund das Mundium über die Witwe; wollte sie in das väterliche oder mütterliche Haus zurück, mußte der Vater oder der Bruder sie lösen.

7) morgingap. 8) per quoscunque ingenium. 9) et ipsa meta sub aestimatione fiat data et appretata. 10) Egl. bei den Römern die Verlobung per aes et libram. 11) Historia Miscella Cap. 18 (ap. Freher, Corp. Hist. Franc. Vol. I. p. 98). 12) Was Fredegar weiter erzählt, ist ganz ungenüßig, und bei Gregor von Tours, Hist. Lib. II, Cap. 29 (ap. Freher Vol. II. p. 43) findet sich Nichts davon, und Gregor hat nicht einmal die Verlobung durch den Schilling und den Pfennig. Doch ist diese, wie aus andern schriftlichen Denkmälern hervorgeht, in der Sage dem Gebrauche der Franken gemä. 13) Bei Sigismund, Form. 5. p. 219, bei Balduin T. II. p. 498. 14) Bei Morisart Form. 65 (ap. Balduin T. II. p. 498).

ut ego te *solido et denario secundum Legem Salicam* sponsaro debeam, ita et feci. Eine dritte¹⁵⁾: N. filius N. puellam ingenuam nomine N. illius filiam secundum Legem Salicam et antiquam consuetudinem desponsavit. Diese Formel ist um so wichtiger, da das salische Gesetz, auf das sich diese und die andern Formeln beziehen, die Verlobung durch den Schilling und den Pfennig in Beziehung auf Mädchen nicht erwähnen, sondern nur in Beziehung auf Witwen. Der Gebrauch der Zahlung der drei Schillinge und eines Denars hatte wol die Bedeutung einer symbolischen Kostkaufung. Bei den freien Mädchen gab man mehr, als bei Kostkaufung eines Kiden oder eines Sklaven, weil sie in einem höheren Range stand, und bei einer Witwe noch mehr, weil die Frauen in einem noch höheren Range standen, als die Mädchen, und je mehr gegeben wurde, desto mehr Zeugen wurden gebraucht und je größer wurde also die Förmlichkeit. Mit dem fränkischen Gebrauche ist der friesische im Betreff des Mondscheit (Mundscheites) zu vergleichen, nach welchem der Bräutigam einer Jungfrau ihrem Vormunde zwei Schillinge und der Bräutigam einer Witwe zwei Mark weniger der Pfennige erlegen muß¹⁶⁾. Dierienigen¹⁷⁾, welcher den fränkischen Gebrauch im Betreff der Zahlung des Schillings oder richtiger der drei Schillinge und in jedem Falle eines Denars für einen wirklichen Kauf nehmen, schließen daraus, daß bei den Sächsen die Mädchen theurer gewesen sein mußten, weil hier der, welcher heirathen wollte, ihrem Blutsfreunde (parentibus, vornehmlich dem Vater oder dem Bruder) 300 Schillinge geben mußte. Aber diese bezieht derjenige, welcher das Mädchen oder die Witwe in seiner Gewalt hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht für sich, sondern sie wurden der Frauensperson, die sich verheirathete, aufgesetzt. Bei den nach salischem Gesetze lebenden Franken hatte auch, wie wir so eben aus der Formel bei Canciani sehen, eine Aufsetzung für die Braut von Seiten des Bräutigams statt, nämlich die des dritten Theiles seines Vermögens, während nach langobardischem Recht der vierte Theil aufgesetzt wurde¹⁸⁾. Diese Aufsetzung war aller Wahrscheinlichkeit nach eins mit der Meta¹⁹⁾. Hierher gehört auch aus der Lex Ripuariorum der 37. Titel: De dotibus mulierum (das heißt: von dem, was die Frauenspersonen bei ihrer Verlobung von ihrem Bräutigam verschrieben erhielten)²⁰⁾. Wenn

Jemand sich mit einer Weibe verlobt (und sie geschlicht) hat, verleihe ihr Alles, was er ihr urkundlich²¹⁾ verschrieben, stets unerschüttert. Wenn er ihr aber schriftlich²²⁾ Nichts theilt hat, erhalte sie, wenn sie ihn überlebt, 50 Schillinge als Gabe (in dotem, d. h. hier als Verlobungsgabe)²³⁾ zurück, und befehle sich, den dritten Theil von aller Sache (Gabe), welche sie mit einem der zusammen erarbeitete (erworben), als das Bräutigam zu behaupten, und mit Allem, was ihr zur Morgengabe übergeben worden ist, thue sie auf gleiche Weise. Wenn sie von dem, was ihr verschrieben oder²⁴⁾ übergeben ist, zusammen verzehrt haben, verlange sie Nichts. Was hier das (Verlobungsgabe) genannt wird, hieß im Teutischen, namentlich im Burgundischen, aller Wahrscheinlichkeit nach Wittemon. Der 69. Titel der Lex Burgundionum hat die Überschrift: De Wätemon, und besagt: Wenn ein Weib zur zweiten Ehe übergeben wird, werde ihr die Wittemon von den ersten Blutsfreunden (prioribus parentibus) des Mannes (nämlich des verstorbenen) in Anspruch genommen. Wenn sie aber einen dritten Mann zu nehmen beschließt, so nütze das Wittemon, der (nämlich der zweite verstorbenen), dem Weibe. Schwieriger ist der 66. Titel desselben Gesetzbuches, welcher die Überschrift trägt: De puellis, quae sine patribus et matribus ad maritum traduntur, und vorschreibt: Ein Mädchen, das einem Manne übergeben wird und keinen Vater und Bruder hat, sondern nur einen Vaterbruder und Schwestern, so erhalte von dem Wittemon den dritten Theil der Vaterbruder, und im Betreff des andern dritten Theils mögen die Schwestern wissen, daß sie ihn für sich in Anspruch nehmen müssen. Wenn aber ein väterliches Mädchen einen Mann genommen und keine Brüder hat, so verordnen wir, daß von dem Wittemon den dritten Theil die Mutter erhalten soll und den andern dritten Theil die nächsten Blutsfreunde (proximiores). Wenn keine Mutter da ist, erhalten ihnen dritten Theil die Schwestern. Zunächst ist zu bemerken, daß wir, wie aus dem Ausdrücke noverint und placuit hervorgeht, eine Constitution, also neuere Rechtsbestimmungen haben, welche andere altbekannte Rechtsbestimmungen voraussetzt. Daber ist nicht gesagt, wer das dritte Drittel erhält, sondern als bekannt vorausgesetzt. Doch läßt es sich aus dem 86. Titel desselben Gesetzbuches²⁵⁾, welcher De mala heredita überschrieben ist, schließen: I. Si pater filius di-

15) Bei Vitthaus; vergl. Jac. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 424.

16) Oude Fränkische Wetten. (Campen in Leendardus 1792, 4, p. 27. 17) J. B. Accardus, Leges Francorum Sal. et Ripuar. p. 86.

18) Eine Formel, in welcher die quarta portio nach langobardischem und die tertia portio nach salischem Rechte überschrieben wird, i. bei Canciani, Barbarorum Leges antiquae. Vol. II, fol. 473 b. 474 a.

19) Zuerst bem, was wir eben aus den langobardischen Gesetzen über die Meta angeseht haben, bemerken wir noch aus einer Formel bei Canciani Vol. II, fol. 467 a: ex ea paratus ad dandum medietatem docta heredita (i. e. heredita) mariti? sum. centum sol. dedit.

20) Bei Marculfus, Formularum Lib. II, Cap. 15 findet sich ein Libellus dotis, wie sie im ripuarischen Rechte beschreiben wird, neque dignatus in seipsum dotem etiam committere über die Dote bei den Franken gibt. Rogge, De Pec. Nexu p. 20 und Jac.

Grimm a. a. O. S. 424 stellen ohne hinlänglichen Grund die Vermuthung auf, daß die von der Dote mulierum abhängende Wertschätzung erst später in das ripuarische Gesetz eingeführt sei, da doch wahrscheinlich ist, daß die fränkischen Gesetze nicht viel davon haben, weil es ein altbekannter Gebrauch war, welcher schon zu des Tacitus Zeit feststand, daß der Bräutigam der Braut, und nicht die Braut dem Bräutigam die Dote brachte. Nächst den bereits angeführten Formeln sind noch zu bemerken: Appendix ad Form. Meris Cap. 37, Formulae Andegavorum Cap. 34—36 et 39 und Formulae secundum Legem Romanam, aus welchen das so eben Größte hervorgeht.

21) per tabularum seu chartarum instrumenta. 22) per seriem scripturam. 23) Daß das von Morgengabe verstanden geht aus dem Gesagten hervor. 24) vel. 25) Lex Burgundionum ap. Georgius, Corp. Jur. Germ. antiqui col. 364.

mittat malam heredam, si vivus dare voluerit, cui voluerit, donet, postea ad filia suaa, si ille dederit, nemo requirat. II. De *Wittemon* vero si demandaverit pater, ut non quaeratur, demandatio ejus non valet, sed sicut lex alia expressit, proximus parens accipiat. III. Ita ut de eo, quod acceperit, tertium solidum in ornamentis puella accipiat. Den dritten Theil des *Wittemon* erhielt also das Mädchen, das verheirathet ward. Noch ist hier anzuführen aus *Legis Burgundionum Additamentum primum Titalus XIV: De Wittemon*. I. Quicunque Burgundio optimatis aut mediocris sine ordinatione patris cum aliquas filia se copulaverit, jubemus ut tripla solutione optimatis ille qui fuerit, patri ipsi, cujus filiam copulavit, et ei ante seclre non fecit, nec consilium petiit, centum quinquaginta solidos cogatur exsolvere: et mulctae nomine solidos XXXV. II. Leudis vero, si hoc praesumpserit facere, similiter in tripla solutione, hoc est. solidos XLV solvat: et mulctae nomine solidos XII. *Wittemon* muß also mit dem Reiphus, Reippos des falschen Gesehes und der maßregischen Glosfen beißenden in Vergleichung gestellt werden, und man muß auch, wie der Reiphus, Reippos, engere Bedeutungen annehmen. Bei den Angelfachsen finden wir *Weotoma*, *Weotuma*, dos, *Weotuman*, dotis, welche, wie Spemann zur Erklärung des Wortes bemerkt, vor *Weotum*, *Wittum*, *Zeugen*, gemacht wurde. *Schiller*²⁹⁾ erklärt das *Wittemon* der burgundischen Gesehe durch: der für das Mundium oder die Gewalt des Vaters oder der Familie bestimmte Preis, zusammengeßt aus widem, destinare, appropriare und mon, mond, mundium, mit Vergleichung der *Leg. Sallust. Tit. de Reipus 46* und der *L. L. Aleman. Tit. 54, 2*. Dieser Titel hat nämlich die Überschrift: De eo, qui filiam alienam non desponsatam acceperit, und besagt: Wenn einer das Mädchen eines andern³⁰⁾ (d. h. ein nicht unter seinem Mundio stehendes Mädchen), ohne daß sie ihm verlobt geworden, zur Frau genommen, so gebe er sie, wenn sie ihr Vater requirit, zurück, und componire sie mit 40 Schillingen. Wenn aber dieses Weib unter jenem Manne gestorben ist, bevor er sich das Mundium von dem Vater erwirbt, bezahle er sie (das Weib) ihrem Vater mit 400 Schillingen. Und wenn sie Söhne oder Töchter vor dem Mundium erzeugt hat und alle gestorben sind, componire er ein jedes (Kind) mit seinem Borgeelde dem Vater des Weibes. *Wittemon* hatte jedoch wol nicht bloß die Bedeutung von dem, was der Vater oder der Bruder für das Mundium erhielt, sondern Begriff in weiterer Bedeutung auch zugleich das, was die Braut bei der Verlobung erhielt, wie aus dem 69. Titel des burgundischen Gesehes, welchen wir bereits mitgetheilt haben, zu schließen, nämlich vorzüglich aus der Stelle: *Wittemon, quod maritus dederit etc.* Daher ist wol nicht *Schiller*³¹⁾ anzunehmen, daß im Rechte der Burgunder dos (nämlich das, was die Braut von

dem Bräutigam bei der Verlobung zugesichert erhielt) und *Wittemon* von Niemand unterschieden werden. Es heißt nämlich *Titalus 61*³²⁾: Der einzige Sohn überlasse, wenn der Vater gestorben ist, den dritten Theil des Vermögens zur Benutzung, jedoch nur, wenn sie seinen zweiten Mann nimmt; denn wenn sie zu einer zweiten Ehe übergeht, verliere sie Alles: ihre Verlobungsgabe aber, welche sie von ihrem Manne (nämlich ersten Manne) erhalten hatte, benutze sie, so lange sie lebt, indem das Eigenthum dem Sohne bewahrt werde. Was wir durch Verlobungsgabe ausdrücken, heißt in der Überschrift dos, nämlich dos tamem sua, quam a marito acceperat etc. Was hier dos schlechthin genannt wird, wird im 36. Titel: De mulieribus Burgundias ad secundas vel tertias transuentibus, durch donatio nuptialis ausgedrückt, auf diese Weise: Wenn ein burgundisches Weib nach des Mannes Tode zu einer zweiten oder dritten Ehe, wie zu geschieden pflegt, verschied übergeht und keine Söhne hat, welche sie aus jeder Ehe die Verlobungsgabe (donationem nuptialem), so lange sie lebt, durch Nießbrauch; nach ihrem Tode lehre zu einem jeden Sohne, was³³⁾ sein Vater gegeben hatte, zurück, so daß die Mutter keine Gewalt habe, weder etwas zu verschenden, noch zu verkaufen von den Sachen, welche er zur Verlobungsgabe (in donatione nuptiali) erhalten hat. Wenn etwas jenes Weib keine Söhne (Kinder) hat, erhalten von Allen, was ihr von der Verlobungsgabe (in donatione nuptiali) gehörte, nach dem Tode des Weibes die Hälfte ihre Blutsfreunde (parentes), die (andere) Hälfte die Blutsfreunde (parentes) des verstorbenen Mannes, des Ehemanns³⁴⁾. Im Ubrigen, wenn einer der Söhne der Mutter durch Testament etwas ertheilt, oder eine Schenkung macht³⁵⁾, so habe die Mutter freie Gewalt, damit zu thun, was sie will. Oder wenn sie intestata gestorben, sollen des Weibes Blutsfreunde (parentes) ihre Erbschaft ihrer Herrschaft (suo dominio) vimbiren. Wenn ein Burgunder Söhne hat, so habe er, wenn er den Söhnen eine Portion übergeben, freie Gewalt, das, was er sich vorbehalten, zu verschenden, oder zu verkaufen, wenn er will. Aus obigen Gesehsstellen geht hervor, daß der im 61. Titel gebrauchte Ausdruck dos dasselbe bedeutet, was im 24. Titel durch donatio nuptialis gegeben wird, und beides dem *Wittemon* entspricht, wenn dieses in engerer Bedeutung gebraucht wird. *Job. Georg Bachter*³⁶⁾ (sicht *Wittemon* aus *Wette*, *apansalia*, *matrimonium* zusammengeßt³⁷⁾), und eigentlich dasjenige Ge-

²⁹⁾ Mit der Überschrift: De filia uicidia, und der Unterschrift: Data sub III. Kal. April., also eine Constitution. ³⁰⁾ quod pater ejus dederat, nach andrer Lesart: quidquid pater ejus dederat.

³¹⁾ defuncti mariti donatoris parentes accipiant, nach andrer Lesart: parentes accipiant, hoc est, donatoris; auch dies Lesart hat einen Sinn, und zwar einen unpassaberen: sie schließt zugleich den Fall ein, daß der Ehemann mit seinen Brüdern die väterliche Erbschaft noch nicht getheilt hatte, sondern die donatio nuptialis aus den gemeinsamen Gütern gemacht werden sei. ³²⁾ per testamentum aliquid aut donationem contulerit.

³³⁾ Glossar, Germ. col. 1919. ³⁴⁾ *Job. Georg Bachter* sagt: Familiam primae vocis vide in vetustis conjugare: secundae in *maragol*.

³⁵⁾ Glossarium Teuton. p. 863. ³⁷⁾ filiam alterius, nach andrer Lesart filiam alienam. ³⁸⁾ Glossarium Teuton. p. 861.

ident zu bedeuten, was sonst pretium nuptiale, schiedlich aber donum nuptiale genannt werde, weil es der Verheirathung wegen (nuptiarum causa) dem Vater oder dem Bruder gegeben ward, und der dritte Theil davon an das Mädchen kam. Unter den vielen Bedeutungen, welche das alte Wort *Wette* hat, ist auch die von Pfand, und nehmen wir Mon³⁵⁾ in der Bedeutung von Geschenk, so erhalten wir Pfandgeschenk. Wie wir aus den angelsächsischen und den langobardischen Gesetzen erfahren haben, mußte der Bräutigam bei der Verlobung, wenn er derselben das Verlobungsgeschenk nicht sogleich gab, es durch Bürgen versichern. Vollzog er die durch Gebung dieses Gesenktes eingetretene Ehe nicht, verlor er dasselbe. Dieses Geschenk diente also die Natur eines Pfandes. Wittemon ist wol nicht von widmen (althochdeutsch widaman, mittelhochdeutsch widemen), sondern, eine Dotem aufweisen, ausstatten, versehen, gründen, stiften, widmen, abzuliefern, sondern dieses von jenem, und zwar aus dem althochdeutschen Widimo, welches der Wahrscheinlichkeit nach aus Widimon verürzt ist. *Widram*³⁶⁾ sagt: want in gesach in sinemo maheltage; do er imo selbemo mahelta mit demo widemen (nach der älteren Lesart widemo) eines heiligen blutes die ecclesiam, non habentes maculam aut rugam. Für die teutschen Worte, deren *Widram* sich hier (Cap. III.) bedient, braucht er weiter unten (Cap. IV.) die lateinischen: quam despondi mihi dote sanguinis mei. Zugleich lernen wir, daß der Verlobungstag³⁷⁾ Maheltag hieß. Die Worte des hohen Liedes Vers 9: Vulnerasti cor meum soror mea sponsa, gibt *Widram* durch: Geseret habest du mir min herza, swester min gemaheln, und Vers 10: Quam pulchre sunt mamme tue, soror mea sponsa, durch: Wie scone sint dine spanne, swester min gemahela, und so auch in den folgenden Versen (z. B. 11 und 12) sponsa durch gemahela. Es läßt sich schließen, daß Mahlschatz (Mehlschatz) Brautsgeschick in weiterer Bedeutung und Witthemo in engerer Bedeutung eins und dasselbe bedeuten. Letzteres hat nämlich mehrfache Anwendungen erfahren. Nicht nur erklären das Glossarium Latino-Theoticum: Dote, *Widmo*³⁸⁾, die Glossae vet. Dos, *Wedem*, Dotare, *wedemen*, Non-Sponsa, *Unbeweddete*, und findet sich häufig in Urkunden *Wideme*, *Widem*, *Widum*, *Wy-dum* (im neueren Kanzeleispr³⁹⁾ *Wittum*)⁴⁰⁾, das matri-

monii, dotallitum, bona specialiter in dotem assignata⁴¹⁾, in engerer Bedeutung von Leibgebing, Leibsgut und Morgengabe verschieden⁴²⁾, in der Zusammenfassung *Widem-Gut*⁴³⁾, zum Widem angewiesenes Gut, und von Widem das Zeitrort widemen⁴⁴⁾, wedemen, dotare matrimonialiter, dotallitum constituere, sondern auch in der übertragenen oder metaphorischen Lebens-tung spielt: *Widom*, *Wedem*, *Wideme*, *Widume*, *Widume*, *dos Ecclesiae*, *fundus dotalis Ecclesiae*⁴⁵⁾ u. s. w.,

dotallitum, *Wittum*, *vitalitum*, *viduae*, gemacht, und dieselbe aus Witwedum, *viduitas*, und *ines* als aus Wywedum (Wittthum, von weihen) zusammengefügter erklärt; doch hat bereits Joh. Georg Wachter (Glossar. Germ. col. 1890) diese Ableitungen widerlegt.

40) Libellus de Dietis quatuor ancillarum S. Elisabethae sive Kramen mraeulorum eius (ap. Menchesium, Scripta. Rer. Germ. T. II. col. 2014: Beata vero Klyzabeth de quibusdam bonis specialiter in dotem assignatis, familiariter abbi et suis providentibus etc.). 41) So i. B. heißt es in einer Urkunde des Erzbischofs Friedrich von Köln vom J. 1400 (bei de Gudenau Vol. II. p. 1207): wo haben yren *Widum* und (mit) *Leysacht* in *Widum* namen. In einer Urkunde des Fürstbischofs Albrecht von Eßterreich vom J. 1324 bei Eßterperer (Hist. des germanen Gesch. S. 223): die edelen — — frawen frowen Johanna von Monepelt u. s. w. zu schirmende, zu fridende, und ir so heiffende, und so ratende, u. allen ihren liden, vorten, Lehen und allen iren gütern u. s. w. es si *Wideme*, plantgut, *Lappetunge*, *Kesture*, eigin oder erbe u. s. w. König Ruprecht, in der Urkunde vom J. 1406 (bei Joh. Ge. Schertz, Diss. de Dotalliti J. 3), in welcher er seine Einwilligung im Betreff des Dotalliti J. 3, in welcher der Gemahlin bei der Verheirathung Verordnungen von Bräutigam, gibt; sagt: von irem *Widem*, *Zugeld* und *Morgengabe* 200000 fl. 42) König Karl IV. sagt in einer Urkunde vom J. 1341 (bei Gieseler, Anecd. p. 620): Wenn der Edel Wierich Pulher von Heemburg u. s. w. in den dorfern Honachob, und zu Ingelhan, eschliche Aekere, Matten und andere gute hat, die von uns und dem heiligen Reich zu leben reren, und er Eyren, seine sliche wirtun, doruff *gewidmet* hat, das sie die iren Lebetage, als ir *Widemut* haben und besiden sollen: So hat er uns gebeten, das wir als ein Rom. Kaiser, unsern willen und gebennknuaze (Zustimmung) darzu tun wollen. Das haben wir angesehen redelicheit der eren, bete, und wann wir allereit frowen, an iren wideme gerne gunstlichen furdern so haben wir u. s. w. 43) So *Widmo*, *Widem*, dos *conjugalis* u. s. w. *Gruppen*, De Uxor. Theotica p. 45 und *Helium*, Glossarium Germ. col. 1095. So i. B. heißt es in einer Urkunde vom J. 1383 (bei de Gudenau, Cod. Dipl. Vol. II. p. 1164): das ich myn allerlyste eliche Frauwe — Johanne von Wiltsherg *gewidmet* han — — mit alle dem Rechte, das sy n Man ein allerlyste eliche Hausfrawen *widemen* mach und sal u. s. w. Kaiser Karl IV. sagt in einer Urkunde vom J. 1360 (bei Gieseler, Anecd. p. 74): Auch han wer — — dem oben, Heinrich erleubet das er di edlen Lyxen, sein eliche Wirtun *wideme* moge und ire morgengab und heimetwore beweisen u. dem halben teil des — tursen. In einer Urkunde vom J. 1344 (bei de Gudenau Vol. II. p. 1089) heißt es: das wir u. s. w. unsse Saurge, unserre Sone — sliche Hausfraw han *gewidmet* — na *Wideme* Recht, si ir Lybrucht un bestinen, als lang we di ich u. s. w. In einer Urkunde vom J. 1336 (bei de Gudenau Vol. III. p. 293): das wir u. s. w. han *gewidmet* zu rechtem *Wideme* Rechte, Messen syu eliche Wirtin mit 300 Punden Helren — — uff syn Gut u. s. w. 44) f. Schillinge bei *Ballhausen* col. 2096, 2097, wo sich auch die Zusammenfassungen *Widem-Gut*, *cenus dotallium*, *Widem-Hof*, *curia dotalis Ecclesiae*, *Curia et Domus Plebani*, *Widem-Mass*, z. B. des Pfarrers⁴⁵⁾, 63 Schillinge *zins* *Getreide*, *Wiele* *Mass* genannt u. s. w. *Wideme* *Bauern*, *dotales Ecclesiae*, finden.

35) Gloss. Keron. manuscula, *manaschit*. Gloss. Pen. lib. bernatice, *manaschit*, *manisch*, *manaschit*, *liberalissim*, *manaschit*, *manaschit*. 36) *Paraphrasia Cantid Cantie*, Cap. III. bei Schiller, Thesaurus. T. II. p. 25. 37) Nicht hochzeitstag, wie Gieseler (bei Schiller S. 36) meint, indem er bemerkt: *Maheltage* id est *highdays*, Lateine: dies nuptiarum, und zur Begründung seiner Erklärung Gemahel conans, vocatus anführt, welcher aber ursprünglich Bräutigam und Bräutche bedeutet. 38) Bei Schiller, Glossar. p. 881. Dazu vergl. Jac. Grimm a. a. O. S. 424, welcher in Beziehung auf Wittemon das burgundische Geistes, welchem er die Form Wittemo gibt, bemerkt: „mit *Widmo*, *Widem* scheint auch der altemannische Name, da noch bei N. Cap. 109 *Widemere* wird, *dos* *Widens* geben dotare und *Wideme* bei Lex Papia *Poppaea* überetzt wird.“ 39) Wegen dieses Schicksals hat man einen Unterschied zwischen *Widum* und, *don*,

und das Zeitwort *wiedemen*“), dotare Ecclesiam, d. h. Grundstücke und Einkünfte zur Unterhaltung einer Kirche stiften, *bevidmen, beveddemen*, dotare, ebenfalls bildlich in Beziehung auf Begabung der Kirchen mit Einkünften angewendet“). Wegen der bildlichen Bedeutungen, welche Widdum erhalten, findet man, um es in seiner ursprünglichen Bedeutung desto kenntlicher zu machen, die Zusammenfügung: Brautlaufwiddum“), Widdum des Eheverlöbnißes, oder der Vermählung. Bei der Verlobung oder der Vermählung in älterer Bedeutung wurde der Mund oder Wahlſchag in weiterer“) Bedeutung bestimmt und bei der Heirath gegeben. Im Nordischen hieß jenes (at) maela mund, d. h. den Wahlſchag ſtreichlich verſagen oder beſtimmen. So z. B. heißt es in der Wölunga-Saga“): hann fastnadhli Al konungi Hjórdlei: ok maelti henni mund, d. h. er (König Hjalprek von Dänemark, der Vater des Königs Alf) verlobte dem Könige Alf Hjórdſen“) und ſagte ihr den Mund (Wahlſchag). Den Wahlſchag geben hieß (at) gjalda mund, den Mund zahlen. Alf ſagt in der Wölunga-Saga“) vor ſeiner Verlobung, welche ſtatt hatte, nachdem Hjórdlei das Kind, mit welchem ſie von ihrem früheren Gemahle, dem Könige Siegmund, ſchwanger ging, geboren hatte: denn du ſollſt werden mein Weib (kona), ok skal ek gjalda mund viðh þér, und ich werde zahlen den Mund (Wahlſchag) an dich, dann, wenn du das Kind geboren haſt“). Ebendaſelbſt“) ſagt Siegurbur, welcher Gunnar's Geſtalt und Namen angenommen, zu Brynhildur: þér smót skal ek gjalda mikina mund i gulli ok godhum gripum, dir entgegen (d. h. um dich zu empfangen) werde ich zahlen großen Mund (Wahlſchag) in Golde und guten Koſtbarkeiten.

Nachdem die Ehe Gunnar's und Brynhildur's vollzogen, und endlich der Betrug entdeckt iſt und Brynhildur ihm Vorwürfe macht, antwortet Siegurbur“): Nicht ward ich dein Mann (madur) und wurdeſt zu mein Weib (kona), ok galdt wiðh þér mund ágætr konungi, und (es) zahlte an dich den Mund (Wahlſchag) ein derüberster König. Alf ſagt zu ſeiner Frau Subburun: und du wurdeſt an mich verheirathet nach der Blutsfreundſchaft (Beschlusſe), ok mund galdt ek wiðh þér, und (als) Mund (Wahlſchag) zahlte (entrichtete) ich an dich 30 gute Ritter und ziemliche (anſtändige) Mädchen“), und viele andere Männer (Menſchen, Leute). Die Wölunga-Saga iſt nämlich in den Ritterszeiten verfaßt. In dem Liede dagegen, welches ihr hier zu Grunde liegt, nämlich Atla-Mal in Graenlenzko Str. 903, heißt es: Mund galt ek maerri, (als) Mund (Wahlſchag) zahlte (entrichtete) ich der Berühmten (Reinen, Keuſchen), eine Fülle Schätze zu empfangen, 30 Sklaven“), ſieben gute Sklavinnen“), Ziemlichkeit (Ehre) war bei ſolchem (ſolches) gereichte zur Ehre. Silber war doch mehr. Um zu erweiſen, daß die Angaben des Liedes nach dem alten Gebrauch bei den Germanen gemacht ſei, muß mit denſelben das in Vergleichung geſetzt werden, was die Lex Alamannorum und die Lex Wiſigothorum angeben. Erſtere beſagt Tit. 54: De uxore mortuo marito sine filii relicta i: Wenn ein Freier verſtorben iſt, und ein Eheweib ohne Söhne oder Töchter hinterlaſſen hat, und ſie aus ſolchem Erbe herausgehen und einen andern Gekualen (Ebenbürtigen) heirathen will, ſo folge ihr dotis legitima, et quicquid parentes ejus i legitime placitaverint, aut quicquid de sede paterna secum adtulit (daß iſt die Heirathsgeld in urſprünglicher Bedeutung, wovon wir im folgenden Abſchnitte handeln) omnia in potestate habent auferre, außer dem, was ſie nicht verzehrt, oder nicht verkauft hat. II. Dotis legitima aber beſteht in 40 Schillingen, entweder in Gold, oder in Silber, oder in Rapien (Sklaven bedienter Geſchlechts), oder ſelbſter Sache, die zu geben beſteht. Daß unter Dotis legitima hier die Erbgabe von Seiten des Mannes zu verſtehen, von der wir hier in dieſem Abſchnitte handeln, geht aus dem unmittelbar darauf folgenden Tit. 56: De eo, qui mulieri dotem contradidit, heror: I. Si autem proximus mariti defuncti contra vult ipsam dotem dicere, quod lex non est, illa sequatur cum sacramento cum nominatis quinque aut cum spata tracta (oder mit gezeugen Eſchmert); pugna sit duorum, si potest acquirere aut per sacramentum aut per pugnam, illa pecunia post mortem mulieris retro nunquam revertatur, sed ille sequens maritus aut filii ejus usque in sempiternum possident. Die Lex Wiſigothorum Lib. III. Tit. I. L. V.“): De quantitate rerum conscribenda dotis,

45) Hultau col. 1095. 46) ſ. denſelben col. 263. 47) Aus dem ſtraßburger Stadtrecht angeführt von Schiller, Glossar, Teuton. p. 881 unter Wiedem, das, was ich auch ſiehet Wydem, uwar, antichreticus ob mortuum, wovon als Beiſpiel angegeben iſt: Sententia Parium in causa Abbatis Wiſenworn, et Reinb. de Remmungen anno 1333, f. post 8. Bart: das dieſelben leben in uydemen wyne aff als uir heratorn weren fur eine zume gettes. 48) In engerer Bedeutung heißt Wahlſchag Brautring, wovon wir das Rhißige in dieſem Artickel im Abſchnitte Brautſchaff angegeben. 49) Cap. 13 in der Recension in den Fornaldar Bögr Nordlanda. I. Bd. S. 149. Im Hlutaregiſter (3. Bd. C. 757) ſiehet ſich: Morgungjöf, aja Mund; doch war dieſer von jener, wenn Morgungjöf (Morgengabe) in eigentlicher Bedeutung gebraucht ward, verſchieden, weil wir bereits in dieſem Artickel ſahen. Dann ſiehet Hultau, Lex. Island. Lat.-Dan. Vol. I. p. 96 ſagt: Morgun-göfa, f. danum nuptiale, Morgengabe, und Aet dazu ſiehet: Morgungjöf, f. idem. ved antiquus, ſo ſind die Wörter in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht beſtimmt genug ausgedrückt. Unrichtig iſt Mund (ohne Zeichen des Reminantis Mund) von Frieber. v. d. Hagen, Nordiſche Helmsromane, 4. Bändchen, in der Ueſetzung der Wölunga-Saga S. 62. 130. 195 durch „Morgengabe“ gegeben. 50) Sie beſand ſich nämlich in der Geſamt des Königs Hjalprek. 51) Cap. 12. C. 148. 52) Aus dieſem Rithi ſiehet darf man ſo nicht folgern, daß der Mund erſt dann gegeben worden ſei, wenn das Weib ein Kind geboren; denn es iſt hier von einer Frau die Rede, die aus erſter Ehe mit einem Poſthumo ſchwanger iſt. Doch iſt ſich aus dieſer Erklärung mit ziemlicher Gewißheit (ſiehe oben, daß die Verlobung einer ſchwangeren Weibne nicht eher ſtattſand, als ſie ſie geboren hatte. 53) Cap. 37. C. 180.

54) Cap. 29. C. 195. 55) ok warts udr gipt at frænda ráði; denn eine Ehe, die ohne Einwilligung der Blutsfreunde geſchloſſen wurde, wurde von dieſen nicht als gültig angeſehen. 56) d. h. hier. 57) thraail, Reminantis thraail (Reminantis der Eingab thraail. 58) thylar (Eingab) thy, thya aera. 59) Es iſt oben bezeichnert durch F.L.S. (Flavius) CHDS. (Chindawint), und

belegt: Jeder von den Primaten des königlichen Hofes und *) den Seniores (aus dem Herrenstande) des gotthischen Volkes, welcher eines andern Tochter oder irgend eines Witwe für sich oder seinen Sohn zur Ehe verlangt, soll dem Mädchen oder dem Weibe als Gabe **) (dotis titulo) nicht mehr *) als den Bestand des zehnjährigen

schreibt: Data ad confirmata haec lex pridie Idus Januarii, Anno feliciter tertio Regni nostri, in Dei nomine Tolosa. Im Eingange wird dieses Decret auf folgendes Weis motiviert: Cum de dotis diversa saepe inter umbrosos oriatu intentio, plurimum ut utilitati consulunt, si evidens bujus rei institutio nihil ultra relinquat ambiguum. Decernimus igitur etc.

60) vel, nämlich quicunque ex palatii nostri primatibus, vel senioribus suis Gothorum; beide machten den Herrenstand aus, und es heißt weiter unten von ihm: quicquid ex praedictorum ordine.

61) oder Ehekandidat; was hier das heißt, wird in denselben Gesetz weiter unten donatio genannt, nämlich in den Worten: Ita ut de his omnibus rebus in conjugio mulier assumpta, si non reliquerit filios, facere quod voluerit liberam ac caso noverit habere licentiam: aut si intestata discesserit ad maritum, aut ad propinquos mariti haereditas, eadem donatio redeat. Doch klüßiger wird donatio in weiterer Bedeutung, als das, gebraucht. So z. B. auch in Lex Wisigothorum Lib. V. Titulus II. De donationibus generalibus IV. Antiqua. De rebus extra dotem uxori a marito collatis. Si mulier a marito extra dotem, de quibuscumque rebus quaecunque donatione vel prolatione conquisita aut illi debita, quocunque tempore, quodcumque donatum acceperit, si filii de eodem conjugio fuerint procreati, nullus uxor ad diem obitus sui, et secundum voluntatem vel ordinationem testatoris securus possideat, et de quinta laetundum parte eorum rerum faciat quod voluerit potestatem abstinere. Fructus laetundum testator ipse, qui hoc testavit, expendendi vel utendi potestatem habere potuit: ita et illa, quae uxo hoc ad possidendum percepit, omnia dum adixerit, sine cuiuslibet inquietudine, nullo incontinenti utatur expensis; si tamen idem testator aliquam specialem provisionem de ipsius frugibus non instituerit. Post obitum vero uxor, reliqua integra et interemerata filius ex ipso viro procreatus derelinquat, et nulla occasione cuiquam exinde, excepta ut dictum est quinta parte, quidquam aliud mulier alienare praesumat. Quod si ex ipso conjugio filii non fuerint procreati, quicquid mulier de rebus sibi donatis, juxta praescriptum testatoris ordinem facere elegerit, liberam habeat potestatem. Ceterum si intestata discesserit, ad maritum ipsa, et superius existerit, donatio revertatur. Si autem maritus non fuerit, ad haereditas maritum, qui donationem conscripsit, eadem donatio peribit. Similem rationem de viris principibus custodiri, de his quae ab uxoriis tempore quocunque donata praecedunt. Im Betreff der königlichen Ehekandidaten bestimmt ebenfalls III. Antiqua. De rebus marito vel uxori a Rege donatis. Speciali jure decernitur, ut de rebus regia collationis collatis, si in nomine mariti fuerit conscripta donatio, nihil nisi exinde mulier, excepto quod in dote percipit, debeat vindicare. Ideoque et si in nomine mulieris inventur facta donatio, nihil nisi vir exinde post quos obtinuit ademptus aliquatenus usurpare, vel juri proprio participare, nisi quod mercedis uxoris largitate percipere. 62) Dieses wird weiter unten noch näher ausgeführt. Nec erit ultimum licium puellas parentibus, nec etiam puellum vel mulierem, ab sponso vel ab sponsi parentibus plus quidquam petere, vel in suo nomine conscribendum optare, nisi quantum nunc legis hujus institutio continet. Fastiicht etwa ein Bräutigam durch das Band einer Ehe mit einer Gattin zu verheirathen und mache sich verbindlich, daß er der Braut mehr geben wolle, so sollte er freie Willkür haben, es nachher für nöthig zu erklären und in die Gewalt seines Reichthums zu setzen. Wenn er aber durch die Verschwendung vor dem Tode schädigen, oder wie zu geschähen pflegt, der Nachlässigkeit ergeben, daß, was er der Braut mehr gegeben,

ten *) Theils seines Vermögens conferiren oder verschreiben. Außerdem sei ihm die Freiheit bewilligt, zu geben decem pueros decemque puellas et caballos XXX seu in ornamentis quantum mille solidorum valere summam consisterit. Wenn Tacitus den Geschenken an dem gefatteten Pferde und dem Jocke Kindern u. s. w. mehr als eine symbolische Deutung zu geben sucht, so hat er wol nicht ganz Recht, sondern diese Geschenke hatten den Zweck der Ausstattung der Frau von Seiten des Mannes. Zur Ergänzung von Weibern und Kindern ist aus Marculfi Form. Lib. II, 15 zu bemerken: caballos tantos, boves tantos, et omnia stratura sua, boves tantos, vaccos cum sequentes, ovis tantos. In dem Liede von der Bauernhochzeit gibt der Bräutigam drei Bienenstöcke, eine Wädr, eine Kuh, einen Bod und ein Kalb. Bei der Verlobung fürstlicher Personen wurden der Braut Burgen und Land zugesichert, und zwar, bevor die Verlobung stattfand, wie das Nibelungenlied ver-

widerrufen oder entkräften nicht wolle, oder könne, so müssen durch die Ehe ein nicht für die Ehe für die Zukunft Schäden gemindert werden, sondern sobald des Bräutigams Eltern oder Verwandte (sponsal parentes vel propinquus) ein solches Geschehen in Kenntniß bringen, so sollen sie Gütlichthätig, was mehr als oben gesagt (angegeben) ist, der Braut conferirt ist, ihrem Rechte ohne Jemandes Bräutigam beständig hindern. Das Gesetz hatte nämlich den Zweck, daß der Bräutigam, von Fische gebohrt, nicht zu viel schenke, und es dann, wenn er sich gründlich fand, es ja spät beruhe; denn der Gescheher wird ausdrücklich fort: Certe si jam vir uxorem habens, transacto scilicet anno, pro ditionem vel merito conjugalis obsequii, si aliquid donare elegerit, licentiam incontinenti habeat. Nam non aliter infra anni circulum maritus in uxorem, seu mulier in maritum excepta dote, ut praedictum est, aliam donationem conferre poterit, nisi gravi infirmitate periculum sibi mortis insinere praesensierit.

63) Das Gesetz wegen Gebung oder Verschreibung des zehnten Theils des Vermögens betraf nicht blos den Herrenstand der Gothen, sondern diente überhaupt; denn am Schluß des Gesetzes wird bestimmt: De ceteris vero, qui nubendi voluntatem habuerint, nubant etiam proposito providendum decernendumque curavimus: ut qui in rebus omnibus decem millium solidorum domum esse discesserit, ad mille solidos rerum universarum comprobatione habita, in nomine episcopos suo dote conscribat. Cui autem mille solidorum facultas est, de centum solidis tali de rationis dote facturus est: et sic lata constitutio dotalis tituli ab ultima usque ad summam omni controversia sopita perveniat. Über die Wichtigkeit der Ehekandidaten von Seiten des Mannes spricht sich König Recaredus (in demselben Titel, nämlich Lib. III. Tit. I. L. IX. Ne sine dote conjugio fiat, et ut de quibuscumque rebus donis conscripta fuerit, fructum obtineat) auf die Weise aus: Nuptiarum opus in hoc dissonatior habere dignitas nobis decet, si dotalem scripturam hoc evidenter praesensierit monas (nach anderer Lesart monas, welches doch nicht die richtige sein dürfte). Die frühere symbolische Bedeutung des Geschenkes, daß der Bräutigam der Braut gab, war wol nicht ganz vergessen, wiewol König Recaredus aber sein Kanon die Wichtigkeit der Ehekandidaten hauptsächlich darin findet, daß dadurch eine öffentliche Urkunde über Ehekandidaten der Ehe obliegt; denn er fährt fort: Nam ubi dote uxor data est nec conscripta, quod testimonium esse poterit, in hoc conjugio dignitatem futuram? quoniam nec conjunctionem celebratam publica roborat dignitas, nec datulum tabularum hanc comstat honestas.

anschaulicht, da, wo es von Verlobung Giffler's und der Tochter des Markgrafen Rüdiger handelt:

Do swor man in so gebene dar wännechliche wip⁶⁴⁾,
Do lobt' auch er ze minnen den Ir vil alannechlichen lip.
Man beschiet der funehvrouwen bürge⁶⁵⁾ unde lant;
Des scherzte da mit siden des edeln chünigin⁶⁶⁾ hant,
Vud auch der herre Gernot (nämlich Wänter's und Giffler's
Bruder).

Hierauf sagt Rüdiger, wie viel, da er seine Burgen zu vergeben habe, er seiner Tochter Silber und Gold geben werde, und hierauf hat die Verlobung statt. Außer dem, daß überhaupt zu einer vollständigen ehelichen Verbindung eine Eheschließung von Seiten des Mannes statt haben mußte, kam es noch bei den verschiedenen deutschen Völkern darauf an, unter welchen Umständen diese geschah; denn die Decretalen Cap. I. de sponsal.⁶⁷⁾ führen ex Concilio Triburiensi (vom Jahr 895) an: de Francia quidam nobilium mulierum de Saxonia, lego Saxonum, duxit uxorem, verum quia non ejusdem legitimi Saxonum et Francigenae utuntur, causatus est, quod cum non sua, id est Francoerum lege desponsaverat vel acceperat, vel donaverat, dimissaque illa aliam superduxit. In den althochteutschen Gloss. Emm. 440 wird sponsalia durch prütigepa (Brautgabe) erklärt. Wichtig für diesen Gegenstand ist auch der altnordische Ausdruck Gafn, Gafen, Wort, Gaden-Botschaft, von Guf, Gabe, Geschenk, und ord, Wort, Botschaft, welcher Heirathsantrag und Einwilligung der Blutsverwandten in die Heirat des Mädchens und der Witze, und in abgeleiteter Bedeutung Heirat, Ehe bedeutet. Aus gisf ist gebildet gipta, verheirathen, z. B. bei Snorri Sturluson: ef thu wilt gipta Astridi aysr thlna Erlingi, wenn du willst verheirathen deine Schwester Astrid Erlingum (an Erling). König Olaf Trygvason antwortet, es sei wahrscheinlich, daß das (dieses) Ginfad (dieser Heirathsantrag) werde gut werden, da Erling aus gutem Geschlechte u. s. w. Aus dem altnordischen gipta, verheirathen, giptaz, d. h. sich für die Verlobungsgabe mit einem verbinden, sich mit ihm verheirathen, ist gebildet das schwedische gifsta, heirathen, ehelichen, gift, verheirathet, gebedlich, gifstas, sich verheirathen, Gifte, Heirat, Ehe, Giftermaal, Heirat, Ehe, und das dänische gifte, verheirathen, z. B. sin Datter, seine Tochter, bei welcher Redenart der Ausdruck oft mit bort (fort, hinweg) verstärkt wird, gifte sig, sich verheirathen, Giftermaal, Heirat. Giftermaal entspricht dem Ginfad in abgeleiteter Bedeutung⁶⁸⁾.

Bei den Germanen war also, soweit die frühesten Nachrichten reichen, das, was der Mann bei Eingehung

der Ehe als Hauptsache geben mußte, kein eigentlicher Kaufpreis mehr, sondern es war eine Verlobungsgabe, welche der Frau und ihren Kindern zu gute kam. Anders ist es bei den Slaven, da diese auf einer geringeren Stufe der Bildung stehen. Bei ihnen, und namentlich bei denen in Illyrien, werden die Bräute an den Meißbietenden verkauft. Häufig währt ein solcher Handel ganze Monate, und wenn er schon geschlossen ist und ein anderer Freier nur einen Eimer Racky oder Branntwein mehr bietet, so wird die Braut dem letzteren zugeschlagen⁶⁹⁾.

II. Eins- und Mehrweiberei. Tacitus⁷⁰⁾ rühmt von den Germanen, daß sie saß allein von den Barbaren sich mit einem Eheliebe begnügen, mit Ausnahme sehr weniger, welche es nicht aus Noth thun, sondern bei denen man sich wegen ihres edlen Standes um mehrere Heirathen bewirbt. Tacitus hat, wie man mit großer Wahrscheinlichkeit annimmt, vornehmlich das vor Augen, was Julius Cäsar sagt⁷¹⁾: Ariovist hatte zwei Ehefrauen, die eine, eine Gewin von Geburt, welche er mit sich von Hause (d. h. von Teutschland) hieher (d. h. nach Gallien) gebracht hatte, die andere, eine Norwin von Geburt, die Schwester des Königs Rocio, welche, von ihrem Bruder geschickt, er in Gallien geheirathet hatte. Doch bleibt dabei ungewiß, ob Rocio, wie Tacitus, wenn er diese Stelle Cäsar's vor Augen hatte, annehmen scheint, sich bei Ariovist darum beworben hat, daß er seine Schwester heirathen solle, oder ob nicht vielmehr dieses Ariovist gethan, und Cäsar darum gefragt, ihr Bruder Rocio habe sie geschickt, weil sie unter dem Mandibardio (Schirme oder Vormundschafft) desselben war und ohne Einwilligung desselben nicht heirathen durfte. Wenn wir mit dieser Angabe zusammenhalten, was wir anderwärts finden, so können wir die Germanen im Betreff der Mehrweiberei wohl nicht ganz von der Rücksicht auf Noth bei freisprechen; mehr mag noch dazu der Wunsch, viele Kinder zu haben, beigetragen haben. Diesem Wunsche mußten vorzüglich Reiche und Bornehme Raum geben können; daher findet man die alte Sitte, welche ihnen die Mehrweiberei gestattete. In Vielweiberei, wie bei den orientalischen Völkern, artete sie aber nicht aus, sondern die germanischen Völker hatten gewöhnlich zwei, drei, und in manchen Fällen auch mehr. Adam von Bremen sagt von den Franken⁷²⁾ (Schwaben): In der Verbindung mit Weibern allein halten sie kein Maß. Jeder hat nach dem Vermögen seiner Kräfte⁷³⁾ zwei oder drei und mehr; die Reichen und Fürsten ohne Zahl; denn auch die aus einer solchen Verbindung erzeugten Söhne halten sie für ehelich (legitimos). Man sieht hieraus, daß zur Heirathszeit bei Germanen einer mehr Ehefrauen haben konnte, und die übrigen nicht für Nebenweiber oder Beischläferinnen gehalten

64) Bist hier in weitestir Bedeutung gebraucht. 65) d. h. Burgen. 66) Nämlich König Wänter, der regierende Bruder Giffler's. 67) Corp. Jur. Canon. ed. Fühou. Tom. II. l. 201 a; f. das Weibere und Rühre in Snorri Sturluson's Heitris (Heimskringla), überlegt von Bernh. Zachar. 2. Ab. S. 300. 68) Nämlich in der Bedeutung 1) von conjugium. Alden Halderson, Lex. lat.-Lat.-Dan. Vol. I. p. 292: Gief-ord n. conensus matrimonii, et parte propinquorum virgine (weil nämlich die Brautverwandte, wie schon Tacitus bemerkt, die Verlobungsgabe beistellen mußten); 2) conjugium, Aegtheit, Ehe.

69) Joh. Jos. Kretz, Historische Gemälde der Lage und des Ausandes des weiblichen Geschlechts unter alten Völkern der Erde von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. (Köppig 1803.) S. 19.

1) Germ. II. De bello Gallico. Lib. I. Cap. 52. 2) Die Sitte Danie Cap. 229 (bei Lindenberg, Script. Septem., Ausgabe von Fabricius, p. 60). 4) secundum facultatem virum suorum.

ten wurden, sondern daß dieses erst durch den Einfluß des Christenthums geschah, wo wir im Abschnitt: Umgestaltung der Mehrweiberei durch die Christliche Kirche, zeigen. Zwar hatte man auch in der Heidenzeit (s. oben *Frisdroler*), aber diese waren der Regel nach aus dem Stande der übrigen genommen. Daß bei den Schweden die Reichen zwei künftigen Weiber ohne Zahl zugleich gehabt, scheint Adam von Bremen etwas übertrieben ausgedrückt zu haben, oder abscheu numero mehr den Sinn haben: ohne bestimmte Zahl. Nach der Sage Frä Hildwardi ok Sigurinn*) hat König Hildward nach dem Gelübde gethan, daß er die zur Frau haben wolle, die er die schönste weiß, hat bereits drei Frauen, als er hört, daß König Esmalin eine Tochter hat, die schönste aller Frauennimmer. Er sendet seinen Jari Edmund und läßt für sich um sie werben, erhält aber abschlägige Antwort, bekommt sie aber doch durch Kriegsergebnisse in seine Gewalt und heirathet sie. Als der weifersüchtige König im Norden erscheint Garath der Haarhohe. Man sagt, daß, als er Ragnhild, die Tochter des Königs Erik von Jotland (Jütland), zur Frau nahm, von seinen neun Weibern ließ*). Die heidnische Sitte der Mehrweiberei erhielt sich auch in der Christenzeit bei den Schwedern. So z. B. hatte König Gholthar I. bereits Hunderte zur Frau und liebte sie sehr. Sie bat ihren Gemahl, ihrer Schwester einen passenden Mann zu geben. Da Gholthar aber sehr wüßlingsig war, so wird er von Liebe zu Argwohn entzündet, und nahm auch sie zur Ehe. König Ghilperich, Gholthar's Sohn, hatte mehrere Ehreweiber, als er Galswindin, die Tochter des Königs Nasgil von Spanien, die Schwägerin Bunichild's, zu heirathen sich entschloß, und er versprach, daß wenn er sie erhalte, er die andern verlassen wolle*). Die Traciater, und unter ihnen die Geten, waren sehr widerwärtig, wenn gegründet ist, was Strabo*) bemerkt, daß Menander das, was er von Traciern und unter diesen von den Geten anführt, nicht als Dichtung, sondern nach der Geschichte sage, alle Traciater und vor andern die Geten seien der Mäsigkeit im Betreff des weiblichen Geschlechts nicht sehr ergeben; denn unter den Geten ist keiner, der nicht zehn, zwölf und mehrere nehme; dagegen einer mit nur vier oder fünf Weibern gethe zu unglücklich und weiderlos. Zwar sagt Strabo, daß dieses auch von Andern bestritten werde; aber Menander hat natürlich, da er nicht bloß von den getischen Großen, sondern von den Geten überhaupt spricht, die Sache um der poetischen Tendenz willen gesteigert. Herzog Bratislaw von Pommern hatte, bevor er zum Christenthum bekehrt wurde, 25 Weiber, und auch sehr viele andere Pommern buldigten dem Gebrauche der Mehrweiberei, worüber sich die Nachweisung im folgenden Abschnitt findet. Die älteste

Böhmen sollen nach Cosmas von Prag keine Ehen ge-
samt haben. Im Betreff der späteren Zeit, nämlich zum
J. 994, sagt Cosmas"), Bischof Waldbert von Prag habe
im greiften Gefährde mit seinem Bruder, dem Herzoge
Boleslav von Böhmen, Vieles gestiftet die Invidiosität
(Unglückseligkeit) et nequitia populi, de incesta copula
et super illicita dissidia inconstantis conjugii, und
zum J. 1009") erzählt er von Jaromir, dem Bruder
des Herzogs Dalrich von Böhmen, ihm sei aus legitimem
Matrimonio keine Nachkommenschaft geboren worden we-
gen der Unfruchtbarkeit der Ehegattin (conjugis), aber
von einem gewissen Weibe, Namens Bogena, der durch
Schönheit ausgezeichnete Sohn Breislav. Jaromir sei
nämlich zu dem genannten Weibe, als es in einem Dorfe
Lücher wurde und er ihre Schönheit, namentlich ihre
weiße Hautfarbe, gesehen, in Liebe entbrannt, und fährt
fort: „Er schiedte sogleich und ließ sie in sein Haus
bringen, doch löste er die alten Connubia nicht. Weil es
damals lebte, wie es ihm beliebte, zwei oder drei Con-
juges zu haben erlaubt war: noch war es göttlich für
einen Mann, die Ehefrau eines andern zu rauben, und
für eine Ehefrau, den Gemann einer andern zu hei-
rathen"). Und was jetzt für Bichtigkeit gilt, gerichte
damals zu großer Schande, wenn ein Mann mit einer
Gattin, oder eine Gattin mit einem Manne aufrieben
lebte. Sie lebten gleichsam wie unvernünftige Thiere,
in dem sie gemeinsame") Connubia hatten." So Cosmas
von Prag. Doch hatte, wie aus dem, was er voraus-
schickt, hervorgeht, keine völlige Gemeinschaft der Weiber
statt, sondern Mehrweiberei, aber eine sehr lockere; auch
bedurfte es keiner kirchlichen Ehescheidung. Bei der voll-
ständigen Gemeinschaft der Weiber, wie wir sie bei eini-
gen Völkern finden, kam kein Weiberraub innerhalb des
Volkes vor. Kon den Polen sagt Aethor"): „Die Po-
len hatten die Art ihrer Väter: sie waren still und sanft,
und zügelten Ältern und Verwandten, ihren Schwieger-
eltern, Schwiegerältern und Schwägern viele Ehre.
Auch Ehen") hatten sie. Der Bräutigam ging nicht
selbst, seine Braut zu holen, sondern man führte sie ihm
des Abends zu; und den andern Morgen brachte man
das, was für sie gegeben wurde." Aethor scheint nicht
aus willkürlicher Gunst die Polen von den andern Völ-
kerstämme, welche er auch bespricht, zu bevorzugen;
denn wie wir aus Dithmar von Merseburg wissen, wurde
der Ehebruch bei den Polen im Ausgange des 10. und im
Anfange des 11. Jahrh. an dem Verleger der ehelichen
Rechte anderer part bestraft. Dobrowsky") findet in der
slawischen Benennung Hochzeit (Swatba") und der

5) Bei Herr. Bachter, Houtm der Schrift. 1. Bd. 2. 206. S. 96—98. 6) Smorri Eurulian's Meistert (Helm-krönung), überf. von Herr. Bachter. 1. Bd. S. 194. 195. 7) Gregorius Thronens, Hist. Lib. IV. Cap. 3 (ap. Prätor. Corp. Hist. Franc. p. 69); Lib. IV. Cap. 28. p. 81; 7. Hülgen. Smorri. d. 22. u. s. 1. Sect. 8. 90. S. 343. 344. 7. Bd. S. 23. 8) Buch IV. Cap. 3.

9) I. l. col. 1099. 10) col. 3068. 11) nec nefas fuit
viro rapere alterius uxorem, et uxori alterius nubere marito.
12) communia habentes communia. 13) Kennen, überlegt von
Schöler. 2. Zp. S. 125. 14) „fermalig“ findet man hin-
gefragt. 15) Abkömmlingen der böhmischen Gesellschaft der Bil-
dungsfreien. 3. Zp. S. 157. 16) Böhmisch-Schwab, Döckert,
nuptiae, swadebali, die Döckert betreffend, nuptialis, 3. Z. swa-
debali obedi, Döckertfaffen, swadebali, swadebali, Döckert, die
Döckert, Döckert, Döckert, Döckert, Döckert, Döckert,
ein männlicher Döckert, swadebali, eine Brautwerbung, wobei
eine Döckert als Gast einbringt.

Bräutwerbes (Swat) eine Befestigung ehelicher Keuschheit, weil er beide Ausdrücke vom Worte heilig (swaty) ableitet. Aber Anton *) nimmt dieser Auslegung ihre Kraft, indem er zeigt, daß Swat **) hier einen Zeugen und Swatha die Bewegung bedeute. Als der fränkische Kaufmann Samo, welcher die von den Avaren besetzten Wenden glücklich gegen ihre Brüder zum Kampfe geführt hatte, von den Wenden zum Könige gewählt war, hatte er als solcher zwölf Ehefrauen (uxores) aus dem Geschlechte der Wenden und von ihnen 22 Söhne und 15 Töchter **).

III. Beschränkung der Freiheit beim Heirathen durch Standesrückfichten. Daß schon zu Caesar's und des Tacitus Zeiten Volkssitte war, daß sich Gleiche mit Gleichen, Freie mit Freien und Geleige mit Adlern von Edlingen ehelich verbanden, schließt man mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Übereinstimmung folgender Heirathen von Fürsten, daß nämlich Ariovist die Tochter eines Königs der Roriker, Armin die Thutshild (griechisch Thusnelida), eine Tochter des Cheruskerfürsten Segestes, Flavius, ein Sohn des Segestes, eine Tochter des Rattenfürsten Ratumer, und Sestibacius, des Cheruskerfürsten Segimer Sohn, Nefte des Segestes, ebenfalls die Tochter eines Fürsten der Ratten, zur Gemahlin hatte *). Gregor von Tours *), nachdem er erzählt hat, daß die Verwandten des Königs Glodobwig in Burgundien das Mädchen Chrothild gesund, fährt fort: „Da sie sahen, daß sie schön und klug war, und in Kenntniß gebracht hatten, daß sie aus königlichem Geschlecht sei, versäumten sie es dem Könige Glodobwig.“ Dieser bewirkt sich nun sogleich bei dem Burgundenkönige Gundobad, dem Vaterbruder der Chrothild, denn ihr Vater, der Burgundenkönig Chilperich, hatte das Leben verloren, um ihre Hand und heirathet sie. Weiter unten erzählt Gregor von Tours *), da der König Sigbert gesehen, daß seine Brüder ihrer unwürdigen Weiber genommen, und zu Folge

ihrer Schlechtigkeit sich selbst mit Mägden (ancilla) ehelich verbunden, habe er einen Befehlenden nach Spanien geschickt und mittels vieler Geschenke sich um Brunhild, die Tochter des Königs Atanagild, beworben, und er heirathet sie. Sein Bruder, König Chilperich, ahmt ihm nach, bewirbt sich um Brunhild's Schwester, Galswinde, indem er durch seine Befehlenden versprochen ließ: se alias (nämlich die „plures uxores“, die er bereits hat) relictorum, tantum condignam sibi regisque prolem mereretur accipere. Im Nibelungenlied 3. 3300. 3301 fragt Chriemhild, als sie mit Brunhild Wortkampf hält, zürnend: Wie heten so geworden di edelen brueder min, daz ich eigenmannes wine *) solde sin? Der Pactus Legis Salicae Tit. XIV, 7 besagt: daß wenn eine freigebohrne Frau frimwig *) einem Edlern des Königs oder einem Edlen mit ihrem Willen gefolgt, ihre Freiheit verlieren solle, und ebenfalls Ges. 11 und Tit. 27. Ges. 5 *): daß wenn ein Franke eine fremde Magd (Sklavin) geheirathet, er mit ihr in der Knechtschaft (Sklaverei) verbleiben, oder mit andern Worten, in die Knechtschaft gebragt werden solle; ebenso die Lex Ripuariorum Tit. 58. Ges. 15: daß wenn ein Ripuarier die Magd (Sklavin) eines Ripuariers zur Ehe genommen, er mit ihr in der Knechtschaft (Sklaverei) verharren solle, und Ges. 15: daß wenn eine Ripuarierin dieses gethan, sie und ihr Nachkommenschaft (generatio) in der Knechtschaft verbleiben sollen. Später, als die Rechtsbestimmung, daß wenn ein Freier eine Unfreie, oder eine Freie einen Unfreien heirathete, die Freiheit verlieren sollte, gemildert ward, so blieb doch dieses, daß das Kind der ärgeren *) Hand folgen sollte. Dieser alte Rechtsgrundlag war aller Wahrscheinlichkeit nach bei den alten Sachsen, welche aus vier verschiedenen Ständen, nämlich Edeln und Freien und Freigelassenen (Liten) und Sklaven, bestanden, und bei denen es durch die Gesetze besetzt war, daß kein Theil bei Eingehung der Ehe die Grenzen seines Koofes überschreiten, sondern der Edele eine Edle, der Freie eine Freie, der Freigelassene eine Freigelassene und der Sklave eine Sklavin zur Frau nehmen sollte, der Grund der Strenge der gesetzlichen Bestimmung, daß der, welcher eine, die vorzüglicher als er an Geschlechte war *), heirathete, mit dem Leben büßen mußte. Diese gesetzliche Bestimmung ward zwar aufgehoben, aber die Beschränkung blieb. Der Sachsenspiegel III. Buch. 73. Art. sagt: Nimmt ein freies

17) Erste Einnahme eines Versuches über den alten Elaven Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse S. 120. 18) Polnisch Swat, Swach, Bräutwerber, Brautdiener, Swachna, Brautwerberin, Swadha, Brautwerber, Swaty, plur., Jährung zur Heirath, Swadzig, Swadzigke, Hochzeit machen, Swadzieby, hochzeitlich, Swiadze, Zeugen, Zeugniss ablegen, bezeugen, erweisen, um Zeugen rufen, nehmen, Swiadzenie, das Bezeugen, Ablegung eines Zeugnisses, Bezeugung, Erweisung, Swiadectwo, Zeugniss, swiadectwa, adv., mit Zeugen, in Gegenwart der Zeugen, swiadacz, adj., zum Zeugniss und zum Bezeugen gelehrt, Swiadek, ein Zeuge, Swiadomcy, Zeuge, der einer Sache kundig ist, die besten Zeugen, die zu Bezeugen genommen werden, swiadomcy, adv., mit Zeugen, im Beisein von Zeugen, swiadom, erweisen, kundig, bekannt, notorisch, swiadomosc, Erfahrung, Kenntniß. 19) Prolegomena, Charon. Cap. 48 (ap. Freher, Hist. Franc. p. 135).

1) Gebauer, Vestigia juris Germanici antiquissima in Taciti Germania obvia p. 80. Wicners im Württembergischen Historischen Magazin. I. Bd. 4. St. (1787.) S. 593. Pütter, über den Unterschied der Stände, besonders bei hohen und niederen Adel in Teutschland, zur Grundriß einer Abhandlung von Verheiratheten freier Fürsten und Grafen S. 34. 35. 3) Hist. Lib. II. Cap. 30—28 (ap. Freher, Corp. Hist. Franc. Vol. II. p. 43). 3) Lib. IV. Cap. 46. p. 80. 81.

4) Freunde, Lüste, dichterisch für Geliebte, Ehegemahlin. 5) seu voluntate: es macht dieses den Gegenlag zu dem unmittelbar vorhergehenden: VI. Si quis pater Regis, vel Lidos, lagnum somnium traxerit, de vita composat. 6) Sicuti Lex Salica a Carolo Magno emendata Tit. 37. 5. 7) Witter Alexander 143 a: do viel es an die ergern hat. 8) Rudolphi Fuldensis, Translatio S. Alexandri Cap. 1 (ap. Petrus, Monum. Germ. Histor. T. II. p. 675): Si vero quispian hominem aibi non congruentem et genere praetoriorum duxerit uxorem, cum vitae suae damno componat. Die Todesstrafe bezieht sich wahrscheinlich nur auf das letzte, und nicht auch überhaupt darauf, wenn einer eine für seinen Stand nicht passende Frau nahm; ist nämlich nicht so zu verstehen, daß wenn ein Edler eine Freie oder Unfreie und ein Freier eine Unfreie genommen, mit dem Tode bestraft worden sei.

schaftenbares Weib einen Biergelden oder einen Landfassen und gewinnt sie Kinder mit ihm, die sind ihr nicht ebenbürtig an Ruße“) und an Biergeide, „wenn“ (denn) sie haben ihres Vaters Recht und nicht (das) der Mutter; darum nehmen sie der Mutter Erbe nicht, noch Niemandes, der ihr „Mac“ (Gognate) von Mutter halben (von mütterlicher Seite) ist. „Die selbe“) Recht haben auch die Dienstmannen, „wenn“ (bis) an den Bischof Wichmann von Magdeburg, daß der Sohn erhält des Vaters Recht und die Tochter der Mutter (Recht), „und horten nach in“ (auf ihre Seite gehörten, d. h. der Sohn dem Herrn des Vaters und die Mutter dem Herrn der Mutter gehörten), ob (wenn) sie Dienstleute waren, da bedurfte man keiner „Wechsele“) (Austauschung) unter den Dienstmannen. Von „Anegegn“) (Angegn) des Rechts aber war Recht, daß freie Geburt nimmer Eigenkinder (dienstbare Kinder) gewinne. Seit des Erzbischofs Wichmann Zeiten hat aber das Recht „gesten“ (zu stehen gekommen), daß beide, Söhne und Töchter, gehören nach der deutschen Mutter dem, dem sie „besteht“ (aufsteht), der Vater sei deutsch oder weiblich, „oder“ (aber) der Wendin Kinder gehören nach dem Vater, ob (wenn) er ein Wende ist; ist er aber deutsch, so gehören sie nach der Mutter. Man“) sagt, daß alle Wendinnen frei („ingenuae“) sind, „durch das“ (weil) ihre Kinder nach dem weiblichen Vater gehören, das ist doch (jedoch) nicht, „wenn“ (denn) sie geben ihre „Baumete“ (Baumiethe, mercedem copulationis), „als dicke“ (so oft) als sie (einen) Mann nehmen. Lassen“) sie auch ihren Mann, „als“ (wie) weiblich Recht ist, sie müssen ihrem Herrn die Hirsenfennige (das Hirsengeld)“) geben, das sind drei Schillinge, und in „sumelichen steten“ (einigen Orten) mehr, alles nach des Landes Gewohnheit. Der Rechtspruch: Partus sequitur ventrem, das Kind folgt dem Busen, oder nach dem oberflächlichen Ausdrucke: das Kind büßert, d. h. das Kind folgt der Mutter“), spricht sich in der Constitution des Kaisers Friedrich I. vom J. 1182 aus: si liber homo servum superduxerit, vel ingenua servum, proles illa utriusque matrem sequitur. So auch in Dänemark war die Mutter der Freiheit hinlänglich, auf das Kind die Freiheit zu übertragen“). Im schwedischen Rechte galt der allgemeine Grundsatz: die Kinder gehen auf die bessere Hälfte (ganzin barn a bätra halv), folgen dem, der frei ist“). Bei den Angelsachsen dagegen spricht sich die strengere Bestimmung noch in König Hein-

rich's I.“) Gesetzen aus, indem bestimmt wird, daß ein von einem Vater, der Sklave ist, und einer freien Mutter Erzeugter, wenn er erschlagen wird, als Sklave, hingegen wenn der Vater frei und die Mutter Magd ist, als Freier erstattet werden soll. In einer schwäbischen Urkunde vom J. 921“) findet sich eine merkwürdige Beziehung auf die Lex Alamannorum, welche jedoch in der Gestalt, in welcher sie auf und gekommen, Nichts enthält. Warfing sagt nämlich, er habe in erhaltener Libe servam monasterii S. Gallani zur Ehe genommen und mit ihr vier Söhne und eine Tochter gezeugt, und der Abt Hartmann und er (Warfing) seien übereingekommen, ut liberos meos juxta legem Alamannorum pariter haberemus, dieses habe er gethan, und zwei Söhne ad servitium monasterii übergeben, sicut lex jubet, aliam vero ne forte in servitium amitteretur placuit redimere. Die Lex Alamannorum Tit. 57 bestimmt: Wenn zwei Schwestern ohne Euder nach ihres Vaters Tode hinterlassen sind und die väterliche Erbschaft auf sie kommt, und die eine einen ebenbürtigen Freien, die andere aber einen Königsbauer oder Kirchensbauer geheiratet hat, so soll diejenige, welche einen Freien genommen hat, des Vaters Land (Grund und Boden) haben. Die übrigen Sachen“) aber mögen sie gleich (unter sich) theilen. Denn diejenige, welche einen Bauer geheiratet hat, soll nicht in den Theil des Landes des Hundes und Bosens eintreten, weil sie einen ihr nicht Ebenbürtigen geheiratet hat. Diese Rechtsbestimmung hat der Schwabenpiegel Cap. 320: Ob ein Tochter ist ungenozzen nimpt, ausgenommen, nur daß er colonus gibt durch einen der mit ihr genozze ist, und in Beziehung auf sibi coequalis den Zufuß hat: und hat ihnen ihr Vater Gut gelassen, das auf der Erde liegt, das soll die Tochter allein haben, die ihren Genossen genommen hat, „oder ihr übergenoz““) (oder ihren Übergenossen, d. h. der höher an Geburt als sie ist). Auch hat er den Zufuß: Stirbt ein man und hat zwei tochter kinder im gelanzen, die beide meye (Jungfrauen) sint, und nun folgt von ihren ungleichen Eirathen, wie in der Lex Alamannorum. Eirathete ein Freier die Jünger eines Andern, so wurde er zwar nicht mehr nach dem früheren strengsten Rechte auch hörig, sodaß er hätte verschmelt werden können, aber doch blieben es seine Frau und wurden es seine Kinder; so J. B. nach einer bairischen Urkunde vom J. 821“), wo gesagt wird: in undecima domo est quidam ingenuus sabin, Asbaldu nomine, cujus uxorem et infantes donamus. Freie gingen höchst ungern eine eheliche Verbindung mit Wächseigenen (Wachspflichtigen, Wachseingigen)“) ein, weil die Kinder

9) Si vero pagana aut villica bannito copulatur. 10) Istud etiam lux habebant etc. 11) nec tunc inter ministeriales erat opus permutatione. über die Eirathen und Kinder der Dienstmannen f. Kämp. Encycl. b. B. u. A. I. Sect. 25. Zp. E. 56—60. 12) Aliqui dicunt. 13) Quotiens etiam a viro iuxta eorum ritum separatur. 14) über dasselbe f. auch Dittler von Borned, Reimchronik bei Pes, Scriptt. Rec. Aus. T. III. p. 46 a. 15) Officiell. Embr. 2. Buch. Cap. 24. S. 338. Magdes. Weiblich Art. 3. Entw. u. C. Crin. Cap. 2. f. 2. Urkunde vom J. 1487, in den Monum. Boic. T. VI. p. 313. 16) Waldeemar's Gerthab. Art. 3. 12, und im Betreff Eshonnes f. Andr. Swonie 6, 5. 17) Colonius p. 28.

18) Henric Leges I. Cap. 821. 19) Bei Neugart, Cod. dipl. Alemannici No. 709. 20) res alias gibt der Schwabenpiegel Cap. 320 (bei Schütler S. 188) durch: gut, das mit uff der erde ist, also bewonliche habet. 21) Mehrere Gebiete haben ihren Übergenozzen, der v. Uffenbach'sche; ihren übergenoz. 22) Bei Ried. Cod. Diplom. Ratibon. No. 21. 23) concensuina, concensuina, lunari, wurden die genannt, welche pflichtig waren, Krüge oder Waide jährlich an eine Kirche zu geben (f. die Nachweisungen bei Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer

immer auch wachspflüchtig wurden²⁴⁾. Nach langobardischem Rechte, *Rotharis Leges* 218—223, verlor eine Aelia oder eine Freie (aut libera), wenn sie in ein anderes Haus zur Verheirathung ging und einen Sklaven zum Manne nahm, ihre Freiheit. Vernachlässigte jedoch sein Herr, sie in die Sklaverei herabzudrücken, konnte sie nach dem Tode ihres Mannes mit ihren Kindern und mit allen ihren Sachen, soweit sie in jener Zeit mit sich gebracht, als Freie dahin gehen, wohin sie wollte. Keine andere Sache mehr erhielt sie, da sie es sich zum Fehler anrechnen sollte, daß sie mit Willen sich mit einem Sklaven einverstand. Wenn der Aelius irgend eines einer Aelia oder einer fremde²⁵⁾ Freie zur Frau genommen und Kinder mit ihr erzeugt, sollten sie dem Vater folgen, und auch Aelia desjenigen sein, dessen Aelius auch der Vater war. Wenn ein Aelius seine oder eines andern Sklavin zur Frau genommen, sollten die Kinder, welche von der Sklavin geboren wurden, Sklaven desjenigen sein, dessen Sklavin auch die Mutter war. Wenn die Sklavin irgend eines in das Haus eines Andern zur Verheirathung gegangen und einen Sklaven genommen, sollte sie nach dem Tode des Mannes aus dem Hause Nichts erlangen, als nur soviel, als sie mit sich zugebracht. Hatte ein Sklave sich erschert, ein freies Weib oder Mädchen mit sich ehelich zu verbinden, so sollte sein Leben verwirkt sein, und diejenigen, welche mit dem Sklaven sich einverstanden, zu erschlagen oder außerhalb des Landes zu verkaufen, und mit den Sachen des Weibes zu thun, was sie wollten, die Blutsfreunde (parentes) derselben Gewalt haben. Bögeren die Blutsfreunde derselben (parentes ejus), dieses zu thun, dann war es dem Gastaldius des Königs, oder dem Actor oder Sculdarius erlaubt, das Weib in einen Hof²⁶⁾ des Königs zu führen und unter die pensiles ancillae zu konstituiren. Wollte Jemand seine Sklavin ehelichen, war es erlaubt, aber er mußte sie liberam thingare²⁷⁾, und so frei machen, daß dieß guiderboram (nach anderer Lesart widerbora), und legitimam per garantix²⁸⁾. Dann sollte sie für eine freie

und legitime Ehefrau angesehen werden, und die Kinder, die von ihr geboren wurden, legitime Erben ihres Vaters werden. Dieses Ebit im Betreff einer Sklavin wurde in *Luitprandi Leg. Lib. VI. Cap. 53* auch darauf ausgekehrt, daß auf dieselbe Weise auch derjenige, welcher eine fremde oder seine Aelia zur Frau nehmen sollte, sie guiderboram machen sollte; denn ohne diese Verordnung sollten die von ihr geborenen Kinder nicht legitim, sondern natürlich sein. Zugleich wird eine alte Formel beigefügt, in welcher dem Petrus von Martinus das Land, in dem er seinem Vater gefolgt ist, deshalb freitig gemacht wird, weil er ihn gehabt ex sua ancilla aelia. Peter erwidert, daß sein Vater sie, wie das Ebit besage, widerbora gemacht und zur Ehefrau genommen. Nach der *Lex Wisigothorum Lib. III. Tit. II. De Nuptiis illicitis*. II. Antiqua wurde ein freigebornes Frauenzimmer, Jungfrau oder Witwe, wenn es sich mit ihrem eigenen Sklaven oder ihrem eigenen Freigelassenen fleischlich vermischte, oder ihn zum Manne nahm, sowie dieser auch, öffentlich geprügelt und verbrannt. Die Gätter des Frauenzimmers erhielten, wenn sie Kinder aus einer früheren erlaubten Ehe hatte, diese, wenn nicht, ihre Blutsverwandten, und wenn diese bis zum dritten Grade fehlten, der Fiscus des Königs; denn die aus solcher, ohne angegebenen Verbindung hervorgegangenen Kinder durften der Richter nicht als Erben anerkennen. Hoch das Frauenzimmer zu den heiligen Altären, wurde sie von dem Könige dem, wenn er wollte, zu ewiger Dienstbarkeit verschenkt. Ebenfalls mußte nach III. Antiqua, wenn ein freigebornes Frauenzimmer einen fremden Sklaven, auch wenn es einer des Königs war, heirathete, oder sich sonst fleischlich mit ihm vermischte, der Richter sie ohne Verzug trennen, und jedes erhielt hundert, und wenn sie sich wieder verbanden, wieder hundert, und wenn sie sich zum dritten Male nicht trennen wollten, abermals hundert Geißelstriche, und das Weib ward dann ihren Blutsfreunden (parentibus) gegeben. Ließen diese sie nachher wieder zurück, wurde sie Sklavin des Herrn jenes Sklaven, und ihr Vermögen erhielten ihre Blutsverwandten. Die aus solcher Verbindung erzeugten Kinder folgten dem Stande des Vaters, so daß sie in der Dienstbarkeit verblieben, galten jedoch als frei, wenn sie innerhalb 30 Jahren nicht als Sklaven in Anspruch genommen worden waren, jedoch unter der Bedingung, daß auch ihre Ältern innerhalb dieser 30 Jahre ihren Herren nichts Dienstbares geleistet. Diese Vorschriften des Gesetzes wurden auch auf die freien Männer ausgekehrt, wenn sie sich mit Kniglichen oder andern Sklavinnen verbanden. Nach IV. Antiqua. Si mulier liberta servo alieno, vel libertus ancillae se societ, mußte, wenn sich eine Freigelassene mit Erbschaft ihres²⁹⁾ Herrn mit einem fremden Sklaven verband, eine Ueberkauf mit dem Herrn des Sklaven getroffen werden, wenn die Verbindung Bestand haben sollte. Ward kein solcher Vertrag geschlossen und verband sich ein freigelassenes Weib mit einem fremden

24) S. 315. In einer Urkunde von J. 1115 (bei Günther, Cod. Diplomaticus Rheino-Mosellanus. T. I. No. 80) heißt es: ut in festo eorumdem sanctorum ad altare supradictum sive vir sive femina copulata conjugio denariis error per lumine juxta religionem christianam ibidem comburendam fideliter persolveret.

25) S. 306. Magasin. 1783. S. 700. 26) ut alienam liberam, d. h. eine Freie, die in dem Mundo eines andern ist. Man vergl. das unmittelbar vorhergehende Gesetz, nämlich 217: Si aelius ejusquecum liberam uxorem uiderit, id est soluta, et mundum de ea fecerit, posteaque de ea filium habens, et maritus ejus mortuus fuerit, al mulier in ipsa casa noluierit permanere, et parentea ejus cum ea se recolligere voluerint, reddant pretium, quod pro mundo mulieris datum est illi, cuius aelia fuit: tunc illa abeque morgingam, aut aliquld de rebus mariti revertatur ad parentes suos cum rebus suis, si aliquis res de parentibus adduxit. Et si filii de ipsa muliere fuerint, et noluierint in casa patris sedere, res paternam dimittant, et mundum pro se reddant, quantum pro matre eorum datum est, et vadant, ubi voluerint. 27) in curtem regia.

28) Auf der Gerichtsversammlung dadurch frei machen, daß er ihr die Freisheit selbst schenkt. 29) garantix, d. h. der Gerichtsgehühre vollkommene Genehmigung oder Erhöhung. Vergl. Joh. Georg. Wechter, Gloss. Germ. col. 291.

29) Die Freigelassenen wurden nämlich nicht ganz frei, sondern nur etwas freier als die Sklaven, und blieben d. h.

Skaven, oder ehelichte“) ihn, mußte der Herr des Skaven in Gegenwart von drei Zeugen drei Mal ermahnen, daß sie von dieser Verbindung abgehen sollte. Wollte sie nach dreimaliger Ermahnung vor Zeugen dieses nicht thun, wurde sie Sklavin des Herrn des Skaven, mit welchem sie sich verbunden hatte. Wurde sie aber vor Zeugen nicht eher ermahnt, als bis sie Kinder geboren hatte, verließ sie in Freiheit, ihre Kinder aber wurden dem Herrn des Skaven zugewiesen, da die, welche aus einem solchen Verhältnisse geboren wurden, nicht frei sein konnten. Die Christen dieses Befehls wurden nach der Analogie auch auf die freigelassenen Männer angewendet, die sich mit fremden Sklavin verbanden. Nach Ges. 5 konnte, wenn Jemand seine Sklavin einem fremden Sklaven zum Eheweibe ohne Mitwissen des Herrn desselben gab, dieser diese Sklavin nebst den Kindern sich zueignen. König Reccard verordnete, daß diese Rechtsbestimmungen auch angewendet werden sollten, wenn Jemand mit seinem Sklaven eine fremde Sklavin verband. Um ihre Zahl der Sklaven und Freigelassenen, welche auch nicht völlig frei, sondern nur in einem geringeren Grade der Unfreiheit standen, zu vermehren, betrogen manche freie Weiber und Mädchen, indem sie eine Zeit lang ihre Sklaven oder rücksichtlich ihre Freigelassenen für frei ausgaben; um dann, wenn solche Weiber der Sklaven oder Freigelassenen Kinder geboren, sie in Sklaverei oder Hdnigkeit der Freigelassenheit herabzubringen. König Ghilbald (Ges. 7) verordnete, daß solche Betrüger erlos und die für Freie ausgegebenen Sklaven oder Freigelassenen nebst ihren Kindern ewig frei bleiben, und die Weiber Alles, was zur Zeit der Hochzeit ihnen gegeben oder versprochen worden, sich zueignen sollten. Diese Gesezbestimmungen sollten auch gelten, wenn freie Männer dadurch betrogen waren, daß Sklavin oder freigelassene Weiber oder Mädchen für Freie ausgegeben und als solche geehelicht worden waren. Unter den Beschränkungen bei dem Heirathen war auch diese, daß, als die Gothen einen Theil des römischen Reichs eroberten, kein Gothe eine Römerin und kein Römer eine Gothin heirathen durfte. König Reccard hob die Beschränkung auf und gestattete solche Ehen, weil beide gleich frei seien“).

30) aut in matrimonio sociaverit, und in der folgenden Lex V des Königs Reccard: Quicunque ancillam suam servo alieno sine consentia domini sui uxorem dederit. Unfrei unter einer Ehefrau waren zwar nach dem strengen Rechte ohne ihr Wissen (Phariseus, De matrimonio Ber. p. 45); denn der Sklave hatte sein Eigentum, von welchem er die Verlobungsgabe, v. d. h. bei der Verlobung zu bestimmender oder bestimmte Gabe, geben konnte. Doch wurde bei verheirateter Sklave in seinem Rechte eingeschränkt; so z. B. bestimmt die Lex Baiuvariorum T. VII. Cap. 12. 13: Si quis cum ancilla alterius maritata concubuerit, cum viginti solidis componat domino. Si quis cum ancilla virgine concubuerit, cum quatuor solidis componat. Die Ehen unter Unfreien kann man nicht blos als Minderung der Milderung durch das Christenthum ansehen; denn die Sklaven der heidnischen Germanen hatten, wie sich aus Tacitus (Germ. 25) ergibt, welcher den Sklaven sagt: Suan quicque sedem, suus Penates rebus, ein Familienleben. 31) Lex Wisigothorum Liber III. De ordine conjugal. Tit. I. De Dispositionibus Nuptiarum. I. Flavius Reccardus Rex.

Eine andere Beschränkung beim Heirathen, welche zu vielen Verwickelungen führte, war, daß auch selbst freie Frauenzimmer ohne Einwilligung ihrer Blutsfreunde nicht heirathen durften, weshalb in Geschichtswerken nicht selten hinzugefügt wird, die Heirath dieses oder jenes Frauenzimmers sei mit Rathe (v. d. h. Beschlusse, beschließender Einwilligung), oder im regel- und rechtswidrigen Falle ohne Rath der Blutsfreunde geschehen. Ungeachtet jener Gewalt der Blutsfreunde über die Frauenzimmer war es jedoch ihnen nicht erlaubt, ein freies“) Frauenzimmer wider ihren Willen an denjenigen zu verheirathen, den sie nicht wollte, sondern ihre Einwilligung war nöthig, vornehmlich, wenn der Mann geringeren Ranges war. So z. B. sagt König Olaf Trygvasson, welchem, als auf dem Gulathing die Einführung des Christenthums beantragt wird, von Erling's Skalden's Blutsfreunden zur Beibehaltung gemacht wird, daß er Erling's seine Schwester Astrid verheirathen soll, daß das Gabemwort (Gisaford“), die angetragene Heirath, da Erling aus gutem Geschlechte und schön von Ansehen sei, zwar annehmlich deuchte, aber Astrid die Beantwortungen dieser Angelegenheit habe. Als Olaf nun dieses mit seiner Schwester beredet, antwortet sie, sie geniesse wenig, daß sie Königstochter und Königschwester sei, wenn sie sich einem würdlosen Manne (v. d. einem Manne, der keine hohe Würde habe, nämlich nicht König oder Jarl sei) verheirathen solle; sie werde lieber einige Winter (Jahr) auf ein anderes Gabemwort (Heirathsantrag) warten“). Darte Jemandem Berücksichtigung oder häufig den Widerspruch der Mädchen nicht, welches z. B. in den Liedern von Helgi dem Hundingstöbter veranschaulicht wird. König Hagen hat in der Versammlung dem König Hoddbrod seine Tochter Sigrun verheissen. Sie widerspricht diesem und wendet sich an den König Helgi, den sie liebt, und sagt ihm, er solle Hoddbrod's eine Wablstalt anweisen, weil Hoddbrod sonst in wenig Nächten komme und sie hinwegnehme; sie habe sich dadurch, daß sie ihres Vaters Verheißung gebrochen, den Jörn ihrer Blutsfreunde zugezogen“). Die Neigung der von dem Vater bereits verlobten Mädchen, einen andern zum Manne zu nehmen, als den mit ihr bereits Verlobten, war gesetzlich beschränkt, für welchen Umstand vornehmlich die Lex Wisigothorum“) umständlich zeugt. Hatte Jemand eine mit dem Willen des Vaters oder anderer Blutsfreunde, welchen nach dem Geseze solche Gewalt zustand“), Ver-

32) Bei unsrer Frauenzimmer hatte der Herr die Gewalt, sie zu verheirathen, an men er wollte, oder im mildsten Falle mußte der Herr wenigstens seine Einwilligung zu der Heirath geben.

33) Warum ein Heirathsantrag Gisaford hieß, ist im Abschnitte Kauf entwickelt.

34) f. des Welter in Enneri's Erläuterung's des Helming's, übersezt von Ferd. Wachter.

35) f. die Lieber von Helgi dem Hundingstöbter bei Ferd. Wachter, Forum der Kritik. I. Bds. 2. Abth. S. 109. 2. Bds. 1. Abth. S. 130.

36) Lib. III. De ordine conjugal. Tit. I. De dispositione Nuptiarum. II. Antiqua. Si puella contra voluntatem patris alii nubit, quae sit alteri disponenda.

37) Si quis puellam cum voluntate patris, aut aliorum propinquorum parentum, quibus ex lege hujusmodi potestas tribuitur, sponsatam habuerit.

lobte, und verachtete das Mädchen den Willen der Blutsfreunde und ging zu einem andern, den sie lieber zum Manne wollte, und nahm sie dieser zur Frau, so wurden beide mit allem ihrem Vermögen demjenigen übergeben, dem sie vorher verlobt war. Hatten Brüder, oder die Mütter, oder andere Blutsfreunde des Mädchens den Willen derselben begünstigt, daß sie demjenigen, welchen sie lieber den Willen des Vaters oder der Blutsfreunde verlangte, übergeben ward, so mußten sie ein Pfund Gold demjenigen zahlen, dem zu geben der König befahl, und beide erlitten die Strafe des Verlustes ihrer Freiheit auf eben erwähnte Weise. Diese gesetzlichen Bestimmungen galten auch, wenn ein Vater über die Heirat der Tochter bestimmt hatte und man über den Preis übereingekommen war. Starb der Vater, bevor er sie zur Heirat übergeben hatte, so mußte sie dennoch demjenigen, welchem sie vom Vater oder der Mutter vertragsmäßig zugelegt³⁸⁾ war, übergeben werden. Nach des Vaters Tode stand, wenn der Vater nicht bei Lebzeiten die Tochter bereits verlobt hatte, die Verheirathung der Kinder beiderlei Geschlechts in der Gewalt der Mutter. War aber diese gestorben, oder hatte sie sich wieder verheirathet, wählten die Brüder, mit wem am würdigsten ein Knabe oder ein Mädchen verbunden werden sollte. Waren die Brüder nicht in dem Alter, daß ihrem Urtheil ein Bruder oder eine Schwester anvertraut werden durfte, so hatte der Vaterbruder die Gewalt über die Verbindung derselben. Stand ein Bruder im Jünglingsalter und wies die Sorgetragung der nächsten Verwandten für ihn zurück, so hatte er Gewalt, sich selbst ein seiner würdiger Band der Verbindung zu wählen. Im Betreff eines Mädchens aber mußten, wenn ein ebenbürtiger Bewerber sich um sie bewarb, ihr Vaterbruder oder ihre Brüder sich mit den nächsten Blutsfreunden besprechen, und sie fragen, ob sie den Bewerber nehmen wollte, damit sie entweder nach gemeinsamem Willen verbunden, oder nach dem Urtheil Aller abgeschlagen werde³⁹⁾. Himmten die Brüder die Verheirathung des Mädchens wegen des Umstandes, daß sie die Portion, die ihr in der Theilung mit den Brüdern, wenn sie einen Mann nahm, nach den Sitten auszufließen, von den Gütern der Ältern nicht erlangen konnte, und wiesen sie den Freier zwei oder drei Mal zurück, so mußte das Mädchen, weil sie die Ärgst der Brüder durchschau, und geglaubt, einen Ebenbürtigen heirathen zu müssen, von den Brüdern die ganze Portion, welche ihr von der Erbschaft der Ältern gehörte, erhalten. Hatten hingegen die Brüder nichts Ärges gegen die Schwester im Sinne und jagten sie deshalb, um ihre Schwester mit einem würdigeren Manne zu versehen, und vergaß sie ihre Ehre und war nicht auf den Stand ihrer Person bedacht, verlor sie ihre Portion, mochte sie abgetheilt oder nicht abgetheilt sein, welche sie von dem Vermögen ihrer Ältern erhalten, oder zu erhalten hatte. Gewalt war ihr jedoch auszustanden, die Erbschaft

der Brüder und der Schwestern und der andern Blutsfreunde anzutreten.

IV. Die Frauen als Jungfrauen. Der Jungfraustand währte bei den alten Teutschen länger, als jetzt, wenn sich auch ein Mann fand⁴⁰⁾; denn die Germanen des Tacitus eilten nicht mit Verheirathung ihrer Töchter⁴¹⁾, sondern man verheirathete sie mit Jünglingen von gleichem Alter. Diese aber wurden nicht frühzeitig mannbar. Da auch die Mädchen groß und stark waren, so entsprachen die Kinder der Stärke der Ältern. Da die Blüthezeit⁴²⁾ verstrich, hatte man keinen Grund, die Töchter sobald als möglich zu verheirathen. Von der Verheirathung gefallener Jungfrauen erzählt Bonifacius Folgendes⁴³⁾: Wenn in Altsachsen eine Jungfrau das väterliche Haus durch Unzucht⁴⁴⁾ beschied hat, oder ein verheirathetes Weib Ehebruch begangen, zwingen sie sie manchmal, mit eigener Hand sich zu erhängen und so ihr Leben zu enden; manchmal führten, nachdem sich eine Versammlung von Frauenpersonen gebildet, die Weiber die Geheißte durch die Gauen ringsumher, indem sie sie mit Ruten schlagen und die Kleider bei dem Gürtel herabreißen, und mit Messern ihren ganzen Körper schneiden und mit kleinen Wunden bedecken; die Blutende und Zerfleischte schickten sie von Dorf zu Dorf, und es kommen immer neue Geislerinnen, vom Eifer für die Keuschheit getrieben, hinzu, bis sie, entweder todt, oder kaum noch lebend, sie verlassen, damit die übrigen⁴⁵⁾ durch vor unzuchtigem Lebenswandel und Unpässigkeit haben sollen. Elsa, die Tochter des verstorbenen Königs Wenzeslaw von Böhmen, die Enkelin des Königs Rudolf des Habsburgers, sollte mit Johann, dem Sohne König Heinrichs VII., im J. 1309 vermählt werden, und kam nach Speier. Der König hegte Verdacht, daß sie ihr Nagezahn verloren, und trug Bedenken, sie mit seinem Sohne zu verbinden. Als sie die Ursache dieser Zögerung erfuhr, ließ sie sich

1) Tacitus, Germ. VI.

2) Die Jungfrauen unterschieden sich von den Frauen, welche über die die Schicksale als Hausfrauen bezeichnet wurden (s. 3. c. Grimm, Deutsche Rechtsgeschichte S. 178). Durch die Art des Tragens der Haare (s. 3. c. Grimm, Deutsche Rechtsgeschichte S. 178). Auch jetzt haben die Mädchen im Lande West in Fenn (Long Island auf den Hebriden), dessen Bewohner die Zeichen der germanischen Abkunft tragen, ein gemeinlich rothes Band um ihr Haar, so lange sie unverheirathet sind. Über das nordische Bräutlein (s. den Art. Verlobung). 3) Wancet, p. 8. R. 8. n. 18. Dionysius Halicarnassensis. 31. Ab. S. 744; John Millar, The Origin of the Distinction of Ranks, bester Ausgabe von 1794, p. 28, nehmen an, Mädchen und Jünglinge haben sich bei den alten Teutschen mit einander gehabtet; aber die Stelle des Justus Caezar VI, 21, 3; quod et promiscue in fluminibus perambulavit, et gelibus aut parvis rhemonum tegumentis utuntur, magis corpora parte nuda, haec nicht auf dem Zusammenhange gelesen und so vereinzelt hingestellt werden, sondern das unmittelbar vorhergehende: intra annum vero XX foeminae notitiam habuisse, in turpissimas habent rebus; cuius rei nulla est occulatio: quod et promiscue etc., in Zusammenhang gehalten werden, woraus hervorgeht, daß bloß von gemeinschaftlichen Baden der Wannspersonen die Rede ist. 4) Bonifacius, Epistola ad Ethilbaldum Anglorum. 5) adulterio, b. h. pueri. Vergl. J. Georg. Eccardus, Commentatio critica in Catechism Theodisicam, nämlich: Incerti Monachi Weisenburgensis Theologiae. (Hanov. 1713.) p. 172. 6) ut caeterae timore adulterandi et luxuriandi habeant.

38) cui a patre vel matre pacta fuerit. 39) Lex Wislithorum. Lib. III. T. I. L. 7. Ut patre mortuo, utriusque sexus filiorum conjunctio in matris potestate consistat.

von ehrbaren Frauen untersuchen, und ward als Jungfrau befunden¹⁾. Mehrere Andere, die Jungfrauen Betreffende, f. im Art. Probenichte der Bauernmädchen²⁾, wo ja gleich untersucht werden wird, ob es gegründet, was Manche³⁾ behauptet haben, daß sich vor der Hochzeit alle deutschen Bräute hätten beschlafen lassen müssen.⁴⁾

V. Belohnung der Jungfräulichkeit durch ein Morgengeschenk. Für dieses sind mehrere Ausdrücke, als Hinduragsagial, Linke, welches letztere den Gegenstand zu Bekkijargiof macht. Der am weitesten verbreitete Ausdruck ist Morgengeba. Er kommt in der Form Morgangeba⁵⁾, Morgengeba⁶⁾ und Morgingap⁷⁾ bereits in den alten, auf uns gekommenen, Sagen vor, und zwar ohne Versuch, das Wort durch ein lateinisches zu ersetzen, nämlich in den sogenannten Leges Barbarorum. Wie der lateinische Text des Sachsenspiegels sie gibt, werden wir belaudig in diesem Abschnitte sehen; wie sie aber von der dos, oder mit anderm Ausdruck metra, und mit noch anderm pretium nuptiale und pretium emtionis, d. i. der Gabe, welche der Verlobte der Verlobten gab, verschieden, ist belaudig im Abschnitt Kauf gezeigt. Hier bemerken wir noch aus dem Vertrage der fränkischen Könige Gunthramm und Hildbert mit der Königin Brunhild⁸⁾: De civitatibus vero,

h. e. Burdegala, Lemonica, Cadurco, Benarco et Begorra, quas Galesvinda germanam domnae Brunichildis, tam in dote, quam morgangegiba (nach anderer Lesart morgangeba), h. e. matutinali dono, in Franciam venientem certum est adquisisse. Wie die Frau die Morgengeba, wenn sie ihr befristet ward, durch eine besondere Weise der Eidesleistung vor Gericht erbrachte, findet sich im Abschnitte Eidesleistung. Um Reineide zu verhindern, schreibt der Langobardenkönig Ratchind⁹⁾: Wenn ein Langobarde¹⁰⁾, Morgincap¹¹⁾ seiner Gattin geben will, wenn er sie zur Ehe genommen, urtheilen wir so, daß er den andern Tag vor seinen Blutsfreunden und Freunden (ante parentes et amicos suos) eine von Zeugen bekräftigte Schrift zeige, und sage: quia ecce quod coniugii meae Morgincap dedi, damit sie in Zukunft für diese Sache keinen Reineid thue¹²⁾. Jedoch wollen wir, daß solches¹³⁾ Morgincap

wie Morgengeba durch das ausgedrückt. So J. B. in einer Urkunde des 13. Jahrh. (bei J. P. Gruner, Opusc. T. I. p. 155) wird genannt: Jus dotis, quod morgengeba vulgariter dicitur. In Anst. angelsächsischen Gesetzen, Bk. I. Cap. 71 (bei Henrich S. 167): Viduone non nubunt post hoc aena meum. Un (es) siße jõe Bivir mannos (verloren) gisif ðeato. Sie noddar þa (was) si seifst vil, und wenn sie binnen Jahresfrist einen Mann (ware) fieset, dann entbehre sie der Morgengeba und aller drittigen Güter, die sie durch (den) frühern Mann (wer) hatte n. f. m., ist die Stelle doilge heo thære morgengyfe in der alten lateinischen Uebersetzung gegeben durch careat dote. Bzgl. Henrici Prim Leges Cap. 11. §. 17 (p. 231): perdat Morgynsifum suum. Nicht selten finden wir Morgengeba durch donatio oder donatum propter nuptias ausgedrückt. So J. B. in einer Urkunde Rudolf's, Chün von Kayserstuhl, vom J. 1355 (bei Heergott, Genealogia diplomatica Augustini Gentis Habsburgica. Vol. III. p. 334): uxor mea Adelheida, fœmina nobilis — — — humilis, quod ex donato propter nuptias, quod vulgo dicitur Morgengyba, habet etc. In einer Urkunde des römischen Königs Friedrich II. vom J. 1315 (bei Landerer, Reliq. Mscr. T. X. p. 213) wird neben einander gestellt: reservavit tamen sibi præfatus Veranherus, qui nondum nxoratus exiit, quod de feudis suis prædictis Usori, cum qua matrimonialiter contrahere contingeret, donationem propter nuptias et Morgennaticum valeat assignare. Morgengeba wird auch durch das daraus gebildete Morgennaticum gegeben: f. J. B. die Urkunde vom J. 1310 bei Geischen. Histoire générale de la roy. maison de Savoie. Preuves p. 159. In der Stelle der Freytag's Urstift von Balven vom J. 1306. Hier per præfatus Dominus Dux pro bono mane, quod vocatur Morgengyba etc. mocht Du Freyre, Glosa. lat. unter Morgengyba die Bemerkung: Ubi nescio an non legendum pro bono mane, nial donum mane ibi sit, quod dicimus le bon jour. Doch kann, wenn wirklich pro bono mane so lesen ist, dieses auch deuten sollen: als Morgengut, f. B. ein am Morgen gegebenes Gut oder Vermögen.

5) Linderer Legum Lib. II. Cap. I. 6) ut in futuro pro hac causa perjurium non incurat, nach dem Cod. Eten. non percurat, nach dem Cod. Cathedr., ut in postero pro hac causa perjurium non fiat. Dieser letztere ist fast alle der Mann die Morgengeba, wenn sie freilich geworden, befristet müssen. Aber aus andern Gesetzbüchern, welche wir im Abschnitte Eidesleistung angeführt haben, geht hervor, daß die Frau, und zwar vornehmlich als Witwe, die Morgengeba eidesmäßig erbrachten mußte. Die Absicht der langobardischen Gesetzgebung war also, daß er dadurch, daß der Mann über die Morgengeba eine Urkunde ausstellen mußte, verhindern wollte, daß die Frau nicht in Verführung kam, mehr zu beschwören, als sie erhalten hatte. Ein Beispiel einer sol-

1) Albertus Argentin. p. 115. 2) H. G. B. Fischer, über die Probenichte der deutschen Bauernmädchen. 3) Gruter, De uxore Theodica. (Goetting. 1748.) Cap. 2. p. 39, und nach ihm Krünitz, Oeconomische Encyclopädie. 23. Th. unter „Heurath“ S. 314 — 322.

1) Lex Ripuariorum Tit. 35 (39), 2. De dotibus mulierum, wo sie nur belaudig vorkommt, indem sie nicht zu diesen (nämlich den dotibus, die die Bräute von dem Bräutigam erhalten), gehört; Lex Alamannorum Tit. 56 (57), 2. De eo, qui prostrixi sui defuncti uxori sine filia relicta dotem contraxerit, wo eben das mit morgangeba als verdrängen erschiene. 3) Lex Burgundorum Tit. 42. De hereditas eorum, qui sine filia moriuntur.

4) Morgengap, Rotheri Legum Cap. 182. 199 — 201, deren Inhalt wir im Abschnitt Kauf angegeben haben, sowie auch im Betreff der in den beiden vorigen Anmerkungen angeführten Gesetzbücher gesehen. 5) Linderer Legum Lib. II. Cap. I. Primo omnium de Morgingap mulierum; Lib. VI. Cap. 49, wozu das bestimmt: Nulli sit licentia coniugii suo de rebus suis dare amplius pro quacunque legem, nisi quod ei in futuro in meipso (metipso) metis, nisi ut morgingap dederit, secundum aeternum Edictum, et quod superdederit, non sit stabile. Cap. 64: Si infans ante decem et octo annos, que nos institutus, ut sit legitima actas, sponsalia facere voluerit, aut sibi mulierem copulaverit, habebit potestatem et metam facere et morgingap dare juxta Edicti tenorem, et obligationem facere, et sibi iudicium potest. et chartam si voluerit pro lata scribere etc. 6) Gregor von Tours, Hist. Lib. IX. Cap. 30, bei Freher, Corp. Franc. Hist. Voll. II. p. 201. Wie in diesem Morgengeba (Morgengeba) durch matutinalis donum erklärt wird, so auch wird sie durch donum matutinalis erklärt in der Urkunde des Königs Albert vom J. 1307 (bei Kirchenreiter, Hasselun. Coll. XII. p. 286), nämlich in Folgender: Quod constituta in nostra Majestatis presentia Incolia Agnes, Marchionissa Brandenburgerensis — — — cessit cum actione et juri, cum acti et quod sibi in bonis per quemdam Hericum, illustris Henrici, Landgravi Hassiae Filium, ipsius Agnesis Maritum, nomine dotis sine doni matutinali, quod Morgengeba dicitur, assignatis sine haereditate competiti, sive competere dignoscitur etc. Hier werden dos und donum matutinalis neben einander gestellt. Gleich

7) Gregor. d. M. v. A. Erste Section. XLVIII.

nicht mehr sei, als der vierte Theil von dem Vermögen desjenigen, welcher solches *) Morgengabe gegeben hat. Wenn aber Jemand weniger geben will von seinen Sachen (seiner Habe), als der vierte Theil sei, so habe er allerdings *) die Erlaubniß zu geben, wie viel er will; denn über den vierten Theil könnte er auf keine Weise geben. Dieser vierte Theil wurde denn auch gewöhnlich, sowie wir z. B. in einer langobardischen Schenkungsurkunde vom J. 812 **) finden, nachdem der Schenker nämlich gesagt, daß er dem vulturnensis Kloster seinen Casalem (Kastgut) in Cancio, wo es Filigine heiße, mit allen Zubehörungen darbringe, setzt er hinzu: *excepto (excepta) parie, quae ante hoc tempus in Morgingap Alamannae* ***) *uxori meae datum habeo, und nachdem er hierauf gesagt, daß er auch einen andern seinen Casalem in Iussula mit allen Zubehörungen darbringe, fügt er ähnlich hinzu: excepto (excepta) quarta una, quae pro Morgingap Alamannae uxori meae datum habeo.* Über die Größe der Morgengabe sagt der Sachsenspiegel 1. Buch. 20. Art.: Nun vernehmet, was jeglicher Mann von Ritters- Art **) möge (sönne) geben seinem Weibe zur Morgengabe: des Morgens, als (wenn) er mit ihr zu Tische geht vor (dem) Essen **)

den Ursprung enthält folgende: In Dei nomine, scriptum Morgingap, qualiter ego Joannes, filius quondam Domitici, dono, trado atque confirmo, tibi Mican, filiae quondam Joannis, dilectae conjugii meae quartam portioem de omnibus rebus proprietatis meae, quae modo habeo, vel in ante, Deo juvante, conquirere poterio, sive infra territorium Pinnense, in loco, qui nominatur Salajano, aut infra latus Marchiani Firmanni, aut infra totum Regnum Longobardorum, ubiqueque habiturus, vel pastosurus fuero, quantum pertinetur de casa, terra, vineis, campis, pratis, pascuis, silvis, salicis, camosis, olivetis, fencis, pomis, arboribus fructiferis et instructuris, cum rivis, ripis, aquis, aquarum decursibus, et usu aquarum, de rebus consensu et manualibus, de montibus et planis, de castellis et civitatibus, de Ecclesiis et ornaamentis et pertinentiis suis, de locis molestinis, de servis, ancillis, da auro et argento, de caballis et jumentis, de bubus et vacis, de ferro et rame, de pannis lanceis et lineis, et sericis, da amnis mobilibus et immobilibus rebus, ut illis die post noctem supradictam, qui est dies volorum nostrorum, ante parantes et nuncios nostros ostendat hoc scriptum testibus roboratum, ut dicam: *Ecce quod conjugii meae in morgingap dedi.* Quod sic ab hactenus die firmum et stabile tibi Mica vel tuis haereditibus permanet. Hierauf folgt der Name des Ritters und Ritters, dann des Datums, von welchem wir das J. 1044 bemerken, und endlich die Namen dreier Zeugen; f. u. *Freunde*, Gloss. Lat. unter *Morgingapibus*. 7) ipsum Morgingap.

8) ipsum Morgingap. 9) in omnibus. 10) Oblatio duorum Casalium facta ab Adolfo Posani, filio Monasterio Vulturnensi Saeculi Vincenti, et Josuae illius Abbati. (Chron. Vulturnensi, a Muratori, Rer. Ital. Script. Tom. I. P. II. p. 381.) 11) Et ist bisset hier ein Eigennamen, nachdem nämlich der Schenker gesagt hat, daß er sich für seine ganze Lebenszeit der Gemahlin, die Casale zu besitzet, mit dem Kastgut zu nehmen, vorbehalten, (ihrt) er fort: *Widder* et Alamanna pro meum trantrum custodierit, in ejus sui potestate (potestate) ad vivendum, eo tenere, sicut ea mihi roboravi. 12) Der Schwobenspiegel Cap. 20: Was ein jeglicher Mann einem Weibe zu morgengabe geben mag, (sagt) ein jeglicher man, der von Ritterslicher art ist. 13) — — quid unumquodque vir militaris, in suam uxorem, sine haeredom assensu, nomine dotis possit erogare, antequam ea ad prandium discubuerit. Der Schwob-

obae, „Erben-Geis“ (Erlaubniß der Erben), so mag er ihr geben einen Knecht oder eine Magd, die binnen **) ihren Jahren sind, und „Gezume“ (Gegäme, d. h. Gärten) und „Gezimberere“ **) (Gebäude und feldgehendes Vieh **). Wo der Frau die „Stat“ **) (Stätte) nicht ist mit dem „Gebewe“ (Gebäude), als (wenn) ihr Mann stirbt, binnen sechs Wochen nach dem dreißigsten Tage (seit dem Tode ihres Mannes), soll sie mit dem „Gebewe“ (Gebäude) räumen, so daß sie die Erde nicht „wunde“ (verwunde, aufbreche). Bietet sie es aber „zu losene“ **) (lösen) nach der „gebure (bure)“) kore“ (der Bauern Würdigung), jenem, dessen die Stätt (Stätte) ist, und will er's nicht, so muß (darf) sie es selbst aufgraben, (doch so), daß **) sie die Erde wieder ebene. Bleibt sie aber mit den Kindern oder mit ihres Mannes Erben lange Weile oder kurze ungeweiht (ohne Theilung) mit ihrem Gute **), wenn sie sich „denne“ (dann) von ihm scheidet, sie nimmt all ihr Recht in (an) dem Gute **), das „dar“ (daran) „denne“ (dann) ist, als (wie) sie es nehmen sollte, da ihr Mann starb. Bleibt aber die Witwe nach ihres Mannes Tode mit ihren Kindern in der Kinder Gute, das ihr nicht ist, und ungeweiht (unabgetheilt) von dem Gute, und nehmen ihre Söhne

benspiegel sagt: Der morgen an ihm bette, oder so er ze tische geh, oder ob (über) einem tische.

14) servum impuberem, vel ancillam inenem; der Schwobenspiegel sagt das Eigentüm, nämlich: die zu iren jahren kommen sint, während der Schwobenspiegel binnen iren jahren (d. h. innerhalb ihrer Jahre, d. h. die noch nicht zu ihrem Jahren gekommen sind) heimt.

15) sepes et aedificia carpentaria, der Schwobenspiegel mit dem Zusatz: und ezake und zimber ob (über) der erde.

16) Der Schwobenspiegel läßt dieses hinweg; der lateinische Text des Schwobenspiegels enthält: et pecora pascualia, id est, quibus non laboratur.

17) Der Grund und Boden; der Schwobenspiegel sagt: und als ihr Mann stirbt, so soll sie das Ererich räumen ihr sehs Wochen oder nach dem drilzigsten, welches ganz fehlerhaft ist, wie der Schwobenspiegel veranschaulicht: Et tilla carpentaria, si ad ipsam loca aedificiorum non pertinent post mariti mortui tricesimum, infra aut septimanarum tempus, mulier teneat sine fideiussione loca apportare.

18) Die neulichst überlegung (bei Gütner S. 57) gibt die Stelle fehlerhaft durch: Erbiethet sie sich aber, so dem, daß der Grund und Boden ist, nach der Bauern Würdigung zu überlassen u. s. w.

Der lateinische Text des Schwobenspiegels sagt: itoch: Si vero damnum, per fideiussorem domino filium illatum, secundum arbitrium paganozum rependere sit parata; ipso quoque solente, laetis aedificia edificat, damnumque scilicet terrarum reparetur; für Obiges hat der älteste Druckausgabe (Wolff 1474.): si autem aedificia domino filio revendere secundum arbitrium paganozum sit parata, ut cum Rande her (amodicerum) Ausgabe (1602) findet sich bemerkt: Vectuatores textus habent et verius: Si autem praebuerit haeredit aedificia redimere, secundum arbitrium paganozum.

Der Schwobenspiegel sagt: Und sol er also rumen, das si der ert ist verwunden (nach abertt) fert: nicht verwunden, nach abertt: nicht verwere; Si sol er aber die erben e anhalten so losen nach frumer lüte rat, swaz ir die halment geben, das sol si sin nemen, und hat der man nibt erben, swer denot das erlich si, den to si dazewilt, 10) Ezuch: sineriget Gohr.

20) Derwilt: dazet so de erde wode arene.

21) Si etiam mulier cum marito haereditibus per tempus breve vel spaciosum permanserit, non separatis emolumentis.

22) quando separatim postea contigerit, habebit ipsa omnia jus in rebus, quae ibi pro tunc investita fuerint, quod habuisset tempore mortis viri sui.

Weiber bei ihrem Tode (Leben), sterben sie darnach, des Sohnes Weib nimmt mit mehrern Rechten ihres Mannes Morgengabe und Kussreite, und ihre „Gerande“ (Geräthe) an ihres Mannes Gute; denn (als) seine Mutter“), ob (wenn) sie ihres Mannes und ihres selbst (ihre eigene) unbescholtene „Were“ (Besitz) daran „gezogen“ (durch Zeugen erwiesen) mögen (können). Stirbt aber der Sohn in der Mutter Gute, so ist die Mutter näher zu behalten (zu beweisen, nämlich den srieblichen Besitz“) mit „Gezoge“ (Zeugen), denn (als) ihres Sohnes Witwe: . . Morgengabe behält (behauptet) das Weib aus den Heiligen“, die „Gewere“ (den Besitz) aber mit „Gezoge“ (mit Zeugen). So behält (behauptet) auch ihre Wittel“) ihre Gerande nach ihrem Tode, ob (wenn) er ihrem Manne (eher als ihr Mann) stirbt, billiger denn (als) ihres Mannes Mutter. Die Mutter ist Gast in ihres Sohnes Gewere“) und der Sohn in der Mutter (Gewere). Wie die von Wittels Art nicht sind, die mögen (können) ihren Weibern nicht geben zu Morgengabe, wen (außer) das beste Pferd oder das Vieh, das sie haben“). Der Schwa-

benspiegel Cap. 20 ist an näheren Bestimmungen, was jeder von seiner beweglichen Habe zur Morgengabe geben durfte, reicher, als der Sachsenspiegel. Ersterer sagt nämlich: Es gibt der Freier seinem Weibe das (was) wohl hundert Mark „giltet“ (werth ist, kostet), ich meine Külsen und andere Freiberren; die mitteln Freien das (was) zehn Pfund „giltet“ (gilt); der Burken Dienstmännern das (was) fünf Mark „giltet.“ Was andere Leute ist (sind), die mögen (können) nicht geben „wan“ (außer) das beste Pferd oder Vieh (Kint), oder Ros (Stute); und ist ein Eigen-Mann Wittel, der mag (kann) nicht mehr geben, „denne“ (als) ein Vieh (Kind) oder ein Ros. Noch der Kaufmann mag (kann) nicht mehr geben, „denne“ (als) (als) wie hier vor“) (vorher) geschrieben steht, „wan“ (nämlich nur) „sines varenden gutez“ (von seiner beweglichen Habe) mag (kann) er seinem Weibe geben zehn Mark zu Morgengabe und ein Vieh (Kind) und Ros, und andres nicht. Der „Gebure“ (Bauere), der frei ist, oder andere freie Leute, die nicht“) Ritter sind, die mögen (können) geben ihren Weibern zu Morgengabe „Ross“ und Kintel, „und le nit wan aliz“ (und je [jeher] nur ein Ros und ein Kint) und (noch) anderer Erbsen oder zehn Mark. Der Eigen-Mann mag (kann) nicht (mehr) geben, „denne“ (als) ein Schaf oder eine Geis, oder sein Schillinge, „der kurzen seiner land phennig““). Ein ritterscher König mag (kann) geben seiner Frau minder oder mehr, denn ist nicht Ziel aufgesetzt. Gibt aber der König des Reiches Gut dar, daran hat die Frau „nilt rehtez“ (kein Recht), und wird ein andrer König, der das es mit Recht. Im Ritterspielreide heist es von dem großen Horte des Landes der Ritterseligen in Beziehung auf Schirmbild 3. 4480:

er was ir morgengabe, er solt ir billiche sin,
und 3. 4485 — 4487 sagt der Hörter des Hortes, der Iwertz Alrich:

Wir's thuorren ir den hordes vorgehaben alit.
Sit sin ze morgengabe din edel' chünegine chit.

23) Si autem vidua in bonis mortui mariti sui cum filius suis indolentia manserit, et filius matrimonium contraxerit, uxorem postmodum filio, mulier ejus in debitas ac usualibus et in domesticis cibariis perpendituri matri praefertur. Nec quicquam impedit hoc, quod ipsa mater adhuc dotem non acciperit. 24) Et converso, si filius in bonis mariti decesserit; tunc si mater probare poterit possessionem pacificam, in perceptione dotali, iuribus nulli praenotetur. 25) f. des Adsmitts Übersetzung. 26) cognata ejus. 27) In possessione mariti sua. 28) Omnes, qui de militari non constant progens, non nisi sum validiores equum, vel alius animal campestris dotis nomine in suas uxores possunt erogare. Der lateinische Text des Sachsenspiegels gibt in diesem Artikel Morgengabe immer buch das. So auch im 44. Art. des 1. Buches (bei Greuter S. 88. 89): Nach dem Herwate (Herzogthum) soll das Weib nehmen ihre Morgengabe; dazu gehören alle Ritterspize, und Kintel und Jagen, und Schmeine, die vor dem Friten gehen, und „Gewene“ (Gärten) und „Gzinberer“ (Gebäude). Demährst Schweine gehören zu der „Musselle“ u. s. w. Post res expeditioris acceptas. tollit mulier dotem suam, ad quam equi cum vacris et capras cum porcis, qui gregatim paucorum, noscuntur pertinere. Similiter sepes et corporata aedificia. Cressat autem porci, non hic, sed domesticis cibariis applicentur. III. Buch. 38. Art. (§. 396. 397): „Musselle“ und Morgengabe (Cornestilla et dotem) erbet (verdringt) sein Weib bei ihres Mannes Felle (Leben), sie habe sie (dena) empfangen nach ihres Mannes Tode. III. Buch. 74. Art. (§. 491. 495): Wird ein Weib mit Recht von ihrem Manne geschieden, sie behält doch ihre Felle, die er ihr gab in seinem Gane (dotalium), id. est. vitae provisionem, sibi in proprietate viri donatum und ihr „Gebure“ (Gebäude), das darauf steht, das muß sie nicht aufbrechen und „dannen“ führen; „anders en bilbel ir nachein gebure, nach mit der morgengabe“ (spracht id nihil consequatur de aedificiis, sed neque dotem). Ihre „Gerande“ behält sie und ihr Musselle; Mann soll ihr auch wieder lassen und geben, was sie ihrem Manne brachte, ehet also (so) „vil des mannes gutes“ (soviel von des Mannes Vermögen, das viel heisst), als ihr gegeben wird, da sie aufgenommen hat (in contractu matrimonii). Im 76. Art. des 1. Buches (§. 496. 497) heißt es: Stirbt einem Weibe ihr Mann, und blühet sie „ungerweiet“ (ungerichtet) mit den Kindern in des Mannes Gute (si cum mariti haereditibus permanserit rebus indivisa) lange Weile (Zeit) oder kurze, wenn sie sich „zweien“ (theilen) darnach, so nimmt die Frau ihre Morgengabe (nam propter nuptias donationem) und ihre Gerande (uten-

alita) und ihre Musselle (domestica cibaria), an allem dem Gute, das „dar“ (dort) dann ist (in omnibus, quae ibi tunc sunt rebus), als sie nehmen sollte, da (als) ihr Mann lebt. Sollte aber die Frau (dem) Mann genommen, und war er zu ihr in das „ungerweiet“ Gut gefahren (et ad indivisa cum haereditibus bona ingressus fuerit), und stirbt „denne“ (dann) das Weib, der Mann behält „alle des wils recht“ (alles Recht des Weibes) in (an) der fahrenden Habe „sunder“ (außer) das „Gebure“ (Gebäude) und „wunder“ (die Gerate (vir obdunt penam sua in omnibus bonis mobilibus, exceptis aedificiis et suppellectile).

29) Richtig im Betreff der unbeweglichen Habe; es wird ähnlich hier ein Kaufmann von ritterscher Art angenommen, und im Betreff der Männer von dieser Art ist eben in besterem Kapitel §. 2 gesagt, daß sie zu Morgengabe „Gewene“ (Gärten) und „Gzinberer“ (Gebäude) geben können. 30) Hier ist nicht hervor, was im vorliegenden Falle, nämlich §. 8, ein Kaufmann von Rittersart, gemeint ist. 31) Hierzu findet man bemerkt: Nota we das buch von Schillingen anget, de sint je awoll phennig ein Schillingen weyner landspennig; selow, sein beweirt trägt, trouerig, kränzlich, säumig, langsam, spät, und ihre schlechte kumpfnige. Stellen, wo angedeutet Wägen die Begleitung kurz oder lang haben, f. bei Scherz, Anmerkung zu der Schiller'schen Ausgabe des Schwabenkriegs S. 16.

Daher findet sich in dem einen Texte der Klage³²⁾ im Betreff des Nibelungenortes: der was Chriemhilden eigen, wander ir Morgengabe was. Die Morgengabe ward von dem Manne dem Wibe am Morgen nach Vollziehung der Ehe gegeben, wie wir oben aus dem Sachsen- und dem Schwabenpiegel erfahren und aus Folgerung hervorhebt. Rudolf von Hohen-Ems, Dienstmann zu Konstant, singt im Nibelungen von Cricans 3. 14002, 39.1: Dô dîn trûebe naht verswein, und der morgensterne schein, und ç schiere tagen began, Wilhelm der reine man gap sloer trût amlen³³⁾ der schoenen Amellen die richeste morgengabe, die Walhe oder Swäbe³⁴⁾ is davor gegeben ê. In einem alt-dänischen Liede³⁵⁾ heist es:

Anle om morgenen, langt for dag
Han krævede for sig morgengav,

d. h. früh am Morgen, lange vor Tage, forderte sie für sich Morgengabe. Nachdem in dem Dotalvertrage zwischen dem Grafen Johann Ludwig von Gleichen und dem Fräulein Erdmuth Juliana, Gräfin von Hohenstein, vom J. 1606³⁶⁾ von dem Heiratsgute und der Widertilgung, welcher in diesem Artikel im Abschnitt Heimsteuer erwähnt wird, und von der Versicherung der von dem Fräulein einzubringenden Mitgift gehandelt worden, heist es weiter: Unser fründlicher lieber Vetter und Bruder, auch gnädiger Herr, Graf Hans Ludwig zu Gleichen, soll und will sein Ehegemahl, alsbald nach dem Heiratsfah, mit ein tausend Thaler, jeden pro zwanzig und vier Groschen, demorgengaben und auf 3. L. und 8. gewissen Süttern versichern, verweisen (anweisen) und des Lebensdarn, sowol unser Graf Philipp's Ernsten Consens und Einwilligung ausbringen, also nach das wohlgemeldete Fräulein, und ihre Erben, von berührten eintaufend Thalern Hauptgutes (Capital), einhundert Thaler Abnutzung und Zins, als von 3. L. frein, rechten und wahren Morgengabe, sicher und wohl haben. Auch 3. L. die Zeit ihres Lebens³⁷⁾, ehtliche³⁸⁾ ohne Abgang geleistet, dazu in dem ersten Jahre, nach³⁹⁾ derselben ehelichen Beyslagen⁴⁰⁾ damit angefangen werden soll, und wie es mit den Morgengaben, Gewohnheit und Recht, auch bei der Grafschaft üblich und verkommen ist, halten, gebrauchen, dieselbe verwalten und vererben. Auch soll für bemeldte eintaufend Thaler Hauptgut und Zins ein ausdrücklich Unterspfand stehen und eingesetzt werden u. f. w. In dem Dotalvertrage zwischen dem Grafen Wilhelm VI. (VII.) von Henneberg und Anassaia, Tochter des Kurfürsten Albrecht's

von Brandenburg, vom J. 1499⁴¹⁾ wird gesagt: Dagegen der gen. Frauen Anassaia zu Widertilgung geben zehn tausent Gulden guter Rinniger Lantwerrung, und des Morgens, so das elich Beyslagen gegeben ist, ein Morgengab nach seinen Ehren. Warum die Morgengabe ursprünglich und eigentlich gegeben ward, besagt deutlich die Reformation der Bayr. Land-Recht vom J. 1518 Tit. XLV. Art. 7: Wil ain frau ir Morgengab bestättu⁴²⁾, die sol für Gericht steen, und ir gerechte hand, auf ir prüst legen, und ist sy junkfraw gewesen. So sol sy sworn, daz ir Eewirt, die Morgengab geben hab, umb die höchsten Ler, die ir Got ge gab, damit hat sy ir Morgengab bestätt, als dann pillich und Recht ist. In einer Urkunde vom J. 1296⁴³⁾ wird ausinandergesetzt: Ez ist ouch gerete ob wir L. (von Durne) von dene eine jungerowen se einer elichen wirtinne nemen, so sullen wir macht haben ir se gebene uf dem unsern gut eine Morgengabe, als ziemlich und billich ist. Nemen wir aber eine Witwen zu der E, so haben wir die macht ir se machewe ein lippedinge uf dem Gute auch als zimelich und billich ist. Daraus geht hervor, daß die Morgengabe ursprünglich und eigentlich einer Frau gegeben ward, die als Jungfrau gebräthet wurde, für den Verlust der Jungferschaft, oder wol noch eigentlicher dafür, daß sie als Jungfrau befrunden worden, und deshalb, daß der Mann durch Gebung der Morgengabe erklärte, daß er mit der jungen Frau zufrieden sei und sie behalten wolle. Dennoch finden wir auch, jedoch nicht als ursprünglich und mehr nur ausnahmeweise, daß einer Witwe eine Morgengabe versprochen und geleistet ward⁴⁴⁾. Diese ward wegen vollzogener Ehe und der Befestigung des Ehebettes gegeben. Daß eine Morgengabe bei einer mit einer Jungfrau eingegangenen Ehe statthaben sollte, war wol allgemeiner Rechtsgebrauch, und ursprünglich war es wol dem jungen Ehemanne überlassen, sie zu bestimmen, wie 3. B. aus dem hennebergischen Dotalvertrage vom J. 1499 hervorgeht. Doch findet man auch, daß schon vorher bestimmt ward, wie in dem ebenfalls in diesem Abschnitt angeführten Gleichen'schen Dotalvertrage vom J. 1606 geschieht. So auch heist es im Trifstran⁴⁵⁾ von dem als Brautwerber nach Irland gesandten Trifstran und den ihn begleitenden Mannen seines Herrn: die swuren zu dem male daz laut se Kornevale se morgengabe Ysolde, und daz si wesen solde vrowe uber allez Engellant. Bei den Schweden in eigentlicher oder engerer Bedeutung wurde die Morgengabe erst am dem Tage nach der Hochzeit, nämlich am Hindurdage (Hintertag), ausbedungen und gegeben, und hieß deshalb Hindurdagegial⁴⁶⁾ (Hintertagsgabe). So auch hieß sie

32) Bei den drei Hagen 3. 1368. 33) anle, Grundlin, mich hier im elichen Gains die Herzensgeleit, hier Gengeltin, gebräut, und nicht in der besondern engeren Bedeutung für Buhlerin oder Beischläferin, wie 3. B. im Sachsenspiegel III. Buch. 48. Art.: An varenden wibe und an einer amynen Jodel, und eines Mannes Buhlschaft: man ein man not tun, und einen lib verwerken, ab her si an iren dane beligt. In meretricio autem et allicuius concubina committitur violentia, et si eam quis praeter suum voluntatem violat, in vita sua condemnatur. 34) 3. B. Böhmer ober Teufel. 35) Udvælgte danke Vaser fra Mödelaldaren, udgivene paa Abrahamus Myrnes og Raskbø. 2. Bd. S. 83. 36) Bei Schillingen und Kreyssig, Diplomata et Scriptores. T. 1. p. 133.

37) Bei Schannat, Samml. ungedruckter Urkunden S. 154. 38) ehtliche. 39) Bei Hanselmann, Landesherrn des Hauses Hohenzollern. 2. Th. Urkundenbuch S. 132. 40) f. Hier. Gundling, De Emptione Uxorum, Dote et Morgengabe Cap. IV. §. 26. p. 143; vergl. p. 88. 41) Des Gottfried von Estrasburg 3. 1268 bei Müller, Samml. d. Sch. 2. Bd. S. 82. 42) Uplandig. Art. d. 4. Helsingalag. Art. 4. Fole Burmann p. 195. 290.

Hindradax giäf⁴³⁾ bei den Westgothen, und ebenso Hindradax giäf⁴⁴⁾ bei den Ostgothen. Doch wurde sie bei den Westgothen sogleich zur Zeit der Verlobung ausbehalten⁴⁵⁾. Bei denjenigen Schweden, welche nicht von Adel waren, wurde die Morgengabe am Tage der Hochzeit selbst vor der kirchlichen Trauung gegeben, wenigstens zur Zeit, als Eccenius schrieb (nämlich 1673), während zu derselben Zeit der schwedische Adel die geistliche Bestimmung beabsichtigte, daß die Morgengabe am Tage nach der Hochzeit gegeben werden sollte⁴⁶⁾. Der eigentliche Ausdruck ist auch im Altnordischen (Isländischen) Morgengüf, Morgengäfa, welches letztere jünger ist, neu-schwedisch morgengäfa, neudänisch Morgengave. So z. B. heißt es im Uplandslag, Erstlabalkr 4 Fl. Um morgingüf. Hindradags am morgin, tha agher bonde husfru sine hedra, ok henni morgingüf giva: giver han i egnum, tha a givss með fastum et fullum scielum, saa mykit han vil. Saa mikit sum morgingüf er u. f. w. Das Gesetz bestimmt nun weiter, daß, soviel der Bonde (Mann) seiner Hausfrau zur Morgengabe gibt, diese ihm ebenso viel wiedergeben darf, und dieses auch eine lagha gäf (Gabe der Geseße, d. h. eine Gabe, welche die Geseße anerkennen) sein soll. Ein anderer nordischer Ausdruck für Morgengabe ist Bekkjar-gjöf, von Bekkjar, Genitiv von Bekk, Bant, und Gjöf, Gabe, Geschenk, also Bantgabe, Bantgeschenk, und noch ein anderer Línf, Línningeld, Línwangseld. Die Annahme, daß beide Ausdrücke identisch seien⁴⁷⁾, ist nicht haltbar. Die Stelle

nämlich, aus welcher man dieses folgern könnte, beweist gerade das Gegentheil. Es wird nämlich erzählt, Thori, die Tochter des verstorbenen Königs Harald Gormsson von Dänemark, sei von ihrem Bruder, dem König Swein, wider ihren Willen an den Wendenkönig Burislaf verlobt und in das Land desselben geschickt worden. Burislaf feierte die Hochzeit mit ihr⁴⁸⁾. Sie aber, da er und die andern Wenden heidnisch sind, ist weber, noch trinkt sieben, obey nach der andern Erzählung, elf Tage lang, hernach läuft sie mit ihrem Förstri (Pflegvater) Dure des Nachts fort in den Wald, oder nach der andern Erzählung läßt der König sie am zwölften Tage fortgehen. Sie kommt nach Dänemark zurück und wendet sich, um nicht zum zweiten Male von ihrem Bruder Swein nach Wendeland gesendet zu werden, an den König Olaf Tryggvason von Norwegen; diesem verlobt sie sich selbst mit dem Rathe ihres Pflegvaters. Daß ihr Brautlauf nach ihr, oder mit andern Worten nimmt sie zur Frau, und es wird ein großer Schmaus gehalten. Nach der einen Erzählung, nämlich nach der in der großen Olafs Saga Tryggvasonar⁴⁹⁾, sendet der König am ersten Tage dieses großen Tringelags einen beschneiden Skutlawein (Schäffelswein, d. h. Truchseß) zu der Königin Thori; dieser sagt zu ihr: mein Herr sandte mich zu euch, Frau⁵⁰⁾, damit zu fragen, hwart hann skal welja ydharvart tign bekkjargjöf epitr thwi! sem til heyrir mey edha theitri konu, er manni hefr wert gipt, ok er soll wählen eurer Würde (für eure Würde) eine Bantgabe nach dem, wie sie gehört einem Mädchen, oder demjenigen Weibe, das einem Manne zur Ehe gegeben gewesen ist. In der obdritten Saga Olafs Tryggvasonar⁵¹⁾ läßt der König durch Thorarinn Ríuflíson, einen verstandenen Mann, welchen er dahin, wo der Schmaus gehalten ward, wo die Weiber tranken, schickt, Thori fragen: hwart hann skal welja ydharvart tign, ok thar er sömvr wegsamligin lífi ydhar línf edha bekkjargjöf, was von beiden er soll wählen eurer Würde (für eure Würde), und (jwar) das, was eurer ehrentvollen Leben geziemt, Línwangs-Geld oder Bantgabe. Thori

auf die Olafs Tryggvasonar Saga S. 133: Auch liest Sternhjem's Ausgabe S. 150 liúf edur bekkjargjöf, jöfð edur lífningu. Im Betreff der Erklärung des Wortes líf (Línwangs) bemerkt er: Ich glaube entweder vom líf werja (nämlich in Beziehung auf die S. 430 angeführte Reimsart: undir thaki sofa ok líf werja, unter (einem) Dache zusammenkommen) und mit der Línwangs (Bettrede) umhüllen; Quidam Guthrúnar Gíðadottir III. Str. 22, oder weil sich die junge Frau aus dem Saup mit einem Schiefer band. Die liúf auch „línkona“ (Linnwangs). Aber so heißt nicht die junge Frau selbst, sondern S. Pauli (große Ausgabe der Edda Samundar. I. Bd. S. 190) sagt: domum matutinum (morgingjöf) apud nos petunt pronuba Línwangs claus, pro nova nuptia. Da, mit weit oben im Text gesagt, das Liúf die Morgengabe heißt, so ein sich als Jungfrau verheiratheten, so Frauenzimmer erhebt, so läßt sich leicht erklären, daß unter Lín (Linnwangs) hier specifisch das Bettuch zu verstehen. Von derlei kommt der lateinische Ausdruck Munda virginitalis, für Morgengabe.

48) gerðli þrullap til hennar, thar Brautlauf nach ihr.
49) Cap. 195 in der Fornmannna-Sögur. 2. Bd. S. 133. 50) frö.
51) Cap. 42 ebenda selbst 10. Bd. S. 311, 312.

43) Westgotalag. Gipt. 2. 44) Ostgotalag. Gipt. 10.
45) Westgotalag. Gipt. 3. 46) Eccenius zu seiner lateinischen Uebersetzung der schwedischen Landrechte, nämlich: Sveciae Regni Leges Provinciales, prout quondam a Carolo IX. Svecorum, Gothorum etc. Rege confirmata et ann. 1608 publicatae sunt. Londini Scanderum 1675 p. 59 zu Leges Regni Sveciae provinciales Tit. II. de Conjugio. X. Cap. Im verheiratheten Stande, nämlich IX., wird gesagt, daß, nachdem Mann und Frau verbunden sind und eine Nacht bei einander gelegen, jener ihr rechter Armum und sie, für sie zu erwerben und sie zu vertheilen. Dann solle er ihr auch die Morgengabe geben. Über diese selbst wird X. Cap. bestimmt: die Männer aus dem väterlichen Hause sollen ihrer Frau zur Morgengabe (nobilis Eccenius auf Constit. II. de Nuptia et Dono matutino Nobilium Art. 7. de Ann. 1644 verweist) 40 Línsmart (schwedisches Gewicht, die gemeinen Geden nicht mehr als 30 Línsmart) schwedisches Gewicht, die mit der Immunität befreiten Bauern nicht mehr als 10 Línsmart, und der pensionirte Bauer 3 Mart (schwedischer Mäße, mit eine freie (soluta) Person eine Mart Gedes geben. Die Morgengabe zu geben, ist erlaubt, noch Weibern in liegenden oder beweglichem Vermögen, mit der Bedingung, wenn sie Kinder aus der Ehe erhalten, soll die Morgengabe als mütterliches, nicht als väterliches Gut angesehen werden. Wenn keine Kinder entstehen, habe die Morgengabe von den Vätern die den andern Göttern überlebende Person, und früher der Erben habe Gewalt, dieses anzufordern. Wenn Jemand mehr, als eben gesagt ist, gibt, so habe es seine Kraft, sondern es werde den Erben nach dem Tode desselben restituirt, nebst 40 Mart aus dem Könige gehörigen Ertragsloos. Jedoch verlieren der Morgengabe sollen sich und ein begehrtet sei vorbehalten. Die Morgengabe soll nicht gegeben werden, als nur am Tage nach der Hochzeit. Cap. XI. Wenn ein Weib Ehebruch begeht und gesündigt überaus viel, verliere sie ihre Morgengabe, und Alles, auf was sie verlobt war, nehme der Familienvater.
47) Zet. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, sagt in Beziehung

gibt eine Antwort, durch welche sie anbeutet, daß sie, obgleich sie leben, oder nach der andern Erklärung eifrig Küchte bei dem Könige Buriast in einem Bette zugebracht, doch Jungfrau geblieben sei. Diefes freut sich darüber und sendet Thyn'n sogleich eine kwennskikkju medh allfridhöm skinnum ok sögrum bñadhi, einen Weibsmantel mit sehr schönen Pelzen und glänzenden Schmuck (einen mit sehr schönen Pelzen und glänzenden Juweln versehenen Weibsmantel), wie die große Olafs Saga Tryggvasonar: Agletlegi skickio medh göðhöm bñadhi, einen vorstrefflichen Mantel mit gutem Schmuck, wie die obdiesige Olafs Saga Tryggvasonar bemerkt. Vergleichen wir die Progen in beiden Sögur mit einander, so geht hervor, daß bekkjargjöl und línse nicht gleichbedeutend, sondern bekkjargjöl eine weitere und línse eine engere Bedeutung hat. Nehmen wir andere Stellen zu Hülfe, so erhellt daraus, daß bekkjargjöl auch in Beziehung auf Witwe, und zwar speciell nur in Beziehung auf solche, und línse nur in Rücksicht auf Jungfrauen gebraucht ward. So z. B. in Beziehung auf die Witwe⁵³⁾ Gudbrun, Döwifr's Tochter, sagt in der großen Olafs Saga Tryggvasonar Angibjörg, die Schwester des Königs Olaf Trygvason's⁵⁴⁾, welche dem Järländer Kjartan Olafsson einen Mord⁵⁵⁾, eine sehr kostbare Sache⁵⁶⁾, gibt: themuá motr mustu gefa Guðhráu Óswífurðóttur að bekkjargjöf, diesen Mord wirst du geben Gudbrun'n, Döwifr's Tochter, zur Dankgabe, (er) ist überaus gut für sie, ihn um ihr Haupt zu weihen, ich will, daß der Järländer's Weiber das sehen, daß die nicht aus Sklaven-Gefolge ist, mit der du hier in Norwegen gesprochen hast. Als Kjartan nach Island kommt, erzählt er, daß Böli Atlatleifson, sein Blutsfreund und Hofsbruder (Pflegebruder), Gudbrun, Döwifr's Tochter, geheiratet hat. Er ging nun zu haben (beira-

ðræte) Hrefna, Ágeir's Tochter, und gaf hann henni motrinn að línse⁵⁷⁾, er gab ihr den Mord zum Einwanngeld. Auch diese Hrefna wird schon Cap. 159 eingeführt, wo von Gudbrun, Döwifr's Tochter, als Witwe gehandelt wird; aber von Hrefna wird nicht erwähnt, daß sie vor Böli einen Mann gehabt. Sie muß also als Jungfrau angenommen werden, und es wird deutlich, warum in Beziehung auf Hrefna línse und in Beziehung auf Gudbrun, Döwifr's Tochter, bekkjargjöl gebraucht wird. Letzteres wird auch in Beziehung auf die Jungfrau Þronhildur, Kubi's Tochter, angewendet. Es wird in den Skaldskaparmál⁵⁸⁾, nachdem bemerkt ist, daß Sigurður und Gunnar Skallast und Bassen mit einander umgelaufen und Erörterer über den Wasfrögi (die umgebende Flamme) gritten ist, weiter erzählt: Den Abend ging er zum Brautlauf (zur Hochzeit) mit Þronhildur; aber als sie in das Bett kamen, da zog er das Schwert Strame aus der Scheide und legte (es) zwischen sich und ihr. Aber am Morgen, als er auffand und sich kleidete, thá gaf hann Þronhildi að línse⁵⁹⁾ gullbanninn, da gab er Þronhildi zur Einwanngabe den Götterring, den Kofi von Andwari genommen hatte, und nahm von ihr einen andern Ring zur Erinnerung⁶⁰⁾. Weiter unten wird Gudbrun, Kubi's Tochter, als sie mit Þronhildur Wortkampf hält, redend eingeführt: Minni du, daß Gunnar über den Wasfrögi ritt. Ich glaube, daß der bei dir zu Bette ging, der mir diesen Goldring gab. Aber der Goldring, den du an der Hand hast, ok thú thátt að línse, und du empfangst zur Einwanngabe, er wird genannt Andwara-nautr⁶¹⁾, und ich glaube, daß nicht Gunnar ihn auf der Götta-heidli suchte. Daß hier ein Ring zur Morgengabe gegeben wird, darf nicht befremden; denn es ist kein gewöhnlicher Ring, sondern weiter oben läßt Snorri Sturluson⁶²⁾ den Zwerg Andwari ausdrücklich sagen: er könne sich von dem Ring (mittels des Ringes), wenn er ihn begehle, Geld (oder Schätze, nämlich fe) aufhäufen. Die Morgengabe bestand also auch hier, ähnlich wie im Nibelungenliede und der Nibelung, in dem großen Horte oder Schätze, da der Zauberring der Schöpfer desselben war.

Die Morgengabe erhielten nicht nur die Ehesfrauen, sondern auch die Beischläferinnen⁶³⁾ (Kebfen, Frúhlör),

53) Gudbrun Döwifrðóttir wurde, als sie 15 Winter alt war, an den reichen Hermalur Hæðarson verheiratet, trennte sich aber von ihm, verheiratete sich an Thódur Ingasonson, und nachher war, nachdem dieser ertrunken war, sie eine Zeit lang Witwe (ekja); s. die große Olafs Saga Tryggvasonar a. a. O. Cap. 22. 54) Cap. 233. S. 254. 255. 55) Eine Art Knechtsteden, wie man vermuthet auf Feinwand; denn in der Edda heißt es: mótur heita thær konur er hwtum léreptum falda, Mötur heißen 1) bleigene Weiber, welche mit weißen Feinwürden verkleidet (entweder die Knechte, oder das Haupt, d. h. dieses mit weissen Tüchern stieren). 2) Faldar (als falda, hmbiare) vestes linbo einget, schürzen. — 3) pepilun skornar, zertheilte Hündel; 1) Hund (das Knecht) in Edda; s. a. a. O. 56) Eine nicht (niedrig, herabnehmend) pepilun demiterte. Inste Societ etide lade luke káfi over Hwædet, den Kuffen, das Knecht, niedrig, nicht doch über dem Haupte sitzen lassen. Nílen Halderson. Lex. Island. Dan. Vol. II. p. 193. In der Stelle der Edda nimmt Böli Gullfisi in der Anmerkung zur Histori Olavi Trygvifilsi (Scripta Islandorum Historica. Vol. II. p. 239). mit Beziehung auf Href, Lexic, unter Missa, das fallda in Rücksicht auf die Knechtsteden (qua capitegum) in Beziehung auf den Knecht, und glaubt, daß mehr eine dem türkischen Zardán ähnliche Knechtsteden gewesen, und sagt: motr, secundum Eddam videtur esse candidum linum, und das Ord-Register zu den Permanns-Sögur 12. Ed. S. 477 erklärt: Href, v. höfðudrúkr af lín (Knechtsteden von Feinwand). 57) hñn ágeatard grip, die berühmteste (anknäckste) Knechtsteden.

58) Böli Gullfisi (a. a. O. S. 257) überlegt at línse bud: in demum lóet geniste, at bekkjargjöf hñmgar: nuptial munari, S. 268, so auch S. 133 bekkjargjöf bud: demum nuptiale. 59) Cap. 41 in der Snorra-Edda, Knechte von Href, S. 140. 141. 60) Ragnar, Die Edda (Berlin 1812), überlegt: „zur Verheirathung“ oder irrig. Inwie weit Sigurður kein wird, sondern nur ein Scheinbräutigam; aber er gab das línse, als „wenn er ein wirkliches gab.“ Verheirathung wird im Nibelungenliede durch munde ausgedrückt. S. 263 überlegt Ragnar at línse, zum Brautpfeife; aber auch dieses ist nicht richtig; es müßte sonst at munde in der Uebersetzung; in línse muß, wenn man nicht buchstäblich überlegen will, durch Morgengabe übertragen werden. 61) til minja. 62) Andwari's normaler Beischläfer. 63) Skaldskaparmál Cap. 20. S. 136. 64) Es kommen nämlich Urten vor, in welchen morgengab für Morgengabe gebraucht wird, wo von erster die nicht die Edda ist; 1. Hrefnara, Syntagma antiquitatum Romanarum jurisperitorum Illustrantium III, 157, 193. Jac. Grimm a. a. O. S. 439.

nodurch, da Morgengabe *Morganitica* latinisirt ward, der Ausdruck *morganatische Ehe* (*matrimonium ad morgaticam*) gebildet ward. Die Morgengabe war also zu einer rechten Ehe weit unwesentlicher, als die Verlobungsgabe, von welcher wir im Abschnitt Kauf gehandelt haben.

VI. Heimsteuer. Bei den Galliern finden wir diese schon zu Cäsar's Zeit sehr ausgebildet. Er sagt nämlich *De bell. gall. Lib. VI. Cap. 18*: Sowie die Männer Gelder von den Eheweibern als Mitgift (*dotis nomine*) empfangen haben, sowie communiciren (vereinigen) sie aus ihren Gütern (ihrer Fabel, *ex suis bonis*) nach gemachter Schätzung, mit den Mitgiftigen (*dotibus*). Über dieses ganze Geld wird gemeinschaftlich (*conjunctim*) Rechnung gehalten und die Einkünfte (Interessen, *fructus*) ausbewahrt; wer von beiden am Leben übrigbleibt, an den gelangt der Theil jedes der beiden, nebst den Einkünften (Interessen, *fructus*) der früheren Zeiten. Unter *fructus* sind wol nicht bloß Interessen, sondern die Einkünfte oder Renten des *p. B.* im Handel angelegten Geldes überhaupt zu verstehen. Die Germanen lernten das Geld erst durch die Römer kennen. Der liebste Reichtum der Germanen war Vieh. Goldes und Waffens brachte der Mann der Frau zu; diese ihm nur etwas Waffens. Also nur erst im schwachen Anfang zur Mitgift künftiger Zeiten. Der Gebrauch dieser hat sich wahrscheinlich theils durch den Einfluß der Gallier, theils und noch mehr durch den der Römer bei den Germanen ausgebildet, als sie sich in Theilen des römischen Reichs niederlassen hatten. Der westgotische König Chlodasind (sagt *Lex Wisigothorum Lib. III. Tit. I. De Dispositionibus Nuptiarum Leg. 5*). De quantitate rerum conscribendae dotis) nur beiläufig: Aut si forte, juxta quod et legitimus Romanis recolimus fuisse decretum, tantum puella vel mulier de suis rebus sponso dare elegerit, quantum sibi ipsa dari potuerit; denn der eigentliche Inhalt des Decretes sind die Bestimmungen über Das in abgeleiteter Bedeutung, nämlich in der Bedeutung von *donatio* propter nuptias. Die langobardischen Gesetze auch enthalten, wie wir im vorigen Abschnitte sahen, viele Bestimmungen über die Meta, über die Mitgift weit weniger. So *Rotharis Leges 181*: Wenn ein Vater seine ehebliche Tochter, oder ein Bruder seine ehebliche Schwester einem Andern zur Ehe gegeben, so sei sie mit dem von des Vaters oder des Bruders Vermögen zufrieden gestellt, soweit ihr der Vater oder der Bruder am Tage der Hochzeit (in die nuptiarum, nach anderer Lesart in die traditionis nuptiarum) gegeben, und verlange nicht mehr. Aus dem 82. Gesetze, dessen Inhalt wir im vorigen Abschnitte angegeben haben, bemerken wir hier: habebat ipsa mulier (nämlich eine Witwe) et quod de parentibus ejus (d. h. hirt ihrem Vater oder Bruder) adduxerit (d. h. zu ihrem Vermögen hat), id est, phaderphium (d. h. das Vatervermögen, Vatergeld). Das 200. und 201. Gesetz besagen: Wenn ein Ehemann seine Ehefrau bei irgend einer Gelegenheit erschlagen hat, welche nach dem Gesetze den Tod nicht verdient hat, componire er 1200 Schillinge,

die Hälfte denjenigen Blutsfreunden (*parentibus*), welche sie an den Ehemann gegeben und das *Mandium* empfangen haben, und die Hälfte dem Könige, sodas er durch den Actor des Königs diktrirt wird und die obengeschriebenen Föhen componire. Und wenn er ehebliche Söhne (oder Kinder, nämlich *filios*) von dem Weibe hat, sollen die Söhne (oder Kinder, *filii*) die Morgengabe haben und *Phaderphium* (*Phaderphium*) soll der Mutter gehören. Und wenn er von ihr keine Söhne (oder Kinder, *filios*) hat, lehre dieses Vermögen an die Blutsfreunde (*parentes*), die sie an den Ehemann übergeben, zurück. Und wenn sie keine Blutsfreunde (*parentes*) hat, so gelange jene Composition und das genannte Vermögen an den Hof des Königs. Aus dem 91. Gesetze, dessen Inhalt wir im vorigen Abschnitte angegeben haben, heben wir hier die Worte der Urchrift aus: De sacerdotio nostro, id est, de alio dono, quantum pater aut frater dederit ei, quando ad maritum ambulaverit, mittat in confusum etc. Die *Lex Alamannorum Tit. 55. De uxore mortuo marito sine filiis relicta*, welchen wir im vorigen Abschnitte mitgetheilt haben, sagt: et quidquid de sede paterna adtulit, nämlich zu ihrem Manne gebracht; das wird hier nicht gebraucht, weil ebenfalls durch das das genannt wird, was im römischen Rechte durch *donatio propter nuptias* ausgedrückt wird. So auch in der *Lex Baiwariorum Tit. VII. De uxoris et causis, quae saepe contingunt. Cap. 14*: Si uxorem propriam propter invidiam dimiserit: I. Wenn ein freier (liber) sein freies Eheweib ohne einen Fehder (oder Kasser, sine aliquo vicio) aus Das fortgeschickt, componire er ihren Blutsfreunden (*parentibus*) mit 48 Schillingen. II. Mulieri autem dotem suam secundum genealogiam suam legitime solvat (das heißt hier, der Mann zahle der Frau, was er ihr bei Verlobung als Ehegabe zugesichert hat). Et quidquid illa de rebus parentum ibi adduxit, omnia reddantur mulieri illi. Doch kommt anderwärts das auch in seiner eigentlichen Bedeutung vor, so *p. B.* in einer Urkunde vom J. 878 (bei Kindlinger, *Föhrigkeit Nr. 16*): et quidquid Rutland uxorem in Albrateshuson milvi tradidit dotis titulo, tam in agris, campis, pratis, silvis, pascuis et mancipiis septem. Im *Nibelungenliede 3. 6740* (s. sagt der Wartgraf Rüdiger: ich si der bürge (Burgen) nime han, so sol ich in mit triuwen immer wesen holt: ich gibe ze miner tochter silber und golt, so hundred sonmaere meiste müene tragen, daz ich des heides magen nach ernen müge wol behagen. In der *Ynglinga-Saga* heißt es *Cap. 53* von *Guðrød Bald-König*: Er hatte das Weib, das *Alfild* hieß, Tochter des Königs *Alfwin* aus *Alfheimar*, und hatte mit ihr halb *Wingulmörk*. In Beziehung auf den *Jarl Heriudr* und den *Lyngormr* (*Heidenwurm*, *Heidenhänge*), der um die *Skemma* (*Frauenwohnung*) der Tochter des *Jarls* lag: der *Jarl* that das Gelübde, daß dem Manne seine Tochter geben wird, was für ein Reich es auch sei, wenn er zum Töchter würde der *Skemma*, und das Gold, das unter ihm ist, soll ihre *Heimantfygia* (*Mitgift*) sein. *Heimantfygia* bedeutet: Folge von der *Hei-*

math aus, d. h. das, was einer Frauenteufel von Hause aus folgt, mit anderem Ausdruck Heimanferti, Fahrt von der Heimath aus, was mit einem Mädchen von Hause fährt (geht, reist). Ein dritter Ausdruck ist Tilgiöl (Zugift), welches jedoch zweifache Bedeutung hat, nämlich einmal bedeutet es die Mitgift der Frau, zweitens das, was der Mann der Frau dagegen gibt, und entspricht also in dieser Bedeutung dem teutlichen Ausdruck Widerlage, Widerlegung, von welchem wir weiter unten auch in diesem Abschnitt handeln. Im Betreff des nordischen Ausdrucks Tilgiöl bemerken wir aus der Darstellung von Snorri Sturluson in der Olafs Saga Helga¹⁾: Aber als der Schmaus einige Tage bekanden hatte, da waren der König (Olaf der Dicke von Norwegen) und der Jarl (Ragnvaldr)²⁾ und Afskrif, die Königsstöchter, auf Unterredungversammlung; und das kam aus von der Unterredung derselben, daß dieses beschlossen ward, daß Jarl Ragnvaldr verlobte³⁾ Afskrif, die Tochter des Schwedenkönigs Olaf, dem Könige Olaf von Norwegen mit derjenigen⁴⁾ Heimanfylgia⁵⁾ (Bon-Prim-Folge, d. h. Mitgift), wie zuvor bestimmt gewesen war, daß ihr Schwelmer Ingigerd sollte haben von heim (von Hause) gehabt⁶⁾ (gebräut). Der König auch sollte leihen (geben) Afskrif den demgibtigen Tilgiöl⁷⁾ (Zugift), wie er sollte leihen (geben) ihrer Schwelmer Ingigerd. Diese war nämlich mit dem König Olaf dem Dicken von Norwegen verlobt gewesen; aber ihr Vater bestimmte sie für den Großfürsten Jaroslav von Rußland. Snorri Sturluson⁸⁾ erzählt: Darauf⁹⁾ im Frühling kamen nach Schweden Gesandte des Königs Jarisleif von Osten aus

Helmgardh¹⁰⁾, und reisten, diejenige Sache in Betracht zu ziehen, welche König Olaf (von Schweden) den Sommer zuvor verbräut hatte, seine Tochter Ingigerd an den König Jarisleif zu verheirathen¹¹⁾. König Olaf beordnete diese Angelegenheit mit Ingigerd, und sagte, daß das sein Wille wäre, daß sie sich an den König Jarisleif verheirathete¹²⁾. Es antwortet: Wenn ich mich an den König Jarisleif verheirathen soll, da will ich haben zu meiner Tilgiöl¹³⁾ (Zugift) Aldeigjuborg¹⁴⁾, und dasjenige Jarls-Rich, das dazu liegt¹⁵⁾ (gehört). Die obige Olafs Saga Tryggvasonar Cap. 42¹⁶⁾ erzählt mit der Bemerkung: Da wird gesagt, daß König Jarisleif von Winblland (Wendenland) am Thuri¹⁷⁾ das (sich bewarb), die Schwelmer des Königs Svein von Denemark u. s. w. Das Weib wird ihm von Seiten des Königs verweigert. Aber König Jarisleif war heimlich und alt. Aber Thuri war nicht bei diesem Rathe (Beschlusse). Es reiste nun Jarisleif heim nach Winblland mit der Tilgiöl (Zugift, d. h. hier Mitgift) Thuri's¹⁸⁾; aber König Svein sollte sie einige Zeit darauf nach Winblland senden. Dieser that so. Jarisleif ließ einen großen Schmaus bereiten und eheleichte sie¹⁹⁾. Aber, wie die Legende weiter erzählt, ist und trinkt sie elf Tage nicht, und am zwölften Tage läßt der König sie fortreisen. Sie that es und unterbandelt mit dem König Olaf Tryggvason, um Weiland zu erhalten, das auch selbst eine Zusammenkunft mit ihm; und man bereitet die Angelegenheit, bis man dahin kommt, daß die Thuri sich selbst²⁰⁾ dem Könige Olaf mit dem Rathe ihres Vaters Afi verlobt²¹⁾. Da ward der Schmaus verlängert und der Brautlauf (die Verheirathung) derselben mit großen Ehren gethan. Cap. 60²²⁾: König Olaf traf in Winblland den König Jarisleif und erbat sich von ihm diejenigen Eigen (eigenthümlichen Besitzungen), welche Tilgiöl (Zugift) Thuri's hatten sein sollen²³⁾, und weiter unten: Und nun löste König Jarisleif die Eigen mit Weide²⁴⁾, und ließ das Weid schaffen zu den Schiffen des Königs Olaf. In der Stelle des 42. Capitels also

1) Cap. 93 in der großen Ausgabe der Rökna Saemundar. 2) Bd. S. 151. Cap. 89 in der Olafs Saga Helga als Einzelschrift in den Fornmannna-Sögur. 4. Bd. S. 197. 3) Uffsen in Westgautland (Westgöthland), welcher mit Afskrif nach Norwegen reiste. 4) fastnadh (hochheilig feierte). 5) Nach der Färdar Olafs Saga Helga als Einzelschrift: með þerri afri heimanfylgia (Heimfylgia heimanfylgia). 6) Brgl. Ragna Ragnvaldsson, Lexicon Islandico-Latino-Danico. Vol. I. p. 343; Heimanfylgia, f. dos, bona dotalla, Medgift. Heimanfylgiu-laus mey, virgo indotata, Mö edelst. Heiman-Muðr, m. dos, Medgift, Hjemgift: heiman bedeutet von heim der, von Hause her. Heimanfylgia wie in der schwedischen Uebersetzung der Heimskringla bei Peringsfild 1. Bd. S. 151 durch „Brudskad“, und in der dänischen (in der großen Ausgabe der Heimskringla, 2. Bd. S. 131) durch „Brude-Skat“, und in den lateinischen Uebersetzungen durch sors nuptialis (Peringsfild S. 315) und durch dos (große Ausgabe der Heimskringla, 2. Bd. S. 181; Scripta Historica Islandorum. Vol. IV. pag. 188) gegeben. 7) Wenn nämlich ihre Heirath mit König Olaf dem Dicken von Norwegen, welchem sie verlobt gewesen war, stattgehabt hätte. 8) Wie in der genannten schwedischen Uebersetzung gegeben durch „Brudskad“, in der dänischen durch „Brude-Gåse“, in der lateinischen von Peringsfild durch „dos nuptialis“, in der großen Ausgabe der Heimskringla umschrieben durch: sponsa-que sildem dona daret Rex eadem, quae Ingegerda, ejus sorori, daturus fuisset. Ragna Ragnvaldsson Vol. II. pag. 379: Tilgiöl, f. parapherna, bona paraphernalia v. polius antidorum, de Midler en Kone eller furdun en Hjemgift. 9) In der Olafs Saga Helga Cap. 95 in der Heimskringla (große Ausgabe, 2. Bd. S. 131. 133) Cap. 89 in der Einzelschrift (in den Fornmannna-Sögur, 4. Bd. S. 198. 197). 10) Nämlich nach Verheirathung Afskrif's an den König Olaf den Dicken von Norwegen.

10) Wie ein Theil von Rußland mit der Hauptstadt Rengardh hieß. 11) at gipta. 12) giptis Jarisleif konungi. 13) f. tilgiöl mina und Brudskad nach der genannten dänischen Uebersetzung S. 252, nach der schwedischen S. 516: til en brugka, nach Peringsfild doter loos, nach Schöning in der großen Ausgabe der Heimskringla 2. Bd. S. 132: dotis nomine, nach Sverdrup Epitonen p. 188: dotalem posco urbem etc. 14) Aldeigja's Burg (Festung, beständig Stadt), d. h. die Festung am Fafageras; Aldeigja ist durch Buchstabenverwechslung geändert aus Ladoga. 15) In der Olafs Saga Helga als Einzelschrift ist hinzugesetzt: Ich will aber das Reich, das der liegt (Ogan) geheißen, auf solche Weise herrschen, wie mir beliebt, und den darüber fernem ich will. 16) Wie hier Uebersetzt: kwanfag Jarisleif konunga, Weiland (Heimath) der Königs Jarisleif (Jarisleif) in den Fornmannna-Sögur, 10. Bd. S. 309. 17) hadh Thuri. 18) För mi Jarisleif heim til Winbllands med tilgiöl Thuri. 19) gerdi brullup til hennar, that Brautlauf nach ihr. 20) Gewöhnlich gesagt die Verlobung durch den Vater oder Vormund des Mädchens oder Weibes. 21) at Thuri fastnar nok sialf Olaf konungi með ríðri Áka foster sina. 22) S. 340. 23) ok beidda af honum thelra eign, er verit sialf þau hafa tilgiöl Thuri. 24) lausafé, leiga (vermögliche) Gut, Schafe, speciell Gede.

hat tülglos die Bedeutung von heimaufglyia, Bonheim-Folge, d. h. das, was die Braut dem Bräutigam von Hause mitbrachte, und in der Stelle des 61. Capitels hat die tülglos die Bedeutung von dem, was ihr der Mann dagegen gab, oder verschieß, welches meistens in liegenden Gütern“) bestand, um der Frau das Eingebachte, welches in Geld und Kostbarkeiten bestand, desto besser zu sichern. In Beziehung auf Letzteres heißt es z. B. in der Saga Hlakonarsonar Cap. 290“): im Betreff dessen, daß der König von Spanien bei dem Könige Hafon dem Alten um dessen Tochter Christina gebeten hatte, daß er sie an einen von seinen Brüdern verheirathen möchte: König Hafon fertigte die Jungfrau“) von heim mit so großem Vermögen“) an Gold und gerannnet“) Silber und weisem und grauem Pelzwerke und andern kostbaren Dingen“), daß Niemand ein Beispiel wußte, daß vorher dem gleiches Vermögen mit einer Königstochter von Norwegen sei dargereicht worden“). Sowie im Nordischen Tülglos zwei Bedeutungen hat, so auch hat zwei solche das teutsche Heimsteuer (alt Heimstüre“), Haimstüre, Hainsiur), nämlich eine ursprüngliche, in welcher es das bedeutet, was die Frau dem Manne bringt, und in welcher es dem nordischen Heimaufglyia und dem lateinischen dos in seiner classischen Bedeutung entspricht, und zweitens eine abgeleitete Bedeutung, in welcher es das bezeichnet, was durch das lateinische Donatio propter nuptias ausgedrückt wird. Zur Veranschaulichung der ersten Bedeutung führen wir an: Markgraf Wilhelm von Weissen bekennet in einer Urkunde vom J. 1358“), daß wir mit Rathe der hochgeborenen Fürstin „Frauweu“ Elisabeth, unsern lieben Altmutter, und der hochgeborenen Fürstin „Ern“ Friedrich und „Ern“ Walthafar, Markgrafen zu Weissen, unsern lieben Brüder, und auch mit Rathe anderer unserer Freunde und Herren, Herrn Karl, Römischen Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs und Könige zu Böhmen, unserm lieben gnädigen Herren, und dem hochgeborenen Fürsten Herrn Johannnen, Markgrafen zu Währen, seinem Bru-

der, unserm lieben Herrn Schwäher“) und Vater gelobt haben und geloben auch in guten Treuen ohne Gefährde und mit dem geschworenen Eide, den wir darüber zu den Heiligen griften haben, daß wir die hochgeborene Fürstin „Juncfrawen“ Elisabeth des ehgemannten, unsrer Herrn, des Markgrafen von Währen, Tochter zu einer ehlichen Witthin und zu rechter „Konschaft“) nehmen wollen, und sollen innerwändig acht Jahren, die man von St. Georgentag, der nächst künftig ist, zählen soll, und wenn die ehgemannten acht Jahre Ende nehmen, und es zu solchen Schulden kommt, daß wir „unsir egenant Gemal“) nehmen sollen, so soll der ehgemannte, unser Herr, der Markgraf von Währen, uns versichern, daß uns sechs tausend Schock breiter Groschen Prager Münze „unsir Heimstewer“ gefallen, und werden ohne Berzug und Hindernisse innerwändig einem Jahr nach der Zeit, als wir beigelegt haben, so sollen und wollen wir auch zuhand nach der Zeit, als wir „der egenanten unsir Heimstewer“ gesichert werden, „der egenanten unsrer Gemaln“) zwölff tausend Schock breiter Groschen Prager Münze zu rechtem „Lippeding“ (Reidgeding) machen auf Fellen (Festungen) und auf „Guten“ (Gütern) nach Rathe unsrer Herrn, des Kaisers, des Markgrafen von Währen, unsrer Schwäher, unsrer Brüder und unsrer Freunde, und ob von Todes wegen an uns „nicht“ (irgend etwas) geschehe, so soll „die egenant unsrer Gemaln“) dazselbe ir Lippeding“) innehaben, nutzen und genießen ihr Lebtage ohne alles Hindernis, und ob sie stirbt, da Gott vor sei, so soll uns das ehgemannte Gut unser Lebtage bleiben. Wäre aber, daß wir und „unsir Gemahel“ (von) beiden Seiten sterben, daß wir nicht Leibeserben ließen, so soll gleiches Geld wieder fallen an die Statt, dannen es herkommen ist. Kaiser Karl IV. bekennet in einer Urkunde vom J. 1373“), daß wir durch sonderliche Freundschaft und Treue, der wir uns zu den hochgeborenen Fürsten Friedrich, Walthafar und Wilhelm, Landgrafen zu Thüringen u. s. w., unsern lieben Dheimen gänzlichem versehen, und auch darum, daß solche Freundschaft und Liebe zwischen uns ewiglich gesichert und befestet werde an ihnen allen dreien und ihren Erben, gelobet haben, und geloben mit Kraft dieses Briefes mit guten Treuen ohne Gefährde und bei dem Eide, den wir darüber selbst zu den Heiligen geschworen haben, dem hochgeborenen Friedrich des ehgemannten Markgraf Friedrichs ältestem Sohne die durchlauchten Anen, unsre Tochter, zu einer ehlichen Witthin und rechten „Konschaft“) geben und selbstlich zulassen sollen und wollen, und das sollen und wollen wir verdienen und gänzlich vollbringen von Pfingsten, die kürteste künftig sind, über acht ganze Jahr, die nächst nach einander folgen, und sollen und wollen derselben, unsrer Tochter, zu „Heimstüre“ oder „Eggede“, wie man das gewöhnlich pflegt zu nennen, zehntausend Schock Groschen Prager Münze geben, und auch dieselbe Summe Geldes Markgrafen Friedrich dem Jüngeren, ihrem Bruder, un-

23) Hier auch Heimsteinfanten. So z. B. heißt es in der Saga Hlakonarsonar Cap. 313 (in der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla, 5. Bd. S. 355, in den Fornmannasögur, 10. Bd. S. 114): „König Magnus reiste nach Döen nach Borg (Sveinborg) nach denjenigen Eten (et), welche König Hafon (nämlich der Älter, der Vater des Königs Magnus Lagabietir) gewährt (weist, geteilt, gegeben hatte) der Frau (frä) Ingilbrig bei der Verheirathung (si brúðkaup) derselben und des Königs Magnus.“ 24) In der Fortsetzung der großen Ausgabe der Heimskringla, 5. Bd. S. 324, in den Fornmannasögur, 10. Bd. S. 75. 27) jüngere. 28) 66, Witt, Vermögen, Schatz, Gut. Die dänische Uebersetzung umschreibt es hier durch: med sine Medgift i Gull u. s. w., die lateinische durch: cum multa thesauri auri etc. 29) reinen Silber. 30) ägyptischen, kühnheitlichen. 31) at überläßt fe heidni greit wæric fyrr með aukurrí komandættir af Norregi; in der dänischen Uebersetzung oder Bezeichnung: at lügen for havde hørt om ein saadan Medgift med nogen norsk Kongedatter; adeo ut nemo exemplum aceret elocationis filiae Regis Norwegici cum tanta magnificencia factae. 32) Doreen das Zeitwort heimastüre, dotare; f. Oberlin, Glossar, p. 641. 33) Bei Pörn, Erben; und Fölsingsschichte Friedrich des Erzbischofs S. 56.

ferm Eidam und Sohne mit „goreyten“ (baarem) Gelde richten und bejahen innewendig einem ganzen Jahre nach dem Tage, so die Kinder“) zu einander gelegt werden, oder ihm dafür zu Pfande legen und emantworten „Brux“ (Brück's) Haus“) und Stadt und Luna die Stadt mit allen ihren Herrschaften und Zugehörungen bei Namen mit tausend Schoeden Pfennigen jährlich, „Gulde“) und was der an denselben Schößlern und Gütern gebreche, das sollen wir ihm erfüllen auf andern gewissen Gütern, die allernächst dabei gelegen sind, also daß ihm je tausend Schoed derselben Pfennige ohne Wänderniß da jährlich folgen sollen. Auch soll der ehgennante Markgraf Friedrich unser „Swer“ (Vater unsres Eidams) zu“) seinem Sohne derwider der ehgennanten unser Tochter zu Morgengabe und „Lippgedinge“ (Leibgedinge), wie man das pflegt zu nennen, auch zehn tausend Schoed derselben Groschen geben auf dieselbe vorgenannte Zeit, oder ihr dafür zu Pfande legen und antworten die nachgeschriebenen Schößler und Güter Orlamünde, Haus und Stadt, Nuenstad (Neustadt), Arnschau (Arnsburg), Tripst, Uhma (Zuma) und Lezezinrucke (Ziegenrück) mit allen ihren Herrschaften und Zugehörungen bei Namen mit tausend Schoeden Groschen-Pfennigen jährlich „Gulde“, und was der an den Schößlern „seibens“ (selbst) gebreche und Gütern, das soll er ihm erfüllen an andern gewissen Gütern, die allernächst dabei gelegen sind, also daß ihr je tausend jährlicher „Gulde“ da ohne Wänderniß folgen“). Wolfram von Eschenbach läßt Arabela, die sich seit je gekauft ward, Gyburg nannte, sagen: Mins toufens schöu ich gerne. Tybald (ihrem heimlichen Ehemanne) ich Todjere läz, dā du mich kröntes; dennoch du, vater“), schönes dluer trive, dō das selbe lant zo heimtweir mir gap din hant. In den oben angeführten Stellen hat Heimssteuer die ursprüngliche Bedeutung, in welcher es am häufigsten vorkommt. Ein wichtiges Beispiel, nach welchem es in beiden Bedeutungen, nämlich in der ursprünglichen und in der abgeleiteten“), vorkommt, ist des Schwabenpiegels 24. Cap. Ditz ist von hainstür (halmstür): Gibt ein

Mann seinem Weibe fahrendes Gut zu Hainstüre (Heimssteuer), oder anderen Gut“), das Gut mag (kann) er nimmer ohne werden“), die Weile er ander Gut hat; zwinget aber ihn ehbaste (gesetzlich gültige) Noth, er wird seiner wohl ohne mit Recht. Gibt sie ihm so gethan Gut, er soll des Seinen eh (eher) ohne werden, eh des Thren. Wirt er ihres Gutes ohne, das sie ihm gebracht hat, und stirbt der Mann und mag (kann) sie erzeugen (durch Zeugen erweisen) selb dritte (d. h. indem sie mit zwei andern: Schwört), daß es ihr Wille nicht war, man soll ihr ihr Gut wieder geben, und was es vergolten hat (das, was die Einkünfte eingetragen haben). Es sei denn, daß der Mann (bei seinem Leben) darginge und berede mit sin ainez haud (d. h. und beschwöre ohne Eideshelfer), daß ihm sein guter Sinn“) sagt, daß er Recht hätte. Das“) ist davon (deshalb) gesagt, daß die Frauen um Gut nicht arbeiten mögen (durch Arbeit erwerben können) als (wie) die Männer, und auch darum, daß den Frauen, sollten sie nach Almosen gehen, „wirser“ ansteh, denn (als) den Männern. Der Godez des bairischen Rechts Tit. 11“) besagt: Wollte aber der Mann der Frau ihr „Haimstür“, die sie zu ihm gebracht hat, bei ihrem lebendigen Leibe „an-werden“ (veräußern), das mag (kann) er wol thun, es soll aber das letzte Gut sein, und ehbastelst: Stürbe ein Mann vor seiner Hausfrau, und ließe er ihr nicht Kinder, derselben Frau soll ihr und ihren Erben ihre „Haimstür“ folgen, die sie zu ihrem Wirt gebracht hat, und dazu ihre Morgengabe, die sie von ihm hat, und auch ihre Widerlegung, „ob“ (wenn) „als vil“ (soviel) Habe da ist. Widerlegung von widerlegen an die Stelle eines andern setzen, um einen äquivalenten Preis, kaufen, ein Äquivalent geben, wiederbestellen, gut machen, ersetzen, retribuire“), hat eine allgemeine Bedeutung, nämlich die von *arsidopos*, Morgengabe, Vergeltung, restitution, refusio, compensatio, remuneratio, wird in dieser Bedeutung sowohl auf andere Rechtsverhältnisse“), als auch auf eheliche angewendet, z. B. in den hennobergischen Privilegien des Kaisers Maximilian I. vom J. 1500: wenn Eheleute eins dem andern — — — Übergab oder Vermechtens von tods wegen oder zu Widerlegung entfangener Dinst oder guthat u. s. w. thun wollten. Specieell um am häufigsten wird Widerlegung“) in der Bedeutung von remuneratio dotis, *arrispro*, *in barbari* (schen Latein *contrados*“), im guten Latein *donatio*

36) So nennt der Kaiser seine Tochter und ihren Bedienten. 37) Schöß. 38) Gülte, Zahlung, hier passiv, was jährlich gegeben wird, also jährliche Einnahme. 39) Ihr seinen Echn. 40) Die Airunde enthält nun vorwiegend Bestimmungen, daß Markgraf Friedrich, falls er mit seinen Brüdern theilt und falls die von ihm verpfändeten Güter und Schößler nicht zu seinem Theile gehören, andere Schößler und Güter in dem Lande zu Weisen oder im Heirathen verpfänden solle; ferner, daß wenn Markgraf Friedrich der Ältere, bei Kaiser Eidam, und Luna schiedlich ohne Eideshelfern abgeben sollten, das ehgennante Geld 30,000 Schoed und auch 10,000 Schoed sammt der Pfandschaft wieder fallen liegt an die Stadt suite, von dannen es gekommen, und andere Bestimmungen mehr. 41) Gyburg's Vater Terramere. 42) In der abgeleiteten Bedeutung entspricht Haimsteweir dem lateinischen *in abgeleiteter* Bedeutung, nämlich in der Bedeutung von dem, was der Weibem der Frau bei der Verlobung zur Übergabe (verpflichtet von Morgengabe) verspricht, und dann gibt. Dagegen ist in dem alten alemannischen Recht, verteuert und erklärt von J. E. D. (bei Schiller, Zweite Anmerkung über Tac. von Königsborn (S. 677), das im 55. und 56. Cap. der Lex Alamannorum vorkommende des durch Primstür übertrag.

43) Der Godez Konrad's von Uffenbach und andere Handschriften fügen hinzu: oder ander gut an farnde gut. 44) d. h. hier verkaufen; denn für: das gut mag er nimmer aus werden, liest der v. Wernersche Godez: des gutes mag er nicht verkaufen, und weiter unten für: er wird sich nun mit recht, liest er: so verkauft er es mit recht. 45) Nach dem Uffenbach'schen Godez: sein Echn und Schenken. 46) Nämlich daß die von den Weibern eingebrachten Güter die Männer ohne ehastelst Recht nicht sollen veräußern, und daß sie nach dem Tode der Männer zu den Weibern zurückkehren sollen. 47) Bei Zeumann E. 83. 48) Weßensrieder, Weitzge VII. E. 100. Zeumann, Weitzgehrtsches Wörterbuch E. 643. 49) J. Weitzge bei Hallens, Gloss. col. 2102. 50) Weitzmieder, Gloss. p. 672. 51) E. J. B. in einem Heirathsvertrage (bei Goldast, Rom.; vgl. Hottens col. 2103): Ut autem vicissim nos Maximilianus imp. Domi-

propter nuptias gebraucht; jedoch ist der teutsche Ausdruck beydennder, nämlich in seiner Vollständigkeit Widerlegung des Heirathsguts, z. B. in einer Urkunde vom J. 1371⁴¹⁾: daz ich meiner Naussfrauen Anmen — — recht und redlich gemacht und gegeben han ze^{rechter} Widerlegung — *in Heyrathguts* 400 pfund wienner pfennig, und han ir dafür ze pfant gesazt u. s. w. In einer Urkunde des nürnberg'ger Landgerichts vom J. 1467 heißt es: und trat dar — mein gnedige Frau Marget vor offen Gericht und lautem durch Iren Fürsprecher, Si hette *Heynsteur*, *Widerlegung*, Morgengab und Gab, die wolt sie — — Herren Marggrave Albrechten Irem elichen Gemahel, nachdem er ons mit steter lieb wol umb sie verschuldet, auf und übergeben u. s. w. In dem Dottervertrage zwischen dem Grafen Johann Ludwig von Gleichen und Erdmuth Juliana, Gräfin von Hohenstein, vom J. 1606⁴²⁾ wird gesagt: dargegen soll und wöl obgenannter Graf Hans Ludwig zu Gleichen und Spiegelberg u. s. w. vielmelmals Fräulein Erdmuth Julianen zu Hohenstein, S. E. freundliche liebe Gemahlin, in donationem propter nuptias zu „Widerleg“ („Bitterlage“ und Segengebe, „wuthumbswiese“ verweisen) („anweisen“), mit vier tausend Gulden vorgeschriebener Nahrung, und sie um solch Heyrathgut und „Widerlegung“, so in einer Summa thut acht tausend Reichsgulden, jeden zu einundzwanzig Fürsten-Groschen gerechnet, auf gute gewisse beständige unablößige, auch unvorkommende und unbeschränkte, sondern allerdings freilebige bestete Rente, Zinse, Gulden und Gefälle, an Geld, Wein und Früchten, mit Bewilligung und Versiegelung unfres Grafen Philipps Ernsten zu Gleichen, auf dem Hause Dölstedt, mit aller seiner (allen seinen) Zu- und Eingebörungen, dergestalt versehen, daß sie, so es hernach zu Füllen komme, einen christlichen „Wuthumbswise“ ihrem Stande gemäß u. s. w.“). Nachdem in dem Liede von der Bauernhochzeit aufgeführt ist, was Webe zur Nüchsigkeit erhält, wird hinzugefügt: dō wart Metzen *widerleiet*⁴³⁾ (widerlegt). Heimseiner in der Bedeutung von Nüchsig wird im Frischischen⁴⁴⁾ durch Fleisze (Hausgabe) ausgedrückt, nämlich von Flez, Wohnsig, Haus.

Bei den hebräischen Weibern in Pommern pflegte die Mutter, wenn sie bereits mehre Töchter geboren, diejenigen, welche sie noch gebat, zu tödten, um die ersten desto besser ausfallen zu können⁴⁵⁾.

VII. Gewalt des Mannes über die Frau. Von den Galliern sagt Caesar: Die Männer haben über

nam Annam, ut par esset, debite et ingenue rememoremus, loco donationis propter nuptias seu contrailotis eidem Dominae Anno redditis annuo XXV millium Ducatorum Hungaricalium super certis castis, locis seu territoris nostris — — assignamus.

52) Bei de Senckenberg, Sel. Jur. T. V. p. 370. 53) Bei Schöningh von Arzney, Diplomataria et Scriptores. T. I. p. 733. 54) eiffigen.

55) I. bei andern Angaben, die nun folgen, ebenfalls S. 733—737. 56) Vergl. Z. c. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 430. 57) Aargabuch, Aufgäbe von Elarba S. 88. 58) Anonymus, Hilaria S. Ottonis apud de Ludowig, Scriptt. Bamberg. col. 692.

1) De bello gall. Lib. VI. Cap. 19.

die Eheweiber, sowie über die Kinder, Gewalt über Leben und Tod; und wenn ein hochgeborener¹⁾ Familienvater gestorben, kommen seine Verwandten zusammen und halten über den Tod, wenn die Sache verdächtig ist, gegen die Eheweiber²⁾ Untersuchung auf Sklavenweise (wie gegen Sklaven, d. h. mittels der Tortur), und wenn man es erfahren, tödten sie dieselben, durch Feuer und alle Martern gequält. Bei den von den Kelten, nämlich den alten Briten abkommenden Ranten (den Bewohnern der Insel Man im irischen Meere) müssen noch jetzt die Frauen zu Fuß hinter den von Rossen getragenen Männern einhergehen³⁾. Bei den alten Scandinaviern hatte der Mann die gesellische Gewalt, seine Frau einem Andern zur Ehe zu geben⁴⁾. Ein Beispiel eines Frauenaustausches bietet Islands Landnámabók. I. B. Cap. 21. S. 49. 50 auf folgende Weise dar: Zulezt bewohnte Islugi den westlichen Holm in Afranes auf Island, weil er mit Holm-Starr beides, Land und Frauen, und alles bewegliche Gut tauschte. Da nahm Illugi Jorunn, Thormod's Tochter, zur Frau. Aber Sittgub, die er früher hatte, erlangte sich im Tempel, weil sie den Männern auch nicht wollte. Unter dem gemeinen Volke gilt in England noch heute der Gebrauch, seine Frau an einem Stricke auf den Markt zu bringen. Wie der Heirathende das Mundium (die vormundschaftliche Gewalt) sich von dem Vater, oder dem Bruder, oder dem sonstigen Vormunde des Mädchens, oder im Betreff einer Witwe, wenn sie nicht ins väterliche Haus zurückgekehrt war, von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes erwerben mußte, findet sich in dem Abschnitte Kauf. Der bisherige Mundium schiedt dann das Frauenzimmer unter das Mundium des Mannes⁵⁾, und sie besah sich nach nordischem Ausdruck undir handar jadrir⁶⁾ desselben.

2) pater familias, Illustriori loco natus. 3) de uxori-bus; da von einem Familienvater die Rede ist, und von Weibern in der Mehrzahl läßt sich schliessen, daß Hochverbreitete wenigstens bei den gallischen Völkern herrschte. Es versteht sich, daß Caesar's auch Mütter. The Origin of the Distinction of Rank (Basel 1793). p. 42, indem er uxores durch his vivas (sine Weiber) setzt. Gezeugener wurde die Annahme sein, daß unter uxores auch zugleich die Eheweiber Anderer in der Umfassung des gallischen Großen gemeint seien. 4) J. c. Traia, Account of the Isle of Man. Vergl. Beiträge für literarische Unterhaltung. 1848. Nr. 96. S. 384. 5) Sculo Thorlacius. De matrimonio borealiu p. 128 etc. 6) über die „Missio sub mundio“ (s. weiter der im Abschnitte Kauf auf Caneloni Vol. II, fol. 477 b. angeführte eine andere ebenfalls beständige ähnliche Formel fol. 487 b. 7) J. c. Thorlacius I. I. p. 188. Handar-jadrir bedeutet Vormundschaft, Schirm und Schutz, und wird sehr oft von der Vormundschaft über die Frauen, sondern auch in Beziehung auf andere gebraucht, z. B. Lengi öd thed stakka föll undir handar-jadrir Mödrerwellinga. Langt mochte das arme Volk (jme arme Familie) unter dem Schirme der Mödrerwellinga (i. d. d. Haidosen, Lex. Island.-Lat.-Danicum. Vol. I. p. 327). Handar ist der Gentio von Hand (hand, manus), und jadrir bedeutet Rante und Handar-jadrir ursprünglich Sonstigkeit, Rante der unteren Handwurzel, nämlich der rechten Hand (s. den Artikel S. 327). Mundium ist auch ein Mund, Hand, gebildet. Vergl. in eines Hand stehen (Gottfried von Straburg, Tristan 11824), handhaben, schirmen, verwahren, in eine Hand geben, ihm unterwerfen (verleihen) sein. Ein vurger, Ehren. S. 84. Vergl. Z. c. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 45.

Der Sachsenspiegel Buch III. Art. 45 sagt: Der man ist och vormunde seines wibes zu hant als si sine getrawet⁹⁾ is. Das Weib ist auch des Mannes Genossin¹⁰⁾ zu Hand (sobald), als sie in sein Bett tritt. Nach des Mannes Tode ist sie ledig von des Mannes Rechte¹¹⁾. Dasselbe Rechtsbuch sagt Buch I. Art. 45: Dögelich ein Mann seinem Weibe nicht ebenbürtig ist, ist er doch ihr Vormund, und sie ist seine Genossin, und tritt in sein Recht, wenn sie in sein Bett geht¹²⁾. Wenn er aber stirbt, so ist sie ledig von seinem Rechte, und behält Recht nach ihrer Geburt¹³⁾. Darum muß ihr Vormund sein ihr nächster ebenbürtiger Schwert-Wage¹⁴⁾ (Verwandter von männlicher Seite) und nicht ihres Mannes. Ein Weib mag (kann) auch ohne ihres Mannes „Gelob“ (Erlaubnis) nicht ihres Gutes vergeben, noch Eigen verkaufen, noch Leihzucht auflösen, durch das (weil) er mit ihr in den „Geweren“¹⁵⁾ sitzt. „Megede“ (Jungfrauen) aber und „ungenannete“ (unverheiratete) Weiber verkaufen ihr Eigen¹⁶⁾, ohne ihres Vormundes „Gelob“ (Erlaubnis), er sei denn Erbe dazu. Im I. Buche 29. Art. heißt es: Mann und Weib haben kein gewiet¹⁷⁾ (getheiltes) Gut zu ihrem Leibe (bei ihrem Leben). Stirbt aber das Weib bei ihres Mannes Leibe (Leben), sie erbet (vererbt) keine fahrende Habe¹⁸⁾, „wen“¹⁹⁾ (außer) Gerate²⁰⁾ und Egen²¹⁾, ob (wenn) sie das hat, in (an) den nächsten (Erben). Weib mag (kann) auch ihres Gutes nicht (nichts) von ihrem Vermögen vergeben ohne ihres Mannes Willen, daß er's durch (nach) Recht dulden dürfe²²⁾. Wenn ein Mann Weib nimmt, so nimmt er all ihr Gut in seine „Gewere“ zu rechter Vormundschafft²³⁾. Darum mag (kann) kein Weib ihrem Manne keine Habe geben an ihrem Egen, noch

an ihrer fahrenden Habe, daß sie es ihren rechten Erben entferne nach ihrem Tode²⁴⁾, „wen“ (denn) der Mann mag (kann) an seines Weibes Gute keine andere „Gewere“ gewinnen, „wen“ (außer) als er zu dem ersten (Anfangs) mit ihr empfieng in Vormundschafft. Das II. Capitel des Schwabenspiegels hat die Überschrift: Der man ist sinez wibes maister und Vogt, und besagt: Und stirbt einem Manne sein Weib und soll er „gelten“ (d. h. Schulden bezahlen) und „hat nicht ze gelien“ (hat Nichts, wovon er bezahlt) und nimmt ein anderes Weib, und gibt ihm die fahrende Gut, er „giliet“ von dem fahrenden Gut wohl, das ist davon gesagt, daß der Mann seines Weibes Vogt und Meister ist. Gibt ihm sein Weib andres²⁵⁾ Gut, davon mag (kann) er nicht geben „wan“ (als) nach ihrem Willen. Hat aber sie Erben, die ihres Gutes wartend sind nach ihrem Tode, so mag (kann) sie (die liegenden Güter) der Mann nicht ohne verden (veräußern) um „sin erren gulte“ (seinen früheren²⁶⁾ Schulden). Gewinnen sie aber Erben „ensampt“ (zeugen sie Kinder mit einander), die Wille sie leben, so wird er das Gut wol ohne (kann er wol das Gut veräußern) daß sie ihm gab (ubrauchte). Der Mann war jedoch rechtlich nur so lange Vogt und Meister seiner Frau, als er seine gesetzliche Gewalt nicht mißbrauchte. Das 58. Capitel des Schwabenspiegels hat die Überschrift: Ob (wenn) ain frauwe alinen ungeruerten man hat. Zum besseren Verständnis muß jedoch das 57. Capitel, dessen Überschrift: Wie frauwen vor gericht sule elagen und antwurtē, ist, vorausgeschickt werden: Ein Weib mag (kann) ohne ihres Mannes Urlaub (Erlaubnis) nicht hingen ihre Güter (von ihrem Gut) weder Egen, noch Leibgedinge, noch „Zinse“²⁷⁾, (weder) liegendes Gut, noch fahrendes Gut, das ist davon, daß er ihr Vogt ist. „Meyel“ (Jungfrauen), die nicht Männer haben, werden ihr Gut (können es) veräußern, wol ohne ihren Vormund, ob (wenn) sie zu ihren Tagen gekommen sind, (es) „hören“ (gehören) denn Erben dazu, die sollen es „versprechen“ (widersprechen), als „(wir) recht ist. „Meyde“ (Mädchen) und Weiber müssen mit Recht vor jeglichem Gericht und zu jeglicher Lage ihren Vormund haben, oder sie soll der Richter nicht hören²⁸⁾. Und hat sie einen Mann, der „innar“ (innerhalb) ihres Landes ist, der soll ihr Vormund sein, und ist er inner Landes nicht, sie soll ihr (sich) einen nehmen vor dem Richter, der ihres Wirtes (Ehemannes) Wage (Blutsverwandter) sei, oder ihr selbst (ihre eigener) Wage (Blutsverwandter). Das ist davon gesagt, daß sie (die Frauenzimmer) es besser haben vor Gericht, „wan“ (als) die „Männer“²⁹⁾, daß, was sie sprechen vor Gericht, das ihnen

9) Weibes die neueste deutsche Übersetzung (bei Göttinger S. 423) gibt durch: Der Mann ist auch seines Weibes Vormund, sobald als sie ihm angetraut wird. Im lateinischen Text steht: Maritus est etiam tutor uxoris post desponsationem. Unmittelbar vorher geht: Virgo laetitia habet emendam secundum ortus generationem (frühe! Jedoch magt und ungenannt (unverheiratete) wip hat halbe huse nach dem als sie geboren i); desponsata vero kitem medietatem sponae sui.

10) Uxor, cum lectum mariti ascenderit, per illam copulationem eidem in generatione coaequalatur. Und hiernach wurde nun Eufried und Weibgetel bedrückt; es heißt nämlich weiter oben: Jedlich wip hat irs mannes halbe huse und werget. Quaelibet mulier maritata, dimidium sui mariti partem emendat et wergeld obtinebit.

11) Mortuo viro mulier ab ejus jure liberatur. 12) Licet masculus uxori suae, quantum ad progeniem, non sit aequalis; ratione tamen consuetudinis maritimus ejus tutor est, et efficiat tibi aequalis.

13) Moriente autem viro, mulier ab ejus absolutur jure, et primum statum, quem ante copulationem viro habuit, recuperabit, innotatumque jus acquirit. 14) et ideo non mariti ejus, sed et progenie aequalis at proximior agnatus ex parte gladii, tutor ejus erit. 15) exindeque mulier nulla bona, sine viro consensu, donandi, vendendi, neque resignandi habet potestatem; at hoc propterea, quia ipse ea cum uxore neacitur possidere. 16) proprietates suas. 17) Maritus et uxori bona inter se possident indivisa. 18) mobilia. 19) utinam.

20) proprietatem. 21) Nulla etiam mulier de suis rebus in alium transferre quicquam potest, quod hoc dissensionis maritus omnino cogatur. 22) Postquam vir mulieri copulatur, tunc omnia ejus bona in suam accipit tutelam.

23) ideoque mulier nullam ei facere potest in suis mobilibus, vel proprietate donationem, ut per id post mortem ipsius a veris ejus heredibus alienetur.

24) Räumlich liegendes Gut, sowie auch der v. Burenbrand'sche Codex und der dortleber'sche Codex fäst: „ander gut“, haben: „liegendes gut.“ 25) Räumlich die Schuten, die er früher gemacht oder gehabt, bevor er seine zweite Frau nahm.

26) Nach anderer Lesart: „sinnreichen“, und nach der Lesart der ersten Handschriften: „sinnigut.“ 27) Gut. Sachsenspiegel I. Buch. 46. Cap. Göttinger'sche Ausgabe, S. 98. 28) So nach dem v. Uffenbach'schen Codex; der Text des Schiller

Schade ist, sie dessen niemand „überzugen““) (durch Eide der Zeugen überführen) mag (kann), ob (wenn) sie es kugnet. Wo es den Frauen zu dem Eide kommt, den sollen sie selbst thun, und nicht ihr Vormund“). Ihr Vormund soll auch „Gewer“ für sie „loben“ (geloben) und soll die leisten. Sie soll auch wider reiten, noch gehen, noch irgend eine Arbeit haben, „wan“ (außer) da man ihrer zu Noth bedürfe. Seine Vormundschaft (nämlich die Vormundschaft des Vormundes von Gerichts halber) währt nicht länger „wan untz“ (als bis) an ihren Mann, so er widerz kommt, oder so lange sie will. Nor jeglichem Richter nimmt sie wol Vormund und läßt jenen fahren. Das 58. Cap.: Ob ein frawe einen ungerathen man hat, fährt fort: Und ist, daß eine Frau einen Mann hat, der ungerathen ist, und will ihr ihr Gut ohne werden (veräußern), das ihr ihr Vater oder andere ihre Freunde (Blutsfründe) gegeben haben, sie mag es mit Recht wohl versprechen (widerprechen). Sie soll fahren (sich begeben) zu ihrem Richter, und des ersten einen Vormund nehmen, und soll ihr der helfen klagen, und mag (kann) sie das behaben (beweisen) mit der „Kundschaft“ (Zeugenaussage), daß er ungerathen ist und in der „Unsure“ (übeln Aufführung) ist, daß sie ihres Gutes vor ihm gefährdet hat, das soll sie dringen (beweisen) mit zwei Männern „zu, ir selbe“ (nebst ihr selbst); die sollen schwören, daß sie es (als) Wahres wissen. So soll der Richter geben seinen Boten ihrem Vormunde, und (sie) sollen auf das Gut fahren (sich begeben), und sollen sich dessen unterwinden. Und der ihr darnach „dehein“ (jemand ein) Leid daran thut, der ist Friedebrecher, das soll der Richter richten, also recht ist. Und ist das, daß er ihr ihre Morgengabe hin hat gegeben, so soll sie vor den Richter, und soll ihre Morgengabe „behaben“ (evidenz beweisen), also recht ist, und davor geschrieben ist, und soll der Richter sie auf ihre Morgengabe beschirmen, wie nämlich im 21. Capitel geschrieben ist und wie im Abschnitt Eidesleistung angegeben. Über den Anfang der Gewalt des Mannes über die Frau sagt der Sachsenspiegel I. Buch. 42. Art.: Wenn ein Kind zu seinen Jahren kommt, so muß es wol Vormund seines Weibes sein und dazu wissen es wil, und „san“ (selbst auch) „zu kampfē wart“ (zu Kampfe wehrt, d. h. auf einen Zweikampf hin), „wand“ (denn) als (sowie) es sich selbst muß verstehen (vertreten, vertheidigen), als (so auch) muß es seine Mündel wohl vertreten (vertreten). Aus dem Mundium des Mannes über

die Frau folgte, daß er sie züchtigen konnte. Sowie z. B. Eigtrid im Nibelungenliede thut, indem er Eriemund wegen üppiger, gegen Brunnhild ausgesessener, Reden zerblut, und Eriemund erkennt an, daß ihr Recht geschehen ist. Ein anderes Beispiel, wo einer Frau von ihrem Mann das Antlitz blutig geschlagen wird, bietet die Niallssaga Cap. 11; noch ein anderes, wie ein Mann seiner hartnäckigen Frau das Haupt abschlägt, Islands Landnámabók; doch war das nicht gesetzlich. Derselben, diese berechtigten die Frau, die Ehedingung zu verlangen, und sie erhielt dann das halbe bewegliche Vermögen. Für Todtschlag wurde nicht gehalten, wenn ein Ehemann oder Bräutigam die Ehebrecherin oder Verführte nebst dem Ehebrecher oder Verführer auf frischer That ertuschte. Wie die Germanen des Tacitus die Ehebrecherinnen betrachten, s. im Art. Eke, ähnlich wie das sechste bische Gesetz des Königs Waldemar, 2, 27, dem Ehemanne erlaubt, die Ehebrecherin in blosem Hemde und Mantel aus dem Hofe zu treiben. Abgesehen von Ehebruch, sagt das isländische Gesetz 2, 82: daß der, wer Frau und Kinder mit Stock und Rute schlägt, keinen Frieden breche. Die englischen Gesetze gestatten dem Ehemanne, die Frau mit einem Stock zu schlagen, der nicht stärker ist, als sein Daumen. Das Gedicht vom Zornbraten lehrt nachdrückliche Achtung widerpessiger Frauen. Germane Weiber bei den Rufen, welche noch unaufhörlich arbeiten müssen, sind überdies noch geduldet, sich die größten Mißhandlungen von ihnen gefallen zu lassen, und sind der Schläge so gewohnt, daß, wenn sie keine mehr erhalten, daraus schließen, der Mann liebe sie nicht mehr.

VIII. Frauenbeschäftigungen, Frauenarbeiten. Die natürlichste war das Selbstsäugen¹⁾ der Kinder, welches bei den Germanen zu des Tacitus Zeiten statthabte, jedoch dadurch Abänderung erlitt, daß die Vornehmen, Reichen, Mächtigen ihre Kinder ihren Jüngeren in Pflege thaten. Bei den Isländern werden die meisten Kinder entweder gar nicht, oder nur auf ganz kurze Zeit gesäugt, sondern mittels Säugbüchsen mit Kuhmilch ernährt²⁾. Aus diesem Nichtsäugen der Kinder ist wol die große Fruchtbarkeit der Isländerinnen zu erklären. Die Sitte des Nichtsäugens rührt wol theils von der Art der Lebensmittel, namentlich des Genußes der Eyre (aus Moßen bereiteter saurer Tranke), theils von dem Klima her, weil die Weiber, wenn sie den von dem Fischfange heimkehrenden Männern bei Auserwahrung der Fische beistehen, die jenen Kinder nicht wol mit in das Boot nehmen können. Da die Germanen des Tacitus, namentlich alle Starken, tapferen und kriegerischen Männer, wenn sie nicht mit Krieg oder Jagd beschäftigt waren, schliefen oder schmaussten, so war die Sorge für das Haus den Weibern und Greisen und jedem Schwachen aus der Familie übertragen³⁾. Doch waren wol auch in jenen Zeiten die Weiber der Germanen nicht so zu kastriren verabgewöhnt, wie bei den Slawen, namentlich den Russen und Ägyptern, bei welchen sie gezwungen sind, gleich Sklavin

(Thesaur. II, p. 39) lautet: das si von dem Mann besser recht haben, wosie der Fortleiter der Gede hat: vor dem manne.

2) Vergl. den Sachsenspiegel I. Buch. 45. Art.: „Megede.“ (Jungfrauen) und Weiber müssen Vormund haben an (bei) jeglicher Klage, durch das man si nicht verzeogen (außerordneter Gede verzeugen) mag (kann) finden, (was) sie vor Gerichte sprechen oder thun. Fomelina (Cod. Lips. 4, Virgine) et mulieres tutores habere debent in qualibet actione, ex eo, quod mulieribus potestas in testimonio esse non poterit superare. 3) Vergl. den Sachsenspiegel, I. Buch. Art. 46. d. h. Obi vero juramentum ab eis fieri debet de crimine, non tunc, sed persona iuret principalis (den deutschen Text, I. Buch. Art. 47, haben wir den Abschnitt Eidesleistung angeführt).

1) Tacitus, Germ. 20. 2) Dörreboom's Bericht über Nachrichten von Island S. 322, 323. 3) Tacitus, Germ. 15.

nen, da sie wie solche gekauft, anstatt der Männer zu arbeiten, während diese müßig in ihren Hütten liegen. Außer den übrigen Arbeiten des Felde und des Hauses verfertigen die ägyptischen Bäuerinnen Alles, was zur Bedeckung des Leibes und zum Haushath für die ganze Familie nöthig ist⁴⁾. Die eigentlichen weiblichen Arbeiten, als Spinnen, Weben, Nähen, wurden, muß man schließen, auch schon von den Weibern der Germanen des Tacitus⁵⁾ geübt, da sie die Leinwand zu den Kleidern, die sie trugen, wol nicht durch den Handel erhielten, sondern wahrscheinlich selbst verfertigten⁶⁾. Des Tacitus consue (nämlich amictus) purpura variant ist in der Auslegung zweifelhaft, nämlich wird von den Einen durch Befestigung mit Purpurstreifen⁷⁾, oder durch Durchwebung mit Purpur⁸⁾ erklärt, von Andern so genommen, daß die teuthischen Frauen verstanden, die Leinwand purpurroth zu färben⁹⁾. Wenigstens wird von Plinius als eine Erfindung Gallien eine aus Zalg und Aische, am besten aus Buchenasthe und Liegentalg, bereitete Seife zum Röthlichfärben der Haare angegeben. Beide Arten von Seife, nämlich die dicke und die flüssige, waren bei den Germanen in Gebrauch, doch mehr bei den Männern, als bei den Frauen¹⁰⁾. Wahrscheinlich wandten die teuthischen Frauen auch einen Pflanzenstoff an, um die Streifen Leinwand, welche sie zur Verzierung ihrer Kleider brauchen wollten, roth zu färben, und besetzten mit diesen Streifen entweder die Kleider, oder legten diese Streifen bei Fertigung der Kleider ein. Nach Plinius¹¹⁾ hätten die Teuthen auch die Leinweber von den Galliern gelernt. Er sagt, wo er von dem Flach und der Leinwand handelt: Die Cadurci, Caleti, Ruteni, Bituriges und die für die letzten der Menschen gehaltenen Morini, ja ganz Gallien¹²⁾ weben Gewebe; jetzt auch die überflüssigen Heinde, und ihre Weiber kennen kein anderes schöneres Kleid. Er denkt sich aber die Gallier als aborigines; aber beide, sowohl die Gallier als Germanen, können die Kunst des Webens, als sie in Europa einwanderten, bereits mit aus Asien gebracht haben. Leinwand findet man zuweilen in den heidnischen Gräbern¹³⁾, woraus hervorgeht, wie sie geschätzt war. Nicht bloß die Dienstweiber, welchen vornehmlich auch das Waschen, wie in der Geburt veranschaulicht wird, oblag, und die jüdisch-sittlichen Weiber spannen und webten für ihre Herren, oder rüchlich für die Kirche¹⁴⁾, sondern auch hohe Personen. Daher das Sprüchwort: „Als Wertha spann.“ Karl der Große ließ seine Töchter

fleißig zum Spinnen und Weben anhalten. Die silberne Spinne Ludwig's, der Tochter des Kaisers Otto des Großen, der Witwe des Herzogs Konrad von Schwaben, welche auch dadurch bekannt ist, daß sie verleumdet ihre Unschuld durch einen Kämpfer¹⁵⁾ erhärten ließ, wurde, als sie 959 starb, zu ihrem Andenken in der St. Albans-Kirche zu Mainz aufgebahrt¹⁶⁾. Ueberhaupt wurden die Mädchen vor und in der Ritterszeit von ihren Pfliegerinnen im Nähen, Spinnen, Weben und Kleidermachen unterrichtet¹⁷⁾, während die Knaben, sobald sie das zarte Kindestalter verlassen, nicht mehr von Frauen, sondern von Mannspersonen erzoget wurden. Der Geist des weiblichen Kunstfleißes, zu dessen Ergebnissen als die ausgezeichnetsten, bildliche Darstellung enthaltende Teppiche und Tapeten¹⁸⁾ gehörten, erhielt sich durch das ganze Mittelalter¹⁹⁾. Außer den Webarbeiten sind vornehmlich auch noch die Stiefereien und Seidenarbeiten zu nennen²⁰⁾, und darunter namentlich die Rittersgürtel mit gestickten Gestalten und Borten²¹⁾. Ueberhaupt lag den Frauen die Sorge für die Kleider der Männer ob, und diese empfangen sie aus ihren Händen²²⁾. Unter die Beschäftigungen der Frauen und der Hofräuinen gehörte ferner das Entwaffnen, Aus²³⁾ und Wiederanfeilen der ritterlichen Gasse und das Nähen und Weben derselben bei Aische, worüber die Rittersgedichte viele Stellen enthalten²⁴⁾. Ihre übrige Zeit brachten die Frauen mit Theilnahme an der Jagd, vornehmlich der Falknerei²⁵⁾, und den Ritterspielen, auf welchen sie als Friederthelminnen glänzten, mit Tansen und andern Lustbarkeiten und Blumenpflücken²⁶⁾ hin. Im Zwein (im französischen J. 5523, im teuthischen 6430) ließ ein Füräulein ihren Ältern „un roman“ vor. Endlich führten Frauenzimmer die schriftstellerische Feder²⁷⁾, aber vorzüglich nur im Kloster; unter ihnen ist besonders die berühmteste. Das Besuchen der Kirche übten die Frauenspersonen aller Stände eifrig. Manche wollten auch die Kirche reformiren helfen²⁸⁾.

15) Außer durch Kämpfer thaten Frauenspersonen dieses auch häufig durch die Feuerprobe. 16) Dithmarscher Merzburg, Chron. Wogmer, p. 42. 17) Cressel, Antiq. Germ. potius. Septentr. Select. p. 131. 18) Das Röcher f. in den Antiken Tapeten und Teppiche im Mittelalter, und einsteinen Fische a. d. 1. Bd. S. 12—18. 19) f. denselben 4. Bd. S. 225, 226, wo die Wichtigkeit der samstlichen Frauennimmer insbesondere ge- schiedert wird. 20) f. denselben 1. Bd. S. 19—22. 21) Sals- sching, Mittelalt. und Ritterwesen. 1. Bd. S. 188. 22) f. denselben 1. Bd. S. 23—27 und den Art. Kleidungs im Mittelalter, welcher auch insbesondere über die Frauenklei- dung im Mittelalter handelt wch. 23) Vornehmlich das Nähen des Ritters in den Red durch eine Jungfrau (Hofrätin) im Wälsche f. 687 ff. 24) f. mehr derselben bei Wilsing f. 1. Bd. S. 133, 230, 240. 25) f. B. Maria von Wun- genb. 1. Bd. S. 311. 26) f. B. das Vieh: Ja wolde ich an die wiesen gen, flores adunare dei Dezen, Wils. II. S. 205, 206. In einer norðischen Sage wird erzählt, wie Tronungimner in den Windweib (d. h. von Waldgeistern so) kommen. 27) f. den Art. Schriftstellerinnen. 28) Im Mittelalter kommen Hei- liche vor, daß Mägdern und Frauen als Erzieherinnen (f. B. Art.) verwendet wurden sind. Am Anfang des Mittelalters waren viele in die Klöster der großen Kirchenverordnungen sammelt. Unter den Prinzessinnen, die den Klöster nicht verlassen wollten, fuh-

4) Xet, Historisches Gemälde der Sage und des Aufstandes der weiblichen Geschlechter S. 82. 5) Germ. 17. 6) Gibbon, The History of the decline and fall of the Roman Empire. I. Vol. Chap. 9. Sec. Ed. (Lond. 1774). p. 293. 7) Her- 109, Bericht einer allgemeinen Geschichte der Cultur der teuthischen Nation S. 195. 8) Klemm, Handbuch der germanischen Alterthums- kunde S. 55. 9) H. N. L. Lib. XXVIII. Cap. 51. 10) Plinius, H. N. Lib. XXVIII. Cap. 51. 11) Tacitus, Germ. 17. 12) Tacitus, Germ. 17. 13) H. N. Lib. XXVIII. Cap. 51. 14) Tacitus, Germ. 17. 15) f. B. die Geschichte der Kirche. 16) f. B. die Geschichte der Kirche. 17) f. B. die Geschichte der Kirche. 18) f. B. die Geschichte der Kirche. 19) f. B. die Geschichte der Kirche. 20) f. B. die Geschichte der Kirche. 21) f. B. die Geschichte der Kirche. 22) f. B. die Geschichte der Kirche. 23) f. B. die Geschichte der Kirche. 24) f. B. die Geschichte der Kirche. 25) f. B. die Geschichte der Kirche. 26) f. B. die Geschichte der Kirche. 27) f. B. die Geschichte der Kirche. 28) f. B. die Geschichte der Kirche.

IX. Frauenfriede, hieß die geistliche Sicherheit, vermög deren die Frauenzimmer, verheirathete oder unverheirathete, vor aller Gewalt Schutz hatten¹⁾. Vornehmlich war der Frauenfriede bei Erstürmung von Städten. So erzählt Anas Solvius²⁾, das Städtchen „Graueburg“³⁾ habe der Markgraf Albert von Brandenburg mit vieler Gewalt besümmet; endlich sei es einge- nommen und geplündert worden, und fährt fort: foemi- nus nulla vis illata; nam id apud Teutones pro in- expiabili scelere habetur. Bei den geistlichen Bestim- mungen kommt der Frauenfriede im Betreff der schwang- ren Frauen z. B. im fränkischen Landrechte Art. 23 auf folgende Weise vor: Woli (welcher) eine Frouwe be- sehtet, ofte qualik handlet (mißhandelt) de mit Kinde iss, so dat de ein tod Kind thor Warrelt bringet, oft dat de Moder mit dem Kinde doet blift, so sind dat twee Todtschlaege, dat sehall men alle dobbelt boeten ende beteren, und gelden elk be- sundern. Und vor den fränkischen Fiede 12 Mark. Mit dem Frauenfriede steht im Zusammenhang der al- tertümliche Gebrauch, welchen die Einwohner der Ge- gend von Bares in Bigorre bewahrt haben, daß jeder zu einem Weibe flüchtende Verbrecher begnadigt werden muß⁴⁾. Wolfram von Eschenbach singt im Parzival⁵⁾: Kaylet, der è was komu, saz der kunigin under ir mandels ort: hiez im sprach si disiu wort: „Sag an, ist dir iut mör geschehen? ich hân slægo an dir gesehen.“ Do begreiff im die gebiure sine quashiure mit ir liden handen wîz, an den lac der gotes sliz. Dô was im gamesieret und sêro zequngheriet hîusel, kinne, und an der nasen u. f. w. Nach der Sage von dem Sängerkriege auf der Wartburg flüchtete Heinrich von Osterreich unter den Mantel der Landgräfin Sophia. Grienhild deckt im Ro- sengartenliede ihren Schutler über den von Dietrich über- wundenen Sigfrid. Reinmar von Zweter⁶⁾ singt: Kûh (kûbe) ein wol zu frouwen man solt in durch ir liebe lazen leben.

X. Frauen der Ritterzeit¹⁾. Vor der Blüthe der Ritterzeit, und vor dieser überhaupt, wurden Mädchen

von vornehmer Geburt sehr häufig in den Nonnenstörern er- zogen und blieben daselbst, bis sie heiratheten. Durch diese Erziehung wurden sie zu frommer Andacht gewöhnt und lernten auch etwas lateinisch²⁾. In der Blüthe der Ritterzeit wurden zwar auch noch viele Mädchen theils zur Erziehung, theils um sie vor Entführung zu sichern, in die Klöster einzuweihen gelassen. Da letzteres aber die Klöster der Burgen noch sicherer gestatteten, so wurden die Mäd- chen noch häufiger an den Höfen der Fürsten erzogen, und erscheinen in den Rittergedichten an vielen Stellen in großer Zahl als Jungfrauen (pucelles), und waren das, was später Hofjünglein genannt ward. An den Höfen der Fürsten hatten sie eine vortreffliche Schule der feinen Lebensart, aber sahen und hörten auch schon in ihrer Ju- gend, was sie nicht zu tugendhaften Hausfrauen machte, sondern bewirkte, daß sie mehr den Regeln der Galanterie, als dem strengen Sittengeetze huldigten. Doch weil sie Männer haben mußten, bevor sie eine freiere Lebens- weise führen konnten, ließen sie die besorgten Ältern und Erzieherinnen nicht an guten Lehren fehlen. So z. B. gibt der Ritter de la Cour in dem Unterrichte an seine Töchter ihnen die Lehren, daß sie ein geselliges, sanftes, sich stets gleichbleibendes Betragen annehmen; nicht schwa- chsinnig, sondern klug in Antworten, nicht flatterhaft, nicht zornig, nicht eitel sein, eine Sache nicht obenhin betrach- ten, und weniger aus sich selbst, als sie wirklich wägen, machen sollten, indem manche ihre Aussichten auf Ver- mählungen deshalb verloren haben, weil sie allzu viel scheinen wollten. In der Winsbeckin³⁾, einem Spruch- bîrd in Gesprochform⁴⁾, läßt der unbekante Verfasser eine Mutter ihrer Tochter, welche schon sehr gut unter- richtet und erzogen dargestellt wird, Lehren über Eherebie- tung, Schwandastigkeit, sitzames Betragen, Mäßigkeit, und daß den weisen Worten weise Werke entsprechen müß- sen u. f. w. geben. Am weitläufigsten verbreiten sich die Gesproche bîder über Minne und Nothwendigkeit der Treue und die Unbeständigkeit der Männer, vor welcher sich die Frauen zu hüten haben, wobei das Spruchwort der Männer: wir haben kurzen muot da bi doch alle lauges, zwar als auf viele Weiber passend zugefallen, aber auf die Männer, die auch unbeständig seien, retor- quirt wird. Das früheste und liebste Spielwerk waren auch den Mädchen der Ritterzeit die Leuten⁵⁾ oder Pupp-

ren wie Balthesime Caroline an; s. Buchholz, Brandenburgische Geschichte III. S. 496.

1) Datin, Geschichte des Reiches Schweden, aus dem Schwed- ischen übersetzt durch J. Bengtskierma und J. G. Dahnert. I. 23. S. 184, wo er von dem fränkischen Frieden handelt, dessen Bedeutung für Odoenk ausfinden woz: 1) Hausfriede, den ein jeder in seinem Hause haben mußte; 2) Weirufriede; 3) Weirufriede, vermittelst dessen ein jeder den Gerichten und gerichtlichen Versammlungen beizutreten, hin- und zurückgehen konnte, ohne Furcht, überfallen zu werden. 4) Frieze kam in den päpstlichen Zeiten noch 4. der Kirchenfrieze. 5) De dictis Alphonso R. Lib. III. Cap. 40. 3) Eiferberg. 4) Bîdier, Bergessien S. 892. 5) Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 562. 6) Aus- gabe von Bachmann S. 52. 6) Ransse'sche Sammlung. I. Bd. S. 152 b.

1) 1546, Mittelzeit und Ritterzeiten. 2. Abth. (2. Bd. S. 63—154), vornehmlich nach dem, was Ramlisch aus den Ge- schichten des Mittelalters auf die Frauen Deutschlands Bezügliches zu- sammengestellt hat.

2) Doch geschah dieses auch außerhalb der Klöster. So z. B. lies Hedwig, die Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern, welche als Braut des Königs Christian von Preussen durch die von ihm geschickten Botschaften griechisch gelernt hatte, und als sie ihm ver- mählte, lateinisch lernte, und den Herzog Burkard von Schwaben gebräutet gehabt hatte und als Witwe desselben in Rheinpfalz lebte, datin den Rîchz Affkard von St. Gallen als Lehrer kom- men. Ekkehard IV. Casus 8. Gall. Cap. 10 ap. Periz. Mon- num. Germ. Histor. T. II. p. 123. Das Beispiel, den Mädchen geistliche Erziehung zu ertheilen, hatte vorzüglich Karl der Große gegeben; s. Eginhart, Vita Caroli Cap. 19. Doch war diese Er- ziehung nicht einseitig, da er seine Töchter auch zugleich zu weib- lichen Arbeiten gewöhnen ließ. 3) Herausgegeben von Fioland, Paracost, veter. und darnach bei Schiller, Thes. T. II. p. 43—55, und in der Ransse'schen Sammlung. 2. Abth. 4) Weirufriede. 5) s. die Nachweisungen hierüber und über das Folgende bei B. d. f. sing a. d. S. 60—138.

pen, während dem Knaben das Heßte der Sperber war. Hierauf folgte die Theilnahme der Mädchen an den Geschäften der Mütter, als Weben, Verfertigen der Kleider für beide Geschlechter, oder in vornehmen Häusern wenigstens das Aufschneiden derselben. Gestift wurden von Frauenhänden kirchliche Gewänder, Teppiche, Fahnen, Prunkdecken über Kasse u. s. w. Als Krone aller Ergebenheiten ward ein Reichenzang von Jünglingen und Jungfrauen im Mal im Freien angesehen⁶⁾. Der Hauptzang überhaupt war der teutsche, nämlich zw zwischen zwei Frauenpersonen ein Ritter tanzte. Frauentänze wurden die Lieder genannt, welche zu Tanzweisen gebichtet und bei den Tängen von beiden Geschlechtern gesungen wurden, weshalb die Mädchen es liebten, wenn sie von einem Jünglinge sagen konnten: seine Stimme jieret wol den Tanz. Der Tanz ward von Mädchen und Frauen hauptsächlich wegen Anknüpfung von Liebesintrigen geliebt. Außerdem dienten Liebesboten und Liebesbriefe, vornehmlich in Liebesform, s. Minnelieder und Minnesänger. In das Liebesgeheimnis ward der Wächter des Wartturms eingeweiht, wie die Art Minnelieder veranschaulichen, welche Wächterlieder heißen. Die Ringe waren als die besten Liebespfänder in großen Ehren. Um Liebhaber anzuziehen, nahmen die Frauen auch zum Schminken ihre Zuflucht, aber nicht alle; der Dichter des Minneliedes 3. 6429 singt: *Geeschet vronn varwe* (Frauensfarbe) vil lützel man da vant; si truogen wol ir houbeta von golde lichteit hant, daz waren schapel riche, daz in ir choene har zesuorten niht di vunde. Das größte Entzücken einer Frau war, wenn sie als Preisrichterin auf dem Turniere⁷⁾ ihrem geliebten Ritter den Preis erteilen konnte. Bei den Turnieren erschienen beide Geschlechter in der größten Pracht⁸⁾; jedoch fehlte diese zu Hause auch nicht. Die Frauen hielten Standes lassen in ihren Gemächern auf Stühlen, die mit künstlichen Matragen überdeckt waren, oder lagen auf mit seidenen Decken, kostlichen Polstern und Kissen, in welche Witter mit Gold gewebt waren, belegten Kuckbetten⁹⁾. Auf Kissen ritten die Frauen und Mädchen auf Pferden, welche mit Eelfeinen gezierde Zäume und Schemel (Kraummattel), die vergollet und glänzende Decken hatten, trugen¹⁰⁾. Auf die Selter, wie die Art Reitsperde trugen, welche die Frauen ritten, und von denselben wurden sie durch die Ritter gehoben, wobei zugleich bisweilen eine Art von kleinen eisernen Schemeln ange-

wandt wurde. Berthe und vornehme Gäste mußten die Frau vom Hause und ihre Tochter mit einem Kufe empfangen. Außer der Unterhaltung, welche die Menschen den Menschen gewährten, oder wie es in den *Nawamal* heißt: macher er manns gaman, der Mensch ist des Menschen Ergötze, hatten die Frauen auch Eittide (*Papagenen*) in gläsernen Käfigen, wie Kristall von Samie singt: Ich wolte das der unger sprechen sollte, als der Sytich in dem glas u. s. w.¹¹⁾; und wer nicht so vermögend war, seiner Herrin einen so theuren Vogel zu kaufen, mußte zu einem sprechenden Staate betastet werden¹²⁾. Auch spielten Schöpfbüchchen schon eine Rolle¹³⁾.

XL. Frauentienst (galante Frauenverehrung). Ulrich von Eichenstein¹⁴⁾ sagt: „Von einer hörte ich, deren Lob sich die Besten im Lande angenommen hatten, und an der man die meiste Tugend fand; sie war von hoher Art geboren, schön und gut, keusch und rein, sie war in allen Tugenden vollkommen. Dieser Frauen Knecht war ich beinahe bis in das fünfte Jahr. Da sprach mein Herz zu mir: Guter Freund, Geselle, wilst du dich einer Frau zu eigen geben, so muß es diese sein, denn sie ist alles Wunders frei. — Ich folge dir; doch ist es und denken zu viel, daß wir um den Solt¹⁵⁾ diehen, den man von Frauen holt; denn sie ist zu hoch geboren, drum mögen wir beide wol unsern Dienst verlieren.“ Ditmar von Horned sagt bei Beschreibung der Feier der Vermählung Anna's von Habsburg mit Hermann von Brandenburg im Betreff des ritterlichen Diensts auf dem Ader: Um die (nämlich die Frauen) ja alles geschieht, was man die Mannen sieht ringen nach Preis. In dem alten französischen Gedichte: *Les vœux du Paon*, wird erzählt, daß die Frauen einen der wackersten Ritter aus der Gesellschaft erwählt hätten, um in seiner Gesellschaft demjenigen Ritter, welchen dieser für den tapfersten halten würde, den Pau zu überreichen. Der von den Frauen hierzu erwählte Ritter setzte die Schlüssel demjenigen vor, welcher nach seiner Überzeugung den Vorzug verdiente¹⁶⁾ u. s. w. Die galante Frauenverehrung verlor alles Natürliche durch die *Minnehöfe*¹⁷⁾ (s. diesen Art.), artete in Spielerei und Spitzfindigkeit aus, und veranfauchlichte zugleich das größte Sittenverderben. Daher finden wir die Liebesgerichte nicht in Teutschland. Walther von der Vogelweide, der viele Ländersitten gesehen und aufmerksam beobachtet, sagt, daß die teutschen Frauen den Engeln gleichen, und fordert deshalb

6) Noch freier ging es bei den Tängen der Bauernmädchen her; s. die Beschreibung bei Böhling a. a. O. S. 73. 7) Über die Preisvertheilung auf den Turnieren durch die Frauen s. den Art. Turniere. Hier bemerken wir nur, daß dieselben hauptsächlich der Frauen wegen angestellt wurden, damit die Ritter ihre Kampfschicklichkeit vor ihnen zeigen könnten. Ein Beispiel, wie dabei die Gierigkeit ausbrach, s. in der *Ältern. Gesch.* v. B. u. S. 1. Sec. 45. Abt. S. 313. 8) Wie die Ritterfrauen sich getragen, s. in den Art. Kleidung. 9) Abzucht Frauentelbhang im Mittelalter; und Tracht, Abzucht Frauentracht, welcher im Betreff der zu weichen Bedeckung der Hüften in manchen Zeiten Veranlassung zu Klagen über Sittenerfall gab. Über die Art, das Haar zu tragen und zu pfeilen, s. den Art. Kopfputz. 10) Ritterschwingen s. 1421. 7331. 11) Doffelbe 3. 2204.

11) s. Proben der alten schwedischen Poesie. S. 33. 35. 12) f. Böhling a. a. O. S. 40, nach Heinrich von Wernicke. 13) f. s. u. im *Wagel* 3. 2204 fg., die Erzählung von dem Braeklein (kleinen Brauten).

14) Frauentienst, um das 3. 1946 verfaßt, bearbeitet von L. Tiedt. (Zutgart und Adingen 1812) S. 2. 15) Kaiser Maximilian war der ebenso geistreiche Ausdruck Minnehöfe s. s. u. Die zehn Gebote der Minne, ein Gedicht aus der letzten Hälfte des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrh., bei Doeder, *Wörter* 2. B. S. 173. 16) Böhling, *Ritterspiele und Witteren*. 1. B. S. 158. 159. 17) f. G. v. A. v. Artin; *Ausprüche der Minnegerichte*. (München 1803.) (G. v. J. Spangenberg) Die Minnehöfe des Mittelalters und Anschuldigungen oder Ausprüche. (Leipzig 1821.)

auf: Wer Tugend und reine Minne sucht, der soll kommen in unser Land. Doch gibt dies freilich nur vergleichungsweise zu dem Auflande und im Betreff seiner Zeit; denn Ulrich von Eichenstein befragt in seinem „Frauenduch“) die Eitelnothwendig, die unter Frauen und Männern eingeissen.

XII. Göttliche Verehrung von Frauen. Die göttliche Frauenverehrung könnte nach auch Frauendienst nach Analogie des Ausdrucks Gottesdienst nennen. Da aber das Wort Frauendienst schon seine bekannte Anwendung für galante Frauenverehrung gefunden hat, so brauchen wir dasselbe als Überschrift für den Abschnitt, von dem hier handelt. Die göttliche Frauenverehrung entspringt weber aus dem Geschlechtstriebe, noch auch aus Schmeichelei, sondern geschah dem Verstande der Frauen zu Ehren. Bewährten sich die Vorlesungen einer Seherin, so ward sie göttlich verehrt, worüber wir im Art. Orakel bei den keltischen, germanischen, finnischen und slavischen Völkern das Nähere angegeben haben), wozu noch hinzuzufügen, daß sowohl die Träume der Frauenzimmer, als ihre Auslegung derselben und der Träume Anderer eine große Rolle spielen), welche um so größer war, je größer der Weissagungsgeist des Frauenzimmers sich herausstellte). Den Gegensatz zu der göttlichen Verehrung der Frauen machte die Verfolgung der Heren, von welchen man hauptsächlich glaubte, daß sie einen lebenden Menschen essen könnten), weshalb man diejenigen, welche das Unglück hatten, ihr Heren gehalten zu werden, entweder zu verzehren oder zu verbrennen pflegte). Bis vor wenigen Jahren behauptete sich auf der Insel Man der Glaube, daß Heren Kinder Anderer kosteten und dagegen ihre fränklichen Kinder zurückließen.

5) Herausgegeben von R. Lachmann, mit historischen Anmerkungen von Th. v. Karajan. (Berlin 1841.)

1) J. Allgem. Encycl. d. W. u. K. 3. Sect. 4. 2b. S. 330—347. 372, wo von einer polnischen Seherin im J. 1289 gekniet wird. 2) L. J. B. Brot af Brynhildr. Quitho 1289. Etr. 16, große Ausgabe der Edda Saemundar. 2. 27. S. 253; Quitho Guthrúnar Kithadottir in Annar Etr. 38—44, ebenfalls S. 319—323; Wölunga-Saga Cap. 42, bei Gr. u. b. Hagen, Altnordische Sagen S. 93. 94; Atlamal in Fennlenzke Etr. 15—25, große Ausgabe der Edda Saemundar. 2. 27. S. 425—432; Bergi Wölunga-Saga Cap. 43 a. a. D. S. 97; Ríðulsnjótt S. 51—75, v. b. Hagen'sche Ausgabe von 1816. S. 4. 5. Bergi Wölunga-Saga Cap. 34. 34 a. a. D. S. 65—68; Ríðulsnjótt S. 3697—3712 a. a. D. S. 98; 3. 6049—6055. S. 108; Grundriß von der Brunnenschicht bei Guremson, Sven Riks Konungars Historie p. 36 seq.; Saxo Grammaticus, Histor. Dan. Lib. I. Ausgar von Stephanus, p. 18—27; Lib. IX. p. 179, 180, wo Gregor's Traum in der Brautnacht erzählt ist. Sage verwandt mit den Träumen in der Brautnacht sind die Träume der schwangeren Gebärenden, s. J. B. der Traum, welchen die Gattin der Mutter des Königs Odoakar den Römern, als sie mit ihm schwanger ging, auftricht; s. Chron. Colmariens. p. II. bei Grutius, Scripti. Rer. Germ. Tom. II. pag. 41. 3) Georgii Struculoni's Wölfrice (Heimkränze), überf. von Ferd. Wächter, 1. Bd. S. 142. 143, wo von den Träumen Königin's, welche weiß (d. h. weissagend) an Geist war, gehandelt wird. 4) Pactus Legis Salicae Tit. LXVII. 5) Capitulatio de Partibus Saxoniae Cap. VI, wo der Todesst. auf Verwundung oder Verwundung einer Frau gesetzt ist. J. Encycl. 1. Bd. u. 2. Erst Section. XLVIII.

Im J. 1843 ward daselbst noch eine Hexe processirt). Der Gegensatz der göttlichen Verehrung der Frauen zu der Verfolgung der Heren in der Menschewelt wird in der Götterwelt durch den Gegensatz der Göttinnen zu den weiblichen Dämonen, oder mit andern Worten, den bösen, zauberkräftigen, weiblichen Geistern, welche im Nordischen Gygor hießen, abgepiegelt. (Ferd. Wächter.)

FRAÜENADERN oder Rosenadern (Vena sapientiae), heißen die Stämme der oberflächlichen oder der Hautvenen an den untern Extremitäten. Man unterscheidet eine große und eine kleine. Jene verläuft vom Fußrücken aus, vor dem innern Knöchel weg, an der Innenseite des Unterschenkels, des Knies und des Oberschenkels in die Höhe und senkt sich unterhalb der Knie in die Schenkelvene; diese kommt ebenfalls vom Fußrücken, geht hinter dem äußern Knöchel weg, steigt auf der Hinterseite des Unterschenkels zur Kniekehle in die Höhe und senkt sich hier in die Kniekehle. (F. W. Theile.)

FRAÜEN-AURACH, früher Unter-Aurach, Rieder-Aurach genannt, wurde den 5. Juni und 11. Sept. 1271 durch den Erben Herzogen von Grindelach, nach der Abtretung des Bodens durch den Bischof Berthold von Bamberg, wie des Patronatsrechtes der Kirche durch das Domecapitel daselbst, zu einem Nonnenkloster vom Predigerorden gestiftet und in der folgenden Zeit durch benachbarte Adelige sowohl als gemeine Leute mit Gütern und Einkommen versehen. Zur Vermehrung derselben trug auch der Burggraf Friedrich von Nürnberg 1582, mehrere Glieder der gräflichen Familie von Hohenlohe, v. Hohenberg, v. Schüsselberg, v. Aurach, v. Meienthal, v. Wildberg, v. Glosstein, besonders Heinrich von Auer, genannt der Vogler, Berthold Hugo, Heinrich von Stolzrode, Heinrich von Berg, Berthold von Dachsbach und Andere noch bei. In der folgenden Zeit wurde der Vermögensstand theils durch den Eintritt älterer Nonnen, theils durch Vermögenszunehme und Geschenke ihrer Ältern und anderer Familien erhöht. Die erste Priorin, Anna Dietrichin, eine hochtugendhafte und verständige Hirtentochter, wurde durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg gegen die Anfeindung der adelichen Nonnen, besonders der Seidenbofschen Familie, 1276 gestiftet und bekräftigt. Ihre 15 Nachfolgerinnen waren theils adelichen, theils bürgerlichen Ursprungs. In der letzten Hälfte des 15. Jahrh. wurde der Wohlstand des Klosters theils durch äußere, theils durch innere Veranlassung sehr erschüttert, und das Betragen der Nonnen im Anfang des 16. Jahrh. so unflüchtig, daß der Ordensprovincial, Rathias Hankel, bei der Visitation des Klosters mehrere strenge Maßregeln auflegte, gegen welche die Nonnen den Schutz des Markgrafen in Anspruch nahmen und erhielten. Während des Auftrubs der Bauern, 1525, flüchteten sie sich in das Katharinalkloster zu Nürnberg, nach ihrer Rückkehr aber wurden sie im J. 1530 ordentlich, die Einkünfte des Klosters nur im Namen des Markgrafen Georg zu empfangen und keine Novizen mehr aufzunehmen. Durch

6) Jos. Train, Account of the Isle of Man; vergl. Blätter für literarische Unterhaltung. 1848. Nr. 96. S. 384.

diese Beschränkung verlor sich das Ansehen der Rotten in der Umgebung und ihr Eifer für gute Haushaltung und kaiserliche Zucht allmählig so sehr, daß der Markgraf Albrecht Kleinschloß zur Anstellung derselben gegen geringen Lebensunterhalt veranlaßt wurde, welche 1550 erfolgte. Die kaiserlichen Güter wurden theils verkauft, theils zu den Staatsdomänen gezogen. (Jaeck.)

FRAUENBACH, ungar. Nagy-Bánya und Asszony-Oatak, latin. Rivulus Dominarum, slav. Welka-Banya, eine königl. Frei- und Bergstadt (47° 37' 45" nördl. Br., 41° 14' 45" östl. L. von Ferro), mit einem nach ihr benannten Bezirke (Gerichtsstube, Processus) der stadtärztl. Gelpenschaft im Kreise jenseit der Theiß Dberungarns, der einen Flächenraum von 31,000 Meilen umfaßt und in seinem Umfange eine königliche Freistadt, sechs Marktflecken, 58 Dörfer und ein Präbium zählt. Die königliche Freistadt liegt in gebirgiger Umgegend, zählt 371 Häuser, über 5000 Einwohner, davon die größte Hälfte sich zur katholischen Kirche bekennt, die übrigen Lutheraner sind; in ihr findet sich ein königliches Raths- und Bergoberinspectorat; ein Districtualberggericht; ein königliches Münzamt und eine Münze mit dem Buchstaben N aus den von ihr geprägten Münzen; ein katholisches Gymnasium; eine Normal- und eine Mädchenschule; ein Salz- und ein Postamt; eine Minoritenkloster; eine schöne, der heiligen Dreifaltigkeit geweihte, katholische und die Minoritenkirche; eine griechische Kirche; ein Bethaus der Evangelischen augsburgischer und einer reformirter Confession. In der Nähe der Stadt sind reiche Gold-, Silber- und Bleibergwerke, mehrere Schmelzhütten, Stempelmühlen, große Kalksteinwäldungen, ein Sauerbrunnen, eine Pulvermühle und Hochöfen. Der Handel mit Korn, Öle und groben Bauernpeizen (Guba genannt), die hier verfertigt werden, ist nicht unbedeutend. Die Stadt bestand schon im 12. Jahrh. und wurde im J. 1142 zur Zeit Königs Geysa II. schon erweitert und durch schäpische Colonisten bevölkert; im J. 1347 durch König Ludwig I. mit mancherlei Freiheiten und Privilegien versehen. (G. F. Schreiner.)

FRAUENBURG, 1) eine Steuergemeinde des Bezirkes Witten im bruder Kreise der obern Steiermark, die einen Flächeninhalt von 3637 Joch umfaßt, deren Oberfläche durchaus gebirgig ist, viele Alpen mit starkem Viehauftrieb enthält und aus zwei Dörfern besteht. 2) Eine zur Steuergemeinde gleiches Namens gehörige Dörfschaft mit 23 Häusern, die sehr zerstreut liegen, einem eigenen

Pfarrvicariate, genannt Maria Kefkogel, wohn die ganze Steuergemeinde eingepfarrt und eingeschult ist; einer häufig besuchten Wallfahrtskirche, die eine der schönsten Kirchen des Landes ist und auf einem grünbewaldeten Bergfegels ganz einsam hoch über dem Markthale liegt und mancherlei gute Bithuaurarbeiten enthält, nebst einer trefflichen Orgel, einer Schule, einem Armeninstitute und dem Rennfelde, einem der höchsten Berge der Umgegend, von dem man sich einer weitreichenden Aussicht in das Mark- und Murthal erfreut und eins der imposantesten Gebirgs-panoramen überseht. 3) Ein Berg gleiches Namens, der zur Gemeinde Frauenberg gehört und dem Angererkogel benachbart ist. (G. F. Schreiner.)

FRAUENBERG, ein Wallfahrtsort, auf dem Berge Rankweil gelegen, im bregener Kreise des Bezirkes Berge, mit einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Die Kirche ist der Erinnerung an die Heimsuchung Mariä geweiht und gehört zum Defanate vom Feldkirchen. (G. F. Schreiner.)

FRAUENBREITUNGEN, fünf Stunden von Weiningen an der Berra abwärts, da, wo sich von Rechts her die Druse mit dem Fluße vereinigt, liegen im anmuthigen Wiesengrunde drei Orte des Hauptnamens Weiningen, doch durch Benamen unterschieden. Rechts das bethische Herrenbreitungen mit dem Schlosse Burgbreitungen — links, im Unterlande des Herzogthums Sachsen-Weiningen-Hildburghausen, Dorf oder Fleden Frauenbreitungen, abwärts auf dem rechten Ufer das meiningische Dorf Altenbreitungen. Frauenbreitungen hat gegen 90 Häuser und 600 Einwohner, die sich zum Theil mit Tabakspinnerei beschäftigen, eine Pfarrkirche, ein Kammer- und ein Rittergut. Früher war Frauenbreitungen der Sitz eines eigenen Amtes, mit gegen 3000 Einwohnern. Im alten Grafselbe gelegen, war es zur salschen Zeit öfter Aufenthalt der Könige, daher auch Königsbreitungen genannt; im J. 1170 wurde hier ein Nonnenkloster, Augustinerordens und vom Stifte Hersfeld abhängig, gegründet; daher der neuere Name. (Daniel.)

FRAUENBURG, 1) ein Bezirk im jübubergischen Kreise der obern Steiermark, dessen Flächenraum 24,708 niederösterreichische Joch, mit einer Bevölkerung von 3553 Seelen umfaßt; die Einwohner sind in einem Markte und 14 Dörfern vertheilt, welche 670 Häuser bewohnen. Die Oberfläche ist sehr gebirgig (das Gebirge erhebt sich an der südlichen Grenze desselben sogar zur Höhe des Hochgebirges), wird von der Mur und einigen ihrer Nebenflüsse durchschnitten; von der sogenannten italienischen Straße durchschnitten und von ein Paar Bezirksstraßen durchkreuzt. Das Klima dieses Bezirkes ist nicht sehr rau und namentlich im Murthale angenehm, und nur da, wo Alpen und höhere Berge in der Nähe sind, wird die Temperatur bedeutend herabgesetzt. Die Hauptbeschäftigung seiner Bewohner ist die Viehzucht; der Viehstand umfaßt

*) Fulckenstein, Antiquitates Nordgar. T. III, p. 125. St. völd von Schütz, Corpus hist. Brandenburg. fol. Greg. Brandenburgische Landes- und Regimentshistorie I, 233. II, 150. Deutsche Norimb. 25. Epist. Arch. Reichenstein I. II. Verordn. K. v. W. 126. Bern. Beitr. zur Geschichte der Stadt Nürnberg II, 126. Bibl. Schenckelsche Kirchen- und Historienbibliothek I, 145. II, 95. Bunsen'sche Werke von Franke II. Wiedemann, Geschichtsforschung des Cantons Steiermark und Ärmuth, de Long, Regesta Bur. I. III. Märtsel, Nachrichten zur nähern. Stadt- und Landesgeschichte. Mar-tin's Beschreibung des Frauenstiftes Angersbach. Historische wertvolle Nachrichten von Frauen-Archiv, im Baireuth. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde. I. 26.

*) Böhling gibt an, daß Heinrich IV. hier öfter verweilt. In den Regesten der Stengel kommt nur ein Mal Weiningen vor, am 25. Jan. 1074, was jener Gesehrie, vielleicht unrichtig, für Weinsbach an der Fuba erhärt.

gegen 150 Pferde, 420 Ochsen, 1350 Küder, 1500 Stück Jungvieh, 1900 Schafe und gegen 1150 Schweine. In etwas bedeutenderer Ausdehnung wird noch die Viehzucht von einigen Landwirthern der Gemeinde Viehhofen betrieben. 2) Eine Herrschaft desselben Bezirkes, mit einem eigenen Landgerichte, dessen Amtssitz im Warte Unmuth befindet. Im J. 1268 geborte sie dem berühmten Minnesänger Ulrich von Eichenstein, der sie an König Dietrich von Böhmen abtreten mußte; gegenwärtig gebort sie der fürstl. Schwarzembergischen Familie. Die Unterthanen derselben sind in mehreren Bezirken, Pfarreien und Dörfern zerstreut. Zu ihr gebort die Landgüter Schrottenberg, Scheiffing und Altesauach; die Milt Schallathum u. s. w. Das Landgericht war schon von den ältesten Zeiten an mit dieser Herrschaft verbunden. 3) Das zur Herrschaft gleiches Namens gehörige alte Schloß, das nun in Trümmern liegt, von wo aus man aber eine herrliche Aussicht in die umliegende Gegend genießt; es ist eins der ältesten Schlösser des Landes, bestand schon im J. 1140; in ihm wohnte der Sänger Ulrich von Eichenstein. Es liegt auf einem sehr hohen Ausläufe des Thomaberges. 4) Eine Pfarrei gleiches Namens. (G. F. Schreiner.)

FRAUENBURG, 37° 20' 15" E., 54° 21' 34" Br., 82½ Meilen von Berlin, im Kreise Braunsberg des Regierungsbezirks Königsberg, im alten Ermland des polnischen Preußen und Residenz des ermländischen Bischofs. Die offene Stadt liegt an der Waide, nicht weit von dem Einflusse derselben in das frische Haff. Dort hat das Domcapitel 1675 das jetzige Portorium oder Fahrwasser anlegen lassen, vermittelst dessen die Gefäße bequem aus- und einlaufen können und bei Stürmen vor aller Gefahr gedeckt sind. Die neue Waide, ein von Copernicus angelegter Kanal, trennt die Stadt von dem Domberge; auf diesem liegt die 1342 erbaute, mit fünf schlanken Thürmen gezierte Kathedrale, sammt den Wohnungen des Bischofs und der Domherren. Die Stadt hat außerdem zwei andere Kirchen, 250 Häuser, 1837 2205 Einwohner, ein bischöfliches Officialat, Appellations- und Presynodalgericht, ein Stadtgericht zweiter Classe und ein Spital. Die Bewohner beschäftigen sich mit Tuchweberei, Gerberei, Lohgerberei, Färberei, Federn-, Wern- und Holzhandel. Das Hauptinteresse der Stadt knüpft sich an den Namen Copernicus, der, wenn vielleicht auch nicht hier, sondern in Thorn geboren, als Mitglied hiesigen Domcapitels seine weltumwälzenden Entdeckungen machte. In der neuen Waide steht noch der von ihm erbaute Wasserthurm, durch welchen das Wasser mittels eines Räderwerks und eiserner Schöpfseimer auf den Domberg getrieben ward und die Wohnungen der zwölf Domherren mit Wasser versah. Ludwig XIV. ließ darnach die Wasserläufe zu Neuchap anlegen. Allein dieses Kunstwerk, welches, nach den Trümmern zu schließen, dem noch jetzt zu Grauberg bestehenden völlig gleich war, ist schon längst aus Mangel der nöthigen Unterhaltung in Verfall gerathen. Auch sieht man noch sein Haus und den kleinen Thurm mit Fenstern gegen Norden und Süden, und die kleine Grotte, wo Copernicus seine Beobachtungen anstellte. Nach drei Seiten hatte er das Meer, nach der vierten eine Ebene zur Aussicht. Sein Bildniß ist in dem obersten Zimmer, mit einer Sphaera armillaris in der Hand. Im Dom ist Copernicus begraben; 36 Jahre nach seinem Tode ließ der samländische Bischof Gromerius ihm einen Denkstein setzen, mit der von Copernicus selbst geschriebenen Inschrift:

Non parum Paolo veniam requiro.
Gratiam Petri neque posco sed quam
In cruels ligno dederis latroni sedulo oro.

Den Grafen Friedrich Graf Graf 1804 ausbeuten und sand darunter noch Ueberreste von Gebieten. Bei einer Verbesserung der Kirche mußte jener Denkstein weggenommen werden und wird jetzt im Versammlungszimmer des Capitels aufbewahrt. In der Umgegend von Frauenburg fallen die vielen Windmühlen auf und auf dem Wege nach Tolkemitz die großen Dörfelsteine mit den Spuren der Verrichtung des alten Speises und Transfenders Kirche. — Frauenburg wurde 1297 (nicht 1279) von dem Bischof Heinrich von Ermland angelegt, nach Einigen zu Ehren einer edlen Preussin genannt, die zum Christenthum überging. Schon von ihrem Entstehen an war sie der Verbindung der ermländischen Bischöfe; schon Heinrich zeichnete sie durch manche besondere Vorrechte aus, gab ihr das lübische Recht, freie Fischerei im Haff, soweit es dem Bischof zugehörte, verlieh ihr ein bedeutendes Landgebiet zum Betrieb des Ackerbaues, und stellte ihr die Wahl der Magistratspersonen in sofern völlig frei, daß dem Bischofe nur die Befähigung vorbehalten blieb. Daher ward nachmals auch in liebreicher Dankbarkeit am jedesmaligen Todestage des Stifter sein Andenken mit kirchlicher Feier erneuert. Im J. 1318 suchte die Stadt Befähigung der Privilegien bei dem Nachfolger, dem Erzbischofe Eberhard, nach und erhielt sie unter dem 15. Juli d. J. Die Stadt heißt darin „Unser vrowenburg,“ und es wird ihr nochmals ausdrücklich das lübische Recht gegeben. Voigt, Geschichte von Preußen. 4. Bd. S. 138. Im J. 1350 baute Bischof Johann ein Schloß auf dem Domberge; 1455 wurde das Schloß, weil sich das Capitel dem Orden nicht unterwerfen wollte, von den Danzigern erobert und Frauenburg verheert. Im J. 1460 überwarpten die Polen im Kriege mit dem Orden Frauenburg bei Nacht und plünderten es; 1462 belagerten es die Ritter vergeblich. Im J. 1626 nahm Gustav Adolph die Stadt und verbrannte sie. Im J. 1656 hielt sich der Schwedenkönig Karl Gustav mit seiner Gemahlin hier einige Zeit auf wegen einer in der Umgegend wüthenden Pest. Im J. 1772 kam die Stadt an die Krone Preußen. (Daniel.)

FRAUEN-CHIEMSEE, Herren-Chiemsee, die beiden auf den bedeutenden Inseln des Glimmes, Frauen- und Herren-Wörth, belegenen Klöster (vergl. den Art. Chiemsee). Frauen-Chiemsee erkennt als seinen Stifter den bairischen Herzog Thassilo II., der 766 den Klosterbau unternommen, 782 die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes voll haben einweihen lassen. Gewiß ist, daß in dieser Kirche, bis auf die neueste Zeit, Thassilos Todestag regelmäßig begangen und auch äußerlich durch eine Armenpredigt, in Fleisch, Käse und Brod bestehend, 46

gefeiert wurde; es berichtet auch eine Urkunde Kaiser Heinrich's IV. von 1077, es habe besagter Stifter seinem Gotteshause die Ditschaften Ebenhausen, Leuchental, Schenstatten, Teggingen, Capizangmünster, Puch, Frauenhofen, Hofheim, Fridingen, Frauendorf und Paichschen zugewendet. Ebenfalls muß aber irgend ein Zufall der ursprünglichen Stiftung vererblich geworden sein, da man als des Klosters erste Äbtissin eine Tochter K. Ludwig's II. des Leutichen, die Irmengarbis, nennt. Sie saß von 880—900, und wird von ihr „durch beständige Tradition bewährt, daß bey ihren Lebzeiten und gottseligem Absterben vilmals Englische Stimmen gehört worden; ihre Gebetner werden in einer inneren Sack aufbehalten, und wegen unterschiedlichen Guttaten sehr hoch geachtet. Nach dieser wurde Herburgis, ein eben auß Frankreich gebohrne Königliche Prinzessin, zur gleichen Hochzeit erhoben; dieser folgten Eleonora, ein Gräfin von Habspurg und Herzogin zu Österreich, dann Frau Gertruga, ein Schwester des b. Kayser Heinrich's; zum achtsienmahl traffe die Wahl Reichthums, eingeborene Herzogin auß Sachsen, und binach andere hohe Standis-Verfahren mehr, worden zu wissen, daß von erster bis gegenwärtiger Zeit die gesammte Nachfolgerinnen in getriebnen Äbtissinnen bestanden, wie auch, daß einer jeden bei denen Confirmations-Actibus von Hochfürst. Geistlicher Obrigkeit wegen durch einen abgeordneten Bischoffen, neben andern gebräuchlichen Cereemonien, vor dem Hoch-Altar, nach Reichung des Abtey'staabs die Cron solenniter und öffentlich aufgesetzt wurdte.“ Es war besagte Krone eine Königskrone, deren vier Bügel sich unter einem Kreuz vereinigen. Darunter, auf dem mittelften der acht Blätter, womit der Reif besetzt, war ein zweites Kreuz, und zwar ein Patriarchenkreuz, angebracht. Zwei Mal, den 2. Febr. 1491 und den 8. Mai 1572, wurden Kirche und Kloster ein Raub der Flammen, doch zu beiden Malen aus des Stiftes eignen Mitteln, das erste Mal durch die Äbtissin Ursula von Pfäding, das andere Mal durch die Äbtissin Margaretha Leitzgebirg wieder hergestellt. Bischof Christoph von Chiemsee weihte die neue Kirche, sammt den Gloden, 1573. Das Kloster besaß drei Hofmarken, Frauenwörth, Eßatt und Seerud, sämmtlich im Gerichts Kling belegen, und enthielt regelmäßig 30 Chorherren Benedictinerordens, bei denen die gesammte Jugend der Insel bewohnenden Fischerfamilien regelmäßig Morgens, Mittags und Abends gespeist wurde. In der neuern Zeit ist in dem verlassenen Hause wiederum eine klösterliche Pfarngemeinde eingeführt worden.

Herrn-Chiemsee verdankt seinen ersten Anfang einer Schule, die der griechische Mönch Dobba, der mit dem heiligen Virgilius nach Salzburg gekommen war, auch längere Zeit über zu Salzburg in den Verrichtungen eines Oberhofscholers gestanden hatte, auf dem fruchtbaren Eiland anlegte, 782, unterstützt zwar für sein lobliches Beginnen durch die Freigebigkeit Herzog Thassilo's II. Die Schule erfreute sich von Anfang her einer bedeutenden Frequenz, deren Dauer zu sichern, der Herzog das Institut in die Hände der Benedictiner gab. Dnen stand jedoch immer noch der Grieche Dobba oder Dodo vor,

als Karl der Große das Kloster, welches, gleichwie das übrige Baiern, seit Kurzem unmittelbar ihm unterworfen war, für ewige Zeiten an das Bisthum Reg. verschenkte, den 25. Oct. 788. Diesem Bisthume verließ Herrn-Chiemsee, oder Au, wie das Kloster damals hieß, bis K. Arnulf dasselbe durch Tausch gegen die Abtei Kreutell in Hochburgund von St. Stephan's Kirche an sich brachte, und hierauf am 28. Juni 890 die Abtei Au an seinen Erzbischof, den Erzbischof Dietmar von Salzburg, versetzte. 60 Jahre später, um die Mitte des 10. Jahrh., wurde besagte Abtei durch die Magaren zerstört, so daß selbst der salzburgische Bischof des Eilandes zweifelhaft geworden sein muß; denn Kaiser Otto I., in seinem letzten italienischen Zuge begriffen, „in loco Monticolo,“ bei Lucca, den 30. Oct. 969, übergab neuerdings die Abtei Chiemesee an Salzburg. Anderthalb Jahrhundert später führte Erzbischof Konrad I. in das verlassene Kloster regulirte Chorherren Angustinerordens und als ihren Propst den seligen Hartmann, einen Chorberrn zu St. Nicolaus binnen Passau, ein, zugleich vortend, daß ein jeweiliger Propst des Erzstiftes Archidiaconus sein sollte. Vorher, am 1. Aug., hatte der Erzbischof die Kirche zu Ehren des heiligen Eutius und Sebastianus geweiht. Papst Adrian IV. besetzte 1157 des Klosters Bisthum, Erzbischof Eberhard II. (von Truchsen) zu Salzburg aber erhob die Klosterkirche zu einer Domkirche, und verordnete zum ersten Bischof in Chiemesee den Rübiger von Radeck, 1215, gleichwie er durch Urkunde vom 30. Dec. 1218 die Grenzen des neuen Bisthums festsetzte. Der nämliche Erzbischof hat nach Abgang des Grafen von Neuburg und Habmarberg die Schirmvogtei des Klosters an Herzog Otto von Baiern verliehen, 1244, im übrigen aber, durch die Stiftung des Bisthums der klösterlichen Verfassung nicht den mindesten Eintrag gethan. Zwei Mal durch Brand verberbt, erlind Herrn-Chiemsee jedes Mal in erneuertem Glanze. Propst Arsenius, 1629—1633, erbaute von Grund auf den Conventskloß, oder das Schloßhaus, Propst Rupert, 1633—1688, die Domkirche, die jedoch nach wenigen Jahren durch einen Neubau ersetzt werden mußte. Diesen hat der Baumeister Sciasia, nach der Form der St. Michaelsdorfkirche zu München, von 1705—1710 ausgeführt. Neben sothner Kirche bewunderte man vornehmlich die prächtige Ställung, die gegen 158 Fuß Länge, 70 Fuß Breite, ganz bequem 150 Stüd Hornvieh faßt. Das Gerwölbe ruht auf 32 Marmorsäulen. Selbst Dazzi konnte nicht umhin, dieses Stallsgebäude zu bewundern, wie wenig ihm auch alles Andere zulangte. Er nennt das Kloster, „worin der Fürst von Chiemesee seinen eigenen Aufenthalt hat, ein altes, schmühes, von außen und Innen mit großen Gewölben versehenes Gebäude, dessen Bewohner mit ihm ganz harmoniren, die von der Aufklärung und dem Zeitgeiste wie ihre Insel vom Lande abgeschnitten zu sein scheinen. Ebenso verwidert steht es auf der Insel selbst aus. Drei Dritttheile des Ganzen stellen einen misshandelten Wald und einen Riechweidplatz vor, obgleich der thönige Boden sehr gut ist. Das Weibergeschlecht ist von dieser Insel verbannt; man trifft ebenso wenig ein Haus

am 20 Singnaben werden im Kloster unterhalten, die Sorge aber für ihren Geist sowie, als für ihren Körper, steht unter aller Kritik. Man verweilt nicht lange auf dieser Insel, ohne in Melancholie zu verfallen.“ — „Sonst ist demwürdig, daß drei Spenden, oder gestiftete Almosen in der Fasten jährlich müssen theilteit werden, als die erste am unser lieben Frauen Verfindigungs-Tag, die andere am grünen Donnerstag, die dritte am S. Gharfreitag, bey welcher jeder nach Gefaltsamkeit des Meisters manichmal 3 bis 4000 Personen gehet, und in jedem ein Kalb Brodt, neben ein Pfennig in Geld, am Gharfreitag aber ein halber Kalb, jedoch geweiht, auf die Hand gegeben werden.“ Von Reliquien hatte man also den Kinnboden des heiligen Pappes Cirtus II., ein Stück von dem Rückgrat des heiligen Sebastian, drei Zähne des heiligen Laurentius, alles Geschenk des Erzbischofs Konrad I., welche dieser vom Papp Honorius II. empfangen hatte. Auch eine erhebliche Bibliothek soll sich im Kloster befunden haben. Ein zeitlicher Propst war zugleich des Bisthums Chiemeser Dompropst und Archidiacon, auch des Erzbischofs Salzburg Archidiacon.

Der Bischof von Chiemeser war der Absicht des Stifter, kaum anders, als ein salzburgischer Weibschaf zu betrachten; daher ihm auch seine Diöcese mit forsamler Hand, im richtigen Verhältnisse zu seiner Abhängigkeit, zugeeignet war. In dem eigentlichen Baiern waren ihm sieben Pfarren und drei Beneficien, in Tyrol, nach dieses Landes heutiger Begrenzung, das Landgericht Kibühel (Defanats St. Johann), das Landgericht Hopfgarten (Defanats Wirten), doch mit Ausnahme des von jeder salzburgischen Vicariats Itter; ferner in dem Landgerichte und Defanats Kuffien die Stationen Elmau, Scheffau und Söll, endlich aus dem Landgerichte Rattenberg (Defanats Reith) das Vicariat Niederau unterworfen. Des Bischofs Einkünfte werden die Summe von 7000 fl. nicht übersteigen haben; in der Stadt Salzburg besaß er einen Hof. Der erste Bischof, Kibühler von Nadeck, geweiht 1220, wurde 1233 nach Passau versetzt, mußte dieses Bisthum 1250 aufgeben und starb 1254. 2) Albrecht I., Dompropst zu Salzburg, saß von 1233—1243. 3) Heinrich I., Dominikanerordens, starb 1265. 4) Heinrich II., ein Franziskaner, starb 1274. 5) Johanna von Ennsthal wurde 1279 nach Gutz versetzt und starb daselbst 1283. 6) Konrad I. von Hindberg, vorher Domherr zu Passau, starb 1292. 7) Friedrich I. von Stamborn starb 1294. 8) Albrecht II. von Johndorf, gest. 1322. 9) Ulrich I. von Montpreis, gest. 1329. 10) Konrad II. von Richtenstein, Domherr zu Salzburg und Propst zu St. Maria-Eol, gest. 1354. 11) Gerbous von Waldd, gest. 1359. 12) Hugo von Schöffenberg, gest. 1360. 13) Ludwig I. Kaiser oder Bischof, Domherr und Dompropst zu Salzburg, auch Propst zu St. Zeno, gest. 1366. 14) Friedrich II., Pfarrer zu Sal und früher des Erzbischofs von Salzburg Geheimschreiber, gest. 1387. 15) Georg von Redberg, Domherr und Kanzler zu Salzburg, gest. 1395. 16) Eberhard von Perned, starb 1399. 17) Drtulf Thalheimer, früher Pfarrer zu Weinberg, starb 1411; ihm hatte Papp

Gregor XII. 1407 einen Dominikaner, den Gregor Seoper, entgegengekehrt. 18) Friedrich Zegg, Auditor bei der Kuota, dann Bischof zu Lavant und endlich zu Chiemeser, starb 1418. 19) Engelmar Krall, gest. 1430. 20) Johann II. Ebler, gest. 1439. 21) Ewlvester Flieger, Domdechant zu Passau, gest. 1454. 22) Ulrich II. von Planfensels, gest. 1466. 23) Reinhard von Kraiburg, J. U. D. Canonicus zu Griesach und dreier Erzbischofe von Salzburg Kanzler, gest. 1477. 24) Georg Altdorffer, D. U. J., Kanzler des Erzbischofs von Salzburg und Propst zu Trachenberg in Schlesien, gest. 1495. 25) Ludwig II. Ebner, J. U. D., Propst zu St. Zeno, bei Reichenhall, und Official zu Salzburg, gest. 1502. 26) Christoph I. Mandel, J. U. D., erzbischöflicher Kanzler zu Salzburg, gest. 1508. 27) Berthold Pirschinger, Dr. der Theologie, gest. 1520. 28) Agidius Rem, Dr. der Theologie, Domherr zu Passau, gest. 1536. 29) Hieronymus Meutinger, Dr. der Theologie, Domherr zu Passau, gest. 1558. 30) Christopf II. Schlate, J. U. D., gest. 1588. 31) Sebastian Calaneo, ein Mailänder von Geburt, Ordensmann von der Regel des heiligen Dominicus, war zugleich Dr. der Theologie und als des Erzbischofs von Salzburg Theolog bei der Kirchenversammlung zu Trident beglaubigt. Er resignirte 1602 das Bisthum Chiemeser, um des Bischofs von Vigevano, in der Lombardie, Coadjutor zu werden, starb aber noch vor seinem Bischof, 1608. 32) Johann Eberhard von Kienburg, Domherr zu Salzburg und Regensburg, wurde 1610 consecrirt und starb 1618. 33) Nicolaus von Woldenstein und Kobenz, Domherr zu Salzburg, starb zu Padua 1624. 34) Johann Christoph, Graf von Richtenstein zu Gastein, Domherr zu Salzburg und Passau, auch des Erzbischofs von Salzburg Obersthofmeister, gest. 1643. 35) Franz Sigilius, Graf von Spaur und Balz, Domherr zu Salzburg, wurde geweiht 1644 und starb 1670. 36) Johann Franz, Graf von Preysing, Domherr zu Salzburg und Passau, starb 1687. 37) Sigismund Ignaz, Graf von Woldenstein, Domherr zu Salzburg, wurde zum Bisthum ernannt den 4. März 1689 und starb zu Innsbruck den 23. Dec. 1696. 38) Sigismund Karl, Graf von Gastein, Dompropst zu Passau und Domherr zu Salzburg, wurde den 23. März 1697 zum Bischof ernannt und starb den 3. März 1708. 39) Johann Sigismund, Graf von Kienburg, Domherr zu Salzburg und Passau, Bischof zu Lavant, wurde von da nach Chiemeser versetzt, den 5. Juni 1708, und starb den 19. Nov. 1711. 40) Franz Anton Alois, Graf von Wagensberg, Domherr zu Salzburg, Bischof zu Seckau, wurde den 29. Mai 1712 nach Chiemeser versetzt, war daneben erzbischöflich salzburgischer Generalvicar und Statthalter, und starb den 31. Aug. 1723. 41) Karl Joseph, Graf von Kienburg, Bischof zu Seckau 1722, wurde 1724 nach Chiemeser versetzt und starb 1735. 42) Joseph Franz Valentin, Graf von Aro, geb. den 15. Sept. 1686, saß bis 1742. 43) Franz Karl Eusebius, Graf Truchsess von Waldburg, aus der Hauptlinie zu Scherr, gelangte zum Bisthume 1742, war auch Domcapitular und Statthalter zu Salzburg, seines Hauses Senior, Ad-

ministrator der Grafschaft Trauburg, und starb den 6. Juli 1772. 44) Ferdinand Christoph Wunibald, Graf Truchseß von Waldburg, aus der Linie zu Zell, Bischof den 30. Sept. 1772, starb den 9. April 1786. 45) Franz Eaver Ludwig, Graf von Brenner, ernannt den 15. Juni 1786, gest. den 1. März 1797. 46) Eigmund Christoph Ferdinand, Graf Truchseß von Waldburg zu Zell, ernannt 1797, wurde nach der Aufhebung des Bisthums dem Erzbischofe Hieronymus von Salzburg zum Coadjutor gegeben, kam aber nicht zum Besitze des seit dem 21. Dec. 1812 erledigten Erzbisthums, und starb 1814.

(v. Stramberg.)

FRAUENDORF, eine Dittschast und Steuergermeinde des Bezirks Frauenburg, mit einer eigenen katholischen Localcuratie der Iröbner Diocese, genannt St. Jacob zu Frauenburg, deren Seelsorger seinen Unterhalt aus den Einkünften einer Mühle, die zu Ungmarkt verwaltet wird, und den Ertragnissen einiger Realitäten u. s. w. bezieht; einer dem heil. Jacob geweihten katholischen Kirche, 42 Häusern; dem Schlosse Frauenburg; einem Eisenhammerwerke; einer Rodenwaile; einer Weißgerberei; zwei Säge-, drei Mauth- und drei Hausmühlen; ausgedehnten Wäldungen und Alpen. Der gleichnamige Bach treibt einen Theil dieser gewerblichen Anstalten. Nach diesem Orte wird der Frauendörfergraben genannt.

(G. F. Schreiner.)

FRAUENDÖRFFER (Philipp), Arzt, geb. zu Königsweien in Oesterreich, practicirte lange Zeit in Brünn, woselbst er auch 1702 starb. Er war Mitglied der Acaademia Nat. Cur. unter dem Beinamen Herodius, und es finden sich in den Ephem. Nat. Cur. mehrere Beobachtungen und Mittheilungen von ihm, z. B. über die Zeugung und die Kelleraffeln; über die Form der Tympanitis, welche bei den Arabern Nakir genannt wird; über eine eigenthümliche harigartige Form der Pupille bei einem Mädchen; über eine Frau, die mehrmals geboren hatte, ohne menstruirt zu sein u. s. w. Seine besonders vorzüglichen, unbedeutenden Schriften sind: *Tabula smaragdina medico-pharmaceutica*, in qua octoginta-rum selectissimorum medicamentorum in nullo dispensatorio obviatorum accurata descriptio traditur. (Norimb. 1669. 12. Edit. altera per Jon. Abrah. Mercklein. Ibid. 1713. 12.) — *Opusculum de morbis mulierum*. (Norimb. 1696. 12.) — *Spolia Hippocratis*, seu Textus et sententiae ex libris aphorismorum, praenotionum, praedictionum, de iudicationibus, concis praenotionibus et capitis vulneribus Hippocratis collectae. (Brunae 1699. 12.) (Ein Abriss der Hippokratrischen Lehre in alphabetischer Ordnung.) — *Oniscographia curiosa*, seu Tractatus de anellis, vulgo millepedibus. (Brunae 1700. 12.)

(F. W. Theile.)

FRAUENHAUS, als älterer Ausdruck für Bordell. Die germanische Sitte kannte keinerlei Nachsicht mit der Unzucht; eigentliche Huren pflegte man einige Male im Wasser unterzutauchen (daher vielleicht der Name Rißel), wogegen die Kuppelri wahrscheinlich ganz unbekannt war, wenigstens gedenken unter den spätern leges

Barbarorum, welche zum Theil die Hurerei mit sündlichen Strafen bedroht, nur das verhängnisvolle und das langandauerliche Gesetz der Hurenmorde; das letztere droht ihnen die Todesstrafe, das erstere körperliche Züchtigung. Ebenso haben die Carolina, die Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577, einzelne Landesgesetze und besonders die Praxis Heß gegen Hurerei und Kuppelri geübt und zum Theil harte Strafen dafür getrobt; häufig findet sich angedroht, daß überhaupt keine Huren, weder öffentliche, noch heimliche, im Lande zu dulden seien (z. B. im culminischen Rechte, in der sächsischen Polizei- und Landesordnung von 1589 u.), und in den Strafgesetzen gegen die Kuppelri wird namentlich auch der Fall berücksichtigt, wo Jemand sein Haus u. zur Hurerei vergibt. Man bestrafe sogar die Hurer selbst, ja schon die auferthetliche Vermischung überhaupt nach Particulargesetzen von beiden Theilen mit den sogenannten Unzucht- oder Hurenbrüchen bestraft werden. Hiernach scheint man der Duldung öffentlicher Bordelle unter jeder Bedingung und von Grund aus abgeneigt gewesen zu sein, bis man in neuerer Zeit, um ein größeres Uebel durch ein kleineres zu vermeiden, in großen vortheilhaften Städten solche Häuser aus Rücksicht der Belandheitspolizei, jedoch unter polizeilicher Aufsicht, zu gestatten¹⁾ sich genöthigt gefunden und die Corruption der Wirtshurerei, ohne dieselbe ferner mit Strafen zu verfolgen, der Polizei überlassen hat. Daß es gleichwohl schon früher öffentliche Bordelle gab, welche von der Regierung gebuldet wurden, steht nicht zu bezweifeln, und geht insbesondere aus den gleich näher zu erwähnenden Bezeichnungen mit Frauenhäusern hervor. So bestand z. B. in Frankfurt a. M. eine Art Hurenquart, deren Genossinnen allen übrigen Huren, zu Folge alten Herkommens, das Handwerk streitig machten. Diese Huren pflegten bei feierlichen Gastmählern sich einzufinden und Estränge zu vertheilen, bis ihnen dies durch einen Rathschluß 1529 untersagt und angedroht wurde, daß man ihnen zu Hause wie vor Alters zu essen geben solle²⁾. Dagegen fragt es sich sehr, ob man bei Duldung solcher Häuser sich schon einer allgemeinen polizeilichen Nothwendigkeit bemußt war, und nicht vielmehr im harten Wirtspruche mit der Sitte einem einmal vorhandenen Mißbrauch nachgab, oder gar der Gewinnlust frönte. Die Landesgesetze, welche die Austreibung der Huren nachdrücklich und mit altestem Eifer von Zeit zu Zeit anordneten, wurden voll ebenfalls durch veranlaßt, daß jener Mißbrauch immer wieder einen dergleichen Grad erreichte, und daß es kein festes polizeiliches Princip gab, wornach man ihn in gewisse Grenzen zu bannen gewußt hätte. Der Arzt Konrad Rißelshufen (geb. 1560, gest. 1613) suchte in seinen Partitio-nes juris feudalis (II. L. C. v. 442) die thörichte Duldung öffentlicher Bordelle auf folgende Weise

1) Eine solche Gestattung spricht das Preuss. Landrecht 2. B. Tit. 20. §. 960 im Allgemeinen aus; in andern Ländern, z. B. Sachsen, duldet man öffentliche Bordelle stillschweigend, in noch andern, z. B. Oesterreich, leidet man sie gar nicht. 2) Augustin von Kerentz's Übersetz. der freien Reichs-, Wirtsh- und Genossenschaft: Frankfurt a. M. 2. Th. S. 671.

ju erident: „minus mali esse, ut libidinem suum incontinentes expleant in vulgaribus mulieribus sive prostibulis (quas eleganter Tertullianus in Libro de cultu seminarum cap. XII. appellat infelicissimas victimas publicarum libidinum), quam in alienis matronis et filabus.“ Nach seiner Ansicht sollten also gewisse Opfer der öffentlichen Lust für die unkeuschen Aufsetzungen büßen, denen sonst vielleicht Frauen und Mädchen unterliegen sein würden. Diesen Grund widerlegte Joh. Georg Keyßler in seinem *Itinerarium* (I. Th. S. 669). Aus gleichem Grunde, wie Ritterbüßen, glaubte Anselmus Clapmarus (de arcan. Rernpubl.) für die Duldung öffentlicher Hurenhäuser sprechen zu dürfen, wobei er anführte, daß selbst die strengern Freunde Nero's diesen in seiner Leidenschaft zu einer Freigelassenen hätten gewähren lassen, aus Furcht, daß er sich sonst an vornehmen Frauen vergreifen möchte. — Einen nicht unerblicklichen Vortheil scheint die Heiligkeit dem Plagereisen öffentlicher Bordelle geleistet zu haben, theils schon durch ihr Beispiel eines unzuchtigen Lebenswandels, theils und hauptsächlich dadurch, daß sie die Unzucht als ein Mittel zur Befriedigung ihrer Gewinnlust behandelt. Das kanonische Recht hatte für das stuprum als delictum ecclesiasticum die Kirchenbuße angedrordnet (c. 2. X. de adul. c. 3. X. de poen.), die Heiligkeit machte aber eine Erwerbsquelle daraus, indem sie die Ablassung der Kirchenbuße durch eine Summe baaren Geldes, welche die Synodalgerichte bestimmten, zuließ, was ohne Zweifel vielen Beifall bei den Unmässigkeiten fand. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Bischöfe und deren Officialen von den Priestern sich eine Summe Geldes für die Festhaltung des Concubinats zahlen ließen, selbst wenn die Priester keine Concubinen hielten. So scheute sich die höhere Geistlichkeit denn auch nicht, öffentliche Bordelle in ihrem Vermögen zu haben, die sie durch Verpachtung oder durch Erhebung eines Zinses (Müchzins, Hurenzoll, Hurengeld) sich nutzbar machte. Der Papst selbst ging darin mit einem großartigen Beispiele voran; seine Einkünfte an Hurenzöllen betragen jährlich über 30,000 Kronen, die er unmittelbar oder durch den Klerus erhob. Der Cardinal Laurentius Campeggi, welcher im 16. Jahrh. mehrmals als Legat nach Deutschland geschickt wurde, versicherte nach dem Zeugnisse Sleidan's (lib. 4. de statu religionis etc. p. 104), daß mehrere deutsche Bischöfe die Hurenei erlaubten, wenn sie dafür bezahlt wurden. So führt Drepphaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises (I. Th. S. 676) unter den sogenannten Freidauern der Stadt Halle, „so eodem denen Geistlichen und Klöstern zugehöret und von des Raths zu Halle Jurisdiction erimirt gewesen.“ auch Dr. Eberthausen's Haus als dem Schlamme auf, „so eodem das privilegierte Frauen- (oder Hure-) Haus gewesen.“ Der Erzbischof Theoderich von Mainz nahm im 15. Jahrh. in seinen Streitigkeiten mit der Stadt Mainz die Einkünfte von den Hurenhäusern als ein nur ihm zugehörendes Recht in Anspruch. Diese Einkünfte bestanden entweder in ei-

nem Pacht- oder in einem Hurengelde. — Werthwärdig ist, daß selbst verschiedene Beispiele von Frauenhäusern vorkommen. Der hennobergische Kanzler Johanns Gemelius berichtet in seinem *Compend. juris feud.* (1657. P. IV. p. 25), daß der Erzbischof von Würzburg die gestärksten Grafen von Henneberg als Burggrafen und Marschälle des Bisthums unter Anderem mit dem Frauenhause und Schloßherberge belehnt habe; sein Herr habe diese Belehnung zwar angenommen, auf die Einkünfte von einem so schimpflichen Gewerbe jedoch Verzicht geleistet. (Man vergl. indessen Sebastian Stumpff's Prüfung der historischen Bemerkungen des Hofraths Johann Adolf von Schultes über den successiösen Länderzuwachs des Hochstifts Würzburg, mit Urkunden [Würzburg 1799.] S. 31 — 35, wo unter Anderem angeführt wird, daß es laut eines von dem Grafen Wilhelm von Henneberg 1457 ausgestellten Ritterscripts zu dem Amte des Marschalls gehört habe, auf dem Heerzügen der Bischöfe die Polizei zu handhaben, und daß der Marschall zu diesem Ende einen Plagmeister gehalten habe, welcher die umherstreifenden Knechte und Frauen zu beaufsichtigen gehabt, und dafür, daß er dieselben unter seinen Schutz genommen, eine geringe Abgabe von ihnen erhoben habe, welche nicht als Hurengeld zu betrachten gewesen sei.) Der Oberst-Kampfrichter von Österreich war mit dem „gemeinen Frauenhaus“ zu Wien belehnt, wie sich daraus ergeben läßt, daß Herzog Albert von Österreich, als er in dem Lehnbriefe von 1395 das erledigte Kampfschildamt nebst allen Zubehörungen auf Hans Ridenborfer übertrug, das gemeine Frauenhaus zu Wien, welches er vielleicht aufgegeben hatte, zum mehr davon ausnahm. Zu den Amts- und Lehnselementen des Seniors der gräf. von Pappenheim'schen Familie als Erbmarschalls des Reichs gehörte auch das Schutz- und Politengeld von den fremden Kräutern, Fischern, Spielweibern und unzüchtigen Weibern, aus welches der Graf von Pappenheim in einem 1614 den 5. Nov. mit den Reichshäusern geschlossenen Vergleiche verzichtete. Der Ausdruck Schutz- und Politengeld läßt indessen nicht annehmen, daß es sich hierbei um eigentliche Hureneinkünfte gehandelt habe. Im J. 1577 wurde ein gewisser Michel Kuchle vom Kaiser und Reich mit dem Frauenhause zu Ober-Ebenheim belehnt; dasselbe findet sich dabei als eins der Reichleihen aufgeführt, welche an Adelige und Bürger gegeben zu werden pflegten. Die Rathshausbürger von Ebernweiler waren unter Anderem mit dem Rechte, ein Hurengeld zu erheben, vom Reiche belehnt. Alle diese Fälle werden, selbst in soweit sie aus der Schutzbedürftigkeit der öffentlichen Buhdinnen und daraus, daß diese sich einen solchen Schutz erkaufen mußten, zu erklären sein möchten, nur als vereinzelte Mißbräuche zu betrachten sein, die sich, bei einer noch sehr unvollkommenen Polizei, einmischlichen gewußt hätten, und die man gedanklos, aus finanziellen Interesse, oder durch feudalistische Maximen gebunden, bestanden ließ; sie sind also nicht etwa historisch weiter aufzuführen. — S. Christ. Gottl. Ruderi *Amoenitates juris feudalis.* (Jenae 1741.) p. 85. („De investitura cum lucris cellarum meretriciarum, Frauenhaus.“), und Handbuch

des in Deutschland üblichen Lehnrchts, von Dr. Georg Michael Weber (Leipzig 1808.) 2. Ab. S. 540, so wie die daselbst angeführten Schriftsteller.

(Dr. jur. Adolf Wörk.)

FRAUENKIRCHEN, ungarisch Boldog-Aszszony, auch Frauenhain genannt, ein dem Fürsten Esterházy gehöriger Marktflecken, im neuösterreichischen (Berichtsstube, Processus) der wieselburger Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, in der kleinen oder oberen ungarischen Ebene gelegen, eine Stunde vom neuösterreichischen See entfernt, mit 204 Häusern, unter denen sich mehrere herrschaftliche Gebäude befinden; 2100 meist deutschen Einwohnern, unter denen sich gegen 650 Juden befinden; einem Kloster der Franziskaner, welche die hiesige Pfarre versehen; einer Kirche mit einem wunderthätigen Gnadenbilde versehen, das Paul Esterházy aus Frankfurt hierher bringen ließ und es den Franziskanern anvertraute; einer jüdischen Synagoge; einer Schule; einem herrschaftlichen Verwaltungsamte, Gasthause und ausgebeharter Bemerkung.

(G. F. Schreiner.)

FRAUENKRANKHEITEN. Mit diesem Worte bezeichnet die Pathologie diejenigen Krankheiten, welche in der Entwicklung, Trägheit und Rückbildung der weiblichen Geschlechtstheile ihren Grund haben. In weiterer Bedeutung umfaßt jedoch obige Benennung auch die das männliche Geschlecht gleichmäßig befallenden Krankheiten, soweit sie durch die Geschlechtseigentümlichkeiten des Weibes modificirt werden.

Schon in frühesten Kindheit unterscheidet sich das Mädchen von dem Knaben in körperlicher Hinsicht durch geringeren Umfang des Schädels, durch zarteren Bau und somit geringere Schwere des Knochengerüsts, durch geringere Entwicklung der Muskeln, durch größere Empfindlichkeit der Nerven und zartere Beschaffenheit der Haut. In diesen Eigentümlichkeiten ist der Grund zu suchen, weshalb die Mädchen im Allgemeinen häufiger von Mäfern, Scharlach, Rothlauf und Katarthen beimgesucht werden, während sie auf der andern Seite von Hirnwassersucht und Groupp seltener befallen werden, als die Knaben.

Um mehrere Jahre früher als der Knabe reift das Mädchen dem Geschlechtsleben zu. Die allmähliche Entwicklung der zur Fortpflanzung nöthigen Organe bedingt notwendig eine allmählich zunehmende größere Differenz des weiblichen Organismus von dem männlichen in anatomischer und physiologischer Hinsicht.

Während der größere Theil der Zeugungsorgane des Mannes außerhalb der Bauchhöhle liegt, sind diese Organe bei dem Weibe in dem Innern dieser Höhle verborgen, und es mußte daher, wenn diese Organe in ihrer Entwicklung und Thätigkeit neben den übrigen, von derselben Höhle umschlossenen, Eingeweiden unbehindert bleiben sollten, der Bauchhöhle der möglichste größte Raum gestattet werden. Deshalb ist das weibliche Skelett von dem männlichen wesentlich dadurch verschieden, daß die untere Hälfte des Rumpfes aus Kosten der oberen stark entwickelt ist, und daß durch das weitere Becken, die höheren Lendenwirbel, das kleinere Brustbein, die engere

Brusthöhle der weibliche Rumpf die Gestalt eines Kegels mit breiter Basis und schmaler Spitze erhält. Aber nicht nur durch diese Form wird der Raum erzielt, sondern auch durch ein relativ geringeres Volumen der Brust- und Baucheingeweide, denn die Lungen, das Herz, die Leber und die Milz sind bei dem Weibe relativ kleiner, als bei dem Manne; das Zwerchfell ist flacher und liegt höher, der Magen und der Darmkanal sind weniger gedehnt, leichter oder länger und reicher an Sanguinem. Das Gefäßsystem ist bei dünnerer Wandung schwächer und reizbarer, die Arterien enger, die Venen weiter und ausdehnbarer, die Sanguinem zahlreicher. Die Nerven sind feiner und empfindlicher, das Gehirn im Verhältnisse zu dem übrigen Nervensysteme schwächer und größer. Die Muskeln sind schwächer, runder, das Unterhautzellgewebe stärker entwickelt, woher, sowie von der bedeuenden Fettablagerung, das abgerundete, wellenförmige Ansehen der Oberfläche rührt. Die Haut ist glatter, weicher, zarter und an mehreren Stellen durch üppig langen Haarmuchs ausgezeichnet.

Die physiologischen Eigentümlichkeiten des Weibes stellt Ernst (Allgem. Pathologie) tabellarisch übersichtlich auf; er sagt S. 149: „Mann und Weib verhalten sich wie zwei nach Vereinigung strebende und in ihrer Verbindung erst ein Ganzes und die Idee der Gattung vollkommen darstellende Pole. Daher sind auch die im Organismus vorhandenen Gegenätze an die beiden Geschlechter einseitig vertheilt, so daß in je jedem das Entgegengesetzte von dem in dem andern überwiegend ausgebildeten vorwaltet. Im Manne herrschen mit dem positiven, mächtigeren Charakter auch die Systeme und Organe der positiven, im Weibe der negativen Polarität, bei jenem mehr das höhere thierische, bei diesem das niedere pflanzliche Leben vor. Es überwiegt daher

bei dem Weibe.

Manne.	Weibe.
Electricismus.	Chemismus.
Stoffloß.	Kohlenwasserstoffloß.
Dryobation.	Phlogifikation.
Contractien.	Eranpion.
Irritabilität.	Sensibilität und Reproduction.
Wirkungsvermögen.	Receptivität.
Reife Theile.	Küßliche Theile.
Thiere Körperverhältnisse.	Untere Körperverhältnisse.
Animale Systeme.	Vegetative Systeme.
Brust.	Bauch.
Respiration.	Verdauung.
Gefäßsystem.	Nervensystem.
Arterien.	Venen und Lymphsystem.
Excretion.	Assimilation.
Hirn- und Spinalsystem.	Ganglien-system.
Bewegungssystem.	Sinnes-system.
Muskeln.	Seitengewebe und Fett.
Beuger.	Strecker.
Geruch- und Tastsinn.	Geschmackssinn.
Gehörinn.	Gefichtssinn (Farbensinn).

(Manne.)

(Weibe.)

Willens- und höheres Er-
kenntnißvermögen.Gefühls- und niederes Er-
kenntnißvermögen
(Phantasie).

Der Mann nimmt einen mehr dynamischen und nur kurz dauernden, das Weib einen mehr materiellen, mit seinem ganzen Leben inniger verschlungenen und andauernden Antheil an der Geschlechtsfunction."

Die aus der Beschränkung der Respiration, aus dem Vorrathen der Gebilde für Assimilation und Production, aus dem Vorrathen der Sensibilität und besonders Thätigkeit des Gangliennervensystems resultirende allgemeine Krankheitsanlage besteht nun 1) darin, daß die größere Reizempfindlichkeit den weiblichen Organismus für schädliche Einflüsse geneigter macht, und somit ein häufigeres Erkranken begünstigt, daß aber 2) die Weiber weniger heftig und schwer erkranken, weil die geringere Kraft der Reaction leichter zu besiegen ist; 3) das Vorrathen der vegetativen Functionen disponirt das Weib mehr zu krankhaften Störungen der Organe der Bauch- und Beckenhöhle, des Venen- und Lymphsystems, der Ektbildung, Circulation, Assimilation und Secretion (i. B. Schleimfluß, Wasserstich, Knochenweichung, Hekt- und Aste-production, Balggeschwülste, Polypen, Strichen, Venenentzündung, venöse Blutungen, Chlorose, Skrofeln etc.); 4) in ebendieser ausgezeichneten Bildungsthätigkeit liegt der Grund, weshalb bei dem Weibe die Naturheilskraft selbst bedeutende Krankheiten hebt und aufhebt; 5) von dem Vorrathen der Sensibilität rührt es her, daß Nervensymptome (Schmerzen, Krämpfe, Sinnesstörungen, psychische Störungen) fast alle Krankheiten begleiten. Da nun aber von den Nervensystemen das des Rückenmarks von dem Gangliensystem überwogen wird, so erklärt sich, daß Convulsionen und Wanie bei den Weibern seltener, dagegen Hysterie, Ohnmachten, Nachtwandeln, Ekstasen, Bauchepilepsien und psychische Anomalien mit vorherrschender Geschlechtsfähigkeit und ausschweifender productionen Phantasie häufiger sind; und eben daher kommt es auch, daß das Weib seltener von Rückenmarkleiden als von Störungen des Gangliennervensystems in Folge geschlechtlicher Ausschweifungen befallen wird. 6) Ist noch die bis jetzt nicht genügend erklärte, aber durch zahlreiche Beobachtungen festgestellte Thatsache zu erwähnen, daß Weiber weit seltener als Männer epidemischen Einflüssen unterliegen.

In prognostischer Beziehung gestaltet sich das Verhältniß so, daß das Weib in Folge der geringeren Energie der Reaction geneigter zu chronischen als zu acuten Krankheiten ist, und daß die acuten seltener zu gefährlicherer Höhe sich steigern. In Bezug auf chronische Krankheiten ist die Prognose den Weibern ungünstig, indem, außer der vorhandenen Neigung dazu, Schwächezustand bei ihnen leichter eintritt und sowohl durch die periodisch wiederkehrenden Geschlechtsstörungen, als besonders auch durch Schwangerschaft, Wochenbett und Säugen unterhalten wird.

Nachdem wir die Bedingungen, wodurch die Gestaltung der Verlauf u. s. w. der allgemeinen menschlichen

I. Capitel. B. B. u. A. Erste Section. XLVIII.

Krankheiten abgehandelt werden, sobald sie einen weiblichen Organismus befallen, angedeutet haben, wenden wir uns zu der Betrachtung der dem weiblichen Geschlechte ausschließlich zukommenden, aus dessen Geschlechtsfähigkeit entspringenden Krankheiten.

Nach vollendeter Ausbildung des weiblichen Körpers wendet sich die bildende Thätigkeit der Epithäre der Genitalien zu. Dies zeigt sich zuerst in dem Erscheinen einer, nur dem Weibe zukommenden, Function: der monatlichen Reinigung, Menstruation, d. h. einer in regelmäßigen Perioden (von je 28 Tagen) wiederkehrenden Entleerung dunkeln, nicht gerinnbaren, Blutes aus den Genitalien. Dieser Bluterguß hat einen doppelten Grund: der allgemeine liegt in der überreichlichen Blutbildung im weiblichen Körper, der örtliche in der vorherrschenden Richtung der weiblichen Bildungsthätigkeit auf die Zeugungstheile, woraus folgt, daß der Mangel oder die Prävalenz eines der, zu seiner Hervorbringung und Wiederkehr nöthigen, Factoren die Ursache mannigfacher krankhafter Störungen werden kann und muß.

Der erste Eintritt der Regeln ist nach Klima und Menschenstämmen verschieden; Wädhgen südlicher Racen menstruirend meistens schon von 11—13 Jahren, und dies Verhältniß bleibt selbst nach sehr langjähriger Verlegung des Wohnorts der Ältern und Vorfahren in nördliche Gegenden dasselbe, oder ändert sich doch nur sehr allmählig ab (wie z. B. bei den Jüdinnen), bei den Nordländerinnen dagegen entwickelt sich die Geschlechtsreife in der Regel erst in dem Zeitraume vom 13—22 Jahre. Das erste Erscheinen der Menstruation gibt uns ein gesundes Körper Veranlassung zu einer Menge Störungen des Blut- und Nervenlebens, welche sich in mehr oder weniger heftigen Uterinbeschwerden, im Gefühl von Völsein, Schwere und Druck im Unterleibe, Ziehen in der Becken- und Lendengegend, in dem Gefühl, als wolle sich der Uterus durch die Scheide herabdrängen, in Kreuzschmerzen, Kolik, Magenkrampf, Erbrechen, allgemeinen Krämpfen, Ohnmachten, Blutwallungen, Herzlopfen, Brustbeklemmung, Kopfschmerzen, fieberhaften Erscheinungen äußern. Wenn nun schon die mit dem normalen Eintritte der Menstruation im gesunden Körper verbundenen Beschwerden nicht unbedeutend sind, so treten noch zahlreichere und weit gefährlichere ein, wenn die Reinigung in Zeit, Dauer, Quantität und Qualität von der Regel abweicht. Die Hemmnisse, welche das Zustandekommen der Menstruation überhaupt verhindern, sind theils allgemeine, theils örtliche. Wir haben oben angeführt, daß der weibliche Körper einer gewissen körperlichen Ausbildung und Reife bedarf, um im Stande zu sein, den Genitalien überschüssiges Blut zuzuführen zu können (wornin die Vollendung besteht, ist uns noch unbekannt, und wir können nur aus dem Grunde, daß bei Mangel an Crasor im Blute schon dagewesene Regeln erlöschen, die ungefähre Mutmaßung aufstellen, daß die Mischung des Blutes einen gewissen Reichthum an plastischen Stoffen besitzen müsse), und daß sich andererseits die Bildungsthätigkeit (nach ebenfalls noch unbekannten Gesetzen) auf das Erhaltungssystem richten müsse. Wenn diese Bedingungen ganz oder

theilweise fehlen, so treten zwar zuweilen Blutungen ein, jedoch nie ohne nachtheilige Folgen (wie Chlorose, Anämie). Zu den allgemeinen Symptomen gehören auch krankhafte Zustände anderer Organe, vorzugsweise Entzündungen und chronische Krankheiten, welche, wie sie überhaupt die Secretionen beschränken, so auch die Menstruation unregelmäßig machen, oder völlig unterdrücken. Bei einzelnen weiblichen Individuen, den sogenannten Maanjungfern, Viragines, findet sich eine Annäherung an den männlichen Geschlechtscharakter: sie zeichnen sich aus durch starken Knochenaufbau, eckige Form, stärkere Ausbildung des Kehlkopfes, rauhere und tiefere Stimme, Entwicklung von Barthaaren, kleine, feste Brüste, in psychischer Hinsicht durch Abneigung gegen weibliche Beschäftigungen, und meistens auch Abneigung gegen Weischaß; daß nun bei diesen die Menstruation ganz fehlt, oder doch nur spurweise erscheint, liegt im Gesamtschabitus, ganz besonders aber auch in dem fehlerhaften Structurverhältnisse der Genitalien, indem Bildungsfehler, wie Verlängerung des Kitzlers, äußerst enge oder ganz verschlossene Scheide, Verbindung der Harnröhre mit der Klotis, Vorliegen der Eiersäcke und Muttertrompeten (unter den allgemeinen Bedeckungen) vor dem Bauchringe, entweder insgesammt, oder doch theilweise vorhanden zu sein pflegen. Die örtlichen Symptomen können entweder vorübergehende sein, wie Krampf oder Entzündung der Gebärmutter u. s. w., oder sie sind anbauender, wie Mangel, Atrophie oder Mißbildung des Uterus, angeborener oder durch Krankheit erworbenener Verschuß der Scheide oder der vaginalen Portion des Gebärmutterhalses; hierher gehört auch ein Zustand, welchen Schönlank unter der Benennung weiblicher Evolutionkatrophie folgendermaßen schildert: Das Individuum bleibt klein, behält kindliche Züge, große Neigung zum Spielen, und wird auch geistig nur unvollkommen entwickelt. Das Becken ist flach und platt, und seine Durchmesser vergrößern sich nicht; die Brüste sind flach und nicht gehörig gewölbt; Haarwuchs an den Genitalien ist schwach, oder wird ganz vermisst. Die Menstruation tritt nicht ein und der Sexualtrieb fehlt. Dagegen ist der Brustkorb weit, obwohl Brustbeschwerden gewöhnlich, so daß die Kranken oft bekümmert sind; nicht selten auch Blut speien. Die meisten werden hysterisch und verfallen in Convulsionen, welche zuletzt einen tödtlichen Ausgang nehmen, andere sterben an der Lungen-schwindsucht. Bei der Section findet man den Uterus klein und zusammengeschrumpft, weiß, von einer ziemlich festen, membranösen, aber nicht knorpelartigen Textur; die Eiersäcke sind oft bis zu dem Umfang einer Erbse geschrumpfen. Außer dieser Art der Amenorrhöe, wo der Menstruationsdefect ursprünglich vorhanden ist, kommt noch häufiger die theilweise oder gänzliche Unterdrückung der schon dagewesenen Regeln vor. Dies kann in Folge allmählig oder plötzlich wirkender Ursachen entstehen. Pöblich werden die Regeln unterdrückt durch psychische Affecte, wie Jörn, Ärger, Schreck, Furcht, oder durch Ertüdtung, besonders der Füße, Genitalien und Brüste, durch Unterdrückung von Fußschweifen, durch übermäßiges Tanzen oder Weischaß zur Zeit der Menstruation, durch Fieber

oder Eintritt von Krankheiten. Ursachen des allmähligten Verschwindens und Aufhörens sind mangelhafte oder fehlerhafte Blutbildung, Säfterverfluß, schwere Krankheiten, mangelhafte und ungenügende Ernährung, Ubergewicht der individuellen Reproduction (weßhalb fetter Weiber seltener und sparsamer menstruiert und einerseits bei Aufhörens der Regeln oft schneller Beileidheit eintritt), örtliche Krankheiten des Uterus, der Eiersäcke oder der Scheide (z. B. Entzündung, Wassersucht, Scirrhus, fibroide Geschwülste, Atrophie), endlich auch Krankheiten der Haut, des Gehirns, der Lungen u. s. f. Als dritte Art der Amenorrhöe ist noch der Zustand zu erwähnen, wo nicht sowohl das zu entleerende Blut und der Drang desselben nach den Genitalien fehlt, als vielmehr durch örtliche Hindernisse (wie Blut- oder Schleimpfropfe) der natürliche Weg versperrt, und somit eine Zurückhaltung des Blutes verursacht wird. Die Folgen aller dieser drei Arten sind wesentlich dieselben, nur natürlich dem Grade oder der individuellen Disposition nach verschieden. Durch die Zurückhaltung des Blutes entsteht ein Zustand von Überfüllung des Gefäßsystems, und das von den excrementiellen Stoffen nicht gereinigte Blut kann durch fehlerhafte Beschaffenheit als fremdartiger Reiz auf die verschiedenen Organe wirken, und es können sogar die zur Ausscheidung bestimmten (näher aber noch nicht ersuchten) Bestandtheile die Mischung des Blutes selbst verändern und somit Dyscrasie erzeugen. Es ergibt sich hieraus von selbst, daß die meisten durch Amenorrhöe verursachten Krankheiten unter der Form von Gengenien, Ectasie, Entzündung und Hämorrhagie auftreten, und so sehen wir denn auch Gengenien nach dem Gehirne, Lunge, Leber, Magen, Darm, Niere, Rückenmark, Entzündungen ebendieser Organe, Blutungen aus allen Schleimhäuten der Nase, Mund, Magen, Darm, Lunge, Harnorgane, aus der äußeren Haut, aus Geschwüren, sogar aus den Augen und den Brüsten entstehen. Diese vasculären Blutungen (die sogenannten *menses devi*) sind jedoch minder gefährlich, und sie verschwinden schnell und meistens ohne nachtheilige Folgen der Wiedereintritt der Regeln (so kann z. B. Hämorrhöe zwar zu Schwindelsucht führen, oder auch Jahre lang dauern, ohne das Leben der Kranken zu gefährden); diese Blutungen treten gewöhnlich zu der Zeit ein, wo sonst die Regeln zu fließen pflegten, und erscheinen zuweilen an mehreren Stellen zugleich, oder wechseln auch den Ort. Außer diesen Störungen des Blutumlaufes sind gewöhnlich ein ganzes Heer von Neurosen vorhanden, wie Hysterie, Epilepsie, Chorea, Katalapsie, Cardialgie, überhaupt Neuralgien verschiedener Art, Commotivulturns, Lähmungen und Gefäßstörungen. Endlich können auch Desorganisationen entstehen, welche zu Phthisis, hektischem Fieber, Hydroph und Tod führen.

Ehe wir von den durch Menstruationsmangel verursachten Störungen zu den durch zu starken und häufigen Bluterguß bedingten Krankheitszuständen und Krankheiten übergehen können, müssen wir einer dem weiblichen Geschlechte eigenen Krankheitsform, der schon erwähnten Chlorose, Bleichsucht, Erwähnung thun. Diese charakterist

sich im Allgemeinen durch folgende Erscheinungen: wachstümliche, oft gelbliche Blässe der äußern Haut, der Schleimhäute, der Bindehaut, der Lippen, der Zunge und des Zahnfleisches; allgemeine Kraftlosigkeit und Ermüdung bis zur Ohnmacht bei jeder Anstrengung; melancholische Stimmung, Hang zum Weinen, zur Einsamkeit, Trübsinnigkeit; Schlummersucht; bestigen Kopfschmerz, vorzüglich in dem Hinterhaupte sitzt; schlaffe Muskeln, Ödema der Haut (Xugentriebe); Abmagerung; Frösteln, auch äußerlich fühlbar; Herzklopfen, Herzschrillen und ein eigenthümliches Atriergeräusch; Puls klein, frequent, jittersnd, weich — oft vibrirend, ansehend hart und gespannt; Schwindel, fliegende Hitze; Athembeklemmung beim Gehen, Treppengehen; Appetitlosigkeit — Gelfüße nach ungesunden Dingen (Kaff, Erde), oder fauren Substanzen; Verdauungsbeschwerden; Druck im Magen, Sodbrennen, Magensäure, saures Erbrechen, Flatulenz, Verstopfung, zuweilen mit Durchfall wechselnd; Harn sparsam, bleich.

In allen diesen Symptomen bietet die Chlorose das vollständige Bild der Anämie da, mit welcher sie auch in den Ursachen übereinstimmt, indem sie entweder durch abnormen Verbrauch des Blutes, oder durch Leiden, von welchen die normale Blutbildung beeinträchtigt wird, oder durch Hemmung der Erwerdung im Blute, oder durch örtliche Hemmung des Blutumlaufts, oder durch Entziehung der Normalquantität des Blutes eines Organes durch antagonisirende Attraction eines andern Organes entstehen kann. Es kommen aber zu diesen als eigenthümliches Moment die Störungen der Menstruation. Gewöhnlich nämlich fehlen die Menfes ganz, oder fließen doch wenigstens sehr schwach, sind mehr serös und schleimig, als blutig; sie können jedoch auch sehr stark fließen, und doch Chlorose vorhanden sein. Ganzlitz (Handbuch der medicinischen Klinik. I. Bd. S. 34. Note) stellt folgende Unterschiede des Verhältnisses der Genitalienfunction zu der Bleichsucht auf:

- 1) Bleichsucht ganz junger Mädchen mit noch vollkommen unentwickelten Geschlechtsorganen. Keine Spur von Monatsfluß.
- 2) Voreilige Menstruation im Verhältniß zum Alter und zur vegetativen Ausbildung des Subjects; das durch Bleichsucht.
- 3) Übermäßige Menorrhagie, welche die chlorotische Anämie bedingt.
- 4) Zu frühzeitige Verheirathung.
- 5) Zufällige Unterdrückung der Menstruation oder Menstrualmola in einem nicht blutend ausgetreten Körper.

Eine längere Dauer und ein weiteres Umsichgreifen dieses Leidens hat gewöhnlich traurige Folgen; es zeigen sich Nervenerkrankungen verschiedener Grades und verschiedener Form, wie Hysterie, Melancholie, Nymphomanie, Wahnwitz; die großen Anstrengungen des Herzens und der Arterien, durch schnelle, häufige Thätigkeit die mangelnde Energie des Kreislaufes zu ersetzen, kann Herzkrankheiten (Erweiterung) zur Folge haben; die Nitz kann

atrophisch werden; in strophischen Subjecten kann sich Psömie und Lungenphthisis entwickeln, und der Tod tritt durch diese Übergänge oder durch Erschöpfung, Dinnmacht, Diarrhöe, heftiges Fieber ein.

Nachdem wir so die Zufälle und Folgen des Schmerzes, dessen, der zu frühen und der mangelnden Menstruation überblickt haben, bleibt uns noch die Betrachtung des übermäßigen Monatsflusses, welche nicht weniger und oft bringendere Gefahren darbietet. Es gibt Familien, in denen alle Individuen an zu starker Menstruation erkrankt leben, und gewissermaßen endemisch sollen excessive Gebärmutterblutungen in hochgelegenen Gegenden sein. Anlage dazu haben im Allgemeinen alle weiblichen Individuen, welche die natürliche Vollständigkeit und Blutfülle durch sitzende luxuriöse Lebensweise, durch den häufigen Genuß spiritueller oder überhaupt reizend-nährender Substanzen steigern. Erregende Ursachen sind alle Reize, welche direct das Uterinsystem in den Zustand von Gefäßerregung versetzen, wie Schlag, Stoß, Fall, Reiten, Fahren, Dnase, zu häufiger Weischaft, warme Bäder, schlupfrige Romanlectur — aber auch zu große freiwillige oder unfreiwillige Enthaltensamkeit kann Veranlassung zu Blutandrang nach der Gebärmutter und zur Mutung aus derselben werden. Nicht unerwähnt darf ferner bleiben, daß das Zeugen von Schindbrüsten oder sehr enger Kleider durch Zusammenpressen der Brust und des Unterleibes eine der häufigsten Ursachen des Blutandranges nach dem Uterus ist. Je länger diese Mutung dauert, je häufiger sie wiederkehrt und je schwieriger die Entfernung der Ursachen ist, desto gefährlicher wird sie; sie zieht dann alle Folgen des Ertverlusses die zur Erschöpfung nach sich, und kann auch durch zunehmende Erregbarkeit des Nervensystems, besonders aber durch Umwandlung der activen Mutung in eine passive höchst bedenklich werden, indem sie (ganz abgesehen von dem allgemeinen Ert- und Kraftverluste) Ursache örtlicher Krankheiten und Desorganisationen des Uterus, der Unfruchtbarkeit wird.

Bevor wir nun zu der Betrachtung der Genitalienfunction in ihrer größten Thätigkeit übergehen, müssen wir noch ein Wort über die Seelenstörungen, welchen Krankheiten und Missbildungen der Geschlechtsorgane im Allgemeinen, besonders aber Störungen im Menstrualfluße, zu Grunde liegen, anfügen. Die Charakteristiken sich im Allgemeinen in einer dreifachen Hinsicht: 1) zeichnen sie sich durch eine fixe Idee aus, welche in Bezug zu den Geschlechtstheilen oder dem Geschlechtstribe steht, oder 2) treten sie unter der Form der ektatischen Schwärmerei auf, oder 3) zeichnen sie sich durch Wundried aus, welcher sowohl gegen die eigene Person, als gegen Andere gerichtet sein kann. Von ganz besonderem Interesse aber sind für den Psychologen und den Trenarzt die psychischen Krankheitsformen, welche mit Entwicklung der Sexualphäse (und mit dieser des Fortpflanzungstriebes) zeitlich und ursächlich zusammenhängen. Dieser beschreibt die mit der Evolutionsperiode oft zusammenstreffende psychische Crallation mit folgenden Worten: diese Anfälle zeichnen sich durch ungewöhnliche Äußerungen des Geistes, durch Scharfsinn, Verstand und Witz, durch poetisches Feuer

und rednerische Betheiligkeit, und zuweilen durch wunderbar zutreffende Voraussetzungen aus. Die eine Kranke ist z. B. im Stande, bei mittelmässigen Rechnungserkenntnissen die schwersten arithmetischen Aufgaben schnell zu lösen; die andere die treffendsten Antworten auf schwer zu lösende Fragen zu ertheilen; die dritte mit der größten Hülfe von Bildern ihrer Imagination in dichterischer Sprache zu reden, oder Reden zu halten, von denen man schwören sollte, sie seien mit Fleiss ausgearbeitet und mit Mühe einkubirt worden. So traten in den Versammlungen der Quäker, Methodisten, Herrnhuter, Pietisten und anderer ähnlichen Vereine zuweilen ganz junge Personen von dem einen oder dem andern Geschlechte auf und hielten mit dem größten Feuer der Betheiligkeit und mit dem firen Wahne, durch einen unmittelbaren göttlichen Einfluß begnadigt zu sein, oft stundenlange Reden. Der mythischen und religiösen Melancholie, welche eine der am häufigsten durch Hemmung der Menstruation verursachten Formen ist, haben wir oben kürzlich erwähnt. Ausser diesen Arten psychischer Erkrankungen sind aber noch, und zwar namentlich auch bei Hinderungen in dem ersten Erscheinen der Menstruation, Störungen in dem Begehrungsvermögen, Triebe der verschiedensten Art zu bemerken. Wir müssen die häufiger vorkommenden und constatirten hier übergehen, um einige Worte über den merkwürdigsten unter allen diesen Trieben, den Brandstiftungstrieb, oder (wie ihn Einige nennen) den krankhaften Lichttrieb, einschalten zu können. Wir können uns dabei nicht auf weislaugere Wierlegung der Criminallisten und Ärzte, welche die Existenz dieses Triebes als eines in der Evolution, und zwar in gestörter Geschlechtsentwicklung begründeten, leugnen, und ihn nur aus jugendlichem, kindischem Uebermuth, Bosheit, Schadenfreude, Rachsucht u. s. f. erklären, einlassen, da diese oberflächliche Ansicht durch zu viele Thatfachen zurückgewiesen wird, welche sämmtlich erweisen, daß bei allen diesen brandstiftenden Individuen das Alter gerade in die Periode der Entwicklung, der welcher meistens noch Hemmungen und Störungen ärztlich nachgewiesen wurden, fällt; wir wollen nur in möglichster Kürze die Ursachen der Entstehung dieses Triebes zu erklären suchen, und darin Friedreich (Allgemeine Diagnostik der psychischen Krankheiten) folgen. Er stellt folgende Sätze auf: Die Erscheinungen und Gestaltungen des somatischen und des psychischen Lebens geschehen nach derselben Form. Wie die Geistesseite der Seele dem Sinnen- und Nervenleben des Körpers, die Willensseite der Seele der Bewegungsthatigkeit des Körpers entspricht, so entspricht die Gemüthsphäre der Seele der somatischen Bildungsthatigkeit, welche beide im Allgemeinen mit dem Ausdruck „Begehren“ und zwar erstere als psychisches, letztere als somatisches Begehren bezeichnet werden können. Ist aber so die Analogie zwischen dem Gemüthleben und der bildenden somatischen Sphäre in physiologischer Hinsicht gegeben, so wird auch ihr Wechselverhältnis in pathologischer Hinsicht klar. Die Periode der Pubertät ist nun aber die Periode einer mächtigen somatischen Bildungstendenz, eines weit um sich greifenden somatischen Begehrens; wird nun der Körper hier in

seiner Bildungstendenz gehemmt oder unterbrochen, so gestaltet sich eine Übertragung dieses, in seiner vollen Thätigkeit bestehenden, somatischen Begehrens auf das Gemüth (als entsprechende psychische Seite), und es tritt nun in diesem ein abnormes Begehren auf. Die Erklärung des speciellen Feuers oder Lichttriebes findet sich in der Beziehung des Lichtes zur Psyche überhaupt, und dann in überwiegender Nothwendigkeit und Zurückdrängung des arteriellen Blutes insbesondere. Hierbei ist folgendes zu bemerken: Das Leben des Menschenkörpers ist durch das Leben des Erdkörpers bedingt; die Gesetze des individuellen Lebens sind den Gesetzen des universelleren Erdenlebens unterthan, und die Gesetze der Wabsterverwandtschaften leiten die Theile des Universums an einander. Das sich Verwandte sucht sich in der Natur. Sowie nun im makrokosmischen Leben Licht und Sauerstoff als die edelsten Potenzen sich darstellen, so sind im Menschenleben das arterielle und Nervensystem und die durch letzteres vermittelte psychische Sphäre die idealsten Potenzen. Es müssen demnach diese idealen Potenzen im Menschenkörper: Nerve (und Seele), die idealen Potenzen des Weltkörpers: Licht und Sauerstoff, suchen, und es wäre somit im Allgemeinen der Trieb der Seele nach Licht erklärt. Es ist nun noch dieselbe Beziehung des Arterien-systems nach Licht zu erläutern. Die Beziehung der arteriellen Sphäre zu dem Licht und Sauerstoffe findet nun aber ganz offenbar statt, da das arterielle Leben seine Bedeutung nur durch Licht und Sauerstoff erhält; und es wird dadurch erklärt, warum beim Darmniederliegen des arteriellen Lebens oder Erhebung des venösen aus Kosten des arteriellen sich ein Trieb der Seele nach Feuer, eigentlich nach Licht, entwickelt. Daß dieser Zustand aber in der Pubertätsrevolution häufiger statthaben könne und werde, geht aus dem weiter oben Auseinandergesetzten hervor, wornach bei dem weiblichen Geschlechte überhaupt erhöhte Renosidität und in jener Periode ein specieller Drang des Blutes nach der Sexualsphäre sich findet.

Die Menstruation ist die Weibung und das Zeichen der Zeugungsfähigkeit; ihre Thätigkeit entfaltet aber die Zeugungskraft in der Schwangerschaft und bei der Geburt. Während dieser Periode concentrirt sich die bildende Thätigkeit des weiblichen Körpers auf die Ausbildung der die Frucht tragenden, umhüllenden und ernährenden Drüsen, auf die Entwicklung der Frucht selbst und auf die Vorbereitung der Ernährung des Kindes nach der Ausstossung aus dem mütterlichen Körper. Das Blut wird reichlicher bereitet und faserstoffreicher; es wird mehr und mehr nach dem Unterleibe gezogen, wo der überschüssige nicht verbrauchte Theil Stodungen, hämorrhoidale Beschwerden oder Gesehitionen nach Bauch-, Brust- und Kopfgegend, Einblutungen oder Blutflüsse erzeugt. Die gesteigerte Nerventhätigkeit, vorzüglich des Gangliennervensystems, hat Ohnmachten, Krämpfe, Erbrechen und krankhafte Gelüste zur Folge. Das durch die Ausdehnung des Fruchtalters veränderte Raumverhältnis der Bauch- und Brusteingeweide setzt die Thätigkeit der Lungen herab, indem es das Abwärtssteigen des Zwerchfells verhindert, und gibt so zu Asthma und Husten Veranlassung (welche

jedoch auch nervös oder congestiver Art sein können); in der Bauchhöhle selbst drückt es gewöhnlich Fieber der Verdauung, Stuhl- oder Urinbeschwerden, Krämpfe (die häufig ganz mechanisch durch Druck des Uterus auf die Splanchnica erzeugt werden) u. s. w. Es versteht sich, daß viele dieser Störungen in erhöhtem Maße, oder auch neue auftreten müssen, je nachdem die Schwangerschaft eine einfache oder mehrfache, eine regelmäßige oder unregelmäßige ist, oder wenn der Verlauf der Schwangerschaft durch allgemeine oder partielle Mißbildungen (ganz besonders des Beckens), oder organische Krankheiten (Uterus, Ektosie, Scheide) des weiblichen Körpers gestört wird.

Wir können hier unmöglich versuchen, ein, auch nur allgemeines, Bild aller während und in Folge der Schwangerschaft austretenden körperlichen und geistigen Störungen zu entwerfen, da einerseits sehr viele ursächlich und symptomatisch mit den unter den Menstruationsbeschwerden erwähnten Reizen congruiren, und andererseits z. B. die nach dem Ort, der Zeit, der Dauer, den Ursachen und Folgen ihres Erscheinens, wenngleich nur oberflächlich, geschilderten Blutflüsse während der Schwangerschaft, oder während und nach der Geburt für sich allein die Breite eines Artikels einnehmen würden. Wir müssen uns also darauf beschränken, einer, in ihrem innern Wesen noch nicht begreifenden, höchst interessanten Tatsache zu erwähnen: daß nämlich der Eintritt von Schwangerschaft im Stande ist, den Verlauf bedeutender Krankheiten (z. B. der Lungenentzündung) zu unterbrechen, diese zu suspendiren. Eine Erklärung dieses Factums ist noch nicht gefunden, man müßte denn den Satz: eine neue und mächtigere Krankheit ist im Stande, eine schon bestehende schwächere zu unterdrücken, mit Einigen dafür annehmen wollen; dieser Satz ist aber eben weiter Nichts, als eine fehlerhafte, weil zu weit gefasste, Hinstellung der Thatsache, denn es müßten sonst alle stärkeren (?) Krankheiten dieses Vermögen besitzen; aber es sind uns bis jetzt nur wenige bekannt, welche mit auch nur wenigen bestimmten Krankheiten in solchen Ausschließungsverhältnissen stehen.

Wenn der Uterus das Geschäft der Fruchtbildung vollendet hat, so tritt seine ausschließende Thätigkeit, der Geburtssatz, ein. Aus dieser Act gibt Veranlassung zu verschiedenen, zum Theil sehr gefährlichen, krankhaften Zuständen und Krankheiten. Er kann zu früh (abortus und partus praematurus), oder zu spät eintreten; er kann unvollendet bleiben (wenn die Nachgeburt, oder bei mehrfacher Schwangerschaft ein Kind zurückbleibt); er kann regelwidrig sein (wenn er nicht ohne Gefahr für Mutter oder Kind, oder auch gar nicht durch die bloße Naturkraft beendet werden kann). Die zu starke Behenständigkeit überläßt die Geburt; es treten Dämnmächten, Blutflüsse, Zerreißung des Damms, Vorfall und Umslipung der Gebärmutter, heftige Nachwehen ein; zu geringe und zu schwache Wehen bringen dem Kinde durch Verögerung der Geburtsperioden Gefahr, oder es kann dadurch entweder gänzliche Zurückhaltung der Nachgeburt, oder (z. B. in Folge theilweiser Lösung der Placenta) Gebärmutterblutfluss verursacht werden. Der Geburtsact kann ferner zu leicht oder zu schwer und zu langsam von Statten

gehen; es können Mißverhältnisse zwischen dem Bau, der Größe und Lage des kindlichen Körpers und den Gebärgorganen der Mutter stattfinden, oder es kann das Leben der Mutter und des Kindes durch Anwesenheit störender oder gefährlicher pathologischer Zustände Gefahr drohen.

Nach beendigtom Geburtsgeschäfte sucht der weibliche Körper die Gebärgorgane in den nichtschwangeren Zustand zurückzubringen; das allgemeine Sterben der Säfte und der Nothwendigkeit von dem disorganischen Centrum der Gebärmutter) nach der Peripherie zeigt sich in der vermehrten Hautthätigkeit, in dem Lochienflusse und in der Milchsecretion, welche letztere zur Ernährung des Kindes fortbauern muß, während die ersten nur zeitweise Bedeutung haben. Jede dieser Aufscheidungen aber kann nun wieder durch zu große oder zu geringe Menge, oder durch Zurückhaltung und Unterdrückung Veranlassung zu Krankheiten geben, indem das zur Aufschreibung Bestimmte Stoff zu localen Krankheiten (z. B. Entzündung und Verhärtung des Uterus, der Brüste), oder durch Verfection (?) Krankheiten anderer Organe (wie Gehirnverlängerung) verursacht.

Die Involutionperiode des weiblichen Geschlechts zeichnet sich vor der des männlichen durch die vielfachen Blut- und Nervenleiden aus, welche hauptsächlich durch das allmähliche Aufheben der Menstruation verursacht werden. Actioe und passive Congestionen und das ganze Heer der sogenannten hysterischen Beschwerden sind die gewöhnlichen Auslöser des weiblichen Greisenalters.

(Dr. J. Gruber.)

FRAUENLOB, ward von seinen Zeitgenossen anerkannt, geschätzt, verehrt, von den nächsten Jahrhunderten angestaunt, gepriesen, bewundert, von den Meisterängern, so lange ihre Schulen blühten, in lebendiger Ueberslieferung als Sangesfürst gefeiert; gleichwohl haben wir neben den verstreuten Andeutungen in seinen eigenen, zwar zahlreichen, aber trotz aller Berühmtheit doch beinahe nicht vollständig erhaltenen Gedichten nur spärliche Nachrichten über seine Lebensverhältnisse überkommen.

Schon über seinen Namen waltet Ungewißheit. Seit Cyriac Spangenberg (1598¹) nämlich gilt die Benennung „Frauenlob“ fast allgemein als Beiname, der dem Meister Heinrich deshalb geworden sein soll, weil er gegen die Eitelte der früheren Dichter und der Zeitgenossen von den beiden Bezeichnungen „Frau“ und „Weib“ jene vornehmlich gepriesen und über diese erhoben habe. Spangenberg folgte der zu seiner Zeit unter den Meisterängern umlaufenden Ueberslieferung, die allerdings alt ist, und

1) „Was diese Zeit und zuvor hat geteilt Herr Heinrich Frauenlob ein Künstler, und zugleich auch lieblicher Meisterfinger, soll nach etlicher Meinung ein Doct. Theologie gewesen seyn, hat alle seine Lieder, (die Er gemacht) zu Lob und Ehre der Weiblichen Geschlechtes gerichtet; daher Er auch den Namen bekommen daß Er Doct. Frauen Lob genannt worden.“ Nach Hausmann's Ausgabe aus Cyriac Spangenberg's Bude: „von der ihm und hochberühmten Kunst der Musica“ in Martin Opitz's Buch von der deutschen Poesie. 8. Ausgabe. (Frankfurt a. M. 1658. 12.) S. 163.

nach einigen Überschriften in der würzburger Handschrift *) zu schließen, wol gar bis in die erste Hälfte des 14. Jahrh. hinaufreichen mag, auch in der That durch Gedichte Frauenlob's unterstützt zu werden scheint. Ihr widerspricht aber ganz offenbar ein Gedicht, das notwithstanding in den Anfang des dritten Viertels des 13. Jahrh. gesetzt werden muß. In diesem tadelt Herman der Damen **), Frauenlob's väterlicher Freund und wahrscheinlich auch Lehrer in der Dicht- und Sangeskunst, den angebenden Jüngling, daß er ein *kiut* — und zum Überflusß setzt er hinzu: in *kindes jären* — sich anmaße, über die Bestimmung der Natur und der Religion abschöpfend zu urtheilen, und ermahnt ihn ausdrücklich, seinem Namen „Frauenlob“ gemäß zu dichten *). Er erinnert ihn erstens an den Ausspruch Reinmar's von Breiter: *Frouwenlop ist reinez leben* (MSHg. 2, 183^b), und beist ihm demnach die Schande meiden, die aus so hochmüthigem Übersehen entspringe, und vielmehr nach Ehre streben durch bescheidenes und sanftmüthiges Auftreten, welches Reinmar in seiner Stellung unter den preiswürdigen Eigenschaften der Frauen obenan stellt. Zweitens ermahnt er ihn, vor allem Andern aus seinem eigenen Namen Veranlassung zum Lobe der Frauen, zum Preise ihrer Liebe und ihrer Tugenden zu schöpfen; die Verherrlichung der Frauen werde ihm Niemand übel deuten können, während er durch Anmaßung und Selbstüberhöhung die Gutm. Gottes und der Menschen verliere. Zuletzt rath er ihm, Eigenlob zu meiden, dadurch werde sein Glück binnen wenig Jahren mächtig wachsen, und wenn er zum Manne reife, werde ihm Ehre daraus erblühen.

Darnach dürften diejenigen Gedichte Frauenlob's, in welchen die Benennung „Frau“ vorherrscht wird, wol schwerlich als Belege für Spangenberg's Behauptung gelten können, am wenigsten das berühmte Streitlied gegen Regenbogen und Rumezland. Denn als Regenbogen den Meister Heinrich kennen lernte, war dieser bereits berühmt, ward er schon unter die besten gezählt *). Es ergibt sich

vielmehr für die Auffassung dieser Gedichte ein ganz anderer Gesichtspunkt. Frauenlob hatte wenigstens einen Theil von dem Rathe des älteren Freundes beherzigt und manch schönen Spruch zu Ehren der Frauen und Jungfrauen gelehrt. Dem herrschenden Sprachgebrauche folgend, hatte er sich dabei in der Regel der Bezeichnung „Weib“ bedient; doch lag es nahe, vom eigenen Namen aus übergehend, auch die andere Benennung anzuwenden, wol gar zuweilen vorzuziehen *), und die Damen jener Zeit mochten sich das gern gefallen lassen *). Möglic, daß man ihn sogar darüber gestraft hatte. Nun kam Regenbogen und forderte zum Weibkreise heraus; da stellte denn Frauenlob ihm übermüthig das Paradoxon auf, die Benennung „Frau“ sei edler als „Weib“, wodurch er hinreichende Gelegenheit erhielt, seinen Gegner, auf den er ziemlich vornehm herabgesehen haben mag *), an Witz und Gelehrsamkeit zu überbieten. Diefelte Absicht vertrat in die erhaltenen Strophen eines anderen Singerkreises mit Regenbogen über die Frage: ob Gott und der Teufel geschaffen oder ungeschaffen seien *).

Sit irz, der meister, den man nennt Frouwenlop?
mit inwer Kunet al lät ir manegen enger op;
ich wüerte min genek dem inuwer al so grop:
des sul ir mich genietzen län durch zarter vrouwen giete.
Und singen wüllen wolt ich sielen in Untergant;
ad holt ir mich der alten reit sie widerwant.
jā got lät mich doch selber her zuozu genant.
das ich siuch hie bewunden län, des wotet sich min genant.
Frouwenet wüde rede hie genant.
und singen wüllen wolt ich sielen an der Min;
mir wart genet wile hie die besten enger sin;
und ist daz wot, daz lät nū mir hie werden sein
durch gotes muoter hoch geboren Mariā die vil reine.

MSHg. 3, 344^b sq.

*) Man vergleiche die Strophen der Etmüller 286 — 388 — MSHg. 3, 374 sq. Noch einem zweiten, innern Grund für den Gebrauch dieser Bezeichnung werden wir weiter unten kennen lernen. Vergl. Anm. 38. *) Wip bezeichnet die Frau ihrem Geschlechte nach, frouwe als Herrin, Herrschaftsgeleiterin. *) Dies zeigt sehr deutlich Regenbogen's Klage in dem Gedichte: Ich Regenbogen ich was ein ruit. MSHg. 3, 340^b — Mus. 2, 190. Er sagt dort grade heraus: Her Frouwenlop, lät inuwer sit und inuwer überwant. Vergl. MSHg. 3, 350. Eit. 10, 331. Eit. 28, 29) darf man wol auf Regenbogen beziehen, und in den Worten: und klopft also ein hammer, versteht eine mitleidige Anspitzung auf dessen früheres Dandwerb sehr. *) MSHg. 3, 375. Eit. 277 — 279. Das Frauenlob in beiden Fällen das Thema gestellt habe, schließt sich aus dem Texte, der dem Frauenlob gebührt: denn es ist wol anzunehmen, daß, wie bei den Provenzalen der Gegner mit den gegebenen Reimen des Herausforderers, so bei dem Teufelchen im Tone des Fragestellers antworten mußte. Dies verlangt auch ein dem Regenbogen zugeschriebenes Gedicht (MSHg. 3, 350^b): Ich lobe ein meisteringer schen, der mir antwert in diesem tēn ein guot berin oder waz es eines heren grunde, weder ist von wüchlichen trüwen Laynen vor den Meisterringen Nicht erhalten, als die Frauenlob'schen Bruchstücke, die wir nicht ganz sicher in jenen Strophen des Hörtwärtigers. Wenn der Reizende finden wir das Räthsel, brühen auch Regenbogen in der veränderten Reimform seiner Zeit sich gegen Frauenlob bekennt (MSHg. 3, 347^b — 349^a), und das freie Gedicht über ein gegebenes Thema, ebenfalls in der Strophe des Herausforderers. Auch in letzterer Form hat sich Regenbogen gegen Frauenlob vertheidigt, und hier, bei einander, seiner Bildung und Einseitigkeit zugehöriger Auf-

2) Der Marienleich ist in der würzburger Handschrift überschrieben: *Hie hebi sich an cantica concordanz meister Helene von Muen den frouwenlobs der ze Mentz sit begraben*; dazselbe findet sich auf Bl. 210 derselben Handschrift die Überschrift: *Meister Heinrich von Mischen der Frouwenlop genant*. (MSHg. 3, 355^b, 306^b). 3) MSHg. 3, 167 sq. Eit. 4 — 7. Eit. mütter Ausgabe der Frauenlob'schen Gedichte S. XXI sq. — Herman's Bericht über Frauenlob ergibt sich aus diesem Gedichte selbst, und wird dadurch bestätigt, daß Frauenlob unter allen lebenden Dichtern nur seiner allein rühmend andenk. MSHg. 3, 123. Eit. 51. Eit. 129, 17. 4) In demselben ist, daß Frauenlob selbst und die Zeitgenossen dem Namen nur dann den Artikel vorsetzen, wenn ein besonderer Nachdruck auf ihn liegt, wenn also auch vor jedem andern Namen der Artikel stehen könnte. Vergl. Eit. 286 — MSHg. 2, 352^b und Regenbogen bei d. d. Fagen 3, 346^b. — In früherer Zeit vermag ich den Namen, als von Indem geführt, nicht nachzuweisen. Später (1440) erscheint ein Johann Frauenlob von Weischedel im Anhang (I. als Schreiber einer Sammlung aus verschiedenen Gedichtbüchern, I. per me Jo. Frauenlob de colla epali majore); f. 23 b zeigt's Verzeichniß vor seiner Ausgabe des Schwabenkriegs Nr. 74. 5) Regenbogen bezieht ihn zugleich anerkennend, wach und wieder mit folgender Strophe, in der er ihn überdies selbst als Frauenlob, nicht als Heinrich, anredet:

Heinrich Frauenlob sammelte, wie die würzburger Handschrift uns belehrt und seine Wort- und Reimformen bestätigen, aus Meissen. Ausser ihm und dem Markgrafen Heinrich nennen die Handschriften unter den Dichtern noch einen Missenero (Schleibin; ferner einen alten und einen jungen Meissner. Der Name des alten Meissners scheint nur auf einem Irrthume zu beruhen, da die von einer einzigen Handschrift (der pariser) unter ihm mitgetheilten drei Strophen in Jönen Reimars von Jöweter und Konrads von Würzburg gedichtet sind. Auch der junge Meissner erscheint nur in der pariser Handschrift und zwar als Nachtrag von späterer Hand. Zwei unter seinem Namen stehende Strophen gehören unzweifelhaft dem Frauenlob, da sie in dessen langem Tone gedichtet sind und ihm von anderen Handschriften beigelegt werden. Auch die übrigen Strophen können Frauenlob's Eigenthum sein, obgleich sie nicht mit Sicherheit unter einen der vielen von ihm bezugten Töne zu bringen sind. Der neueste Herausgeber hat sie zuversichtlich aufgenommen, doch ohne sich gründlich zu erwählen¹¹⁾. Es bleibt demnach von den verschiedenen Meissnern nur der ohne allen Beisatz schlechthin so genannte als Heinrich's Landesmann und älterer Zeitgenosse übrig. Auch er genoss grossen Ansehens und hat viel gelebt, ward aber durch Frauenlob in Schatten gedrängt. Ob beide in irgendwelcher Beziehung unter einander gestanden haben, darüber ist Nichts bekannt.

Zeigt sich schon bei dem Meissner Einfluss eines gelehrten, von Geistlichen empfangenen Unterricht¹²⁾, so ist dies in noch weit höherem Grade der Fall bei Frauenlob. Ettmüller's Vermuthung, dass beide ihre Weisheit der Domschule zu Meissen verdankten, empfiehlt sich um so mehr, weil uns ausdrücklich berichtet wird, dass dort auch Unterricht in der Musik erteilt ward¹³⁾. Dasselbe gilt von Frauenlob's Nachtreter, Heinrich von Müglin¹⁴⁾,

gab, offenbar mit Mühe. In einer Handschrift noch dem 14. Jahrh. angehörenden Papierhandschrift der Weissbühl'schen Bibliothek stehen hinter Sprüchen des Zeichners drei ungedruckte Strophen, überschrieben: *de morte frauenclob*, welche, in Reimgeheft's Briefen gedichtet, ein Gegenstück zu den aus der colmarer Handschrift bekannten aus weit besser erhaltenen fünf Strophen dieses Meissners (MSHg. 3, 345 sq. Mus. 2, 187) über denselben Gegenstand bilden. Sie heissen: *Her taged ich wude von dir noch eloge das thut mir noch so her von frun 200 vel geerheit taged etc.* — Gegenüber's Verhältnis zu Frauenlob, was eine tiefer eindringende Untersuchung wohl verdient, hat Frauenlob's neuester Herausgeber kaum berührt und da gelegentlich mit einem Worte berührt v. d. Hagen scheint auf S. 633 des 4. Bandes seiner Uebersetzung eine Verdrängung desselben unter „Frauenlob“ zu vermissen; es ist mir aber nicht gelungen, sie aufzufinden.

10) Die sieben Strophen stehen bei Ettmüller unter Nr. 125 und 146, die übrigen unter Nr. 445—448 und als Fied XII und XIII. 11) Er verweist unter andern öfter auf Wäcker, aus dessen er Beziehung geschöpft. Gervinus weist ihm vor, dass er in Jönen (sage, die er von Geistlichen gelernt habe. Er gebe den rassen in dore wider. MSHg. 3, 38¹⁾. 12) *Discantibus puerorum duodecim ludum instituit in coenobio Afrano, qui Ispalis elemosynas viverent et in literis ac musicis eruditur.* *de Fabricius Chena.*, Ann. urb. Mian. lib. 1. ad ann. 1200. 13) Man vergleiche, was Gervinus (Ue. Geschichte 2, 154 ff.) aus Handschriften über dessen Gelehrsamkeit und Manier berichtet.

dem die Uebersetzung der Meissnerfänger gleiche Ehre erwieh. Die geistlichen Herren mögen des jungen Frauenlob's Vertiefung in die Abgründe der Mystik und die Epiphänien der Scholastik und seinen erfolgreichen Eifer im Ansammeln einer unfruchtbareren Gelehrsamkeit mit grossem Wohlgefallen belobt und geduldet haben; aber dem Dichter ist nur Nachtheil daraus entspringen. Schon Herman der Damen erkannte das, und warnte, wie wir oben gesehen haben¹⁵⁾, den Jüngling auf diesem Wege fortzufahren. Doch war jene Richtung von der Zeit zu sehr begünstigt und in Frauenlob's Natur zu tief begründet, als dass er seinem Hange hätte widerstehen können. Da nun diese Art und dieser Grad von Gelehrsamkeit nicht geeignet sind, den Geist wahrhaft zu erheben und frei zu machen, erzeugten sie in dem Dichter einen sehr unangenehm hervorbreitenden Gelehrtenstolz, und verführten ihn, in dem Bestreben, den nicht gelehrte gebildeten Dichtern gegenüber seine Überlegenheit kund zu thun, zu absichtlichem Haschen nach dunklen, tiefsinnig klingenden Ausdrücken, zu überflüssiger Darstellungsweise und zu weiterer gehoblen Anspielungen, welche schon für die Zeitgenossen einer Erklärung bedurften¹⁶⁾. Doch müssen wir, um nicht unbillig zu sein, auch nicht vergessen, in Rechnung zu bringen, dass Uebertreibungen und andere Fehler, die uns an Frauenlob missfallen, sich jenseits notwendig einstellen, wenn eine Kunst vom erröthlichen Gipfel herabsteigt. Haben wir doch daselbe, und nicht blos in der Dichtkunst, in unsern Tagen wiederum erlebt.

Schon früh gab sich Frauenlob auf die Wanderschaft und besuchte, gleich den übrigen Sängern seines Jahrhunderts, die Kunst- und prachtliebenden freigeigen Fürsten und Edelknechte. Allein der Sinn für Dichtkunst und veredelten Lebensgenuss war bei den Herren des inneren Deutschlands schon sehr geschwunden, und der traurige Zustand des Reiches nach dem Untergange der Staufer beschleunigte nur den Verfall des höfischen Lebens. An den Grenzen des Vaterlandes trieb die Kunst noch eine Nachblüthe; zu ihnen musste der fahrende Sänger sich wenden. Wie weit nun Frauenlob hergekommen auf seinen Reisen, in wie entfernten Gegenden er bekannt war, beweisen seine Lobgedichte. Wir haben deren übrig auf den König Erich von Dänemark, den Herzog Heinrich von Mecklenburg, den Markgrafen Waldemar von Brandenburg, den Fürsten Bislaw von Rügen, den Bischof Bisselbrecht von Bremen u. s. w.; verloren ist das von Ottomar von Hornem bezugte Nagelied auf den Tod König Bengel's von Böhmen. Aus gelegentlichen Ausführungen erfahren wir, dass er vom teutschen Könige Rudolf, von Herzog Otto von Niederbairern, Weinhard V. von Kärnten, Heinrich V. von Breslau genannt war.

14) Vergl. Anmerk. 3. 15) Ein Beispiel gibt die heilsbringer Handschrift Nr. 314, in welcher sich ein fast laienhaftes lateinisches Commentar zu einer Strophe befindet. MSHg. 3, 355 s. 800¹⁾. Ettm. 141 und S. 318. — Dieses, was uns gegenwärtig ganz unverständlich ist, würde wohl seine Erläuterung durch Vergleichung damals gangbarer Wörter, besonders theosophischer und philosophischer, finden, welche der neueste Herausgeber in seinen erklärenden Anmerkungen bisweilen nicht nach Gebühr berücksichtigt hat.

Genaue Zeitbestimmungen lassen sich hier, sowie bei seinen meisten Gedichten, fast gar nicht gewinnen¹⁶⁾. Die früheste Angabe aus seinem Wanderleben scheint in das Jahr 1278 zu fallen¹⁷⁾, die späteste bezeugt seine Anwesenheit bei des Markgrafen Balduins 8. Ritterfest zu Rossloh im Jahre 1311. Er mußte wol wandern und Gabe nehmen¹⁸⁾, denn er theilte (wenigstens in jüngeren Jahren) das Loos der meisten deutschen Dichter, die Armuth¹⁹⁾, und nicht immer ward ihm reicher Lohn, sobald auch er in die häufige Klage seiner Zeitgenossen über die Abnahme der Freigebigkeit edler Herren einstimmt²⁰⁾.

Doch verließ ihn das Glück nicht ganz²¹⁾. Es gelang ihm, einen Hausstand zu gründen²²⁾, und zu Rainz, wo er schon vor 1311 wenigstens vorübergehend gewohnt haben mag, einen festen Wohnsitz zu gewinnen. Die Sage macht ihn zum Gründer der dortigen Meistersingerschule, welche der Zeit nach die erste, auch den höchsten Rang in Zeutschland einnahm; eine Uebersetzung, deren Kern durch Ermüdung der uns sicher bekannten Verhältnisse bestätigt wird. Seil sich nämlich bei dem ritterlichen Adel die Lust am höchsten Gesange verlor, mußte natürlich auch der Charakter der lyrischen Dichtung ein anderer werden²³⁾. Der eigentliche Minnegefang verstummt. Wenn Frauenlob und seine Zeitgenossen noch von Liebe dichten, so geschieht es meist in Sprüchen, selten in Liedern, und auch die Lieder sind fast nie frisch aus dem Herzen gequollen. Dagegen überwiegt nun das lehrhafte Element; dogmatische und moralische Stoffe bilden den Hauptbestandtheil; neben ihnen werden allerlei Gegenstände des Wissens in Verse gebracht. Die Dichtung wird

ihrem Inhalte nach bürgerlich. — Wenn ferner die ritterlichen Dichter, so lange sie überall theilnehmende Zuhörer fanden, ihre Kunst mehr als Beiwerk betrachteten und ihren ritterlichen Beruf obenanstellten hatten, so giebt sich nun die Dichter in beilegendem Stolze zurück, und die vornehmste Kunst erscheint ihnen in immer höherem Lichte. Demnach werden auch die Anforderungen höher gestellt. Es gilt jetzt nicht mehr, den unbefangenen, lebensfrohen Zuhörer, sondern den schulegerecht vorbereiteten und auf sein Wissen stolzen Kenner zu befriedigen. Da giebt denn die Meister aus, um andere berühmte Meister aufzusuchen, wie Regenbogen den Frauenlob, und sich mit ihnen zu messen²⁴⁾. Die Gleichgesinnten schließen sich an einander, die in Ansichten Abweichenden treten gegenüber. Nicht große Ideen sind es, welche sie vereinigen oder trennen — ward doch auch die Nation damals von keiner großen Idee bewegt — sondern untergeordnete Rücksichten auf Personen, Formen, gelehrte Stoffe. Die Dichtung wird ihrer Schätzung nach bürgerlich. — Nachdem sie nun ganz in den Kreis bürgerlicher Anschauungen und in den Bereich eines schlichten bürgerlichen Fassungsvermögens überabgesunken war, da mußten natürlich auch die Bürger sich von ihr lebhaft angezogen fühlen, sich theilnehmend und thätig zu ihr verhalten. Wie sehr der Streit Frauenlob's und Regenbogen's die ebelichen Bürger bewegte, können wir recht deutlich daraus erkennen, daß er sogar nach ihrem Tode noch von Anderen in ihrem Namen fortgesetzt ward²⁵⁾. Wo sich aber Dichter zusammenfanden, wie Frauenlob, Regenbogen und Rumeislant, wo Herausforderungen geschahen, wie sie bei Frauenlob mehrfach in Andeutungen vorliegen²⁶⁾, und bei Regenbogen nicht bloß gegen Frauenlob klar ausgesprochen sind²⁷⁾, da muß man auch die Anwesenheit anderer Kunstgenossen voraussetzen, und eine Versammlung von Jüngern, die gesonnen waren, von den fangefundigen Meistern zu lernen, und die Genossenschaft mußte zu Folge der eben dargelegten Umwandlung der Verhältnisse auch äußerlich einen andern Charakter annehmen, als sie in der Würdigkeit des höchsten Gesanges getragen hatte, wenn Dichter und Lernende an Fürstenhöfen zusammentrafen. Sicherlich traten nicht foglich alle die streifenden Formen der späteren Meistersingerschulen ins Leben, aber daß gewisse Formen mit strengen Abstufungen sich alsbald geltend machten, ist nicht bloß mit Rücksicht auf die Gestaltung der Künste, Ritterorden und aller geschlossenen Gemeinschaften des Mittelalters vorauszusetzen, sondern wird auch durch Ausdrücke und Anbeutungen in den Gedichten Frauenlob's und Regenbogen's hinlänglich bestätigt. Es genüge hier, allein auf die verdan-

16) Ermittelter und Genutmachter bei v. d. Hagen MS. 4, 731 fgl. Gttm. S. XIX. 17) Ich was auch vil nâhen ze Rheim dâ Künz Rudolf hiez gien den werden gâhen: von Gttmüller und v. d. Hagen auf daselbst Schluß gegen Künz Dietrich von Rheim auf dem Ruchelste begreut. Gttm. zu 135, 4. MSHgn. 4, 722^a.

18) Ir herren . . . Ich wasse auch alle stunden, wem ich hân inuere gutt genomen. Gttm. 400, MSHgn. 3, 378. 19) dâ zuo der mangel mich nîht lât. Gttm. 357, 8. MSHgn. 3, 370^a. 20) Ah, wie boeset sint wir lant, wie gar ez nîht an seldem âbel Der vierten gabe mit vter hent und och der herren richs gabe gît niemen nîht, das selte ist gar. Gttm. 193. MSHgn. 3, 381.

21) Ich wil der Werlt unuoge nimmer tae geiehen, ei hât sô willerlichen lûn an manegen enden mir gegeben, daz herze und muot ir und ir nême ein durchwûntet wart. Wie môht mir von ir lûene mir lûz sin geschehen? Gttm. 425. MSHgn. 3, 402^a.

22) Die Werlt gap mir sô hiez ein wip: wie sâzer art ist worden kunt. Gttm. 425.

23) Dies bezeugt unter andern der etwas ältere Friedrich von Sumburg:

Ich sünge och wol von minnen liet
und von des meien toechten,
wie kûne lîp von liebe schiet,
ein vrient von sîner vrouwen;
diz sünge ich âlles und och mî:
sô lâtze ich umbe daz;
awdt tuot den edelen iungen wê
und âoesserer sanc, und tuot in schelten wip bl uwer baz.
MSHgn. 2, 355^a.

24) Vergl. Anmerk. 5. 25) Ein Beispiel davon aus der dem 15. Jahrh. angehörigen belebterger Donchsicht Nr. 392 bei v. d. Hagen MS. 4, 637 fgl. Anmerk. 11. Der achte Gabe von Frauenlob's Wissen gegen Regenbogen noch heimlich von Wûlke (Gerrens, Ed. Gttm. 2, 155), ein Mann, dessen Einfluß auf die meißelischen Dichter sehr bedeutend gewesen sein muß, da sein Name in der Uebersetzung der Eingeführten mit Frauenlob auf derselben ersten Linie steht. 26) Gttm. 363, 377, 8, 10. 27) MSHgn. 3, 344^a. Str. 4—6. 348. Str. 9, 10. 350. Str. 1—3 (7).

den Bedeutung des Wortes meistar zu verweisen²⁹⁾, was wohl offenbar einen unter den Kunstgenossen als ausgebildet anerkannten, gegenüber dem noch unter den Zeitgenossen verharrenden, bezeichnet. Wahrscheinlich hatte Frauenlob nur den ersten Anstoß zur Entstehung einer solchen Genossenschaft gegeben; wie weit sie durch den ihn überlebenden Regenbogen fortgebildet wurde, läßt sich um so weniger bestimmen, als die Gedichte des Letzteren, wie sie gegenwärtig vorliegen, noch gar sehr der kritischen Sichtung bedürfen.

Frauenlob starb zu Mainz am Abend des heiligen Andreas (29. Nov. 1318³⁰⁾). Er hatte sich bei seinen Mitbürgern so hohes Ansehen und bei den mainzer Frauen solche Liebe und Verehrung erworben, daß Frauen ihn laut weinend zu Grabe trugen und seinen Grabstein im Kreuzgange der Hauptkirche mit reichlichen, durch den ganzen Gang hindrömenden, Weinspenden besoffen³¹⁾. Aus der Stelle des Grabes hat man, wol zum April auch verleiht durch die Überlieferung der Meistersänger, geschlossen, daß Frauenlob ein höherer Geistlicher, etwa ein Domvikar, gewesen sei³²⁾. Aber die Überlieferung der Singschulen, die ihn zu einem Domherrn³³⁾, oder wenigstens zu einem Doctor der Theologie machte, hebt sich selbst auf durch die hinzugefügten Collegien — Heinrich von Müglin, Dr. theol., Klingor, magister artium, der starke Wegge, magister artium, oder wenigstens studiosus³⁴⁾, — und gegen den Geistlichen, der

auch schwerlich habender Sänger gewesen wäre, spricht schon die Verehrung (vergl. Anmerk. 22). Über die Vertheilung der Grabstätten wissen wir Sicheres in Beziehung auf den Dom zu Magdeburg, und bei der Uebereinstimmung kirchlicher Einrichtungen darf man die dort beobachtete Sitte als allgemein gültige ansehen. Dort wurden innerhalb des Domes begeben: Erzbischöfe nur in den Kreuzarmen und in der geraden Linie, die sich durch die Mitte des Hauptschiffes vom Chore nach dem Hauptportale zieht; Präbste auf der Gänge zwischen Hauptschiff und Nebenschiffen (zwischen den Pfeilern), oder auch vor den von ihnen gestifteten Altären in den Nebenschiffen; Dechanten nur in den Nebenschiffen; sämtliche übrige Domherren wurden in einer abgesonderten, durch den Kreuzgang mit dem Dome verbundenen, Halle bestattet³⁵⁾. Mitin blieb der Kreuzgang frei für Nichtgeistliche; denn daß auch er zu Begräbnissen benutzt ward, zeigen die zahlreichen Denkmäler und seine Bestimmung, den eigentlichen Kirchhof einzuschließen. Ist nun unter dem ambrosius Albert's von Straßburg ein solcher Kreuzgang zu verstehen, wie er sich häufig an alten Kirchen findet (z. B. in Magdeburg, Merseburg), worüber die mir unbekannte Localität der mainzer Hauptkirche entscheiden muß, dann fällt auch jenes Bedenken von selbst fort; und selbst wenn die Baulösche nicht zustimmte, vermöchte dieser Umstand den Dichter gegen die übrigen Häckerler und entscheidenden Gründe nicht zum Placere zu machen.

Bestehten wir Alles, was Ettmüller aus 16 Handschriften und Handschriftbruchstücken zusammengestellt hat, als echt, so sind uns von Frauenlob erhalten drei Leide, eine reiche Anzahl Sprüche in 448 Strophen und 13 Lieder in 51 Strophen, zu denen noch die drei oben erwähnten Strophen der Meusebach'schen Handschrift kommen³⁶⁾. Von den 35 Frauenlob'schen Tönen alter Meistergesangbücher kommen zehn sicher, acht mutmaßlich in Ettmüller's Ausgabe vor, jedoch noch 17 fehlen, während elf Töne in den Liedern hinzukommen. Ein reicher Vorrath in verschiedenartigen Formen! Schon durch diese Fruchtbarkeit überreicht Frauenlob seine Zeitgenossen, aber nicht minder durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts.

Leider ist ungefähr die Hälfte der erhaltenen Dichtungen durch scholastische Theologie und allerwärts her zusammengelesene Gelehrsamkeit verunstaltet: ein Fehler, der freilich dem Dichter und seiner, wie der nächstfolgenden Zeit als Vorzug galt. In solchen Inhalten gefiel sich dann stets eine dunkle und gefuchte Ausdrucksweise, deren Verständnis um so schwieriger wird, als uns gerade an solchen Stellen die Handschriften am schärfsten der Verderbnis anheimfallen. Das Prachtstück in dieser Gattung ist der lange bewunderte Leich auf die Jungfrau Maria, zu welchem das hohe Lied Salomons und die Offenbarung Johannis reichlich beigeleuert haben³⁷⁾. Wenn man

²⁹⁾ du machst uf meisters stule gesitzten wol. Frlb. Gllm. 266, 8. MSHgn. 3, 148. Str. 24.

der sich ab hē gesetzet hat
mit sange in meistersinger grāt
daz ein durchgründic meister nit
muoz mit im kunst allerer,
wie gar durchgründic er si ist,
er gebe im spacher meister daz
ze helfe: und solte ich halten pflicht
ich hielt es mit den viere:
sing uf, sing abe u. f. v.

Rumel. MSHgn. 3, 65²; vergl. mit Singsf. MSHgn. 3, 49². Str. 3, und besonders MSHgn. 3, 351² (man sieht leicht, wie wichtig der Regenbogen ist). Eine in strengen Formen gehaltene Schöpfung der Form und der als angeblich Anselm'schen bezeugt auch Frauenlob's Spruch 108 bei Gllm. (MSHgn. 3, 124²). ²⁹⁾ Die Chronik des Albert von Straßburg in dem Abdrucke bei Urkijus gibt 1317; die Chronik nach Braun's Untersuchung f. bei Ettmüller S. XXIX. ³⁰⁾ Es erzählt Albert von Straßburg (bei Urkijus, Script. Germ. hist. illustr. 2, 108), der seine Chronik bis zum Jahre 1378 geführt hat, also dem Ereignisse nicht allzu fern stand, selbst seine auch anderwärts erwähnte Glaubwürdigkeit wenigstens beibehalten in Zweifel gezogen werden darf, namentlich die von ihm angegebene Ursache (propter laudem infantis, quam imposuit omni generi feminis in dictaminibus suis), wie Vermuthung richtig bemerkt, durch die uns erhaltenen Gedichte Frauenlob's nicht hinlänglich begründet und befestigt wird. — Der alte Grabstein, welcher im Jahre 1774 beim Durchbrechen einer Thüre den den Arbeitern getrennt worden, ist zehn Jahre später durch einen neuen, ebenfalls ersetzt worden. Vergl. v. d. Hagen MS. 4, 739 und den von Ettmüller angeführten Brau in den Anarabiklittern des Vermeins für Literatur und Kunst zu Mainz. 1832. 4. Heft. S. 20 — 33. ³¹⁾ MSHgn. 4, 739. Anmerk. 3. ³²⁾ Ambrosius Wegger's meisterliche Freugung der Finger, bei Wasgenfeld S. 550. ³³⁾ Bei Pschmann und in vielen Meisterschulen.

³⁴⁾ Fr. Wiggert, Der Dom zu Magdeburg. (Magdeburg 1845.) S. 13. ³⁵⁾ f. Anmerk. 9. — Die Gächte der bei v. d. Hagen MS. 4, 741. Anmerk. 5 angeführten Strophe: Ich bin genannt der Frauenlob so dier ist, beweist ich. In der Hannover'schen Ausgabe von Epich's traulicher Portret des Jahres 1658 fehlt sie.

³⁶⁾ Der in einer meiner Handschriften erhaltene

aber Frauenlob in der Regel nur nach diesen Dichtungen beurteilt hat, so hat man dem Dichter ein großes, dem Menschen vielleicht ein noch größeres Unrecht zugefügt; denn in der andern Hälfte seiner Sprüche, wo er frei von dem doppelten Joch der Kirche und der Schule dem praktischen Leben unmittelbar gegenübersteht, zeigt er sich in einer ganz andern Gestalt. Hier lernen wir ihn kennen als einen echt bürgerlichen Charakter im besten Sinne des Wortes, geziert mit Tugenden, die wol geeignet waren, ihm die Liebe und Achtung seiner Mitbürger zu gewinnen. Hier kommen seine Sprüche vom Heren, sprechen wieder zum Heren. Obenan steht die vorzügliche treue Tugend, die Treue. „Er wird sowohl im Allgemeinen gepriesen“), als in besonderer Hinsicht auf bestimmte Lebensverhältnisse, namentlich auf dasjenige zwischen Mann und Frau. Die Poesie der Ehe hat bei Frauenlob das Übergewicht über die Poesie der Liebe, und dies ist ein innerer Grund, der ihn häufig zum Preiser „Frauen“, d. h. der Verehrlichen, der Mütter, führte“). Doch wurden wir sehr irren, wollten wir ihn deshalb für einen streifen Bedanten halten, der Schalk hat sich auch bei ihm Plätzen gesichert“); ein Beweis, daß Frauenlob's Moral auf tieferem Grunde ruhte, als auf dem Eßstiele der Schule, daß sie, aus einer von Natur tüchtigen Gesinnung entsprossen und durch die Erfahrungen eines bewegten Lebens abgelmäßt, auch befähigt war, in Anderen fruchtbarer Samen auszustreuen. Solche Wirklichkeit fand ohne Zweifel eine kräftige Unternehmung auch in dem Grundzuge seines Charakters, den wir als milten, maßhaltenden, aber strengen Ernst bezeichnen müssen“). Diesem entsprechend erhebt er seine Stimme kräftig gegen alles Unrecht, gegen Unterdrückung, Hinterlist und Pflichtvergessenheit, und zeigt jedem Stande, jedem Alter, was seine Aufgabe sei. Er eifert gegen die Übergriße des römischen Hofes“), gegen die Sittenlosigkeit und Habgucht der Pfaffen“), gegen die Umtriebe der Klöster“), den Lebenswandel der Bettelmönche“), gegen den Verfall der Hofgucht und die Abnahme ritterlicher Gesinnung“), und

erklärt dagegen den Mittern ihre Pflichten“), der Jugend ihre Aufgabe“). Und als man ihn wegen seiner scharfen Zunge tadelte, da vermahnt er sich in einem fernsten Sprüche, daß er nur seine Pflicht gethan; denn wer dem Bösen beistimme, mache ihn ärger, wer dem Guten ob seiner Tugend dankt, ermuntere ihn zum Weiterstreben“).

Zu solchem freien und mutigen Auftreten befähigte unsern Dichter seine Gemüthsamkeit, die fern von dem Dasein nach den Gütern dieser Welt in beschuldeter Lage sich befriedigt fand. Seinem Lobe der Armuth“)) fühlt man es an, daß es aus eigener Erfahrung entsprungen, so recht aus innerer Überzeugung hervorgegangen ist. Nicht herbe Entsagung ist es, die ihn solche Weisheit gelehrt, ihn mit so beschänkter Stellung verböhnt hat; denn er hat sich jugendliche Frische und lebendige Theilnahme an Allem, was die Welt Schönes und Reizendes bietet, bis an sein Ende bewahrt. Er hat Vater, Mutter, Schwester, Bruder und Verwandte dahin herben sehen“), doch hängt er noch mit ganzem Herzen am Leben, und klagt in ruhrender Weise, daß er nun Alles, Alles, auch seine schöne Kunst, sein Singen, dahinten lassen und dem gelimten Tode folgen soll“). Doch ergibt er sich in das Unvermeidliche und empfiehlt seine Seele der Fürbitte der liebenden Gottesmutter.

So finden wir denn in Frauenlob überall, wo er frei von dem übten Einflüsse und dem Beirath der Schule dastet, einen frischen, offenen und biederen Mann. Auch der Dichter gewinnt auf diesem Felde. Sprachgewandtheit und Beherrschung der schwierigsten Versformen zeichnen ihn zwar auch in jener Hälfte seiner Dichtungen aus: aber hier erst strömt der volle, klare und wohl lautende Fluß seiner Darstellung, hier zeigt sich auch oft der knappe Ausdruck des Spruchwortes. Zwar ist es nicht eben eine hohe, schwebende Wiegung, eine fülle tiefer Gedanken, die sich herrschend in seinen Versen ausspricht, und eine reiche, schwärzliche Phantasie würde man in diesen Sprüchen vergeblich suchen; doch darf er den Vergleich mit seinem seiner Zeitgenossen scheuen, und wenn ihm literaristischer kurzweg alle Poesie abgesprochen haben, dann ließen sie sich wahrscheinlich durch den Eindruck der freilich zunächst in die Augen springenden Vers-

Anfang einer alten lateinischen Übersetzung besitzen steht bei Ottmüller.

37) Ottm. 205—207. MSHgn. 3, 384^a. 38) Bergl. Anmer. 6. Die Beweisstellen einzeln anzuführen, ist bei dieser Stelle nicht möglich. Es genüge, auf folgende Sprüche hinzu: Ottmüller zu Ottmüller 206—222, 226—230, 273, 306—388.

39) *Nurlich man ze einen vrouwen kint
da er si tougen eine hilt,
Lut er si von im dā ze stant
das ir besocht von im kein rilt.
So sint ir stant dā geirde
das si gedechet: „woener wilt,
da hilfst doch die vrouwen nikt;
dā von wil ich dich abe lōn.“*

Ottm. 230. MSHgn. 2, 350^a. Bergl. Ottm. 220. 214 sq. MSHgn. 2, 349^a. 40) Bergl. die Sprüche bei Ottm. 103, 109 sq. 41) Ottm. 336 sq. MSHgn. 3, 363. 42) Ottm. 22—34 = MSHgn. 3, 356. Ottm. 290—301 = MSHgn. 3, 356, 157. Ottm. 342, 343 = MSHgn. 3, 364 sq. 43) Ottm. 53 = MSHgn. 3, 118. Ott. 35. 44) Ottm. 255 = MSHgn. 3, 351. Ott. 6. 45) Ottm. 53—58 = MSHgn. 3, 118, 119.

46) Ottm. 88—94. 244—246 = MSHgn. 2, 353. Ott. 3. 460. Ott. 2. 461 sq. Ott. 6—10. 145 sq. Ott. 9—11.

47) Ottm. 125 = MSHgn. 3, 232. Ott. 1.

48) *Man gich, ich si ein teil ze scharpfer worte
in wānem enage; jā ich aller orte,
ich wil gē lōn ane ane ane,
werne ich an eine empfindet.
In wānem sange ich offentlich wil strafen*

.....
*Sud man dem boesen hillet mit
dā ergert sich sin iet, als si
unt werdert deute krecker;
man sol dem vrouwen milten danken slere tugent,
in lūtet deute bōz ze tun nāch siner maged.*

Ottm. 401 = MSHgn. 3, 378^a. 49) Ottm. 201. 309 = MSHgn. 3, 382. Ott. 32. 360. Ott. 3. 50) Ottm. 114 = MSHgn. 3, 125. Ott. 62. 51) Ottm. 283. 284 = MSHgn. 2, 351 sq.

hinfälligen Strophen bestimmen und von gleichmäßiger Prüfung sämtlicher Gedichte abschneiden.

Was uns von Frauenlob's Gedichten erhalten ist und jugendlich war, ist nun zusammengestellt nach dem zufälligen Inhalte der einzelnen Handschriften durch von der Hagen an verschiedenen Orten seiner Minnesinger, wo sich auch die früheren Drucke einzelner Stücke verzeichnet finden, und in übersichtlicher Anordnung nach Äonen und Verwandtschaft des Inhaltes durch Ettmüller³³⁾. Beide haben bei allem Verdienste ihrer Arbeiten, das durchaus nicht verkannt wird, der Kritik und Ergreifung noch ein reiches Feld übrig gelassen. Ettmüller sieht in Frauenlob auch den Dichter des Wartburgkrieges und des Hohengrins (S. 353 fg.). Er will das an einem anderen Orte gründlich beweisen (S. 342 zu Str. 265). Das scheint in der That recht wünschenswert; denn was er bis jetzt dafür aufgestellt hat, beweist gar Nichts. Ein gründlicher Beweis muß beginnen mit Widerlegung der beiden Rezensionen Bachmann's, von Zeune's Ausgabe des Wartburgkrieges (Zeitschrift lit.-Zeit. 1820. Nr. 96. 97) und von Robertstein's Abhandlung über denselben (ebendasselbst 1823. Nr. 194. 195).

Über des Dichters Leben und Werke haben Beachtenswertes geschrieben: B. J. Voren in der Münchener Aurora. 1804. Nr. 92. 93. 100; G. E. Braun in den Quartalblättern des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz. 1832. Heft 4³⁴⁾; von der Hagen im Museum für altteutsche Literatur und Kunst 2, 156 fg., und ausführlicher, doch ohne Schärfe und Ergiebigkeit, in seiner Ausgabe der Minnesinger 4, 730—742; Ettmüller mit brauchbarer Zusammenstellung von Tatsächlichem und einer Zugabe von Hypothesen in der Vorrede seiner Ausgabe; endlich Gervinus im zweiten Bande seiner Geschichte der vortheilhaften Nationalliteratur der Deutschen S. 3—45³⁵⁾. Gervinus läßt dem Frauenlob zwar nicht volle Gerechtigkeit widerfahren, doch sagt er über den Dichter und seine Zeit bezeichnendes das Beste. Hier sind fruchtbare Gedanken, glückliche Streichlichter, ein Erfassen der ganzen Zeit, ein Raffstab nach großen Verhältnissen. Aus seiner Darstellung habe ich ohne Bedenken Manches aufgenommen, weil ich es nicht besser zu sagen wußte.

(J. Zacher.)

FRAUENMARKT, ungar. Báth, slav. Batonce, ein dem Fürsten von Eperbász gehöriger großer Marktflecken und Hauptort des gleichnamigen Bezirkes (Bezirksstuhles, Processus), in der bonthei Weizenpflanzung, im Kreise dieses der Donau Niederungsrums, mit 200 Häusern, 2200 Einwohnern, einer eignen katholischen Pfarre, einem Pastorate der Evangelischen ausburgischen Confession, einer katholischen Kirche und Schule, einem Betshause der Lutheraner, einem Postamt, besuchtem Jahrmärkten; die Einwohner gewinnen auf dem guten Boden

Wein, Getreide und Tabak. Der nach diesem Markte benannte Gerichtssitz enthält eine königliche Frei- und Bergkammer, 34 Dörfer und drei Prädien. (Frauenmarkt liegt unter dem 48° 17' 48" nördl. Br. und 36° 24' 27" östl. L. von Ferro.) (G. F. Schreiner.)

FRAUENMAUER (die), ein hoher, steiler Felsenberg der Steiergemeinde Schattenberg im breiter Kreise der obern Steiermark, der sich am Ende des Hölzgraben erhebt. Durch den ganzen Berg geht eine sehr ausgedehnte Höhle hindurch, welche, wiewol sie durchgehends nur im Übergangsfalle vorkommt, somit in geologischer Hinsicht nichts Merkwürdiges darbietet, doch ihrer Ausdehnung und der Höhe der Wölbungen wegen vielleicht in Steiermark keine ihres Gleichen hat. Sie erstreckt sich durch den ganzen Berg hindurch, ist verschiednen doch und weit, birgt in einem ihrer Theile eine Eishöhle, in der das aus den Felsenwänden stehende Wasser in den heißen Sommermonaten lebenswerthe Eiskügel, Eiskäben, eine spiegelglatte Decke am Boden bildet. Fossilien, Versteinerungen und Thierknochen sind in ihr noch nicht aufgefunden worden³⁶⁾. (G. F. Schreiner.)

FRAUENSEE (der), auch die Frauenlache genannt, ein See im Bezirke Judenburg und auf dem Gebiete der Gemeinde Pfisch, im judenburger Kreise der obern Steiermark, der einen Flächenraum von fünf Joch hat, aus dem der Jirtnitz- und Seebach kommen. Die umliegende Gebirgslandschaft ist sehr anziehend und die Gegend gegenseitig interessant. (G. F. Schreiner.)

FRAUNTIAL, eine fürstl. Bischenstein'sche Herrschaft im marburger Kreise der Steiermark, mit einem Bezirke von einem Flächenraume von 4637 niederröth. Jochen und 1669 QMastern und 2008 Seelen Bevölkerung, die in zehn Gemeinden vertheilt sind, und einem Schlosse gleichen Namens, das im J. 1450 durch Ägöd Zehentner von Zehentgrub erbaut wurde. Die Unterthanen desselben sind in vielen Orten des gräber und marburger Kreises zerstreut. In der Nähe des Schlosses liegt auch im Lössnithale die ehemals avarische Messingfabrik, die im J. 1845 ins Privatguthum überging. Bei dem Schlosse ist ein katholisches Bismuthum. (G. F. Schreiner.)

FRAUENZIMMER in ursprünglicher Bedeutung, *Frauenzimmer* als abgesonderte Wohnung der Frauenzimmer, gynaeceum, altnordisch Skemma (Mehrzahl Skemmur); diese Wohnungen waren, um die vornehmen Frauenpersonen vor gewaltsamen Entführungen oder Ummarmungen zu sichern, besetzt, oder wenigstens besonders verwahrt, vornehmlich die Räder durch hölzerne oder eiserne Gitter, und nicht minder die Thüren. So z. B. heißt es im Sörla Thätr, daß Freya eine schöne und starke (felle) Skemma gehabt, und wenn das Thorgratter (hurdh) verschlossen gewesen, habe Niemand ohne Freya's Willen in ihre Skemma kommen können; f. was Saxo Grammaticus (Hist. dan. V. 69) in Beziehung auf Gunnvara, die Schwester des Königs Frothi III., er-

32) Heinrich's von Weiden des Frauenlobes leider, spräche, freigegebene und lieber. Geliefert und herausgegeben von Ludwig Ettmüller. (Zweidmurg und Leipzig, Gottfr. Hesse, 1843.) XLV und 420 S. 8. 33) Beide Aufsätze habe ich nicht gesehen.

34) Über Frauenlob selbst bemerkt er zwar auf S. 41 zu sprechen, aber auf den vorhergehenden Seiten steht die Hauptfache.

35) f. meine Beschreibung derselben in der Steierm. Zeitschrift. Neue Folge. 2. Heft. S. 3 fg.

zählt'). In den Hawamal werden die Mädchen des spröden Mädchens, um dessen Wunsche Dithin sich vergebens bemüht'), Wigdrödt (Kriegesfandte) und Saldrödt (Haubdienserschaf) genannt. Als sie gegen Morgen eingeschlossen sind, wacht doch noch für die Jungfrau ein an ihr Bett gebundenes Händchen. Soro Grammaticus') sagt in Beziehung auf die Jungfrau Kathgertha, um welche Ragnar Lodbrok sich als Priester bemüht: adjectum urso canem in aedis suae vestibulo religari praecipit, contra omne amatoris studium per objectas belluas propriam tutam conclave. Nach der För Skrimis') sind wüsthende Hunde vor die Thüre des Skidgarðr (des (Planenwerk), welcher um die Wohnung der Gerður geht, gebunden. Bei Soro Grammaticus') ist eine Ratter und Schlange bei dem Conclave der Jungfrau Aloida. Noch dichterlicher ist dieses in der Saga af Ragnari Lodbrok') ausgedrückt, indem hier eine Schlange, ein Lynxger (Hidenwurm), um die Skemma der Jungfrau Bergarþórtz verflochten liegt, das sie sich in den Schwanz beißt. Am meisten ist die Sorge, welche man zur Bewahrung der Skemma anwandte, durch die Dichtung ausgedrückt, daß Waslogi (webende Flamme) um den Saal (die Wohnung) der Brynþilur brannte'), und daß auch Skymr, der Diner des sich durch ihn um Gerður bewerkenden Freyr, durch Waslogi reiten muß'). Der Pactus Legis Salicae Tit. XIV, 1 sagt: Si qui tres homines puellam ingenuam de casa aut de *sercona* rapuerint etc. *Sercona* ist mit Schrank verwandt. Pithus bemerkt zur Lex Salica, noch zu seiner Zeit seien von den Champagner *escrenes* genannt gewesen unterirdische, mit Dingen bedeckte Kammern, in welchen im Winter die Mädchen zusammenkamen und bis zur Winternacht wachten. Zacutus (Germ. 16) spricht ebenfalls von dem Gebrauche der Germanen, als Zufluchtsörter für den Winter unterirdische Höhlen zu machen und mit Wölfe zu bedecken, und hierdurch wird erklärt, wenn Plinius (H. N. Lib. XIX.) sagt: In Germania autem defossi atque sub terra id opus (nämlich das Einwandern) faciunt. Die Lex Alamannorum') bestimmt: Wenn einer der Knechtsgemein Jemandes wider ihren Willen beigesen, componire er mit sechs Schillingen; wenn einer mit einem Mädchen aus dem vorderen Gencio (Gynaecio) wider ihren Willen beigesen, componire er mit sechs Schillingen; wenn einer von ihnen andern von dem Gencio (Gynaecio) wider ihren Willen beigesen, componire er mit drei Schillingen. Man schließt mit Recht

auf diesem Gesetze, daß das vordere Frauenhaus vermuthlich für die Töchter und Ammen (Pflgerinnen) und das hintere für die geringen Dienstmädchen unterworfen war. Das Frauenhaus diente nicht bloß zum Schlaf- und Ankleidungsgemach, sondern auch zur Arbeitsstube¹⁰⁾. Karl der Große im Capitulare de villis et curtis Imperatoris Cap. 49 sagt: Ut genitia nostra bene sint ordinata, id est, de casis, pistis, tugaris, id est, screones et sepes bonas in circuitu habeant, et portas firmas, qualiter opera nostra bene peragere valeant. Was an die Frauenhäuser geliefert werden mußte, bestimmt er Cap. 43, und haben wir im Artikel Färberei im Mittelalter angegeben¹¹⁾. Ein Beispiel eines solchen weiblichen Arbeitshauses findet sich im Fragmentum Breviarum Rerum fiscalium Caroli M.¹²⁾, wo es in Beziehung auf die der Kirche des heiligen Michael auf der Insel „Staphensere“ gebörige Curtem et casam indominicam heißt: Est ibi genicium (gynaecium), in quo sunt focinae XXIII; in quo reperimas saricles V cum fasciis IIII et camilleis V. Auch anderwärts finden wir solche geistlichen Stiftern gebührende weibliche Arbeitshäuser¹³⁾. Im Truffsen des Mittelalters hieß ein solches Arbeitshaus Werdegadem; ein solches findet sich z. B. bei Hartmann von der Aue im Zwein 3. 6186 fg.; nach dem französischen Zwein 3. 5357¹⁴⁾ Werdegadem (ergasterium mulierum¹⁵⁾), ist verschieden von der Kemeenate¹⁶⁾, die für die Frauen bestimmt war, wiewol auch Kemeenate bei seiner vielfachen Anwendung in der Bedeutung von Werdegadem¹⁷⁾ gebraucht wird. Auch kommt Phieselgadem (Fensterzimmer) als Aufenthalt der Diensthöfner vor, so genannt, weil es geheizt werden konnte¹⁸⁾. Kemeenate hat eine weitausfassende Bedeutung¹⁹⁾, doch wird es auch speciell ohne andere Bezeichnung für Frauenwohnung, Frauenhaus gebraucht²⁰⁾. Wir können der Kürze wegen hier nur bemerken aus Wirt von Gravenberg²¹⁾: ze kemeaten az diu kunegin, d. h. in ihrer Wohnung und nicht auf

10) Daher überträgt J. E. D., Das alt alamannische Recht (bei Schiller zu Jac. von Königshausen S. 600), gencium durch Spinnstube. 11) f. Algem. Gesch. d. B. u. K. I. Ect. 41, 24. S. 72. Anmerk. 14. 12) Bei Leibnitz, Collect. Ethnologic. p. 320. 13) So z. B. in den Chronicon Farfense (ap. Muratori, Rer. Ital. Script. T. II, p. 2. col. 409) heißt es: Curtem in Silva-Palma, ubi sunt antiquitas Congregatio Ancillarum, quae opere phario ornamenta Ecclesiae laborant (nämlich für das Bisthum Würzburg). 14) Beide Stellen, die französische und die teutsche, sind zusammengesetzt bei Sauer, Karte, Die Arturburg S. 150, 151. 15) Sumerlaten, Sammlung von Gassen durch Hoffmann S. 35. 16) Die Kemeenate und das Gadem sind einetzel, und auf den höchsten Burgen waren besonders Kemeaten, in denen eine die Männer und deren andern die Frauen schienen; f. Wendt, Glossarium zum Wälschle S. 631, 632. 17) f. die Stelle aus Willelmo 200, 1 (bei F. E. S., über Burgenbau und Burgeneingänge, bei H. v. d. Hauser, Österreichs Schlossbau, VIII. Jahrg. 1837, S. 186), in welcher Stelle männliche Schneider vorkommen: in einer Kemeenate da sinden nitzen maniger slechte wapenditel. 18) f. die Stellen aus der Kätzin 1064 und 1298 bei Bartsch. 19) f. die Stellen aus mehreren teutschen Gesch. des Mittelalters bei Bartsch S. 180—191. 20) f. die Stellen ebendort S. 192—194. 21) Wälschle S. 711.

1) Soro Grammaticus sagt nämlich vorher von Frey und seinen Knechten: adeo enim insolenter se indomique gesserunt, ut concupiscentia aliorum nuptia ac filiabus, prociptuosa pudicitiam atque in prostibulum relegasse viderentur. 2) f. des Ritters über dieses Fieselgaden in der Algem. Gesch. d. B. u. K. 3. Sect. 7. 24. S. 311. 3) Lib. IX, p. 109. 4) Große Ausgabe der Edda Saemundar p. 74. 5) Lib. VII, p. 127. 6) Cap. 1 a. a. D. S. 237. 7) Skidaskaparnal Cap. 41 in der Snorra-Edda, herausgegeben von Rast S. 139, 140; Wälschle-Saga in der alten Reception Cap. 20 in Fornaldar Sögur Norðlands, 1. Bd. S. 165, Cap. 27. S. 184—186. 8) För Skrimis Ect. 8, 9. S. 72, 73. 9) Cap. 80 (S1). De eo, qui cum ancilla vestiaris et genciaris concubuerit.

dem Spießsaal, und aus Brenner“): so si ze kemianden gat (d. h. ihrer Entbindung entgegenseht).

(*Ferdinand Wächter.*)
FRAUNBERG (Maria Nepomuck Joseph, Freiherr von), geb. den 10. Oct. 1768 auf seinem Familienfusse in Altbayern, verbanke den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung dem Pageninstitut des kaiserlich-königlichen Hofes zu Eidschitz. In Regensburg widmete er sich der Theologie und dem kanonischen Rechte. Im J. 1791 empfing er die Priesterweihe. Mit einer Pfarrstelle zu Leising, die er um diese Zeit erhielt, war zugleich das Dekanat zu Cham verbunden. Von seiner Humanität gab er einen unabweislichen Beweis, als er während einer Nervenfieberepidemie im J. 1796 seine Pfarrwohnung zu einem Krankenhospital einräumte. Drei seiner Kapläne wurden ein Opfer ihrer sorglosen Abwartung der Kranken, und er selbst entging kaum dem Tode. Im J. 1797 gab er seine Pfarrstelle auf, ward um diese Zeit Domicellus, mit der Würde eines Ehrenkaplans, und bei der bald nachher eintretenden Auflösung der trauten Stifte secularisirt. Grundlos traf ihn der Verdacht einer geheimen Verbindung mit dem Illuminatenorden. Als bairischer Gesandter in Rom fand er daher keine sonderliche Aufnahme. Durch seine Humanität und vielseitige Bildung gewann er inessen das Vertrauen des Kurfürsten und nachherigen Königs Karl Joseph von Bayern. Von diesem Könige erhielt er 1801 den ehrenvollen Auftrag, zu Regensburg mit dem päpstlichen Nuntius, Anibal della Genga, dem nachherigen Paps Leo XII., über die kirchlichen Angelegenheiten Bayerns zu unterhandeln. Mit dem Charakter eines wirklichen geheimen Raths ward ihm 1802 die oberste Leitung des Schul- und Studienwesens in Bayern übertragen. Einen treuen Gehilfen fand er an dem Oberschulrath Wisnmayr. Daß Bayern bei einer neuen Organisation auch ein Ministerium des Cultus und Unterrichts erhalten möchte, war eine Idee, die ihn längere Zeit beschäftigte. Sie fand inessen wenig Anklang. Am lebhaftesten äußerte sich dagegen der verdorbene Minister von Montgelas. Fraunberg ward dadurch bewogen, sich von der Leitung des Schul- und Studienwesens zurückzuziehen. Erst einige Jahre nach dem Abschluß des für Bayern höchst nachtheiligen Concordats ließ er sich bewegen, 1821 die Würde eines Bischofs von Augsburg anzunehmen, die ihm durch den päpstlichen Nuntius, Franz Serra, aus dem bezüglichen Laule Gossani, verliehen ward. Nach dem Tode des ersten Erzbischofs von Bamberg, Joseph von Stubenberg, erhielt Fraunberg noch im J. 1821 auch dessen Stelle. Seine Humanität gegen Hobe und Niedere, die sich nicht bloß an seinen Glaubensgenossen, sondern auch an Protestanten und Jesuiten vielfach bewährte, machte ihn allgemein beliebt. Dem Reichthum verbanke er die Auszeichnung zum zweiten Präsidenten gewählt zu werden. Er fand dadurch Gelegenheit, in wichtigen Staatsangelegenheiten seinen Patriotismus zu zeigen. Mit dem altbairischen Adel blieb er

durch vielseitige Verwandtschaft in naher Verbindung; aber auch die höheren Staatsbeamten in Franken suchten seinen angenehmen und belehrenden Umgang. Er gewann dadurch bei den obren Landesbehörden einen großen Einfluß, den er bereitwillig nuzte, wenn Wirtshaus ihn um Unterstützung ihrer Angelegenheiten ersuchten. Als Chef seines Predbeteriums wohnte er nue wenigen Berathungen bei. Die dort gepflogenen Verhandlungen hatten ihn oft verstimmt, und er ließ sich seitdem die Resultate schriftlich mittheilen. Dies hatte den Nachtheil, daß er dadurch den Geschäftsgang erschwerte, so daß er auch in seinen Entscheidungen war, die seine Einsicht und Gewandtheit ihm erleichterte. Seine Toleranz gegen Andesdenkende und Irrende erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe unter den Geistlichen und Laien seines Kirchsprengels. Leidenschaftliche Äußerungen harmonierten nicht mit seinem sanften Charakter. Nichts war ihm verhasster, als der Fanatismus der römischen Kirche gegen die Protestanten. Bei dem Streite über die gemischten Ehen blieb er gänzlich unbetheilt. Er genehmigte selbst, wenn auch nach längerem Zögern, die Verheirathung seines Neffen Ruffini mit dem protestantischen Fekulein von Müller. Arme und Hilfsbedürftige fanden bei ihm Rath und Unterstützung, den milden Anstalten in der Stadt und auf dem Lande widmete er eine unermüdete Sorgfalt durch Einsammeln von Geldbeiträgen. Erst nach seinem am 17. Jan. 1842 erfolgten Tode ward seine Wohlthätigkeit noch mehr bekannt durch die Thränen, die Viele an dem Grabe des Mannes vergossen, der sie oft insoheim unterstützt hatte“).

(*Heinrich Döring.*)

FRAUNHOFER (Joseph von), am 6. März 1787 zu Straubing in Bayern geboren, war der Sohn eines Glasers, der ihn für sein Geschäft bestimmte und ihn dadurch dem regelmäßigen Schulunterricht entzog. Fraunhofer war kaum eif Jahre alt, als der Tod ihm seine Eltern entzog. Zu dem Drechslerhandwerk, das er nach dem Wunsche seines Vormundes erlernen sollte, schienen ihm die erforderlichen Kräfte zu fehlen. Im August 1799 ward er Lehrling bei dem Hofsiegelmacher und Glaschleifer Weichselbecker in München. Weil er kein Lehrgeld bezahlen konnte, war er genöthigt, sechs Jahre ohne Lohn zu arbeiten. In der Ausbildung seines Geistes machte er keine Fortschritte. Da er die Feiertage nicht besuchen durfte, so hatte er es nicht weiter gebracht, als nothdürftig schreiben und rechnen zu können. Für sein späteres Leben nicht ohne wesentlichen Einfluß war ein Unglücksfall, der sich während seines Lehrgelds ereignete. Am 21. Juli 1801 ward er im Thiergassen zu München durch das Zusammenstürzen zweier Häuser im Schutt begraben. Mehr glückliche Umstände verringerten sich zu seiner Rettung. In dem Innern des nicht eingestürzten Hauses hatte man von Unten durch eine Thüre eine Art von Schacht abgefenkt und durch die eingestürzten Balken

*) Vgl. über Fraunberg die von dem Bibliothekar J. d. J. d. d. mitgetheilten Notizen in dem Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XX. I. 2p. S. 56 fg.

1) Wirtshaus auch, wieviel unrichtig, Fraunhofer geschrieben.

27) Gedicht zur Ehre der Jungfrau Maria, herausgegeben von Bitter, S. 128.

und Bretter mit Lochlöchern eine Öffnung gemacht, durch welche man nach vierstündiger Arbeit den Kerzungslüften zu Tage förderte. Er war völlig unverletzt. Wäre nicht sein Kopf mitten unter dem Schutt durch sich stülzende Rissen soweit frei geblieben, daß er rufen konnte, und wäre er nicht glücklicherweise so gefallen, daß man von der Thür bis zu ihm graben konnte, so würde er erst nach mehreren Tagen und wahrscheinlich todt gefunden worden sein, wie die nur fünf Schuh von ihm liegende Frau seines Lehrherrn.

Großen Antheil an dem Unglücklichen, dessen Leben auf so wunderbare Weise gerettet worden war, nahm der damalige Kurfürst und nachherige König Maximilian Joseph von Baiern. Er befohl, für die Heilung des Kranken Sorge zu tragen. Als er wieder genesen war, ließ er ihn zu sich kommen, befragte ihn über seine Empfindungen während des Verschüttens, und machte ihm, als er sich nach seinen Verhältnissen erkundigt hatte, ein Geschenk von 18 Dukaten. Zugleich versprach der Monarch, dem verwaisten Knaben Vater sein zu wollen und ihn in jeder Weise zu unterstützen. Tief gerührt durch die Guld des Königs zeigte Fraunhofer einem ihn besuchenden Freunde das empfangene Geld, und äußerte sich zugleich darüber, wie er die für ihn große Summe nützlich verwenden wolle. Er ließ sich eine Stachseidemaschine versetzen und benutzte während seiner noch dreißigjährigen Lebzelt die Feiertage zum Schleifen optischer Gläser. Dabei stieß er aber bald auf mannichfache Hindernisse, die er, da ihm alle theoretischen Kenntnisse in der Mathematik mangelten, nicht zu beseitigen vermochte.

Günstig für seine höhere Ausbildung war um diese Zeit die Bekanntschaft mit dem durch die Gründung eines mathematisch-mechanischen Instituts im Verein mit v. Reichenbach und Richthaber bekannten königl. bairischen geheimen Rath Joseph von Ushneider, der späterhin Fraunhofer's Biograph ward. Durch ihn erhielt dieser Klemm's und Tenzer's mathematische Compendien. Auch in der Optik erweiterte Fraunhofer seine Kenntnisse durch mehr in diesem Fach erschienene Werke von Kästner, Klügel, Priestley u. A. Wie unentbehrlich ihm die Kenntniß der reinen Mathematik sei, sah er bald. Mit den Elementen dieser Wissenschaft war er zwar im Allgemeinen durch die Optik bekannt geworden. Noch immer aber hatte seine höhere Ausbildung mit mannichfachen Hindernissen zu kämpfen. Sein Lehrherr unterlag ihm das Lesen der Bücher, die ihm Ushneider geliehen hatte. Auch bezweifelten die meisten Personen, die er über jene wissenschaftlichen Gegenstände zu Rathe zog, daß er in der Mathematik ohne mündlichen Unterricht sonderliche Fortschritte werde machen können. Diese entmutigenden Ausprüche verwechsellerten indessen nur Fraunhofer's Anstrengung, dem Ziele, das ihm unablässig vorschwebte, sich zu nähern. In der Kenntniß der mathematischen Optik machte er schnelle Fortschritte, die um so mehr Verwunderung erregten, da er in seinem Schlafzimmer, das keine Fenster hatte, des Nachts kein Licht brennen durfte. Nur an den Feiertagen, außerhalb des Hauses, konnte er einige Stunden seinen Lieblingsstudien widmen. Seitdem

raslos fortstrebenden Erisse genügte diese beschränkte Zeit nicht. Um mehr Ruhe zu gewinnen und sich mit dem Schreiben, worin er noch immer sehr zurückgeblieben war, beschäftigen zu können, kaufte er seinem Lehrherrn das letzte halbe Jahr seine Lebzelt ab. Groß war seine Freude, als er noch Geld übrigbehielt zum Ankauf einer optischen Schleifmaschine aus dem Nachlaß des Generals Grafen von Solern in München. Um sich zu seinen Experimenten etwas Geld zu verdienen, machte er einen Versuch, in Metall zu graviren und Modelle zum Pressen erdbarer Ristenarten zu verfertigen. Den Abzug dieser Arbeiten verhinderten jedoch die damaligen Kriegsumtrüben und die Übersiedlung der Stadt mit fremden Truppen.

Zu diesen Verhältnissen traten noch andere Widerwärtigkeiten, die ihn in eine sehr traurige Lage versetzten. Es fehlte ihm gänzlich an Mitteln, nur seine nothdürftige Subsistenz zu sichern. Dem Könige sich zu nähern und von seinen bei Gelegenheit des Hauseinfalles ihm gegebenen Versicherungen Gebrauch zu machen, schied ihm der Muth, so oft auch diese Idee sich in ihm regte. Er widmete sich wieder dem Gewerbe eines Spiegelmalers und Glaschleifers. Seine mathematischen Studien gab er nicht auf. Er betrieb sie vielmehr, besonders in den Feiertagen, mit dem frühesten Eifer. Mehr Gelegenheit, seiner Lieblingsbeschäftigung zu leben, bot sich ihm dar, als er durch Ushneider's Verwendung in das v. Reichenbach'sche mathematisch-mechanische Institut aufgenommen und der Dberaufsicht des Professors Schiegg übergeben ward, der jene Anstalt fast täglich besuchte. Fraunhofer berechnete und schiffte nun die aus dem neuerbauten Glasofen zu Benedictbeuern herzugegangenen Gläser zu den ersten größeren Instrumenten, die für die Sternwarte in Esen bestimmt waren. Als das Institut eine größere Ausdehnung erhielt und zum Theil nach Benedictbeuern verlegt ward, erhielt Fraunhofer dort die erledigte Stelle eines Optikers, und im J. 1809 war er es vorzüglich, der den mechanischen Theil der optischen Anstalt leitete. Schon früher hatte er sich bei seinen theoretischen Studien auch mit der Katoptrik beschäftigt und im J. 1807 über die Abweichung außer der Axe bei Reflexionspiegeln eine Abhandlung geschrieben, die jedoch ungedruckt geblieben ist. Er hatte darin hauptsächlich erörtert, weshalb die hyperbolischen Spiegel den parabolischen vorzuziehen wären, und zugleich die Erfindung einer Maschine mitgetheilt, durch welche die Flächen hyperbolischer Segmente, sowie auch andere, geformt werden könnten. Der Verein des neubegründeten Instituts bestimmte jedoch, daß von demselben die Katoptrik gänzlich ausgeschlossen werden sollte.

Glücklich löste Fraunhofer eine der schwierigsten Aufgaben in dem praktischen Theile der Optik. Die sphärischen Flächen großer Objective der Theorie genau entsprechend zu poliren, war bisher oft mißlungen, weil jene Flächen durch das Poliren die Gestalt, die sie im Schleifen erhalten, zum Theil wieder verloren hatten. Durch die von Fraunhofer erfundene Polirmaschine ward die Form der Flächen durchaus nicht verändert. Auch die unvermeidlichen Fehler beim Schleifen konnten durch jenen Apparat leicht verbessert werden, und die Genauigkeit war

weniger abhängig von der Geschicklichkeit des Arbeiters. Ebenso bewährte sich der Nutzen und die Brauchbarkeit mehrer Schleif- und Polirmaschinen, welche Fraunhofer für andere optische Zwecke erfunden hatte. Durch eine genaue Untersuchung entdeckte er, daß in mehreren Centnern Flintglas, welche v. Ulfshneider in Wendischbucem bereiten ließ, sich auch nicht ein einziges Stück befand, das von Wellen und Streifen ganz frei war, wodurch denn das Licht unregelmäßig gebrochen und zerstreut ward. Ebenso hatte Fraunhofer auch die wesentliche Verschiedenheit im Brechungsvermögen der einzelnen Stücken von demselben Schmelze entdeckt. Um vollkommene und größere Objectiv als die bisherigen zu erhalten, begann er im J. 1811 selbst, Flintglas zu schmelzen. Ausser einem neuen, nach seiner Angabe erbauten, Schmelzofen waren mehrte dazu gehörige Instrumente und Maschinen angeschafft worden. Daß man Flintglas erhalten könne in Fällen, wo selbst ein Stück vom Boden des zwei Centner enthaltenden Schmelziegels genau dasselbe Brechungsvermögen hatte, als ein von der Oberfläche desiegels, davon überzeugte sich Fraunhofer durch eine zweite, im Großen angestellte, Schmelze. Die folgenden Schmelzen jedoch, obgleich genau auf dieselbe Weise unternommen, zeigten sowohl hinsichtlich des ungleichen Brechungsvermögens, als in Hinsicht der Wellen und Streifen ein minder günstiges Resultat. Selbst die völlig gelungenen Schmelzen, deren sich Fraunhofer späterhin erfreute, schienen oft vom Zufall abhängig. Manche Hindernisse dabei lernte Fraunhofer erst nach mehreren im Großen, jedesmal mit vier Centnern angestellten Versuchen völlig beseitigen. So besiegte er auch durch geschärftes Nachdenken und unermüdete Ausdauer die mannichfachen Schwierigkeiten, mit denen er beim Schmelzen des englischen Crownlases zu kämpfen gehabt hatte. Sobald das Vermögen der Lichtbrechung und Farbenzerstreuung sich nicht genau bestimmen lasse, biß ihm nicht lange verborgen. Den Grund davon glaubte er in den unbestimmten Grenzen des Farbenspectrums und in dem nur allmählichen Übergange einer Farbe in die andere zu entdecken. Um das daraus entspringende Hinderniß zu beseitigen, daß die größern Spectren die Winkel der Brechung nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemessen werden konnten, machte Fraunhofer eine Reihe von Versuchen zu künstlicher Hervorbringung eines homogenen Lichts. Auf directem Wege ward er dadurch zu seinem befristigenden Resultate geführt. Er ersand daher einen eigenen Apparat, ein solches Licht durch Lampen und Prismen hervorzubringen. So gelangte er zur Entdeckung der fixen hellen Linien, die sich im Drange des Spectrums zeigt, wenn es durch das Licht des Feuers hervorgebracht wird. Die Entdeckung jener Linie war für ihn späterhin von wesentlichem Nutzen, um das absolute Brechungsvermögen der Materien zu bestimmen. Auch auf die Entdeckung der ungleichen dunkeln fixen Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Spectrum vom Sonnenlichte ward Fraunhofer durch jene Experimente geführt, deren Resultate ihn in Stand setzten, den Weg des Lichts in allen Farbensystemen mit Winkelinstrumenten genau und direct zu verfolgen.

Diese und andere hieauf Bezug habende Versuche beschrieb Fraunhofer in einer eigenen Abhandlung, die ins Französische, Englische und Italienische überlegt ward¹⁾. Nicht blos die Refraction und Reflexion des Lichts, auch die Beugung desselben veranlaßte ihn zu einer Reihe von Versuchen. Er lernte auf diese Weise die wunderbaren und mannichfachen Phänomene kennen, welche die wechselseitige Einwirkung gebogener Lichtstrahlen hervorbringt, und ward zugleich in Stand gesetzt, vollkommen homogene Farbenspectren ganz ohne Prismen zu produciren. Auch von diesen Versuchen hat Fraunhofer eine Beschreibung geliefert²⁾.

Die bisher bekannten Gesetze des Lichts hatten noch immer manche Hypothesen über die Natur desselben zugelassen. Bei der Prüfung der Theorie für die Darstellung der neuen, scheinbar sehr complicirten Gesetze fand Fraunhofer, daß sie sich aus den von Th. Young aufgestellten Principien der Interferenz, d. h. aus der Hypothese der Undulation, mit gewissen Modificationen genügend erklären ließen. Nach jenen Principien entwickelte er für die neuen Gesetze des Lichts eine allgemeine Analyse, aus welcher hervorging, daß wenn er im Stande wäre, ganz vollkommene, aus parallelen Linien bestehende und zugleich so feine Gitter zu machen, daß ungefähr 8000 Linien auf einen pariser Zoll gingen, daß also dann die dadurch hervorgebrachten Phänomene auf eine sehr einfache und scheinbar complicirte Weise modificirt würden. Fraunhofer stellte deshalb neue Versuche an, und die Erfindung einer Wellenmaschine machte es ihm möglich, die erwähnten Gitter genau nach den theoretischen Vorschriften vorfertigen zu lassen. Seine Theorie bestätigte sich völlig durch die von ihm mitgetheilten Resultate seiner Forschungen³⁾.

Manche atmosphärische Lichtphänomene, die sich aus den bisher bekannten Gesetzen gar nicht, oder wenigstens nicht genügend erklären ließen, wie unter andern die Entfärbung der Höfe und Nebelröthen, waren seiner Hypothese mehr unterworfen, seit es Fraunhofer's Bemühungen gelang, jene mannichfachen Phänomene auf die jetzt bekannten Gesetze des Lichts zurückzuführen. Einen von ihm herrührenden Aufsatz über diese Versuche hat Schumacher in seinen astronomischen Abhandlungen mitgetheilt. Durch fast ganz Europa verbreitet sind die optischen Instrumente, welche Fraunhofer theils erfand, theils verbesserte. Zu den wichtigsten gehören: das Heliometer⁴⁾, das repetirende Lampenfilarmikrometer⁵⁾, das zum Messen im absoluten Maße bestimmte Mikroskop, das Ringmikrometer, das Lampentheil- oder Neigermikrometer⁶⁾, der große, für die dortpater Sternwarte bestimmte, parallakti-

¹⁾ Sie befindet sich im fünften Bande der Denkschriften der Königlich bairischen Akademie der Wissenschaften, und ist auch in den 55. Band von Gilbert's Annalen der Physik aufgenommen worden.

²⁾ Im achten Bande der Denkschriften der Königl. bairischen Akademie. Schumacher überlegt jene Beschreibung ins Französische im zweiten Hefte seiner astronomischen Abhandlungen.

³⁾ Im 14. Bande von Gilbert's Annalen der Physik.

⁴⁾ J. v. Lindenmann's Zeitschrift für Astronomie, 1. Bd. S. 17.

⁵⁾ In der Anzeige von Struve in Schumacher's astronomischen Nachrichten, Nr. 4.

⁶⁾ J. f. Fraunhofer's Beschreibung in den oben erwähnten astronomischen Nachrichten, Nr. 43, überlegt im Philosophical Magazine, (March 1824.)

sche Refractor¹⁾ u. a. m. In dem noch größern Instru-
ment gleicher Art, das er auf Bestellung des Königs von
Baiern verfertigt, hatte Fraunhofer den Mechanismus
noch zu vervollkommen gesucht. Im J. 1819 war das
unter seiner Leitung so berühmte geordnete optische In-
stitut von Benedicteuren nach München verlegt worden,
wo es noch immer eine sehr große Zahl von Personen
beschäftigt. Bis zum J. 1814 hatte die Firma: Ug-
schneider, Reichenbach und Fraunhofer gegessen.
Seit dem genannten Jahre lautete dieselbe: Ug-
schneider und Fraunhofer. Im J. 1823 ward der Lehtere,
nachdem ihn bereits 1817 die Akademie der Wissenschaften
in München zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, zum
Aufseher über das ihr gehörige physikalische Cabinet er-
hoben. Seinem Monarchen verdankte Fraunhofer 1824
das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bairischen
Krone. Mehrere auswärtige gelehrte Gesellschaften ernann-
ten ihn zu ihrem Mitgliede und die Universität Erlangen
zum Doctor der Philosophie.

Schon seit längerer Zeit war ihm die Abnahme sei-
ner physischen Kräfte sehr fühlbar geworden. Vielleicht
war es eine Folge von dem Einflusse des Hauses, aus
dessen Schutt er hervorgegangen werden mußte. Aber
auch die unermüdete Anstrengung des Geistes, bei welcher
der Körper fast immer vernachlässigt ward, selbst der
Dunst des Glasofens mochte nachtheilig auf seine Ge-
sundheit gewirkt haben. Obschon unverwundet entbehrte
er während seiner langwierigen Krankheit nicht der nöthi-
gen Pflege. Ein geliches Bewußtsein blieb ihm bis zum
letzten Athemzuge. Er starb am 7. Juni 1826.
Die Hoffnung, seine Gesundheit in einem milden Klima, auf
einer Reise nach Frankreich oder Italien, wiederherzustel-
len, hatte ihn bis zu seinem Hinscheiden begleitet. Wenige
Tage vor seinem Tode ward ihm die Auszeichnung,
zum Ritter des Dannebrogordens ernannt zu werden. Aus
Achtung für die Verdienste des großen Optikers spendete
der Magistrat zu München ihm unentgeltlich einen Be-
grabnißplatz. Seine irdischen Ueberreste ruhen neben dem
nur wenige Tage vor ihm geschiedenen großen Mechaniker
Georg von Reichenbach. Der Herausgeber der Zeitschrift
Flora setzte ihm die Inschrift: *Approximavit sidera*).

(Heinrich Döring.)

FRAUREUTH, FRAUENREUTH, FREY-
REUTH, liegen oder Dorf im Fürstenthume Reuß-
Greiz, Amt Unterreiz, in einem Thal in das Sächsische
eintauelnden Thale, der östlichste Ort der reußischen Lande.
Fraureuth hat 180 Häuser, 1200 Einwohner, Pfarrkirche,
fünf Zehmwärter. Es gibt hier drei milde Stiftungen
mit bedeutenden Fonds, ein Wandergesell, ein Witwen-
und Waisengesell und ein Armengezell. Die Bewohner
beschäftigen sich mit Landbau und Wollkammern, sind über-

haupt sehr gewerbsam. Es gibt eine gemischte Innung
von 80 Meistern verschiedener Handwerke. Von Greiz
1½, von Grimnitzschau 1½ Meile. (Daniel.)

FRAUS LEGIS, Umgebung des Gesetzes, ist im Grunde
ein psychologischer Begriff, der aber in der positiven Ju-
risprudenz seine Anwendung und nähere Bestimmung fin-
det. Die substantiellste Vorbildung, „fraus legis“ ist
weniger üblich; die römischen Rechtsquellen gebrauchen die
Verbalconstruction, „in fraudem legis sacere, fraus
legi fit, ad fraudem legum respiciat“ u. s. w. So
heißt es in den Pandekten (l. 29. 30. de legibus etc.
l. 3): *Contra legem facit, qui id facit, quod lex
prohibet: in fraudem vero, qui salvis verbis legis
sententiam ejus circumvenit. Fraus enim legi fit,
ubi quod fieri nolit, fieri autem non vetuit, id fit:
et quod distat ejus dāo dīvolū, id est, dictum a
sententia, hoc distat fraus ab eo, quod contra le-
gem fit. Der Jurist Ulpian will hier sagen: man han-
delt in fraudem legis, wenn man etwas thut, was von
dem Gesetze zwar nicht ausdrücklich verboten ist, aber doch
gegen den Willen des Gesetzes läuft. Die Begriffsbe-
stimmung, welche Paulus und Ulpian hier geben, reicht
übrigens nicht aus, zumal wenn man die mancherlei
Fälle damit vergleicht, welche die Pandekten anführen.
Bezeichnender, aber doch noch ungenügend, sagt ein alter
Praktiker¹⁾: *neque extorquenda est lex, ut facto deserviat,
neque factum variare liceat, ut legi respondeat.* Nam in torquendo jura committitur fraus, in
variando facto mendacium. Der Begriff der fraus
legis muß soweit wie möglich gefaßt werden, weil er in
psychologischer Hinsicht auf dem Gebiete der individuellen
Willkür steht und die mancherlei Mittel dabei zu berück-
sichtigen sind, welche diese in Anwendung zu bringen
weiß, um das Gesetz hinter's Licht zu führen. Der deut-
sche Ausdruck „Umgebung des Gesetzes“ ist zu eng, er
umfaßt nur die gewöhnlichen Fälle der fraus legis.
Fraus im Allgemeinen ist diejenige Art und Weise der
wissenschaftlichen Vernachlässigung, welche sich geistlich
hinter dem Scheine der Berechtigung oder der Unverfäng-
lichkeit verbirgt. Fraus legis ist die derartige Vernach-
lässigung eines Gesetzes, oder jeder dem ähnlichen, noch
im Stadium des Sollens stehenden, Norm (z. B. auto-
nomische Normen, Rechtssätze, Verfügungen der Behör-
den u. c.) — wozogen die fraus juris es mit concreten
Rechten zu thun hat. I. Über die Natur der Gesetze,
welche einer fraus legis unterliegen können, läßt sich im
Allgemeinen nur soviel sagen, daß sie ein Substrat haben
müssen, welches in einem concreten Falle auch Sache des
Einzelwillens sein kann. Bei Landesgesetzen, bei so-
genannten Ordnungen und ähnlichen organischen Gesetzen,
kann daher, sofern sie im Ganzen und nicht in einzelnen
Beziehungen genommen werden, von einer fraus legis
keine Rede sein. Jene Gesetze oder sonstigen Normen sind
nun näher a) entweder solche, welche die Privatwillkür
entschieden ausschließen, indem sie dem Einzelnen ein be-*

1) S. Struve's Beschreibung des auf der Sternwarte zu
Dorpat befindlichen großen Refractors von Fraunhofer. (Dorpat
1825.) 2) Regal. v. Ugshneider's Umriß der Lebensgeschichte
des Dr. J. v. Fraunhofer. (München 1826.) 3) Meusel's Ged.
Zeitstand. 22. Bd. Meier. 2. S. 211 fg. Den teutschen Chren-
tempel von B. Penningaf. 12. Bd. S. 1 fg. Den teuten Re-
trolog der Teutschen. (1826.) 1. Bd. S. 347 fg.

1) Struuii Syntagma jur. civ. cum addit. Petri Müllerii, ex-
erc. II. th. 52. not. a.

himmes Raum oder Unterlassen, oder doch eine gewisse Maxime oder Form des Handelns zur Pflicht machen; b) oder solche, welche der Privatwillkür keine andere Autorität unmittelbar entgegenstellen, als die anerkannte Würde oder allgemeiner Zweckmäßigkeit des in ihnen enthaltenen Princip's, z. B. Gesetze, welche das Gemeinwohl in dieser oder jener Beziehung zu fördern beabsicht sind. Hiernach ist es unrichtig, wenn man bei der fraus legis bloss an verbotene Gesetze zu denken pflegt^{*)}; es ist vielmehr sehr gewöhnlich, daß Zoll- und Steuern, namentlich Tempelgebühren, welche sämmtlich in bestimmtes Gebot enthalten, umgangen werden; auch kann man eine gesetzliche Verpflichtung z. B. dadurch umgehen, daß man sich zu diesem Zwecke der Eigenschaften entleigt, welche sie voraussetzt^{*)}. Ferner dienen die unter b bezeichneten Gesetze zum Beweise, daß der Ausdruck „Umgehung des Gesetzes“ nicht in allen Fällen der fraus legis zutrifft; denn zu einer Umgehung können nur solche Gesetze veranlassen, welche, wie die unter a, eine kategorische Forderung an den Einzelwillen stellen; bei den übrigen Abseht die fraus legis darin, daß der Einzelwille dem Allgemeinen des Gesetzes, welcher ihrer seine Garantie nur in sich selbst und in gewissen entsprechenden Anordnungen und Instituten, nicht aber in Verbotten und Geboten sucht, noch suchen kann, indirect (d. h. eben nach Art und Weise der fraus) entgegenwirkt. Für diese Fälle der fraus legis fehlt es an einem teutschen Ausdruck, zumal die Sache selbst unserer Jurisprudenz zu entgehen pflegt^{*)}, obwohl sie in den Quellen vorkommt^{*)}. Man kann hier etwa Bevorteilung, Verleugung oder Verklörung des Gesetzes sagen; der letztere Ausdruck wäre in sofern der passendere, als den fraglichen Gesetzen immer nur in einem gewissen ideellen Maße entgegengewirkt werden kann, während bei der Umgehung des Gesetzes dasselbe in dem concreten Falle seinem ganzen Inhalte nach vereitelt wird. II. Die Handlung, durch welche die fraus legis als solche verübt wird, muß zwar geeignet sein, ein gegenwärtiges Interesse zum Ziele zu führen, darf aber nicht schon ihrer Form nach gesetz- oder rechtswidrig sein, sonst wird sie hiernach beurtheilt, und der Gesichtspunkt der darin zugleich enthaltenen fraus legis als einer mittelbaren Benachtheiligung des Gesetzes tritt dann in den Hintergrund. Sie muß ihrem Inhalte nach zur Verwirklichung der Absicht des Gesetzes in dem concreten Falle gehören, außerdem dagegen entweder gar keine, oder eine rechtlich und mindestens moralisch statthafte, wol gar dem

Befehle unmittelbar entsprechende Beziehung zu diesem zu haben scheinen. Dieser Schein wird für als solcher in einigen Fällen sofort angefochten werden können, in andern, wie namentlich bei der Simulation, wird es vielleicht erst eines Beweises bedürfen, um die wahre Bedeutung der Handlung als Nicht zu sehen. Wenn nun gleich eine so gereinigste Handlung ein begriffliches Requirat der *fraus legis* ausmacht, damit die indirecte Methode der *fraus* äußerlich erkannt und der Fall von einer für den Befehl gleichgültigen und erfolglosen Handlung unterschieden werden könne, so beruht doch das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der *fraus legis* III. erst in dem subjectiven oder psychologischen Momente derselben¹⁾, indem die Handlung, abgesehen von dem *consilium fraudandi*, auch einer ganz andern rechtlichen Würdigung unterliegen, und namentlich aus Irrthum, Rechtsunwissenheit, ja selbst aus der bona fides hervorgegangen sein kann²⁾. Die Rechtslehrer verlangen daher in subjectiver Hinsicht „die Absicht, das Gesetz zu umgehen.“ Dies bedarf jedoch noch einer näheren Bestimmung, damit die Absicht, das Gesetz zu übertreten, nicht am Ende dasselbe zu sein scheint. Nun enthält aber schon nicht jede *fraus legis* eine Gesetzesübertretung, namentlich kann bei der bloßen Gesetzesverletzung von einer solchen nicht wol die Rede sein; in allen Fällen ist die *fraus legis* zwar eine Gesetzeswidrigkeit, allein zur *fraus legis*, oder zu dieser besonders Art und Weise der Gesetzeswidrigkeit, welche der juristischen Interpretation eben eine besondere Aufgabe stellt, gehört offenbar ein ganz anderer subjectiver Thatbestand, als die einfache Beachtung einer Gesetzeswidrigkeit. Eine solche Absicht geht nun zwar einer jeden *fraus legis* in sofern voraus, als das Subject den unmittelbar als gesetzwidrig erkannten Zweck gleichwol nicht aufgeben will. Während aber bei der absichtlichen Gesetzesübertretung der Wille sich in unmittelbarer Uebereinstimmung mit jener Erkenntnis ausspricht, gibt er sich durch die *fraus legis* selbst als Wille oder Absicht gar nicht, sondern nur als Meinung über die Vereinbarkeit des gesetzwidrigen Zwecks mit dem Gesetze äußerlich zu erkennen, und zwar als eine Meinung, von welcher das Subject in allen Fällen der *fraus legis* hofft, daß sie vor dem Gesetze selbst Anerkennung finden und somit den verfolgten Zweck gegen den Widerspruch des Gesetzes stellen werde. Das Absichtliche der *fraus legis* als solcher besteht daher allein in dem Streben, diese Meinung hervorzubringen und zu befestigen; das Subject sucht den äußern und unmittelbaren Widerspruch zwischen seinem Zwecke und dem Gesetze zu vermeiden, oder ins Dunkel zu hüllen, und glaubt dadurch das Gesetz zu übertreten, daß damit alle

2) J. W. E. Schuppert, *Königliches Privatrecht*, I Bd., §. 7.
3) Xfo muss ein weisendiges Pandectenstudium zu sich vernehmen,
um seiner geistlichen Verpflichtung zum Kriegsdienste zu entgehen,
dann wenn ein Bürger, der grade 3000 Xfo. besitzt und unter die-
ser Voraussetzung zur Übernahme eines Communalamtes verpflich-
tet ist, zur Umgehung dieser Verpflichtung einen geringen Theil sei-
nes Vermögens verleiht. Ein ähnlicher Fall findet sich in l. 10.
D. de iure patronatus 37. 14. — cf. §. 2. Inst. de success.
libert. 3. 8. 4. f. jehod. unten Ritz 47. 5) L. 1. §. 1.
C. de test. et ad test. 6. 1. 2. L. 1. §. 1. C. de legat.
quibuslibet sociis scilicet procurandae causa istam (nämlich die
Lex Julia et Papia) adiuvandum interpretatione. Ergl. auch
L. 13. §. 1. D. de pollicio. 50. 12.

6) L. 79. D. de regulis iur. 50, 17. *Fraudis interpretatio in iure civili non ex eventu duntaxat, sed ex consilio quoque consideratur.* L. 3. §. 2. de iure facit 49, 14. *Quando fraus interposita videatur, agendum est, id est, utrum fraudis spectari debeat, an consilium? forte si tunc, cum tacite delicti committuntur, non capiatur la, cui resitui jubetur: mortis vero tempore capere poterat, vel contra? Et placuit, exitum esse spectandum.* 7) Regal. L. 5. §. 5. L. 7. §. 6. D. de donat. inter virum et uxorem 24. 1.

seinen Anforderungen entsprochen sei. Während nun der Wille nichtbedenklicher seiner Gesetzwidrigkeit sich klar bewußt bleiben, ja, in einer reinen Bosheit, Ränke sucht u. s. w. bestehen kann, dieses Bewußtsein aber eben für sein Verheimlich hält, ist es andererseits sehr wohl denkbar, daß das Subject mittels der Überlegung, wie es seinen anfänglich für gesetzwidrig erkannten Zweck mit dem Gesehe im Einkommen bringen möge, bis zu der Selbstüberredung fortreibe, daß eine solche Vereinarbeitung wirklich klümelig sei, daß es also das Geseh in der That nicht umgehe oder verletze. Bei Reuten von geringerer Bildung, namentlich bei solchen, deren ganzes Sinnen und Trachten ihrem Verufe zufolge auf den Vortheil gerichtet ist, findet sich dies gar nicht selten. Durch eine solche Selbstüberredung werden indeß in in fraudem legis vorgenommenen Handlungen nicht etwa schon zu Handlungen der bona fides, weil ihnen immer eine defangene Reflexion zum Grunde liegt; dagegen kann man in solchen Fällen nicht sühlig mehr von einer der absichtigten Gesetzwidrigkeit im eigentlichen Sinne reden. Nach diesem Allen ist das subjective Moment der fraus legis lediglich als die subjective Reflexion zu bestimmen, welche zwischen dem gesetzwidrigen Zwecke und dem Gesehe, von dessen Sinne sie in ihrer eigenlühigen Defangeneheit abstrahirt, ein Adkommen treffen zu können meint, und dadurch verräth, daß sie aus dem Bewußtsein einer gesetzwidrigen Absicht hervorgegangen sei. Eine solche Reflexion kann nun eben nur bei der fraus legis von eigenthümlichem und entscheidendem Belange für die juristische Interpretation sein, und zwar lediglich als Augenmerk für die rechtliche Prüfung solcher Handlungen, welche zu Recht zu bestehen und rechtliche Folgen zu haben verlangen, weil sie bei dem Gesehe gegenüber den Schein für sich haben. Hier muß die Interpretation solche der Sache nach gleichwohl zur Umgehung oder Verletzung des Gesehes gereichende Handlungen zugleich der subjectiven Unwahrheit zeichnen können, um sie als Handlungen in fraudem legis, d. h. als solche, welche dem Gesehe auch moralisch überall keinen Abbruch zu thun im Stande sind, erscheinen zu lassen. Weil nämlich der abstrakte, passive Wille des Gesehes jener Reflexion keinen Widerstand leistet, so bleibt es hier bei einer bloßen Meinung, welche niemals zur That, d. h. zur effectiven Veränderung des gesetzlichen Willens, werden kann. Daher hat die fraus legis rein als solche, also abgesehen von der wahren Bedeutung der Handlung, auch niemals solche positive Folgen, welche im Wege eines juristischen Processus erst wieder aufgehoben werden müßten, damit das Geseh hergestellt werde. Ganz anders verhält es sich mit der fraus juris; gegen das concrete Recht, mit welchem diese es zu thun hat, vermag die bloße Meinung auch nicht einmal dem Scheine nach etwas, sondern hier muß es zur That, zur effectiven Negation oder zur Rechtsverletzung kommen, vermöge welcher sich dann aber die Überlegung, wie die Handlung in den Schein des Rechts oder der Unverletzlichkeit einzufügen sei, nicht mehr als bloße Reflexion, sondern als bestimmte Absicht zu schaden ausprägt, und daher kein unmittelbares und selbständiges Substrat der

juristischen Beurtheilung mehr abgeben kann. Dabei wird die fraus juris nach den Regeln des dolus überhaupt, d. h. als die Absicht zu schaden, beurtheilt, obgleich sie eine ausgezeichnete Art desselben, wie namentlich im Criminalrechte, bilden kann⁸⁾. In sofern also eine gesetzliche Norm sich bereits in Rechtsverhältnissen oder in einzelnen Rechten realisiert hat, oder doch eben auf dem Punkte einer solchen Realisirung steht, kann von einer fraus legis nicht mehr die Rede sein, sondern hier fängt das Gebiet der fraus juris oder des dolus überhaupt an. Ein Beispiel, an welchem sich dies prüfen läßt, ist das fideicommissum tacitum. Gewisse Personen sind gesetzlich für unfähig erklärt, ab intestato oder aus einem letzten Willen etwas zu erwerben. Die letztwillige Honorirung einer solchen Person wird, da sie gradezu gegen das Geseh ist, pro non scripta gehalten, es tritt daher entweder der Substitut, oder ein Accrescenzrecht, oder die Intestaterbfolge ein; in sofern nun das Eine oder Andere geschieht, gerecht jenes Geseh zu Gunsten Dritter. Geht der Testator einen solchen Erben ein und bittet diesen offen (palam) im Testament, seinen Nachlass oder einen Theil desselben einem Unfähigen zu restituiren, so kann das natürlich ebenfalls eine Wirkung haben. Wird aber ein solcher Erbe vom Testator deshalb gewählt, weil er demselben heimlich versprochen hat, den Nachlass einem Unfähigen zu restituiren, so nennt die l. 3. pr. D. de jure fisci 49, 14 dieses Versprechen ein in fraudem legis und die l. 10. pr. D. de his, quae ut indignis auferuntur 34, 9 ein in fraudem juris, indem suam accommodare. Der Erbe muß dann dasjenige, was er dem Unfähigen zu restituiren versprochen hat, an den Fiskus herausgeben, und verliert überdies seine Quarta Falcidia⁹⁾. Der Ausdruck „in fraudem juris“ in der l. 10. pr. cit. soll indeß nichts Anderes als in fraudem legis (juris civilis) besagen, wie denn auch in den übrigen betreffenden Stellen nur von einer fraus legis die Rede ist. Die Pandekten haben den oben aufgestellten Unterschied von fraus legis und fraus juris nicht so genau ins Auge gefaßt, daß es ihnen auf eine strenge Sonderung des Ausdrucks ankommen könnte. Denkt man sich nun das fragliche Geseh, dahin lautend: es soll keinem Unfähigen mittels Testaments etwas hinterlassen werden, so enthält die heimliche, d. h. außerhalb des Testaments getroffene, Ueberreinsung¹⁰⁾ zwischen dem Testator und dem Erben ohne Zweifel eine fraus legis im eigentlichen Sinne, weil dabei die Reflexion zum Grunde liegt, daß das Geseh gewahrt sei, wenn die Hinterlassung nur nicht mittels Testaments geschehe — eine fraus legis und nicht etwa eine fraus juris liegt hier aber deshalb vor,

8) Ein Fall der fraus juris, welcher besondere Berücksichtigung im positiven Rechte gefunden hat, ist die alienatio in fraudem creditorum. Regl. L. 17. §. 1. D. quae in fraudem cred. 42, 8. 9) L. 3. §. 1. 3. 4. de jure fisci. L. 103. §. 1. L. 11. 18. pr. 23. de his, quae ut indignis. L. 103. §. 1. D. de leg. 1. 30. L. 3. C. ad legem Falcid. 6, 50. L. 1. C. de delator. 10, 11. Ulp. Praem. (von Pug.) tit. XXV. 17. 10) Die l. 3. pr. und §. 2. de jure fisci selbst als Beispiel eines dolusculi ausser oder ein chirographum an.

weil wirklich ein Gesetz, welches nicht will, daß gewisse unwürdige Personen, z. B. Hochverräther, turpes et probrosum mulieres, durch Erbchaft oder Vermächtniß etwas erwerben sollen, umgangen, keineswegs aber schon das noch gar nicht vorhandene Recht derjenigen dritten Personen vernachlässigt wird, welche vielleicht die Erbchaft oder das Vermächtniß erkalten haben würden, wenn der Testator den fidem suam accommodans nicht zum Erben gewählt hätte. Daher bleibt auch die Erbreinsetzung selbst in Kraft¹¹⁾, nur das fideicommissum tacitum ist nichtig. Daraus könnte nun folgen, daß der Erbe den Gegenstand desselben behalten dürfe, wie es beim palam relictum der Fall ist¹²⁾; allein dann würde ihm seine eigene fraus zum Vortheile gereichen, daher die positive Bestimmung, daß er das Restitutum nebst seiner Quarta an den Fiscus verlieren soll. Diese letztere Bestimmung kann schon seiner fraus legis mehr unterliegen, weil sie in unmittelbarer Beziehung zu dem Rechte eines Dritten, des Fiscus, steht; sucht der Erbe also den Fiscus zu betrügen, so wird er als dolosus oder malae fidei possessor behandelt, und muß z. B. die vor der Eidcontestation gezogenen Früchte ersetzen, während die fraus legis bloß als solche dergleichen rechtliche Folgen nicht haben kann¹³⁾. — Die fraus legis kann übrigens in eine fraus juris übergehen, oder vielmehr sie kann als Mittel gebraucht werden, um eine dolose Rechtsverletzung zu verüben. Z. B. Judex tunc litem suam facere intelligitur, cum dolo malo in fraudem legis sententiam dixerit¹⁴⁾; der Richter kann in böser Absicht, d. h. aus Parteilichkeit, das Gesetz so drehen und wenden, daß es dem Unrecht nicht entgegen, oder selbst zur Seite zu stehen scheint. Dadurch erhält die fraus legis einen thatsächlichen Einfluß auf das Recht, den sie als bloße Vernachlässigung eines Gesetzes niemals haben kann, daher sie hier als Merkmal der Absicht zu schaden in Betracht kommt. Dergleichen Fälle, namentlich solche, wo ein Gesetz mißbraucht, also trügerischerweise ausgedehnt wird, während die bloße fraus legis in der Regel in einer Verengung und Veräußerlichung des Gesetzes besteht, sind ziemlich häufig; hier können denn auch solche Gesetze einer fraus unterliegen, bei denen eine selbständige fraus legis nicht denkbar ist, namentlich Vermögensgesetze, jedoch immer nur, in sofern sie bereits die Quelle von Rechten Dritter bilden, welche durch die fraus illusorisch gemacht werden¹⁵⁾. — Am gewöhnlich-

sten ist die Umgehung bei solchen Gesetzen, welche aus dem Gebiete der Privatwillkür einzelne mögliche oder gewöhnliche Fälle herausheben, um für diese Fälle dem Willen des Einzelnen den scheinbar selbst nur individuellen Willen des Gesetzgebers zu substituieren, wie z. B. das Verbot, mehr als fünf oder sechs Procent Zinsen zu nehmen, das Verbot, von einer lebenden Forderung mehr einzulassen, als man dafür gegeben hat (lex Anastasiana), das Verbot der Schenkung unter Ehegatten u. dgl. m. Gerade der individuelle Conflict, in welchen solche Gesetze und zwar werden dies in der Regel verbiethende Gesetze sein) sich mit dem Einzelnen einlassen, setzt sie am ersten einer Reflexion aus, welche den Widerspruch derselben wie ein jedes anderes individuelles Hinderniß der brachsigsten Handlung betrachtet und durch eine bloß äußerliche und unwesentliche Modification der letztern vermeiden zu können glaubt. Dergleichen individuelle Gesetze, denen im Allgemeinen der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie, statt ein allgemeines Princip für die rechtliche Beurtheilung gewisser Handlungen zu functioniren, diese Handlungen ausserhalb allen Zusammenhangs schlechthin und ein für alle Mal der Rechtswirklichkeit verächtlichen — befinden sich mitunter für den konkreten Fall auch wirklich im Unrecht und enthalten dann einen desto stärkeren Anreiz zu einer fraus legis, dessen mögliche Vermeidung eine wesentliche Rücksicht jeder Gesetzgebung sein sollte. — IV. Man kann folgende hervortretende¹⁶⁾ Begehungsarten der fraus legis unterscheiden: 1) die Rentalreservation, wenn das Subject das Gesetz mit einem innern Vorbehalte übertreißt, vermöge dessen es sich nöthigenfalls gegen die nachtheiligen Folgen dieser Übertretung (oft auch nur gegen sein eigenes Gewissen, namentlich beim falschen Eide) decken und seine Handlungen wenigstens moralisch vor dem Gesetze rechtfertigen zu können glaubt¹⁷⁾. Z. B. es verbietet ein Gesetz ändern, als gewissen dazu legitimierten Personen Willkür zu transportiren; Jemand, hierzu nicht legitimirt, erdacht von Jemand einen verschlossenen Sack, in welchem er mit gutem Grunde ein Stüd Woll vermuldet, er nimmt sich aber vor zu glauben, daß ein anderes Thier darin sei, um sich nöthigenfalls damit rechtfertigen und vielleicht selbst beschwören zu können, daß er dies geglaubt habe. Oder es verbietet Jemand zu einer übernommenen gesetzlichen Verpflichtung einen zweideutigen Sinn und handelt in dem Verschwören, obgleich von dem Gesetze nicht gemeinten Sinne; häufig ist die Rentalreservation, auch wenn sie sich auf ein Gesetz bezieht, eine Begehungsart der Rechtsverletzung.

11) L. 43. §. 3. D. de vulg. et pupill. subat. 28. §. 6. 12) Vergl. L. 3. §. 1. de jure sac. 13) Ubrigens ist nicht zu verkennen, daß die Pandekten hier und in dem Falle der L. 27. D. de probat. 22. §. den Begriff der fraus legis ungewiß ausdehnen, in sofern sie annehmen lassen, daß der Testator und der Erbe nur deshalb heimlich und selbst thätiglich zu Werke gehen, damit die ganze Sache unentdeckt bleibe (L. 48. D. hered. petit. 3. §.). Das ist aber bloß eine heimliche Gesetzesübertretung, keine eigentliche fraus legis, die sich der Meinung hingibt, in den Augen des Gesetzes selbst gerechtfertigt erscheinen zu können, obwohl es Fälle gibt, wo sie es erst einmal mit der Heimlichkeit versucht. Heimlich soll diese Unterscheidung hier nur ein psychologisches Interesse. — Anders in der L. 7. D. de cond. inst. 28. §. 7. 14) L. 15. §. 1. D. de judiciis 6. §. 1. 15) z. B. wenn ein Gesetz dem Advocaten

gestattet, die Vertretung einer Partei aus Gründen seiner Überzeugung abzulegen, und das Gericht ihn von der Abnehmung auf Grund eines andern Gesetzes nur officialemittel ebenfalls (vielleicht armen) Partei bestellen wollte; l. auch L. 44. pr. D. de aced. ed. 21. §. 1.

16) Eine erscheinende Darstellung dürfte nicht zu verlangen sein. Es werden sich übrigens die aufzuführenden Begehungsarten auch mehr oder weniger combiniren lassen, namentlich wird die Objection sich hieraus vertheilen. — Die Lüge liegt zu sehr außerhalb der psychologischen Sphäre der fraus legis, als daß wir sie als eine Begehungsart derselben hätten aufführen mögen. 17) Hier wird der Satz: expressa nocent, non expressa non nocent (L. 195. de reg. jur.), in einem sophistischen Sinne genommen.

2) Die sophistische oder rabulistische Ausdeutung des Gesetzes, wozu es entweder als eine leere Formel aufgefaßt, oder auf einen äußern Kreis seiner Geltung beschränkt, oder sonst wie verdeten und veräußert wird. 3. B. ein Weibhändler, der während einer gewissen Zeit im Anfange der Messe nicht südweise, sondern nur ein gros verkaufen darf, verkauft $\frac{1}{2}$ Dugend. Aber die von der Messe versagte Ege wird im Auslande geschlossen, um im Inlande fortgesetzt zu werden. Auch das *societatis* tacitum in der obigen Auffassung gehört hierher¹⁾. 3) Die Simulation, und zwar a) hinsichtlich des Subjects, wenn eine Mittelsperson vorgeschoben wird, welche die dem ersten verbundene Handlung vornehmen darf, z. B. wenn der Vermund Sachen seines Pupillen durch seine Ehefrau ankaufen läßt²⁾; b) hinsichtlich der Handlung selbst, wenn der gesetzwidrige Zweck unter einer Einleitung verborgen wird, welche auf einen erlaubten Zweck schließen läßt. Die gewöhnlichsten Fälle sind hier die zur Umgehung eines Gesetzes abgeschlossenen Scheinverträge³⁾. Dahin gehört der *contractus mohatrae*, überhaupt ein Scheinkauf, der insbesondere auf das *Senatusconsultum Macedonianum* bezogen zu werden pflegt. Einem Haussohne soll kein bares Geld geliehen werden; zur Umgehung dieses Gesetzes wird ihm eine Sache verkauft und der Kaufpreis, den er sich durch Wiederverkauf der Sache baar verschaffen wird, *creditt*⁴⁾. Ferner gehören die vielerlei Verträge hierbei, welche einen verbotenen Zinswucher enthalten⁵⁾, die Verträge, unter welchen sich eine verbotene Schenkung, wie zwischen Gegatten, verbirgt⁶⁾, die Verträge zur Umgehung der *lex Anastasiana*⁷⁾, des *Senatusconsultum Vellejanum*⁸⁾, die mancherlei Verträge zur Umgehung von Gewerbeverboten und ähnlichen Gesetzen, z. B. wenn zur Umgehung des Verbots, die Gewerbsbefugniß auf einen Andern zu übertragen, dieser Andern als Institutor darge stellt wird — und eine Unzahl anderer Fälle, namentlich solcher, in welchen man wegen der Regel: *nemo videtur fraudare eos, qui sciunt et consentiunt*⁹⁾, zu verfehlen geneigt ist, daß ein von der Privatwillkür unabhängiges Gesetz betrogen werde. — Aber auch außerhalb eines Vertrages kann ein Gesetz durch Simulation umgangen werden, namentlich die testamentarischen Bestimmungen¹⁰⁾. — Die Simulation wird übrigens nicht ver-

muthet, sondern muß bewiesen werden¹¹⁾, was nicht mit dem logischen Prozesse zu verwechseln ist, durch welchen die *fraus legis* als solche erkannt und behandelt wird. 4) Die Vorkerbung, wenn entweder die thatsächliche Voraufsetzung, unter welcher das Gesetz allein zur Anwendung kommen kann, nicht simulirterweise, sondern wirklich und offen zur Umgehung oder aber Verletzung des Gesetzes verändert, oder wenn sonst wie dem Gesetze vorgeliegt¹²⁾, oder eine Handlung zu gesetzwidrigem Zwecke anticipirt, nämlich unter Umständen vorgenommen wird, wo ihre gesetzwidrige Bestimmung noch nicht erkannt werden konnte¹³⁾. Auch hier wird es häufig erst eines Beweises bedürfen, um den subjectiven Thatbestand einer *fraus legis* festzustellen. 5) Die Capitation, worunter wir diejenigen Fälle verstehen, wo eine zur Umgehung oder aber Verletzung eines Gesetzes gerichtete Handlung für den Fall, daß ihr Widerspruch mit dem Gesetze in Frage kommen würde, dem letztern gleichwohl die Stirn deshalb bieten zu können glaubt, weil sie die juristischen Requisite einer rechtmäßigen Handlung, oder selbst eine für wichtig und heilig anerkannte Bedeutung für sich hat. Hier soll die rechtliche Beurtheilung juristisch oder moralisch besprochen werden, damit sie die Collision zwischen dem Einzelwillen und dem Gesetze entweder gar nicht merke, oder zu Gunsten des ersten entscheide. In Fällen dieser Art tritt die praktische Wichtigkeit des Principes, daß der benachtheiligten Handlung eine eigenständige Reflexion über den Vorrang des Einzelwillens vor dem Allgemeinwillen des Gesetzes zum Grunde liegen müsse, am deutlichsten hervor; denn beim Mangel dieser Voraussetzung wird die Rechtmäßigkeit vieler Handlungen, welche äußerlich unter die obige Kategorie fallen, doch nicht bezweifelt werden dürfen¹⁴⁾. Andererseits würde unsere Jurisprudenz ohne jenes Princip in vielen Fällen grade der Capitation völlig rathlos sein. Bei einer Capitation zur Umgehung des Gesetzes ist dies freilich weniger zu besorgen, weil für diese Fälle der Gesichtspunkt einer *fraus legis* dogmatisch gleich zur Hand ist; für die nicht minder wichtigen Fälle einer Gesetzesverletzung, deren Taktik grade in capitativen Handlungen zu bestehen pflegt, ist dagegen jener Gesichtspunkt von der Doctrin noch zu wenig festgesetzt, als daß er einem Richter, der sich an die positive Lehre bindet, allemal vor die Seele treten sollte, wo es darauf ankommt, dem Eigenvillen, der sich recht wol im Widerspruch mit dem Gesetze weiß, sich

18) L. 5. pr. C. de legibus 1. 14. 19) L. 5. §. 8. D. de auct. et con. tut. 20. 21) L. 5. C. de contr. emt. 4. 22) L. 2. C. plus valere, quod agitur, quam quod simulate concipitur 4. 22. — L. 7. §. 1. D. qui et a quib. manum. 40. 9. 23) Scheinverträge zu andern Zwecken, sowie die falsche Simulation, um einen Andern dadurch zu benachtheiligen, gehören natürlich nicht hierher. L. 11. 12. D. ad Scum Vellejan. 16. 1. 21) L. 3. §. 3. L. 7. §. 13. D. de Scum Maced. 14. 6. Regl. 34. 1. pr. ibid. 22) L. 3. D. de Scum Vellejan. 16. 1. 23) L. 13. §. 13. D. de Scum Vellejan. 16. 1. 24) L. 3. §. 3. L. 7. §. 13. D. de Scum Vellejan. 16. 1. 25) L. 7. §. 6. L. 32. §. 24. 25. D. de donat. inter virum et ux. 34. 1. 26) L. 32. C. mand. vel contra 4. 35. 27) L. 29. §. 1. D. ad Scum Vellejan. 16. 1. L. 8. §. 5. ibid. 28) L. 145. D. de regulis jur. 30. 17. 29) L. 27. D. de probat. 22. 3. f. jedoch oben Note 13.

20) Beispiele sind die Aneignung eines Vermögenstheils, in sofern die dem Stammer Erbschaftsordnung vorausgesetzte einen gesetzlichen Verpflichtung ist; ferner die Selbstvertheilung, um sich dem Kriegesdienste zu entziehen; oder die adoptio in fraudem in L. 7. §. 2. D. de bon. damn. 48. 20, wo die *fraus legis* jedoch nicht als Begehung einer Rechtsverletzung sich darstellt. Dergleichen ist es eine Verletzung in fraudem legis, wenn die Regierung militärische Personen, deren Erbschaftung zu künftigen Abgerufenen mit Grund zu erwarten steht, in Exilien einsperrt, wo sie nicht gemüßet werden können. 30) Die eben angeführten Beispiele können unter Umständen auch hierher gerechnet werden; ferner die *manumissio in fraudem legis* in L. 14. §. 3. D. qui et a quib. manum. 40. 9. 31) Dies gilt in ziemlich gleichem Maße auch von der Vorkerbung.

aber gleichwol kein mit demselben messen zu können glaubt, sein Recht widerfahren zu lassen. Der Richter wird in solchen Fällen³³⁾, weil er keinen Schulausdruck dafür findet, vielleicht der Meinung sein, daß er diese subjective Richtigkeit der Handlung dem Gewissen überlassen müsse; er wird also im Sinne derselben eigenbüchtigen Reflexion erkennen, auf welche die Handlung sich verlassen hat. Das ist nun aber eben völlig unjuristisch — denn was wäre das für ein Gesetz, welches durch den Einzelwillen, sei es aus Eignung, oder aus reiner Ebnheit, illusorisch gemacht werden könnte, bloß weil er im Stande ist, eine juristische Gestalt anzunehmen? Wir haben hier freilich Gesetze vor Augen, welche dem Einzelwillen einen gewissen Spielraum frei lassen und ihm am wenigsten bestimmte Schranken setzen, die aber auch ihrerseits einen Wirkungskreis in Anspruch nehmen, in welchem sie dem willkürlichen Belieben nicht ausgesetzt sein wollen. Die Interpretation hat in jedem einzelnen Collisionsfalle zu entscheiden, wo die Grenze sei; dabei gilt nun zwar bis zum Beweise des Gegentheils die Vermuthung, daß Jeder gut und recht handle, sowie der Grundsatz, daß das Gesetz, welches eine gute Absicht hat, ebenfalls auch den guten, wennschon entgegengegesetzten, Willen gelten lasse; wird aber das Gegenbild darzulegen, oder ist es der Handlung schon ohne Weiteres anzusehen, erweist sich der Einzelwille als eine Antipositivität gegen den Allgemeinwillen des Gesetzes, als ein reiner Eingriff in den Wirkungskreis desselben³⁴⁾, so muß sich die Interpretation dahin entscheiden, daß der Einzelwille hierzu kein Recht habe. Das ist ohne Zweifel auch die Meinung des römischen Rechts; sie liegt in dem Satze: *jus est ars boni et aequi*, den unsere Juristen freilich häufig nur als eine unpraktische Decoration betrachten; sie ist ferner in der L. 64. §. 1. D. de cond. et demonstr. (Notz 5) ausgesprochen und ergibt sich aus einzelnen Entscheidungen solcher Fälle, bei welchen eine Capitation im obigen Sinne zum Grunde liegt. Auch in diesen Fällen plegen die römischen Juristen das Factum darauf anzusehen, ob es *contra bonos mores, contra bonam fidem, ob es inhonestum, probrosum, damnosum, turpe* oder „*humani modum aliquid*“ sei. Dies ist freilich nur einzelne ausübliche Gesichtspunkte, welche die Würde des gesetzlichen Allgemeinwillens bloß in einzelnen, noch dazu ziemlich unbestimmten, dem Gefühle oder der Vorstellung anheimgefallenen Beziehungen ins Auge fassen und keineswegs für alle Fälle der Capitation ausreichen. Selbst die fernere Maxime des römischen Rechts, daß keine Handlung für rechtsgültig anzuerkennen sei, welche *contra vim legis, contra sententiam legis, contra auctoritatem ober rationem juris, contra jus commune* verstoßt³⁵⁾, kann

einem erschöpfenden und gehörig bestimmten Principe noch nicht gleich geachtet werden. Allein man sieht leicht, daß allen diesen Entscheidungsmaximen ein gemeinsames Princip zum Grunde liegt, welches als solches nur noch ausgesprochen sein will; ferner daß dieses allgemeine Princip überhaupt auf die juristische Collision zwischen dem Einzelwillen und einem nicht zwingenden Gesetze paßt; endlich daß es zur Entscheidung dieser Collision auf die Substanz des Willens gesehen wissen, und dem Einzelwillen es keineswegs zu Gute kommen lassen will, daß er sich in einen juristischen Harnisch zu kleiden gewußt hat. Dieses allgemeine und erschöpfende Princip für die rechtliche Beurtheilung solcher Operationen des Einzelwillens des stimmt sich von selbst näher, sobald man dieselben ebenso gut, wie die Umgehung eines Gesetzes, als Handlungen in fraudem legis auffaßt, wozu nach der obigen Entwidlung dieses Begriffs aller Grund vorhanden zu sein scheint³⁶⁾. Ubrigens find hier dem Gesetze und ähnlichen Normen auch die allgemeinen Rechtsgrundsätze, die natürliche und bürgerliche Freiheit, sowie die religiösen, politischen und sozialen Grundrechte der Staatsbürger gleichzustellen; denn diese Rechte kommen hier als Principien und nicht als einzelne rechtliche Zustände, welche dem Schaden ausgesetzt sind, in Betracht. — Wir wollen nun die Capitation im Einzelnen näher ins Auge fassen. Die Capitation kann unmittelbar schon in der Handlung des interessirten Subjects selbst liegen, sie kann aber auch darin bestehen, daß ein Anderer zur Übernahme von Verbindlichkeiten verurtheilt wird, welche entweder schon für sich, oder in ihren juristischen Konsequenzen zur Benachtheiligung eines Gesetzes gereichen. Ein Fall der ersten Art ist die zur Umgehung des Gesetzes im Auslande geschlossene Ehe, in sofern dabei die Reflexion zum Grunde liegt, daß vor der Heiligkeit eines einmal geschlossenen Ehebündnisses das verbotende Gesetz oder die entgegenstehende Verfügung der Heirathsbehörde verflummen werde. So kann die Religion geändert werden, weil das neue Glaubensbekenntnis gegen gewisse gesetzliche Verpflichtungen schützt³⁷⁾. Eine eigenbüchtige und liberale Regierungspolitik pflegt in capatorischen Mitteln bewandert zu sein, um die Zwecke der Verfassung in dem einen oder andern Falle zu vereiteln, was bei einer Wirtzheranfrage in Betracht kommen kann. Zahlreicher und mannichfacher sind die Fälle der zweiten Art. Das römische Recht hat hier besonders Bedingungen der Erbeseinsetzungen und Vermächtnissen, Gantionleistungen und ähnliche capatorische Mittel vor Augen, wodurch ein Dritter zu Handlungen in fraudem legis verurtheilt, oder in seinen Grundrechten und seiner Freiheit benachtheiligt werden würde, indem er die Erbchaft oder das Legat nur unter einer

32) Dabei ist aber nicht an solche Fälle zu denken, in welchen der subjective Zustand der Capitation factisch angewandt bleibt.

33) L. 37. §. 4. D. de pactis 2, 14. — in summa, si pactum conventum a re prima eructum sit, non est servandum.

34) f. unter andern L. 14. D. de cond. inst. 27, 7. — L. 72. §. 4. D. de cond. et demonstr. 35, 1. — L. 74. ibid. („bono-licio legis“). — L. 7. §. 16. D. de pactis 2, 14. — L. 112. §. 3. D. de legat. 1, 30. — L. 6. C. de pactis 2, 3. — L. un. C. de his, quas potestas noxia 6, 41.

35) Ganz dasselbe Princip liegt der *actio* und *exceptio* doli zum Grunde, nur daß es sich in unserm Falle um die Benachtheiligung von Gesetzen, in dem Falle jener Rechtsmittel dagegen um die Benachtheiligung von Rechten handelt. 36) In Landesge- setzen, §. 2. in der braunschweig. neuen Verfassungsurkunde vom 12. Oct. 1837. §. 29 wird bestimmt, daß Niemand die Religion wechseln dürfe, um sich einer gesetzlichen Verpflichtung zu entziehen.

solchen Bedingung haben oder behalten soll. Ist die Bedingung an sich gesetz- oder rechtsmäßig, oder unsittlich³⁷⁾, so kann von einer Captatio keine Rede sein, das captatorische Mittel muß vielmehr für sich betrachtet gegen jeden unmittelbaren Vorwurf seiner Rechtsunsittlichkeit geschützt scheinen. J. B. der Testator setzt die Erben unter der Bedingung ein, daß sie einander für die unverbrüchliche Abführung der Legate Caution leisten; nun findet sich aber, daß er einem Unfähigen ein Legat ausgesetzt hat³⁸⁾. Hier sollen die Erben zur Eingangsung einer an sich unvernünftigen Verbindlichkeit vermocht werden, deren juristische Consequenz vom Testator als Mittel, ein Gesetz zu umgehen, berechnet ist. Oder der Testator setzt ein Frauenzimmer unter der Bedingung zur Erbin ein, daß sie sich an einem bestimmten Orte nicht verheirathe; nun findet sich, daß sie keine Gelegenheit hat, sich an einem andern Orte zu verheirathen, dann wird jene Bedingung als eine Captatio zur Verfürung der lex Julia et Papia betrachtet, welche die Ehen um der Kinderzeugung willen vielmehr zu befördern beabsichtigt³⁹⁾. Die Bedingungen, nicht zu heirathen⁴⁰⁾, oder sich bei der Eingangsung einer Ehe nach der Privatwillkür des Testators oder eines von ihm bezeichneten Dritten zu richten⁴¹⁾, werden indessen überhaupt für ungültig erklärt, ohne daß dabei die Rücksicht auf jene lex zum Grunde läge, vielmehr geschieht dies ohne Zweifel deshalb, weil solche Bedingungen zur Verfürung der sittlichen Freiheit gereichen würden⁴²⁾. Wenn nun das römische Recht auch in diesen Fällen des „contra bonos mores“, des „inhonestum“ etc. halber die Bedingung für ungültig erklärt⁴³⁾, so zeigt sich darin, daß es mit diesen Gesichtspunkten in der That einen allgemeineren Sinn verbindet und dabei nicht bloß an solche Fälle denkt, wo die Handlung schon an sich selbst wider Sitte und Anstand verstößt, also eine praktische und unmittelbare Unsittlichkeit enthält; denn man kann sich recht wohl einem Andern darin sagen, daß man ehelos bleibt, oder sich nach seiner Anweisung verheirathet, ohne dadurch schon eine Unsittlichkeit zu begehen⁴⁴⁾. Das Unsittliche einer solchen Bedingung tritt erst hervor, wenn der Bedachte sie als einen Zwang, als eine Verfürung seiner sittlichen Freiheit empfindet, und unangenehm ist, daß der Testator sie auch für diesen Fall hat beobachtet wissen wollen. Auch besteht das Unsittliche hier nur darin, daß die Captatio

sich auf die Freiheit, also auf eine sittliche Macht, bezieht, die Captatio selbst bleibt darum in juristischer Hinsicht dieselbe, wie in allen andern Fällen — mit andern Worten: die Reflexion des Testators, daß der Erbe durch Annahme der Erbschaft juristisch gebunden sein werde, nicht zu betrachten, erweist sich als eine unwahre und unwirksame Meinung, weil der Zursit wirklich einen höhern Grund findet, um den Erben von jener Verbindlichkeit freizusprechen. Offenbar ist das ein ganz anderer Interpretationsfall, als wenn dem Erben j. B. zur Bedingung gemacht wird, daß er sich von seinem Ehegatten scheiden lasse, oder daß er seinen Vater nicht aus der Gefangenschaft loslaufe, oder eine sonstige Schmachthat begehe. In andern Fällen erklärt auch das römische Recht die Bedingung grade deshalb für ungültig, weil sie zur Verfürung der Freiheit gereicht, j. B. wenn Jemandem unter der Bedingung etwas hinterlassen wird, daß er seinen Wohnsitz unabänderlich an einem bestimmten Orte nehme⁴⁵⁾. — Was von captatorischen Bedingungen bei testamentarischen Vermögenszuwendungen gilt⁴⁶⁾, leiht auch auf capitatorische Verträge zur Umgehung oder Verfürung eines Gesetzes, eines Rechtsgrundsatzes u. s. w. Anwendung. Ein Gesetz, welches dem Landmann den Verkauf der Früchte auf dem Halme untersagt, kann durch Lieferungsverträge captatorischerweise umgangen werden. Ordnet ein Gesetz, welches die Industrie befördern will, Gewerbeausstellungen an, so wird ein Vertrag, durch welchen mehrere Gewerbetreibende sich verbinden, ihre Gewerbetätigkeit nicht auf die Ausstellung zu geben, weil sie gegen ein solches Gesetz eingenommen sind, als eine Captatio zur Verfürung dieses Gesetzes zu behandeln, und jeder der Contractanten von dem Vertrage jurisdiktoren berechtigt sein, selbst wenn eine Conventionsstrafe für diesen Fall verabredet sein sollte⁴⁷⁾. An und für sich ge-

45) L. 71. §. 2. D. de cond. et demonstr.

46) Demit

Einem nicht zu verwechseln, viele haben eine Art der Erbbedingung, welche schon an sich selbst unfähig ist, eine juristische Verbindlichkeit herbeizubringen, mit der Captatio im obigen Sinne Nichts gemein, und sind überhaupt für ungültig erklärt, während bei der Erbbedingung unter einer captatorischen Bedingung in unserem Sinne dies die Bedingung nicht gilt. L. 70. 71. 81. §. 1. D. de hered. inst. 28. §. 1. 64. D. de leg. 1. 30. L. 1. D. de his, quae pro non scriptis hab. 34. 8. 47) Man wird in diesem und in ähnlichen Fällen dem zurücktretenden Contractanten vielleicht eine exceptio doli zustehen (vergl. L. 134. pr. D. de verb. oblig. 45. 1) und dadurch praktisch zu demselben Resultate gelangen. Wenn man aber fragt, worin hier der dolus besteht und wodurch er sich hier von einer solchen Gewissensangstgesicht unterscheidet, so ist er eine juristische That, so wird man immer auf die fraus legis zu Grunde liegende Reflexion und auf den dadurch bruchthätigen gesetzlichen Allgemeinen, welchen der Zurücktretende seine Retraction nehmen will, zurückgehen müssen; denn einen eigentlichen Schaden wird derselbe häufig und namentlich in dem fraglichen Falle nicht nachweisen können. Der dolus wird hier in einem ganz allgemeinen und unbestimmten Sinne, in welchem er auch die fraus in sich begriff (insist enim dolo et fraus. L. 7. §. 10. D. de pact. 2. 14), genommen; wenn man nun dafür den bestimmten Gesichtspunkt einer fraus legis haben kann, so wird dieser um so mehr zur Beachtung empfohlen werden dürfen, als in vielen Fällen über die Anwenbarkeit der actio oder

37) j. B. L. 8. §. 1. D. de usu et habit. 7. 8. — L. 5. C. de instit. et substitut. 0. 23 (vergl. L. 2. C. de inutil. stipul. 8. 39). — L. 9. 15. D. de cond. instit. 28. 7. 39) L. 7. D. de cond. instit. 28. 7. 39) f. Retz 5. 40) L. 22. 62. §. 1. L. 74. 77. §. 2. L. 104. D. de cond. et demonstr. 35. 1. L. 2. 3. C. de indicati vindict. 6. 40. 41) L. 28. pr. L. 71. §. 1. L. 72. §. 4. 5. D. de cond. et demonstr. — L. 5 in f. C. de apusal. 5. 1. 42) L. 71. §. 1. D. de cond. et demonstr. — alind est, eligendi matrimonium poenae metu liberatum aufferre, aliud ad matrimonium certa lege laivari. 43) L. 134. pr. D. de verb. oblig. 45. 1. 44) Daher wird die Bedingung, nicht zu heirathen, unter Umständen und sofern sie sich auf eine gewisse Zeit beschränkt, auch für gültig erachtet. L. 62. §. 2. D. de cond. et demonstr. L. 72. §. 5. ibid. Vergl. übrigens Nov. 22. c. 43 und 44.

richt ein solcher Vertrag nicht schon zur Verkürzung des Gesetzes, weil es in Jedes Willkür gestellt bleiben muß, einem solchen Gesetze entgegenzukommen oder nicht; er berührt es erst dann, wenn der eine oder andere der Contractanten sich noch entschließt, zu dem Zwecke dieses Gesetzes mitzuwirken. — Ein Vertrag „ne dolus praestetur“ würde als eine Capitation zur Verkürzung des allgemeinen Rechtsgrundgesetzes, daß das Unrecht, zumal das absichtliche, keinen Rechtsbestand haben könne, zu behandeln, also für unwirksam zu erachten sein, auch wenn er nicht schon ausdrücklich im römischen Rechte dafür erklärt wäre“); ebenso der Vertrag, wodurch Einer dem Andern verspricht, falls er von diesem bescholten oder injuriert werden würde, keine Klage gegen ihn anstellen zu wollen“). Die Rechtslehrer würden über den Sinn der in Bezug auf diese Verträge vom römischen Rechte ausgesprochenen Grundsätze nicht so verschiedener Meinung sein“), wenn sie den Gesichtspunkt einer *fraus legis* dabei vor Augen hätten. Man kann sich allerdings verpflichten, von einem Rechtsgrundsatze, welcher dem Andern zum Nachtheile gereichen würde, keinen Gebrauch machen zu wollen; wenn aber dieser Rechtsgrundsatz von der Art ist, daß die Privatwillkür sich nicht anders, als aus wesentlichen Gründen über ihn erheben kann, so ist der Vertrag, wodurch dies (wie in den angeführten Fällen) ohne solche Gründe geschieht, schon an sich selbst unmöglich, und stellt sich, wenn die Contractanten nichtbesseren auf seine juristische Qualität vertrauten, als eine nützliche *fraus legis* dar; bindet sich der Promittent nachher, nachdem der Fall der Abtrittsunterstützung eingetreten ist, gleichwohl an dieselbe, so steht ihm dies in sofern frei, als er dann schon über ein bestimmtes Privatinteresse disponirt — jener Vertrag selbst kann dagegen nie wirksam gemacht werden. Ebenso verhält es sich endlich mit Verträgen zur Verkürzung der sittlichen und bürgerlichen Freiheit, oder der Grundrechte einer Person, in sofern diese Bestimmungen der sittlichen und staatsbürgerlichen Persönlichkeit, zwar in einzelnen Beziehungen, jedoch zugleich im Principe angegriffen werden. So die vertragmäßige Verpflichtung zur Gehorsamkeit u., zur Unabänderlichen Wahl eines bestimmten Wohnsitzes, zur Vornahme des politischen Wahlrechts, der Pressfreiheit, des Bekehrrechts, zur Nichterwählung eines bestimmten Berufs u. s. w. Man kann auf alle diese Rechte thatsächlich verzichten“), daher könnte man mel-

nen, daß ein solcher Vertrag wirksam sei, wie es wenigstens der Promissar wirklich meint; allein diese Meinung muß als *fraus legis* (*libertas* oder *juris* im obigen Sinne) erkannt werden. — Wir haben noch einer eigenthümlichen Maxime der capitulirischen *fraus legis* Erwähnung zu thun, nämlich der Reflexion, daß die Wirksamkeit des Vertrags doch jedenfalls dann gesichert sein werde, wenn ein Gewissenszwang für den Promittenten hinzukomme, namentlich wenn er die Erfüllung eidlisch verspreche. Es herrscht kein Zweifel darüber, daß auch die eidlige Befestigung eines zur Umgehung eines Gesetzes geschlossenen (capitulirischen) Vertrages wirkungslos sei. Ob aber auch bei einem solchen Vertrage zur Verkürzung eines Gesetzes — ob auch dann, wenn der Eid „solchen Verträgen und Rechtsgeschäften hinzugefügt worden, welche die bürgerlichen Gesetze nur hauptsächlich zum Besten der Partei, die den Eid geschworen, für ungültig und unverbindlich erklärt haben“)) — ist unter den Rechtslehrern desto streitiger; die gemeine Meinung legt einem solchen Eide eine wirksam machende Kraft bei, Andere versagen die Klage auf Aufhebung eines solchen Geschäfts (sehen also keinen Rechtsbedenklichkeit voraus), gestatten aber eine Einrede“). Es fehlt den Rechtsgeschäften, auch denen, welche sich gegen einen solchen Eid erklären, an einem bestimmten und klaren Principe über die Natur der ganzen Frage; sie machen daher auch keinen Unterschied zwischen den Fällen, wo ein Gesetz benachtheiligt, und denen, wo ein einzelnes Privatinteresse gefährdet wird, oder vielmehr sie halten diese letztern Fälle für das ausschließliche Gebiet der ganzen Frage, in welches die erstern mit ausgehen müßten. Beschränken wir die Frage auf die erstern Fälle, die doch ihre eigene Natur haben, so enthält ein Eid, den man sich schwören läßt, weil man dann jedenfalls dem Gesetze imponiren zu können glaubt, schon an sich selbst eine *fraus legis*, und ist nebst dem Vertrage selbst, den er bekräftigen soll, juristisch unwirksam, möge es sich dabei nun um eine Umgehung, oder um eine Verkürzung des Gesetzes handeln“). — V. Was die rechtliche Wirkung der *fraus legis* betrifft, so ergibt sie sich aus dem Obigen schon von selbst“). Die Handlung ist in dem Maße *ipso jure* wirkungslos, in welchem sie sich durch die der *fraus legis* zum Grunde liegende Reflexion bestimmt zeigt. Ist sie ihrem ganzen Umfange nach der Ausdruck dieser Reflexion, wie bei der

exceptio doli, eben der Unbestimmtheit des Begriffs wegen, gewirkt werden könnte.

48) L. 27. §. 3. D. de pactis 2, 14. L. 23. D. de reg. jur. 50, 17. L. 17. pr. D. commod. 13. 6. L. 1. §. 7. D. de pos. vel contra 16, 3. 49) L. 27. §. 4. D. de pactis 2, 14 (L. 5. §. 1. D. de pact. dotal. 23. 4). Der Jurist gibt freilich als Grund an: *expedit timere furi vel injuriam poenam, und fest non censuram huius; sed post admissa haec pacta possumus*. Dies letztere ist richtig, weil ein solcher Vertrag bereits ein bestimmtes Privatinteresse und nicht mehr einen allgemeinen Rechtsgrundsatz zum Gegenstande hat. Auf jenen Grund dagegen, welcher statt des Befehrs der Sache eine außerordentliche Zulässigkeit im Auge faßt, wird eine außerordentliche Verurteilung wenig mehr geben können. 50) Weithin andrer, sehr bedauerlicher Punctenrechte. 2. Xp. §. 351. Rote 4. 51) Auf die sittliche, po-

litische und rechtliche Persönlichkeit überhaupt kann man auch nicht einmal theoretisch verzichten; daher würde sich ein solcher vertragmäßiger Verzicht auch nicht mehr unter den Gesichtspunkt einer *fraus legis* stellen lassen.

52) So fast nämlich Gl. 4 unserer Frage, Pandectencommentar. 4. Xp. §. 341. 5. 547. 53) Gl. 4 a. a. D. 54) Da für läßt sich auch Gl. 4 anführen, wenn er S. 549 a. a. D. sagt: „Es würde offenbar zweckwidrig sein, wenn der Gesetzgeber einem Jeden freistellen wollte, seine zum Besten des Staats auszuwendenden Vorkehrungen durch Widerspruch zu vereiteln.“ I. auch L. 7. §. 16. D. de pact. 2, 14. L. 112. §. 4. D. de legat. 1. 30. L. 8. pr. D. de cond. inst. 29, 7 (vergl. L. 8. §. 6. ibid. L. 26. pr. L. 20. D. de cond. et demonstr. 35, 1. L. 29. §. 2. D. de test. milit. 29, 1). 55) §. besonders L. 5. C. de legib. 1, 14.

Vorkehrung und bei der Captation, so ist es juristisch so gut, als wäre gar Nichts geschehen⁵⁵⁾; in den übrigen Fällen wird sie als das beurtheilt, was sie wirklich ist, nämlich als eine vorsätzliche Gesetzesübertretung (im weitern oder engerm Sinne); denn mit einer solchen fällt die Umgehung des Gesetzes der Sache nach allemal zusammen. Sollte also ein Strafgesetz umgangen werden, so kommt die gedrohte Strafe — war es ein Rechtsgesetz u. so kommen die Bestimmungen und rechtlichen Folgen desselben zur Anwendung. Das Subject büßt also allemal den Zweck ein, den es bei der fraus legis hatte. Wer mit dem Haussohne scheinbar einen Kauf, in Wahrheit aber ein Darlehen einging, muß sich, wenn er aus dem Scheinvertrage klagt, die exceptio Senatusconsulti Macedoniani gefallen lassen, die er grade vermeiden wollte; wer sein Vermögen verringerte, um sich einem Amte zu entziehen, kann nichtdestoweniger angehalten werden, das Amt zu übernehmen. Es kann Fälle geben, wo die Anwendung des Gesetzes durch die fraus legis wirklich verhindert wird, z. B. bei der Selbstverflümmelung, um sich dem Kriegsdienste zu entziehen. Hier geht jedoch die fraus legis über ihre Späthe hinaus, indem sie die Vereitelung des Gesetzes mit einem empfindlichen Opfer erkauft und dadurch gewissermaßen doch wieder die Unumgänglichkeit des Gesetzes einleitet. Außerdem wird der Fraudant, falls er des Vermögens ist, anzuhalten sein, einen Stellvertreter zu kaufen, der gesetzlichen Strafe nicht zu gedulden, welche für einen solchen Fall angedroht sein wird. — Da die fraus legis ipso jure nichtig ist und keinen tatsächlichen Bestand gewinnen kann, so kann es kein Rechtsmittel geben, um dieselbe auf processualischem Wege zur richterlichen Entscheidung zu bringen, sondern der Dritte, in Bezug auf welchen das Gesetz hat vertheilt werden sollen, wird so handeln dürfen, als wäre Nichts der Art geschehen; oder wenn er z. B. aus dem Scheinvertrage in Anspruch genommen wird, so kann seine Vertheidigung hiergegen nur darin bestehen, daß er dem Richter nöthigenfalls die Merkmale an die Hand gibt, aus welchen die fraus legis erkannt werden kann. Die Einrede der Simulation ist in einem solchen Falle weiter Nichts, als eine Berufung auf das dem Verklagten zur Seite stehende Gesetz, nöthigenfalls mit der factischen Ausföhrung, daß ein Anwendungsfall dieses Gesetzes vorliege. So verhält es sich auch z. B. mit der exceptio Scii Maced. in dem oben angeführten Falle. Die actio und exceptio doli müssen, in sofern sie als wahre Rechtsmittel anzusehen sind, auf den Fall einer wirklichen Rechtsverletzung beschränkt werden. Möglicherweise kann indessen der Dritte ein Interesse haben, auf richterliche Anerkennung der Ungültigkeit der ihm in fraudem legis ausgeübten Verbindlichkeit zu klagen. Eine solche Klage kann aber nur in einer gewöhnlichen Imploration bestehen, welche unsere Prokurator eine Nichtigkeitsklage nennen werden⁵⁶⁾. Richtiger würde in einem solchen Falle eine

provocatio ex lege diffamari sein, wenn sonst nur die formellen Bedingungen derselben vorhanden sind.

Zum Schlusse wollen wir kürzlich noch der Seite gedenken, welche die fraus legis dem Rechtspolitiker zur Betrachtung darbietet, der Seite ihrer Volkstümlichkeit, wenn wir es so nennen dürfen. Sie bildet nämlich ein sehr gewöhnliches und für eine moralische Uebersührung meistens unzugängliches Moment in der Rechtsmeinung der ungebildeten Volksclassen, und selbst derjenigen gebildeten Stände, deren hauptsächlichste Berufstheätigkeit ihrem Berufe zufolge in der Berechnung des materiellen Vortheils aufzugehen pflegt. Sie macht daher ein erhebliches mitwirkendes Motiv zu ungeseglichen Handlungen aus, zumal wenn diese moralisch Nichts gegen sich haben. Dies geht oft soweit, daß die Leute optimala sibi zu danken glauben, sobald sie nur ein Mittel entdeckt haben, das Gesetz zu umgehen. Eine Hauptrolle spielen dabei als die bequemsten und unmittelbaren Begehungsarten die Retention und die Ausdeutung der Gesetze als leerer Formeln, welche bloß dazu da seien, gewissen Handlungen eine Art von Ansehen zu geben, sodas man sehen könne, der Handelnde sei sich dabei einer juristischen Kategorie bewußt gewesen. Praktische Juristen werden eine Menge von Erfahrungen dieser Art gemacht haben, wenn das zum Grundeliegenden einer fraus legis ihrer Aufmerksamkeit nicht etwa entgangen ist; denn in der Regel liegt in Fällen der gedachten Art das Ungesegliche der Handlung einem gebühten Juristen gleich so klar zu Tage, daß er es nicht erst aus einer fraus legis herzuholen braucht. Man ist nicht zu verkennen, daß das Methodische der fraus legis wenig oder gar keine Cerupel zu machen pflegt, sobald das handelnde Subject sich nur zu überreden gewußt hat, daß der Zweck, den es gegen das Gesetz verfolgt, an sich oder wenigstens in seinem Falle ein unschuldiger oder selbst ein guter sei, und wol gar vom Gesetzgeber, wenn er diesen individuellen Fall vor Augen gehabt hätte, erlaubt sein würde. Ja die juristische Praxis selbst ist in diesem Sinne von jeher eine thätige und gewandte fraudatrix legum gewesen, wenn sie zu strenge oder nicht mehr zeitgemäße Gesetze durch gewisse Wendungen und Kunstgriffe der Interpretation beschränkt oder umgekreut, unvollständige Gesetze ergänzt und dabei meistens Rückficht befolgt hat, welche gewiß nicht im Sinne des Gesetzes lagen. Die römischen Prätorien bildeten das Recht ohne Zweifel oft genug in fraudem legum (des strictum jus) fort, z. B. durch Fictitionen⁵⁷⁾. Die fraus legis erweist sich also selbst als ein Moment der Rechtsentwicklung, sobald ein freieres und berechtigteres Princip ein beherrschendes Gesetz als einen Zwang empfindet, ohne sich offen dagegen auflehnen zu dürfen. Allein was sich hier als Wirkung einer allgemeinen Rechtsüberzeugung, eines gemeinam gewordenen Rechtsbedürfnisses äußert, das kann natürlich dem Urtheile des Einzelnen nicht

55) Daraus folgt z. B. hinsichtlich der captatorischen Bedingungen der letztwilligen Zuwendungen, daß der Denotierte die Bewingung nicht zu erfüllen braucht und die Erbchaft oder das Legat dennoch bezieht.

57) Meier, Beiträge zu der Lehre von ge-

richtlichen Klagen und Einreden. I. St. Nr. 2. Schmidt, Praktisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. 8. Ausgabe. S. 1149 ff.

58) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, daraus gegeben von Gans (Werke Bd. 8), 2. Aufl. S. 32.

zugefanden werden. Hier ist und bleibt daher die fraus ein schlimmer Rechtschaden, auf dessen gründliche Heilung die Gesetzgebung nicht besonders aufmerksames Auge zu richten hat; denn sie vereitelt nicht allein nur zu häufig den Zweck der Gesetze, sondern entwehrt auch den Willen seiner gesetzlichen und rechtlichen Selbstbestimmung, läßt den Verstand in trügerischen Reflexionen und Speculationen, und die gemeine Rechtsüberzeugung in verkehrten und sinnlosen Auffassungen der Gesetze, verdirbt somit den staatsbürgerlichen Charakter und hinterläßt, wenn sie ertappt und geschädigt wird, eine Bitterkeit gegen Gesetz und Gericht, die um so nachtheiliger wirkt, je mehr das Subject oder selbst ganze Volksclassen von dem Rechte und von der juristischen Möglichkeit, ein gewisses Gesetz zu beschränken und sich vom Leibe zu halten, sich überzeugt gehalten haben und ferner überzeugt halten, je mehr sich ihnen also ein solches Gesetz als rigoristisch und absolutistisch darstellt, obgleich es seinen guten Grund hat. Abgesehen von demjenigen, was eine tüchtige und gewissenhafte Volkserziehung zur Heilung dieses Schadens beitragen kann, ist es die eigene Aufgabe der Gesetzgebung und der Jurisprudenz, ihm vorzubeugen. Wie aber diese Dinge hier jetzt beschaffen gewesen sind, so haben sie der fraus legis vielmehr Thür und Thor geöffnet. Wären sie vollständig gewesen, so würde es die fraus legis und überhaupt jede Schlingensiefeligkeit und Schmeicheleicheit in ihrem geringstem Maße sein. Volkstümlichkeit sind aber Gesetz und Recht nicht etwa nur dann, wenn sie den materiellen Bedürfnissen des Volks entsprechen, sondern vor Allem dann, wenn sie sich überall nur als Ausfluß oberster unverticlicher Principien ausweisen und einen begrifflichen Organismus darstellen. Davon hat indessen unser bisheriges positives Recht wenig oder gar keine Ahnung gehabt; es ist nicht zu viel gesagt, wenn man es ein princip- und begriffsloses nennt⁵⁹⁾ — ein äußerliches Aggregat einer Anzahl von Sondergebieten, deren jedes (abgesehen von des römisch-rechtlichen Verdrängung der Begriffe und des Rechtsmaterials) sein besonderes zufälliges Princip, hier eine Meinung, dort eine Nützlichkeitstrübsucht, hier ein Stück von staatsbürgerlicher Freiheit, dort wieder den Absolutismus in seinen mannichfachen Gestaltungen zur Ausführung gebracht hat. Dieser Particularismus des Rechtsgebietes, der natürlich auch eine cretulsive und eigenständige Gestaltung der einzelnen Rechtsbegriffe mit sich bringt, das Rechtsbewußtsein des Volkes um alle Einheit und organische Durchbildung betrügt und statt einer wahren Rechtswissenschaft nur eine handwerksmäßige Rechtsgelehrsamkeit möglich macht, hat der Sophistik des Einzelwillens trefflichen Vorschub geleistet; denn es wird dem Verstande, der sich bei einer solchen Lage der Dinge gegen den logischen Inhalt des einmal gleichgültig verhalten muß, am Ende ebenso leicht, das Recht in seinem Widerspruche mit sich selbst zu ertappen und sich diese

logische Schwäche zu Nuge zu machen, als von einem solchen Widerpruche bona fide zu abstrahiren, um ein gesetzliches oder rechtliches Sonderprincip für sich als richtig zu begreifen und in eine formale Übereinstimmung mit andern Sonderprincipien zu bringen. Dies ist die jetzt im Wesentlichen die Aufgabe unserer Jurisprudenz gewesen; die Abtätigkeit des interpretirenden Juristen hat ihrem überwiegenden Charakter nach nur darin bestehen können, eine rein formale Reflexion nach Art und Weise der Schule in Anwendung zu bringen, zu einer solchen Reflexion über Sinn und Anspruch der einzelnen Rechts- und übrigen Gesetze hält sich aber auch der einzelne Rechtsunterthan nach seiner Art und Weise für berechtigt, und wird dadurch zum fraudator legis. Man denke sich die Grundrechte des deutschen Staatsbürgers, deren Entwurf gegenwärtig (Juli 1848) in der deutschen Nationalversammlung verhandelt wird, als unüberbrückliche Grundlagen einer neuen Gesetzgebung, über deren Grenzlinien kein Gesetz hinausbauen darf; man denke sich ferner die neue Rechtswissenschaft, die hieraus hervorzuhlen wird; man vergleiche diese Zukunft des deutschen Rechts mit seiner bisherigen Beschaffenheit, und man wird finden, daß wir diese letztere nicht so streng kritisirt haben. Dieses neue Recht wird aber, wie überhaupt jedem Betrage der Rechtsidee und der aus derselben folgenden Principien, so auch der fraus legis zum großen Theile das Handwerk legen. Jedoch bedarf es hierzu nächst der Umgestaltung des geltenden Rechts und der Rechtswissenschaft auch der entsprechenden Institute, um einerseits (durch öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren u.) Weibes dem Volksbewußtsein zu vermitteln und aus dem auswendig gewußten Rechte vollends ein inwendig gewußtes zu machen, und andererseits der fraus legis, wie überhaupt jeder gemeinschaftlichen Ungesetzlichkeit auch in den Fällen beikommen zu können, in welchen dieselben dem Richter bisher nicht möglich war, weil er in seiner Kritik einer ungesetzlichen Handlung nicht weiter gehen durfte, als ihm die Angaben und die Intention der Partei gestatteten, falls sie überhaupt zur richterlichen Cognition kam. Dagegen wird es — innerhalb vernünftiger Grenzen — eine der Aufgaben des öffentlichen Ministeriums und der Cassation sein, den Betrug der Gesetze auch in jenen Fällen als Tagelohn zu geben; denn ein solches Gesetz ist nicht gemacht, um nach Gelegenheit der Umstände in diesem oder jenem Falle einmal zur Anwendung gebracht zu werden, sondern um in allen Fällen zu gelten, sollte seine Aufrechterhaltung gegen die Eigensucht des Einzelwillens in gewissen Fällen auch nur darin bestehen können, daß dieser in seiner Nichtigkeit durch eine dazu berufene Autorität öffentlich bloßgestellt wird. (Dr. jur. Adolf Wirk.)

FRAUSTADT, poln. Wszowa. 1) Kreis des Regierungsbezirks Posen, grenzt im Osten an den Kreis Kröben, gegen Norden an die Kreise Kottlen und Bornitz, gegen Süden und Westen an die Kreise Gubrau, Beudau und Glogau des Regierungsbezirks Ragnitz und Breslau, gegen Westen noch an den Kreis Bülchau des Regierungsbezirks Frankfurt. Er enthält 17,88 □ Meilen, an der Obra mit viel Waldung, Morast und Heide. Der

59) Dies gilt namentlich von unserer Jurisprudenz so lange, als sie, im römischen Rechte tief begründet, Mahlschreie: „omnis defensio in iure civili periculosa est: parum est enim, ut non subverti possit“ (L. 202, D. de reg. jur.; nicht zu einer Antiquität geworden ist. (Feyer d. A. D. H. 23.

Z. Encycl. d. M. u. R. Erste Section, XLVII.

Einwohner waren 1837 51,913, davon 31,848 auf dem platten Lande, die übrigen in den Städten Fraustadt, Kissa, Schweikau, Reichen, Storchneß, Schillingheim, Jaborowo. 2) Die Hauptstadt des Reiches, 34 1/2 Meilen von Berlin, elf Meilen von Posen, unweit der schlesischen Grenze, liegt in einer sanftigen Gegend, ist offen und ohne Mauern und dehnt sich, weitläufig gebaut, über einen großen Raum, wie ihn, nach Hoffmann's Meinung, in Schlesiensland kaum eine Stadt von 40,000 Einwohnern einnehmen würde. Fraustadt besteht aus der Altstadt und Neustadt, hat über 900 meist wohlgebaute Häuser, drei katholische und eine lutherische Kirche, ein Bismarck-Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, Pflanzenschule, vier Elementarschulen, ein Ballhaus, drei Hospitäler, Kreislazareth und gegen 7000 Einwohner, worunter gewiß 1/10 Juden, die hier eine Synagoge haben. Die Stadt ist der Sitz des Landrathes, eines Landes- und Stadtgerichtes und noch einiger anderen Behörden. Die Bewohner sind fleißig und betriebfam. Im J. 1818 wurde auf 165 Stühlen und 44 Spinnmaschinen Tuchweberei getrieben, Leinwandweberei auf 36 Stühlen; bei der Damastweberei waren 60 Arbeiter beschäftigt; freilich ist seit jener Zeit dieser Flor sehr in Abnahme gekommen. Man treibt außerdem Stumpfwirkerei, Gerberei, Backbleichen, Eisenerzfabrication, Bierbrauen, Branntweinbrennen, Handel mit Getreide, Öfen, Woll, Tuch und Leinwand. Um die Stadt herum stehen erstaunlich viel Windmühlen; nach einer Sage dürfen es nicht mehr als 99 sein, wenn die Stadt nicht wichtige Privilegien einbüßen soll. — Fraustadt gehörte früher zu Schlesiens, und zwar zum Fürstenthume Glogau; es ist eine in ihrem Ursprunge teutsche Stadt; aber 1343 (1348) entriß König Kasimir dem Glogauischen Hause die Stadt und sie wurde ihm im Frieden überlassen. Die Privilegien und die Münzgerechtigkeit blieben unangetastet. Fraustadt gehörte seitdem zur Wojwodschafft Polen. Im J. 1474 finden wir einen Überfall der Schlesier erwähnt. Die Reformation fand früh Eingang, aber 1600 wurden Schule und Pfarrkirche den Lutheranern verschlossen. Im J. 1630 flüchteten viele bedrängte Protestanten aus Schlesien hither und brachten Fraustadt sehr in Aufnahme. Am 13. Febr. 1706 schlug in der Nähe der schwedische General Renschildt die Sachsen unter Schulenburg und die Russen unter Buxtomirski, und öffnete so den Weg nach Schlesiens. Im J. 1716 ward Fraustadt von den conservierten Polen erobert und geplündert. Im J. 1793 kam es an Preußen und wurde der Hauptort eines der 17 Kreise des polnischen Kammerdepartements von Schlesiens. Von 1807 — 1814 gehörte es zum Großherzogthume Warschau. Große Brände von 1644 und 1802. Der kaiserliche Kaiser Franz Joseph war Pastor in Fraustadt. (Daniel.)

Schlacht bei Fraustadt am 13. Febr. 1706. Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen, nach Erwerbung der polnischen Krone König August II., war in dem Kriege, den er in Verbindung mit Rußland gegen die neuen ihm aufstrebenden Kronprinzen und den sie unterstützenden König von Schweden, Karl XII., vom J.

1700 an führte, fast Heilzige hindurch meist unglücklich gewesen. Seine zuverlässigen sächsischen Truppen waren von den russischen und polnischen Hilfssoldaten fast überall im Stiche gelassen und die Schweden gegen Ende des J. 1704 Meißer von beinahe ganz Polen geworden. Nur das krausauische Gebiet war noch vom größern Theile der sächsischen Reiteri behauptet, und der sächsische Generalleutnant von Schulenburg (später Feldmarschall im Dienste der Republik Venedig und Reichsgraf) hatte auf seinem Rückzuge aus Polen mit einem sächsisch-russisch-polnischen, fast nur aus Infanterie bestehenden, Corps dem ihm auf dem Fuße folgenden Karl XII. noch am 7. Nov. bei Punig an der Spitze der Sachsen tapfern Widerstand geleistet, und es war ihm gelungen, dasselbe ohne bedauernden Verlust durch Schlesiens über die Oder nach Sachsen zu bringen. Inzwischen war die noch in Polen befindliche sächsische Reiteri zu der vom Generalleutnant von Papstall befehligten polnischen Kronarmee gelassen, um den von den Anhängern des auf Betrieb Karls XII. erwählten Gegenkönigs Stanislaus Leszcynski besetzten Reichstag, welcher eben zu Warschau versammelt war, aufzuheben, hatte unweit davon mit jenem am 31. Juli 1705 gegen den schwedischen General Nieroth ein nachtheiliges Gefecht bestritten und sich darauf in die Gegend von Grodno zurückgezogen, wo damals unter dem Zar Peter I. ein zahlreiches russisches Heer versammelt war, bei welchem auch August II. eintraf. Eine längere Waffensruhe trat nun ein, die Karl XII. gegen Ende des Januar 1706 mit seiner Hauptmacht unerwartet in der Gegend von Grodno erschien und die Stadt, sowie die in der Nähe in Winterquartieren stehenden Truppen mit einem Angriffe bedrohte. Dem Feldmarschall Renschildt hatte er mit einem Corps in Großpolen bei Bengin an der Dobra (vier teutsche Meilen nordwestlich des Dobra-bruchs) zur Vertheidigung der schlesischen Grenze zurückgelassen. Durch rasch ergriffene Maßregeln hatte August II. den von Karl XII. beabsichtigten Überfall vereitelt, und beschloß jetzt, die weite Entfernung des Heeres von Renschildt nicht unbenutzt zu lassen. Der Generalleutnant von Schulenburg erhielt sonach den Befehl, mit seinem neugebildeten Corps sofort nach Großpolen aufzubrechen und Renschildt eine Schlacht zu liefern; der bei noch im krausauischen Gebiete verbliebenen Truppen commandirende General von Brause ferne sollte mit allen dort entbehrlichen schleunigst eilen dahin marschiren, um sich mit Schulenburg zu vereinigen; der König selbst verließ das russische Heer mit dem größten Theile der sächsischen Reiteri, der sich auch Hilfstruppen angeschlossen, und kam damit am 5. Febr. in dem von seinen Gegnern wieder verlassen Warschau an, um von da gegen das Renschildtsche Corps weiter vorzugehen und es im Rücken anzugreifen. Es war darauf abgesehen, dasselbe von drei Seiten her in die Enge zu treiben und es, wo möglich, aufzureiben.

Schulenburg kam in den letzten Tagen des Januars mit seinem über 23,000 Mann starken Corps in der Niederlausitz und am 9. Febr. an der Dobra an, die er bei Großen auf drei Punkten überschritt, wo er zur Sicherstellung der Übergänge gegen 3000 Mann zurückließ. Die

gegen Rhenschildt noch disponibel bleibenden Truppen be-
standen in sächsischen, unter welchen viele Rekruten und
junge, unerfahrene Officiere, aus über 9400 Mann In-
fanterie, nebst ungefähr 1000 Franzosen, Schwedern und
Baiern, welche, in der Schlacht bei Höchstädt im Jahre
1704 gefangen, gezwungen gewesen, sächsische Dienste zu
nehmen, aus 5000 Mann Reiterei und über 500 Mann von
der Artillerie und dem Train; die zugehörigen Russen, fast
nur Infanterie, zählten 6130 Mann. Schulenburg hatte
geglaubt, Rhenschildt noch nördlich dem Dobrauberge zu
finden und deshalb die Marschrichtung über Züllichau nach
Grätz hin nehmen wollen; als er aber erfuhr, daß das
schwedische Corps sich in die Nähe von Fraustadt gezogen
habe und hinter dem morastigen, gefrorenen Terrain zwi-
schen Weigmannsdorf und Iglon (1½ deutsche Meile nord-
westl. Fraustadt) sich befindens wandte er sich rechts gegen
Schlawe (2½ Meilen nordwestlich Fraust.), wo er am
11. Febr. gegen Abend anlangte und auch schon auf eine
schwedische Streifpartei stieß. Am 12. Morgens schickte er
gegen Iglon in die rechte Flanke des Feindes den Obersten
von Eichstädt mit 500 Pferden, der eine ihm entgegen-
gegangene Truppenabtheilung zerstreute. Das Corps folgte
am nämlichen Tage ebenfalls, von wo das schwedische
bereits über Fraustadt gegen Schwerlau (nordöstlich
Fraustadt) zurückgegangen war. Schulenburg ließ dessen
Nachhut verfolgen, rückte am 13. früh mit sämtlichen
Truppen nach und nahm eine halbe Meile jenseit Frau-
stadt auf einem zur Annahme einer Schlacht für ihn vor-
theilhaften Terrain mit dem rechten Flügel nahe vor
Geyerdsdorf, mit dem linken nahe hinter Ober- und Nie-
derdörbrosdorf feste Stellung. Beide Dörfer wurden mit
einigen Compagnien besetzt; die Infanterie stand in der
Mitte, deren rechten Flügel die Sacken unter Schulen-
burgs unmittelbarem Befehle, den linken die Russen un-
ter dem sächsischen Generalleutnant von Büstrowitzki
bildeten. Schulenburg, welcher wußte, daß die Schwe-
den den Russen nicht viel Tapferkeit zutrauten, hatte diese
einer weißen rotzgefütterten Montirungen umkehren lassen,
damit jene sie für sächsische Infanterie halten möchten.
Die Reiterei stand auf beiden äußersten Flügeln und war
auf dem rechten vom Generalleutnant von Pöhl, auf
dem linken vom Generalleutnant von Dünnewald befeh-
ligt. Die Front der Infanterie war durch eiserne spani-
sche Reiter gedeckt, und längs derselben waren 30 Kano-
nen, 2 Haubizen und 44 kleine Mörser verteilt. Rhens-
childt, der, wie Schulenburg richtig vermutet, einen nur
verstellten Rückzug gemacht hatte, war inzwischen umge-
kehrt und ging um Mittag süßen Rutes mit seinem
nur ungefähr 11,000 Mann starken Corps dem ihm be-
nahe doppelt überlegenen in drei flachseiförmig geordneten
Colonnen entgegen. Die vordere rechte führte er in
Person an, die mittlere die Generalmajor Marsfeld und
Sparré, die linke der Generalmajor Hummerbeke. Als
Rhenschildt während des Vorrückens bemerkte, daß Schu-
lenburg die Reiterei auf beide Flügel gestellt, wies er der
feindigen, die bis dahin der Mitte gefolgt war, dieselben
Stellen an.

Die rechte Colonne führte Rhenschildt zuerst ins Ge-

secht. Er ließ die russische Infanterie aus Ober- und
Niederdörbrosdorf vertreiben und dann die Reiterei des rech-
ten Flügels rasch durchgehen, um mit ihr den Russen in
die linke Flanke zu fallen. Die Infanterie desselben Flü-
gels, voran der Oberst Roos mit dem Regimente Berme-
land, begann nun den Angriff, pünktlich dem Beichele
folgend, nicht eher einen Schutz zu thun als nach Um-
werfen und Begräben der spanischen Reiter, und fast
gleichzeitig brach die schwedische Reiterei aus Röhrdorf
vor. Die Russen, durch das plötzliche Erscheinen der Leh-
tern in Bestürzung gerathen, feuerten nur ein einziges
Mal; dann warfen sie größtentheils die Gewehre weg
und suchten ihr Heil in der Flucht. Auch die sächsi-
sche Reiterei auf dem linken Flügel hielt nicht Stand und ver-
schwand bald vom Kampfsplatze, worauf die Schweden ein
süchterliches Blutbad unter den Russen anrichteten. Jetzt
war die mittlere Colonne der Schweden den Sacken nahe
gekommen. Letztere hatten einen vor ihrer Front hinaus-
senden Graben besetzt, aus dem sie verjagt wurden. Kalt-
blütig ließen die Schweden drei Mal auf sich Feuer ge-
ben, während sie die spanischen Reiter wegschafften. Darauf
erst und wenige Schritte von den Gegnern entfernt
erwiderten sie es mit um so mörderischerem Erfolge. Bald
nun wurde der durch die Flucht der Russen entblößte
linke Flügel der Sacken von den Regimentern Süder-
manland und Kronberg unter Marsfeld durchbrochen und
aufgelöst. Nur der rechte Flügel, bei dem Schulenburg
sich befand, widerstand noch eine Zeit lang dem Genral
Sparré, der das westmännliche und westbottische Regi-
ment mit der anländischen Reiterei dagegen geführt, wo-
bei die sächsische zweite Garde unter dem Obersten von
Bose sich auszeichnete, welche wiederholte Angriffe, so
auch den der schwedischen Adelsabtheilung, abschlug und den
Oberstleutnant von Cron nebst mehreren zu Gefangenen
machte. Als aber die Infanterie der linken schwedischen
Colonne angekommen war und einige von den Sacken
zur Deckung ihres rechten Flügels aufgeworfene Heide-
schanzen erobert hatte, konnte auch dieser sich um so we-
niger mehr halten, als die sächsische Reiterei des rechten
Flügels gegen die nun vordringende des schwedischen lin-
ken ihre Schuldigkeit nicht that. Von ersterer Reiterei
socht fast allein mit Muth die aus nicht mehr als 80 Obe-
leuten bestehende Grevalliergarde, welche, als im Gefechte
ihre silbernen Paulen in Feindes Hände gerathen waren,
sich von Neuem mitten in das Getümmel stürzte und sie
zurückdröbte. Nur der kleinere Theil der sächsischen In-
fanterie des rechten Flügels hatte noch ein Brevet blieben
und sie so geordnet zurückziehen können; der größere suchte
sich noch in Geyerdsdorf zu halten, wurde aber bald dars-
aus vertrieben. Die Mehrzahl davon gelangte noch bis
zu dem dicht bei Fraustadt gelegenen Dorfe Niederpö-
ritsch, wo sie, wie auch die vom linken sächsischen Flügel,
in die Stadt Geflohenen von Reiterei umringt und fast
sämmlich gefangen wurden. Die Schlacht hatte nicht
länger als zwei Stunden gedauert. Die Russen, welche sich
fast alle selbst verlor gemacht hatten, verloren verhältniß-
mäßig die meisten Leute. Sie zählten 4150 Tode, da die
gegen sie besonders erbitterten Schweden ihnen keinen Vor-

don geben wollten und Rhenschildt ihre Niedermessung nicht hinderte; nur 340 Mann von ihnen wurden gefangen. Von den Sachsen blieben beinahe 3800 auf dem Plage, unter welchen 15 Stabs- und viele Subalternofficiere. In Gefangenenschaft gerietten der Generalleutnant von Wustromirski und der Generalmajor Graf Kugelburg von der Reiterei des rechten Flügel, auch acht Stabs- und 148 Subalternofficiere, 6914 Unterofficiere und Gemeinen, 650 Mann von den in die Sachsen eingestellten Ausländern mit eingeschlossen, welche schlechte Dienste geleistet hatten und sogleich in die Reihen der Schweden traten. Die sächsischen Reiter, welche der Zeiten das Beste gesucht, entkam mit weit geringerem Verluste, als die Infanterie, nach Schlessien. Die Schweden hatten nicht mehr als gegen 400 Tode und 1400 Verwundete; alle Geschütze der Sachsen, 68 Fahnen und 12,000 Gewehre, waren in ihre Hände gefallen.

Schulenburg hatte aus der Schlacht kaum 5000 Mann gerettet, die er nach Sachsen zurückführte. Er schrieb über die erlittene Niederlage an den König August II.: „Es ist unmöglich, mit gutem Success eine Action zu entgehn, wobei der meiste Theil der Cavallerie und Infanterie weder Herz noch Hand gebrauchen will.“ Ein in Sachsen niedergesetztes Kriegsgesicht sprach Schulenburg, dessen Dispositionen nicht getadelt werden konnten, von aller Schuld frei; sie war nur einzelnen Führern der Truppen, sowie den Feigen unter denselben beizurechnen, welche zur verdienten Strafe gezogen wurden. Karl XII. ließ eine Medaille auf den erfochtenen glänzenden Sieg schlagen, der für ihn und seine Gegner von den bedeutendsten Folgen war; denn August II., der mit seinem während des Marsches von Warschau bis zu 12,000 Mann angewachsenen Corps dem Schulenburg'schen nicht mehr hatte zu Hülfe kommen können, da er am Tage der Schlacht noch 15 Meilen davon entfernt war, konnte sich nun nicht mehr getrauen, mit seinen wenigen in Polen noch vorhandenen sächsischen Truppen allein den Schweden entgegenzutreten. Es gelang ihm zwar, dem ihn nach dem Krakausschen Gebiete hin verfolgten Feldmarschall Rhenschildt zuweichen, sowie später von Krakaau aus über Radom auf das rechte Weichselufer überzugehen, von wo er, mit der polnischen Kronarmee vereinigt, gegen Ende des Juli Nowogrod, unweit Grodno, erreichte, in dessen Nähe die große russische Armee stand; doch ließ sich Karl XII., der mit dem größten Theile der Seinigen um diese Zeit bei Lublin sich befand, nicht verleiten, dem Könige, wie dieser gehofft hatte, dahin nachzugehen und sich in Kampf mit den ihm an Zahl schon allein weit überlegenen und nun noch verstärkten Russen einzulassen. Karl XII. sagte vielmehr den seine Gegner überfallenden Entschluß, in die Erbstaaten August's II. einzubringen, um dem Kriege mit ihm entschieden ein Ende zu machen. Dazu brach er zu Anfang des Septembers auf, rückte in Elbmarschen durch Schlessien nach Sachsen, und schon am 24. dictirte er dem Könige zu Altanstädt bei Leipzig den Frieden, laut dessen dieser der Krone Polen zu Gunsten des Stanislaus Leszcynski entsagen mußte, die er nicht eher, als nachdem Karl's II. Macht in der

Schlacht bei Pultawa (am 27. Juni 1709) gebochen war und auch dann nur mit russischer Hülfe, wider auf sein Haupt setzen konnte. (Heymann.)

FRAUWORT, heißt der höchste Gipfel des obersten Joches jener Berge, die sich zwischen Roncigno und den Dösern Pallu und Fierozzo im Gebiete der Landgrafschaft von Pergine (im trienter Kreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol) hinziehen und über die eine enge, süße Maultbiere und Fußgänger wandelbare Straße führt; nicht weit vom Gipfel des obersten Joches findet man Spuren einer schonen, gepflasterten Straße, durch die sich die Römer von Borgo aus über das Gebirge ihren Durchzug nach Trient sicherten. (G. F. Schreiner.)

Fraxinella Tournef., f. Dictamnus.

FRAXINETUM, als Aufenthaltsort der Sarazenen, des Schreckens des 10. Jochs, berühmt, hat unter den neuern Schriftstellern so verschiedene Meinungen über die Lage desselben erregt, daß man sich sogar durch die Annahme zu dessen gesucht, es habe vielleicht mehr verschiedene, mit diesem Namen bezeichnete Aufenthaltsörter der Sarazenen gegeben. Am weitesten sind diejenigen abgetrennt, welche dabei an die beiden spanischen Marktflecken, den einen in Andalusien, den andern in Aragonien, gedacht haben. Boronius und Andere nehmen Fraxinetum (Fraxineto) am Po an, an welchem es zwischen Gales und Balencia liegt. Dieses spielt allerdings auch eine Rolle als Festung, aber erst später, namentlich im J. 1555; aber das Wichtigste ist, daß Fraxinetum am Po nicht zu der Beschreibung paßt, welche Kieutprand von der Lage des von den Sarazenen besetzten Fraxinetum gibt, weshalb der Lexicograph Hieronimus *) den Kieutprand irrigweise zu Fraxinetum ad Padum citirt; denn Kieutprand *) sagt ausdrücklich: oppidum vocabulo Fraxinetum, quod in Italicorum Provincialiumque consilio stare manifestum est. Hierbei hat sich die Meinung der Forscher getheilt, indem die einen Fraxinetum in Italien, die andern in der Provence gesucht haben. Ersteres hat bereits Sigbert von Gemblours **) angenommen, indem er zum J. 891 sagt: In Italia Sarazeni castrum quoddam Fraxinetum occupantes, magno exitio Italiae esse coeperunt. Auf diese Angabe hat man besonderes Gewicht gelegt; aber Sigbert hat im Betreff dessen, was er von den Sarazenen in Fraxinetum sagt, seine andere Quelle, als den Kieutprand, vor sich gehabt. Deshalb kann Sigbert nicht als Gewährsmann angeführt werden, daß Fraxinetum wirklich in Italien gelegen habe. Doch hat ein Theil der Forscher gestrebt, Fraxinetum Italien zuzueignen. Joffreus sagt in seiner Nicen *), es sei

1) Moreri, Le grand dictionnaire historique, II. Edit. T. I. p. 559. 2) Fraxinetum ad Padum. 3) f. Thuenen, Hist. Lib. XV. (Offenbach 1609). T. I. p. 321. 4) Edit. Paris, 1697. 5) Rec. Gest. Lib. I. ap. Muratori, Rec. Italic. Scripta, T. II. P. II. p. 425. 6) Chronographia ap. Pistorium, Rec. Germ. Scripta, Ex Edit. Sirey, T. I. p. 805. 7) Anonymus Mediolanensis, De Italia mediæ aetatis dissertatio chronographica ap. Muratori, Rec. Italic. Scripta, T. X. col. CVI, welcher col. CV — CVII von Fraxinetum handelt. 8) Cap. 13. num. 5. p. 32.

wahrscheinlich, daß die Mauren bei Portus Herculeus, jetzt Villafranca, gelandet, und wüß unter Fraxinetum die Arx S. Hospitii verstanden wissen, welches thurmhühnische Schloß italicisch S. Hospitio (französisch S. Hospice) corumpirt S. Soupir, auf einer weit in das Meer hinausliegenden-Erdrunge liegt. Dem Jozeffus folgt der umgenannte Mailänder (nämlich der P. Beretti) in seiner Abhandlung zu der Tabula Italiae medii aevi Graeco-Langobardico-Franciei accurate Societate Palatina bei Muratori⁹⁾, und auf dieser findet sich Fraxinetum auf der genannten Erdrunge angegeben, und liegt zwischen Nica (Nizza) und Monaco (Monaco). Der umgenannte Mailänder¹⁰⁾ (P. Beretti) sagt, ein gelehrter Landsmann¹¹⁾ schreibe ihm, der Mons Maurus, von welchem Riutprand bemerkt: montemque Maurum villulae cohaerentem contra vicinas gentes refugium parant, werde jetzt Monbron genannt. Denina in seiner Geschichte Piemonts. I. Buch. Cap. V sagt, daß sich die Sarazenen an den Küsten des mittelländischen Meeres in einem Orte, Namens Fraxinet, zwischen Villafranca und S. Spicio, eingenistet gehabt, und daß unter dem Monte Moro vielleicht Monaco oder la Turbia zu verstehen sei. Dieses Alles sind jedoch nur Mutmaßungen; aber auch solche bios find diejenigen, nach welchen Fraxinetum, als außerhalb Italien gelegen, näher anzugehen versucht wird. So glaubt Nicolas Chorine, der Verfasser der Histoire de Dauphiné, daß Fraxinetum an dem Orte war, wo heututage Fraissin, ein Marktsteden der Dauphiné, ist. Bei denen, welche Fraxinetum nicht in Italien suchen, hat die Meinung des Honorato Bouché, welcher J. B. Bodrond und Rorer folgen, Beifall gefunden, das von den Sarazenen eingenommene Fraxinetum sei in der Provence das seit einigen Jahrhunderten zerstört liegende Schloß Frainet, dessen Trümmer noch gesehen werden, bei dem Dorfe La Garde Frainet (lateinisch Guardia Fraxineti) und dem Städtchen und Golfe de Grimaud in der Diöces Frejus. Dazu passe, daß Fraxinetum im Walde lag, und die Trümmer des Schloßes noch jetzt von Forêts (Forsten, Wäldern) umgeben seien, welche die Einwohner des Landes noch jetzt les Maures nennen. Frainet sei auch nur zwei Stunden vom Meere. Beretti wendet aber dagegen Riutprand's Angabe ein: mari ex uno latere cingitur, et in caeteris densissima spinarum sylvia munuit etc., und den Umstand, daß es König Hugo von der griechischen Flotte angegriffen ließ; weshalb Fraxinetum von dem Verfasser der Vita S. Bobonis¹²⁾, dessen Eroberung der heilige Mann beivohnte, fogar eine Insel genannt wird. Wir können das Schloß Frainet bei dem Dorfe La Garde Frainet nicht für das alte Fraxinet selbst nehmen, und La Garde Frainet, wie Morici that, durch Le Fort ou le Château du Fraxinet erklären, sondern wir müssen

La Garde Frainet erklären durch La Garde du Fraxinet, d. h. die Wache von Fraxinetum, und es so verstehen, daß dort Wachtposten von Fraxinetum gewesen. Dabei ist nicht notwendig anzunehmen, daß das Schloß Frainet schon zu den Zeiten jener Sarazenen existirt habe, sondern der Name kann, wie so oft geheißen, übertragen und abgeklärt sein, nämlich so, daß die Burg, welche bei dem Dorfe La Garde Frainet erbaut ward, von diesem den Namen erhielt. Daß die Sarazenen sich nicht auf die Festung Fraxinetum beschränkten, sondern auch die Umgegend besetzt hielten, läßt sich aus Folgendem schließen. Frodoardus sagt zum J. 931¹³⁾: Graeci Saracenos per mare insequentes in Fraxinidum saltum, ubi erat refugium ipsorum, et unde egredientes Italiani sedulis praedabatur incursionibus, Aliphus etiam occupatis, celeri Deo propitio interfectione proterunt quidam cum Aliphus¹⁴⁾ reddentes Italiam. Nicht minder merkwürdig ist die Angabe Edbard's von St. Gallen: Venerant quondam Saraceni navibus in Burgundiam, belloque omnia disturbantes, tandem victi, in valle Fraxinth angustissimam, invito qui tunc erat rege (nämlich König der Burgundionen) conederant, paucique petita, uxores illas gentis ducunt; vallem maximae ubertatis parvis redditibus datis incolunt, und weiter unten: Erumpunt Saraceni e valle Fraxinth confertissimi etc. Hieraus geht hervor, daß nicht bios die Festung der Sarazenen Fraxinetum hieß, sondern auch die Umgegend, nämlich das Thal, in welchem sie sich festgesetzt hatten. Edbard's Angabe, daß dieses Thal im Burgundionen, nämlich in Burgundia in weiterer Bedeutung, lag, zu welchem auch ein Theil der Provence gehörte, wird auch von dem Chronographus Novalicensis¹⁵⁾ bestätigt, welcher sagt: Circa haec tempora maxima pars Saracenorum mare navium vehiculis transfretantes, ingressi sunt Fraxinetum ad habitandum. Ubi plurimos annos commorantes inexpugnabilem reddiderunt. Erat enim circumseptus nemore perdenso, maxime silvarum plurimarum. Est autem locus ipse situs super ora maris in Provincia prope Arelatum; nur darf man

13) Bei Pithorus, Annal. et Hist. Francorum ab ann. 708 ad ann. 990. p. 133.

14) Die verschiedenen Meinungen über die Lage der sarazenischen Festung Fraxinetum hat auch verschiedene Meinungen, welche Zipen zu verstehen sein, verursacht. Alph. del Beer, De Reg. Burgund. Transjur. p. 50 schreibt: in Alpibus maritimis, Provinciam versus arx quaedam nomine Fraxinetum huc mons Maurus excoelus adhaeret. Denina, Geschichte Piemonts. I. Buch. Cap. 5, übersezt von Stras, S. 320. 321 sagt im Betreff der Sarazenen von Fraxinetum, daß der König Hugo sie durch einen Bergrieg verpflüchtet, die Escalpen zu verlassen, und ihnen andere Wohnplätze in den peninsulischen Zipen anzuweisen. Dagegen bemerkt: Henricus Melchior, in Witichindi Ann. Scrit. T. I. p. 703: Ab expeditione Fraxineti Fuit arx in Alpibus Cottiarum provincia oppido munita etc., und Periz zu Ekshardt IV., Casus S. Galli Cap. 3 (Mon. Germ. Histor. Script. T. II. p. 110): arx Fraxinetum in Cottis alpibus per Saracenos ab anno 891 usque 941 occupata. 15) Chronicon Monasterii Novalicensis. Lib. IV. Cap. 3 ap. Du Oherne, Script. Hist. Franc. T. II. p. 638, ap. Muratori I. T. II. p. II. col. 730.

9) Script. Rer. Italic. T. X. 10) Er sagt in der genannten Abhandlung col. CVI: Nobis stipulator Placidus Fuciacinus in Hist. aera Vita Hugonis, principis Tusciae p. 3 liest nec ipse satis, dum fix Fraxinetum dicit, ubi nomen Maurus in agro Nicaeensi. 11) doctus contraneus. 12) Bei Ferrarius, Catal. 88. Ital. 32. Majl.

das prope nicht zu sehr urgiren, und, wie Beretti thut, einwenden, daß von der Mündung des Raro bis zur Mündung der Rhone 46 französische Leucæ (Stunden), d. i. 115,000 Schritte, seien, und ebenso auch nicht die Angabe Eutprand's, daß Fraxinetum an der Zusammen- grenzung der Italiener und Provenzalen gelegen, zu genau nehmen. Mit der Angabe des Chronographen Novalesc stimmt auch die Erzählung Otkhard's von S. Gallen, daß Konrad, der König der Burgundionen, die in der Schlacht gefangenen fränkischer Sarazenen nach Arles verkauft habe, überein. Halten wir alles Dage zusammen, so läßt sich schließen, daß Fraxinetum in der Provence an der Meeresküste nach der italienischen Grenze hin lag. Auch Eutprand führt die Sarazenen von Fraxinetum als zuerst in die Geschichte der Provenzalen entwickelt auf folgende Weise ein. Wo die Italiener und die Provenzalen zusammenstießen, liegt die Stadt Fraxinetum. Von der einen Seite wird sie vom Meere umgeben und das Ubrige deckt der dichteste Wald aus Dornenbüschen. Wenn Jemand hineingeht, wird er so von den Haken der Dornensträucher gehalten und mit den spitzigen Stacheln so durchflochen, daß er ohne die größte Beschwerde und Anstrengung weder vor- noch rückwärts gehen kann. Jene Stadt war früher Nichts als ein kleiner, unbesetzter Ort¹⁵⁾. Aber es wurden¹⁶⁾ 20 Sarazenen, welche auf einem kleinen Fahrzeuge aus Spanien kamen, wider ihren Willen durch den Wind dabingetrieben, gingen des Nachts heraus und heimlich in das Dorf, würgten die Christen, eigneten sich den Ort zu und den mit dem Dorfe zusammenhängenden Berg, welcher durch den Namen Mons Maurus¹⁷⁾ bezeichnet wird, richteten sie als Zufluchtsort wider die benachbarten Völkerschaften ein. Den Dornenwald machten sie zu ihrer Sicherheit dadurch größer und dichter, daß jeder, der auch nur einen Zweig davon abbied, mit dem Dolche durchbohrt ward, und so geschah es, daß jeder andere Zugang versperrt ward und nur ein einziger ganz schmaler Weg blieb. Im Vertrauen auf die Zugänglichkeit des Ortes durchliefen sie die benachbarten Völkerschaften ringsum. Um mehr aus Spanien zu holen, sandten sie dahin, lobten den Ort und versicherten, daß sie die benachbarten Völker für Nichts achteten. Doch brachten sie einstweilen nur 100 Sarazenen mit sich zurück, welche sich von der Wahrheit der Aussage überzeugen sollten. Für ihr Unternehmung war es ungemein günstig, daß unter den benachbarten, dort angefahrenen Provenzalen Mühsamkeit und Uneinigkeit herrschte, einer den andern erwürgte, die Habe raubte und man sich gegenseitig alles erdenkliche Ubel zufügte. Aber weil ein Theil den andern, wie Haß und Schmerz forderten, nicht

geböhrig unter seine Fäuste bringen konnte, riefen sie die ebenso verschlagenen, als treulosen Sarazenen zu Hülfe, und mit ihnen warf jeder seinen Nachbar zu Boden. Das begünstigte man sich nicht bloß, seinen Nachbar zu erschlagen, sondern verwandelte auch das fruchttragende Land in eine Einöde. Die Sarazenen hielten durch eigene Kräfte dieses nimmermehr vermocht, wenn sie nicht den einen Theil durch den andern besiegte, und da sie auch ihre Truppen aus Spanien vermehrten, so verfolgten sie nun diejenigen, welche sie Anfangs zu vertheidigen schienen, auf alle Weise. Sie wütheten, schleppten in Gefangenschaft, verübten Alles. Da fingen auch die benachbarten Völkerschaften zu zittern an, ungeachtet im Vergleich mit ihnen die Zahl der Sarazenen sehr gering war. Mit dieser Darstellung Eutprand's ist auch zu verbinden, was er weiter unten¹⁸⁾ erzählt. Nachdem die Fraxinetum bewohnenden Sarazenen die Provenzalen zu Grunde gerichtet, zerstreuten sie die ihnen benachbarten obersten Theile Italiens nicht wenig, und zwar dergestalt, daß sie nach Verheerung mehrer Städte¹⁹⁾ nach dem wegen seiner Bäder berühmten, ungefähr 50 Milliarum von Pavia entfernten, Aquil kamen. Aller hatte sich solche Macht bemächtigt, daß Niemand die Ankunft der Sarazenen abwartete, außer wer etwa in den sichersten Orten weilte. Dieser Darstellung, daß die Sarazenen von Fraxinetum zuerst in der Provence auftraten, entspricht auch der Gang der Erzählung, welchen der Verfasser des Zeitbuchs des Klosters Novalesc (am Berge Genis) nimmt. Viele Sarazenen schifften auf kleinen Fahrzeugen nach Fraxinetum, um dort zu wohnen. Hier verweilten sie sehr viele Jahre und machten es unannehmbar. Es war nämlich umändert von einem sehr dichten Hain sehr vieler Waldungen. Dieser Ort aber ist an den Küsten des Meeres, in der Provence, in der Nähe von Arles gelegen. Während selbstige Sarazenen in diesen Gegenden weilten, streiften sie hier und dort hin und plünderten und verwütheten alle Provingen, welche im Umkreise waren, nämlich Burgundien, Italien und die übrigen, welche zunächst waren. Als der Abt Domnionius von Novalesc von dem gottlosen Mufe derselben hörte, gerieth er in die größte Angst und zog mit den Mönchen und allen Geaden und Schätzen nach Turin, und nahm hier in der dem Kloster Novalesc gehörigen Kirche des heiligen Andreas und des heiligen Clements, welche nachher ad Sanctum Benedictum hieß, am Isufer Thore seinen Sig. Als die Mönche von dem Kloster Novalesc hinweggingen, nahen das so grimme Geschick der Sarazenen den Ort ein, plünderten Alles, was sie finden konnten, verbrannten alle Kirchen und sämtliche Häuser. Sie schlugen und verwundeten tödtlich zwei große Mönche, welche dort zur Bewachung der Kirchen und Häuser zurückgelassen waren. So der Verfasser des Chron. Navalie. Während das untere und mittlere Italien die Sarazenen aus Afrika fürchtbar zerstreuten, litt der obere Theil dieses Landes

15) Eutprand (Lib. I. Cap. 1. p. 423) beachtet die Ausdrücke „villa“ und „villula“. 17) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 18) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 19) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 20) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 21) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 22) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 23) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 24) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 25) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 26) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 27) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 28) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 29) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 30) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 31) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 32) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 33) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 34) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 35) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 36) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 37) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 38) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 39) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 40) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 41) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 42) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 43) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 44) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 45) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 46) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 47) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 48) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 49) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 50) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 51) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 52) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 53) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 54) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 55) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 56) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 57) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 58) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 59) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 60) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 61) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 62) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 63) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 64) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 65) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 66) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 67) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 68) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 69) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 70) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 71) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 72) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 73) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 74) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 75) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 76) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 77) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 78) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 79) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 80) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 81) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 82) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 83) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 84) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 85) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 86) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 87) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 88) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 89) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 90) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 91) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 92) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 93) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 94) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 95) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 96) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 97) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 98) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 99) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 100) Eutprand gibt die Zeit nicht an.

19) Lib. II. Cap. 12. p. 440. 20) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 21) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 22) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 23) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 24) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 25) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 26) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 27) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 28) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 29) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 30) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 31) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 32) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 33) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 34) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 35) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 36) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 37) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 38) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 39) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 40) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 41) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 42) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 43) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 44) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 45) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 46) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 47) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 48) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 49) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 50) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 51) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 52) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 53) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 54) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 55) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 56) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 57) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 58) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 59) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 60) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 61) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 62) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 63) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 64) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 65) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 66) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 67) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 68) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 69) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 70) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 71) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 72) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 73) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 74) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 75) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 76) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 77) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 78) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 79) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 80) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 81) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 82) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 83) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 84) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 85) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 86) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 87) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 88) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 89) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 90) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 91) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 92) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 93) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 94) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 95) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 96) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 97) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 98) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 99) Eutprand gibt die Zeit nicht an. 100) Eutprand gibt die Zeit nicht an.

durch die Sarazenen aus Fraxinetum und die Ungarn zwar nicht ganz isoliert, doch scheinlich²¹⁾. Die fraxinetischen Sarazenen, welche bis zu dem 50. Jährigen von Pavia entfernten Aquil, dessen Bischof Dairich, von ihnen von seinem Stuhle vertrieben, im Jahre 925 in Rheims wohnte²²⁾, vorgezogen, fielen nebst ihrem Anführer²³⁾ alle in der Schlacht, welche Angabe Eutprand's Alberich im Jahre 932 setzt. Zu dem vorigen Jahre (931) erzählt Frodoard²⁴⁾: Griechen verfolgten die Sarazenen zur See in den Bälz Fraxinetum, wo ihr Zufluchtsort war, und von wo aus sie Italien durch häufige Einfälle plünderten, da sie auch die Alpen besetzt hatten, brachten ihnen eine plötzliche Niederlage bei, und sie gaben mit den Alpen Italiern zurück. Wahrscheinlich gehören, was Eutprand und nach ihm Alberich auf der einen und Frodoard auf der andern Seite erzählen, in ein und dasselbe Jahr, und beide Begebenheiten hängen zusammen²⁵⁾, und die Sarazenen von Fraxinetum wurden von den Christen (den Italienern und den Griechen) durch gemeinsame Unternehmung zugleich zu Lande und zu See angegriffen, ähnlich wie auch später nach Siegbert von Gemblours und Alberich im J. 941, nach Frodoard im J. 942 geschah. Durch die Unternehmung wider die Sarazenen von Fraxinetum und ihre Niederlagen im J. 931 oder 932 wurde Italien eine Zeit lang von ihren Einfällen befreit, wenigstens finden sich keine Nachrichten davon, sondern wir finden die Moslemim nun nach einer andern Seite gerichtet. Im J. 933 zogen die Sarazenen nach Almannia (Schwaben) auf Raub und tödteten auf ihrer Rückkehr viele, die auf dem Wege nach Rom waren²⁶⁾. Im J. 940 kehrte eine Versammlung überseefischer²⁷⁾ und Gallier²⁸⁾, welche auf dem Wege nach Rom sich befand, um, nachdem Einige von ihnen von den Sarazenen erschlagen worden waren, und konnte nicht über die Alpen gehen wegen der Sarazenen, welche das Dorf des Klosters des

heiligen Mauritius (St. Maurice im wälschen Lande) besetzt hatten²⁹⁾. Die Gebirgslegenden, welche Italien von Westen und Norden einschließen, wurden von den Fraxinetum bewohnenden Sarazenen scheinlich verbreitet³⁰⁾. Da sandte König Hugo von Italien im J. 940 oder 941 nach Konstantinopel, und bat den Kaiser Romanus, daß er ihm Schiffe mit griechischem Feuer schenken möchte, solche Schiffe nämlich, welche die Griechen Chelalandien³¹⁾ nannten. Ein Chelalandium war ein Schiff von eisernen Ringe und Schwelke, und hatte auf jeder Seite zwei Ruderreihen³²⁾. Nachdem Hugo ein Heer gesammelt und die Flotten (im J. 941 oder 942³³⁾) durch das tyrrenische Meer nach Fraxinetum gesendet, zog er selbst zu Lande dahin. Als die Griechen dahin gelangten, warfen sie das griechische Feuer aus und verbrannten alsbald alle Schiffe der Sarazenen, wodurch diesen die Mittel abgeschnitten wurden, Hilfe aus Spanien zu holen. Fraxinetum wurde von dem Könige Hugo genommen und alle Sarazenen mußten auf den maurischen Berg fliehen. Aber aus Furcht vor Berengar, welcher in Deutschland Truppen sammelte, stand Hugo von weiterer Bekämpfung der Sarazenen ab, und schloß mit ihnen ein Bündniß, dessen Hauptbedingung war, daß sie die Schwaben und Italiern schädlichen Berge wider Berengar besetzt halten sollten. Wie dieser dennoch aus Schwaben durch den Vinkling nach Italien gelangte, haben wir im Art. Hugo, König von Italien, angegeben. Unzählige Christen, welche auf der Wallfahrt nach der Schwelke des heiligen Glaubensboten Petrus und Paulus über die Alpen wollten, verloren durch die Sarazenen ihr Leben³⁴⁾.

Bei folgender Erzählung Eckhard's von St. Gallen³⁵⁾ muß man sich erinnern, daß er auch ausserdem nicht selten Sachen erzählt, die an Glaubwürdigkeit bedeutenden Mangel leiden, sodas auch Konrad's Kriegsgeschichte darunter zu zählen sein könnte. Hierzu könnte man auch zählen, daß er von einem Thale Fraxinit spricht, das sonst doch nirgends ein Thal Fraxinit vorkommt, sondern nur eine Festung dieses Namens. Aber es kann der Name von der Festung auch auf das Thal übertragen und dieses eine Zeit lang durch denselben bezeichnet worden sein; weshalb wir, um Nichts von Eckhard's Erzählung zu nehmen, den Ausdruck Thal Fraxinit beibehalten. Eckhard's Angabe, wie die Sarazenen zu dem Besitze des Thales Fraxinit, für welches sie dem Burgundenkönige nur geringe Renten zahlen mußten, gelangt waren, haben wir weiter oben in der Urschrift mitgetheilt. Hier folge der Inhalt seiner weiteren Erzählung. König

21) Liutprandus Lib. II. Cap. 12. p. 440. 22) Albericus ad ann. 925. p. 263. 23) Bei Eutprand (Lib. IV. Cap. 1. p. 452) heißt es: Horum nepotibus, id est proceribus, Saginus Saracenus pessimus impiorumque dux Albericus, welcher den Eutprand, wie aus andern Stellen hervorgeht, unmittelbar oberwiesentlich mittelbar benutzte, sagt: Saraceni de Fraxinetum duces quidam saginus veniunt Aquas, ubi tam proceribus, quam ceteris porant. Hieraus läßt sich vielleicht schließen, daß Alberich im Eutprand nicht Saginus, sondern saginus gewesen, und unter dem Anführer ein Weissager, Seher, zu verstehen. Eine Seherin hatte auch Derog Alabialam von Polen zum Führer, als er mit seinem Heere 1200 gegen den Markgrafen Konrad von der Lausitz, welcher die Berg Lubus (wo jetzt des Sächsischen Erbes in Schlesien) betrat. Das Weitere s. in B. Wachter's Thüringische und oberfränkische Geschichte. 2. Th. S. 257 und 258.

24) Bei Frodoard p. 133. 25) Muratori (Geschichte von Italien. 4. Th. Thilo 1747.) S. 399 sagt in der Stelle Frodoard's zum Jahre 931, welcher er am Schiffe verlor, nämlich statt quidam (welches auf Grand) cum Aliphus redentes (welches auf Saracenos zu beziehen) Italiam abi: quietam reddentes Aliphus Italiam, folgendes: „Von dieser räsonnieren und für Italien bestimmten Unternehmung der Griechen findet sich in keinem andern Geschichtsschreiber einige Spur.“ Aber sie wird richtig, wenn man sie, was Muratori nicht gethan, mit dem, was Eutprand (Lib. IV. Cap. 2. p. 452) erzählt, in Verbindung bringt.

26) Frodoardus ad ann. 936. p. 143. 27) Engländer, Schottländer und Irländer. 28) Franzosen.

29) Frodoardus ad ann. 940. p. 151. 30) Liutprandus Lib. V. Cap. 5. p. 462. 31) Eutprand sagt Chelalandia (Etrichschiff der südlichen Form). Die Byzantiner jedoch nennen ein solches Schiff Chelaland.

32) Dikman's Meeresburgens Lib. III. Wagner's Geschichte S. 64. Dikman nennt ein solches Schiff alandania, und hält es für einen Eigennamen: Duxibus hoc unum erat nomen navibus, quae etc. 33) J. Algem. Encycl. II. B. u. X. 2. Sect. II. Th. S. 426—429. 34) Liutprand Lib. V. Cap. 7. p. 464. 35) Eckhardus Junior, De casibus monasterii S. Galli Cap. 5 ap. Goldastum, Script. Rer. Alam. Edit. II. T. I. Part. I. p. 35, ap. Periz, Mon. Germ. Histor. Script. T. II. p. 110. 111.

Konrad, der Bruder der Kaiserin Adelheid (der als Knabe seinem Vater Rudolf im J. 937 gefolgt war)³⁹⁾, zieht im blühenden Jünglingsalter, sann darauf, durch List seine Feinde, die Sarazenen, im Thale Fraxinisch zu verderben. Er schickte an diese eine Gesandtschaft und ließ ihnen sagen: „Die Ungarn, jene stüchtigen Räuber, ermüden mich durch Beten, daß ich ihnen zulassen möchte, euch aus diesem so fruchtbaren Lande mit den Waffen zu vertreiben. Allein wenn ihr Männer seid, so zieht ihnen unter meinem Beistande sobald als möglich entgegen. Wenn ihr sie von vorn angriffet, so will ich von der Seite auf sie einbringen, und so werden wir sie, wie ich fest hoffe, schlagen und vernichten.“ Konrad schickte aber auch zu den Ungarn und ließ ihnen sagen: „Worum, ihr so tapfern Männer, warum wendet ihr eure Waffen gegen mich? Denn für uns Beide ist es weit zuträglich, wenn wir mit einander im Frieden leben. Zieht also mit mir, und wir wollen jene meine Feinde aus dem so fruchtbaren Lande ausröthen; und ihr sollt euch in demselben niederlassen. Aber auch überdies zu jenem Lande werde ich euch, wenn ihr mit mir treulich zusammenhaltet, die größte Landtschaft sehr gern ertheilen.“ Von beiden Seiten kam dem Antrage der Gesandtschaft des Königs Konrad Gehör. Am sechzigsten Tage brachen die Sarazenen, aus das Dichtste gehend, aus dem Thale Fraxinisch hervor, und schickten sich an, den Ungarn sich am bestimmten Orte entgegenzustellen. Der König hatte von überall her die Seinigen versammelt, und ordnete die Schlachtreihe, als wenn er beiden Beistand leisten wollte. Er sprach zu den Seinigen: „Meine tapfersten Vorgesellen! zeigt heute, wie scharf eure Lanzen und Schwerter einschneiden. Niemanden kümmere es, welcher Theil der so verschiedene Dämonen⁴⁰⁾ Anbetenden siege. Auf diejenigen, welche zu siegen beginnen, dringt von drei Seiten ein. Werfet dann die Schilde zurück und gebrauchet das Schwert. Ohne Unterschied werde der Sarazene und der Ungar niedergebaut. Mit seinem derselben werde ich Erbarmen haben, da keiner gegen mich Mitleid hegt.“ Im Anblick des aus der Schlachtreihe hervorströmenden Königs kämpften die Ungarn und die Sarazenen⁴¹⁾ gegen einander. Beide schlugen sich mit Erbitterung; aber endlich fürchtete der König, es möchte zuletzt doch ein Theil sterben. Daher gab er das Zeichen und näherte sich ihnen im Schritte, als wenn er Beistand leisten wollte. Von allen Seiten umgab er beide Theile scharenweise. Da ihnen so der Weg zur Flucht versperrt war, wurden diejenigen, welche nicht fielen, gefangen genommen und nach Arles verkauft. Konrad verlor nur Wenige von den Seinigen bei diesem Siege. Doch nicht bloß aus Spanien hatten die Sarazenen von Fraxinetum immer neue Anstömmlinge erhalten, sondern unter dem Kaiserthume Otto's des Großen (von 962—973) besetzten auch Saraze-

nen aus Afrika die halbbaren Stellen der Alpen, und be-
raubten und verwüstheten die Gegend rings umher⁴²⁾. Die Sarazenen, deren Wesen, wie Ekkehard der Jüngere oder der Vierte⁴³⁾ von St. Gallen berichtet, es war, aus den Gebirgen viel zu vermögen, bereiteten namentlich seinem Kloster und dessen Leuten viel Drangsale, welche ganze Tragödie, wie der genannte Mönch sagt, zu schreiben ein Band nicht hinreichen würde. Sie behaupteten des Klosters Alpen und Hügel, und selbst, wenn die Brüder dem Kreuze um die Feste⁴⁴⁾ folgten, warfen sie Geschosse aus der Nachbarschaft auf sie. Viel mühte sich des Abtes Herrschar ab, die Räuber in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Doch vergebens. Aber in einer Nacht wurden die Söhne des Klosters, wo sie sich versteckt, dem Deschaut Walto verrathen. Mit den Küthern des Gefindes fiel er auf die Schladenden mit Lanzen, Sägeln und Weilen daher, tödtete einige, andere fing er. Die übrigen, welche entrannten, zu verfolgen, hielt er für eitel, da sie stüchtiger als Gelsen auf den Bergen dahinfliehen⁴⁵⁾.

Als in jenen Tagen, wo die Westfalen aus den Alpen hausten, der Abt Majol von Glugny aus Italien zurückkehrte, stieß er in den Engpässen auf diese Sarazenen. Schmer ward er an der Hand verwundet, als er mit ihr aus freiem Willen den Stof eines Bußspiegels auffing, welcher über einen der Seinigen daherkam. Die Anhänger des Islams ergriffen den Abt und führten ihn mit den Seinigen allen in das Entlegene des Berges. Nachdem sie Alles, was er besaß, unter sich getheilt, fragten sie ihn, ob er soviel Vermögen in seinem Vaterlande habe, daß er sich und die Seinigen aus ihrer Gewalt loskaufen könnte. Der Abt antwortete: Er besitze in dieser Welt nichts Eigenes; doch unter seiner Herrschaft gebe es Mehre, welche Herren großer Landgüter und vieles Geldes seien. Auf Ermahnung der Sarazenen, welche von ihm als Lösegeld 1000 Pfund Silber, nämlich so, daß auf jeden von ihnen ein Pfund kommt, forderten, schickte der gefangene Abt einen von den Seinigen mit einem kleinen Briefe⁴⁶⁾ an die Mönche von Glugny. Diese, von Trauer und Besorgnis um das Leben ihres unerschrockenen Abtes ergriffen, nahmen allen Schmuck von ihrem Geräthe zum Lösegeld, schickten mit demselben Einige von ihnen ab, und diese führten den Abt mit den Seinigen heim. Dieses geschah nicht lange vor dem Tode des Kaisers Otto I.⁴⁷⁾. In die Zeit der Regierung desselben gehö-

39) Glaber Rodolphus Lib. I. Cap. III. ap. Pithoeum p. 3. 40) Ekkehardus junior (quarta) l. I. Cap. 14 ap. Pertz p. 137. 138. 41) eiren urbem. 42) Ekkehardus l. I. 43) „Der Herr und Bräuer von Glugny der unglückliche und gefangene Bruder Majol. Die Wetterböde Belial haben mich umringt, die Strich des Todes mich gefangen.“ 44) Glaber Rodolphus Histor. Francor. Lib. I. Cap. 3 ap. Pithoeum p. 3 et 6. Die Erzählung von dem tödlichen Betragen des Abtes von Glugny während seines gezwungenen Aufenthaltes bei den Sarazenen in den Alpen scheint legendenmäßig ausgeschmückt, wie aus Folgendem sich schließen läßt. Die Sarazenen hätten dem Abte zur Wittigsmacht Speise dar, die sie selbst zu essen pflegen, nämlich Fleisch und ganz hartes Brod. Der Abt antwortet: „Weils ich hungern, wird der Herr mich erndern. Von dieser mir ungenüßlichen Speise aber hier werde ich nicht essen.“ Da entbieth einer der Sarazenen die Arme, wusch sich und den Schilde, bereitete auf ihm ganz reinlich ein Brod, bieth es schnell

36) Frodoardus, Chron. ad ann. 937. p. 145. 37) Man betrachte nämlich, wie aus so vielen Stellen der Geschichte des Mittelalters hervorgeht, auch die Muhammedaner als Feinde, und schied ihnen die Abänderung mehrerer Wägen und als ersten derselben die Abänderung Mahmet's (Muhammed's) zu. 38) Ekkehard umschreibt beide durch: electissimi Satanae milites et filii.

auch Folgendes, was das Chronicon Monasterii Novaticensis⁴³⁾ erzählt. Zur Zeit, als die Dunkelbräunen⁴⁴⁾ (die Muren) in der Burg Fraxinobello (Fraxinetum) weilten und sich nach allen Himmelsgegenben ergossen und Alles raubten, war einer derselben, Namens Aimo, ein Kamerad⁴⁵⁾ derselben. Dieser geht mit diesen aus, jenes Land zu verüffeln, und sie rauben Gold und Kinder und verschiedene bewegliche Sachen, und Mädchen und kleine Sachen. Es geschah, daß Aimo aufmerkt wurde, was sie erbrütet hatten, und ein sehr schönes Weib kam bei der Verloofung zu dem Aimo's. Hieraus entstand Streit. Es kam nämlich einer, der mächtiger als Aimo war, und nahm das schöne Weib ihm hinweg. Aimo, hierdurch aufgebracht, zog sich von ihnen zurück und nahm sich vor, jenen Ort und die in ihm weilenden Menschen zu verrathen. Er ging zu Robald'en, Grafen im Gebiete der Provence, und beschwor ihn, daß er das Geheimniß, was er ihm zu sagen wünschte, Niemandem und selbst seiner Frau nicht verrathen möchte. Robald versprach es. Aimo sagte: Siehe, ich übergebe euch eure Feinde.“ Robert freute sich sehr und gelobte ihm Alles zu theilen, wenn er diese That ausgeführt hätte. Er entbot daher Allen und Arduin⁴⁶⁾, daß sie ihm bei einer gewissen Angelegenheit beistehen möchten. Alle stiegen, zum Kampfe gerüstet, zu ihm. Die Menschen stritten unter sich; indem sie nicht wußten, wohin sie gingen. Robald verordnete ihnen, daß sie Aimo'n folgen sollten. Als sie an die Burg kamen, ermahnte sie Robald: „O! Brüder, kämpfet für eure Seelen, weil ihr im Lande der Saragenen seid!“ Sie kämpften als tapfere Helden und verheerten jenen Ort. Diese Sache geschah durch Aimo's List, dessen Gesichts, wie der Verfasser des Chronicon. Novatic. sagt, noch zu unsern Zeiten (nämlich um das J. 1050) besthe. Wenn der Verfasser nicht ausdrücklich sagte: quidam eorum (nämlich der Schwarzbäuren in der Burg Fraxinobello) suit, nomine Aimo, coactenus illorum, so könnte man genügt sein, anzunehmen, Aimo sei ein Christ gewesen, der in einem Bürgerkriege oder aus sonstigen Gründen, seine Zuflucht zu den Saragenen genommen, und sich habe unter sie aufnehmen lassen. So stieß im J. 963 Adelbert, der Sohn des Königs Berengar von Italien, vor Otto dem Großen eine Zeit lang zu den Saragenen in Fraxinetum. Als dieser Kaiser sich zu Anfang des J. 973 in Italien befand, schrieb er aus der Gegend von Capua nach Teuschland,

und reichte es dem Abte überreicht dar. Dieser nimmt es, betet wie gewöhnlich und erquickt sich. Ein anderer Saragen, welcher mit dem Kaiser ein höheres Bündniß gütlich, kommt ohne Weiteres seinen Fuß auf die heilige Schrift, wälzt dieselbe stets mit sich zu führen pflegte. Als der Abt dieselbe sah, kauft er. Da auch die Saragenen die Propheeten der Hebräer lesen, und sagen, daß ihre Weissagungen an Muhammed in Erfüllung gegangen, so beschließen einige milder wilde Saragenen ihren Oeffnen und sprechen zu ihm: „Du darfst die griechen Propheeten nicht so für Nichts achten.“ Schon laugen mehr von den Saragenen an, gegen den Abt Majel mild und überredlich zu werden, als einheimische Könige den Glauben mit dem Folgerste erkennen und ihn beinbringend.

43) Lib. IV. Cap. 8. col. 736. 737. 44) Fasci. 47) coactenus illorum. 48) Markgrafen von Sufo.

X. Gussf. d. M. u. S. Syst. Geol. XLVIII.

wenn Apulien und Galabrien ihm gehörten, ut praesenti⁴⁹⁾ aestate conjugem cum aequivoco nostro in Franciam dirigentes, per Fraxinetum ad destruendos Saracenos. Deo comite, iter arripimus, et sic ad vos (nämlich zu den Herzogen Hermann und Dietrich und übrigen Präfecten seines Staats) disponemus. Dieser Brief ward in der Volkseversammlung zu Verla vor den Fürsten und dem Volke gelesen. Von der beabsichtigten Herrschaft wider Fraxinetum wurde Otto der Große dadurch abgehalten, daß seine Gegenwart in Teuschland nöthig ward, da seine Mutter und sein Sohn, Erzbischof Wilhelm von Mainz, und andere fürstliche Personen gestorben⁵⁰⁾. Er selbst auch folgte ihnen in jene Welt (den 7. Mai 973). Zur Zeit, als dieses sich ereignete, wurden die Saragenen von dem Heere des Herzogs Wälferrn (Wilhelm I.) von Arles in Fraxinetum umringt; Alle kamen in Kurzem um, und keiner sah sein Vaterland wieder⁵¹⁾. (Perdunnand Wachter.)

FRAXINUS (Esche). Mit diesem altägyptischen Namen, welchen Tournefort (Inst. p. 577. t. 343) für die systematische Botanik beibehielt, wird eine Gesechsgattung aus der ersten Ordnung der zweiten (oder aus der zweiten Ordnung der 23.) Einflüßigen Classe bezeichnet und aus der Gruppe der Fraxinen der natürlichen Familie der Dleaceen (oder vielleicht näher verwandt mit den Acerinen). Char. Die Blüthen dösich; polygamisch; der Kelch viertheilig, meist fehlend; die Corolle vierblättrig, viertheilig oder fehlend; die Staubfäden kurz, mit eisförmigen, zweifächerigen, in zwei Längsrissen nach Außen sich öffnenden Antheren; die Narbe soß ungeteilt, gespalten; die Frucht zweifächerig, zusammengebrüdt, an der Spitze geflügelt; ein Fach leer, das andere mit einem herabhängenden Samen; der dreieckige Embryo umgekehrt in der Längsaxe des Eimeißelförpers (Gärtner, De fruct. t. 49). Es sind gegen 40 Arten bekannt, welche als Bäume mit unpaar-gefiederten Blättern in Europa, Mittelafien und am zahlreichsten in Nordamerika vorkommen. Nur vier Arten, Fr. Ornus *Lin.* (die Blüthen oder Mannasche, Ornus europaea *Persoon*, *julka* *Hom.* II. 2, 543; 4, 47; 13, 178; 16, 767; *Theophrast.* Hist. pl. 3, 11, 3; ornus *Virgil.* Eclog. 6, 71; *Georg.* 2, 71, 111; *Aen.* 2, 626; 4, 491; *Plin.* II. n. 16, 30) im südlichen Europa, Fr. rotundifolia *Aiton* (Ornus rotundifolia *Pers.*) im südlichen Europa und Kleinasien, Fr. strinata *Bosc.* deren Vaterland unbekannt ist, und Fr. floribunda *Wallich* (Pl. asiat. rar. 3. t. 277) in Nepal, haben Blüthen mit Kelchen und Corollen. Fr. Ornus, ein Baum von 20—30 Fuß Höhe, mit schwarz-bläulichen, gepunkteten Zweigen, grau berissenen Knospen, dreipaarigen Blättern, länglichen, ungleich gefügten Blättern und wohlriechenden, röthlich-weißen, achsel- und gipfelständigen Blüthenrispen, sowie

49) Auf die Bedeutung von „den nächsten Sommer“ haben denn der Brief ich beilegt: Scripta XV. Cal. Febr. in Campana juxta Capuam; f. *Itichindi Corbeliano* Annal. Lib. III. apud Meibom. Script. T. I. p. 601. 50) *Itichindi* p. 662; *Jodabab* ad expeditione Fraxineti abstinere etc. 51) *Glabri Rodolphi* Hist. Francor. Lib. I. Cap. III. apud *Pfifferum* p. 6.

Fr. rotundifolia *Ait.*, welche sich durch braunrothe Zweige und Knospen, zwiepaarige Blätter und runde, doppelt gefägte Blättchen unterscheidet, waren schon bei den Alten wegen ihres guten Nubholzes, welches vorzüglich zu Kanzenhöfen verarbeitet wurde, bekannt. Von beiden Arten wird in Calabrien und Sicilien durch Einschnitte, die man in die Rinde macht, Manna gewonnen. Die bekannteste Art, welche über fast ganz Europa (in den schweizer Alpen bis zu 3500 Fuß, in den Karpathen bis zu 2500 Fuß über dem Meere) und einen Theil von Asien verbreitet ist, Fr. excelsior *L.* (Schtuhr, Handbuch t. 357, *Boyallia* oder *boyallus Theophr.* l. c., *fraxinus Virgil.* Ecl. 7, 65; *Georg.* 2, 66; *Plin.* H. N. 16, 24, 30, 43, 83; 17, 15; 24, 30; französisch *frêne*, englisch *ash-tree*, polnisch *jesion*) erreicht eine Höhe von 60 — 120 Fuß und hat eine graugrüne, glatte Rinde, schwärzliche Knospen, vier- bis siebenpaarige, fast laubförmige, lanzettförmig-zugespitzte, an der Basis keilsförmige, gefügte, kurzgestielte Blättchen und rispenträger, vor den Blättern erscheinende leich- und corollenlose Blüten. Die Blätter, welche von dem Viehe und den spanischen Fliegen gern gefressen werden, die Rinde und die Hülsgeschränke sind bitter und adstringierend und wurden früher gegen Fieber gebraucht. Das Holz ist weiß, feinfaserig, hart und zähe, und wird vielfach zu Stelmachern, Tischlern und Drechslersarbeiten benützt. In Gärten werden mehrere Arten cultivirt, z. B. die Trauer- oder Hängeliche (Fr. pendula *Hortul.*), mit herabhängenden Zweigen, die traure Fische (Fr. atrovirens *Desfontaines*), mit salzig-geräuchelten, dunkelgrünen Blättern, und die verschiednen- und einblättrige Fische (Fr. diversifolia *Ait.*, Fr. heterophylla *Vahl*, Fr. simplicifolia *Willdenow*, Fr. monophylla *Desf.*), mit theils gefiederten und theils einsachen, oder auch mit ganz einsachen Blättern.

(A. Sprengel.)
FRAYSSINOUS (Dionysius), einer der hervorragenden Prälaten unter der neuen gallikanischen Geistlichkeit. Er war geboren zu Carrières in der Gascogne am 9. Mai 1765 und zeigte frühzeitig ausgezeichnete Talente, sowie eine gänzliche Ergabensheit in die Vorschriften der katholischen Kirche. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet und die höheren Weihen empfangen hatte, begann er nach der Abschlusung des Napoleonischen Concordats mit dem Papste im J. 1801 eine größere Thätigkeit unter den Priestern zu entwickeln, die zur Belebung des religiösen Sinnes sich vor allen Dingen gegen die materialistischen und atheïstischen Tendenzen der herrschenden Philosophie erklären zu müssen glaubten. Seine Vorträge in der Kirche des Cernes zu Paris zogen seit dem J. 1801 dieselbe Aufmerksamkeit eines großen und vornehmen Publicums auf sich, wie in späteren Jahren die eines Lamennais und Lacordaire. Die Regierung ließ ihn gewähren, ja, obschon er eifriger Royalist war, so wußte er sich doch bei Napoleon so einzufachweihen, daß er durch Fontanes zu einem der Inspectoren der pariser Akademie ernannt wurde und ein Kanonikat bei der Kirche Notre-Dame erhielt. Darauf predigte er längere Zeit in der Kirche St. Sulpice, wiederum unter großem Beifall,

bis ihm im J. 1809 dies untersagt ward, weil er zu früh gegen die bestehenden Einrichtungen und Grundzüge des Kaiserreichs sprach. Denn die Kraft einer solchen Rede, die Innigkeit seiner Vorträge, die Gewalt seiner Gründe konnten bei der Napoleonischen Regierung nur deren Billigung finden, wenn er sie für ihre Grundzüge anwendete. Aber es mußte ihr misfallen, daß Frayssinous die Jugend — auf die er es in seinen Vorträgen besonders abgesehen hatte — lebhaft vor Unglauben warnte und Nichts zur Empfehlung einer Regierung sagte, welche doch ein Gewicht darauf legte, eine Grundform der Religion zu besitzen. Frayssinous ward daher streng von der Polizei ermahnt, die jungen Leute vor allen Dingen zum Schorsam gegen die Censure der Conscriptio anzuhalten; wo nicht, so werde man ihm die Kanzel verweigern. Der Priester weigerte sich, dies zu thun, indem er solchen Dingen ganz fremd bleiben wollte; sein Amt lege ihm nur die Pflicht auf, gute Christen zu bilden, was ja auch gänzlich mit den Absichten der Regierung übereinstimmen müßte. Diese ging aber darauf nicht ein, und so lebte er von jetzt an fast ganz entfernt von der öffentlichen Thätigkeit, trat nur selten aus, und begnügte sich dann, Gott dafür zu danken, daß er eine mächtige Hand gebraucht habe, um in Frankreich die Altäre wiederherzustellen. Erst mit der Rückkehr der Bourbons trat Frayssinous aus seiner Eingezogenheit hervor und sprach in seinen Kanzelvorträgen so laut und nachdrücklich für die Sache der Restauration und die neue Erhebung des Thrones und des Altars, daß die obnehm der Priesterpartei sehr ergebenden alten Royalisten in ihm ein besonders begabtes Talent für die Zwecke ihrer Partei erkannten. Daher ward nach Erscheinung des neuen Preßgesetzes am 21. Oct. 1814 Frayssinous schon am 24. zu einem der neuen Censoren bestellt, und kam in sehr gute Gesellschaft mit Bernardin, Augier, Guizot, Karl Lacretelle, Silvioire de Sacy, Quatremère de Quincy und Vanderbourg. Die schnelle Rückkehr Napoleons von Elba machte dieser Wirkksamkeit ein Ende; Frayssinous ging einstweilen in die Berge, gegen von Aargen und hielt sich voraborgen, bis Ludwig XVIII. wiederum in Paris eingesetzt war. Dieser ernannte ihn am 14. Aug. 1815 zu einem der fünf Mitglieder, welche die Einrichtung des öffentlichen Unterrichts besorgen sollten, genehmigte aber schon im J. 1816 seine Zurückziehung von dieser Stelle und befohl ihm mit einem Jahresgehalte von 6000 Franken. Durch rine am 25. Aug. 1817 in der Académie française geleseene Lobsschrift auf Ludwig den Heiligen machte sich Frayssinous zuerst in der gelehrten Welt bekannt und rief sich wieder in das Gedächtniß der herrschenden Partei zurück; denn er ward nun in schneller Folge erster Almonester und Hofprediger des Königs, dann Titularbischof von Hermopolis (seit dem 29. Mai 1822), Großofficier der Ehrenlegion, Graf und Pair von Frankreich, ja man erneuerte sogar für ihn die von Napoleon eingeführte Würde eines Großmeisters der Universität Paris.

1) Biographie des hommes vivants, (Paris 1817.) T. III. p. 166. 2) *Œuvres*, Collection des lois, decretés etc. T. XIX. p. 280. 3) *Gendeb.* T. XXIII. p. 329.

Die royalistischen Ultras wurden immer lüthner, namentlich als Napoleon gelobten war. Sie hatten schon viel erlangt, aber der Graf von Artois, Bülle, Corbière drängten ja noch umgekehrtem Fortschritten, und gierig und stolz schritt mit ihr die Priesterpartei unter dem Banner der Herzogin von Angoulême einher, in deren vorerster Reihe der Bischof von Hermopolis Rand. Ludwig's XVIII. Tage naheten sich schon sehr ihrem Ende, als im August 1824 das neue Ministerium nach dem Vergehen des Grafen von Artois eingerichtet ward. Zu Dammas, Clermont, Donnerre, Etablot und Doudreuil kam Frayssinous, für den am 20. Aug. ein neues Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts geschaffen wurde¹⁾. Als nun Karl X. am 16. Sept. 1824 seinem klägern Bruder gefolgt war, so trat auch sein Entschluß, den Geist jesuitischen Kirchenthums zur Herrschaft im Staate und selbst über die Staatsverfassung zu erheben, als die erste seiner Regentenaufgaben hervor, und Frayssinous hat ihm hierin trefflich gedient. Die Congregationen, die Umformung des öffentlichen Unterrichts in ein Priesterregiment, die Missionen und Alles, was nur zum alten Kirchenthume, freilich im entschiedensten Widerspruch mit den Wünschen und Bedürfnissen des Zeitalters, gehörte, ward von ihm lebhaft unterstützt und sein Name dafür in Frankreich mit Haß und Unwillen genannt, der sich in der Opposition der politischen Presse laut ausdrückte, aber fast noch kräftiger in dem *Mémoire des Grafen Montlosier*²⁾, welches im Mai 1824 erschien. Montlosier, selbst eifriger Royalist, griff mit den schärfsten Waffen die Jesuiten, die Congregation und überhaupt die Priesterpartei an; er tadelte auf das Bitterste die Günst des Hofes gegen sie und die Bestellung und Befragung von Beamten im Sinne der Congregation. Bei den Verhandlungen über das Budget irrte der Kammer nahm Frayssinous am 15. Mai das Wort und gab in einer künstlich verfaßten, dennoch aber unbedachten Rede sich Mühe, Congregation und Missionen in dem besten Lichte darzustellen; als er darauf am 26. Mai Geldbewilligungen für Cultus und öffentlichen Unterricht begehrte, konnte er nicht umhin zu gestehen, daß Jesuiten in Frankreich beständen, und daß sie einige Unterrichtsanstalten leiteten. Er meinte die Sache zu beschönigen, indem er den Einfluß der Jesuiten als gering darstellte. „Es gibt“, sagte er, „100 Colleges, 800 Privatergiebungsanstalten, 80 Seminarien und 100 kleine Seminarien. Es gibt nicht ein einziges königliches College, nicht eine einzige Person, die in den Händen der unter dem Namen der Jesuiten bekannten Menschen sind. Von 180 Seminarien haben sie nur sieben. Können sie bei so geringer Auctorität die Jugend irren leiten und sie in ihren Doctrinen abrichten?“³⁾. Das Wort war gesprochen, und der Minister Bülle erkannte sofort, daß es nicht hätte geschehen sollen. Frayssinous' Gefährdung führte zu

neuen Auslassungen Labbey's de Pompières und Kasmir Perier's, ja es erfolgte am 16. Juli eine neue Denunciation Montlosier's an die königlichen Gerichtshöfe, und am 17. Jan. des folgenden Jahres entschied die Pairie, daß Montlosier's Petition an den Rath der Minister gebracht und daß diese zum Einschreiten gegen die ungelieblichen Ordenshäuser aufgefordert werden sollten.

Das Ministerium Bülle's dauerte bis zum 4. Jan. 1828. Mit ihm schied auch Frayssinous aus, blieb aber noch im vollen Genuße der königlichen Gnade und empfing im August 1829 die feuille des bénéfices, d. h. das Recht der Präsentation für die Erzbischöfthümer, Bisthümer und andere geistlichen Titel. Aber die Julirevolution vertrieb den Bischof von Hermopolis zugleich mit seinem Könige Karl X. aus Paris. Er suchte zuerst eine Zuflucht in Genf, kehrte zwar alsdann nach Frankreich zurück, verweigerte aber dem Könige Ludwig Philipp den Huldigungseid zu leisten, und zog es vor, sich nach Prag zu Karl X. zu begeben, und später nach Görz, wo er an der Leitung der Erziehung des Herzogs von Bordeaux Theil genommen hat. Seit 1838 nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er in der Zurückgezogenheit und starb zu St. Genies in der Gascogne am 12. Dec. 1841.

Wie Frayssinous auf der Kanzel sowohl als im Geschäftsleben die Rechte der katholischen Kirche auf das Eifrigste wahrgenommen und ihr jeglichen Übergreif in die staatlichen Verhältnisse gestatter hat, so ist er auch in seiner defense du christianisme (3 Bde. Paris 1825.) als ihr begabtester Schutz- und Schirmvogel aufgetreten. Diese Schrift hatte zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregt; weniger war dies bei den nach Frayssinous' Tode herausgegebenen Conférences et discours inédites (Paris 1842.) der Fall. Die damals schon sehr erloschenen Erinnerungen an den strittmüthigen Bischof von Hermopolis suchte Henrion in seiner Vie de Mgr. Frayssinous, évêque d'Hermopolis (Paris 1842.) wieder aufzuleben. (K. G. Jacob.)

FRECH, hatte ehemals nur die Bedeutung von kräftig, muthig, schön, wie es in neuerer Zeit auch Goethe noch gebraucht hat, „Weggeschunden ist die Lippe, die im Kusse sonst genas, Jener Fuß, der an der Klippe sich mit Gensensreue maß.“ Jetzt wird aber dieses Wort bloß in Beziehung auf sittliche Verhältnisse gebraucht, und nie in gutem Sinne. Da nennt man dasjenige frech, was durch seine Kühnheit die gute Sitte und das Wohlanklängliche rücksichtslos verletzt. Aus Dummstolz verlast der Freche jedem die Achtung, die er ihm schuldig ist, und bezieht ihm in seiner Hohnheit durch Wort und That das Gegenteil, und unverschämte wie er ist, hält er alles sich erlaubt, unbefümmert über das Urtheil der Menschen, die sich dadurch verletzt fühlen müssen. Bei Frauenpersonen zeigt sich die Frechheit hauptsächlich in dem Mangel an Schamhaftigkeit, in ihrer die Sinnlichkeit anlockenden Tracht, in ihrer die Sinnlichkeit aufstöbernden Andringlichkeit, wobei Bild und Gehebre leicht das Innere verrathen lassen, ohne alle Scheu, das man es erwarte. (H.)

FREDEGAR, mit dem Brinamen Scholasticus (der Betrüger), heißt allgemein der Verfasser einer Chronik aus

1) *Deuoyier*, Collection des lois, décrets etc. T. XXIV. p. 509. 2) *Mémoire à consulter sur un système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône*, (Paris 1826.) Mon f. Schachmuth's Geschichte Frankreichs IV, 517 und 611. 3) *Montier* 1826. p. 816 und 820.

dem 7. Jahrh., obgleich in keiner einzigen der bis jetzt bekannt gewordenen und bis in das 7. Jahrh. hinausexistierenden Handschriften *) der erwähnten Worte dieser Name vorkommt, welche zuerst von Joseph Scaliger und Marquard Freher angegeben wurde**), ohne daß diese die Quellen, worauf sie ihre Angabe stützen, näher zu bezeichnen sich bewogen gefunden hätten. Wenn in einigen Handschriften ein Abtius oder Abtius als Verfasser bezeichnet wird, so kann diese Bezeichnung nur als ein Versehen des Abschreibers betrachtet werden, der den Abtius, dessen Chronik dem Werke des sogenannten Fredegar ganz einverleibt ist, für den Autor des Ganzen nahm. Aus dem Gesagten ergibt sich schon von selbst, daß es an allen bestimmten Nachrichten über die Lebensverhältnisse des Verfassers fehlt; daß er indessen in die Mitte des 7. Jahrh. fällt und wenigstens noch im J. 658 lebte, geht indessen aus seinen eigenen Aussagen hervor, indem er sich als Augenzeuge eines Abtius der von ihm erzählten Thatfachen darstellt und, obgleich seine Chronik mit dem J. 641 schließt, doch Ereignisse mittheilt, welche später als das Todesjahr Chlodwig's II. (650) sind, und sogar eins, welches in das J. 658 fällt*). Der Geburtsort des Chronisten ist ebenfalls unbekannt; Adrian Balais **) glaubt die damals zu Burgund gehörende Stadt Avanches (Wissluzung im Canton Naacht) als solchen bezeichnen zu dürfen, weil derselben mit ganz besonderer Vorliebe Erwähnung geschieht *); jedenfalls scheint der angebliche Fredegar ein Burgunder gewesen zu sein, oder doch wenigstens in diesem Lande gewohnt zu haben, da er über dieses am besten unterrichtet ist, seine Zeitrechnung nach den Königen von Burgund einrichtet und von den Königen von Austrasien und Neustrien fast nur dann spricht, wenn sie mit Burgund in Berührung kommen *). Wir wollen nicht länger bei dem unfruchtbaren Streite über den Namen und den Geburtsort des Chronisten verweilen, sondern uns lieber zu seinem leider noch nicht in einer guten Gesamtausgabe, sondern nur in größtentheils ungenügenden Abdrücken einzelner Abtheilungen vorliegenden Werke wenden. Es zerfällt nach der Angabe des Verfassers *)

1) über die Handschriften Fredegar's vergleiche man L. W. de Bréquigny's Observations sur un ancien Manuscrit, qui contient un Recueil des Chroniques attribuées communément à Fredegaire in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions, Tom. XXXVI, p. 119 sqq. — 78. Ruinart, Praefat. ad Gregorium Turon. p. 137 — 140, und besonders das Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 5. Bd. (Hanover 1824). S. 61 — 64. 7. Bd. (Erschlag, 1830). S. 252 — 258. 2) Ruinart l. c. p. 137. 3) Er sagt in der Vorrede zum sechsten Buche: Temporum gesta, quae undecunq; scripta potui reperire, et quae mihi postea fuerunt cognita, acta regum et bella gentium quae gesserunt, legendo simul et audiendo, aut etiam videndo, sancta quae certissimum cognovi, in hujus libelli volumine scribere non aui. 4) Er erzählt nämlich (l. VI. c. 48), daß der fränkische Kaufmann Gomo in Handschriften ja den Wenden in Wöden kam, von diesen im J. 623 zum König erzählt wurde und 35 Jahre (also bis zum J. 658) regierte. 5) Gest. Francor. l. XV. p. 466. 6) L. V. c. 37. 7) Vergl. G. Gaignot in der Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France. (Paris 1823). Vol. II. p. 156. 8) Itaque beati Hieronymi, Isidori et eujusdam Sapientie, seu et Isidori, Immoque et Gregorii Chronica a mundi origine diligentissime percur-

in sechs Bücher (oder vielmehr Chroniken), von denen die vier ersten aus den Schriften der Chronisten Julius Africanus, Eusebius, Hieronymus, Isidor, Isidor von Sevilla und Silvas Sapientia, das fünfte aus der fränkischen Geschichte Gregor's von Tours, gezogen sind und das sechste als Fortsetzung der letzteren zu betrachten ist *). Das erste Buch, Liber generationum übertrieben und größtentheils aus Julius Africanus gezogen, enthält eine Chronologie von Erschaffung der Welt bis zur Gründung des assyrischen Reiches, ein Verzeichnis der Päpste bis auf Adrian I. und eine kurze Chronik von der Erschaffung der Welt bis zum 31. Jahre des Kaisers Heraclius (641). Das zweite Buch, aus Eusebius und Hieronymus entnommen *), reicht von dem assyrischen Könige Nimus bis zum Tode des Kaisers Valens (378); das dritte Buch, welches die Zeit vom Kaiser Theodosius bis zum Tode Theodosius's (563) umfaßt, folgt der Chronik des Abtius, ist aber mit lächerlichen Fabeln über einzelne Persönlichkeiten der griechischen, vandalischen, ostgotischen und fränkischen Geschichte durchsetzt *). Das bis jetzt noch nicht berücksichtigte und noch nicht gedruckte vierte Buch *) enthält einen Auszug aus der Chronik Isidor's und ist bis zum 40. Regierungsjahre Chlotar's I. (560) oder II. (624) *) fortgesetzt *). Das fünfte Buch ist eine abgezogene Bearbeitung der sechs ersten Bücher der fränkischen Geschichte Gregor's von Tours bis zum Tode Hilperich's I. (584). Dieses Buch, gewöhnlich Historia epitomata genannt, wiederholt, mit Auslassung der Wundergeschichten und allzu breit erzählten Verhältnisse der Weltkaiser, die politischen Ereignisse in gedrängtem Zusammenhange meist mit Gregor's eigenen Worten, fügt jedoch aus andern Quellen hier und da einige Nachrichten hinzu, die wir andernorts nicht finden *). „Auf die Historia epitomata“, sagt Feinr. Euben *), „ist niemals zu bauen,

rens. usque decedente regno Guntramni, his quinquae Chronica hujus libelli, nec plurima praetermissa, singulatio congruentia stile inersuul, quod illi solertissime abaque reprehensionibus considerant. Die fünf ersten Bücher sind also nur Auszüge aus den erwähnten Schriftstellern, nach einigen Zusätzen. Die Fortsetzung (aber des sechsten Buchs) bedient sich deutlich genug mit dem Worten: Transacto namque Gregorii libri volumine, temporum gesta, quae undecunq; scripta potui reperire u. s. w., wie schon weiter oben angeführt.

9) Wir folgen bei der Inhaltsangabe der einzelnen Bücher der ältesten, gleichzeitigen Handschrift, welche noch Ruinart benutzte, deren Aufzählung aber er jetzt unbekannt ist. Vergl. Ruinart, Praefat. ad Gregor. Turon. S. 137 — 140. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 7. Bd. S. 252 — 254. 10) Da aber in den Handschriften die barbarische Übersetzung: Incipit capitulare chronice Geronimi scarpau, oder: Incipit capitula chronice Hieronymi exarsum. 11) In der erwähnten alten Handschrift sind das zweite und dritte Buch zusammengefaßt in eins, doch nur irrtümlich; denn es folgt darauf lediglich das vierte Buch. 12) In der Handschrift ist es das letzte (vierte), aber offenbar nur verfehlt. 13) Zu Anfang des Buches steht in der Handschrift: Incipit liber III. apocryphorum sancti Kaeodori episcopi; am Schluß: explicit liber breviorum temporum a sancto Heosodoro collectum juxta historice fidem ab initio mundi usque quadragesimo anno Chlotacharii regis. 14) Vergl. S. Wanner's Geschichte der alten Austrasien. (Stuttgart und Tübingen 1829). I. Bd. S. 235. 15) Geschichte des deutschen Volks. 3. Bd. (Weitz 1827). S. 730.

wenn sie in eigentlichen Thatsachen von Gregor's Geschichte abweicht; aber zu verwerfen möchte sie nicht sein, wenn sie Verhältnisse, Rechte und Sitten berührt. Der unbekante Verfasser, sei es Fredegarius, sei es ein Anderer, mag diese Verhältnisse, Rechte und Sitten unrichtig und willkürlich an irgend einen Namen knüpfen und dadurch irrig in eine bestimmte Zeit setzen: aber die Sachen selbst sind deswegen noch nicht falsch.“) — Das sechste Buch, oder vielmehr die eigene Chronik des sogenannten Fredegar, beginnt mit dem J. 584 und reicht bis zu dem vierten Regierungsjahre Chlodwig's II. (641). Es ist von ganz besonderer Wichtigkeit, weil wir über einen Theil dieses Zeitraums keine andere Quelle haben und ohne es, namentlich über die Regierungen Theudebert's II. von Austrasien, Theuderich's II. von Burgund, Chlotar's II., Dagobert's I. und Chlodwig's II., (fast gänzlich im Dunkeln stehen“). Als Geschichtsschreiber indessen steht der angebliche Fredegar Gregor von Tours nicht nur weit nach, sondern ist gar nicht mit ihm zu vergleichen; man sieht in Styl und Sprache“) die steigenden Fortschritte der Barbarei; die Unwissenheit, Verwirrung und Leichtgläubigkeit des Chronisten gehen oft bis zum Unglaublichen; der Jammer seiner Zeit läßt ihn ungerührt, und er erzählt eine Thatsache so gleichgültig und so hölzern wie die andere“). Noch erbärmlicher sind seine Fortsetzer; denn seine eigene Arbeit reicht nur, wie schon gesagt, bis zum vierten Regierungsjahre Chlotar's II. (Cap. 1—90); die erste Fortsetzung (Cap. 91—96), offenbar die schlechteste und nur zur Herstellung des Zusammenhangs von einem unwissenden Mönche eingeschoben, umfaßt den Zeitraum von 642—680; die zweite (Cap. 97—109), beizeitem besser überdacht und im J. 736 geschrieben“), die Jahre 681—686; die dritte (Cap. 109—118), welche auf Befehl Hildebrand's, des väterlichen Oheims Pipin's des Kleinen, verfaßt ist, schließt mit dem J. 752; und endlich die vierte auf Verlangen Nibelung's, des Sohnes Hildebrand's, geschriebene mit dem Tode Pipin's (768). — Die drei ersten Bücher des ganzen Werkes und die vierte Fortsetzung des letzten Buches gab zuerst Heinrich Canisius in seinen *Antiquae lectiones* Tom. II. (Ingolstadt. 1602. 4.) p. 578—729 (in der neuen Ausgabe von J. Basnage, Amstelod. 1725.

Fol. Tom. II. p. 147—226), aber sehr fehlerhaft heraus. Das fünfte Buch erschien zum ersten Male (nebst dem schon gedruckten sechsten) in Marq. Freher's *Script. rer. Franc.* (Hanov. 1613. Fol.) P. I. p. 90 seq., das sechste in der Ausgabe des Gregor von Tours von Matth. Flacius (Basil. 1568.). Das fünfte und sechste Buch (nebst den Fortsetzungen) sind ferner herausgegeben von Aub. du Chesne in den *Scriptores historiae Francorum.* (Paris. 1636. Fol.) Tom. I. p. 722 seq., in der *Bibliotheca maxima Patrum.* (Lugd. 1677. Fol.) Tom. XV. p. 815 seq., und am besten von Theob. Ruinart mit dem Gregorius von Tours (Paris. 1699. Fol.); diese letzte Ausgabe ging auch in Mart. Bouquet's *Recueil des historiens des Gaules et de la France.* (Paris 1738. Fol.) Tom. II. p. 391—460 über; eine bessere, nach Handschriften kritisch bearbeitete, ist in der neuen von G. H. Pertz besorgten Sammlung der Quellen der teutschen Geschichte zu erwarten. Französische Übersetzungen besaßen wir von Mich. Marolles (als Anhang zu seiner Übersetzung des Gregor von Tours, Paris. 1668.) und von einem Ungenannten in der Collection des *mémoires relatifs à l'histoire de France.* (Paris 1823.) Vol. II. p. 163—265. Über Fredegar und seine Schriften vergliche man Hadrian Balais (*Gesta Francorum.* [Paris. 1646. Fol.] Tom. II. p. 443 seq.), Theob. Ruinart (*Praefatio in Gregorium Turonensem.* S. 134—147), René Aubert de Vertot (*Apologie de l'histoire de Frédégaire, qui concerne l'histoire de France in des Mémoires de l'Académie des Inscriptions.* Tom. I. [Paris 1702. 4.] p. 302—308), Ant. Rietz (in der *Histoire littéraire de la France.* Tom. III. [Paris 1735. 4.] p. 586—595), J. Guizot (in der Collection des *Mémoires relatifs à l'histoire de France.* [Paris 1823.] Tom. II. p. 155—161) und J. Chr. F. Bähr (*Die christlichen Dichter und Geschichtsschreiber Roms.* [Karlsruhe 1836.] S. 145—148). (Ph. H. Kuhn.)

FREDEGUNDE, fränkische Königin, im J. 543 zu Montbiller in der Piktardie geboren, war von sehr niedriger Herkunft“) und kam in ihrer Jugend an den Hof als Dienerin Kubovera's, der ersten Gemahlin des Königs Chilperich I. zu Soissons. Durch ihre Schönheit, noch mehr aber durch ihren Verstand und ihre Klugheit, wußte sie bald den König zu fesseln, und ward die Nebenbuhlerin ihrer Geliebten, deren unbeschränkter Vertrauen sie besaß. Während Chilperich im Feide gegen die Sachsen lag, gebar Kubovera eine Tochter, mit deren Tausch sie aber bis zur Rückkunft ihres Gemahls zu warten beschloß; Fredegunde, welche schon lange auf eine Gelegenheit, die ihr lästige Königin zu verdrängen, gewartet hatte, glaubte keine glücklichere finden zu können, und entwarf einen der Kokchheit und des Uberglaubens jener Zeit völlig würdigen Plan. Sie überredete leicht die arglose Kubovera, daß sie sicher dem heimkehrenden Gemahl eine große Freude bereiten würde, wenn sie ihm eine bereits getaufte Tochter darbringe; die Vorbereitungen zu

16) Man der nach fehlerhaften Handschriften das fünfte Buch auch einem gewissen Terentianus zugeschrieben und diesen für einen geschicklichen Schriftsteller des 8. Jahrh. gehalten. Offenbar ist aber der unsinnige Fehler aus der Verunsicherung des Boetius Turonensis und Terentianus (von Tours) entstanden, welches hinter dem Namen Gregorius folgte. 17) *Epit. René Aubert de Vertot, Apologie de l'histoire de Frédégaire in des Mémoires de l'Académie des inscriptions.* Tom. I. p. 208. 18) So liest man mitunter *stus* statt *fit*, *obolitus* statt *obolatus* u. s. w. 19) Der gleichmäßig schlechte Styl beweist nebst der schon oben angeführten Stelle der Vorrede zum sechsten Buche hinlänglich, daß alle sechs Bücher von demselben Verfasser herrühren. Ruinart (l. c. S. 141) sagt: *Hujus vero collectionis integrum unum et eundem esse auctorem, praeter praefationem et codicum vetustatem, probat ubique stylus uniformis, idem epigrammaticus genius, verba ubique aequalia et sibi similia, id est leucae planae ac barbarae, quae auctor suo ore loquitur, nec verba ultra alienae.* 20) Wie aus Cap. 109 hervorgeht.

1) Ex infima familia, sagen die *Gesta Reg. Francor.* c. 31.

der heiligen Handlung wurden schnell getroffen; bereits war der Bischof, welcher sie verrichten sollte, eingetreten, nur die Pathe blieben, wie mit ihr verabredet war, aus. Als die Königin darüber ärgerlich zu werden anfing, bezog die listige Dienerin sie durch die Vorspiegelung, daß sie doch wol die würdigste Pathe sei, dazu, das Kind selbst aus der Taufe zu heben, was diese auch that, ohne zu ahnen, daß nach einer kirchlichen Vorschrift zwischen dem Pstehen und dem Altern des Kindes eine geistige Verbindung entstehe, welche jede andere ausschließe. Fredegunde, welche jetzt ihren Zweck erreicht hatte, eilte dem Könige entgegen, sagte ihm lachend, daß er keine Gemahlin mehr habe, und wußte ihn, da er gern diese Gelegenheit ergriff, sich von den ehelichen Fesseln frei zu machen, leicht zu überzeugen¹⁾. Aufwonder wurde in ein Kloster nach Rouen gebracht, und der Bischof, welcher den Rißgriff begangen hatte, verbannt, ohne daß jedoch die Verderberin der Königin ihren Zweck, an die Stelle derselben zu treten, dieses Mal erreicht hätte. Der König Sigibert von Austrasien, der Stiefbruder Chilperich's, der jüngle, aber thätigste und unverbodene von Chlotar's Söhnen, hatte, den Umgang mit Weisheitsfrauen und Weibern niederen Herkommens verschmähd, Brunehild, die Tochter des westgothischen Königs Athanagild, zur Gemahlin genommen und sich dadurch die Herzen seiner Untertanen gewonnen. Chilperich fühlte darüber nicht geringen Verdruß und ward um Galswintha, die ältere Schwester Brunehild's, welche er aber nur gegen das Versprechen, sie gut zu behandeln und einen anständigen Lebenswandel zu führen, erhielt (567). Da sie sich aber weder durch Schönheit, noch durch Geist und Lebenswürdigkeit auszeichnete, so gelang es Fredegunde alsbald, den schwachen König noch stärker als früher zu umstricken. Die betrogene Galswintha, welcher das Verhältnis nicht lange verborgen bleiben konnte, suchte zuerst den untreuen Gemahl durch Bitten wieder auf den rechten Weg zu bringen; diese fruchteten aber ebenso wenig, als ihr Vorschlag, sie in ihr Vaterland zurückkehren zu lassen. Als sie endlich ihre Klagen vor einer Versammlung der Großen des Reichs laut werden ließ, und diese veranlaßte, den König an sein gegebenes Wort zu erinnern, ward sie eines Morgens todt in ihrem Bette gefunden²⁾. Woglich ist, daß Galswintha durch irgend einen Zufall ihren Tod fand; da aber Chilperich sich wenige Tage nachher mit Fredegunde vermaählte, so fiel der Verdacht des Mordes auf beide, und der König Sigibert, von der zürnenden Brunehild zur Rache gemahnt, zog mit Heeremacht gegen seinen Bruder Chilperich. Der Krieg wurde lange mit abwechselndem Glücke geführt, und Chilperich war

nabe daran zu unterliegen, als Sigibert auf der Ebene von Vitru, wo ihm das Land seines Gegners zugesprochen werden sollte, durch die vergifteten Weiser zweier Mordelöcher fiel (576). Auch diese Greuelthat soll auf Anstiften der Fredegunde geschehen sein³⁾; vielleicht hat man sie aber mit weit größerem Grunde einer Verschönerung der Thaten Chilperich's zuschreiben wollen, welchen Sigibert verhaßt war; denn diese ergrieffen weder die Mordelöcher, noch bekümmerten sie sich viel um Brunehild, die Witwe des Ermordeten, sondern ließen sie ruhig von Chilperich, welcher jetzt wieder Besitz von seinem Lande ergrieff, gefangen nehmen. Auch Chilperich erschien ohne Born und Rachegefühl wieder in der Mitte seiner Vasallen, die er gewiß bestraft haben würde, wenn ihnen die Erhebung Sigibert's Ernst und nicht vielmehr eine absichtlich herbeigeführte Geistesblinde, ihn zu verderben, gewesen wäre⁴⁾. Fredegunde, obgleich man ihr bei jeder Gelegenheit Muthurst und Mordlust vorwirft, trachtete nicht nach dem Leben ihrer Todfeindin Brunehild, obgleich sie überzeugt war, daß diese alle Mittel aufzuboten hatte, sie zu verderben und sie in das Nichts ihrer Geburt zurückzuführen, sondern war damit zufrieden, daß man sie zu Rouen, wohin sie verbannt wurde, durch strenge Bewachung unschädlich machte und ihre Töchter zu Reaux unter Aufsicht stellte⁵⁾. Diese Vorsicht hatte indessen den erwünschten Erfolg nicht; Brunehild unterbielt geheime Verbindungen mit dem Hofe von Austrasien, wo ihr unmündiger Sohn Sigibert als König anerkannt worden war, und mit Merovich, einem Sohne Chilperich's und der Aufworder, welcher aus Groll gegen Fredegunde, die seine Mutter durch Gift vom Throne gestossen hatte, und durch Liebe zu der von ihm früher gehaltenen reizenden Brunehild getrieben, in eine Verschönerung gegen seinen Vater einließ und sich der Herrschaft zu vermächtigen gedachte. Unvermuthet brach er aus dem südlichen Gallien, wo er an der Spitze einer ihm anvertrauten Heeresabtheilung stand, auf und begab sich nach Rouen, wo er sich mit Brunehild vermaählte. Chilperich eilte so gleich nach dem Siege der Verschönerung und bekam die Schuldigen in seine Gewalt; Brunehild erhielt, weil man das räuberische Weib in der Nähe fürdte, mit ihren Töchtern freien Abzug nach Austrasien, und Fredegunde zeigte auch dieses Mal keine Mordlust, sondern ließ die glückliche Feindin mit ihrer ganzen Habe fortziehen. Merovich mußte in ein Kloster gehen, entwich aber, und wurde nach wiederholten vergeblichen Versuchen, seinen Zweck zu erreichen, so sehr in die Enge getrieben, daß er sich, um nicht in die Hände seines erachteten Vaters zu fallen, von seinem getreuen Begleiter Gallen niederlegen ließ. Verleumderrische Gerüchte legten auch den Tod Merovich's seiner Stiefmutter Fredegunde zur Last, ohne daß irgend ein diesen Verdacht rechtfertigender Grund aufzu-

1) Das Gespräch zwischen dem König und Fredegunde ist äußerst unangenehm und klar. Fredegunde sagt: cum qua dominus meus Rex dormivit hac nocte? quia dominus meus Regina comiter tuu est de filia tua Childebrandi. Chilperich erwiedert: si cum illa dormire nequero, dormiam tecum. Greg. Reg. Francor. c. 31. Vergl. Aimoin. De gestis Franc. lib. III. c. 6. Diese von Otger von Tours nicht erwähnte schandliche That der Fredegunde dürfte indessen nach manchem Zweifel unterliegen. 2) Gregor. Turon. Hist. Franc. lib. IV. c. 28.

4) Gregor. Turon. l. IV. c. 52. Gesta Reg. Francor. c. 32. Aimoin. De gestis Franc. l. III. c. 12. 5) D. Ruben, Geschichte des deutschen Reichs. 3. Bd. S. 489 — 492 führt die Rechtfertigung der Fredegunde weiter aus, und zwar mit nicht leicht zu vermeinenden Gründen. 6) Gregor. Turon. l. V. c. 1. Gesta Reg. Francor. c. 33. Aimoin l. III. c. 14.

finden gewesen wäre?). Auch andere schwere Leiden kamen um diese Zeit auf die von ihren Feinden, besonders aber von der ihr nicht holden Geistlichkeit arg verurtheilten Königin. In denselben Tagen, als Merwich endete, starb einer ihrer drei von ihr innig geliebten Söhne, und zwei Jahre später (579) erlagen auch die beiden andern einer Seuche. Sie war untröstlich; das Volk theilte ihren Jammer?). Und sie scheint also keineswegs bei demselben so sehr verhasst gewesen zu sein. Von allen Söhnen Hiltperic's war jetzt nur noch Schwelwig, den ihm Audovera geboren, übrig. Er lebte im süblichen Gallien, und statt sich, als einziger Thronerbe, mit seiner Stiefmutter zu versöhnen, reizte er die tiefbetrübte Frau durch unzeitige Drohungen, welche er zu verwirklichen schwur, sobald es ihm gelinge, den Thron zu bestiegen. Fredegunde verlangte von ihrem Gemathe Genugthuung, und dieser ließ seinen letzten Sohn gefangen nehmen und in ein Gefängniß sperren, worin er bald darauf tot, ein Messer in der Brust, gefunden wurde. Man betrachtete diese Selbstentleerung als Beweis seiner Schuld; Viele vermutheten, Fredegunde habe den Mord angezettelt, da auch zu derselben Zeit seine Mutter Audovera, wie man behauptet, auf Geheiß der Königin ihren Tod fand?). „Schwachen Menschen,“ bemerkt H. Euben?), „ist ein überlegener Geist bei dunkler Geburt immer jüwider: sie vergeihen ihm höchstens, wenn der Mensch, der denselben in sich trägt, im Kampfe mit den Verhältnissen zu Grunde geht. Erdrbt er sich über die Umstände hinaus zu Ruhm, Glanz und Ehre, so sind sie unversöhnlich und bösen Künsten wird zugegeschrieben, was in dem Gange der Dinge lag. Fredegunde war reich an Mitteln: darum glaubte man, sie sei unerschöpflich; sie verstand die Anwendung: also behauptete man, sie wähe ohne Scheu; sie erhielt sich in des Königs Günst: deswegen ward der lästernde Mord immer größer und das Gerücht holtte von ihm seine Nahr. Wollt sie Vieles that, so sollte sie Alles gethan haben, und der Zufall wurde betrachtet als ihr Werk. Ihre Gesinnung ist schwer zu erkennen aus der ungewissen Ge-

schieht. Das aber leidet keinen Zweifel: ihre Lage war sehr gefährlich, und in derselben hätte wol auch ein edles Weib, bei der Schwäche des Geschlechts, Dinge für verzeihlich gehalten, vor welchen sie in einer andern Stellung jurüdfchäudert sein würde.“ Fredegunde gebor um diese Zeit Hiltperic, den vierten Sohn, welcher den Namen Theoderich erhielt; aber, als er kaum das zweite Jahr erreicht hatte, wieder starb. Die verzeihende Mutter schrieb den Tod ihres Kindes bösen Zauberkünsten und der Veranlassung des ihr verhassten Hofbeamten Rummolus zu, welcher einige unvorsichtige Worte geredet hatte und dafür, nebst einigen angeblichen Zaubern, sterben mußte?). Trost gewährten der Königin wieder die Geburt eines fünften Sohnes, welcher Chlotar getauft wurde, und die Verlobung ihrer Tochter Rigunthis mit Theoder, dem Sohne des westgöthischen Königs Leovigild (584). Zu dieser Zeit, wo man sich endlich einiger Ruhe erfreuen zu können dachte, vergnügte sich Hiltperic häufig bei Ghelles, etwa dritthalb Meilen von Paris, auf der Jagd. Als er eines Abends in der Dämmerung jurückkam, stieß ihm, während man ihm beim Abhngen vom Pferde beihilflich war, ein unbekannter Mann ein Messer in die Brust und der König stürzte folglich todt zu Boden. So erzählt Gregor von Tours?) die Thatsache, ohne eine Verächtlichung gegen irgend Jemanden auszusprechen, oder auch nur anzudeuten. Spätere Schriftsteller dagegen nennen mit frecher Zuversicht als die Urheberin der That entweder Brunchildis?) oder Fredegunde. Diese letztere stand, wie eine freilich nicht sehr zuverlässige Quelle?) erzählt, mit dem Major Domus Landrich in Liebesverhältnissen. Eines Morgens, als Hiltperic auf die Jagd reiten wollte, fand er die Pferde noch nicht bereit, und ging deshalb noch ein Mal in das Zimmer der Königin jurück; als diese im Morgengewande dastehend grabe mit dem Abwaschen des Gesichts beschäftigt war, schlug er sie, ohne gesehen zu werden, auf den Hintern. „Was machst du, Landrich?“ rief Fredegunde, und der König entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Das Geheimniß war verrathen, und nur in der Dinnvergrämung des beleidigten Königs war Rettung für die Königin und ihren Buhlen. Man kann dieser Sage seinen Glauben schenken, wenn man bekennt, daß die Aene der Königin selbst von ihren Feinden nicht verächtlich wurde, und daß der klugen Frau, die ihren Gemahl so ganz beherrschte, gewiß Mittel zu Gebote gestanden hätten, ihm den Verdacht auszureden und ihn zu beschänigen; denn durch den Tod des Königs mußte sie in die größte Verlegenheit und Noth gerathen. Man darf deshalb weit eher annehmen, daß Hiltperic durch die Ränke des aufrätschen Hofes fiel; denn allerbald setzte sich ein aufrätsches Heer in Be-

7) Selbst Gregor von Tours, welcher an der Verschönerung Merwich's nicht ganz unschuldig gewesen zu sein scheint und seine Anklage gegen Fredegunde öfter tun abt, credidit non docti des Verdachts, ohne ihn ihn zu bekräftigen. Er sagl I. V. c. 19: Sed hic (Merovechus) cum in hospitio quodam retineretur, timens ne ad vindictam inimicorum multas luctus posuisset, vocato ad se Galleso familiaris sui, ait: uobis uocuo ausse et animi ut consilium fuit: rogo ne patiaris me manibus inimicorum tradi: sed accepto gladio laqueo in me. Quod ille nec dubitans, cum cultro confodit, Exultantem tunc qui adhaerent verba Merovechi, quae superius diximus: a Regina fulvae coacta; Merovechum vero ejus fuisse jussu eam interitum. Gregor (Hist. Francor. epit. c. 78) und Aimin (I. III. c. 33) erzählen Merwich's Tödtung durch Gallen und dessen Bekraftung, wissen aber Nichts von einem durch Fredegunde angezettelten Mordmord. 8) Gregor, Tours. I. V. c. 35. 9) Gregor, Tours. I. V. c. 40 sprüdt zweideutig: Quibus verbis Rex Chilpericus illatus, nec feruit, quem ipse, ut ita dicam, mord tradidit, languente Regina. Man kann hier nicht nicht annehmen, daß er, als hoch die Königin durch die Gefangennahme Theoderich's besten freitwilligen Tod veranlaßt. Aimin (I. III. c. 42) sagt schon von Fredegunde bestimmt: in custodia cultro interitum mandata. 10) a. a. D. S. 457.

11) Gregor, Tours. I. VI. c. 35. 12) I. VI. c. 46: Quodam vero die regressus de venatione, cum subduca nocte, dum de equo suspenderetur et manum manum super scapulum pueri retineret, adversarius quidam cum cultro percussit eum acceclam, iteratque ictu ventrem ejus perforat: statimque prostratus copia sanguinis tam per os quam per aditum vulneris, iniquum fudit spiritum. 13) Fredgor, Hist. Francor. epitomata c. 93. 14) Gesta regum Francorum c. 33.

wegung, um das Reich des ermordeten Königs in Besitz zu nehmen. Fredegunde rief in ihrer Bedrängniß den König Guntchramm, Gtilperich's Bruder, um Hülfe an, und überließerte sich ihm mit ihrem kaum vier Monate alten Sohn. Guntchramm erschien, zwang die Austraster zum Abzuge und ließ den kleinen Ghlotar zum Könige ausrufen. Fredegunde, von nun an fortwährend gegen ihre Feinde auf der Hut, fand ihr einziges Glück darin, ihrem Sohne den Thron zu erhalten. Man wirft ihr auch während ihrer mit Umsicht geführten Regentschaft noch mancherlei Grundtathen, sogar einige Mordversuche gegen ihren Beschüzer Guntchramm, vor, ohne jedoch hinreichende Beweise für diese Anschuldigungen aufbringen zu können. Man suchte sie auf jede Weise bei Guntchramm zu verdrängen, und suchte diesen sogar zu überreden, der kleine Ghlotar sei nicht Gtilperich's Sohn; Fredegunde reichte sich aber durch einen Eid, welchen drei Bischöfe und 300 der ersten Männer ihres Reichs, denen ihre Sitten bekannt waren, mit ihr schworen¹⁵⁾. Nach Guntchramm's Tode (593) nahm Gtilperich, der König von Austrasien, dessen Reich in Besitz, und sammelte sogleich ein großes Heer, um seinen Retter, den jetzt neun Jahre alten Ghlotar, vom Throne zu stoßen. Fredegunde verlor aber den Muth nicht, begab sich selbst an die Spitze ihrer Scharen und führte diese, sie durch Worte und Geschenke zur Tapferkeit ermunternd, gegen den Feind, welchen sie nicht weit von Soissons überraschte und vollständig schlug. Siegrich drang sie ins Rheini vor, verwüstete die Champagne weit und breit und lebte mit reicher Beute nach Soissons zurück¹⁶⁾. Nach Gtilperich's Tode (596) zog sie noch ein Mal zu Felde und eroberte nach einem großen Siege über das vereinigte austrasisch-burgundische Heer die Länder wieder, welche Guntchramm nach Gtilperich's Tode in Besitz genommen und an Gtilperich vererbt hatte. Diese glänzende Waffenthat war der letzte Triumph der Königin Fredegunde über ihre erbitterten Feinde, deren Verfolgungen sie stets durch Umsicht und Beharrlichkeit zu entgehen wußte. Sie starb im ganzen Gekühle ihres Sieges und ihres Glücks zu Paris im J. 597, im 55. Jahre ihres Alters, und ihr Sohn Ghlotar, der jetzt zwölf Jahre zählte, saß fest auf dem väterlichen Throne. Fredegunde wurde in der Kirche von Saint Germain des Pres begraben; das ihr dasteht im J. 600 errichtete Denkmal brachte man gegen das Ende des 18. Jahrh. ins das Museum der französischen Monumente. Eine nach den Quellen kritisch bearbeitete Biographie dieser merkwürdigen, gewiß von den meisten Geschichtschreibern falsch beurtheilten Frau wäre ein lohnendes Unternehmen und würde unstreitig Licht über einen Theil der so sehr verworrenen fränkischen Geschichte verbreiten. (Ph. H. Kuhn.)

FREDENSBORG, königliches Schloß und schön-
bebaute und gepflasterte Fleden auf der dänischen Insel
Seeland, am See Esrom, im Amte Fredriksborg und in

der Herde Hunge-Kronborg, fünf Meilen nordwärts von
Kopenhagen, mit etwa 500 Einwohnern. Die Lage des
Fledens wird für die gesundeste auf Seeland gehalten und
ist höchst anmuthig; daher hier wohlhabende Familien der
Hauptstadt und Helsingörs ihre Sommerhäuser haben;
auch sonst wird der Ort mit seiner waldigen Umgebung
viel besucht. Es bestehen hier eine öffentliche Schule und
zwei Privatschulen. Eine Tuchfabrik ist angelegt worden.
Das Schloß, in dessen Kapelle die Bewohner des Fledens
ihren Gottesdienst halten, hieß früher Stråup; nachdem es
aber 1720 neu gebaut worden, nannte es Friedrich IV.
Fredensborg, zum Gedächtniß des in diesem Jahre nach
elfährigem Kriege mit Schweden geschlossenen Friedens.
Es ist gar freundlich, wohlgehalten und reizend gelegen,
und enthält eine vorzügliche Gemäldesammlung. Der
Schloßgarten ist in großem und prachtvollem Styl ange-
legt und mit vielen Statuen und dergl. geschmückt; einige
der schönen Gartenallen reichen bis an den Esromser.
Einer der merkwürdigsten Plätze im Park ist das vom
Dichter Klaus Grimman besungene Normandeböl, geschmückt
mit Bildsäulen von Sesslern, die die norwegische und
sächsischen Nationaltrachten mit Wahrheit darstellen. (Vgl.
Grund abbildung af Normandebølen, med dansk og
tydsk text. [Kjöbenhavn 1773. Fol.] Von der Prin-
zessinnenanlage, einem Hügel, genießt man eine entzückende
Aussicht. Ganz nahe am Park ist ein Hasenengarten.

Fredensborg liegt an der südlichen Hälfte des Fled-
ens, eine Meile langen, malerischen Esromsees, dessen
Breite verschiedn, aber geringer ist. Nordwärts vom
See lag Esrom, das reichste Bernbardinerkloster des Nor-
dens, gestiftet 1153 durch Bischof Eskild, jetzt fast bis
auf den Namen verschwunden. Die Hügel umher gewöh-
nen köstliche Prospective. Beim Schifferhause am Schloß-
garten liegen ein Paar königliche Schuppen mit Boots-
reuten, zur Benutzung für Fiebermann zu Kufferten auf
dem See, in welchem $\frac{1}{2}$ Meile von hier der reizende Lust-
hain Nibbedøholt; auch zu den häufigen Klopjagden in
den nahen großen königlichen Wäldungen ist jeder gute
Schütze willkommen. Merkwürdig sind noch die berühmte
königliche Schäferei Esrom mit 800 Mutterkühen der
besten Racen, die zur Veredelung der Schafzucht in den
Provinzen viel gewirkt hat, und der zum Brennholztrans-
port aus den umliegenden Wäldungen vom Dorsfleuten-
nant Riedt binnen drei Jahren für 6000 Thlr. angelegte,
1815 fertig gewordene, 30 Fuß breite, 5 Fuß tiefe Kan-
nal, der vom Nordende des Sees bis zum Meeresstrande
etwas über eine Meile lang ist. Hier zieht ein Pferd drei
Pradmen mit 30 Masten Brennholz, wozu es sonst 180
Pferde, 90 Wagen und 90 Menschen bedurfte; längs des
Kanals ist eine doppelte Reihe von Dickschäumen gepflanzt.
(Vgl. C. Lange, Ote breece fra slotsbyen Fredens-
borg. [Kjöbenhavn 1822.] (v. Schubert.)

FREDERICIA, eine befestigte Stadt im südlichen
Jütland am kleinen Belt, unter 55° 30' Br., mit etwa
600 Häusern und 3500 Einwohnern, von wo eine Fähr-
nach Eriib auf Fühnen ($\frac{1}{2}$ Meile) geht. König Fried-
rich III. legte sie 1650 an. Zwei Jahre später begann
die Errichtung der Wälle; doch kaum war die Festung

15) Gregor. Turon. I. VIII. c. 9. 16) Fredegar. Chron.
c. 14. Gesta Reg. Franc. c. 36. Amonia. De gest. Francor.
I. III. c. 81.

fertig, als sie schon 1657 von den Schweden belagert, erobert und nachher in Asche gelegt, doch nach dem Kriege erneuert ward.

Im J. 1661 ward Frederica Stapelstadt, erhielt 1664 ihren jetzigen Namen (denn bis dahin hieß sie Frederiksbode) und 1682 freie Religionsübung für alle Parteien.

Ihre Anlage war auf eine große Stadt berechnet, daher die noch vorhandenen öden Plätze, die als Äder und Weiden dienen, innerhalb derselben (282,700 Ellen) ihr ein ödes Aussehen geben; doch sind die 23 Straßen schnurgerade und breit, einige mit Bäumen bepflanzt; sie hat 6516 Ellen innerhalb der Mälle im Umfange und einen Durchmesser von 2130 Ellen. Gegen Norden, Osten und Westen liegt die Stadt hoch, gegen Süden aber so tief, daß das Wasser durch Schlußen abgehalten werden muß. In neuerer Zeit ward ein Hafen gebaut, der aber nur für kleine Schiffe brauchbar ist; daher der Handel, der für denselben günstigen Lage ungeachtet, keinen Aufschwung erlangt hat. Hauptnahrungszweig ist Ackerbau; daneben werden auch der von den im J. 1720 eingewanderten Reformirten angelegten Tabakspflanzung in guten Jahren 150,000 Pfund Blätter geerntet; wie denn auch einige Tabak- und Luchfabriken und zwei Gerbereien bestehen. Der Zoll von den durch den kleinen Belt segelnden Schiffen wird hier erhoben. Der Magistrat besteht aus einem Bürgermeister, der zugleich Stadtvogt, und einem Rathsherrn, der zugleich Stadtschreiber ist.

In Kirchen findet man die dänische, erbaut auf der Stelle, wo König Friedrich III. 1695 den 29. Mal sein Gebet knieend auf einem vieredigen Steine (jetzt eingefügt in die Mauer über der südlichen Kirchthüre) verrichtete; eine deutsch-lutherische, gegründet 1663; eine französisch-reformirte, gestiftet 1735; eine katholische Kapelle (der Sprengel des katholischen Pfarrers umfaßt Holslein, Schleswig und Jütland), errichtet 1683 und seit 1719 eine Judensynagoge. Seit 1818 besteht eine Realschule, auch für solche, die studiren sollen, statt der früheren lateinischen Schule; eine dänische und eine teutsche Bürgerschule und zwei Privatschulen sind vorhanden; ebenso ein Hospital und ein Rathhaus.

Zu Spaziergängen dienen der schattenlose Mall und die neue Vulkananlage an der Südseite des sogenannten reformirten Feldes, sowie vor der Stadt das anmuthige Gehölz Fuglsang.

Jährlich werden fünf Kram-, Pferde- und Viehmärkte gehalten.

Eine Hiede der Stadt ist das vor ein Paar Decennien auf dem reformirten Kirchhofe aufgeführte Schulgebäude, zu welchem der erste Pfarrer der französisch-reformirten Gemeinde, Rieu, aus allen evangelischen Ländern gesammelt hatte. Rieu, ein Genfer von Geburt, starb, nach einer segensreichen, etwa vierjährigen eifrigen Amtsführung, 28 Jahre alt, am 28. Juni 1821 an einer herrschenden Seuche, die mit seinem Tode erlosch. Über sein erbauliches Sterbelager findet man in den daselbst gesammelten für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit, Jahrgang 1826. S. 47 — 125, eine anziehende Schilderung. In seiner Gemeinde hatte er die Sitte

vorgesunden, die Särge mit Pracht verziert, was der Familie oft die letzten Pfennige kostete, unbedeckt auf den Gottesacker zu tragen; viel hatte er gegen diese Sitte geübt; zuletzt verordnete er, daß man (einen Leichnam in einen einfachen Sarg thue und mit einem von ihm belassenen schwarzen Tuche bedede, der dann der Gemeinde zu gleichem Gebrauche bleiben solle. (v. Schubert.)

FREDERIK. 1) County in West-Maryland, 37 □ Meilen, 40,000 Einwohner, fruchtbar an Getreide, Flachs, Tabak, Holz, Fischen. Im J. 1748 gebildet aus einem Theile der County Prince George. Hauptort Frederiktown. 2) County in West-Virginien, an 30,000 Einwohner, meist Deutsche. Hauptort Winchester. 3) Port an der Algoabai, im Bezirke Litenhage des Kaplandes.

(Daniel.)

FREDERIKSBORG, Heden und Sommerresidenz, schloß des Königs von Dänemark, auf der Insel Seeland, $\frac{1}{2}$ Meile von Kopenhagen, von wo eine Lindenallee dahin führt, in der Harde Sockelumb. Das Schloß, erbaut von Friedrich IV., umgeben von einem weitläufigen, schönen Park, liegt sehr hoch und gewährt eine reizende Aussicht über die Hauptstadt und einen großen Theil von Amager, auf das Meer und diejenige schwedische Küste. Der Heden, mit 21 $\frac{1}{2}$ Höfen und 55 Häusern, hat eine freundliche neue Kirche, zu welcher auch das Schloß, die kopenhagener Vorstadt Westerbüde und verschiedene Landhäuser am Wege nach Kopenhagen eingeparrt sind, eine Erziehung- und Unterrichtsanstalt, eine mit einem Krankenhanse verbundene Armenarbeitersanstalt und eine Luchfabrik, und ist mit seinen vielen Gärten und Landhäusern der gewöhnlichen Belustigungsort der Bewohner der Hauptstadt. — Zu Frederiksborg gehört als Filial das Kirchspiel Heidebø. (v. Schubert.)

FREDERIKSBORG, ein Städtchen in der Mitte des nördlichen Seelands, am gleichnamigen See, in einer ländlich schönen Gegend mitten in großen Wäldern, mit etwa 200 Häusern und 1600 Einwohnern, die in der Kapelle des nahen königlichen Schlosses ihren Gottesdienst halten. König Christian IV. ertheilte dem Orte Stadtrechtlichkeit; die Entfernung von Kopenhagen beträgt 4 $\frac{1}{2}$ Meilen, von Helsingör drei Meilen. Der eigentliche Name der Stadt ist Hilerød, doch wird sie gewöhnlich Frederiksborg genannt. Man findet hier eine Gelehrten- und eine Lehrernschule mit fünf Lehrern, ein Hospital, das Amtskrankenhaus, mit einer guten Einrichtung für Wohnplätze, die sogenannten Armenhäuser, ein Salpetermineral, eine Scheidemast- und Englischrothfabrik, eine kleine Ziegel- und Kalkbrennerei, außer zwei Ziegelbrennereien in der Umgegend. Hauptnahrungszweig ist Ackerbau. Der Magistrat besteht aus einem Stadtvogt und einem Stadtschreiber.

Bereits von Friedrich II. ward hier um 1560 ein Schloß gebaut. Dieses ältere Schloß ward abgebrochen und ein neues von Christian IV., der hier 1577 geboren war, zu Anfang des 17. Jahrh. auf einigen kleinen Inseln im See angelegt, welches eins der schönsten Gebäude im gothischen Styl in Europa ist und aus drei Haupttheilen besteht. Prachtvoll sind der Conkissal und der 75 Ellen lange, geräumige Rittersaal mit Marmorbisboden und ver-

goldener Decke, woran 26 Bildhauer sieben Jahre lang gearbeitet haben sollen. Noch prächtvoller ist die Kirche, in welcher seit Einführung der Souveränität die dänischen Könige gesalbt werden; die Kanzel ist von Ebenholz und Silber; der Altar ist mit silbernen Figuren Christi und der Coangelisten, in Kindesgröße, geschmückt, der Königsstuhl ist von Eben- und Ruschholz u.; auch herrliche Gemälde von Salvator Rosa und andern großen Meistern trifft man in der schönen Kirche. Außer letzteren findet man im Schlosse eine bedeutende Nationalbildergalerie. Aus dem Schlosse hat man reizende Ausichten. Schöne Punkte der Umgebungen sind der Høegsøgarten, der Jägerbühl und der Königsberg (Kongens indelukke). Merkwürdig ist der Nielsen'sche Garten, der mit dem Pfluge bearbeitet werden kann. Eine weite Aussicht bis Areth, Strömser, bis zum Meer, zur Insel Hven, ja bis zum schönsten Küsten, bietet die Hochbank Stanken auf der Stadtrist dar. Umweit der Stadt liegt die von Friedrich II. 1562 errichtete königliche Stuterei mit etwa 900 Pferden, einschließlich des wilden Gesäts von 50 Mutterfluten, die in dem großen Høegsøgarten, einem neuen Gehölz, frei umherlaufen; unter den verschiedenen Rassen ist namentlich die Dänemark eigenthümliche weiße bemerkenswerth. In Jütland leben als Nebenweig dieser Stuterei 30 Gestüts- und fünf englische Hengste, welche zur Züchtung der Pferdezahl von der Regierung dorthin gesandt werden. Ebenso werden in die Provinzen Stiere geliefert aus dem hier bestehenden Stamme von 100 meist spanisch und tyroler Kühen. Das zum Stutereigute, wo auch eine Reithahn, gehörige Areal beträgt 3000 Tonnen Landes. Zur Heuermiste sind die Bauern des ganzen Amtes Frederiksborg kostienpflichtig. (v. Schubert.)

FREDERIKSBURGH, Stadt in Ost-Virginien, County Spotsylvania, am Rappahannock, den hier der im Osten der Abgang streichende Granitkuppenzug überseht, Schiffahrt, 4200 Einwohner. (Daniel.)

FREDERIKSHALD, eine Stadt im südlichen Norwegen, Bisgtri Abde's Marter, Amts Emaalehnen, am Iddeffjord, unter 59° 6' 42" Nördl. Br., 1/2 Meile von der schwedischen Grenze bei Sömdalen. Der durch die Stadt flussende Fluß Tistdal theilt sie in zwei fast gleiche Theile, die Nord- und Südseite, welche eine 150 Ellen lange Brücke verbindet. Früher war der Ort ein Ladeplatz unter dem drei Meilen entfernten Frederiksfald, und führte den Namen Halten. Fremde Schiffe nahmen hier gern Holzladungen ein, denn die Umgegend war waldbreich. Im J. 1629 den 10. Dec. verstarb König Christian IV. die Aufführung einer Kapelle, in welcher der Geistliche zu Abde predigen sollte; doch diese Kapelle „zum Kripplein Christi“ ward 1660 den 14. Febr. von den Schweden zerstört. Der kühnen Vertheidigung gegen die Schweden in den Jahren 1658, 1659 und 1660 wegen erhielt der Ort 1665 den 10. April Stadtrivilegien, Trennung von Frederiksfald und den Namen Frederikshald. Die Südseite, das eigentliche alte Halten, ist noch der schönste und wohlhabendste Stadtheil. Über die meist böhmer Stadt sind oft Feuerbrünste ergangen; 1817 den 25. Dec. wurden 36 der 466 Häuser ein Raub der Flammen, und

1826 den 18. Juni brannte die ganze Stadt ab bis auf vier ganz gemauerte Häuser in der Stadt und 70 Häuser außer der Stadt; auch die Gebäude auf der Festung Frederiksfeld, wohin das Feuer vom Kirchturme der Stadt flog, wurden in Asche gelegt, doch nicht die unten liegenden Forts. Die Einwohnerzahl mag an 5000 betragen (im J. 1836 4951). Nachdem 1759 die Christianskirke der Nordseite abbrannte und nicht hergestellt ward, besteht nur noch auf der Südseite die geräumige Kreuzkirche des Erlöser, an der ein Geistlicher angestellt ist. An Schulen trifft man eine öffentliche Bürger Schule mit einem Lehrer, der zugleich Küster ist, und etwa 40 Kindern, eine private Bürgerschule, Prinz Christian's Gedächtnis genannt, und von diesem Prinzen mit dem Locale beschenkt, mit drei Lehrern, zwei Knabenklassen und einer Mädchenklasse; es wird sogar Französisch und Englisch gelehrt; — und eine Armeenschule mit zwei Lehrern. Auch findet man zwei Armenhäuser, deren eins, Ebnøer, ein hölzernes Gebäude für 24 Frauenzimmer. In Zofriden sind vorhanden eine Reiserbahn, eine Brantweinbrennerei, unterhalb der Stadt eine Zuckerraffin. Handel und Schiffahrt sind ansehnlich; den meiste Gewinn wirft der Export der Holzwaaren ab. Der Holzdistrikt läuft 12 — 14 Meilen lang und 3 — 4 Meilen breit längs der schwedischen Grenze; hier befinden die Kaufleute der hiesigsteilen Stellen, von wo mittels zweier Wasserzüge, nämlich des Hauptzuges, der mittels des Tistdalfusses sich in den Iddeffjord ergießt, und des ebenda mündenden Enningdalfusses, das Holz nach den 35 Sägemühlen am Tistdal, wo ein großer Wasserfall naweiit der Stadt, nach den zwei Sägemühlen Verbe im Enningdalfwasserzuge und nach der Sägemühle in Rakkestad fließt wird. Die Einfahrt besteht in Getreide, Salz, Branntwein, Colonialwaaren. Märkte werden gar nicht gehalten; doch versorgen sich hier auch die schwedischen Grenzbewohner, denen Frederikshald die nächste Stadt ist, mit ihren Bedürfnissen. Im Jahre 1718 hatte die Stadt 38 eigene Schiffe. Der Hafen ist gut und ruhig. Verschiedene Einläufe neben den Hvalönsfjorden führen in den Iddeffjord, an welchem die Stadt liegt; der Sund ist lang und schmal, aber tief. Werden die Schiffe durch das Eis gebindert, die Stadt zu erreichen, so können sie zu Spononigen, 1/2 Meile ausserhalb der Stadt, an der Mündung des Meerbusens, ankern, wo daher ein Oberzolbeamter Stationist ist. Ansehnlicher Acker ist zur Stadt belegen.

Die Stadt wird vertheidigt durch die nahe gelegene Bergfestung Frederiksfeld, deren Anlage 1661 begann; es gehören dazu die drei detachierten Forts Voerbjerg, Sghdenlöwe und Storaarnet, die in inniger Verbindung mit der Hauptfestung stehen. Der etwa 100 Schritte breite Tistdalfeld und ein Theil des Iddeffjord umgeben die Festung in einem Abstände von 400 — 600 Schritten. Die meiste Hauptwerke ragen zwischen 300 — 360 Fuß über die Meeressfläche empor. Innerhalb der Festung findet man drei reiche Wasserquellen und zwei große Wasserbehälter, 200 — 330 Fuß höher als das Meer. Einen einzigen höheren Berg ausgenommen, beherrscht die Festung

die bergige Gegend rings umher. Die Kasematten sind ungemein fest. Die Ausflüchte von den Wällen sind schön; am Fuße des stilen Festungsberges die Stadt mit Schiffen im Hafen, und die Felseninseln des Idessford bis Sveinlund, zur Seite hohe Felsenplatten, durch freundliche, mit Landstellen ausgefüllte Thäler geschnitten; weiterhin das von schön bewässerten Felsen eingeschlossene Thal Id, wo der Commandant einen kleinen Amtshof hat, und das noch amuthuigere Idstedal, von dem mächtigen Strome Tistebælev durchflossen. Unter dem Fort Guldensløve, ganz nahe demselben, zwischen dem Fort und der eigentlichen Festung, bezieht eine niedrige Sandsteinpyramide mit norwegischer Inschrift die Stelle, wo während der Belagerung 1718 den 11. Dec. König Karl XII., wie es jetzt nicht mehr zu bezweifeln ist, durch meuchelmörderische Hand fiel, worauf die Belagerung plötzlich aufgehoben ward. Ueberhaupt hat bisher keine Belagerung die Einnahme der Festung herbeigeführt; die Besetzung derselben im J. 1814 durch die Schweden geschah nur in Folge der Convention von Mos. (v. Schubert.)

FREDERIKSNAGOR, eine dänische Handelsloge in Bengalen, auch Serampore genannt (1835 mit 12,537 Bewohnern); s. Serampore. (v. Schubert.)

FREDERIKSSTAD, 1) eine Stadt und Festung im südöstlichen Norwegen, unter 59° 12', in der Voigtei Rosse und Thunde, am Auslaufe des Glommen in den Christiansamersbussen bei Kragerø, $\frac{1}{2}$ Meile vom Meere, drei Meilen von Frederikshald und Mos, in einer Ebene. Sie besteht aus drei Theilen, der eigentlichen Stadt, der Vorstadt und dem „Waterlande.“ Die eigentliche Stadt ward im J. 1567 statt der eine Meile landwärts belegenen, um selbiges Jahr von den Schweden in Asche gelegten, Stadt Sarpsborg auf einer vorpringenden Landspitze und auf der Südseite des Flusses, da, wo dieser mit einer gewaltigen Wassermaße in den Meerbusen stürzt, gegründet. Seit dem großen Brande von 1764 ist Frederiksfad regelmäßig und schön gebaut und die einzige norwegische Stadt mit steinernen Häusern. Die Vorstadt bestehend aus nur hölzernen Häusern und liegt fast $\frac{1}{2}$ Meile von der eigentlichen Stadt; hier ist der sichere Hafen und hier wohnen vorzugsweise Handels- und Seeräuber. Ebenso wohnen Fischer und Schiffleute in der zweiten kleineren Vorstadt im Süden, „Waterland.“

Die Stadt hat eine Kirche mit zwei Geistlichen, die auch dem $\frac{1}{2}$ Meile entfernten Filial Glemminge angehören. Ein altes Hospitäl für eisk. Personen, die freie Wohnung und Heizung, auch Wechseid genießen, besteht. An Schulen findet man eine Bürgerschule mit einem Lehrer, der zugleich Kaplan ist, eine Vorstadtschule mit zwei Lehrern, eine Armenschule mit einem Lehrer, eine Garnisonschule, deren Lehrer zugleich Küster ist. Die Stadt hat eine 1792 angelegte Wasserleitung, welche sie mittels Rinnen 2400 Ellen unter der Erde von Kongesken aus mit frischem Wasser versieht. Die einzige obrigkeitliche Person ist der Stadtdrogt, unter ihm eine Dienerschaft. An Fabriken gibt es eine Ragelsfabrik, eine Ziegelei und eine Branntweinbrennerei.

Im J. 1836 zählte die Stadt 2405 Einwohner.

Hauptnahrungszweig ist Holzhandel, doch hat Frederiksfad keinen eigentlichen Besitz von Wald und Gemarkungen; der eigenen Schiffe sind wenige. Der Import ist unbedeutend. Auch Ackerland gehört zur Stadt; die Fischerei ist einträglich.

Schon seit 1663 scheint die eigentliche Stadt befestigt worden zu sein; später wurden die Festungswerke erweitert. An der Landseite sind fünf Bastionen errichtet, mit Gräben und Augenwehren und einem besessigen Thore; an der Wasserseite kleinere Bastionen mit drei Thoren; auf der Nordseite des Glommen, an der Südspitze von Roslev, trifft man das Fort Vigdion und im Süden die besessige Insel Hegeran, die ein schmaler, in trocknen Sommern zu durchwandernd Sund von der Insel Kragerø scheidet. Nordwestlich von Kragerø auf einem Inselchen im westlichen Einlaufe zur Stadt liegt das Fort Huth, und etwa 2000 Schritte von der Stadt im Südosten die kleine Bergfestung Kongesken, die im Felsen eine Cisterne hat und mit der Hauptfestung durch einen gemauerten bedeckten Weg verbunden ist. Die Hauptseite und die Forts Hegeran und Kongesken verteidigen den östlichen, das Fort Huth und die dazu gehörige Batterie auf Kragerø den westlichen Einlaufs zur Stadt. Eine Meile von der Stadt im Meere findet man noch die kleine Festung Aggerø. Am 3. 1814 den 4. Aug. ward Frederiksfad, nach einem Angriffe von Kragerø aus, ohne ordentliche Belagerung, von den Schweden eingenommen. In der Stadt fand zwei prächtige massive Casernen. Ein Mal jährlich, im Februar, wird ein dreitägiger Markt gehalten.

2) Die jüngste der Städte des Herzogthums Schleswig, an der Mündung der Treene in die Eider, unter 26° 47' 30" E. und 54° 23' 10" Br. Sie ist regelmäßig nach holländischer Art angelegt seit 1621 durch die Remonstranten, welche 1618 nach der Synode von Dordrecht ihr Waterland verließen, doch späterhin zum großen Theil dahin zurückkehrten. Die Erlaubniß zum Bau gab 1619 Herzog Friedrich III., der viele Privilegien, auch Religionsfreiheit für alle Kirchen und Parteien, mit Ausnahme der Socinianer, ertheilte. Unter den 2238 Einwohnern im J. 1835 waren 86 Remonstranten, 49 Remoniten, 85 Katholiken, 373 Juden, die übrigen Lutheraner. Letztere hielten sich bis 1644 zur Kirche Koldenbüttel; dann begannen sie den Bau einer eigenen Kirche, die 1650 vollendet ward, aber schon 1672 wieder fast ganz neu aufgeführt werden mußte; an dieser Kirche standen 1704—1800 zwei Prediger, seitdem nur einer; der Altar hat schöne Gemälde von einem hier gebürtigen Maler Drens.

Ein mit Bäumen beplanter Kanal umgibt die im Viereck gebaute Stadt; ein zweiter, auch mit Bäumen eingefasster Kanal theilt dieses Viereck in zwei Hälften; in der Mitte der Stadt liegt der grüne Markt, den eine Allee im Quadrat umgibt; die schmutzigen Straßen sind zum Theil mit Linden bepflanzt und werden sehr reinlich gehalten; alle Häuser sind von Mauersteinen, mit welchen auch die Fußwege gepflastert sind. Den geräumigen und bequemen Hafen für Schiffe, die bis 12 Fuß

tief gehen, bildet die Eider; bei der Westerkleuse ist ein bedeutender Rebekbach, wie auch die Arme der Treene Hafen für kleine Fahrzeuge bilden. Die Fluth steigt hier zu acht Fuß. An Fabriken bestehen zwei Hartenmühlen, zwei Schönfärberien, eine Zuckerfabrik, eine Stärkefabrik und die berühmten Senfmühlen; auch vorzügliche Bierbrauereien, nebst Branntweinbrennereien. Eine Fähre führt über die Eider. In der Buchdruckerei erscheint der dänmarksche und eiderskåder Bote.

Die verschiedenen Religionsparteien bilden eine gemeinsame Bibrigelskåst. Ebenso ist ihnen die Stadtschule gemeinsam; daneben haben die Kannonstranten, Penoniten und Katholiken ihre eigenen Schulen; auch bestehen eine lutherische Knaben- und eine lutherische Mädchenschule. Im J. 1822 wurden Gartenanlagen für 26 arme Familien gemacht. Von einem hohen Walle zwischen dem Fåhrhøje und der Eider hat man eine weite, schöne Aussicht bis Lønningen, Husum ic.

3) Frederiksfad mit Frederiksfod, Stadt auf der dänischen Antilleninsel St. Croix, mit Hafen, 200 Häusern und 1500 Einwohnern. Im J. 1840 waren auf der Insel acht Schulhäuser von der dänischen Regierung errichtet und mit großem Erfolge der Pflege der Brüdergemeinde übergeben worden; sie stehen auf ihren Anhöhen als Leuchter für die Insel. Hier werden die Kinder von 4—8 Jahren unterrichtet, während die älteren Kinder, welche die Pflanze sonst nicht aus der Arbeit entbehren können, die Sonnabends- und die Sonntagschule in zwei Classen, für die zwischen 8—11 und für die zwischen 11 und 15 Jahren, besuchen und hier im Lesen und in christlicher Lehre, jedes Mal in drei Stunden (Sonnabends von 8—11 und Sonntags von 3—6), unterwiesen werden. An die Stelle der freilichlichen Sprache ist die englische getreten.

(v. Schubert.)

FREDERIKSVÄRN, ein Werft und eine Festung nebst Strandort Stavårn, in der Pfarrei Brunlaugns, Grafschaft Laurvig, an der südöstlichen Küste Norwegens, die hier landwärts von Bergen beherrscht und seewärts von größern oder kleinern Inseln geschützt ist, an der Mündung des Westbøfens Laurvig auf der Westseite und $\frac{1}{2}$ Meile von der Stadt Laurvig, wohin ein bequemer Landweg führt; 13 $\frac{1}{2}$ Meilen von Christiania. Stavårn ist ein schon im 13. Jahrh. in der Corres- und Ingesfage genannter Strandort, wo früher schon Fischer und Ereulete wohnten, was um des hiesigen viel besuchten Hafens willen. Dieser ist seit alter Zeit besetzt; schon vor Ende des 17. Jahrh. war hier eine kleinere Schanze mit Garnison. Der Name Frederiksfod entstand erst, als König Friedrich V. im J. 1749 beschloß, hier ein Galeerenwerft anzulegen, was nun auch Vernehmung der Festungswerke veranlaßte. Beide Orte bilden seit Schluß des 18. Jahrh. eine Gemeinde, indem sie bis dahin getrennt waren; die gesammte Einwohnerzahl betrug im J. 1815 1378. Die schöne, breite, massive Kreuzkirche ward 1753—1756 gebaut; an derselben steht ein Geistlicher. Die Schule hat zwei vom Staate besoldete Lehrer.

Das Werft ist jetzt das Hauptabstimmung der norwegischen Marine. Die Anlage begann 1750; zugleich

wurden kleinere Kriegsschiffe erbaut. Das Werft liegt im südöstlichen und äußersten Theile des Hafens und ist auf der Landseite besetzt. Innerhalb des Werfts trifft man die nöthigen Wohnhäuser, Werkstätten, Schauer für Kannonenschaluppen und Galeren u. s. w.; außerhalb des Werfts die Kasernen mit ihren Gärten, das Krankenhaus, die Schulen der Marine. Seit 1817 besteht nämlich hier eine Anstalt zur Bildung von Seeofficieren, an welcher neun Lehrer 20 wirkliche und 10 freiwillige Cadetten unterrichten. Im J. 1820 ist die Errichtung einer Bibliothek angeordnet worden. Ubrigens besteht die Marinemannschaft aus einer Artillerie- und einer Matrosencompagnie, oder dem Semilitair, und aus einer Handwerker- und einer Arbeitscompagnie, oder dem Werftcorps. Der Hafen ist geräumig, 5—10 Faden tief, und hat zwei Einläufe, die mit Batterien besetzt sind. Als Hafen der Kriegsflotte dient eine von Uebfissen und mehreren kleinen Inseln dicht eingeschlossene kleine Bucht, an deren Auslauf die Citadelle liegt. — Über Frederiksfod führt der mittels Dampfschiffe unterhaltene Postenlauf nach Frederikshaab oder Stadstrand in Jütland (12 Meilen). — Stavårn ist feste Koostenation.

Die Festungswerke an der Seeite sind sehr bedeutend; das Werft hat sechs Batterien mit 69 Kanonen und 12 Mörsern, und in den sechs Bastionen der Landseite 53 Kanonen; die Citadelle auf einer Insel im Hafen hat fünf Batterien mit 22 Kanonen und zwei Mörsern, die Commandantenwohnung und eine Caserne. Im J. 1807—1814 wurden noch Batterien angelegt auf der Insel Tiesleben außerhalb der Citadelle, auf Klubbøen, der größten der Borinfeln, und auf Kluden. So ist nun Frederiksfod einer der am besten geschützten norwegischen Häfen; von der Landseite ist die Vertheidigungsmine weit auslaufend, ohne aber zu genügen, weshalb hier nur Sicherheit durch ein mobiles Corps zu erwarten ist; in letzterer Beziehung hat man die Landungsstellen Nrolungsbavn und Fjergaardsbucht, jede mit einer Batterie versehen, auch ein Fort auf Zugleden außerhalb letzterer Bucht angelegt.

Für die gesammte Kriegsflotte, deren Norwegen bedarf, ist der Hafen zu klein, und so hat man, bei der Schwäche der Festung von der Landseite her, dafür 1818 Hortena, Christianiafjord, Kirchspils Børre, Grafschaft Jarlsberg, nordöstlich von Frederiksfod, ausserleben.

(v. Schubert.)

FREDRIKTON, FREDRIKSTOWN, 1) Hauptstadt des englischen Gouvernements Neu-Schottland, am Johnfluß, regelmäßig gebaut, 3000 Einwohner, Sitz des Gouverneurs, Staatenhaus, Kirche, Gymnasium, Ackerbaugesellschaft, Zeitung. Sie hieß sonst Fort-Royal und C. Anna. 2) 39° 26' nördl. Br., Hauptstadt der County Frederik im westlichen Theile von Maryland, am Carolls-Creek, in einer sehr gesunden, angenehmen Gegend, mit 800 Häusern, 6000 meist teuffchen Einwohnern, Kirchen für Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Methodisten und Baptisten, Arsenal, Akademie, Tabaksniederlage. Blühender Handel mit Wehl, Hanf, Flachs, Häuten, Pelzwerk, Eisen. Der Ort wurde 1747 ange-

legt, so daß die Hauptstraßen nach den vier Himmelsgegenden laufen und sich rechtwinklig kreuzen. (Danies.)

FREDRIKSBERG, ein schönes Gut im Kirchspiele Døberhult, Schwedischer Provinz Småland, am Döberstrand; der Hof steht auf einem isolirten Felsen, der mittels Sprengens terrassenförmig geworden, und hat das Aussehen einer kleinen Festung. Die umgebenden Gärten sind schön. Bemerkenswerth sind eine nicht unbedeutende Bibliothek und ein ansehnliches Mineralienkabinett. In Fredriksberg hielten öfters königliche Personen Nachtlager. — Zum Gute gehört das Stabeisenhüttenwerk Fredriksfors mit Mahlmühle, mehreren Sägemühlen und einer Ziegelei. (v. Schubert.)

FREDRIKSBERG und Annesfors, ein großes Eisenhüttenwerk im Kirchspiele Jämsås, Schwedischer Provinz, Dalscarlien, nebst Hofen von Ulrikberg, der erstere Werke mit Hesseisen versieht. Es sind vorhanden fünf Herde und drei Hämmer zu 2300 Schiffsfund Stabeisen und 150 Schiffsfund kleiner Eisenwaaren an Eisenblech, Stahl und Nägeln. Der größte Theil der kleinen Eisenwaaren wird, wie das Stabeisen, nach Gothenburg abgeführt. (v. Schubert.)

FREDRIKSBERG, ein Amt, welches den nördlichen Theil der Insel Götaland, in den sechs Horden: Holbo, Horn, Hunge: Fredriksborg, Hunge: Kronborg, Disthete und Ströde, umfaßt; im Süden grenzt es an das Amt Koppenhagen, im Osten wird es vom Sund, im Norden vom Kattegat, im Westen vom Hælsund umgeben. Auf einem Flächenraume von 23½ □ Meilen wohnen hier 32,000 Seelen; nur der Süden und Westen sind fruchtbar; der nördliche Theil ist größtentheils mager, das auch theilweise vom Fluglande gelitten. Die Waldungen sind sehr bedeutend und werden in sechs Districte eingetheilt. Das Amt hat drei Städte (Fredrikslund, Helsingör und Fredriksborg), zwei Flecken (Hälsingholm und Slangarup), und in drei Pfarreien, außer der Schlosskirche zu Kronborg und der Hospitalkirche in Helsingör, 66 Kirchspiele mit 46 Geistlichen. Das Beamtenpersonal besteht aus einem Amtmann, drei Amtsbewaltern, fünf Richterinnen und 18 Districtcommissarien für die Käsenpolizei. Etwa ¼ Meile vom Schlosse, rechts am Wege nach Fredriksförs, ist die Stelle, wo einst das 1175 gestiftete, durch seinen Abt St. Wilhelm berühmt gewordene Kloster Eriksboer lag. — Der Weg von Fredriksborg nach Fredensborg ist einer der schönsten Balmwege. (v. Schubert.)

FREDRIKSBERG, früher Erdjupet genannt, eine kleine, aber starke Festung auf der Nordspitze der Insel Wämdö, ¼ Meile von Borholm. Sie vertheidigt den hier vorbeischießenden, auch für tiefgeladene Schiffe benutzbaren, Einlauf nach Stockholm vom Meere aus. Sie ward 1724—1735 erbaut und besteht aus einem großen Thurm mit Schießkanten in mehreren Stockwerken, gemauert und bombenfest; nebst Proviant- und Pulvermagazinen, Wohnung des Commandanten, Keller etc., auch einem Brunnen mit hinlänglichem und gutem Wasser. Die bedrängten umgebenden Werke fehlen. Am Strande der Meerenge zwischen Wämdö und dem gegenüberliegenden Inselchen Rindön sind zwei große Ga-

ponnirte (bedeckte Gänge), aus mehreren bombenfesten Stockwerken bestehend, zwischen welchen verschiedene Strandwerke über einander angelegt sind, deren unterstes auf acht Klaffen tiefen Strichlinien ruht. (v. Schubert.)

FREDRIKSVAL, 1) Sammel (Alt), Colonie auf der Althalde im mittlern Jütland, mit sieben Höfen und einer Anpflanzung von Kadelholz, Kirchspiele Tørring, Harde Lyngard, Amts Viborg. — 2) Ein Gut Seelands, Kirchspiele Lyngby, Harde Søkkelund, Amts Rosenhagen, 1¼ Meile von der Hauptstadt, in der Nähe des Furefæs, mit trefflichen Holzungen; früher ein königliches Lustschloß. Vor Alters lag hier das feste Schloß Hjertholm. (v. Schubert.)

FREDRIKSFORS, 1) ein Eisenhüttenwerk im westgotischen Kirchspiele Undensås, am Esån, mit der 1825 vom Befizer, Professor Norder, begründeten Erbschmiedeschule. Das Werk hat zwei Hämmer für kleine Eisenwaaren mit 1100 Schiffsfund Schmiedegerichtigkeit, und beschäftigt 28 Arbeiter. — 2) Ein Eisenhüttenwerk und eine Sägemühle im Pastorate Ulfsby in der finnischen Landschaft Satakunda, 1¼ Meile von der Stadt Viidenberg. (v. Schubert.)

FREDRIKSHAAB (Friedrichshoffnung), 1) die bedeutendste der aus etwa 40 Familien bestehenden Colonien, welche eine früher nicht urbare, an vier Meilen lang sich in den Horden Slang und Terlev im südlichen Jütland unter dem Namen randbølle Heide (westlich vom Kirchspiele Randbøll) ausbreitende Strecke bewölken. Fredrikshaab gehört, nebst den Colonien Hoffmannsfeld und Hoffmannsløst, zum Kirchspiele Randbøll, Harde Agerbøl, Amts Vejle, wiewol Fredrikshaab selbst Theil der Harde Terlev ist. Fredrikshaab enthält neun Höfe. — 2) Eine Colonie des südlichen Inspectorats, im südwestlichen Grönland unter 62° 30' Br., unterhalb Hisslens, von welcher Spitze unter 63° 4' es ein Gletscher trennt. (v. Schubert.)

FREDRIKSHAVN, 1) früher Hlabstrand, eine kleine Stadt an der Nordküste von Jütland, am Kattegat, mit etwa 123 Häusern und 800 Einwohnern, unter 28° 13' 15" E. und 57° 27' 3" Br., fünf Meilen von Slangen. Hier ist eine Zollstätte und die Postüberfahrt nach Fredrikshavn in Norwegen (24 Meilen). Der Ort, welcher durch Baumpflanzungen und Gartenanlagen verschönert wurde, liegt, wie der alte Name bezeichnet, auf flachen Uferlande, umringt von hohen Bügeln und tiefen Thälern. In älterer Zeit war er ein Fischerdorf, dann ein Flecken, bis er 1818 Stadtrecht erhielt und seinen jetzigen Namen erhielt. Für etwa 60 Fahrzeuge, die bis 7 Fuß tief gehen, findet sich ein kleiner Hafen. Schifffahrt, Fischerei, geringer Handel, Koopfenverwerb und Strandungen sind die Nahrungsquellen der Einwohner. Dreieckig ist der Stadtweg, welcher zugleich Stadtsecretaria ist. Der Hafen ist beschießt; ein Hammer ward im letzten Kriege, eine neue Caserne für etwa 300 Mann gebaut. Die Kirche ward im J. 1686 ausgeführt; der Thurm der Schule dient als Glockenthurm. Ein Militärkrankenhaus besteht. Häufig werden zwei Märkte gehalten.

Im Umkreise einer halben Meile liegen Herrenhöfe und Wälder. Bangsbo hat eine herrliche, malerische Lage und Bangsbo's Wald wird viel besucht. Von den Bangsbohögeln genießt man eine reizende Aussicht über Stadt und Meer, bei klarem Wetter bis zu der vier Meilen entfernten Insel Läsö. — Eine Meile von der Stadt liegt die Insel Hirtsholmen mit eigener Kirche, welche aber mit der Stadt nur einen Prediger hat. Das $\frac{1}{2}$ Meile entfernte Inseln Deget ist unbewohnt, war aber im letzten Kriege besetzt. Die berühmten schlaftrunkenen Äufern werden auf einer Bank etwa drei Meilen von der Küste gefangen. — In den benachbarten Kirchspielen Nakum und Ekerum trifft man Hühnergräber und Gerichthütten; in Ekerum auch die heilige Quelle, zu welcher Kranke, sogar aus weiter Ferne, am St. Johannesabend wallfahren.

2) Die Citadelle, welche, nebst den Hafenbatterien, Artillerie, Brille und Proviant, Kopenhagen von der See Seite schützt, Theil der Gesamtbesetzung. (v. Schubert.)

FREDRIKSHED, Hauptcolonie auf der Alkai im mittleren Jütland, mit 20 Höfen und einem Hause, eingepfarrt zum Kirchspiel Fredriksholm in der Harde Lynggaard, Amts Wiborg. Ebenfalls die Colonie Fredrikshøj mit 13 Höfen und einem Hause, und Hoveddal mit 7 — 8 Häusern. Diese drei Colonien bilden das Kirchspiel Fredriksholm, in dessen Kirche teuflich gepredigt wird, und welches Fictal von Korup ist. (v. Schubert.)

FREDRIKSHOF, ein Lustschloß, ohnweit nahe an Stadtholm, in reizender Lage, erbaut 1656 vom Architekten Johann Ballai, früher auch im Besiz von Privatpersonen, das von Cuslaw III. zum königlichen Schlosse erweitert, später Caserne der Seesoldatgarde; in der Nachbarschaft ist eine Caserne für die zweite Artilleriegarde und für die Garde zu Pferde aufgeführt. Nahe ist auch der große Exercirplatz Lynggaardsgårdet, wo sich auf einer Anhöhe eine neu angelegte Königsburg mit Nebenhäusern und Ställen erhebt. (v. Schubert.)

FREDRIKSMOSE, Mellem-Fredrikamose und Over-Fredrikamose, drei Colonien auf der Alkai im mittleren Jütland, mit resp. vier, fünf und drei Höfen, im Kirchspiele Lorning, Harde Lynggaard, Amts Wiborg. Bei erster Colonie ist eine Montage von Adelholz angelegt. (v. Schubert.)

FREDRIKSNÄS, ein reizender Oeffis in der schwedischen Provinz Disigobland, Kirchspiels Brost, am Schmelstrand; ein durch den Garten fließender Bach treibt ein Dreifschwert; auch sind zwei Mahlmöhlen, eine Sägemühle und ein Manufakturwerk mit drei Hämmer und zwei Herden angelegt. Bei klarem und klarem Wetter ist hier aus der See ein Echo, welches 26 Colben wiederholt. (v. Schubert.)

FREDRIKSÖE, eine der drei kleinen, östlich von Bornholm gelegenen Disseefeln, die den gemeinsamen Namen Erdbolmer führen. Sie ist mit dem nahen Eilande Christiansöe verbunden. Auf beiden Inseln ward 1684 von Christian IV. die Festung Christiansöe erbaut, die auch als Staatsgefängnis benutzt wird. Beide Inseln, wie die dritte unbewohnt, aber durch die dort zahl-

reich stehende Eidergans, die auch Winters hier bleibt und zahm ist, wie Hausgeflügel, einen guten Ertrag gewöhnliche Grasholmen, sind nur Klippen, deren Vegetation höchst sparsam ist; daher Lebensmittel herbeigeführt werden müssen. Nur eine süße Quelle, wenige Schritte vom Meer, ist vorhanden. Seerögel sind zahlreich; der Fischfang ist reichlich. Der bestellte Hafen ist vorzüglich. In 74 Häusern wohnen 450 Seelen, für welche sich eine Kirche und ein Prediger auf Christiansöe befinden. (v. Schubert.)

FREDRIKSORT (Friedrichsort), sonst Christianspris, bis zum letzten Kriege, wo sie zerstört ward, Festung im Herzogthume Schleswig, am Kieler Meerbusen, oberhalb Kiel, mit 20 Häusern, Kirche, Zeug- und Provianthaus. (v. Schubert.)

FREDRIKSUND, eine kleine Stadt im nordwestlichen Seeland, drei Meilen nordwärts von Roskilde und fünf Meilen nordwestlich von Kopenhagen, am Meerbusen Roskildesfjord, mit etwa 40 Häusern und 300 Einwohnern. Früher hieß der Ort Falkenberg und war Kadepiaz für Elanburg; die Bürger dieser alten Stadt legten den Ort 1578 auf einem Hügel bei Ulfundby an, worauf derselbe 1685 von König Friedrich III. Stadterreichte und seinen gegenwärtigen Namen erhielt.

Die Stadt ist in die lutherische Ulfundby eingepfarrt, weil sie selbst ohne Kirche ist. Ackerbau und Brennweinbrennerei sind Nahrungsquellen; ein Paar Seebereien beschäftigen auch einige Hände. Die Gegend ist ohne Holzung, aber fruchtbar, und bietet schöne Ausichten auf den Meerbusen; angenehme Standpunkte sind der Stykeshügel, gleich westlich vor der Stadt, und der Hügel, auf welchem die Kirche Ulfundby liegt. Stadtobrigkeit ist der Voigt.

Die Umgegend war der gewöhnliche Aufenthalt der alten Könige Seelands. Außer einer Menge heidnischer Grabböden findet man am diesseitigen Ufer des Meerbusens, $\frac{1}{2}$ Meile landeinwärts und $\frac{1}{2}$ Meile von Fredriksholm, auf dem Ufer von Seestrup, eine kegelförmige Grabböde, die sich über eine der größten und schönsten Riesenstuden (jäkstenor) oder Grabböden in Dänemark wölbt; außer einem mit Steinen besetzten Eingang von 12 Fuß hat sie ein Steingemach von 24 Fuß Breite und 12 Fuß Länge und Höhe (der Schlüssel der Höhle wird in einem nahen Hause bewahrt). Nicht weit von hier, bei der Bærbrommölle, ist die Grabböde des Frode Fredegode, eins der geschichtlich merkwürdigsten Alteinbumer Dänemarks. — Entliegend im Fsefjord, $\frac{1}{2}$ Meile entfernt, hat noch die Ruinen eines Mönchsklosters, welches im 12. Jahrhund. nach Edelheit beim jetzigen Fredriksholm verplamt wurde.

In der Nähe von Fredriksholm ist die Überfahrt nach Jagerspris, einer meist mit Buchen und Eichen bewachsenen Halbinsel, in reizender Lage. Hier findet man das gleichnamige einsame königliche Schloß, früher Abrahamskrup genannt, am See, $\frac{1}{2}$ Meile von der Küststelle; es hat ein ehrwürdiges gothisches Ansehen und gewährt, zumal vom obersten Stockwerke aus, herrliche Ausichten. Aus dem Garten gelangt man durch schattenreiche Gänge zu

anmuthigen Lustwäldern, in welchen sich zwischen uralten Buchen heidnische Opferhöden, Hühnengräber und andere Alterrüher erheben. Beim Schlosse ist eine Schatzkammer, auch findet man eine Kellerei von 150 Käden auf dem ein Areal von 1000 Tonnen Acker, 690 Tonnen Wiesen- und 3000 Tonnen Malzland enthaltenden königlichen Gute, eine Biegel, eine Windmühle. Der alterthümliche Hofanengarten ist anmuthig; unter Anderem sieht man eine alte Buche, die eine schöne Laube bildet, in welcher 60 Personen speisen können. In dem schönen Hain, unweit des Schlosses, sind berühmten Dänen und Norwegern von Miedewelt gearbeitete Marmorstatuen errichtet; auch trifft man hier eine Kistenkiste (Jäkestue). — Die Inselhöhe gewährt einen lieblichen Blick auf das Schloß. Vom anmuthig belegenen Hegeleiterhause hat man reizende Seeprospete. Im Nordwalde erhebt sich die 1000-jährige Eiche, die 25 Schritte im Umfasse hat und inwendig eine Höhle bildet, in welcher drei Ritter Platz finden. — Das Schweizerhaus liegt malerisch auf einer ansehnlichen Höhe im Hain, zunächst der Fährstelle.

(v. Schubert.)

FREDRIKSVÄRK, unweit der Nordküste des Koefilsfjords und am Arreer, die wichtigste Fabriksstadt Dänemarks, auf der Insel Seeland, 7½ Meilen nordwestlich von Kopenhagen, mit 73 Häusern (davon 27 Werkstätten und Magazine) und etwa 500 Einwohnern, deren Zahl je nach dem Betriebe der Fabriken wandelt bar ist.

Diese Fabrikscolonie ward unter Friedrich V. 1751 vom Franzosen Peirembert angelegt, aber 1756 vom Generalmajor Classen übernommen und erweitert, worauf die Wüste in eine anmuthige Gegend durch Pflanzung von an drei Millionen Bäumen umgewandelt wurde. Vorzugsweise werden Kanonen, Pulver, Säbel, Gewehre, Messer und andere kurze Waaren, auch allerlei, besonders landwirthschaftliche, Geräthe gefertigt. Die Eisenereien, welche auch Hoken und andere große Sachen liefern, das Bohr- und Pulverwerk, das Schleis- und Walzwerk — meistens durch einen aus dem Arreer, dem größten Landsee Seelands, in den Koefilsfjorden geführten Kanal getrieben — sind die bedeutendsten Einrichtungen. Auch ein Kupferwerk und andere weniger bedeutende Werkstätten, als Ziegeleien, Lössereien, Hüttenereien, Gerbereien, Fäbrieren, Brauereien u., sind vorhanden. Das Ganze geht auf königliche Rechnung; die Verwaltungsbehörde besteht aus einem Inspector, einem Buchhalter und Kassirer. Eine kleine Modelsammlung ist angelegt worden.

In der nähen Kirche Vindstedt ist dem oben erwähnten Classen ein von Miedewelt gearbeitetes schönes Grabmal errichtet worden. — Auf der Regelsböhe ist eine der weitesten Ausfluchten auf Seeland.

Werkwürdig sind in der Umgegend die Reste des verfallenen Schlosses Adersbo, ½ Meile von Fredriksværk, die Befestigung des Fluglandes und die Denkmäler der hierum verdienten Männer; das Grab und die Quelle der heiligen Helens in einer nackten Strandgegend; die schon seit 1251 im Aufsteigende Quelle wird noch heilig um Johannis besucht.

(v. Schubert.)

FREEHOLD, sonst Monmouth, Hauptstadt der County-Monmouth im Staate New-Jersey am Delaware, 6000 Einwohner. Gegründet am 20. Juli 1773. (Daniel.)

FREE-TOWN, die Hauptstadt der britischen Colonie für freie und befreite Neger, wurde 1783 angelegt, aber Anfangs von benachbarten Negerdampflingen, dann 1794 von den Franzosen geplündert. Die Stadt liegt an der Georgehal, an der Mündung der Mündung des Sierra-Leone, ist regelmäßig nach europäischer Art gebaut, hat 5000 Einwohner (Settlers, d. i. freie Schwarze aus Nordamerika, Maroons aus Jamaica, Kroos, d. i. eingewanderte Neger). Fünf Schulen nach dem Bell-Lancaster'schen Systeme, in denen im März 1818 2000 Schüler waren, wovon ¼ Neger, die erst von Sklavenschiffen befreit waren, denn auch Erwachsene erhalten Unterricht — eine Kirche zum heiligen Karl, die erste Feinerne auf der Westküste von Afrika erbaute Kirche, Metropolitankirche für Westafrika, ein Liebhabers-theater, in dem die Coloniebeamten und ihre Frauen spielen, bläuliche Caserne, seit 1817 eine Zeitung, Bibelgesellschaft, schoener Hofen und Handel. Hier wohnt der Generalgouverneur, unter welchem alle englischen Besigungen in Sierra-Leone und auf der Westküste von Guinea stehen. Die Sitten der Stadt wollen viele Berichtsblätter nicht rühmen. Vergl. An account of the Colony of Sierra Leone from its first establishment in 1793 (London 1795.), mit Karte. — Thom. Winterbottom, Nachrichten von der Sierra-Leonahälfte und ihren Bewohnern. Aus dem Englischen. (Weimar 1805.) 1 Ch. African Memoranda, relative to a british settlement on the Island of Balawa etc. by Capt. Ph. Beaver. (London 1805. 4.) (Daniel.)

FREGELLAE, war eine ansehnliche Stadt am rechten Ufer des Tiber auf der via Latina, welche von Rom nach Campanien führte. Diese Stadt gehörte ursprünglich den Sidicernern, dann den Koellern, wurde aber in der Folge von den Samniten erobert und zerstört. Im J. 426 v. Chr. führten indessen die Römer eine Colonie dahin und bauten sie wieder auf. Die Samniten forderten daher von den Römern, die Colonie wieder aufzugeben, weil durch die Gründung derselben die Rechte der Samniten offenbar verletzt waren (Liv. VIII, 23). So wurde Fregellae eine, und nicht die geringste, der Veranlassungen zum zweiten samnitischen Kriege. Allein nach dem Unglücke der Römer in den caubischen Kämpfen im J. 433 wurde Fregellae von den Samniten überfallen und verbrannt. Die Burg aber schienen die Samniten besetzt gehalten und damit die latinitische Straße gesperrt zu haben. Da nahm sie der Dictator C. Postumius im J. 441 (Liv. IX, 28) weg. Seitdem scheint sie in den Händen der Römer geblieben zu sein. Im Bundesgenossenkriege trat Fregellae gegen Rom auf und wurde vom Prator P. Opimius zerstört (Vellet. II, 16. Liv. epit. 60). Daher wird sie von Strabon (V. p. 233. 237) nur ein Flecken genannt, der ehemals eine beträchtliche Stadt gewesen. (L. Zander.)

FREGENAE, scheint eine ziemlich ansehnliche Stadt Etruriens gewesen zu sein, welche in geringem Abstände

nördlich von der Mündung des Tibersflusses, unweit der Küste, neun Meilen von der Stadt Asium lag. (Plin. H. N. III, 8. lat. *Ant.*) Die Römer führten während des ersten punischen Krieges im J. 510 R. eine Colonie dahin (Liv. ep. 19. *Felleg.* I, 14). Im Jahre 563 machte sie mit mehreren andern Orten jener Küste Anspruch auf Befreiung vom Seerobben, wurde aber vom Senate abgewiesen (Liv. XXXVI, 3). Später scheint sie völlig gesunken zu sein; Strabon (V. p. 225) nennt sie nur noch ein Städtelein. (L. Zander.)

FREHER (Marquard), geb. am 26. Juli 1565 zu Augsburg, stammte aus einer Familie, die mehrere gelehrte und verdienstvolle Männer aufzuweisen gehabt hatte¹⁾. Sein Großvater, der zu Perugia in Italien 1490 den Grad eines Doctors der Medicin erlangt hatte, wird in Briefen Nobilissimus Marquardus Freherus genannt. Sein Großvater, Hieronymus Freher, verdankte dem Kaiser Karl V. die Stelle eines Rathsherrn in Augsburg. Freher's Vater, Marquard, Doctor der Rechte und Kammerassessor zu Speier, ward späterhin durch den Kurfürsten Johann Kasimir von der Pfalz zum Kanzler erhoben. Er starb 1601 zu Nürnberg.

Den Schulen seiner Vaterstadt verdankte Freher den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Er studirte hiezu Jurisprudenz zu Altorf, wo er am 13. Sept. 1581 seine Abhandlung: de Transactionibus, öffentlich vertheidigte. Zu seiner höhern Ausbildung sandte ihn sein Vater nach Frankreich. Auf der Universität Bourges setzte er seine Studien fort. Der berühmte Gucius war dort einer seiner vorzüglichsten Lehrer, der ihn am 18. Mai 1585 zum Licentiaten der Rechte promovierte. Die Gunst, in welcher sein Vater bei dem Kurfürsten Johann Kasimir von der Pfalz stand, trug derselbe auch auf seinen Sohn über. Freher ward von ihm bei seiner Rückkehr nach Deutschland zum pfälzischen Rath ernannt. Manche wichtige Bekanntschaft mit mehreren berühmten Gelehrten machte Freher um diese Zeit, mit Leunclavius, Spilburg, Gommelin, Goldinger, Obsoyus, Gruter u. A. Im J. 1596 ward er Professor der Rechte aus der Universität Heidelberg, legte diese Stelle jedoch bereits 1608 nieder. Der Beweggrund dazu lag in seinen vielfachen Geschäften, die beinahe seine Kräfte überstiegen. Von dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, der ihn zum Vicepräsidenten des heidelbergischen Rathes erhoben hatte, ward er zu mehreren Gesandtschaften an den König von Polen, an die Kurfürsten von Mainz und Köln und an die Bischöfe von Worms und Speier gebraucht. Diese mannichfachen Geschäfte hinderten ihn nicht an seinen gelehrten Arbeiten, unter denen eine Geschichte der Pfalz, zu der ihn der Kurfürst aufgefordert hatte, eine der wichtigsten war.

Freher starb zu Heidelberg am 13. Mai 1614 im 49. Lebensjahre. Er war zwei Mal verheirathet, zuerst mit Katharina Weyer, der Tochter eines Arztes aus Trier, und nach ihrem im J. 1594 erfolgten Tode mit Margaretha Beck von Gutmannsdorf. Aus seiner zweiten Ehe

hinterließ er zwei Söhne und eine Tochter, die sich mit dem nürnbergischen Rathe Justin Herbschman verheirathete. Freher war ein Mann von kräftiger Körperconstitution. Seine fast kolossale Größe ließ die vielseitige Bildung und den scharfen Verstand, der in ihm wohnte, nicht vermuthen. Mit sehr gründlichen Kenntnissen vereinigte er eine rühmliche Bescheidenheit. Er sagte nicht zu viel, wenn er in einem seiner Werke von sich behauptete: *Sui memor ipse mei, atque satis mea frivola novi*. Unter den Künsten liebte er vorzüglich die Malerei, und war selbst kein ungeübter Zeichner. Auch besaß er ein sehr schätzbares Antiquariatscabinet, in welchem sich vorzüglich sehr seltene Münzen befanden. Dem Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, der ihm mehrer Beweise seiner Gunst gab, verdankte er ein in dem Dorfe Lustadt gelegenes Lehngut, das er sein Terpsopolis zu nennen pflegte.

Außer der Jurisprudenz waren historisch und antiquarische Studien seine Lieblingsbeschäftigung. Auch in lateinischen Versen machte er, besonders in früheren Lebensjahren, einige Versuche²⁾. Seine Schriften sind zahlreich. Eine der wichtigsten waren die *Heidelberg 1599 in Fol. herausgegebenen Origines Palatinæ*³⁾. Außer gründlichen Untersuchungen über die ersten Bewohner der Pfalz gab er in dem genannten Werke eine genaue Beschreibung der Alterthümer in Heidelberg und in der Umgegend. Er eröffnete sein Werk mit einer von Petrus Pithöus verfaßten *Observatio de Comitibus Palatinis, tam Germaniae quam Galliae*. In einem Anhange fügte er noch hinzu: *Huberti Thomae Leodii Commentat. de Palatinorum origine et Heidelbergae Antiquitatibus; Monumenta literarum antiqua, quibus Leodius adjutus fuerat, und* endlich: *de Heidelbergae et Manheimio et vicino agro Observatio Joannis Basilii Heroldi*. Ein noch jetzt geschätztes Geschichtswerk waren die von ihm herausgegebenen *Germanicarum Rerum Scriptores alioquot insignes de gestis a Carolo Magno ad Carolum V. Imperatorem, collecti et illustrati notis, glossariis et indicibus per Marg. Freherum*. Der erste Theil dieses Werks erschien zu Frankfurt 1600 in Fol., der zweite 1602, der dritte 1611. Eine neue, vielfach verbesserte und vermehrte Ausgabe besorgte W. S. Struve zu Straßburg 1717 in drei Folianten. Freher hatte sein Werk mit einer Übersicht der vorzüglichsten deutschen Historiker eröffnet, unter dem Titel: *Directorium in omnes fere, quos superstities habemus, Chronologos, Annalium Scriptores, et Historicos potissimum Romani Germaniaeque Imperii*⁴⁾. Für die Geschichte Deutschlands von besonderer Wichtigkeit waren auch mehrer Werke des zu seiner Zeit berühmten

1) Ode ad D. Julium Pacium migrationem in Germaniam parantem. (1585, 4.) Epoe in funere Hugonis Donelli. (Altd. 1591. 4.) (Beide Gedichte auch gedruckt in den *Deliciis Poetarum Germanorum*.) Carmina in Obitu Joannis Casimiri, Comitum Palatini (Heidelberg, 1593, 4.) u. a. m. 2) Eine zweite Ausgabe dieses Werkes erschien zu Heidelberg 1686 in Quart. 3) Auf's Neue durchgesehen und mit einer Abhandlung von Kaspar Gattarius (de praecipuis Scriptoribus Historiae Germaniae) vermehrt, gab J. D. Köpfer, Professor der Geschichte in Altdorf, das genannte Directorium zu Nürnberg 1720, 4. heraus.

1) Bergl. Zacher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 735 fg.

Johann Tritheimius, deren Herausgabe Freher besorgte⁵⁾. Auch von den vorzüglichsten berühmten Geschichtsschreibern veranstaltete er eine schätzbare Sammlung⁶⁾, die unter andern die Schriften des Aeneas Sylvius enthält. Seine Kenntnisse in der Numismatik zeigte Freher in der Schrift: De re monetaria veterum Romanorum, et hodierni apud Germanos Imperii libri duo⁷⁾. Seine zu Heidelberg 1611 in Quart erschienene Abhandlung: De legitima tutela curaque electorali Palatina, betraf einen Streit, der sich damals wegen der Vormundschaft des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zwischen den Prinzen dieses Hauses und zwischen Philipp Ludwig von Neuburg erhoben hatte. Freher ergriff die Partei der pfälzischen Prinzen, gerieth aber durch die Behauptung, daß die kurfürstliche Würde den Rheingrafen nicht als Herzogen von Baiern, sondern als pfälzischen Prinzen gebühre, in eine literarische Fehde mit dem kurfürstl. bairischen Rathe Gwoldus, der zu München 1612 eine Antithesis ad assertionem Freheri de Palatino Electoratu drucken ließ. Freher verteidigte sich dagegen in seiner Epistola responsoria ad Christophorum Gwoldum de Electoratu Romani Imperii Comitatus Palatinae Rheni antiquitus adnexo⁸⁾. Die von seinem Gegner verfaßte Replicatio Gwoldi ad Freherum (Monachii 1612. 4.) ließ Freher unbeantwortet. Doch nöthigte ihn, kurz vor seinem Tode, ein abermaliger Angriff noch eine Vertbeidigung ab in der zu Heidelberg 1614 herausgegebenen Schrift: *Marg. Freheri ad Christophori Gwoldi Epistolam monitoriam de suscepta, non recepta, Epistola Responsoria*. Verdrängt ward durch ein ähnliches Werk von Ducheine, das sich durch größere Correctheit empfahl, das von Freher herausgegebene Corpus Francicae Historiae veteris et sinceræ etc. (Hannoviae 1613. fol.) Größere Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe der wichtigen Urkunde über den Vertrag, der im J. 842 im Lager bei Straßburg zwischen Ludwig dem Deutschen und Franzreich zu Stande kam⁹⁾. Zu den übrigen von Freher theils selbst verfaßten, theils herausgegebenen Schriften historischen und antiquarischen Inhalts, die erst nach seinem Tode erschienen,

5) *Joannis Tritheimii Opera historica* a Marg. Frehero collecta. (Frankf. 1604. fol.) 2 Voll. Jo. Tritheimii res gestas Frederici I., Electoris Palatini, cum notis. Accessit Petri Antonii Finckelmeier de dignitate Principum. (Heidelberg. 1602. 4.) 6) *Rerum Bohemiarum Scriptores aliquot antiqui, qui de gentis origine et progressu, Regum gestis, Hussitarum atque historiarum scriptis, collecti et editi per Marg. Freherum*. (Hannov. 1602. fol.) 7) *Accedit Nic. Gremii, Kipskopii Lexovicensis, de origine, potestate et mutatione Monetarii liber, et succinctus Gabriels Poyet tractatus ejusdem argumenti, cum notis ipsius Freheri*. (Lugdunum 1603. 4.) Die oben erwähnten zwei Bücher: de re monetaria, findet man auch im ersten Theil von Gravii Thes. Antiq. Romanar. 8) Heidelbergae 1612. 4. 9) Der Titel dieses Werkes lautet: *Foederis Ludovici Germaniae et Caroli Galliae Regum, Ludovici Pii filiorum, Caroli Magni nepotum, apud Argentoratum anno 842 percussu formulae, Utriusque linguae Monumentum, ut unum omnium, qui hodie supersunt, statet vetustissimum. Nunc est Archetypa restitutum, et notis expositum studio Marg. Freheri*. Accedit elegans questio, qua proprie prius Franciscorum Reges uti sunt. (Heidelberg. 1611. 4.)

X. Guchl. d. W. u. S. Erste Section. XLVIII.

gehören unter andern: *Commentarius ad Aureae Bullae Cap. VII. de successione Electoratum in primogenitis et hereditibus eorum*. (Heidelb. 1615. 4.) *Constitutio Caroli III. Imperat. de Expeditione Romana*. (Aug. Trebece. 1627. 4.) *De Statuta Caroli Magni* (Norimb. 1657. 4. Heidelberg. 1662. 4. u. a. m.¹⁰⁾.)

FREHER (Paul), Arzt, geboren zu Nürnberg am 5. April 1611, gest. ebenfalls am 27. Oct. 1682, war der Sohn eines Advocaten. Er studirte Medicin in Graft, machte dann Reisen, promovierte in Altdorf und practicirte dann in Nürnberg. Seine Ruhestunden benutzte er zur Bearbeitung eines großen Werkes, das aber erst nach seinem Tode von seinem Neffen, dem nürnberg. Arzte Karl Joachim Freher (geb. den 29. Aug. 1655, gest. den 6. Nov. 1690), herausgegeben wurde: *Theatrum virorum eruditioe flororum a saeculis aliquot ad haec usque tempora clarorum*. (Norimb. 1688. Fol.) Dieses biographische Werk enthält gegen 1300 Portraits, 16 auf jeder Seite, und gegen 2850 Artikel. Freher handelt ohne Unterschied von den Gelehrten der verschiedensten Länder. Jedem Artikel ist ein bibliographisches Verzeichniß angehängt. Das Werk zerfällt übrigens in drei Sectionen: a) Päpste, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Theologen. b) Kaiser, Könige, Fürsten, Adelige, Reichsgelehrte, Professoren, Magistratspersonen. c) Ärzte, Chemiker, Botaniker, Anatomen. d) Philosophen, Philologen, Historiker, Dichter, Mathematiker u. s. w.

(F. W. Theile.)

FREIA, FREYJA (teutsche und nordische Mythologie), hat im Langobardischen die Form *Frea*. Paulus Diaconus erzählt als alte Sage Folgendes: Die von den Wänilern zum Kampfe herausgeforderten Wandalen bitten Wodan um Sieg über die Wäniler. Wodan antwortet, er werde den Sieg denjenigen geben, die er beim Aufgange der Sonne zuerst erblicken werde. Da wendet sich Gumbara, die Mutter Ibon's und Avo's, der Herrscher der Wäniler, an Frea, die Ehefrau Wodan's, und verlangt für die Wäniler den Sieg. Frea gibt den Rath, daß die Weiber ihr Haupthaar auflösen, dasselbe wie einen Bart um das Gesicht legen und mit dem frühesten Morgen mit ihren Männern erscheinen und sich ebenfalls dem aus dem Fenster nach Osten schauenden Wodan zeigen sollen. Als sie Wodan bei dem Aufgange der Sonne erblickt, sagt er, wer sind jene Langobarden (Langobardi)? Da fügt Frea hinzu, daß er denen, welchen er den Namen ertheilt, den Sieg schenken möchte¹⁾. So er-

10) Beigl. M. Adami Vitae letorum germ. p. 216 seqq. Pauli Freheri Theatr. Virorum doctor. p. 2002 seqq. Riccon's Radixen von berühmten Gelehrten. 21. Th. S. 248 fg. Brucker's Orientemp. 3. Th. S. 106 fg. Scher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 736 fg.

1) *Paulus Diaconus*. De Gentis Langobardorum. Lib. I. Cap. 8 (ap. Maratori, Rer. Ital. Script. T. I. P. 1. p. 411): Refert hoc loco (nämlich wo erzählt wird, wie die Wäniler mit den Wandalen kämpfen sollen), ridiculum fabulam etc. 2) Es gehöret sich nämlich, daß, wenn Jemand einem andern Namen gab, er ihm zur Namensbedeutung (altnerbisch: Nafn-festi) ein Geschenk gab.

theilt Wotan den Winiern den Sieg. Soro Grammaticus³⁾ sagt: ubi (in Gullandia) et Paulo teste, auctore Frig dea, Longobardorum vocabulum, quorum postea gentem considerant, traduntur adepti. Soro Grammaticus setzt hier auch Frigg statt Freia, weil er weiß, daß Frigg Eddins Gemahlin heißt, und nicht erwoog, daß Freia und Frigg ursprünglich ein Wesen waren und erst später in zwei Wesen getrennt wurde; weshalb das Frigg keinen von den zwölf Himmelsböden, welche in den Grimnismål ausgefüllt werden, sondern nur Freia, und zwar *Folkvaenger*⁴⁾. Auch nur dadurch, daß Freia und Frigg früher ein Wesen, also Freia die Gemahlin Eddins⁵⁾, woraus später, als Freia und Frigg getrennt wurden, ein Eddr⁶⁾ gebildet wurde, gewesen war, wird erklärt, daß Freia die Hälfte der in der Schlacht Erschlagenen erhielt, wie die Grimnismål und nach ihnen die Gylfaginning ausdrücklich sagen, weshalb eine der dichterischen Umschreibungen⁷⁾ Freia's die war: eigaendi walfalz⁸⁾ ok Sessuruminn⁹⁾, Eigenthümerin, Besizerin des Walfalles (der in der Schlacht Fallenden) und Sessuruminn, wo die eine Hälfte der Erschlagenen ihre Sitz erhielten, während dieselbe mit der andern Hälfte in Walhalla geschah. Daß die eines gewaltsamen Todes sterbenden Frauenzimmer zu Freia kamen, geht aus der Egila-Saga¹⁰⁾ hervor. Egill Skatalagrimsson, in dem großen Schmerz darüber, daß sein Sohn ertrunken, nimmt, um ebenfalls zu sterben, weder Speise noch Trank zu sich. Seine Tochter Thorgeirr, von Asgerd befragt, ob sie Nachessen (nattwærd) gegessen, antwortet: „Ich habe kein Nachessen zu mir genommen, und ich werde keins eher haben, als bei Freia“. Ich kann mir nicht besser rathen, als mein Vater; ich will meinen Vater und Bruder nicht überleben.“ Freia und Frigg muß man ursprünglich als die nur mundartlich verschiedenen Bezeich-

nungen für ein und dasselbe Wesen annehmen. Das Sternbild, das Haar Berenice's, der Gürtel Orion's, der Stab Jacob's, werden bei schwedischen Bauern Freje-Rock (Freia's Rocken) und Frigge-Rock (Frigg's Rocken, altnordisch Friggjar-Rock) genannt¹¹⁾. Hiermit sind die verschiedenen Formen der Benennung Friggtag zu vergleichen, wobei jedoch die Untersuchung schwierig ist, weil man dabei an frei (liber), althochdeutsch fri, in der Bezeichnung frije, denken kann und auch wirklich gedacht hat. Doch läßt es wirklich davon, so müßte er schwedisch und dänisch Fridag heißen, da er doch Fredag, sowie im friesischen Fredis, genannt wird, und also Abkürzung des altnordischen Freyjudag (v. h. Freia's Tag) ist, wiewol eine andere Form Friä-dagr lautet, welches sich durch dies lieber erklären ließe, wenn es nicht wahrscheinlicher als eine Abkürzung aus einem mutmaßlichen Friggjardagr (Frigg's Tag) anzunehmen wäre. Im Angelsächsischen heißt er Frigedæg, englisch Friday, sprich Freidach, welches man von Freia ableitet¹²⁾, oder auch von der andern Form, nämlich von Frea, indem Willielmus Walmesburien¹³⁾ sagt: Erant (nämlich Englist und Horca) abnepotes illius antiquissimi Woden, de quo omnium fere harbar. Gentium regium genus

11) Ihre, Gloss. Silegoth. unter Frigge-rock. Daß die Benennung Freje-rock oder Frigge-rock nicht bloß auf Schweden beschränkt gewesen, läßt sich daraus schließen, daß die isländischen Bauern das genannte Sternbild Mare-Rock, Maria's Rocken, zu Folge einer christlichen Umwandlung einer ursprünglich heidnischen Benennung, heißen. Ähnlich werden mehrere Arten des Farnkrautes asplenium, polypodium, adiantum, lateinisch capillus Venereis, isländisch Freyjuhar (Freia's Haar, adiantum aureum), dänisch Fruehaar, Venusstra, Venusgras, norwegisch Marigras, deutsch Maringras, Frauenhaar, Jungfrauenhaar genannt (vergl. J. Grimm, Deutsche Mythologie S. 192). Ähnlich heißt Polypodium vulgare Marie-Bregne, Drosera rotundifolia, dänisch Solddag, Sonnenblau, Himmelssilber, Himmelstau, heißt im Norwegischen Mariae Orientsae, Maria's Kugelmöhre, welche Benennung Finn Magnusen (Lex. Mytholog. p. 361) auf Freia's Thronrücken deucht, sowie er auch die norwegische Benennung Mördal (Leonurus cardiacus, dänisch Hjertespen) von dem alten Namen der Freia, welche er als der Wund heilt, Mardall ableitet, sowie auch zu Freia die norwegische Benennung Fruubouke, Fraeng, dänisch Venus-Straa, Venusgras (Aira cespitosa) und die norwegische Benennung Mari-Gras (Aira odifera) zieht. Im Schwedischen wird Marie-Gras, alsammengesezt Mari-Gras (aus ferstem Amor-Gras, Myk-Gras), Hieracium odorata genannt (f. Wahlenberg, Flora Suecica, P. I. p. 53). Solche und ähnliche Benennungen anderer Pflanzen deuten denselben durch Veräch der Krieger. Von den Freyjuhar (adiantum aureum, dänisch Fruehaar) namentlich glaubt man, daß es Kräftigkeit der Kraft be-nehme, aus ihnen entweichende Krautpflanzen böse und schädliche Kinder erhalte. Bergl. Finn Magnusen, Lex. Mytholog. im 3. Bde. der neuen Ausgabe der Edda Samundar p. 381, und ebenfalls: Völo-spä. Introductio p. 9: aie herbae olim Frigae vel Prygae dioatae tunc offerbantur Mariae, Christi matri, cum vulgo appellatae Prae (domina) Vro Prae (domina nostra) etc. 12) So p. B. Wagner, Bälly, Fahrenräger's Wörterbuch der englischen Sprache. 12. Aufl. I. Bd. S. 387: Friday, freidag (von Freia, f. free). Zag des Freidag, der Siebe, der Venus; der Freitag. Die Stelle des Joh. Obergg. Wachter, Glossar, Germ. col. 485 aus Marcellianus, Observaciones ad Versionem Anglo-latinoam pag. 514, welcher die Benennung des genannten Tages von der sächsischen Frau, welche mit vertheilten Namen, als Freya, Friga, Fria u. f. m., bezeugt werde, ableitet.

3) Historiae Danicae Lib. VIII. (Ausgabe von Stephanius S. 159). 4) f. Wagem. Enchir. v. H. u. S. 1. Sect. 36. 2b. S. 136. 137. 5) f. dieselbe 3. Sect. 8. 2b. S. 390. 261, wo S. 261. Ep. 2. 3. 8 statt Oda meo meo zu lesen ist. 6) kenningar in den Skaldskaparmål Cap. 20 in der Soorra-Edda, Ausgabe von Rast S. 119. 7) Mit eigaendi walfalls, fahrende (Frischerin, Eigenthümerin) des Walfalles, der in der Schlacht Fallenden, ist zu vergleichen der ebenfalls dichterische Ausdruck Walfreyja in den alten Eddakleinern (p. 8. in der Niala-Saga Cap. 79, lespabagger Ausgabe S. 11), welches entweder speziell auf Freia, als Walfreyja gedacht, geht, oder eine dichterische Bezeichnung einer Walfreyja überhaupt ist, indem Walfreyja, Walfreyrin, d. h. Freia, zu Erschlagenen, zum Gefallenen werden Crediten über der Erschlagenen lebt. Mit neuen Freyja (Ber-ri) in den Nordischen oder die deutsche Form Freia (Freia, Berri) kam, wurde eine Walfreyja auch Walfree (Walfrey, d. h. Freia der zum Tod in der Schlacht Erschlagenen) genannt. Der Ausdruck Walfree kommt in den frühsten Eddern vor. So p. 1. lautet im Eilde Sedra-Rujna (das ist auf Altnordisch Sörlarima, Keimlich über Eddi, welcher ein altnordischer Heil ist), dänisch überlebt in den lespabagger Blättern Kjölbhannas Skilderis für das Jahr 1825. Nr. 35) die Epitrophe: Lader Danda dund Dregel Nu stadaligen aliger; Haar wed Kredens Walfruen; Lasset Tanz tönen, Barde! Nun flüchtig steigt! (Es) hebt an dem Kreise die Walfreyja. 8) Reminiscen Sessuruminn. 9) Cap. 79, lespabagger Ausgabe von 1840. S. 603. 10) engan heft nattu-ward haft, ok engang mun ok fyrr ena af Freyja (Bewegung von Freyja), d. h. in Freia's Wohnung.

lineam trahit; quemque Gentes Anglorum Deum esse delirantes, et quantum diem septimannae, et sextum uxori „jus Freae perpetuo ad hoc tempus consecravimus sacrilegio. Ähnlich stellt auch Gobelinus Persona die Ableitung des Namens des vierten und des sechsten Wochentages zusammen, indem er nämlich mit Beziehung auf das, was die Gesta Langobardorum¹¹⁾ über Woden enthalten, entwickelt, daß nach Godan oder Wodan die Wittwoche in Westfalen Godeustag, in Seldern und der Umgegend Wodenstag, oder per synecopam Woanstag, und der Dies Veneris, Frigage von Freige, Frege, wie ein Theil der Teutonen die Venus geheissen, genannt worden sei¹²⁾. Im Zattian¹³⁾ wird der Freitag Frigetag, und im Ostrid¹⁴⁾ Frindag genannt. Im Ostreß dessen bemerkt Jac. Grimm¹⁵⁾: „Der althochteutsche Frilatac ist deutlich ein altnordischer Frigg-jardagr, der altnordische Freyjudagr wäre ein althochteutscher Frowduntac.“ In der thüringischen Besprechungsfornel¹⁶⁾ heißt es: Thu biguolen Fräu, Volla era suister, da bespraden Fräu, Volla ihre Schwester. Wie wir im Artikel Frau (etymologisch) gezeigt haben, bedeutet dieses und Freia ursprünglich Herrin, und so ward die Gemahlin des höchsten Gottes vorzugsweise bezeichnet. Für den Umstand, daß Freia und Frigg ursprünglich ein Wesen waren, spricht auch die thüringische Besprechungsfornel durch obige Zusammenstellung, indem hier Volla als Fräu's (d. h. Freia's) Schwester erscheint, während in der nordischen Mythologie, sowie sie auf uns gekommen ist, Fulla zu Frigg gestellt¹⁷⁾ ist, nämlich Frigg's

Eski (Schachtel) trägt und ihre Schußkleidung (Fußbekleidung) bewahrt, und die geheimen Rathschläge mit ihr weiß¹⁸⁾. Durch Trennung Freia's und Frigg's in zwei Wesen mußte bei der Abtheilung der Attribute des früheren einen Wesens ein Schwanken in den verschiedenen Sagen entstehen. Dieses ist besonders mit dem Walshamar (Habichtshemde, d. h. Habichtshülle) der Fall. Nach der Thrymsquida läßt sich Eski, als er nach Jotunheimar zu dem diesen Thrym fliegen will, von Freia deren Fiathrhamr (Bederhemde) leihen¹⁹⁾. Diese Stelle ist nicht entscheidend, da der Hamr zwei Mal des Stabreims wegen bloß im Allgemeinen Fiathrhamr genannt wird, und es daher auch ein Swanhamr (Schwanhülle) sein könnte, wie diejenigen Walfozien haben, welche nicht zu Ross erscheinen, und ein Swanhamr für Freia gut paßt, da sie in der Schlacht zu Erschlagernde hielet. Aber nach den Bragarædar²⁰⁾ läßt Eski, als er nach Jotunheimar fliegen will, um Thum wieder zu holen, sich von Freia den Walshamar leihen. Dagegen ergötzt sich nach den Skaldskaparmál²¹⁾ Eski mit dem Walshamar Friggjar (Frigg's) und siegt nach Geirróðargarhar, und ebenfalls wird unter den Kenningar'n Frigg's aufgeführt: drotning walshams (Königin der Habichtshülle, mit dem Habichtshemde). Diese Bezeichnung würde also hinken, wenn eigandi walhams, Besitzerin des Habichtshemdes, stände. Aber drotning walshams, Königin mit dem Habichtshülle, ist nicht zweideutig, für eine Zeit, da Frigg als oberste Frau Odhin's galt. Die Trennung des einen Wesens in Freia und Frigg konnte um so leichter geschehen, da bei den Germanen, besonders im Ostreß der Fürsten, die Eheverweigerung statthatte, wie wir in diesem Abschnitt im Artikel Frauen gezeigt haben; aber freilich drotning, Königin, konnte nur eine sein, und dieses ward Frigg. Konn (Weib) Odhin's konnte jedoch Freia bleiben, woraus dann im christlichen Zeitalter, wo die Eheverweigerung verdammt ward, Fridhla (Geliebte, Weisfächerin) wurde. Als Odhin's Fridhla erscheint Freia in der nur in späterer Gestalt auf und gekommenen Sage von dem Bersingam-men²²⁾. Freia, die Tochter des vom Odhin zum Blotgodi (Eperpriester) gesetzten Njörðr, folgt Odhin, dem Könige von Åsgarðr, in Asaland oder Asalandheim, im Osten von Wanakvisl²³⁾ (des Don), und ist seine Fridhla. Odhin liebt Freia'n sehr, denn sie ist aller Weiber schönste in jener Zeit. Sie hatte eine Skemma (abgedeckter Frauenwohnung). Diese war beides, schön und stark (fest), so daß man sagt, daß wenn das Gatter am Thore²⁴⁾ jürðt (juleht) und verschlossen war, Niemand in die Skemma ohne Freia's Willen

14) Paulus Diaconus Lib. I. Cap. 3. 15) Gobelinus Persona, Cosmodromil Actas II. ap. Meibomium, Rer. Germ. T. I. p. 81: Die Veneris diebatur Frigage: Unde Venus diebatur de amoris, et ut mihi videtur, salvo iudicio meliori, Venus quodam Teutonico die est Freia, dum adhuc gentiles erant: Unde habemus adhuc verbum vulgare Freia, quod est ob copulas carnalis amoris consensum in alium vel aliam dirigere, seu ad consensum huiusmodi provocare, vel saltem consensum propagare, und weiter unten: Sed quia nomina Deorum et Deorum apud diversas gentes confundebantur, ita quod illa des, quae apud aliquas gentes diebatur Venus; apud alias diebatur Ceres, apud alias diebatur Frege secundum interpretationem idiomatum, quoniam apud alias gentes illa erat nomini diversorum deorum vel deorum; und noch weiter unten: Ergo si eadem dea Venus, quae et Vesta et Ceres dicta est, cuius beneficia foeminae liberantur in colitu, sicut beneficia Liberi ipsi viri, recte lingua Teutonico haec dea Frege appellatur. Mit der Namensform Freia und Frege vgl. Freke, Leckards. De Orig. Germ. p. 218: celebratur in piebe saxonia fra Freke, cui eodem nomina tribuuntur, quae superiores Saxones Holdas suae adscribunt. Wan fana mit vieler Rücksichtlichkeit annehmen, daß bei den Teutonen die Trennung des ursprünglichen einen Wesens in Freia und Frigg nicht statthatte. Junius (Gothicum Glossarium p. 172) leitet Freitag in Wülfst auf das angelsächsische Frigedag von dem (schwedischen) Östergötts Frikko (s. d.) ab, wobei jedoch zu bemerken ist, daß Freia, Frigg (s. d.), Frey (s. d.) und Frikko ursprünglich ein Wesen waren. Da sie jedoch später getrennt sind, wird der letzteren Rücksicht wegen von jedem besonders gehandelt. Über Fröbiol (Fris's Opfer) s. die Allgem. Encycl. d. B. u. A. 3. Sect. 4. Bd. S. 136. 16) Cap. CCXI, 1. 17) Lib. V. Cap. IV, 12. 18) Zattian'sche Mythologie S. 192. 19) J. diebiste in der Allgem. Encycl. d. B. u. A. 3. Sect. 20. Bd. S. 371. 20) Gylfaginning Cap. 49. Snorra-Edda, Ausgabe von Rask S. 98.

21) Gylfaginning Cap. 35. S. 36. Vergl. Skaldskaparmál Cap. 19. S. 119, wo als eine der häufigsten Bezeichnungen Frigg's drotning Fulla, Königin Fulla's, aufgeführt wird. 22) Thryms-Quida Str. 3. 4, große Ausgabe der Edda Samundar, I. Bd. S. 183. 184. 23) Cap. 56 in der Snorra-Edda, herausgegeben von Rask S. 81. 24) Cap. 18. S. 113. 25) Im Sörlátrah von Ólafu Tryggvasonar saga 2: um parti, 7 kap, bei Rask, Snorra-Edda p. 353, bei Rask, Fornaldar Sögur Norðlanda, I. Bind, p. 291. 26) Vergl. Snorra-Edda Sagen, Sörlátrah (Helmküring), überlegt von F. R. S. S. 2. 27) haurðin, buchstäblich die Herd.

kommen konnte. Das geschah eines Tages, daß, als Freia zu dem Steine ging, er offen war. Die Zwerge waren beim Verfertigen eines Gulden's (goldenen Halschmuckes in Wundersgestalt). Freia zeigte Wohlgefallen an dem Men (mondbornigen Halschmuck) und den Zwergen gefiel Freia. Sie schickte um das Men bei den Zwergen, dot Gold und Silber dafür, und andere gute Kostbarkeiten. Sie sagten, daß sie keiner Schöde bedürftig seien, aber jeder wolle seinen Theil an dem Men verkaufen, und nichts Anderes dafür haben, als daß sie bei jedem derselben eine Nacht läge. Sie wurden Handels eins, und nach Verlauf von vier Nächten und Rollendung aller Verträge händigten sie Freia'n das Men ein. Sie begab sich heim in ihre Stemma und verbielt sich still, als wenn Nichts geschehen wäre. Loki Laewiss (der Arglistige), Dbbin's Mann (Rasall), der diesem Alles hinterbrachte, ward auch weiß, daß Freia das Men erhalten, und was sie dagegen gegeben hatte, und sagte es dem Dbbin. Dieser ließ ihm, daß er das Men erlangen und ihm bringen sollte. Loki erwiderte, daß Niemand ohne Freia's Willen in die Stemma kommen könnte. Dbbin sagte, daß Loki nicht weiter kommen sollte, bevor er das Men erlangt hätte. Loki ging zur Stemma Freia's und sie war verschlossen. Er suchte hineinzukommen, aber es gelang nicht. Große Kälte herrschte, und Loki begann sehr zu frieren. Da ward er zu einer Fliege. Er flog durch alle Schösser und gelangte in die Stemma, Alles schlief, begab sich hinein zu Freia's Lager und brachte in Kenntniß, daß Freia das Men an ihrem Halse hatte, und daß die Spangen niederwärts gesteckt waren. Loki ward da zu einem Flob, setzte sich auf Freia's Kinn und schloß sie so, daß sie erwachte. Sie wandte sich um und schlief wieder ein. Da nimmt Loki den Flöarhamr (die Flobhülle) von sich, zieht dann das Men ihr ab, schliefst dann die Stemma auf und geht fort und zu Dbbin. Freia erwacht am Morgen und sieht, daß die Thore offen, aber nicht zerbrochen sind; aber das Men, das gute, war fort. Sie glaubt zu wissen, welche List dabei im Spiele sei, geht, sobald sie angelockt ist, in die Halle hinein vor den König Dbbin, und redet darum, daß er habe übel thun lassen, daß er ihre gute Kostbarkeit habe ihr stehlen lassen, und bittet ihn, daß er sie ihr wieder verschaffe. Dbbin antwortet, daß sie es nie wieder erhalten solle, wenn sie nicht bewirke, daß zwei solche Könige, deren jedem 20 Könige dienen, uneinig werden und sich mit dem durch Zauberei bestimmten Schicksale schlagen, daß sie, so oft sie fallen, wieder aufstehen und sich schlagen, bis ein christlicher Mann so kühn sei und ihm so großes Uebel von seinem Heilande folge, daß er in die Schlacht derselben zu gehen und mit Waffen diese Menschen zu erschlagen wage. Freia sagt es zu und empfängt das Men. Der Sörlathatr erzählt nun weiter, wie zwei Könige entzweit werden und sich schlagen. Ungewiss bleibt, ob der Dichter unter Göndul, die jenes bewirkt, die Freia selbst versteht, die diesen Walfjennamen angenommen, oder ob Freia die Göndul abgethan hat. Der Zweck der Dichtung ist, die eddische Sage von dem Hingehingewig an die Geschichte Dlaf's Traggewaf zu knüpfen und

seinen Gefährten zwar dadurch zu verherrlichen. Da der Verfasser des genannten Thätr nicht den Zweck hat, die altnordischen Sagen rein darzustellen, so bleibt im Betreff der Sage von Freia's Halschmuck ungewiss, in wieviel sie von der echten Sage abweicht, oder mit andern Worten, was der Dichter hinzugebichtet hat. Vielleicht hatte derselbe, da er so spät schrieb, nicht einmal die alte umständliche Sage mehr vor sich, sondern folgte seiner Phantasie. Wenigstens ist die umständliche Sage nicht in die Edda aufgenommen. Wir wissen daher nicht, ob die Angabe im Sörlathatr, daß Freia, um das Men von den Zwergen zu erhalten, sich ihnen preisgegeben, eine Erfindung des Dichters des Sörlathatr ist, um Freia'n, die heidnische Göttin, verächtlich zu machen. Zweifelshaft bleibt daher, ob die Erzählung bei Egar Grammaticus²⁹⁾, wie Frigg, um Schmuck zu erhalten, durch Schmiede Gold von der Bildsäule ihres Gemahltes Dbbin's abziehen läßt, und wie, nachdem dieser die Schmiede durch Aufhängen getödtet, Frigg dennoch fortfährt, die öffentlichen Ehrenbezeugungen ihres Mannes dem Glanze ihrer Tracht nachzugehen und sich einem der Familiarien zum Stupor unterwirft und durch dessen Erfindungsgeist die Bildsäule Dbbin's zerstört wird, zweifelshaft bleibt, sagen wir, ob diese Erzählung dasselbe Abenteuer enthalten soll, was der Sörlathatr von Freia'n erzählt, oder ob nicht beide unabhängig von einander erbichtet sind. In der Lokasenna (Loki's Banke) eithr Loka-Gleppa (Loki's Schuppen mit den Zähnen) sagt Loki Str. 26³⁰⁾: Schweig du, Freia! du bist Þiorgvyn's³¹⁾ Mädchen (Tochter) und bist immer mannigfaltig (vergürr) gewesen, damals, als du dich, Wätrir's³²⁾ Weib! von Wei und Wili³³⁾, beiden, in den Busen nehmen ließest³⁴⁾, und Str. 33: Schweig du, Freia! dich kennst ich vollkommen; dir ist nicht Mangel an Schändlichkeiten. Der Asen und Asen, welche hierinnen sind, ist jeder dein Subel³⁵⁾ gewesen (hat mit dir Ehebruch getrieben). Bei solchen Beschuldigungen konnte der Verfasser des Sörlathatr um so weniger Bedenken tragen, Freia'n sich auch den Zwergen für den ausgezeichneten Halschmuck hingeben zu lassen. Auch wenn er es nicht in der echten Sage fand. Wie Freia in den Wess's des Þringskamen gekommen, wissen wir, wenn wir die Erzählung im Sörlathatr nicht als echt annehmen, gar nicht; auch wissen wir das Nähere nicht, auf was für Veranlassung und auf welche Weise es ihr von Loki gestohlen worden. Die beiden Eddor enthalten nur Folgendes. Nach der Þrymsquida eithr Hamarsheimt steht der Riese Þrymr Thor'n den Hammer. Thor und Loki geben zu Freia's Wohnung, und diese leihet Loki'n ihren Fiathrahgar (Fettershülle). Mittels desselben flieht Loki nach Jötunheimar. Þrymr sagt, daß er den neun Kasten unter der Erde verstaubten Hammer nur unter der Bedingung herausgeben werde, wenn Loki ihm Freia'n

28) Hist. Dan. Ldb. I. Ausgabe von Stephanius, p. 13.

29) Große Ausgabe der Edda Saemundar. I. Bd. C. 161.

30) Hier vermutlich ein Riese. 31) Dbbin's. 32) Dbbin's Mädchen.

33) Dieser Wätrus sollte ursprünglich wol seinen ethischen, sondern einen physischen Sinn haben. 34) hör, unter in alter Bedeutung, adulter.

zur Frau bringe; Loki bringt diese Nachricht Thor'n. Sie gehen zur glänzenden") (schönen) Freia. Sie muhen ihr zu, sich mit dem Brudralin (Brautlinien) zu umbinden und mit Loki nach Jötunheimar zu fahren. Jorinig wurde da Freia und schnaubte. Der ganze Asasalar (Aienwohnung) erbeite darunter. Es sprang jenes große Brisinga-men"). Du sollst mich für die manngierigle") halten, wenn ich mit dir nach Jötunheimar fahre. Die Aien und Asinnen halten Rath, wie sie Thor's Hammer wieder gewinnen sollen. Der in die Zukunft schauende Heimdall sagt: Binden wir Thor'n da mit Brudralin (Brautlinien), habe er das große Brisinga-men"). Lassen wir unter ihm Schlüssel klingen, und Weibergewand um die Knie fallen; aber auf der Brust (machen wir an) breite Steine (Eissteine); umgöphen wir geschickt das Haupt. Thor hat zwar nicht Lust, sich als Weib zu verkleiden; aber es wird ihm vorge stellt, daß die Jötmar bald Aegard bewohnen werden, wenn er seinen Hammer nicht wieder an sich bringt. Sie binden um Thor'n das Brautlinien und das große Brisinga-men"). und thun weiter, wie Heimdall beschließen hat. Thor fährt nun, als Freia verkleidet, mit Loki, welcher als deren Wagn verkleidet ist, nach Jötunheimar und schlägt mit dem Hammer, den er wieder erhält, Thrumr und die andern Riesen. Wieviel stahl nach der alten echten Sage bei dieser Gelegenheit Loki das Brisinga-men. Unter den Kennnngen (dichterischen Bezeichnungen) Lok's in den Skaldskaparmál") findet sich thiofste jötuna hafns ok Brisinga meus ok Ithunar epla, Dieb des Rodes der Riesen und des Brisingamens und der Äpfel Idun's. Eine der Umschreibungen Heimdall's ist ebenfalls") Loka-dölgr (Loki's Feind), mensaekir Freyja"), Zueher, recuperator"), des Rens der Freia (d. h. der, welcher Freia'n das Ren wieder zu verschaffen suchte, oder wieder verschaffte), und etwas weiter unten wird bemerkt: Er ist auch tilsaekir Wagnsakers ok Singa-steins (Angreifer Wagnsaker's und Singasstein's"), da tritt er mit Loki um das Brisinga-

men"), und sogleich") darauf: Ulfir Uggason sang in der Húsdrápa") lange Stunde (lange Zeit, d. h. umständlich) nach derjenigen Erzählung, in welcher dessen erwähnt wird, daß sie in Sechsmalgestalten waren"). Unter Lok's Kennnngen wird aufgeführt"): thrautadölgr") Heimdallar ok Skatha (fliehender Feind Heimdall's und Skathi's). So"), wie hier sagt Ulfir Uggason: Es folgt nun eine Strophe"), in welcher von Heimdall's Wagn der Vertheidigung gegen Loki die Rede ist, und at Singasteini (zu Singasstein) erwähnt, und gesagt wird, der mutsarte Sohn von einer und acht Müttern (d. h. Heimdall) herrsche über die glänzende Meer-niere, was wol eine dichterische Beschreibung des Goldes und hier speciell des goldenen Halschmuckes der Freia sein soll; und es paßt dieses ganz zur Umschreibung Heimdall's durch men-saekir Freyja (recuperator mollis Freyae) und zu der Umschreibung Freia's"): eiganli Brisingamens, Habende (d. h. Besitzerin) des Brisingamens. Der Verfasser der Gylfaginning") denkt sich dagegen Freia'n als solche, welche das Brisingamen verloren; denn während er im Ubrigen in der Form der Gegenwart von ihr geredet hat und redet, sagt er Freyja ätti Brisinga men, Freia hatte das Brisingamen. Die Sage also, daß Heimdall ihr das Brisingamen wieder verschafft, war nicht so allgemein, als die Sage, daß es Loki ihr entwendet habe. In Brisingamen nimmt ein Theil der Forscher Brisinga als Genitiv eines patronymischen Namens Brisingar, und meint, daß die Aenre, welche nach dem Sirlathar den Halschmuck gefertigt, Brisingar geheißen") haben, und übersetzt Brisinga-men durch: Brisingoram monile"). Da Brisinge eine Benennung des Feuers ist, so haben Andere kein Bedenken getragen, jenes durch: monile rustians"), monile flammaceum"), monile igneum"), zu übersetzen. In diesem Sinne legt") Finn Magnusen das Brisingamen

aus, und Singastein, welches er durch clausens vel altercationum rupes erklärt, verbergen zu haben.

45) Da delidit hann við Loka um Brisingamen. 46) Es steht nur dazwischen: er (Heimdall) heist auch Windler; aber dies scheint nicht in den Zusammenhang zu gehören. 47) Wieviel im 10. Jahrh. verfaßte Lied die biblischen Darstellungen im Krist-saale des isländischen Gesehn, Diez Ps (Psal), besang; s. Augerm. Genst. d. B. u. S. 2. Sect. 12. 2. S. 165, 166, wo S. 166. Cap. 1. 3. 6. statt "Innumonh" zu lesen ist: Stricumond. 48) I sela illum, in Seelunbittern. 49) Cap. 16. S. 106. 50) thraeti ist Bewegung den thraeta, iis, contentio, rix, und dölgr bedeutet Feind (hostis), weshalb es Finn Magnusen (Lex. Mythol., p. 303) gibt durch: hostilis erga Heimdallum et Skadnam alterator. 51) Das aus (in) bezieht sich nicht auf Lok's Streit mit Skathi, sondern auf Lok's Streit mit Heimdall. 52) Es ist, wie aus dem oben Angeführten hervorgeht, eine Strophe aus der Húsdrápa. 53) Skaldskaparmál Cap. 20. S. 119. 54) Cap. 35. S. 37. 55) Gumars, Finli filius, Commencari in Eddica carmina; Auszug daraus in der großen Ausgabe der Edda Seemundar. I. Bp. S. 187, Not. 17. 56) Jac. Grimm, Deutsche Mythologie S. 194. 57) Gumundus Magnús, lateinische Uebersetzung der Eddalieder, ebenfalls S. 187. 58) Derselbe S. 189 und 190. 59) Finn Magnusen, Lex. Mythol., p. 309; flammaceum sive igneum monile, p. 310; flammaceum monile. 60) Es gibt außerdem mehrer Uebersetzungen. So z. B. sagt Krone, Geschichte des Heidenthums im

35) sagra. 36) Stauce that lith micla men brisinga; in der großen Ausgabe der Edda Seemundar. I. Bp. S. 187 ist in der Uebersetzung stauce gegeben durch exultat, und dazu bemerkt: Sc. a collo vel pectore Dese, prae iracundia tumescens. G. Pauli etiam putat verbum stauce per dissilut tunc exponi, quumquam mox integr hat mentio, forte reparati, octo dierum intervallo, quod dicitur infra, XXI, 6. Wahrscheinlich ist das stauce Imperfectum von (a) stöckva, salire (hüpfen, springen) dissilire (springen); nehmen wir es in der Bedeutung von ir-springen, nicht auf den Halschmuck selbst, sondern auf die Spangeln desselben zu beziehen, wie es am besten zu gehen sein durch: Gd sprang u. s. w. 37) vergisnarsta. 38) Hafi han lith micla men brisinga. 39) Bunde ihren Thor hat brudralin, ok eno micla men brisinga; mens ist thiofste von men; aus Rücksichten für die Stellung des Stabreims wird in der Thrymsquida Str. 13, 15 und 19 men brisinga für brisingamen gesetzt. 40) Cap. 16. S. 106. 41) Cap. 8. S. 104. 42) Bewegung von Freyja. 43) Wie Finn Magnusen (Lex. Mythol. p. 309) saekir gibt, und ebenso pag. 311: monilis Freyae recuperator. 44) Finn Magnusen (Lex. Mythol., p. 309) sagt: Loki schneide das Brisinga-men Freia'n dithsiger Rieße abgenommen und im Wette der Wagnsaker, welches er durch sinnum mariorum accu-

auf diese Weise naturförmlich aus. Sowie in der angeführten Trophe der Húsdrápa die Ragnaréin (der Götterrain) als der Götterweg, die Ásenníðr ermahnt werde, und also vom Regenbogen die Rede sei, so nehme der Dichter gleichfalls den Mond für Freia's flammigen Halsband, und nenne es haf-nýra laugro, die glänzende Niere des Meeres oder des Ozeans, wiewol dieses zugleich von dem in das Halsband eingeschlossenen sehr belien oder bligenden Edelsteine gesagt werden könne. Noch heute nennen die Isländer die Árina (ein gewisses, der Iris oder dem Regenbogen nicht unähnliches Meteor der Gestirne) hafgall, d. i. Meerergalle. Freia, die sanfte Göttin der Nacht⁶¹⁾, stehe zugleich dem Monde vor. Es sei daher kein Wunder, daß jenes „lunare monile“ (mondbariger Halschmuck, nämlich men), des Himmels nächtlicher Edelstein⁶²⁾, ihr beigelegt werde, wie man auch im Betreff der Isis, Diana, Parvate und mehrerer dergleichen Götinnen leicht bemerken könne. Der Mond nehme einen feurigen oder flammigen Glanz an, und so sei er von den alten Dichtern Brisingamen, feuriges Halsband (flammeum monile), von dem dichterischen Ausdruck des Feuers brisinger genannt worden. Ueberdies bedeute Men Mondchen, und sei von der Benennung des Mondes Máni, griechisch Mír, abzuleiten. Von Heimdall nimmt ferner Finn Magnusen an, daß er dem

Zeichen des Krebses und dem ihm zugeschriebenen Monate vorsehe. Nachdem eine solche Herrschaft desselben begonnen habe, erlange der Mond, welcher von dem größten Lichte des längsten Tages hinweggenommen oder unterdrückt gewesen, neuen Glanz, und deshalb werde von Heimdall gesagt, daß er ihn aus dem Meere erbebe oder hole, obgleich Eski der Herr oder Hüter des Abgrundes oder untern Hemisphäre unternehme, mit angestrengten Kräften den Mond zu Gunsten der Unterweltlichen oder Titanen in seine Gewalt zurückzuhalten. Freia folge dem Heimdall in der Herrschaft des Himmels oder der Zeit nach, da sie, wie Finn Magnusen ebenfalls meint, das Zeichen des Löwen und den ihm eigenthümlichen Monat regiere⁶³⁾, und so ihren, durch neue Kräfte zu glänzen vermehrten Mond feurig von Heimdall wieder erhalte. Die Alten haben geglaubt, daß jene Eventa sich um die Zeiten der Sommer Sonnenwende zugetragen, und so finden wir leicht die besondere Ursache dieses Umstandes, daß die Bewohner des nördlichen Norwegens das Johanniskreuz, das Luffseer am Vorabende des Johannisfestes, vormals des Festes der Sommer Sonnenwende, noch jetzt mit dem obdachten Namen Brising⁶⁴⁾ nennen. So nach Finn Magnusen⁶⁵⁾. Im Bewußtseie kommt Brosingamene, welches Thorstein⁶⁶⁾ durch „Brosingorum monile“ überträgt, und welches der Dichter etwas weiter unten durch „breost gæwædu“, Brustgewand, Brustbekleidung, Brustschmuck umschreibt, ohne Beziehung auf Freia, nebst andern Kostbarkeiten vor, welche nicht mit einem solchen besonderen Namen aufgeführt werden. Die Frage entsteht hierbei, ist, wie ein Theil der Forscher annimmt, jene Benennung von der Benennung des Schmuckes der Freia entlehnt, und auf eine gewisse Art ausgezeichneten Hals- und Brustschmuck überhaupt übertragen⁶⁷⁾, oder aber bedeutet Brisingamen,

nordische Europa. I. Bd. S. 407: „Auf das Brisingamen der Freia wird Etr. 13. 19 (der Ätræus-Linda) eine Würdigung gelegt, die nicht ohne Bedeutung sein kann. Ich will es einstweilen für einen Verweis erkläre, was am genauesten seinem Wesen zu entsprechen scheint.“ Widor, die Mythologie des Nordens. Aus dem Dänischen (Berlin 1817.) sagt S. 316: „Es sei, daß es mit Bezug auf die Verwandtschaft des Wortes kriegen, zusammenrücken, oder das Isländische brising, das Feuer mit seinem Glanze, genommen wird, dann kann die Bedeutung nicht mißverstanden werden,“ und gibt S. 76 und 77 folgende Auslegung: „Freia werde vorgestelt in dem Besitze eines Halschmuckes, Brising, welcher zunächst die Verknüpfung zweier Liebenden ausdrückt, die — da eine Halskette der Schmuck für Freia war — ohne Zweifel vorzüglich durch die weibliche Schönheit und Reize zu Stande gebracht gehabt werden soll. Dort hat es auch das Symbol für die Liebesflamme sein können, welche der Betreffenden größter Schmuck sei, oder für die Unzerstörtheit des Verhältnisses, durch welche es schön werde; aber es liegt näher, das Brising das Symbol für das ganze Liebesverhältnis zwischen Mann und Weib gewesen sei. Denn wie Brising aus mehreren Gliedern zusammengeleitet gewesen sei, so sei ja auch das Liebesverhältnis eine Einheit, die wie eine Kette aus mehreren Gliedern besteht, und man dürfte hier nicht bei dem Gedankensprünge zu einem einzigen Gliedpaare stehen bleiben, sondern bei Liebesverhältnissen im Allgemeinen; alle Familien auf der ganzen Erde seien eine Kette, in welcher jede Familie ein Glied sei, und welche sich um Freia's Brust zu ihrer Verherrlichung schlinge.“ S. 125 bemerkt ebenfalls Widor in Beziehung auf: „Brising broch“, man möge sich erinnern, daß Brising Freia's Brustschmuck gewesen; wenn das Weib wüßte, gehe der Eubriß, der Glanz der Lieblichkeit verloren.

61) Daß Freia die sanftere oder friedliche Göttin der Nacht oder auch der Abend heißt, sucht Finn Magnusen (Lex. Mythol. p. 354, 355 und 357 — 400) zu erweisen, und hat es in seinen andern Schriften versucht. 62) Der angelsächsische Dichter des Bewußtseies (De Danorum Reribus Gestis Secul. III et IV. Poëma Danicum Diactilo Angloaxonica ed. Thorckin p. 155) nennt die Sonne oder den Mond heofenes gen, des Himmels Oberfläch.

63) Er vertritt, sagt ebenfalls Finn Magnusen, aus der Mythologie der Ägypter angesetzt zu werden, daß von der Isis gesagt werde, daß sie ihr „monile“ (γυναικίον, collarium sive pectorale, wie jenes unser Freia) am höchsten Tage besitzen, empfangen, oder wieder gebraucht und während der Dauer ihrer Schwangerschaft trage. (Plutarch. De la et Oair.) 64) Ström's Beschreibung über Sundmör. I. Bd. p. 505. Hallager's Norake Ordlog p. 13. 65) Mit der Schlussbemerkung: Die Brisingi um Monile (luna) Brisingo (macro igne) fervente, quovis anno in caelo regenerari sive recuperari hodieum videtur. Etudach, Edmund's Gdda der Weisen. I. Bth. S. 141 bezieht man mit Magnusen auf den Mond, aber nicht bloß als Wetterphänomen, wie luna von luna, wie er sagt, ohne tiefere Bedeutung, sondern er sieht in man mit Brising verbunden ein Aeneasbild, das aus der mythischen Naturwissenschaft Rindig, das Bild der Vollmonds als mythischen Schmuck der Freia (nicht der Freia's), welcher Naturphilosophen und mit dem physischen Weizen der Sonnenanbeter Vertouten zu entspringen haben, Rindig aber das Brising⁶⁸⁾ schreibe des Brising's. 66) De Danorum Reribus Gestis Secul. III et IV. Poëma Danicum Diactilo Angloaxonica p. 93. 67) So j. B. Etudach o. a. D.: Das Wort Brisingamen sei in späteren Zeiten, auch bei den Angelsachsen (Brosingamene, j. B. in Bewußtseie), auf jeden reichen Schmuck an Haimen und Weib u. s. w. übergegangen. Jac. Grimm o. a. D. S. 193: Das Gschmucke Dinge so genau mit der Worte von Freia zusammen, daß seine Erwähnung in der angelsächsischen Poesie mit Sicherheit auf die Bedeutung der Sage von Freia unter dem sich

angelsächsisch Brossingamene, ursprünglich überhaupt einen durch seinen flammenden Glanz ausgezeichneten Brustschmuck, und hieß deshalb Wondchen der flammenden Feuer, speziell der am Vorabende der Sommerfesten wende flammenden Festfeuer. Da Freia, bevor ihr Wesen getrennt und eine Frigg aus ihr und neben ihr gebildet wurde, die oberste oder Hauptgöttin war, so ist natürlich, daß ihr auch der ausgezeichnetste Schmuck beigelegt wurde. Daher kann Brisingamen in der speziellen Beziehung auf Freia recht gut eine übertragene Bedeutung und Bedeutung sein, nämlich auf diese Weise: Brisingamen hieß ursprünglich die ausgezeichnete Art von Hals- und Brustschmuck überhaupt, und da Freia für das höchste weibliche Wesen galt, so mußte man ihr diesen ausgezeichneten Hals- und Brustschmuck vorzugsweise beilegen. Der Verfasser der Gylfaginning sagt Cap. 24: Freyja er ágætaz af Asynium, Freia ist die berühmteste (oder vorzüglichste) von den Äsinnen. Dieses geht auch aus andern, als den nordischen Quellen der Götterfage hervor, wie wir oben aus Paulus Diaconus und Wilhelm von Malmesbury sahen, und auch aus Odericus Vitalis⁷²⁾ erschien. Dieser sagt da, wo er von den Zerstörungen des Königs Emeric zu der großen Expedition wider England (um das J. 1068) handelt: Leutecia quoque pro Anglicis opibus auxiliare turmas mittebat. In ea populissima natio consistebat, quae gentilitatis adhuc errore detenta verum Deum nesciebat, sed ignorantiae muspulis illaqueata Guodenem, Thurum Freamque⁷³⁾ aliosque insanos Deos, immo daemones colebat. Was man nun annehmen, die Teutonen haben wirklich die nordische Dreihheit: Wotan, Thor, Freia, verehrt, und diese Götter namentlich aus der Verbindung mit den heidnischen Jomsvikings (s. d.) kennen gelernt⁷⁴⁾, da auch die Teutonen erfahrene Seeräuber⁷⁵⁾ waren, oder aber, was wahrscheinlicher ist, daß Odericus Vitalis die ihm unge-

fassen Volksstämme schiffen lasse, und wenn die Goten Fröske, göttlich verehrt, werden bis zu ein Breisland sein gekostet haben? Für das angelsächsische Brossinga munde möchte Tac. Grimm Brisinga munde lesen, und das Wort überhaupt aus der Wurzel mittheilendseits haben, heira wadare, wolla constringere) verleiern: die Dörfte sei aus Göttern gefangen gewesen; wie leicht heißen die schwebenden Aerey Brisinger?

72) Hist. eccles. Lib. IV. ap. Du Chem. Script. hist. Norm. p. 513. 69) Mit dieser Dreihheit vergleiche Adam Brem. hist. Eccl. Lib. IV. Cap. 232 (ap. Lindenbrog. Script. Rer. Germ. Septentr. ex edit. Fabricii p. 611): die schwedische Dreihheit: Wotan, Thor und Frisso, von welchem der genannte Geschichtschreiber sagt: Tertius est Fricco pacem voluptatemque largiens mortalibus. Cuius etiam simulacrum fingunt ingenti Priapo. Was hier im Tempel zu Upsala das männliche Wesen Frisso war, war odernwärts das weibliche Wesen Freia. 76) Dieses nimmt vornehmlich Jinn Magnusen (Lex. Mythol. p. 608) an, und sagt p. 360: audist Leutecia, Sveris et Anglosaxonibus Freia, Frisenibus Freia, Gotrodo Vidobeni Freia etc. 71) Odericus Vitalis knüpft an seine Angabe über den Götterdienst der Teutonen unmittelbar an: Haece gens terra marique praecipua perita erat, quam Svericus cum Rege suo uero riorat, uaqueque diuini subiecerat. Hierum läßt sich schließen, daß die Teutonen Brisinger der Jomsvikings (s. d.) gewissen waren; s. auch den Art. Jömsberg.

laßigen slawischen Götternamen durch die ihm bekannten germanischen gibt, so geht doch auch hieraus hervor, daß unter den nordischen und überhaupt germanischen Göttern Freia die berühmteste und ihr Name der am weitesten verbreitete war. Auch ertheilt dieses aus der in Menschengeschichte umgewandelten Götterfage in der Vögelinga-Saga. Hier wird zwar Cap. 3 Frigg als Odins' Weib erwähnt, welches seine beiden Brüder We und Wifir betrahten⁷⁶⁾. Aber die Hauptrolle unter den Äsinnen (s. d.) Cap. 4 und 13⁷⁷⁾. Freia spielt, wie wir unten näher angeben werden, unter den Äsinnen die Hauptrolle, nämlich als Hofgötter (Tempelpriesterin); die Götter und Götterinnen werden nämlich zu Tempelpriestern und Tempelpriesterinnen gemacht. Wenn der Verfasser der Gylfaginning Cap. 24 har'n sagen läßt, daß Freia die berühmteste⁷⁸⁾ von den Äsinnen sei, und unmittelbar folgen läßt, daß sie die Hälfte der in der Schlacht Erschlagenen und Follewaner (s. d.) habe, läßt er Cap. 35 auf Gangleri's Frage: welche sind die Asyniur (Äsinnen)? har'n antworten: Frigg er aetaz, Frigg ist die höchste, und läßt, nachdem er von ihr gehandelt hat, fortsetzen: Freyja er tignuz með Frigg, Freia ist die bewunderteste (die höchste Würde habende) mit (nebst, nach) Frigg⁷⁹⁾. Im Oddrúnar-Gráir⁸⁰⁾ dankt Borgunn, welcher Odbrun als Geburtshelferin durch Singung kräftiger Zaubertlieder gedient hat, mit den Worten: „So heißen (mögen heißen) dir die holden Geister⁸¹⁾“, Frigg und Freia, und mehr Götterheiten⁸²⁾, da du fällst mir die Gefahr⁸³⁾ (das Verderben) von den Händen“ (d. h. mich von der augenscheinlichen Gefahr des Todes befreist, da ich nicht gebären konnte, bevor du mir durch das Singen der Zau-

72) Vergl. die Loka-Senna Str. 26. S. 161. 73) f. Snorri Sturluson's Skutirfa (Heimskringla), überf. von J. E. B. Schier. I. Bd. S. 16. 36. 37. 74) Ober vornehmlich, nämlich ágætaz; was der Verfasser der Gylfaginning, Cap. 24, S. 28, darunter versteht, wird deutlicher, wenn wir damit zusammenfassen, was er unmittelbar vorher von ihrem Bruder sagt: Freyja er hinn ágætaz af Asum, Freyja ist der berühmteste von den Äsen, er verehrt über Regen und Sonnenschein, und damit über den Zuwachs (die Vermehrung) der Erde, und es ist gut, ihn um ein fruchtbares Jahr und Frieden anzugreifen; er verehrt auch über den Reichtum der Menschen. 75) Freyja ei est dignitate proxima (mit ei Jinn Magnusen (Lex. Mythol. p. 350) gibt). So auch führen die Braggardur Cap. 55 (S. 81) und Skaldskaparmál Cap. 33 (S. 169) auf: Asyniur (Äsinnen), Frigg, Gefinn u. s. w. Ähnlich auch beginnen die Dombroet in den Skaldskaparmál Cap. 77 (S. 211) die Aufzählung der Asyniur: Frigg ok Freyja, Fulla ok Snotra u. s. w. 76) Str. 32. S. 342. 77) hollar wastir, holde Geinen, holde Dämonen, propitia numina (heile Götterheiden), propitia potestates, wie es in der lateinischen Übersetzung der großen Ausgabe der Edda Saemundar 2. Bd. S. 342 heißt: „holde Mächte“, wie es Ettmüller (Die Fieber der Edda von den Nibelungen S. 55) überträgt. Die Bedeutung „holde Mächte“ ist abgeleitet, die Verehrung holde Dämonen, holde Geinen, holde Schutzgeister die ursprüngliche. 78) goth. 79) Str. 30, heitir, Brötterren. 80) Jinn Magnusen (Contextus Carminum) im 2. Bd. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 945 bemerkt zu dem Inhalte dieser Strophen: Friggus arguitus fuit Telluris Dea et magna Deorum matris vel Phrygiae Dea in graeca mythologia respondet. Freyja uero proprie Luna et sic cum Diana ac Junone Lucina sed Venere Libitina, Iudorum autem Parvadi Iucina comparanda est.

bediener beist. In der Gylfaginning⁸¹⁾ wird von Freia bemerkt: Sie wird genannt Wanadis, und ebenso werden unter den dichterischen Bezeichnungen Freia's in den Skaldskaparmál⁸²⁾ aufgeführt: Wanagodh, Wanadis. Wana ist der Genitiv der Mehrzahl von Wanir (Einzahl Wanr), und Wanadis bedeutet daher Wanengöttin (Vanica sive Vanorum Dea⁸³⁾), oder wollte man dem Dis eine engere Bedeutung geben, Vanorum Nympha⁸⁴⁾). Die nähere Betrachtung der Erklärungen der Bedeutung des Wortes Wanir (Wanen) von Wan und Sonne würde uns hier zu weit führen⁸⁵⁾. Da die Wanir (s. d.) wegen ihrer Wichtigkeit einen eigenen Artikel erhalten müssen, so bemerken wir hier nur, daß wenn wir uns zunächst an das Altnordische halten, Wanir am sprachgerechtesten aus wæun, schön, abgeleitet ist, und wenn wir auf den Gebrauch von Wanir in den beiden Eddor Achtung geben, so finden wir, daß Wanir den Regenfall zu Asir (Äsen) macht, wenn dieses in engerer Bedeutung genommen wird. In weiterer Bedeutung werden Niödr und Freyr zu den Asir und Freia zu den Asynior gerechnet. Mit der Bezeichnung Freia's durch Wanadis, Wanagodh, Wanagodh (Wanengotttheit) sind zunächst zusammenzufassen die Bezeichnungen Niödr's und Freyr's, wie sie für beide Götter in den Skaldskaparmál aufgeführt werden, nämlich Cap. 6 für ersteren: Wagna-gudh etha⁸⁶⁾ Wana-nithr etha Wanr⁸⁷⁾), und für letzteren Cap. 7: Wana-gudh ok⁸⁸⁾ Wana-nithr ok Wanr, wobei man mit Recht vermutet, daß auch im Betreff des ersteren für Wagna-gudh (Wanengott) Wana-gudh (Wanengott) ursprünglich gesagt worden sein möchte. Wana-nithr, Wana-nithr bedeutet Vanorum cognatus, Wanenverwandter, Blutsfreund der Wanen, und speciell Sohn oder Nachkomme der Wanen. Im Vafthrudnismál⁸⁹⁾ richtet Vagnadr (Döbhin) an Vafthrudnir die Frage: Woher kam Niödr unter die Äsenidne? Über viele Tempel und Opfersteine⁹⁰⁾ herrscht er, und er ward nicht von den Äsen erzeugt, und Vafthrudnir antwortet: In Wanaheim (Wanenwelt) schufen ihn die weisen Mächte (wis regin), und gaben (ihn) zu Gefolgung⁹¹⁾ (als Geisfel) den Göttern (gothom); im

Aldar-rauk (d. h. am Ende dieser Welt) wird er zurückkommen heim unter die weisen Wanen. Die Gylfaginning sagt von Niödr: Er ward aufgezogen (uppsældr) in Wanaheimar (Welten der Wanen); aber die Wanir (Wanen) vergessten ihn (gaben ihn als Geisfel) den Göttern (gothomum) u. s. w., und nachdem weiter erzählt worden, daß Niödr's Schwahn, die Tochter des Riesen Thiafi, zur Frau habe, aber beide, weil jener die Wohnung an der See, diese die Wohnung auf dem Gebirge liebe, nach kurzem Beisammensein getrennt wohnen, wird weiter unten fortgesetzt: Niödr in Noatun zeugte hernach zwei Kinder: es hieß der Sohn Freyr, aber die Tochter Freia; sie waren schön von Ansehen und mächtig. Das gat sidhan, zeugte nachher, soll aller Wahrscheinlichkeit nach soviel heißen, als: zeugte nicht mit Schwahn, sondern mit einer andern; denn in der Lokasenna⁹²⁾ wirft Loki dem Niödr vor, daß er mit seiner eigenen Schwester⁹³⁾ einen ihm gleichen Sohn erzeugt, und zwar, wie aus dem, was er hierauf sagt, erhellt, den Freyr. In der Ynglinga-Saga⁹⁴⁾, in welcher die Göttersage in Menschengeschichte umgewandelt ist, heißt es: Da, als Niödr unter den Wanen war, hatte er seine Schwester gehabt, weil das dort Gesele waren (die Gesele erlaubten); es waren die Kinder derselben Freyr und Freia; aber das war verboten bei den Äsen, zu wohnen so nahe bei Blutsfreundschaft (frændskaem). Hier ist die Sage nach ethischem Standpunkte betrachtet, und man darf daraus nicht schließen, daß es keine älteren Sagen gegeben, nach welchen die Äsen nahe blutsverwandte Götinnen zur Ehe gehabt. Vielleicht gehört es überhaupt nicht zu den ältesten Sagen, daß Freia eine Tochter des Niödr sei; denn in den Eddaliedern kommt nur eine dierbezügliche Stelle vor, nämlich in der Thryms-quida⁹⁵⁾ sagt Thrymr:

Drímat nú Freia'n míc yu freu,
Niödr's Tochter aus Noatun.

Doch ist es keine unberührte Sage. Einir Skulafon bezeichnet Freia'n durch Niardhr⁹⁶⁾ döttir (Niödr's Tochter) und durch Freys nipt (Freyr's Nichte), welches hier, wie Snorri Sturluson bemerkt, in der Bedeutung von systur Freys (Schwester Freyr's) steht. Er führt auch unter Freia's Kennnamen auf döttir Njardhr, systur Freys, und unter Freyr's Bezeichnungen⁹⁷⁾ sovir Niardhr (Niödr's Sohn), bróðhir Freyju⁹⁸⁾ (Bruder Freia's), und unter denen Niödr's fadhir Freys ok Freyju (Vater Freyr's und Freia's). Eine merkwürdige Bezeichnung Freia's ist in der Völo-spá⁹⁹⁾ durch Odhs

sátt, wie die Wanen, von Döbhin betragt, Niödr und dessen Sohn Freyr in Geisfel geben.

92) Str. 36. 166. 93) Wenn daher in der För Skirnis Str. 1 (S. 69) Schwahn den Freyr ihren Sohn (ausg. Nornenheiß mangel) nennt, so steht unzweifelhaft ungenügend für Schwester, oder wahrscheinlich daß der Verfasser der Einleitung in umgebender Rede folgendermaßen sagt: tha maelli Skadhi, und die Strophe hatte vielmehr der Dichter dem Niödr in den Mund gegeben. 94) Cap. 4 in Snorri Sturluson's Heimskringla (Heimskringla), übersezt von G. Wächter. 1. Bd. S. 14. 95) Str. 22. S. 191. 96) Genitiv von Niödr. - 97) Cap. 7. S. 104. 98) Beugung von Freyja. 99) Str. 23 in der großen

81) Cap. 35. S. 37. 82) Cap. 20. S. 119. 83) Wie es Finn Magnusen (Lex. Mythol. p. 350) gibt. Einir Skulafon (in der Strophe bei Snorri Sturluson, Skaldskaparmál Cap. 37. S. 134) bezeichnet Freia'n dichterisch durch Wana-brudhr (Wanenbräut), wo brudhr dichterisch für Frauenperson überhaupt steht. 84) Wie es Tac. German (Deutsche Ethnologie) überträgt. 85) Wir bemerken hier nur, daß Freia sich speciell beziehende Bemerkung Finn Magnusen (a. a. O. S. 351): Cum Freyr diel posset Fann und Freya Fann, postulat quidam quod Kerosum Deus et Dea, Fenna illa originis convenisset. Zu dem (ethnischen) wæun, schön (pulcher), wæn (pulcher), steht Finn Magnusen das gylfir san, leben, wæn, albus, pulcher, mit Beziehung auf Robert Jamieson, Illustrations of northern antiquities pag. 516 und Joh. Jernison, Hermes Scythica pag. 123. 86) eber. 87) Wane. 88) und. 89) Str. 38. 39, große Ausgabe der Edda Boemundar. 1. Bd. S. 24. 90) hof ok haugr. 91) Daß Niödr den Göttern (gothom) zur Geisfel von Disen gesendet worden, wird auch in der Lokasenna Cap. 34. S. 165 angesetzt, und in Snorri Sturluson's Heimskringla (Heimskringla), übersezt von Ferd. Wächter. 1. Bd. S. 15, wird er-

mey (Dbb's Mädchen, Jungfrau). In Rücksicht auf die Sage in der Gylfaginning und die dichterische Bezeichnung in den Skaldskaparmál und die Angabe der Ynglinga-Saga¹⁾, daß Odhr Freia's Mann geheißen, nimmt man allgemein an, Odhr sey deuteuvel als Dbb's Weib; mey wird dichterisch allerdings für Weib gebraucht, und selbst für ein solches, das schon geboren²⁾. Aber diese Anwendung ist selten, weit häufiger steht mey in der Bedeutung von Tochter³⁾. Hätten wir die obigen Angaben nicht, so würde man unter Odhr mey ohne Weiteres Dbb's Tochter verstehen, und dieses ist wahrscheinlich auch der ursprüngliche Sinn des Dichters. Da Odhr aus Odhin gebildet ist, so wäre demnach Freia ursprünglich Ddbin's Tochter. Das wir oben im Eingange des Artikels Freia'n haben als Ddbin's Gemahlin kennen lernen, ist nicht dagegen, daß in solchen Genealogien kein ethischer, sondern ein pöpplicher Sinn zu suchen. Nach der verbreiteten Meinung der Völuspá kommt Freia in dieser Verbindung vor: Ddbin liß fliegen (Geschosse) und schoß in das Volk (Königsvolk). Das war ferner⁴⁾ das erste Fölkwig (die erste Schlacht) in der Welt. Zerbrochen ward die äußerste Wand (bordweger) der Burg (Festung) der Äsen. Die schlachtmeilen (schlachts vorausschauenden) Wanir konnten die Gefilde spornen (traten die Gefilde). Da⁵⁾ gingen alle Mächte (regin) auf die Höchste, die großheiligen Gottheiten, und berieten darüber, wer die ganze Lust mit Betrüge (Verberben) gemischt, oder dem Geschlechte des Niesen Dd's Mäd-

chen gegeben. Thor war allein dort⁶⁾ (dardher) geschwollen vor Zorn; er sitzt selten, wenn er solches hört; es zergingen die Eide, Worte (Versprechungen) und Schwüre, alle festen Verträge, die abgeschlossen waren. Der Bersasser der Gylfaginning Cap. 42 hat dieses nicht in Zusammenhang mit dem Bantrüge aufgesetzt; denn er sagt, um Sleipnir's Ursprung zu entwickeln: Das geschah frühzeitig in den ersten Zeiten der Wohnung der Götter, damals, als die Widargarbr gefest (angelegt) und Balhauß gefertigt hatten, da kam dahin ein Schmied (Baumeister), und bot an, ihnen in drei Halbjahren eine Burg (Festung) zu machen, eine so gute, daß sie unverwundlich und sicher wäre vor den Bergrisar⁷⁾ und Heimthursar⁸⁾, obgleich sie über Widargarbr hineinkämen. Aber er stellte dieses zur Bedingung des Vertrags, daß er sich Freia'n zuweigen dürfe, und er Sonne und Mond haben wollte. Da berathschlugen die Äsen, und dieser Vertrag ward mit dem Schmiede (Baumeister) gemacht, daß er sich das zuweigen sollte, was er ansprach, wenn er in einem Winter die Burg (Festung) bauen könnte; aber wenn am ersten Sommertag ein Stück von der Burg nicht fertig wäre, da sollte er das Ausbedungene nicht erhalten; auch sollte er von Niemandem Beistand zu seiner Arbeit haben. Doch bot er sich auf, daß sie ihm raulden sollten, daß ihm sein Hengst Swadifari helfen sollte. Auf Loki's Rath ward ihm dieses gestattet. Mittels seines Pferdes vollführte der Baumeister den Bau, den er mit dem ersten Wintertage beginnt, und es find nur noch drei Tage bis zum Sommer⁹⁾, und der Baumeister ist fast schon bis zum Burgthore gekommen. Da setzen sich die Götter auf ihre Richterstühle und suchten Rathschläge, und jeder fragte den andern, wer dazu gerathen hätte, Freia'n nach Jötunheim zu verheirathen, oder die Lust und den Himmel so zu verderben, von der Sonne und Mond zu nehmen und den Jötun zu geben. Alle kamen überein, daß Loki dieses gerathen haben werde. Mit dem Tode bedroht, macht er sich anheischig, es rückgängig zu machen, verwandelt sich in eine Eule und lockt dadurch den Hengst Swadifari von der Arbeit ab. Der Schmied (Baumeister) geräth in Riesenwuth und wird von Thor erschlagen. Loki gebiert den Sleipnir, mit acht Füßen, das beste aller Pferde. Nach der Erzählung dieses Inhalts folgen blos die beiden Strophen aus der Völuspá, nämlich Strophe 23 und 24, sodas der Verfasser der Gylfaginning keine Beziehung auf den Banenkrug genommen hat. Die Sehnsucht der Niesen nach Freia's Beistand wird auch andermats ausgeprochen. So bedingt sich der Thurse Thrymr, wenn er Thor's Hammer zu-

Antiquar der Edda Samundar. 1. Bd. S. 35; rindebistöl Apogrophum Carminis Völuspá Str. 19. S. 190.

1) f. Allgem. Encycl. d. W. u. A. 3. Sect. 8. Th. S. 290.
2) Snorri Sturluson's Heimskringla. 1. Bd. S. 347. 3) f. Specimen Glossarii per grossen Ausgabe der Edda Samundar. 2. Bd. S. 736. 4) f. l. W. das 1. Lied von Orlog dem Hundsbissdichter bei Gerb. Magler, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 108. 5) Iðoboddr von Hvin, Ynglinga-Saga, bei demselben Snorri Sturluson's Heimskringla. 1. Bd. S. 122. 6) Javor, nämlich Str. 19, wird gesagt, das erste Fölkwig (Völkerschlagung) sei gewesen, als sie die Wallmeie mit Spießeln durchbohrte u. s. w.; hier steht entweder Fölkwig blos für wlg (caedes, Strichung), oder wir dürfen in Strophe 22: That war an solcwig, nicht übergehen durch: Haec erat iterum bellum caedes etc., sondern durch: Haec erat porro etc., und die Sache se stellen, das durch die dringende Verurteilung der Wallmeie das erste Fölkwig in der Welt herbeigeführt werden sei. 7) Hier noch hinzugeben, daß Freia dem Niesengeschlechte gegeben oder verheirathet worden, mit dem Orloges des Banenkrügers zusammen. Nach W. Borg (a. a. O. S. 95, 96, 320), welcher, um die nothwendige Hypothese nach seinem Standpunkte deuten zu können, die Folge der Strophen der Völuspá auf eigene, ohne Berücksichtigung der Handschriften gefolgt, Weise ordnet, wurden die Wanen den Äsen darum feind, daß Freia, das höchste Weib der Wanen, durch Vertrag den Jötun (Jötun, Niesen) übergeben ward. Nach der Recension der Völuspá aus dem Arns Magnúsarinn Codex 4to. Nr. 344 (Apogrophum Carminis Völuspá in der großen Ausgabe der Edda Samundar. 1. Bd. S. 190) bildet die Strophe, in welcher von Freia gehandelt wird, die 19., und folgt unmittelbar auf die Strophe, in welcher gesagt wird, daß Loki, Merhandl und Skidul aus Urd's Hainen gekommen und Gefesse gefesselt, und den Kindern das Jötun (aldra börnum) das Leben (die Lebensdauer) geben zur Bestimmung der Schicksale. Andere nehmen im Betreff der verbreiteten Recension der Völuspá an, daß zwischen Str. 23 und 24 eine bedeutende Lücke stünde, betreffend die Eist,

X. Encycl. d. W. u. A. 3. Sect. Section. XLVIII.

mit welcher die Äsen von einem Jötun überredet worden seien, ihm den Beist Freia's, der Sonne und des Mondes zuzugestehen. Aber der Jötun der Völuspá ist nicht sonet Darstellung der Sagen, als vielmehr nur Hinweisung auf dieselben, indem sie sie als bekannt voraussetzt.

7) Nach der Fabel in der Gylfaginning Cap. 42. S. 47: Thor allein das Thor u. s. w. 8) Bedeutet specifisch Heimsenker.

9) Heimsenker, Heimsenker. 10) Nach der älteren Eintheilung des Jahres geschah dieses blos in die Winter- und in die Sommerhälfte, ganz gemäß der Natur des Werdens, nach welcher der Sommer schnell auf den Winter und auf jenen schnell dieser folgt.

rückgeben soll, Freia'n zu Frau. Nach den Skaldskaparmál 11) erzählt der Jötunn Hrungnir, als er bei den Äsen auf dem Trindgelage und trunken ist: er werde Balhaull empornen und nach Jötunheimar bringen, aber Asgardr verfenken und alle Göttheiten erschlagen, außer Freia'n und Eif, sie will er mit sich heimführen 12). Aber Freia ging da, ihm zu schenken (oder nach anderer Lesart: und Freia allein wagte da, ihm zu schenken), und er äugerte, er wolle alles Asa-aull (verauschendes Gesänt, speziell Bier der Äsen) trinken. Aber als die Äsen seiner Großsprecher überdrüssig wurden, da nennen sie Thor'n, demnachst kam Thor in die Halle und hob den Hammer in die Höhe, und war allergnig, und fragt, wer das bewirkt habe, daß händreife Jötmar dort trinken sollen, oder wer Hrungnir'n Frieden geben, in Balhaull zu sein, oder warum Freia ihm schenken 13) solle; wie auf dem Gelage der Äsen. Freia, als Götin, haßt die Riesenwesen. Nach dem Hyndluloth beträgt Freia die Riesengattungsfrau Þrymja 14). In der Lokasenna oder Aegis-

drecka 15) wird Str. 29—32 Freia's und Loki's Wortkampf dargestellt. Loki hat eben die Frigg gelästert. Freia singt: Loki bist du, Loki! daß du eure bössigen Verdrißlichkeiten aufhäßest. Ich meine, das Frigg alle Schicksale weiß, obgleich sie selbst nicht (sie) sagt 16). Loki singt: Schweige du, Freia! dich kenne ich vollkommen. Nicht ist dir an Schändlichkeiten Mangel. Der Äsen und Äsen, die hier inne sind, ist jeder dein Hurer gewesen. Freia singt: Trugvoll ist deine Zunge. Ich denke, daß sie dir fernher Ungutes gellen wird. Müht sich dir die Äsen und Ässinen. Tauraug wirßt du beimschaffen. Loki singt: Schweige du, Freia! du bist Anturinn 17) (Hete), und mit Bösem 18) (Verderblichem, Schädlichem) sehr gemischt, da du begehst wider deinen Bruder durch Seid die freunlich'n Mächte 19) (Götter) (oder nach anderer Auslegung: du zauberst an deinem Bruder zum Schaden desselben) die milden Regen auf die Erde, ob munder thu lið Freyja frata (Et tum, credo, Freyia crepitum ventris edidisti) 20). Hierauf tritt Þiördr-

11) Cap. 17. S. 107. 12) Hierin bemerkt Finn Magnúson (Lex. Mytholog. p. 446): Freya, das noctua et lunae (quae orisum aut alioquin dicitur) a gignitibus semper appetebatur; Nivasa aiva terras integrum domosium liodem non minus fuit exoptatum.

13) Es war nämlich gemeinhin, daß der künftigen Trindgelagen die Frau oder die Tochter vom Hause, und darunter selbst, Ringelangen und Ringelichter, den verarmten Gästen schenken (die Trindlötter brauchen und anrufen); s. J. B. Snorri Sturlasson's Weltreis (Heimskringla), überlet von Herr. Bachtr. I. Bd. S. 108, 109. *Psalms Dictionum*, De Gentis Langobardorum. Lib. III. Cap. 38. *ap. Muratori*, Rer. Ital. Script. Tom. I. P. I. p. 450.

14) Das Wörter f. in der Äugen. Encycl. d. B. u. S. 2. Sect. 12. Th. S. 436, 437. In dem Index Rerum et Nominum propriorum zum I. Abt. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 716 wird, nachdem Freyja, Den, Nördli Söla, angeführt ist, in Beziehung auf die Hindulitholth angeführt: Freyja, altera persona, und in der Einleitung zu dem genannten Eddabilde wird im Betreff der Dunkelheiten oder Zweideutigkeiten derselben die Frage ange stellt: Quae sint Freyja illa; Deane an mortalia posterior statuore videtur Torfena; an prius haud absorde cogit potuit ex Vers. XLIV et XLV (f. den Inhalt dieser Strophen in der Äugen. Encycl. d. B. u. S. 2. Sect. 12. Th. S. 438). Interest tamen, utri attribueri sint. Item versus VI, 3, wo Freia von ihrem geliebtesten Hildswin (Kampfherr) spricht, et forte etiam IX, wo sie von den Haugen (Cyphersteinen), welche Ettor ihr gemacht, geredet. Im Betreff der 42. Strophe ist Gudmundus Wagnus (S. 343) geneigt, sie der Freia beizulegen, wegen der Stelle: Du laufft eia-wina (Heuzfreundin, kurzig Liebhaberin) drücken in den Rächten, wie unter den Rötten Heldrönn (die Ringe) fährt, welches in der folgenden Strophe weiter ausgeführt wird. Der Vorwurf der Unschicklichkeit stellt auf beide, nämlich auf Freia, wie wir oben aus dem Vorworte sehen, welchen in der Lokasenna Loki derselben macht, und auf Þrymja, weil den Riesenmächten und den Riesenweibern (f. J. B. das I. Buchst. bei Herr. Bachtr. Rerum der Kritik. I. Bds. 2. Abt. S. 100—102) Managiersteit vorgeworfen zu werden pflegt. Wahrscheinlich ruht in Strophe 42—43 nicht nur und dieselbe Person, sondern nachdem die eine gesagt, was wir so eben angesehen haben, gibt die andere in der 42. Strophe den Vorwurf verkehrt zurück:

Rant at nethi ey þreyjandi,
(Du ragnest in Wuth immer verlangend)
Skutur theis fleiri und akryto fyrir,
(Festina superbaque plausui sub personisum).

Hun folgt wieder: Du laufft, Heuzfreundin! an f. w., wie in Str. 42.

15) In der Einleitung in ungebundener Rede werden die angeführt, welche zu dem Gastmahl kamen, welches Ägir den Äsen bereitet hatte, und da heist es S. 149: Freyr ok (anh) Freyja. 16) d. h. keine Drohgedröht ist. 17) fordoetha von fer, vor, und dath, Thor; der brüdt in Zusammenfassungen dieselben prave, perperam aus, ähnlich wie das lateinische per, das griechische ποκα, und entspricht dem teufel'schen ver; nachlässig wurde fordoetha (lateinisch maleficio, veneficio) zu übertragen sein: Verdoetha 18) meial bindis mægi, meial ist blatin von mein n. malum, damnum, morbus, pestis, perniciosa; ergal: das mittelmittelsteuere der mein, der Freia, mein, falsch, mein-eide, mein-eide, mein-rät, Verrott, mein-lät, Verbrechen u. f. w. 19) Sitatu (nachdem du) at (besten) bræstir thinnu (deinem Bruder) sittho (durch Seid) bild regin (die freunlich'n Mächte). Dieses ist unter den vielen Ansetzungen (f. das Specimen Glossarii zum I. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar S. 421, 657—678) die angemessenste. Das Räthel im Betreff des Sprachlichen der verschiedenen Erklärungen angegeben, würde uns zu weit führen. Wir bemerken nur, daß dieselben zufolge auch übertragen werden kann: Du settest an deinem Bruder mit Seid (mittels Seid) die freunlich'n Mächte, oder: Du settest an deinem Bruder die süßen freunlich'n Götter, oder: Du kann nicht (sichern) die Seid (die Ägale der Äre Zauberei stören) gebraucht sein; oder: besser sitatu ist von sita, pascere, nämlich mittels Siebens pascere. Auch kann die Stelle übertragen werden: Seit (da) du östest deinem Bruder mittels Seid den freunlich'n Regen, d. h. zerstreutest nämlich über Regen und Sonnenfchein. Die Beschwörung ist dann, daß Freia ihren Bruder mittels Zauberkraft an Ausübung seiner Macht gehindert habe. Will dieser Stelle der Aegisdrecca ist zu vergleichen die Ynglinga-Saga, wo gesagt wird, Freia habe zuerst bei den Äsen den Seid (Rominatio Seid), welcher bei den Wänen gewöhnlich gewesen, gelehrt (f. Snorri Sturlasson's Weltreis (Heimskringla), überlet von Herr. Bachtr. I. Bd. S. 16). Genselisch f. S. 46, wo gesagt wird: ainspöðir Domaldur lei afia n. domum gæstis, die Elfenmutter Domaldur's ließ an ihm (an ihr) geweren magisch. Die Stelle der Aegisdrecca kann demnach übertragen werden: Du zauberst an deinem Bruder (zum Nachtheile deines Bruders) milde Seizenregen, d. h. die milden Regen zu Eritzenregen, d. h. zu Regen, welche Ratt baltia zu fallen, wohn man sie wünscht, seitwärts weiter gehen. 20) Hierin bemerkt Gudmundus Wagnus: Tangitur deestabilis nequilia operatious Saldicae. Snorri Sturlasson (bei Herr. Bachtr. a. d. I. Bd. S. 23, 24) gibt über die Seide genannte Zauberkraft in einer Stelle, welche wir in der Äugen. Encycl. d. B. u. S. 2. Sect. 7. Th. S. 331 mitgetheilt haben.

im Wortkampf wider Loki's auf, was zweifelmäßiger im Art. Loki, als hier²¹⁾, betrachtet wird. Einiges, was die jüngere Edda über Freia's enthält, ist folgendes. Die Gylfaginning sagt Cap. 24: Wenn sie reiset, fährt sie mit zwei Kagen, und sitzt im Wagen²²⁾, und Cap. 49, wo die aufgeführt werden, die zu Valbur's Leichenfeier kamen, heißt es: Freia mit ihren Kagen. In den Skaldskaparmál²³⁾ wird unter Freia's Bezeichnungen aufgeführt: eigandi fressa, Habende (Besitzerin, Eigenthümerin) der Bären oder der Kater; denn fress, fressa, bedeutet sowohl Bär, als Kater (männliche Kage). In Beziehung auf die Angabe der Gylfaginning entscheidet man sich für das Letztere²⁴⁾. Aus der Angabe der Gylfaginning macht man folgende Folgerungen: In der Mythologie der Griechen kommt die Kage vor, ebenso in des Nordens ältesten Mythen. Darin wird erzählt, daß Freia's Wagen von Kagen gezogen ward, und daß Loki²⁵⁾ bei dem Wettkampfe mit Thor sich in eine Kage verwandelt. Aus allem diesem können wir die ziemlich sicheren Schlüsse ziehen, 1) daß der Aðerbaum älter ist, als die Geschichte, und 2) daß der Kollfiskamm, von welchem der Freiaultus herkam, bereits den Aðerbaum konnte. Die skandinavische Fauna hat nämlich keine ursprünglich wilden, sondern nebst der Hausskage bloß verwilderte Kagen²⁶⁾. Da die Kuche sich so zahlreich auf der skandinavischen Halbinsel noch jetzt finden, kann man schließen, daß auch die wilden Kagen sich wegen der vielen Wälder und Heiden erhalten haben würden. Doch ist dieser Schluß nicht ganz sicher, da eben die vielen Kuche

den jungen wilden Kagen gefährlich sein mußten. Aber man hat auch der skandinavischen Halbinsel auch keine vorweltlichen Kagenperiode gefunden. Mit Sicherheit läßt sich also aus dem Sagen der Gylfaginning Nichts schließen, als daß es zur Zeit der Abfassung derselben zahme Kagen in Skandinavien gab; denn die skandinavische Bezeichnung Freia's durch eigandi fressa besagt noch nicht, daß Freia mit Bären oder Katern gefahren sei, sondern bloß, daß sie dieselben gehabt, d. h. daß sie ihr Gehilfen gewesen. Wahrscheinlich sind in dieser Beziehung Bären zu verstehen. Zur Fahrt brauchte Freia ursprünglich weder Bären, noch Kagen, da der Walshamr (Habsichtshülse) sie leichter beförderte. Als aber Freia und Frigg in zwei Wesen getrennt wurden, und Letztere durch drohtung walshamr (Königin des Habsichtshendes) bezeichnet ward, so erhielt man der Freia Kagen zu Zugthieren, indem man fressa in der Bedeutung von Kater nahm, und dieses konnte man um so leichter thun, da das Wesen der Kagen etwas Heimliches und zugleich Unheimliches hat. Dieses hat auch bei den Teufeln bewirkt, daß man glaubte, Heren plegten mit Hilfe des Teufels die Gestalt solcher Thiere anzunehmen, und das Volk weiß viele Beispiele zu erzählen, wie für Heren geltende Weiber in Gestalt von großen Kagen herumstrichen. Ist eine Kage in einem fremden Hause wegen Diebstehlen durchgeprügelt, und wird im Dorfe zufällig eine für eine Herz gehaltene Frau krank, oder stirbt sie, so hat sie in Kagen Gestalt die Ursache ihres Dorniederliegens oder ihres Todes erhalten. Nach den Herengeschichten der von den Nordmännern stammenden Seeländer erschien das mit den Heren hühnliche Teufelskind in Gestalt einer Kage²⁷⁾. Daher wird es sehr wahrscheinlich, daß früher auch in Teutland und Skandinavien, wo es im Betreff der Kappländer²⁸⁾ sich nachweisen läßt, Kagen als Drosselthiere gebraucht, in deren Gestalt man in der Heidenzeit eine Drosselgoththeit, in der Christenzeit den Teufel²⁹⁾ verborgen glaubte. Freia, welche, wie wir oben sahen, als die erste und größte Zauberin angesehen wurde, wird daher sehr natürlich mit Kagen in Verbindung gebracht. Man könnte vielleicht auch an-

Kunstst. oder nur über die Wirkung derselben, und nur eine Andeutung begreift sich auf die Art und Weise ihrer Ausbildung.

21) Wie ist hier zu bemerken, daß in der schwierigen Stelle, mit welcher Str. 33 beginnt, Nichte keine Rücksicht auf die Beschreibungen nimmt, welche Loki Freia's seiner Tochter gemacht, und der Sinn nicht ist, wie i. B. Guter (Nordische Blumen S. 372) ihn gibt: Das hat wenig zu bedeuten, wenn auch die Frauen immer mit ihrem kühlen, sondern der Sinn ist: Das ist wenig schrecklich oder gefährlich, wenn ein Mann einen Mann zum Liebesbater bekommt; aber ein Bamber ist, daß ein Weib Kinder geboren hat, wie Loki gethan. Der Dichter will natürlich damit das Geringe nicht einschließen, aber ein etwas Wendmüßiges hinsetzen, sondern er braucht diese Wendung bloß, um das Letztere desto mehr hervorzuheben. Das die griechische Eke im Nothen als großer Wermuth galt, geht i. B. aus dem i. Eke von Hesiom dem Jambographen bei Herod. Bacher, Heron der Kritik. I. Abt. 2. Abt. S. 112 und der Strophe eines Schmähschöns in Saueri's Euripion's Weltreis (Helmekrings), übersezt von Herod. Bacher S. 245, 246 hervor. 22) reid. 23) Cap. 20. S. 119. 24) So i. B. Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 351, und fügt hinzu, daß die Kage auch der Lila und der Ena beilieg, wie und das Plutarch sage, dieses Thier stelle den Mond dar. 25) i. Nilsson, Skandinavisk Fauna. Föreläs. Delen. Dagejaren. Andra omarbetade Upplagen. (Lund 1847.) p. 114, firt sich hier; denn von einem solchen Wettkampfe zwischen Thor und Loki weiß die Eddaerlage Nichts, sondern Ugarde; Loki ließ die Widsæddisdränge in Kagenförmigkeit mit Thor kämpfen, wobei Loki jagen war, i. Gylfaginning Cap. 47. S. 38, 50. Im Betreff der Götterdicht in Beziehung auf das skandinavische Fressa, i. B. 2. Kater, ist zu bemerken, was Nilsson (S. 142) von dem milderanbenden Worte Valfressa (amstel Gulo Linn.) sagt: Valfressa oder Valfressa bedeuft Fjelkatt (Gestaltkage), denn Fressa ist Kage. 26) i. Nilsson a. a. D. S. 120.

27) Arndt, Redensarten S. 414.

28) Bei den Kappländern finden wir Kagen als Drosselthiere, wozu sie sich wegen ihres verstellten Wesens, welches vermuthen läßt, daß dabei etwas Unerwartliches im Spiele sei, sehr gut eignen. Merianer (in seiner Reise in die nordischen Landestheile (Lund 1774.) S. 18) erzählt, daß die bündischen Kappländer gegen das Herkum die in jedem Hause eine große schwarze Kage unterhielten, mit der sie, wie er sich ausdrückt, viel Unbenedigbare machten; denn sie redeten mit ihr, und unterhielten Nichts, was sie nicht vorher mit ihrer Kage überlegt, weil sie ihr Hausbesitzer war, und gingen beiläufig alle Nächte aus der Thüre, ihre Kage um Rath zu fragen. Nach Meier's (a. a. D. I. Abt. S. 39) wahrscheinlicher Vermuthung galt die zur Weissagung und Wahrsagung dienende Kage als ein verfluchter Drossel, ein Elie, ein Hausgeist, der durch Verwandlungen einen Menschen leicht ankommen. 29) Von dem Kater, welcher im J. 1299 den Postmannen, als diese gegen die Dithmarsen zogen und sich ihnen gewidmet, über den Weg lief, und wegen des darüber erhobenen Geschreies zur Hand der ersten Bernatung galt, glaubte man, daß es der Teufel gewesen; i. Hermannus Cornutus, Chronicon, ap. Ercardum Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 839. Nach Andern bewirkte das Unglück nicht ein Kage, sondern ein Hase (Fontanus, Hist. Dan. Lib. VII. p. 376).

nehmen, daß dieses geschehen, weil die Kagen unter aufstehendem Gesicht sich begatten, und also gleichsam Freia'n, die Göttin der Liebe, anzurufen scheinen. Doch dieses würde zu gesucht sein. Daher begnügen wir uns mit dem, was über Freia als Göttin der Liebe, Astagodh (Dea amorum, Gottheit der Liebeshafte), wie einige Handschriften zu ihren übrigen Benennungen in den Skaldskaparmál hinzusetzen, die Gylfaginning³⁰⁾ sagt: Ihr gesied wot Rinnegesaf (mannsauner), es ist gut, bei ihr in Liebesangelegenheiten Gedulde zu thun, oder mit den Worten der Urschrift: Á hanna er gott at heita³¹⁾ til ásta³²⁾, an sie ist gut zu rufen zur Liebe (d. h. um Liebesbändeln Gegenliebe, oder auch überhaupt, um, abgesehen der Geschlechtliche, von Jemandem freundschaftliche³³⁾ Gesinnungen zu erlangen). Voraus ist die genaueste dem Menschen zu Anrufungen (d. h. sie nimmt Anrufungen oder Gedulde der Menschen am sorgfältigsten an, erfüllt sie am leichtesten und besten), und von ihrem Namen ist das Wörtchen (signarnafn), daß mächtige Weiber (ríkkakonur) genannt werden Freyjur (Herrinnen). Der Sinn dieser Stelle ist also: Man dachte sich Freia'n als ein Wesen weiblichen Geschlechts, den Bitten der Menschen zugänglich, als die Göttin, und da zugleich Freia, bevor aus dem einen Wesen noch ein zweites, nämlich Frigg, geschaffen wurde, die oberste Göttin, nämlich die Gemahlin Óðins³⁴⁾, war, so hatte sie als oberste Herrin die größte Macht, die Bitten der Menschen zu erfüllen, und sie that es vermöge ihres milden, freundlichen Wesens, welches sich auch in ihrer Schönheit ausdrückt. Ihre Tochter heißt Hnoss³⁵⁾, welche so schön ist, daß von ihrem Namen Hnossir (Kosbarkeiten) dasjenige genannt wird, was schön (oder glänzend, fagurt) ist und kosbar (gersinnigt)³⁶⁾. In den Skaldskaparmál wird

unter den Bezeichnungen Freia's mǫðhir Hnossar (Hnoss's Mutter) aufgeführt. Sie hat die Tochter von Óðr. Dieser reiste fort lange Wege, oder Freia meint nach, und ihre Bähre ist goldbrodt. Freia hat viele Namen: und die Ursache hiervon ist, daß sie unter unbekannten Völkern reiste, Óðr zu suchen; sie heißt Marðauil, Þörn, Gefn und Eyr. Die Nothe von den goldbroten Tränen, welche die Skalden für Gold selbst, in dessen Umschreibungen, weil sie Freigeigelt über Alles priesen, unerschöpflich sind, brauchten, hat gemacht, daß Freia in den Skaldenbüchern nicht selten vorkommt, und daß, da die christlichen Skalden den heidnischen Dichtersinn nicht beibehielten, selbst in den Evidenzen dieser Freia erscheint. Unter Freia's Kennnamen wird aufgeführt: li gráslagra³⁷⁾ godh³⁸⁾, die im Weinen glänzende oder schöne Gottheit, die thränensichere Göttin, und unter den Bezeichnungen des Goldes grát Freyju³⁹⁾ (oder in späterer Beugungsform Freyju), Freia's Weinen, welches dichterisch für Thränen steht, Freia's Bähre. Sowie z. B. sagt Stúll Þorsteinsson⁴⁰⁾: Freyju-tár, Freia's Bähre oder Bähren⁴¹⁾. Diese Umschreibung des Goldes kommt in unendlichen Variationen vor; einmal dadurch, daß man Freia's Namen nicht schlechthin setzte, sondern eine andere Benennung oder Umschreibung derselben, so z. B. wie Einar Skúlason Mardallur grát⁴²⁾ (Marðauil's Weinen), brauchte, und zugleich auch Thränen umschrieb. Snorri Sturluson bemerkt zu einer Strophe⁴³⁾: Einar Skúlason's: Hier wird sie (Freia) genannt Gefn und Wanabradur (Wanabrant, Wankenwurm). Mit allen Benennungen⁴⁴⁾ Freia's ist recht zu bezeichnen das Weinen, und so das Gold zu nennen; und auf vielfache Weise sind diese Kennnamen (Bezeichnungen) gebildet (erweitert), genannt hagi etha (oder) regu etha iel (Eisflurm, Hagelwetter), etha dropar (Tropfen), etha skúr⁴⁵⁾ (Regen-

30) Cap. 35. S. 49. 31) Vergl. z. B. die Sage af Háls ok Hálsarhúsum Cap. 1 (in den Fornaldar Sögur Norðrlanda, 2. Bd. S. 25, 36): Sigrý hét á Freyju, en Geirhildr á Háti, Sigrý hét Freia'n, oder Geirhildr hét Freia'n. Hátir hét Óðinn. 32) Ái Gættin der Weisheit aus Áttir, amoris, von der Form der Einsicht Átt (f.), amor. 33) Átt, Form der Weisheit Áttir, hat nicht bloß die specielle Bedeutung von Geschlechtliche (amor venereus), sondern bedeutet überhaupt auch Freundschaftliche, wie z. B. die Zusammenfügung Áttast, lieblich, d. h. ist in der Freundschaft, áttus amicus, und das nicht selten vorkommende Áttvinn, Liebesfreund, zärtlicher, langjähriger Freund (f. z. B. Snorri Sturluson's Weisheit, überlegt von Ferd. Wachtel. 1. Bd. S. 308, wo gesagt wird, daß der berühmte Skalde Adalsteinn aus Þvítti (Þvíttvinn) der Königin Freia's des Hnossarhúsum gewesen), bezeugen. Vergl. Wilm. Hnossar, Lex. Islandico-Latino-Danico. Vol. I. pag. 43: Áttir, f. pl. amoris, zärtlichkeit (Freundschaft, Liebesliebe), Gfistur (Liebe), Áttadr, n. pl. tutissimum et scholasticum consilium intimum amicum, fortwährender Vennersaad, vertraulicher Freundschaft. 34) Gylfaginning Cap. 35. S. 37. 35) Nach Snorri Sturluson's Weisheit (Heimskringla), überlegt von Ferd. Wachtel. 1. Bd. S. 37, hat Freia außer Hnoss noch eine andere zweite Tochter, nämlich Gersim, welche in der Gylfaginning in der Gestalt, wie diese auf und gekommen ist, nicht erscheint. Es läßt sich doch schließen, daß Snorri Sturluson in der Stelle der Gylfaginning Cap. 35 (S. 37) Hnoss als gersinnigt (und sohöf) hat: ok Gersim (und Gersim). Doch führt er unter Freia's Kennnamen (Skaldskaparmál Cap. 20,

S. 119 und Cap. 37. S. 135) bloß mǫðhir Hnossar (Mutter Hnoss's) auf, ein Beweis, daß die Sage, daß Freia auch die Mutter Gersim's sei, eine unbekannte war, welche die Hauptstellen nicht gekannt, oder wenigstens nicht bemerkt hatten. In den Evidenzen in den Skaldskaparmál Cap. 75 (S. 219), welche wol nicht Snorri Sturluson selbst, sondern ein Späterer in sie aufgenommen hat, heißt es:

Grét ok at Óðli gulli Freyja
Heið eru hennar Hnoss ok Gersim.

„Es meinte auch nach Óðr's Weisheit, Benennungen derselben hieß Hnoss und Gersim.“ Hier erscheinen diese also nicht als Freia's Töchter, sondern als Namen derselben. Ob der Verfasser der Denkwürdigkeit aus Irrthum getrieben, oder ob er eine Sage gekannt, nach welcher es sich so verhielt, was unentschieden bleiben, oder ob es sich auf der That möglich, daß er sich zu kurz ausgebrückt hat, und sagen will, daß mittelst Hnoss und Gersim, als Töchter Freia's, diese nachgeben werden könne durch Hnoss's und Gersim's Mutter.

36) Von grát, fletus, ploratus, Weinen und Weinen, und fagr, splendidus, nitidus, pulcher. 37) Skaldskaparmál Cap. 20. S. 119. 38) Gersim's Gestalt Cap. 32. S. 128. 39) Gersim's Gestalt Cap. 37. S. 135. 40) Goldtroppe oder Goldtröpfchen Cap. 37. S. 135. 41) Thränen (Schweissen) kann Einsicht oder Weisheit sein. 42) Gersim's Gestalt Cap. 37. S. 134. 43) Gersim's Gestalt Cap. 37. S. 134. 44) heit Freyja. 45) Einsicht oder Weisheit; vergl. Cap. 32. S. 128, wo unter den Benennungen des Goldes aufgeführt ist: regu etha áttir Dráupinn etha

schaur), ethar forsarr (Wasserfälle), angna hennar (der Augen weissen), etha kinna (der Kinnbäden, Wangen), etha hlyra (der Wangen), etha brá (der Augenbrauen, d. h. hier Augenvimpern), etha hvarma (der Augenslider). Diese Bezeichnungen des Goldes wurden auf das Mannichsalftige von den Skalden variirt⁴⁶), damit sie immer den Anschein von Reuehelt erzielten; so z. B. sagt Einarr Skulason: angna Odhis bedvinnu rotha regn⁴⁷), der Augen der Bettfräubin (Bettgenossin) Dóð's rother Regen, Freys nipt bráa dripiu⁴⁸), der Schwärze Frey's Augenbrauentropfen (d. h. hier Augenvimperntropfen). Das Freia und Frey's Geschwister sind, rührt, muß man schließen, daher, daß sie früher nur ein Wesen waren; deshalb hatten auch ihr Epitheton und ihre Attribute Verwandtschaft. Frey (f. d.) fährt auf dem Wagen, der von dem Eder Gullinbursti (Goldborstigen), welchen die Zwerg Brod und Sindri gefertigt haben, gezogen wird. In den Hindiljóði⁴⁹) sagt Hymle: „Schlau“⁵⁰) bist du, Freia! da du mich versuchst“), deine Augen weisse auf und auf solche Weise, da du deinen Mann daß im Walsinnir (Schlachtinger), Ditar den Augen, Innstein's Sohn.“ Freia antwortet: „Du täuschst dich, Hymle! Ich glaube, du träumst, da du sagst, daß mein Mann im Walsinnir (Schlachtinger): da, wo der Eder (gaulter) glüht (glänzt), der goldborstige (gullinbursti), Hildi-swini, den mir geschickt versertigt, zwei Zwerg Dáinn und Nabbi. Sprechen wir aus den Sätzen“), sigen wir sollen u. f. w.“ Hindilswini ist gebildet aus Hildiswini (Kampfer), welches als Name eines berühmten Helms vorkommt⁵¹), wofür anderwärts als dichterische Benennung des Helms Hildigaulter⁵²) (Kampfer) aufgeführt wird, und womit zu vergleichen im Beowulfliede, wo gesagt wird, daß schneidende Schwert swin eofer helme, Eder über den Helmen, zer schnitten⁵³), und an einer andern Stelle desselben Liedes: swin eal gylden eofer iren heard, algoldene (ganz goldenen) Eder über horten Eisen. Der Hildiswini (Kampfer)⁵⁴) paßt für die Göttin, welche die Hälfte der im

nugna Freyja, Regen oder Regenschauer Draupnir's oder der Augen Freia's.

46) Das Gold spielte eine so wichtige Rolle als Schmuck der Wesen, so daß es oft in der Schlacht aus denselben, namentlich den Schilden, herausgehoben wurde, und noch mehr diente es als Mittel der Freigebigkeit, welche die Skalden, die Minnesänger und andere Dichter des Mittelalters als größte Tugend der Helden rühmten: i. Ferd. Wacker, Da es, nach Sigfrids corone ewig, Nibelungens thausare et Tarnasappa ornatus ald valit p. 13. — 152. 47) Hildiswini in den Skaldskaparmál Cap. 37. S. 134. 48) Straphe ebendieselbe. 49) Straphe 6—8. S. 317. 50) Fik erta, Freyia! 51) Hymle sagt Str. 5: Langsam ist dein Eder (gaulter) den Österrweg (goldweg) in treten; sie merkt also, muß man schließen, und der Langsamkeit des Eders, daß in ihm etwas verborgen ist, da er sonst schnell geht. 52) Hymle reitet nämlich ihren Jauverwöl. 53) Skaldskaparmál Cap. 42. S. 152. 54) Ebendieselbe Cap. 74. S. 217. 55) Beowulflied, Ausgabe von Thorpein S. 98. 56) „Bellona aive bellona aive“, wie es Finn Magnusen (Lex. Mythol. p. 428) erklärt; andere Erklärungen hien durch: „bitter Eder“ und, den bedauernden, verschlungenen Eder“ (i. des Wäders im Spec. Glanar, um d. 1. Bde. der großen Ausgabe der Edda Saemundar p. 563), und durch: „Eder des Feindes“ (i. Thorpein zum Beowulfliede

der Schlacht zu Erschlagenden erlischt. Was Tacitus (Germ. 45) von den Althern erzählt, nämlich: Ergo jam dextro Suevici (soll wol eigentlich Sveonici, d. h. des schwedischen Meeres, heißen) maris litore Aestorum gentes alluuntur: quibus ritus habitusque Svevorum (soll wol eigentlich Sveonum, d. h. der Schweden, heißen), lingua Britannicae propior. Matrem Deum venerantur; insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniique tutela (also als Amulet) securam Deae cultorem etiam inter hostes praestat, dieses bezieht man auf die Freia und den ihr geheiligten Eder, indem Walte Brun⁵⁷) zu der Stelle des Tacitus bemerkt: „Dieses war genau das Thier, das der Freia, der Venus der Skandinavier, geweiht, welche häufig mit Frigg, der Mutter der Götter, vermennt worden ist,“ oder richtiger ausgedrückt, welche beide ursprünglich ein Wesen waren, und zwar auch in der Deutung der Freia als Venus, nur muß man Freia'n nicht als Göttin der bloßen Geschlechtslust auffassen. Wir haben oben gesehen, daß Freia Wohlgefallen am Minnegefang gefunden, und es gut war, sie um Liebe anzusprechen: Von Eosin sagt ebenfalls die Gylfaginning: sie ist so mild und gut zu Anrufen (Selüdden), daß sie Erlaubnis von Al-sabdr oder Frigg zu der Menschen, der Weiber und Mannspersonen Zusammengang (Verbindung) bringt, obgleich es zuvor verboten oder verweigert sei. Um diese Stelle ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß bei den Germanen, wenn die Kinder, und auch selbst die Jungfrauen noch, wenn sie großjährig waren, heirathen wollten, die Bestimmung, oder in strengem Falle selbst die Bestimmung der Ältern, oder in Ermangelung derselben der sonstigen Blutsfreunde haben mußten, welche Person sie heirathen sollten. Diese oberste Gewalt dachte man sich in Beziehung auf die die Menschheit regierende Götterwelt dem obersten Gotte und dessen oberster Gemahlin beigelegt. Sie galten als Stammältern der Götter und der Menschen. Daher hatten sie die oberste Entscheidung über die Wahl der zu verheirathenden Personen. Als Freia und Frigg noch nicht in zwei Wesen getrennt waren, besaß Freia diese Gewalt, und sie ward nicht bloß als Göttin der Geschlechtslust aufgefacht, sondern war überhaupt Heirathsgöttin. Als solcher war ihr der Eder, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, geheiligt. Der heilige Eder, auf welchen die Menschen, wenn sie Selüdden thaten, schworen, hieß Sonar-gaulter (Heerd's⁵⁸) Eder). In der Herwarar-Saga⁵⁹), wo erzählt wird, daß König Heiðbrek einen großen und so schönen Eder erdähren ließ, daß jedes Haar aus Gold⁶⁰) zu sein dachte,

67) Geographie I. Th. S. 234. Finn Magnusen, Bidrag til nordisk Archaeologia (1890.) p. 152, 153. Den äldre Edda översatt och förklarad. 2. Bde. S. 24, 25. 58) f. Ferd. Wacker, Heram der Krüll. 1. Bde. 3. Abth. S. 105, 106. 59) Cap. 14. S. 463. 60) Als von der geliebtesten Frau, an welchem Umstande dann die Götterloge den goldborstigen Eder gebildet; wahrscheinlich war der heilige Eder, wenn die Selüdden

und der König die eine Hand auf das Haupt des Ebers und die andere auf die Vorsten gelegt, findet sich der Zusatz: Er opferte (blótadhi) Freia⁶¹⁾ und währigte sie am meisten von allen seinen Gottheiten. Das war Sittengewohnheit, einen Eber zu nehmen, den größten, den man kannte, und (man) sollte ihn ernähren und Freia'n geben zur Fruchtbarkeitsverbesse⁶²⁾ im Anfang desjenigen Monates, der Februaris heißt; da sollte (man) Opfern⁶³⁾ haben zum Wohlgelegen⁶⁴⁾. Der König sagte, daß dieser Eber so heilig wäre, daß die Menschen für dieses Opfer⁶⁵⁾ sollten richten⁶⁶⁾ können über alle große Freisachen⁶⁷⁾. Am Solabend⁶⁸⁾ sollte (man) denselben Eber zum König führen; die Menschen legten da die Hände über seine Vorsten und thaten Glück. Nach einem Zusatz der Helga ok Grims Saga⁶⁹⁾ geben Helgi und Geimr in das mit einer Beschligung (wirklich) umgebene Dörfchen ihres Pflegevaters Spätschicks. Im Hochsitz auf der obersten Bank sitzen Freyr und Freyja zusammen. Helgi wendet sich schnell an sie mit den Worten: Da sitzt ihr, Herrins Synir! d. h. Geirion's, d. h. Döbhin's⁷⁰⁾, Eöhne u. s. w. Darauf geht Helgi quer über den Boden, wo Freyja und Freia⁷¹⁾ saßen, und sagte auf ähnliche Weise zu ihnen, er wolle ihnen alle Höflichkeit erweisen, wenn sie ihn gut aufnehmen wollten. Nach der Olafs Saga Helga als Einzelschrift⁷²⁾ ward dem König Olaf dem Heiligen gesagt, daß Bonden in Thrandheim große und zahlreich besuchte Schmäuse at vetröðttum (zu den Winterächten, d. h. zum Feste des Anfangs des Winters) hatten, große Tränke

waren und alle Minni (Vollbörner zur Erinnerung) Thor'n und Döbhin, Freia'n und den Äsen gesegnet wurden nach alter Sitte. In der in der Helmskringla befindlichen Olafs Saga Helga Cap. 113⁷³⁾ werden die Gottheiten nicht namentlich aufgeführt, sondern es wird bloß gesagt, daß alle Minni (Vollbörner zur Erinnerung) den Äsen gesegnet (signaðu) worden. Für gesegnet ward heiligtet gebraucht. So z. B. heißt es in der Saga Herraulhs ok Bosa⁷⁴⁾: thá kom inn thá minni, er heigat var Freyja, da kam herein (wurde heringetragen) das Minni (Trank zur Erinnerung), welches Freyja (Götteranbeßung, Götterverehrung), welches Freyja-wasonar⁷⁵⁾ hatte (Halti Stegmann aus Thorsdödal auf dem Althing in (Soland) diesen Quithlinger (Besänglein) hervorgeführt: Will er eigi göðh geysja⁷⁶⁾, Grey thinnir mör Freyja, Ae mun annat tveggja Öðhlinn grey edha Freyja.

ich will nicht die Götter anbeßen (verhöhnern), ein Hund dünkt mit Freia, immer wird (sein) eins oder das andre von beiden Döbhin ein Hund oder Freia. Unter den Menschen zuerst fing diesen Quithlinger (Besänglein) der Priester (Godhi) Rúnólfur Wílfsson auf und nannte es Godhga (Götteranbeßung, Götterverehrung), und verlegte Hjalta'n gerichtlich, und dieser ward wegen der Godhga des Landes verwiesen.

Durch Einfluß des Christenthums wurde die Göttersage nicht vernichtet, sondern zu angelischer Menschensage umgewandelt. Diese Umwandlung ist in der Ynglinga-Saga mit möglichster Schonung und Berücksichtigung der Göttersage geschehen, so daß diese möglichst unentstellt⁷⁷⁾ durchschimmert. Nachdem Snorri Sturluson⁷⁸⁾ von dem Kriege zwischen den Äsen und Wanen und dessen Beendigung gehandelt hat, fährt er fort: Níðrdr'n und Frey'n sette Döbhin zu Blótgodhar (Opferpriestern) und sie waren Diär (Götter) unter den Äsen. Níðrdr's Tochter war Freia; sie war Blótgyðia⁷⁹⁾ (Opferpriesterin), und sie lehrte zuerst bei den Äsen den Seidr⁸⁰⁾, welcher bei den Wanen häufig war. Hierauf bemerkt Snorri Sturluson, daß Níðrdr, als er unter den Wanen war, mit seiner Schwester Frey'n und Freia'n gezeugt, und erzeiht hierauf, wie Döbhin und alle Diär (Götter) aus

Thunden die Hände auf ihn legten, mit Gott geschmächt, sowie die Heener der Opferriber mit Gott verehrt waren.

61) So nach der Ausgabe der ältesten und besten Recension der Hervarar-Saga, in den Fornaldar Sögur Norðurlanda. 1. Bd. S. 463. Andre haben für Freia Freyr gesetzt, weil nämlich dessen Eber so heilig ist, und er sitzt in der Gylfaginning als Gott der Fruchtbarkeit aufgeführt wird. Etich Havn Magnusen (Lex. Mytholog. p. 404) sagt: Mira editoria Havnaensis (docti alioquin mathematici) incuria vel in antiquitatis patris inactia, la in latina sua versione hic pro Freyero Deo Freyama Deam intellexit. Variae historiae Hervarianae reconsecutiones inter se nibilo minus discrepant, de veribus, qui aut Freyero aut Freyae vel ambobus otium numinibus sacris fuisse videntur. Regni. Nihil Thorlacius, Om Thor og hans Hama, Scand. Mus. 1802. I. Helt. 62) ill árðrdr. 63) blót. 64) til faraseldar. 65) öfr; Helt Ausdrud, sowie der Ausdruck februarus, zeigt die späte Zeit der Abfassung dieser Angaben. 66) daema, richtiger Urtheil fällen. 67) stórnmal, Großopfer, d. h. heiligstei Rechtsprechtheiten. 68) Den Abend des ersten Fests der Winterfeiern. 69) Im Ausgabe in Rötter's 2. Gegenstück, übersezt von R. Lachmann S. 66. 67. 70) Wörtlich: der Eber, weil Freyr hier nicht Níðrdr's, sondern Döbhin's Sohn genannt, welches zu der Vermuthung paßt, daß auch Freia ursprünglich Döbhin's Tochter war. 71) Mit dieser Angabe der vier Gottheiten in diesem Tempel vergleicht die Angabe in der Sturlunga Saga Sturlunga Cap. 17 (in den Fornaldar Sögur Norðurlanda. 3. Bd. S. 624): ein Tempel (hof) steht auf Hjermaland, der ist gebauet Thor'n und Döbhin, Freyja und Freia'n. Man darf dabei die spätere christliche Zeit der Abfassung dieser Sage nicht vergessen. Nach der ersten Sage müßte man eine Götterverehrung vermuthen, und besäße die Gottheiten der Germanen in Hjermaland gar nicht existiren. 72) Cap. 109 in den Fornaldar-Sögur. 4. Bd. S. 234.

73) Erste Ausgabe der Helmskringla. 2. Bd. S. 165. 74) Cap. 121 in den Fornaldar Sögur Norðurlanda. 3. Bd. S. 232. 75) Cap. 917 in den Fornaldar Sögur. 2. Bd. S. 307; vergl. Islands Landnámabók. 3. Th. 1. Kap. 1. 76) Freyja-wasonar. 77) So, wo jedoch das Níðrdr nicht angegeben, sondern dies im Allgemeinen gesagt wird, Rúnólfur Wílfsson habe Freia'n um (wegen) Godhga (Götteranbeßung, Götterverehrung) gerichtlich angeklagt. 78) litare. Irreidre: q. s. B. in der Hawamal: Gest u. no geysja, advenan me ludibrio habesca. Bergl. Index vocum poetarum et quarundam aliarum, quae rarioris viae ut per germanum Ausgave der Islands Landnámabók p. 487. 79) Götterpriesterin. 80) Die Götterverehrung ist in der Sturlunga Saga. 78) Wörtlich: (Helmskringla), übersezt von R. Lachmann: 1. Bd. S. 16. 79) gyðia, von göða, Gottheit, bedeutet (sowohl) Wörtlich, als Übersetzung. 80) Die ärgste und angeblich wirksamste Art der Zauberei.

Agardth nach dem Norden gezogen, und handelt von Dobin's Fertigkeiten und Künsten und Befestigung und der Vertheilung Riördr's mit Stadbi. Nach Dobin's Tode herrschte Riördr und nach dessen Absterben Frey über die Swlar (Schweden). Nach dessen Dahinscheiden hielt Freia die Dpfer aufrecht, weil sie allein noch lebte von den Göttern⁸¹⁾, und sie ward da die berühmteste, so daß mit ihrem Namen alle tizaru konor (bewunderte Weiber, d. h. Weiber von Männern, welche eine hohe Würde haben, oder rüchsiglich aus unverschämte Weiber, wenn sie Macht und Reichtum besaßen) gerühmt werden sollten, dieselben, die jetzt Fruwor (Frauen) heißen. So heißt auch jede Freyja über ihrem Eigenthum, aber diejenige Hwefryja (Hausheerin), die Bå (Haushaltung) hat. Freia war sehr vielgeseht⁸²⁾ (unbeständig in ihrem Sinne). Doby hieß ihr Mann; ihre Töchter hießen Enof und Gersini. Hieraus kommt Enorri Sturhuson wieder auf Frey⁸³⁾, und zeigt so den innigen Zusammenhang zwischen denselben und Freia, indem unter der Herrschaft derselben suchbare Zeit und Friede fortwährte, wiewol man diese ihrem Bruder Frey zuschrieb. Über die etymologische Erklärung des Wortes Freia haben wir im Art. Frau (etymologisch) gehandelt. Freia's vier Namen: Warböl, Fönn, Gefn, Eyr, deutet Finn Magnusen als die vier Phasen des Mondes⁸⁴⁾.

(Ferdinand Wächter.)

FREIBERG, Bergstadt im künigl. sächsischen Kreisdirectionsbezirke Dresden, $\frac{1}{2}$ Stunde westlich der von ihr benannten Mulde, auf einer Hochebene gelegen und vom Münzdache durchflossen, hat 12,057 Einwohner und 1006 Wohngebäude (nach der Zählung von 1843), fünf Thore und zum Theil noch erhaltene, mit Thürmen versehene, alte Ringmauern, denen ein in neuerer Zeit in anmuthige Spaziergänge verwandelte Graben vorliegt. Die Stadt verdankt ihren Ursprung dem unter der Regierung des Markgrafen von Meißen, Otto des Reichen (1137–1189), bei der an derselben Stelle vorhanden gewesenem Drischalt Christiansdorf entdeckten Silberzinn. Zu ihrer Anfangs nur von Böhmen und Wendem betriebenen Ausbeutung kamen gegen 1190 Bergleute vom Harze dahin, und bald darauf viele andere, durch den reichen Bergsegen angelockt, Einwanderer, so daß die neue Ansiedelung bereits 1196 vom Kaiser Heinrich VI., in dessen Befehle die Mark Meißen sich eine Zeit lang befand, mit Mauern umgeben und durch Truppen besetzt worden sein soll. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. war Freiberg unter Heinrich dem Erlauchten schon eine nicht unbedeutende, viele ritterbürtige Geschlechter unter ihren Bürgern zählende, Stadt, und erhielt 1294 von Friedrich mit der geblissenen Wange ihre ersten bekannten Statuten und Pri-

vilegien. Sie blieb sammt den werthvollen Bergwerken in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, ungeachtet der vielfältigen Landtheilungen unter verschiedene Fürsten des westlichen Stammes, immer deren Gemeinut, so wie auch später während des 1445 zwischen den Brüdern Friedrich dem Sanftmüthigen und Wilhelm III. geführten Krieges. Erst durch die Haupttheilung sämmtlicher meißnisch-thüringischer und sächsischer Kurlande von 1485 zwischen der Albertinischen und Ernestinischen Linie kam die Stadt Freiberg und durch die wittenberger Capitulation von 1547 kamen auch die zugehörigen Bergwerke in den ausschließlichen Besitz der ersten Linie. Die Bevölkerung und der Wohlstand Freibergs hoben sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. unter der Regierung Heinrich's des Frommen, der es zu seiner Residenz gewählt hatte, immer mehr. Dieser war nach verheerenden Bränden, welche die Stadt betroffen, der Schöpfer mehrerer noch erhaltener großer Bauwerke, unter andern des Schlosses, ursprünglich Freis oder Freiheitstein, nachmals Freudenstein genannt, was später zu einem Getreidemagazin eingerichtet worden ist, und seit 1512 der Wiederhersteller der Domkirche. Im Chore derselben ist von ihm eine fürstliche Begräbnisstätte gegründet worden, wo er selbst und seine Nachkommen bis auf den 1694 verstorbenen letzten protestantischen Kurfürsten Johann Georg IV. beigesetzt sind. Unter den ihnen gewidmeten Denkmälern zeichnet sich das im Mausoleumhyle von Marmor aufgeführte des Kurfürsten Moriz durch Größe und Kunstwerth besonders aus, und an ihm dessen lebensgroße Statue in knieender Stellung vor einem Crucifixe, von dem antwerpener Künstler Floris gefertigt. Nahe dabei an der obern Wand des Chores ist der Kurfürst auch in der Kuffung dargestellt, die er in der Schlacht bei Sieverdaufen (den 9. Juli 1553) bei seiner tödtlichen Verwundung getragen hat. Ein anderes Denkmal ehrt die um den Bergbau erworbenen Verdienste des, am 30. Juli 1817 verstorbenen berühmten Bergbauberners. Als seltenes Kunstwerk prangt noch in der Kirche eine theils in Stein, theils in Stucco von einem unbekannten Meister ausgeführte Kanzel, eine kolossale Tulpe darstellend, deren Kich, die eigentliche Kanzel, mit den Wäldnissen mehrerer Kirchväter und des Papstes Sixtus V. verglet ist. Eine zweite mit schönen Hautreliefs, von einem in Stein gebauenen knieenden Bergmanne getragen, hat der Bürgermeister Georg von Schönleben, tapferer Hildertbeiger Freibergs gegen die Kaiserlichen und Schweden in den Jahren 1633 und 1643, erbauen lassen. Die Orgel ist eine der vorzüglichsten Werke Silbermann's. Mit dem Dome steht die in einem großartigen byzantinischen Style erbaute sogenannte goldene Pforte in Verbindung, ein Ueberrest der bis zur Mitte des 15. Jahrh. gestandenen Pfarrkirche zu St. Martin. Sie führt in architektonisch merkwürdige Kreuzgänge eines der letzteren früher gelegenen Klosters, in welchen auf Veranstaltung des künigl. sächsischen Alterthumsvereins seit 1836 eine größere Anzahl daterländischer Alterthümer aufgestellt ist, von denen die meisten sich in der sogenannten Höhlenkammer des Doms aufgefunden hatten. Unter den übrigen protestantischen Kirchen sind nur die auf dem

81) eptir godhann. 82) marglad, versatilla. 83) Da, als alle Swlar mußten, daß Frey todt war, aber fruchtbare Zeit und Friede sich hielt, da glaubten sie, daß es so sein würde, so lange Frey in Schweden wäre, und wollten ihn nicht verdrängen, und nannten ihn Weltgott (werallid godh), vertheilten ihn am meisten am fruchtbare Zeit und Frieden durch Dpfer: alle Zeit nachher. 84) f, das Röhre bei Finn Magnusen, Lex. Mytholog. p. 357–360.

höchsten Punkte der Stadt in Form eines Kreuzes erbaute Peterskirche mit dem über 200 Fuß hohen Dachstuhlthurm und die Jacobikirche, wahrscheinlich aus den ersten Zeiten der Entstehung der Stadt, bemerkenswerth, und unter den Gebäuden für bürgerliche Zwecke vorzüglich das altstädtische Rathhaus und das Waisenhaus. Vor ersterein in der Mitte des Marktes bezeichnet ein großer, dem Pflaster gleicher, Quaderstein die Stelle, wo 1455 die Prinzenräuber Kung von Kauffungen hingerichtet wurde. An Unterrichtsanstalten befinden sich in Freiburg ein Schullehrerseminarium, ein Gymnasium mit einer ansehnlichen Bibliothek, einige niedere Schulen und eine 1765 gestiftete Bergakademie, welche als die vorzüglichste in Europa gilt, und, seit Berner ihren Aufgräber, durch v. Chorpenier, v. Buffe, Lampladius, Breitbach, Naumann und andere ausgezeichnete Männer die Letztern vier berühmter Mineralogen, Chemiker und Naturforscher in allen Welttheilen geworden ist. Sie hat sieben ordentliche und einige außerordentliche Lehrer für Berg- und Hüttenkunde und deren Hilffswissenschaften, und zählt in der Regel etwa 70 Studierende, die zum Adel Ausländer sind. Viele Inländer genießen freien Unterricht, und jedem von diesen ist ein sogenanntes Freibeirge, d. i. eine Arbeit in irgend einer Grube, angewiesen, welche sie in den Freistunden, wie die gewöhnlichen Bergleute, gegen einen etwas höheren Lohn betreiben. Die Akademie besitzt seit 1791 ein eigenes Gebäude, welches, außer den Lehrsälen und dem chemischen Laboratorium, eine Bibliothek, eine Mineralienverkaufsanstalt und das von Berner ihm vermachte Museum enthält, bestehend aus einer reichen Sammlung von Mineralien, vielen wissenschaftlichen und technischen, auf den Bergbau sich beziehenden, Gegenständen und einem Oefeleincabinet, dem, was die Vollständigkeit betrifft, kaum ein anderes in Europa gleichgestellt werden kann. Eine für die Akademie vorbereitende Anstalt ist die Hauptbergschule, und eine Baugewerkschule dient ebenfalls zur Förderung des Bergbaues. Als vornehmste Behörden haben ihren Sitz in Freiburg eine Amtshauptmannschaft, ein Hauptsteuer- und ein Postamt, und als

Witzelpunkt der Verworfung des gesammten Bergwerkes, im Königreiche Sachsen ein Oberbergamt und ein Oberbüttenamt, welchen beiden ein Oberberghauptmann als höchster Beamter vorsteht. Ersteres leitet den eigentlichen Erzbau in den verschiedenen, von besondern Bergämtern beauftragten, Bergrevieren, letzteres das ganze, zum sächsischen Bergwerkbetriebe gehörende, Hüttenwesen, und es stehen daher unter ihm auch die Himmelsfürsten, die sich in Freibergs Nähe mit acht Höcheln und 14 Keolerebetrieben befinden, sowie das seit 1787 gegründete und nach dem Brande von 1795 wiederhergestellte, eine Stunde von der Stadt bei der Haldebrücke am linken Mühlensufer gelegene, großartige Amalgamirwerk. Außerdem den genannten Bergwerksbetriebs befinden sich noch in Freiberg mit ihnen verzweigt ein Oberbergamt, welches den Zehnten und Anzugszinsen vom Ertrage der Bergwerke als Regale für den Staat einnimmt, ein Bergschöpfenfluß, der, aus dem Stadtrate gebildet, alle wichtigsten, das Bergwesen betreffenden, Rechtsfälle entscheidet, und ein Bergamt, welches die Lagerförderung des Erzes im freiberger Keolere, dem bedeutendsten unter allen Bergrevieren im Königreiche Sachsen, beaufsichtigt. Dieses zerfällt in fünf Bezirke und betreibt 150 Zechen, in welchen vornehmlich Silber und auch Blei, Arsenik und etwas Eisenstein gewonnen werden. Die bedeutendsten Silbergruben im freiberger Keolere sind der Himmelsfürst, das bescheerte Glück und die Himmelsfahrt. Erkläre beide haben seit länger als 50 Jahren ununterbrochen eine sehr große Ausbeute gegeben und die letztere in neuerer Zeit eine ebenso reiche und nochhaltigere. Seit 1610 liegen genauere Berechnungen über das in bemerktem Revier zu Tage gefördernte Silbererz und das daraus gezogene reine Silber vor. Dieses hat von jenem Jahre ab bis 1815 2,397,606 Pfund, im Werthe von mehr als 66 Millionen preussischen Thalers, betragen. In den folgenden 30 Jahren hat sich die Silberproduction noch vermehrt, so daß innerhalb dieses Zeitraums jährlich im Durchschnitt 25—30,000 Pfund reines Silber gewonnen worden find. Im J. 1846 lieferten von den freiberger Silbergruben

die fiskalischen 19,520 Gr. 25 Pf. Gr., aus welchen
die gewerkschafts-

1960 $\frac{1}{100}$ Pf. Silber im Berthe von 47,377 pr. Tblm.

... ..	211,185	\$	45	\$	\$	\$	\$
--------	---------	----	----	----	----	----	----

25,265⁴⁷⁴/1000 2 2 2 2 2 808,479 2 2

Summa 230,705 Gr. 70 Pf.

27,225 ⁷⁰⁰/₁₀₀₀ Pf. 855,856 pr. Th/m.

gewonnen wurden. Ein noch größerer Silbergehalt ließ sich zu erwarten, wenn mehr oder längerer Zeit erforderte, größtenteils nahe der Halbsbrücke befindliche, Silbergruben durch einen seit 1844 begonnenen Stollen von wilden Bässen befreit sein werden. Der Plan dazu, und zwar zu dem sogenannten meißner Erbstollen, welcher von der Halbsbrücke an der Mulde bis zur Elbe geführt werden sollte, war vom dem 29. Jan. 1838 verfochten, um die Bergwerksaufsicht hochverordneten, Oberbergbaupmann von Federer entworfen und zu 3,600,000 Thälern veranschlagt worden¹⁾. Dieser wird jedoch noch

nicht sobald vollständig zur Ausführung kommen, sondern vorerst nur der zu 1,300,000 Thalern veranschlagte sogenannte rothschimberger Stellen, durch welche die weiden Wasser von der Gegend der Haisbrücke ab bis Rothschimberg am Triebtschache und durch diesen in die Elbe geleitet werden sollen. Dieser Stellen kann, da dafür jährlich 60,000 Thaler zur Disposition gestellt sind, binnen 22 Jahren vollendet sein. Er wird so angelegt, dass dessen Verlängerung später vom Triebtschache ab und nach

herausgekommener Schrift dargelegt: „Der tiefe meißener Elbstollen, der einzig, den Bergbau des freiberger Reviers bis in die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. (Leipzig 1835.)“

1) Der Plan dafür ist in Herber's erst nach seinem Tode

Finden bis zur Elbe in der Gegend von Meissen unter einem ausser Vermuthung nach ebenfalls mineralhaltigen Boden ausföhrbar bleibt. Alle Zweige der Verwalmung und des Betriebes der Bergwerke, welche sich in Freiberg und der nahen Umgegend befinden, bieten der Stadt vorzögl. Erwerbsquellen; aber auch noch andere sind ihr durch eine große typische Gold- und Silbertrefschmelz-, durch Spinnereien, Spigenlöpfein, Tuch- und Saffian-manufacturen, Bleiweis- und Bleiglättefabriken eröffnet. Der literarische Verkehr wird durch zwei Buchhandlungen unterstützt.

Freibergs Name ist auch durch Belagerungen, welche es zu bestehen gehabt, und andere Kriegsereignisse, deren Beschreibung hier folgt, merkwürdig geworden.

Belagerung von Freiberg in den Jahren 1296 und 1297. Albert der Unartige, Landgraf von Thüringen, hatte die Markgrafschaft Meissen, nebst der Herrschaft Korbegg und der Lausitz, welche ihm 1291 kinderlos verstorbenen Neffe Friedrich der Teute (Zutta) an seine beiden Söhne, Friedrich den Ghibellinen und Diezmann, vererbt gehabt, für sich in Lauspruch genommen, und war mit diesen darüber in Streit gerathen. Nach vergeblichen Versuchen, im J. 1292, sich derselben durch die Waffen zu bemächtigen, verkaufte er 1294 den größten Theil seines Ländergebietes und darunter auch das von Freiberg in Besitz genommene Markgrathum Meissen mit Freiberg an den deutschen König Adolf von Nassau, worauf dieser, geneigt zu Gewaltthaten, durch die er hoffen konnte, Macht und Reichthum zu erringen, mit einem starken, größtentheils aus Rheinländern und Schwaben bestehenden, Heere in Thüringen einbrach. Markgraf Friedrich schlug ihn zwar 1295 bei Mühlhausen und dessen Bruder, den Grafen Philipp von Nassau, zwischen Bornach und Pegau, aber dennoch gelang es ihm, 1296 ein noch stärkeres Heer als zuvor in Franken wieder zu sammeln, mit welchem er unaufhaltsam Freiberg zurücker, um seinen Gegner die Hülfe, welche diesem die treue Stadt und ihre Silberminen boten, abzuschnelden und für sich auszubenten. Friedrich, außer Stande, die Belagerung Freibergs zu hindern, hatte nur noch Zeit gehabt, etliches Kriegsvolk unter Nicolas von Hausby hineinzuwerfen. Bevor noch die Stadt von den königlichen Truppen ganz eingeschlossen war, versanken gegen 1000 Mann von ihnen, welche er dem Donatsthorre ein Lager aufgeschlagen hatten, in die darunter getriebenen Schächte, und verloren größtentheils das Leben. Mit größerer Vorsticht begann darauf die förmliche Belagerung unter dem Grafen von Dittingen. Eine längere Zeit wurde die nicht sehr befestigte Stadt aus Scheidern und großen Wurfmaschinen mit Steinen und brennenden Materialien übersättet und auch ein Theil der Ringmauer durch Mauerbrecher niedergehauen, aber die kleine Besatzung schlug, im Vereine mit den Bürgern, alle Stürme ab und füllte die emstlandnen Brechen mit Erde, Holz und Weidenesgeste immer schnell wieder aus. Nicht bessern Erfolg hatten des Belagerers Veruche, die Vertheidiger Freibergs auf dem Wege der Güte zur Übergabe zu stimmen. Ihre Antwort blieb stets dieselbe, daß sie von ihrem rechtmäßigen

gen Lancesserren nicht ablassen würden. Da entschloß sich der König, die Stadt durch Wälle und Gräben ganz zu umschließen, um sie nach und nach auszuheben; zugleich stellte er ein besonderes Corps unter Philipp von Nassau in der Nähe auf, um möglichen Einfall abzuwehren. Die Belagerung hatte schon ein Jahr und öfter Monate gedauert, ohne daß es noch in der Stadt an Lebensmitteln mangelte, und der König suchte sie nur durch Eiß zu gewinnen. Dazu verfaßte ihm gegen große Verheißungen ein treulieblicher Freireiter, Eobstanz, der ihm die nicht hinlänglich verwahrte und bemachte Maueröffnung zwischen dem Erbschen- und Donatsithor, durch welche der Rheinbach in die Stadt fließt, verrieth. Hier brangen, nachdem der König sich gestellt hatte, als wollte er mit dem ganzen Belagerungsheere abziehen, Anfangs 30 Mann und nach diesen eine große, im Hinterbacke verdeckte greisene, Schaar ein. Sie mordete von den übermüdeten Wehrmännern alle, die sich nicht eiligt in die Burg, den freisithen, oder in die Thürme hatten flüchten können; die Reuteren zwang bald der Hunger, sich zu ergeben; die in der Burg wehrten sich hartnäckig fort und versagten die angebene königliche Gnade so lange, als ihnen nicht von dem Markgrafen Friedrich der Bescheid zukommen würde, daß es ihm unmöglich sei, sie zu entlassen, und erst als dieser bald lautele, ließen sie sich auf Accord ein. König Adolf sagte ihnen eidlid Leben und freien Abzug mit der tragbaren Habe zu; als sie aber auf dem Markte angekommen waren, ließ er sie umfassen, 60 der Vornehmsten ergreifen und diese auf der Stelle enthaupten. Die Übrigen wurden in Ketten geworfen und mit dem Tode bedroht, wurden sie nicht baldigst durch 12,000 Mark Silbers gelöst worden. Markgraf Friedrich, der diese Summe nicht aufbringen konnte, mußte sich, um seine Getreuen zu besorgen, betheiligen, an ihrer Statt dem Könige die Städte Grimma, Rochitz und Leisnig zu überliefern. Der nach Adolf's Tode 1298 zum teutschen Könige erwählte Herzog Albrecht von Hildesreich suchte, vom Grafen Philipp von Nassau angereizt und unterstützt, den von Albrecht dem Unartigen geschlossenen Kaufvertrag im Namen des teutschen Reichs fortbauend geltend zu machen, und somit bled auch Freiburg in der Gewalt des Kriegsvolls selber, bis es Friedrich, nachdem er Philipp's Heer am 31. Mai (a. St.)¹⁾ 1307 bei Ludau im Allersbergischen gänzlich geschlagen und ihn selbst mit eigenen Händen erwürgt hatte, bald darauf mit Sturm wieder eroberte.

2) Hier bei der Belagerung im 14. Jahrh. ist, wie bei den nachbefriedeten im 17., die Datumszahl nach dem alten Style angegeben worden. Ihr sind nach dem neuern Style für das erste Jahrhundert sieben und für das letztere zehn Tage zuzurechnen.

berg nach Sachsen entsendet worden, nur um es zu plündern und zu verheeren, weil der Kurfürst Johann Georg I. sich damals noch weigerte, auf die Seite des Kaisers zu treten. Der sächsische Commandant von Freiberg, Oberst Böser, ließ sich durch ein schon am 3. eröffnetes festiges Bombardement so einschüchtern, daß er Tags darauf capitulirte, ohne den Magistrat zuzuziehen, zum großen Nachtheil der Stadt, die sonach ganz der Willkür des Feindes preisgegeben war. Sie mußte eine Contribution von 30,000 Talern erlegen, und nachdem Holz und Gallaß mit ihrem Corps am 30. Oct. abgezogen waren, ließ der zur Behauptung Freibergs zurückgelassene Commandant, Oberst Noß vom Walde, die umliegenden Berg- und Hüftenwerke verwüsten, nahm den Bürgern ihre Waffen ab und bedrückte sie durch Erpressungen aller Art. Die Folge des harten Verfahrens und der Zuchtlosigkeit der kaiserlichen Truppen war Hungernoth und eine pestartige Seuche, die in Freiberg in kurzer Zeit über 3000 Einwohner würgte. Der Sieg Gustav Adolfs bei Lützen bestimmte den Commandanten, die Vorstädte abtrennen, vor den Thoren Verschanzungen anlegen zu lassen und alle Anstalten zu einer nachdrücklichen Vertheidigung zu treffen. Doch gab er sie auf, durch höhern Befehl dazu ermächtigt, als ein sächsisch-schwedisches Corps unter dem Herzoge Bernhard von Weimar über Övermühl anrückte, und marschirte mit der 1800 Mann starken Besatzung, große Beute und drei der Vornehmsten, unter welchen der Bürgermeister Jonas Schönleben, als Geiseln wegführend, am 20. Nov. nach Wödmen ab.

In den zwei folgenden Jahren wurde Freiberg noch drei Mal von den Kaiserlichen berannt, zuerst am 5. Aug. 1633 durch den Obersten Ulfeldt und dann am 6. Oct. 1634 durch den Oberstlieutenant Schütz von Schlegli. Beide besiegelten nur Reitercorps und zogen, als sie die bewaffneten Bürger zum standhaften Widerstande gestärkt fanden, bald wieder ab. Erstlicher war ein Überfall, den der Oberst Schönfeld am 18. desselben Monats mit einem Fuß- und drei Reiterregimenten unternahm. Doch auch er zog sich, nachdem er bei einem Angriffe auf das meiste Thor viele Leute verloren und sich dafür durch Anklagen mehrerer Freiberg nabegelegender Gebirge gerächt hatte, eilrig wieder zurück. Dem von den Kaiserlichen wieder freigegebenen Bürgermeister Jonas Schönleben hatte es die Stadt vorzüglich zu verdanken gehabt, nicht durch Ueberrauschung in Feindes Hand gerathen zu sein. Er hatte einen regelmäßigen Dienst zur Bewachung der Stadt durch Bürger gegen einen bestimmten Lohn organisiert, ihre Befestigung verstärkt, wozu auch die Bergleute thätig mitwirkten, und der ganzen Bevölkerung einen Geist des Selbstvertrauens eingebläht, der sich in den folgenden Belagerungen Freibergs durch die Schweden, welche nach dem zwischen dem Kurfürsten Johann Georg I. und dem Kaiser am 30. Mai 1635 zu Prag geschlossenen Frieden Sachsen Feinde geworden waren, glänzend bewährte.

Im Februar 1639 fiel der schwedische Feldmarschall Bähler von Niedersachsen her mit einem starken Heere in Obersachsen ein und fand am 2. März vor Freiberg, was

damals keine Außenwerke, sondern nur eine feste Mauer mit Thürmen, Zwinger und einem vorliegenden trocknen Graben hatte. Erst Tags zuvor waren ein Vorrath an Munition und als Besatzung 250 Dragoner unter dem zum Commandanten ernannten Oberstlieutenant Andreas von Haubitz, dessen Abtheilung am 13. Jahrs die Stadt vertheibigt hatte, dasebst angekommen. Sie reichten kaum zu, um das Peters-, Donats-, Meißener- und Erbschthor zu besetzen, und die Bewachung des Schlosses, sammt dem Kreuzthore und den Thürmen an der Ringmauer, wurde daher von bewaffneten Bürgern unter der Leitung des Bürgermeisters Jonas Schönleben und des Rathes-mufterherrn Wolfgang Braun übernommen. Freiberg zählte damals gegen 32,000 Einwohner, und wol ebenso Viele hatten sich vom Lande hineingeflüchtet. Die Letztern mit den Bergleuten wurden unter gewählten Anführern in Rotten abgetheilt, mit Piken, Morgenröthen, zum Theil auch mit Musketen bewaffnet, und hatten sich immer bereit zu halten, um nach den bedrohlichsten Punkten zur Unterstützung der Soldaten und Bürger zu rücken. Nachdem Kaiser am 3. März an mehrer vergebliche Angriffe auf verschiedene Thore hatte machen lassen, von denen ein siebenbüdinger am 9. ihm viele Leute gelöst, forderte er am 13. die Stadt zum zweiten Male mit der Drohung auf, daß er alle umliegenden Bergwerke werde verschütten lassen, wenn sie sich nicht zu einer Capitulation bequemen wolle, und da er auch darauf vom Commandanten nur eine abschlägige Antwort erhielt, so traf er alle Veranlassungen zu noch ernstern Maßregeln. Um die Belagerten sicher zu machen, ließ er das Geschützfeuer bis zum 17. ganz schweigen, in der Nacht zum 18. aber zwei große Batterien bauen, die, nur mit grobem Geschütze besetzt, von früh 7 Uhr an mehrer Stunden lang gegen die hohe Stadtmauer zwischen dem Schlosse und dem meiste Thor spielten und nach mehr als 500 Schüssen den obren Theil derselben niederwarfen. Die entfallenden Brechen, welche sogleich nicht wieder ausgefüllt werden konnten, wurden sofort mit Fußangeln besetzt, und dahinter, sowie an rückwärts schnell aufgerissenen Vertheidigungsabschnitten, versammelte der Commandant den Kern der Soldaten, Bürger und Bergleute, feuerte durch kräftige Rede ihren Muth an, ersuchte mit ihnen in einem Gebete Gottes Beistand und erwartete so in ruhiger Haltung den Sturm. Dazu rückten Nachmittags nach 3 Uhr 1000 Ausertene unter dem Obersten Magnus Jbanson, Kaiser's Schwelternsohn und Lieblinge, plötzlich an. Er hatte sich vermessien, in Freiberg das Abendbrod verzehren zu wollen, und stellte sich an die Spitze von 400 Mann, welche zuerst zum Sturme vorgingen. Erst als sich diese theils schon auf der Breche und nahe dabei auf Leitern bränden, theils im Zwinger und Graben in Masse nachrückten, gaben die Vertheidiger eine Generalsalve, welche um so tödtlicher wurde. Dem Obersten Jbanson wurde, als er eben die Breche erstiegen, der Kopf zerschmettert, und mit ihm fanden die vornehmsten Anführer den Tod. Darauf warfen Alle, die noch mit dem Leben davon gekommen waren, die Waffen weg, und waren zu einem zweiten Sturme, wobei Gemalt die Df-

fiere, die mehr niedersachen, auch brauchten, nicht wieder vorzubringen. Der Reichsarm Jansson's wurde in die Stadt gebracht und Bahrer'n die Auslieferung verfügt. Am folgenden Tage erlitten die Schweden einen neuen empfindlichen Verlust. Durch Einquartirte in dem nahe gelegenen Dorfe Rosnig war ein Brand entstanden, in dessen Folge ein dort auf Wagen befindlicher Pulvervorrath sich entzündete, wobei gegen 200 Artilleristen umkamen. Als darauf am 20. März der sächsische Feldmarschall Graf Wargin mit 8000 Mann zum Entsatz Freibergs bei Weissenborn (¼ deutsche Meile südöstlich Freiberg) angelangt war, hob Bahrer, unter dem Schutze einer demselben entgegengekommenen Truppenabtheilung, die noch ein bißiges Geschütz zu besitzen hatte, die Belagerung auf und zog sich nach Chemnitz zurück. Er hatte vor Freiberg über 1000 Mann eingebüßt, die Vertheidiger dagegen nur sehr wenige. Sie machten viele Beute im verlassenen Lager an Gegenständen, welche die Schweden in der Eile nicht hatten mitbringen können. Wargin versorgte sie wieder hintänglich mit Munition, half mit seinen Truppen die vom Feinde angelegten Schanzen und Laufgräben der Erde gleich machen, und verstärkte die Besatzung durch 160 Mann vom kurfürstlichen Leibregimente zu Fuß. Inzwischen war es Bahrer'n gelungen, sich im Altenburgischen mit dem General Torstenson zu vereinigen. Er schlug am 4. April die ihm bei Chemnitz entgegengetretene Reichsarmee zurück und stand, seinen Sieg verfolgt, am 10. mit 20,000 Mann und 70 schweren Geschützen wieder vor Freiberg. Zum Glück hatte der Kurfürst kurz vorher noch Eilbungengeleider und zwei Dragonercompagnien dahin absenden können, und auch an Lebensmitteln war daselbst noch kein Mangel. Bahrer war nun gekommen, um an der Stadt wegen des von ihr im März erfahrenen hartnäckigen Widerstandes Rache zu nehmen. Er ließ sofort das Muthoch des Stollens, mittels dessen die Vertheidiger bis dahin in gehobelter Verbindung mit der Außenwelt gestanden hatten, verdammen, wodurch die meisten Beuten des freiberger Krievers erlöst wurden; ferner den durch Freiberg fließenden Müßbach in einen alten Schacht leiten und sämtliches Möhrewasser abgraben. Am 12. April eröffnete er hinter der Bogelklinge neue Laufgräben und bewaff mit einer schweren Batterie den April der Stadt zwischen dem Kreuz- und Petersthor eine Stunde lang mit glühenden Kugeln, ohne jedoch dadurch beträchtlichen Schaden zuzufügen. Unmittelbar darauf ließ er den Commandanten nochmals aufordern, die Stadt zu übergeben, mit dem Beduten, daß alle Weigerung unnütz sei, da es ihr an Wasser und auch an Lebensmitteln fehle, und erhielt von diesem nur die Antwort: er habe dafür Überfluß an Bier und Wein, und auch sonst sei er mit Allem, was er brauche, vollständig versehen. Bahrer, in dessen Plane es lag, baldigst in Wägen einzufallen, wollte sich nun vor Freiberg, was er in seinem Unmuth ein Kalteneis nannte, nicht länger aufhalten; er zerstörte noch alle Kuppelgezeuge und Berggebäude in der Umgegend und brach am 15. mit dem Großhefen über Dippoldiswalde und Pirna gegen Prag auf. Nur einige Reiterregimenter, welche Ausfälle

aus der Stadt abwehren und seine Nachhut bilden sollten, hatte er zurückgelassen. Der General Wittenberg, der sie befehligte, war mit dem Obersten von Haubitz, der früher mit ihm in der schwedischen Armee gestanden, und, nachdem er in der nördlichen Schlacht in Gefangenschaft gerathen, kaiserliche und dann sächsische Dienste genommen hatte, von Jugend an befreundet gewesen, und lud ihn noch an jenem Tage vor die Stadt zu einem Liebesmahle auf gegenseitige Sicherheitsparole ein. Haubitz, der sich dazu verstand, nahm von Wittenberg nach einem mit ihm gehaltenen vergnügten Banquet eben Abschied, als er erfuhr, daß sein Begleiter, Hauptmann Richard, von den Schweden, unter die er sich zu weit hinausgewagt hatte, sei gefangen genommen worden. Er eilte mit einigen Dragonern fort, um ihn zu befreien, und es entsann sich ein Geschütz, bei dem er von einem tödtlichen Schusse getroffen wurde, sodaß er Tags darauf in Dippoldiswalde starb. Seine Leiche wurde gegen die des Obersten Jansson ausgewechselt und am 9. Mai mit großen Feierlichkeiten unter dem Chore der Kathedrale zu Freiberg begraben.

Im J. 1642 hatte der schwedische Feldmarschall Torstenson am 23. Dec. die Kaiserlichen und Sachsen bei Breitenfeld geschlagen und am 29. Nov. Leipzig eingenommen, worauf sein nächstes Ziel die Eroberung Freibergs war, wo er hoffte, in reichem Maße den Lohn finden zu können, den er seinen Truppen für einen sehr angestrengten Feldzug zugebacht hatte. So wenig sich auch die Bewohner der Bergstadt während des damals strengen Winters noch einer Belagerung versehen konnten, so wurden sie doch damit nicht überfordert. Auf die erste Kunde von Torstenson's Absicht waren Holz-, Lebensmittel und Fournage eingebracht worden, und am 4. Dec. traf der vom Kurfürsten zum Commandanten von Freiberg ernannte Oberstleutnant Georg Hermann von Schweinitz mit drei Compagnien zu Fuß und einer Dragonercompagnie, zusammen 200 Mann stark, daselbst ein, um sich an die Spitze der zur Vertheidigung schon gerüsteten Bürger zu stellen. Zahlreiche schwedische Reitergeschwader erschienen am 27. Dec. zuerst vor die Stadt und besetzten alle Zugänge; zwei Tage darauf folgte Torstenson selbst mit 20,000 Mann, 104 Kanonen und fünf großen Mörsern. Im Artilleriewesen wohlverfabren und berühmt als Städtebesieger, war er noch mehr zu suchen als Bahrer; doch um so größere Energie entfaltete sich in der Stadt. Es wurde Alles aufboten, um die Mauerumfassung mit den Thürmen und Zwingern, letztere durch Abschnitte, Schießcharten und Überbauten, möglichst haltbar zu machen, und der Dienst zur Behauptung der verschiedenen Pösten fest geregelt. Das Petersthor mit einem vortragenden Rondel, das Erbsich, Donats- und Weisensthor wurde von den eingerückten Truppen besetzt, das Schloß und das Kreuzthor, nebst den zunächst gelegenen Zwingern, von sogenannten Desenfionieren, bestehend aus Bürgern und Bewohnern der Umgegend, die sich während der Belagerung gegen Lohn zum beständigen Dienste verpflichtet hatten, unter Commando des Hauptmanns Badhorn und Lieutenant Peter Schmöhl, der übrige Theil der Ringmauer von den an-

dem Bürgern, unter Anführung und Aufsicht der Raths- und Ruckstherren. Den in Freiberg versammelten, vom Berghauptmann Georg Friedrich von Schönborg befehligten Bergleuten war aufgegeben, die eingeworfenen Feuerkörper zu dämpfen, entstehenden Brand zu löschen, Gegenminen anzulegen und Beschädigungen an den Befestigungswerken auszubessern; zugleich wurden sie zu Spähdern und geheimen Boten bestimmt und theilweis auch dasir unter der klugen Leitung des ebenso wie bei der Belagerung von 1639 besonders thätigen Bürgermeisters Jonas Schöneleben die besten Dienste. Ueberdies wurden noch alle Handverletzte bewaffnet und in Eile genommen, und die eingeschloßten Bauern in Bereitschaft gehalten, um die von den Bürgern besetzten Posten nöthigenfalls zu verstärken. Alle Behörden gingen mit der ganzen Bevölkerung Hand in Hand, und zur Erhaltung ihres Muthes trugen auch die Geistlichen nicht wenig bei, zumal der Superintendent Dr. Paul Sperling, der schon im J. 1631 als Pastor zu Stolpen bei Belagerung des dortigen Schlosses die Waffen mit ergriffen und den Feind abgewehrt hatte. Sie hielten täglich in allen Kirchen mehrer Versammlungen und begaben sich im Laufe der am 31. Dec. beginnenden Belagerung immer auf die gefahrvollsten Punkte, um mit den Streikern Gottes Hilfe anzurufen. An diesem Tage ließ Torstensen die ersten Laufgräben gegen das Petersthor eröffnen und während dessen die Stadt mit Feuerbällen und Bomben bewerfen, die zum Glück nicht zündeten. Am 1. Jan. 1643 ließ er sie aus einer Batterie von 20 der schwersten Kanonen beschießen und darauf dem Commandanten sagen: er habe ihm nun die Ehre angethan, ihm sein Heer vorzustellen und das neue Jahr begrüßt; er hoffe, der Commandant werde sich damit begnügen, das kurfürstliche Begräbniß nicht der Zerstörung aussetzen und ihm die Thore öffnen. Nachdem dies rund abgeschlagen worden war, spielten die erwähnten Kanonen gegen das Petersthor und die Stadtmauern zu beiden Seiten, deren oberer Theil fast ganz herabgeworfen wurde. Ein Sturm, zu dem unter Schneegestöb schon Truppen angedrückt waren, unterließ, weil die Explosion einer Mine nicht vor dem Thore nicht wirksam genug gewesen war. Noch vorher waren in der Petersthor einige Geschütze aufgeschoben worden, um die Rückseite der entstehenden Breichen zu beschießen, und bis zum 3. arbeitete man in der Stadt trotz dem fortgesetzten feindlichen Feuer eifrig, um letztere zu versetzen, die zunächst gelegenen Häuser mit Schießscharten zu versehen und den Schutt aus dem Graben wegzuräumen. Eine zweite, von den Schweden am Petersthor angelegte, Mine that am nämlichen Tage gute Wirkung, worauf sofort 100 Freiwillige anströmten. Die darauf gefassten Schachfen wichen keinen Fuß breit. Der Führer der Schweden, Hauptmann Schlammerdorf, fand den Tod, und die übrigen Officiere wurden mit der Mehrzahl ihrer Leute, fast alle und zum Theil tödtlich verwundet, gefangen. Gleich nach dem Sturme forderte Torstensen den Commandanten nochmals auf, ihm demerselben, er könne nun mit Ehren capituliren; wo nicht, so werde ohne Bezug ein Generalsturm erfolgen, nach dessen Gelingen das Kind

im Mutterleibe nicht solle geschont und der Commandant als Cavalier nicht werde behandelt werden. Letzterer erwiederte, er sei mit allen Freibürgern entschlossen, lieber zu sterben, als sich unter das schwedische Joch zu beugen. Die Schweden rückten nun unter dem beständigen Beschütze von Neuem nicht nur gegen das Petersthor, sondern auch gegen das Reissener- und Erbschloß an. Wegen das erstere führten die Generale Brangel und Mortaine zwei Brigaden, welche das vorliegende Rondel erstiegen, aber weder von da, noch zur Seite in die Stadt einbringen konnten. Der Commandant von Schweinitz, der sich auf dem Thorturme befand; leuchtete Allen als Beispiel unerschütterlichen Muthes und besonnenner Umsicht voran. Neben ihm nach dem Kreuzthore zu verteidigte der Leutenant Schmolz den niedrigsten und gefährlichsten Punkt der Breiche tödtlich. Nach dorthin und den andern angegriffenen Thoren brachten die Raths- und Ruckstherren und die Bergbeamten starken Succurs heran, und die Schweden mußten überall mit einem Verluste von gegen 400 Mann wieder abziehen. Von den Freibürgern blieben verhältnißmäßig nur Wenige auf dem Platze; unter den Verwundeten befand sich der Commandant, der brim eigenbändigen Versetzen einer Granade sich im Gesicht und am Schenkel verletzt hatte. Vom 4. Jan. an beschloßen die Schweden die Stadt und ihre Schutzwehren nur wenig, suchten aber einen desto thätigeren Winternkrieg, den jedoch die Bergleute größtentheils unschädlich machten, indem sie ihnen durch Entgegenarbeiten nach und nach zwölf Minen verdarben. Die Besatzung machte wiederholte kleine Ausfälle, zerstörte dabei öfter die fortgesetzten Angriffsbauwerke des Feindes über der Erde, und machte Gefangene, durch die sie Nachrichten über dessen Zustand und Treiben einjog. Zwei Schreiben, von denen das eine am 13. Jan. vom Kurfürsten aus Dresden, das andere am 18. vom Feldmarschall Octavio Piccolomini aus Saag in Böhmen, durch von Freiberg an beide abgeschickte Bergleute einging, verdrößten sie nun zwar auf baldigen Entschluß durch ein kaiserliches Corps, aber dennoch wuchs die Gefahr, noch vor dessen Eintreffen durch die weit überlegene Macht der Schweden erhöht zu werden, von Tage zu Tage. Sie stieg noch, als diese am frühen Morgen des 5. Febr. unter dem Rondel am Petersthor zwei Minen springen ließen, welche dessen Umfassungsmauer fast ganz in Schutt legten. Die zum Sturme schon Bereitschaften bemächtigten sich desselben und auch des Thurmes über dem Petersthor, wurden jedoch von dessen oberem Theile durch eine in der Petersthor verschanzte Batterie wieder vertreiben, und genöthigt, sich in untere Gewölbe des Thurmes zurückzuziehen. Erst schickte nur noch ein mit Erde gefüllter Zwergwall von Holz mit vorliegendem Graben den Eingang in die Stadt durch das Petersthor und den offenen Raum der Stadtmauer zu beiden Seiten, und kaum würde sich der Muth der Belagerten noch aufrecht erhalten haben, wäre nicht am 10. durch einen Bergmann ein Schreiben Piccolomini's vom 3. aus Brix eingegangen, welches sie verrieth, er werde mit seinem Corps spätestens nach acht Tagen aber das Ergebige angemessen sein und dafür durch

Anjün den Häusern in Lichtberg $\frac{1}{2}$ teutsche Meile südlich Freiberg) und Geschüßsalzen ein Zeichen geben. Die äußersten Anstrengungen wurden hierauf in der Stadt gemacht, sich bis dahin noch zu halten. Die Schweden hatten nach Eroberung des erwähnten Kneibels den nächsten Thurm gegen das Kreuzthor zu und den anliegenden Zwinger zum Theil in Trümmer geschossen. Sie waren im Begriffe, sich in beiden festzusetzen, als der brave Schmolz mit seinen Defensionen vordrängte und sie zum Wichen brachte. Derselbe hinderte auch ferner, unter dem Schutze eines hinter den Breschen angelegten Erdwalls, ihr weiteres Vordringen. Schon einige Tage zuvor hatte man in der Stadt das von Piccolomini versprochene Zeichen erwartet, und es galt jetzt nur noch, Zeit zu gewinnen. Daber kamen der Rath, die Geistlichen und die Eingeflüchteten überlin, Torstenson um die Erlaubnis zu bitten, eine Deputation an den Kurfürsten nach Dresden absenden zu dürfen, mit der Anfrage, ob auf einen Excurs von den Kaiserlichen noch zu rechnen sei, oder nicht. Der Feldmarschall, ihre Absicht durchschauend, ließ sich darauf nicht ein, und setzte dagegen das Feuer gegen den Stadtheil zwischen dem Peters- und Kreuzthore noch heftiger fort, als vorher. Endlich sah man in der Nacht zum 16. von den Thürmen der Stadt in Lichtberg zwei Feuer aufgehen und vernahm von dort mehrere Kanonenschüsse. Als es Tag geworden war, ließ Torstenson durch seinen Generaladjutanten Kneibelsch den Commandanten noch drei Mal hinter einander unter ehrenvollen Bedingungen zur Übergabe auffordern, während die Stadt von allen Seiten beschossen und ein allgemeiner Sturm, zu welchem die Truppen schon anmarschirt waren, angedroht wurde; doch der Commandant blieb standhaft, und dies um so mehr, als im feindlichen Lager schon Vorbereitungen zum Aufbruche bemerkt worden waren. Dieser begann auch am 17. noch vor Tagesanbruch. Torstenson zog sich in guter Ordnung nach der Oberlausitz zurück, und nur ein Theil seiner Nachhut wurde von den Kaiserlichen noch erreicht. Er hatte vor Freiberg, welches die dagegen eilfertigen Schweden eine Heerstadt nannten, über 3000 Mann theils im Gefechte, theils durch Krankheiten in Folge der Kälte und mangelnder Verpflegung verloren. Am 18. Febr. rückten die Kaiserlichen in Freiberg ein, und Piccolomini überhäufte den Commandanten, sowie Alle, die sich durch Heldenthum und eine seltene Ausdauer Verdienste um die Rettung der Stadt erworben hatten, mit Lobsprüchen; ebenso der Kurfürst und der Kaiser Ferdinand III. in besondern Schreiben. Letzterer verlieh dem Bürgermeister Schönleben den Adelsstand und beehrte ihn mit einer goldenen Gnadenkette, von 500 Reichthalern an Werth. Der Oberlieutenant von Schwelmbach erhielt von ihm eine dergleichen Kette von doppelter Werthe, nebst einem erbliebigen Reichshein; die zugleich angetragene Erhebung in den Reichsfreiherrnstand nahm der Bescheidene nicht an. Doch war der Ruhm der braven Werthebrüder Freibergs theuer erkauft. In den Vorstädten allein waren durch die letzte und vorangegangene Belagerung 800 Häuser eingedäschert worden, und die frühere Bevölkerung von fast

32,000 Seelen sank während der Drangsale, die sie zu erleiden gehabt, und in der nächstfolgenden Zeit, besonders durch ansteckende Seuchen, auf ein Drittheil herab. Die umliegenden Bergwerke, eine Hauptquelle des Wohlstandes der Stadt, waren so verwüstet worden, daß sie ein lange Reihe von Jahren hindurch nur sehr geringe Ausbeute gaben. Zum Andenken an die Belagerung von 1643 wird alle Jahre ein feierliches Dankfest gefeiert, und zur 200jährigen Jubelfeier iß 1843 ein mit symbolischen Standbildern und Erinnerungszeichen geschmücktes Monument von Sandstein vor dem Petersthore aufgerichtet und eingeweiht worden.

Treffen und Schlacht bei Freiberg, erstere am 14. und 15., letztere am 29. Oct. 1762. In dem Feldzuge von 1762, dem letzten des siebenjährigen Krieges, stand der Prinz Heinrich von Preußen mit seiner Armee in einem verlassenen Lager bei Schlettau, unweit Meißen, auf dem linken Ufer der Zwickauer, und der Feldmarschall Erdelloni mit einer österreichischen theils in und bei Dresden, theils auf dem linken Muldeufer von Freiberg abwärts bis Leisnig noch zu Anfang des Mai ruhig einander gegenüber. Erdelloni war durch die gemeinsamen Rathsbedenken des Hofkriegsraths in Wien, vor Eintreffen der Reichsarmee unter dem Prinzen von Solberg, was erst zu Ende des April bei Chemnitz erfolgte, Nichts zu unternehmen, beschränkt worden, und Prinz Heinrich hatte, da die österreichische Armee der seinigen an Zahl schon allein überlegen war, noch Verstärkungen abgewartet, ohne welche er sich nicht getrauen durfte, seine feste Stellung zu verlassen. Doch ging er ungesäumt zum Angriffskriege über, als nur eine Brigade von fünf Bataillonen und einem Cavallerieregimente unter dem General Bülterbeck aus Pommern bei ihm angekommen war. Voreinst zersprengte ein Theil seiner Armee, der am Morgen des 12. Mai den Österreichern unerwartet die Mulde zwischen Leisnig und Döbeln überschritten hatte, ihren jenseits auf einer ausgedehnten Linie gezogenen Gorden, und schon am folgenden Tage rückte Prinz Heinrich, nur schwache Besatzungen im Lager bei Schlettau und in Meißen zurücklassend, mit dem Gros nach, was den General Macquire veranlaßte, sein verlassenes Lager bei Freiberg, sowie die Stadt eiligst zu verlassen und sich hinter die Weisrig bei Dippoldiswalde in die Nähe der Hauptarmee zurückzuziehen. Am 16. bezog Prinz Heinrich ein Lager auf dem rechten Muldeufer, drei Stunden von Freiberg, bei Preßchendorf hinter der wilden Weisrig, und hatte das Ziel seines Angriffsplans erreicht, die österreichische Armee von der Reichsarmee weit getrennt und dadurch die beabsichtigte Vereinigung beider sehr erschwert zu haben. Letztere ging darauf bis Bischofau (zwei teutsche Meilen südöstlich Chemnitz) zurück, und erst am 21. Mai auf Befehl Erdelloni's bis Döbeln wieder vor; als sie aber dort ersten Widerstand fand, gab sie jeden Versuch einer Defensivbewegung gegen die preussische Armee auf und lagerte sich, wie früher, bei Chemnitz. Prinz Heinrich ließ hier nicht lange in Ruhe. Er detachirte gegen sie ein Corps von nur 3000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavalerie unter dem General Siedlig, was, als es sich,

in einer Umgebung der linken Flanke des feindlichen Lagers begriffen, bei Waldenburg zeigte, hinreichte, den Prinzen Stolberg, in übergrößer Besorgniß für seine Rückzugslinie nach Franken, zum schleunigsten Ausbruche dahin zu vermögen. Vom Obersten Belling lebhaft verfolgt, machte er erst bei Müncheberg im Waireuthischen Thale, wo er sich verschonte. Erbfeind, von der Reichsarmee verlassen, suchte nun am 27. Juni durch Demonstrationen, sowohl gegen eine links von Preischendorf nach Großforau vorgeschobene, vom General Hülsen befehligte preussische Truppenabtheilung, als gegen den rechten Flügel des preischendorfer Lagers den Prinzen Heinrich zur Räumung desselben zu bewegen, versiel jedoch, als ihm dies nicht gelungen, in seine frühere Unthätigkeit wieder zurück, aus der sein Gegner nur Vortheil zu ziehen verstand. Sofort schickte dieser Streifcorps aus, welche der Reichsarmee in Franken, sowie den kaiserlichen Truppen in Böhmen vielen Abbruch thaten und ihm reichs Brute an Geld und andern Kriegsbedürfnissen brachten. Ihre Unternehmungen wurden nicht eher gegermt, als bis Erbfeind den Hülsen von Löwenstein mit einer starken Truppenabtheilung nach der Gegend zwischen Duz und Trpitz entsendet hatte, welcher einen Angriff der Generale Seidlitz und Kriest am 2. Aug. so nachdrücklich abschlug, daß beide auf ihren Rückzug über das Erzgebirge bedacht sein mußten. Daraus ging die Reichsarmee nach Hof wieder vor und von da ungehindert weiter durch Böhmen nach der Gegend von Dreßden, um sich mit der österreichischen Hauptarmee zu vereinigen; doch führte sie ihre Bewegungen so zaudernd aus, daß sie erst am 6. Sept. dort ankam. Zu derselben Zeit war Erbfeind vom Detachement abberufen worden und an dessen Stelle der Feldmarschall Graf Haddid getreten. Dieser blieb zwar, wie jener, durch den Befehl des Hofkriegsraths gefesselt, sich nur dann, wenn sicherer Erfolg zu erwarten steh, in eine Schlacht einzulassen; aber thätiger, entschlossener und einschüßlicher, als sein Vorgänger, erkannte er bald, daß, wolle er den Besitz von Sachsen wiedergewinnen, die Preußen vorerst genöthigt werden müßten, ihre bisherigen Stellungen zu verlassen. Er suchte dies theils durch Demonstrationen, theils durch partielle Gefechte zu erreichen, was ihm um so leichter wurde, da er jetzt zwei Armeen ganz in seiner Hand hatte, und was, mit Beharrlichkeit durchgeführt, ihm zuletzt auch gelang. Während er den bei Großforau (drei Stunden südlich Schleitz) vorgedrungen General Hülsen im Schach hielt und ihn verbanderte, den Prinzen Heinrich zu unterstützen, bedrohte er täglich dessen Lager durch Brunnshüpfung der Vorposten in der Front und der rechten Flanke, und ließ nach Erreichung seines ersten Zweckes, den Gegner zu ernüthen, ein rechts von Preischendorf unter dem General Kriest gegen Böhmisches Einfielndel detachirtes Corps durch die Generale Fürst Löwenstein und Campitelli angreifen, welche es nach mehreren Gefechten zurückwarfen und am 20. Sept. bei Eichenberg vorgebrungen waren, wo sie, nach einer Meile vom preussischen Lager entfernt, in dessen Rücken standen. Prinz Heinrich, nun auch nicht sicher vor einem ernstlichen Angriffe gegen dessen Front, ver-

ließ es in der folgenden Nacht und nahm mit dem größten Theile seiner Armee eine Stellung auf dem linken Muldenruser südlich von Freiberg bei dem 1 1/2 Stunde davon entfernten Eidsbüchen Brand; links rückwärts im Thale von Berthelsdorf bis Zuttendorf (1/2 Stunde nördlich Freiberg) bewachten Truppenabtheilungen die Übergänge der Mulde; gleichzeitig erhielt General Hülsen den Befehl, die Gegend von Großforau zu verlassen und das verschonte Lager bei Schleitz wieder zu beziehen. Daraus rückte die Reichsarmee bis in die Gegend von Frauenschein, und Haddid beschloß nun, die bisher von einem glücklichen Erfolge gekrönten Bewegungen und Angriffe gegen den rechten Flügel der preussischen Armee fortzusetzen, in der Hoffnung, sie dadurch zur völligen Räumung des Erzgebirges und vielleicht von ganz Sachsen zu zwingen. Der Reichsarmee theilte er dafür die Hauptrolle zu und verstärkte sie noch durch österreichische, vom General Campitelli befehligte, Truppen, welche sich am 13. Oct. bei Dorf-Ghemmich (zwei teuthische Meilen südöstlich Brand) mit ihr vereinigten. Am nämlichen Tage rückte von den Österreichern ein starkes Corps gegen Rosen vor, um glauben zu machen, daß dort ein Übergang auf das linke Muldenruser beabsichtigt werde, und ein anderer gegen den General Hülsen.

Noch in der Nacht vom 13. zum 14. brach Prinz Stolberg mit seinen Truppen auf und fand bei Tagesanbruch auf den Höhen von Heibitzdorf, eine Meile von Brand. Noch vorher hatte er den General Kriest von den Reichstruppen mit einer bedeutenden, aus allen Bataillongattungen zusammengefesten, Truppenabtheilung links seitwärts gegen eine preussische, welche unter dem General (vorher Oberst) Belling bis Hartmannsdorf vorgeschoben war, entsenden, um sie zu überfallen und, wo möglich, von der rückwärtsstehenden Armee abzuschneiden. Doch der durch schwierige Wege gekennnte Marsch Kriest's ging so langsam von Statten, daß der rechte Zeitpunkt zum Angriffe verstimmt wurde und Belling, ihm ausweichend, sich noch auf die dem Eidsbüchen Brand nach vorliegenden Höhen von Eidsbüsch, rechts vom sogenannten Kuhberge, zurückziehen konnte. General Kriest, der ihm gefolgt war, rückte nun durch den Rathswald gegen den mit zahlreichen Gefechten besetzten Kuhberg an, was die Kräfte seiner Truppen lichtete, bevor sie noch zum Aufmarsche gekommen waren. Dadurch in Unordnung gebracht, verloren sie allen Muth, und Kriest konnte nun nur auf den Rückzug denken, den er über eine Stunde weit bis Müldersdorf fortsetzte, von Belling verfolgt, der mehr als 110 Gefangene machte und die am Morgen verlassene Stellung bei Hartmannsdorf wieder einnahm. Nach dieser mißglückten Unternehmung nahm Prinz Stolberg bei Zetta, 1/2 Meile südlich Müldersdorf, sein Lager; seine Truppen, wie die des Prinzen Heinrich, der am folgenden Tage einen neuen Kampf vorausab, blieben während der Nacht unter den Waffen.

Der Morgen des 15. Oct. verstieß in völliger Ruhe. Erst Mittags ließ Haddid mit einem starken österreichischen Corps von Conradsdorf (am rechten Muldenruser, Zuttendorf auf dem linken gegenüber) aus einem ansehei-

nend ersten Angriff gegen den äußersten linken Flügel der preussischen Armee machen, der jedoch nach einigen Stunden wieder eingestellt wurde, da er nur dazu dienen sollte, den Prinzen Heinrich abzuhalten, durch Truppen von dort seinen rechten zu unterstützen; denn bevor noch jener Angriff begann, hatte sich die Reichsarmee vorwärts bewegt und stand, um Mittag bei Reichmannsdorf angelangt, nur noch 1½ Stunde weit vom rechten Flügel der preussischen Armee, dessen Aufstellung folgender war: General Belling war rechts von denselben bis in die Gegend zwischen Großhartmannsdorf und Großwalterdorf zur Beobachtung des Feindes mit vier Bataillonen und zehn Schwadronen vorgeschoben; eine Meile weit hinter ihm stand General Eyburg mit fünf Bataillonen und fünf Schwadronen bei Erbsdorf, sowie auf dem links vorgelegenen Kubberge und weiter links General Seidlitz mit einem Bataillon und zehn Schwadronen. Um dem General Belling die Möglichkeit des Rückzuges nach Erbsdorf abzuschneiden, hatte Prinz Stolberg, bevor er noch mit der ganzen Armee aufgebrochen war, den General Campiell mit seinem österreichischen Corps und auch mit Reichstruppen unter dem General Kleefeld grade vorwärts gehen lassen, um sich des dem Kubberge vorliegenden Rathswaldes zu bemächtigen, und zugleich den General Beczay, nebst dem Obersten Törrer, mit zwei Bataillonen, 500 Kroaten und zwei Fußregimenten gegen Belling's linke Flanke bei Großhartmannsdorf. Letzterer hatte versäumt, noch zur rechten Zeit Maßregeln für einen geordneten Rückzug zu treffen, und es gelang daher Campiell's noch im Vormarsche begriffen, zwischen Hartmannsdorf und Erbsdorf die bei Wödschfrei östlich von Langenau aufgestellte preussische Truppenabtheilung auseinanderzuprennen, während Belling gleichzeitig von Beczay angegriffen wurde. Belling berückte sich nun, die ihm angewiesene Rückzugslinie über Langenau zu gewinnen; als er aber bei diesem Dorfe ankam, fand er das Corps Campiell's auf den dortigen Höhen schon vor sich, dessen ganze Artillerie ihre Feuer auf ihn richtete, und ihn zwang, den Rückzug nach Erbsdorf auf einem Umwege weiter links über Linde unter lebhafter Verfolgung von Beczay's Truppen fortzusetzen. Darauf drang Campiell mit seiner Infanterie in den dem Kubberge zunächst vorliegenden Theil des schon vorher von Kleefeld mit leichten Truppen besetzten Rathswaldes ein und stellte rechts seine Cavalerie der preussischen unter Seidlitz bei Berthelsdorf entgegen. Von 4 Uhr Nachmittags an machte Campiell wiederholte Versuche, gegen den Kubbere vorzudringen, von denen er jedoch zuletzt abstand, um sich nicht zu großen Verlusten durch das von denselben begegnende heftige Artilleriefeuer auszuweisen; er nahm vielmehr seine Richtung weiter links, Erbsdorf zur rechten Seite lassend, um die nabegelegenden Höhen rechts von der Stellung des Generals Eyburg zu erreichen, welche Belling für den Fall seines Rückzuges hatte besetzen sollen. Eyburg hatte einen möglichen Angriff in seiner rechten Flanke gar nicht vermuthet, und Campiell's Truppen, als sie dieser näher gekommen, Anfangs für die Thee preussischer von Belling gehalten. Als er, nur zu spät seinen Irrthum einsehend,

das Regiment Salmuth durch Erbsdorf gegen jene Höhen vorrücken ließ, waren sie von den Österreichern schon besetzt, die nun das Regiment angriffen, es mit ihrer Cavalerie umzingelten und größtentheils gefangen nahmen. Darauf eroberten sie bald Erbsdorf und vom Grenadierbataillon Kalkstein wurden nach einem geschickten Versuche, es wider zu nehmen, ebenfalls die meisten gefangen, die übrigen ausgerieben oder zerstreut. Campiell's Geschütze waren schon vorher auf den Höhen bei Erbsdorf aufgeführt gewesen, ihr fortgelegtes Feuer entflachte die preussischen Batterien auf dem Kubberge, und General Eyburg war noch vor Abend gezwungen, sich mit seiner Artillerie und den wenigen ihm übriggebliebenen Truppen auf die Höhen hinter Brand, und zuletzt, da er auch hier dem verfolgenden Feinde nicht Stand halten konnte, bis auf den Galgenberg, ½ Stunde dieselbe Richtung, zurückzuziehen. Erpöbligen's Cavalerie kam, da sie nicht angegriffen worden war, gar nicht zur Abtheilung und bedeckte den Rückzug. Die Österreichern und die Reichstruppen blieben bei Brand stehen. Sie hatten gegen 400 Gefangene, sonst aber nur wenig eingebracht; der preussische Verlust betrug dagegen 30 Officiere und 15—1600 Mann. Belling war erst gegen Abend bei dem Dorfe Linde angelangt und ging noch in der Nacht bis Kleinschirma (1½ Stunde westlich Freiberg) zurück. Sonach war der rechte Flügel der preussischen Armee völlig zurückgeworfen und ihre Stellung bei Freiberg überhaupt nicht mehr haltbar. Prinz Heinrich ließ daher den allgemeinen Rückzug noch Nachts mit dem schweren Geschütze beginnen, schickte alles Gepäc und die Zelte bis hinter Roswein und bezog am 16. Oct. ein Hüttenlager zwischen Weichenbach und Kleinschirma (1½ Meile nördwestlich Freiberg). Dabei, der am 15. einen viel entscheideneren Sieg über die preussische Armee gewinnen konnte, wenn er ihren linken, durch zu große Ausdehnung schwachen, Flügel ebenso nachdrücklich hätte angegriffen lassen, wie den rechten, war zufrieden, sie nur von Freiberg abgedrängt zu haben, und entsandte nicht einen Mann zu ihrer Verfolgung.

Prinz Heinrich hielt unmittelbar nach seinem Rückzuge die Nachricht erhalten, daß er von des Königs von Preußen, Friedrich's II., Armee in Schlesien durch 20 Bataillone und 55 Schwadronen unter dem General Reuwich verstärkt werden sollte, welche sich auch bereits im Marsche befanden. Anfangs war er gefonnen, sich bis zum Eintreffen dieses Corps nur in der Bertridigung zu halten, und zog sich deshalb am 22. Oct. noch 1½ Stunde weiter in eine schwer anzugreifende Stellung zwischen Warbach bei Hossen und Eydorf zurück. Sein linker Flügel lehnte sich an hohe Ufer der Mulde, über die er acht Brücken schlagen ließ, was den Feind glauben machte, er wolle sie benutzen, um sich mit dem Hülfs'schen Corps, was jetzt bei den Kohnhäusern, nur eine Meile weit von Hossen, stand, zu vereinigen und dann mit ihm die vor dem Beginne des Feldzugs gebaute Stellung bei Schiettau wieder einzunehmen. Dies lag jedoch nicht in seiner Absicht. Die Kunde vielmehr, die ihm bald darauf zukam, nicht nur, daß der Prinz Albrecht von Sachsen mit einem bedeutenden Corps im Anzuge sei und nächstens bei

Dresden zu den Österreichern stoßen werde, sondern auch, daß die ihm entgegenstehende Armee des Prinzen von Stolberg beschäftigt sei, sich immer stärker zu verschärfen, brachte ihn zu dem raschen Entschlusse, dem Einen wie dem Andern, ohne das Corps Newwied's abzuwarten, durch eine Schlacht zuvorzukommen, welche den Ausgang des Feldzugs in Sachsen entscheiden sollte. Haddid stand, wie früher, mit dem größten Theile der österreichischen Armee theils bei Dresden, theils weiter vorwärts auf dem rechten Muldenufer; das bei der Reichsarmee auf dem linken sich befindende österreichische Corps Camptitell's bildete den rechten Flügel ihrer in einem Halbkreise um Freiberg genommenen Stellung; es hatte das Desfilé von Kleinwalterdorf vor der Front und war noch durch Verschanzungen gedeckt, welche sich bis zum südlich dem Dorfe gelegenen Spittelwalde erstreckten; dieser war am äußeren Rande verbaute, an den Zugängen verschantet und stark mit Infanterie besetzt; nahe hinter ihm stand das Gros der Reichsarmee, deren linker Flügel das Terrain vor dem Salzenberge bei Freiberg einnahm. Prinz Stolberg hatte über 40 Bataillone und 68 Schwadronen zu verfügen; Prinz Heinrich nur über 29 Bataillone und 60 Schwadronen; er hatte sich genaue Kenntniß von der feindlichen Stellung verschafft, mußte, daß sein Gegner einen Angriff sobald nicht vermuthete, und wagte die Schlacht im Vertrauen auf sein Feldhermentalent; was ihn schon oft zum Siege geführt hatte, und auf den Gehalt seiner Truppen, denen besonders die der Reichsarmee an Schlagfertigkeit und Muth weit nachstanden.

Am 28. Oct. Abends 8 Uhr verließ die preussische Armee ihr Lager in vier Colonnen. Die erste unter dem General Kleist machte die Avantgarde und rückte bis Braunsdorf (2½ Stunden westlich Freiberg) vor; ihr folgte auf dem Fuße die zweite unter dem General Erid: sie. Am folgenden Morgen sollten beide Colonnen, als der rechte Flügel der Armee, suchen, über St. Michael, beim Eiderichen Brand, bis zum Kuberger vorzudringen und von da, sich links wendend, weiter bis zu dem Dreikreuzberge (½ Stunde südlich Freiberg). Links von der zweiten Colonne ging die dritte unter dem General Alstutterheim bis auf das Plateau zwischen Großschirma und Langbrennerdorf (eine Meile nordwestlich Freiberg) vor; bei derselben befand sich General Belling mit einer Infanterie- und Cavalierbrigade, welchem aufgegeben war, sich des Strutholzes jenseit Langbrennerdorf zu bemächtigen. Die vierte Colonne unter dem General Forde folgte der dritten, um, als äußerster linker Flügel der Armee, bis jenseit Großschirma vorzudringen; die drei letztern Generale waren angewiesen, mit ihrer Artillerie den Feind jenseit des Desfilés von Kleinwalterdorf lebhaft zu beschießen, und ihre Bewegungen so einzurichten, daß dieser glauben konnte, der Hauptangriff sei gegen dessen rechten Flügel gerichtet, während er gegen den linken ausgeführt werden sollte.

Am 29. mit Tagesanbruch gab Prinz Heinrich, der sich auf dem rechten Flügel bei der Avantgarde befand, dem Befehl zum Wiederausbruche und Beginne der Schlacht.

General Belling besetzte sofort mit drei Bataillonen das Kleinwalterdorf westlich vorliegende Struthholz; rechts von ihm näherte sich der General Jungkutterheim mit einer Infanteriebrigade von der zweiten Colonne dem nördlichen Theile des Spittelwaldes, um ihn anzugreifen, sobald die übrigen Truppen dieser und die der ersten Colonne bis in die Flanke des linken feindlichen Flügels gelangt sein würden. Unterdessen waren letztere bis über Oberhöna vorgeückt, hatten drei Bataillone aus dem südlichen Theile des Waldes vertrieben, von denen eins beinahe ganz in Gefangenenschaft gerathen, und die vom Feinde unbefestigten Höhen bei St. Michael erricht. Von da gewahrte Prinz Heinrich eine bedeutende Truppenmasse auf und bei dem Kuberger. Sie war vom Prinzen Stolberg unter dem General Rorer dahin detafchirt worden, um den linken Flügel der Reichsarmee und dessen Flanke zu bedeu, und war ungefähr 6000 Mann stark. Prinz Heinrich trug Anfangs Bedenken, bei dieser Masse vorzuziehen und sie während des Angriffs auf jenen Flügel im Rücken zu erhalten; doch als der Kriegerfieber und tübne General Kleist ihm bemerkte, daß dem General Rorer, sowie er ihn kenne, alle Entschlossenheit mangelte und derselbe wahrscheinlich den rechten Zeitpunkt für einen Gegenangriff veräumen werde, befohl er, den March des rechten Flügels der Armee in gerader Linie nach dem Dreikreuzberge fortzusetzen, und ließ bei St. Michael nur die Infanteriebrigade Düringhofen, fünf Schwadronen und einige Geschütze zur Beobachtung des General Rorer zurück; zugleich erhielt der General Jungkutterheim den gemeinschaftlichen Befehl, sofort Alles zu versuchen, um in den vom Feinde zum größten Theile noch besetzten Spittelwald einzudringen. Als Prinz Stolberg den Anmarsch des Prinzen Heinrich gegen seinen linken Flügel bemerkte, verlängerte er ihn durch Truppen aus dem zweiten Treffen bis zum Dreikreuzberge, dem Spittelwalde gegenüber. General Eridlich führte nun vier Grenadierbataillone unter dem General Quis gegen den Feind auf jenem Berge vor, rechts von den Truppen des General Kleist und von Cavalerie gedeckt, welche die feindliche in Respect hielt, und links durch drei Freibataillone unterstützt, welche aus dem früher eingenommenen südlichen Theile des Spittelwaldes hervorbroschen. General Jungkutterheim hatte darin, obgleich von seiner Brigade Anfangs einige Verwunde erlitten worden waren, den kardinäligsten Widerstand gefunden; er mußte wieder zurückweichen, und würde den Wald ganz haben verlassen müssen, wäre ihm nicht noch zur rechten Zeit ein Bataillon vom General Alstutterheim zu Hilfe geschickt worden. Auch der rechte preussische Flügel hatte einen schweren Stand; er hatte nicht nur vor sich das feindliche Kanonensfeuer vom Dreikreuzberge, sondern auch im Rücken und in der rechten Flanke das des Rorer'schen Corps von der Gegend des Kuberger her auszuhalten, und der rechte Flügel der Grenadiere war einigen Cavalerieangriffen ausgesetzt, die jedoch tapfer zurückgeschlagen wurden. Noch schien hier der Sieg für die Preußen sehr ungewiß, als der General Alstutterheim auf dem linken Flügel sich zu einem Angriffe des Desfilés von Kleinwalterdorf und der jenseitigen Ziel-

lung des österreichischen Corps entschloß. Er setzte sich an die Spitze von vier Bataillonen, welchen der General Belling mit dem Guitarreregimente Schmettau und seinem Fusarenregimente folgte, um durch den nördlichen Theil des Dorfes zu gehen; durch den südlichen nahmen drei andere Bataillone den Weg, welche, jenseits angelangt, Wien machen sollten, den Reichstruppen im Spittelwalde in den Rücken zu fallen; diesseit des Defilé's waren mehr Batterien aufgestellt, um den Angriff kräftig zu unterstützen. Die österreichische Infanterie, welche die preussische fast ungehindert durch Kleinwalterdorf hatte gehen lassen, leistete auf den jenseitigen Höhen desto hartnäckigeren Widerstand, und wies das Guitarreregiment Schmettau, was in ihren rechten Flügel einbauen wollte, mit Verlust zurück; doch aber wurde sie nach und nach durch das Feuer der braven, ihnen gegenüberstehenden, Bataillone, sowie der erwähnten Batterien erschüttert. General Belling hatte inzwischen auch noch die Cavalerie des Generals Horvath herbeigezogen, sodas er 24 Schwadronen beisammen hatte, und brach hierauf in den rechten Flügel der Österreicher mit solchem Ungestüm ein, daß die Regimenter Esterhazy und Giulini größtentheils gefangen und die übrigen ganz zum Weichen gebracht wurden. Dieser Angriff entschied den Sieg für die Preußen um so mehr, da der General Seidlitz die Cavalerie auf dem äußersten linken feindlichen Flügel mit der seinigen und der des Generals Kleist fast gleichzeitig auch zurückgeschlagen und dadurch einen wiederholten ersten Angriff der preussischen Infanterie gegen den Dreizeuberg möglich gemacht hatte. Die von der Cavalerie vertlossene Infanterie jenes Flügels hielt jetzt nicht länger Stand und zog sich nach Hildersdorf (auf dem rechten Muldenufer, $\frac{1}{2}$ Stunde östlich Freiberg) zurück. Auch die Reichstruppen im Spittelwalde, gegen welche die Brigade Jung-Stutterheim von Neuem angriff, war, und die nun in Gefahr standen, von der Armee abgeschnitten zu werden, traten den Rückzug an, den sie noch in ziemlich der Ordnung durch Freibergs Vorstädte bis auf die Höhen von Zutterndorf ausführten, wo Prinz Stolberg mit der geschlagenen Armee einen kurzen Halt machte, um die zerstreuten zu sammeln, und dann mit ihr auf das rechte Muldenufer überging. Zuletzt zog sich ebendahin der General Meyer über das dem Kudderge nahegelegene Wertheleldorf. Er hatte sich bis dahin mit seinem Corps, was, zur rechten Zeit gebracht, den Angriff des rechten preussischen Flügels ganz hätte vereiteln können, nicht von der Stelle gerührt. Die Armee des Prinzen Stolberg verlor in der Schlacht 79 Officiere, 4333 Unterofficiere und Gemeine an Gefangenen, 28 Geschütze und neun Fahnen; ihr Verlust an Todten und Verwundeten ist nicht bekannt; der preussische betrug nur ungefähr 1500 Mann.

Die nächsten Folgen des von den Preußen ersichtenen Sieges waren, daß der Prinz Stolberg mit der Reichsarmee bis Trautenstein und, bald darauf in der linken Flanke durch den General Kleist bedroht, der mit seinem Streicorps abgesendet worden war, um über Porstchenstein in Böhmen einzufallen, in die Gegend von Pirna zurückging, wo er sich dem linken Flügel der öster-

reichischen Armee anschloß. Haddis, obschon am Tage der Schlacht durch das Corps des Prinzen Albrecht von Sachsen verstärkt, unternahm darauf Nichts; der rechte Flügel seiner Armee wurde dagegen, nachdem General Neumied mit seinem Corps zwei Tage nach der Schlacht auf dem linken Elbufer unterhalb Weissen angekommen war, bis jenseit des tharander Waldes und des plaurischen Grandes bei Dresden verdrängt. Der König von Preußen traf aus Schlesien am 6. Nov. in Weissen ein und schickte dem General Kleist noch einige Regimenter nach, mit dem Befehle, ohne Bezug von Böhmen aus nach Franken zu marschiren. Dieser drang darauf mit 6000 Mann unaufgehalten, sowie überall starke Contributionen einbringend und Schreden verbreitend, über Würzburg und Nürnberg bis gegen Regensburg vor, und erzwang von den des Kriegs müden Reichsmitgliedern die Annahme einer vom Könige ihnen angebotenen Neutralität um so leichter, als die vorher am 24. Nov. zwischen Österreich und Preußen abgeschlossene Waffenstillstandconvention nicht auf die Truppen und Länder des Reichs ausgedehnt, sondern nur auf die österreichische und preussische Armee mit Schlesien und Sachsen beschränkt worden war. Dies Alles, durch die Schlacht bei Freiberg herbeigeführt, bereitete den Frieden vom folgenden Jahre vor, den alle kriegsführende Theile, erschöpft durch die größten Anstrengungen während eines siebenjährigen Zeitraums, schon sehr sehnlich gewünscht hatten.

Ubersall Freibergs am 18. Sept. 1813. Nachdem am 29. und 30. Aug. der Versuch des französischen Generals Banamme, gegen Teplitz hin in Böhmen einzudringen, bei Kulm und Nollendorf verunglückt war, hatte es im Plane der Verbündeten gelegen, mit ihrer Hauptmacht das mittlere Erzgebirge zu überschreiten, um von Sachsen aus gegen die unter dem Kaiser Napoleon bei Dresden versammelte große französische Armee zu operiren. Dies sollte schon in der ersten Hälfte des Septembers erfolgen, wurde aber weiter hinauszugeschoben, nicht nur, weil die Verbündeten noch vom 10. bis zum 17. Sept. durch mehrere Geschehnisse zwischen Teplitz und der böhmisch-sächsischen Grenze waren festgehalten worden, sondern auch, weil es sich in den letzten jener Tage ergab, daß ein bedeutendes Reservecorps, welches der russische General Bennigsen von Ausführung des neuen Operationsplanes hatte herabbringen sollen, erst gegen Ende des Monats erwartet werden konnte. Inzwischen suchten die Verbündeten die Communication im Rücken der Franzosen bei Dresden durch Streicorps zu bedrohen und zu unterbrechen. Eine der wichtigsten war die Straße von Dresden über Freiberg. Napoleon hatte am 15., nach dem Tago vorher die Franzosen von den Verbündeten bei Nollendorf waren angegriffen worden, den Marschall Bictor mit dem zweiten Armeecorps nach Dippoldswalde rücken lassen, um von da aus auch Trautenstein und Freiberg zu decken, und fast gleichzeitig wurde ein Streicorps gegen letztere Stadt vom österreichischen Generalmajor Scheitler, der schon früher eine Disposition dafür entworfen hatte, unternommen, wozu derselbe am 14. Sept. mit sechs Schwadronen Vincent, zwei Kaiser Schwarz-

legers und einem Jägerbataillon von der ersten leichten Division Fürst Moriz Liechtenstein von Janisch (1½ Stunde westlich Leptitz) aufbrach. Nach einem forcierten Marsche Abends in Porschenstein im schärfsten Erzgebirge angekommen, wandte er sich am folgenden Tage zuerst gegen Frauenstein, alarmirte die in dortiger Gegend eben angekommenen französischen Truppen und suchte sie durch Feuerbewegung in der rechten Flanke zum Rückzuge nach Dippoldiswalde zu bewegen; da dies aber bis zum 16. nicht gelungen war, so marschirte er am 17. weiter nach Burscheid und von da am Abende, nach Zurücklassung eines Schwadron, um den Feind bei Frauenstein wiederholt zu alarmiren, noch bis Wertheisdorf, wo er, in der Nacht eingetroffen, nur noch 1½ Stunde von Freiberg entfernt stand. Vorher waren zwei Freiburger nach Lebensmitteln aufgenommene Stadtsoldaten aufgefangen worden, durch welche General Scheitler mehrere Nachrichten über die Localitäten der Stadt und die Sicherheitsanstellungen der Garnison erhielt. Diese bestand nur aus zwei schwachen Schwadronen weißrussischer Husaren und einigen Compagnien italienischer Infanterie unter dem Brigadegeneral Bruno. Man erfährt, daß die fünf Thore Freibergs Nacht geschlossen gehalten und von kleinen Posten bewacht, daß die Hauptwache auf dem Markte stark besetzt, die Officiere und Soldaten bei den Bürgern einquartirt und die Pferde in zwei größeren Localen untergebracht waren. Eines von dem nach Frauenstein führenden erbsdorfer Thore, da, wo der Ringbach in die Stadt eintritt, war damals, wie später, die Stadtmauer über demselben gewölbt und die Öffnung mit einem eisernen Gitter so verschlossen, daß die Seele des Wachs nicht berührt, sondern noch Raum genug gelassen war, um darunter durchzukriechen. Gegen diesen Punkt und das nahe Thor sollte der Hauptangriff geschehen. Am 18. früh 3 Uhr ging General Scheitler bei einer regnerischen und finsternen Nacht, welche einen Ueberfall zu begünstigen schien, gegen Freiberg vor, und war 4½ Uhr in der Vorstadt bei dem erbsdorfer Thore mit zwei Schwadronen Vincent und zwei Jägercompagnien angekommen; die übrigen Truppen umgingen die Stadt, um sich bei dem Dohna- und Weisnerthore, und da, wo eine feindliche Störung von Außen am meisten zu beforgen war, aufzustellen. Der Tag ging eben an zu grauen und kein Augenblick war mehr zu veräumen. Sofort schlich sich der Oberstleutnant Angermair mit 30 Jägern zum Gitter an der Stadtmauer. Ein Jäger suchte durchzukriechen, zog sich aber bald wieder zurück, als er sich, von einem innen dabei aufgestellten Husaren angerufen, verrathen sah. Jetzt wandte sich Angermair rasch zum Thore und es glückte ihm, die Einfallsorte aufzuspüren. Darauf brangen die beiden Jägercompagnien ein, von der Thorwache, die sich im Wachthause verschloß, ungehindert, und rückten gegen den Markt vor, wo sie von der Besatzung der Hauptwache mit Karabinerfeuer empfangen wurden, und vorerst ersten Widerstand fanden. Ein Moment trat nun ein, der um so kritischer war, als zugleich in der Stadt Alarm gegeben wurde, die Husaren aus den Quartieren nach ihren Pferden stürzten und die

nach den Jägern am Thore angelangten beiden Schwadronen nicht hereinnehmen konnten, weil dessen zwei Flügel durch einen starken Durchsallen festgesperrt waren. Doch sprangen Reiter von den Pferden, und es gelang ihnen, nachdem sie die Thorwache theils niedergemacht, theils gefangen hatten, bald das Thor ganz zu öffnen. Es schlug eben 5 Uhr, als die Schwadronen in die Stadt sprengen konnten, worauf sie den ihnen schon vorher angewiesenen Posten und Angriffspunkten zuwanden. Alle Thore wurden besetzt, die Stallwachen leicht übermächtig, die Mannschaften der Hauptwache gezwungen, sich zu ergeben, und der ganzen Besatzung jede Möglichkeit zur Flucht abgeschnitten. General Bruno mit 20 Offizieren, 200 Husaren und 200 Infanteristen gerietben in Gefangenschaft und wurden sogleich nach Marienberg zurückschickt. Der Verlaß der Östreicher bestand nur in einem Todten und drei Verwundeten. Doch schon gegen 10 Uhr hatte der Feind die bei Weisnerborn (auf dem rechten Muldenufer, Wertheisdorf auf dem linken gegenüber) stehenden Pfeiler angegriffen, und drohte dem General Scheitler, den Rückzug abzuschneiden. Dieser verließ daher 10½ Uhr mit ihmatischen Truppen Freiberg und nahm, rechts ausweichend, eine Stellung bei Großwallersdorf an der Straße von Marienberg, von wo er sich später mit dem Vortrabe des dahin vordrängenden Kleinau'schen Corps vereinigte. (Heymann.)

FREIBURG, ein ansehnlicher Flecken im herzoglich bremischen Lande Kedingen, an der Elbe gelegen und mit einem guten Hafen versehen. Es ist nicht bloß der beste Ort in dem von ihm genannten Theile dieses Landes (Kedingen, freiburgischen Theils), sondern auch im ganzen Lande Kedingen. (Schlichthorst.)

FREIBURG (schweizer Canton). Daß der gegenwärtige Canton Freiburg ein Theil des helvetischen Landes gewesen sei, ist unabweislich; zu welchem Gau oder pagus diese Landschaft gehört habe, ist dagegen nicht zu bestimmen. Weil Aventicum, welches schon Tacitus (caput gentis) den Hauptort des helvetischen Volkes nennt, derselben ganz nahe lag, und der nordwestliche Theil des jetzigen Cantons von der römischen Hauptstraße durchschnitten wurde, die von den Ufern des lemanischen Sees nach Augusta Rauracorum und nach Windonissa führte, so mußte diese Gegend eine der ersten sein, in welcher römische und helvetische Cultur sich entwickelten. Selbst die entferntesten südöstlichen Bergegegenden konnten dem Wirkungskreise der größten und kleinern an der Herrstraße liegenden Städte und ihren Bedürfnissen nicht ganz fremd bleiben, und dieser Verkehr mußte auf sie zurückwirken. Die Göttin Aventia oder die personifizierte Stadt Aventicum wurde von der Umgegend und von ganz Helvetien als Schutzgöttin verehrt, wovon häufige Inschriften zeugen. In der nordöstlichen Gegend des Cantons trifft man oft Spuren römischer Anfechtungen, Mägen, Geräthschaften, Bauwerkstücke aus Basaltstein u. a. m. an, z. B. um Murten her. Die Römerstraße, welche durch das jetzige große Moos ihre Richtung nach Solothurn nahm, heißt jetzt noch in der Nähe von Ronteler der Heidenweg. Zu Gheres und Kornerod wurden Rosalibden ent-

deckt. Der Name des Dorfes Altavilla bei Murten trägt unverkennbar das Gepräge seines römischen Ursprunges. Nicht von langer Dauer war dieser blühende Zustand, denn schon im 3. Jahrh. begannen die verheerenden Einfälle der Alemannen, die feindselig gegen die römische Herrschaft, gerade diejenigen Gegenden am meisten verheerten, wo größere Cultur und römischer Anbau blühten. Die Landschaft wurde zur Einöde. Ammianus Marcellinus schildert Aventicum, welches er den grassirenden penninischen Alpen beizählt (XV, 11), als eine Wüste, spricht aber nur von der Stadt, nicht bestimmt von der Gegend; und die folgenden Witten verdrängen noch tiefer in das Gebirge hinein das, was frühere Einfälle verschont hatten. Gregor von Tours stellt die zwischen Burgund und Alemannen liegende Gegend als eine Einöde dar. Der burgundische König Gondbald bemächtigte sich am Ende des 5. Jahrh. dieser Wüste und alles Landes bis an die Aare, und weil derjenige, der eine Sache sich zu eignet, auch einigen Gebrauch davon zu machen gedankt, so mag damals wieder ein Anbau begonnen worden sein, der aber, wie spätere Nachrichten zeigen, nur schwach gedieh; doch ist zu vermuthen, die neuen Ansiedelungen seien in der untern Saanengegend früher gewesen, als in dem östlicher liegenden Ugt- oder Eblande. In den ersten Zeiten der fränkischen Herrschaft stand das Uchtland mit der ganzen Gebirgsgegend unter einem Patricius. Die Statuten, welche (615) in der fränkischen Reichsversammlung zu Paris beschlossen wurden und zu Befestigung eines friedlichen und gesicherten Zustandes beitragen, mußten auch auf das Wiederaufleben dieser Gegend wohlthätig wirken. Die Ansiedelungen deuten sich über die Wälder und Gebirge aus. Man glaubt, daß in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. das Christenthum in der Gegend von Griesch sich verknüpft worden, die mithin bis zu jener Zeit noch wenig zugänglich, im Genuße eines gewissen Grades von Unabhängigkeit stand. Theodulus, Bischof von Valais, wurde der Patron der Schloßkirche zu Griesch. Bei der Theilung des fränkischen Reichs im Schlosse zu Trebs (855) kam die Gegend unter die Herrschaft Eobard's, des zweiten Sohnes des Kaisers dieses Namens, zu stehen. Jetzt war Huguert, der zugleich die bürgerliche Würde und diejenige eines Bischofs der Abteien Lureuil und St. Morien besaß, groß in diesen Landen, und nach dessen gewaltsamem Tode herrschte bis an die Grenze Robert's Konrad aus dem Geschlechte der Grafen von Paris und Verwandter des königlichen Hauses. Im J. 879 wurde die Gegend ein Theil des Reiches des neuen aralenfränkischen Königs Boso, und als dieser nach neun Jahren starb, erhob sich gegen dessen unmündigen Sohn Ludwig Rudolf der Sohn jenes Grafen Konrad, und mit den umliegenden burgundischen Landen fiel auch das Uchtland unter seine Herrschaft. Neue große Verwüstungen trafen dasselbe (894), als Kaiser Arnulf von Eiden und Zwenhofen, dessen unehelicher Sohn, vom Abteine der Rudolf's neu errichtetes kleinburgundische Reich überzog, ihn aber nicht zu überwinden vermochte, weil er die Pässe der Alpen wohl zu besetzen wußte.

Zu Neres am Murtensee bewohnte Rudolf ein

Schloß, wovon noch die Trümmer zu sehen sind. Um das J. 900 stand die Gegend um Bülle unter einem Grafen Turimbert (comitatus Turimberti). Man erkennt Bülle in dem Namen Butulum und Rüe in demjenigen von Roda aus einem Tauschvertrage dieses Grafen mit Bischof Boso zu Lausanne vom J. 900. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Ort der Sitz des Landgraves gewesen sei. Später nennen urkundliche Nachrichten die Gegend des jetzigen Cantons comitatus Tinnensis, die Grafschaft Tinn. Der Berg Boden heißt noch heututage im Französischen la Tinn. Als der burgundische Königskamm 1032 mit Rudolf III. erlosch, und dessen Nefte, Edo von Champagne, sein Erbrecht gegen den Kaiser Konrad zu behaupten entschloß, sich schnell dieser Gegend bemächtigte, eilte der Kaiser herbei; aber er war nicht mit Belagerungszug versehen, und bereits hatte der Schnee die Erde bedeckt. Murten wurde nur durch Ueberraschung genommen. Der Macht und der Beharrlichkeit des Kaisers unterwarf sich alles umliegende Land. Im folgenden Jahre 1033 war Remont der Versammlungsort der drei Erzbischofe von Arles, Vienne, Besancon, und ihrer six begleitenden Bischöfe. Aus ihren mildern Gegenden begaben sie sich in dieses Bergelände und schloßen den Gottesfrieden, treunga dei, der den durch die Ketzerei größter und kleinerer Herren zertretenen Bisthümern Frieden der Ruhe zu verschaffen bestimmt war. Schon lange herrschte über Griesch und noch weiter umher der in dunkeln Alterthume sich verlierende Stamm der Grafen dieses Namens.

Nach der Einteilung der Zeit äußerte sich auch hier die Wildthätigkeit des Adels durch die Stiftung von Klöstern. Im J. 1136 gründeten die Herren von Gräningen, Pont und Arcosis die reiche Prämonstratenserabtei Marcens an dem Fuße des Gibbelberges, die 1580 mit päpstlicher Genehmigung eingesogen, abgebrochen und zur Aufstockung des in der Stadt Freiburg gestifteten Jesuitenklosters verwandt wurde, durch welches Rom Größeres zu wirken sich versprach, als das Kloster zu Marcens zu leisten vermochte. Im J. 1137 stiftete Wilhelm von Blane, zwei Stunden über dem jetzigen Freiburg an der Saanen, die Cistercienserabtei Altenps, Hauterive, und wurde selbst Ordensbruder. Diese Abtei war so reich, daß man in der Folge, als Freiburg bereits blühend und stark geworden war, zu sagen pflegte, Freiburg habe nur um einen Heller mehr Einkünfte als Hauterive. Im folgenden Jahrhundert entstand (1298) das Karthäuserkloster St. Simeon, 1307 das Karthäuserpriorat la Part-Dieu u. s. f.

Mittlerweile hatte das jährliche Fests bald mit den Kaisern im Zwist, bald wieder mit denselben versöhnt, seine Herrschaft in dem burgundischen Lande zwischen den Alpen und dem Jura im Laufe des 12. Jahrh. immer fester begründet. Auch über das Uchtland vermalte es die kaiserliche Landgrafschaft, und zwar gleich eigenbüthlicher Fürstengewalt. Starken Widerstand gegen die Befestigung seiner Macht fand es bei dem zahlreichen Adel des Landes, den einzigen Freien, die, nicht unähnlich den heutigen Pfälzern in den europäischen Colonien Westindiens, doch mit stärkerem Arm und höherem Selbst-

gefühle, unter ihren Leibeigenen auf festen Burgen wohnten. Ein Theil des niederen Adels war dem Fürsten mehr zugethan, als den Grafen und Freiherren, entweder aus Eifersucht gegen diese, oder wenn er hoffte, bei dem mächtigeren Herrn Schutz gegen den Druck derjenigen zu finden, die zunächst über ihm standen. Derorts hatte man die vielen Vortheile kennen gelernt, welche die Städte gewährten. Der gefürchtete Ort des Zwanges war der Sitz der Freiheit geworden, und der Leibeigene konnte hoffen, diese in den Städten zu finden, wenn er dorthin aufgenommen würde. Der Erbauer solcher Städte sah in denselben Sammelplätze von Untergebenen, deren Herrschaft er mit seinem Anden theilen müsse. Ihre Bewohner waren seine zuverlässigsten Streiter und diese Mauern gewährten ihm ebenso viele feste und sichere Punkte zwischen den oft nur ungern seiner Macht gehorchenden Freien.

In der Absicht, für sich zu bauen, legte Herzog Berthold IV. von Zähringen den Grund einer zwar erst nach Jahrhunderten sich entwickelnden politischen Umgestaltung dieser Landschaft. Schon war seit unbekannter Zeit da, wo im Lichte in natürlich merkwürdiger Lage hohe Felsen sich über den Saanensfluß erheben, eine Ansiedelung vorhanden, die den Namen Freiburg führte. Theils auf eigenem Boden, theils auf solchem, der dem Kloster Peterlingen zugehörte, erbaute er um 1179 die Stadt, als eine Feste zwischen den Grafen von Siles, Neuenburg und dem Bischöfe von Lausanne. Ihm thaten verschiedene Familien aus dem Adel Vorstuh, die sich in gleichzeitigen Instrumenten Barone nennen, die Balen, Blomay, Montnach, Elawayer u. a. m., deren Väter einst der Wüste ihre ersten Ansiedelungen abgewonnen hatten. Die Erbauung der Stadt erregte soviel Unwillen und wirkliche Feindseligkeiten, daß eine Wache erforderlich war, um diejenigen vor plötzlichem Ueberfall zu schützen, die mit Erbauung der Mauer beschäftigt waren. Allein gab dies vermehrte die Thätigkeit der Erbauer. Bald fanden sich viele Handwerker und andere Ansiedler ein, so daß die Bevölkerung der neuen Stadt diejenige der benachbarten Städte übertraf, die ihren Grafen unterworfen waren. Mit der neuen Anlage verband der Erbauer ein Reichthum oder einen Umfang von ungefähr drei Stunden, dessen Bevölkerung mit Freiburg in mehreren Beziehungen eine Gemeinheit bildete und nach der spätern Ausdehnung des Kantons den Namen der alten Landschaft beibehielt. Von ihrer männlichen Bevölkerung wurden die zur schweizerischen Staatsumwälzung, 1798, die Schultheiße (erste Magistratspersonen des Kantons) und noch andere Beamte gewählt. Nach der Erlösung des zähringischen Stammes, 1218, konnte die auf Erbgütern erbaute Stadt, obgleich mit großen Freiungen ausgestattet, nicht auf Reichthumselbarkeit Ansprüche machen, wie Bern. Sie kam unter die Schirmvogtei des Grafen von Kyburg, Ulrich, des Herzogs Schwager, welcher dieselbe schon am 1. Juni 1218 seinem ältesten Sohne, Hartmann, übertrug.

Im Februar, Mai und im Herbst faß der Graf daselbst zu Gericht, denn so hatte es der Stifter angeord-

net, und die Rechte der Bürger waren in vielen Absichten vor Willkür gesichert. Das Innere des Hauses war davon frei. Jedes Haus bezahlte einen Zins von 12 Pfennigen. Die Strafgelder waren bestimmt. Was einer kaufte, um dasselbe wieder zu verkaufen, mußte er verzollen, gleichviel, ob er Priester, Mönch, Ritter oder Bürger war. Zu einem Kriege steuerten die Bürger nur, wenn der König zur Heerfahrt aufbotete; dann nahm der Amtmann des Grafen bei jedem Schusse den besten Schutz nach dem besten, bei jedem Hufschmid vier Hufeisen u. s. f., von jedem Kaufmann ein Stück wollenen Tuchs. Mit dem Grafen waren die Bürger nicht verpflichtet, weiter zu ziehen, als daß sie mit dem Untergang der Sonne wieder nach Hause kommen mochten. So lange einer gehen und reisen konnte, hatte er das Recht, sein Eigenthum zu verpfänden oder (doch nicht ohne Einwilligung seines Weibes und seiner Kinder) zu verkaufen, seine Fahrade zu verschenken. Dem alzu freigeigigen Gewissenbrange setzte das Statut eine Schranke. Der Testamentende durfte seine Vergabung nicht über 60 Schillinge erheben (eine damals bedeutende Summe). Einem Räubers Gut fiel dem Grafen zu. Über den Verbrecher richtete die Stadt. Angesehene Männer beilebten das Schultheisnamt, z. B. Konrad von Englisberg, Advocatus Fryb. in Ogia. Ein einjähriger Aufenthalt gab dem Leibeigenen Freiheit, wie dies in andern bevorrechteten Städten auch zu geschehen pflegte. Obmals übte die Stadt Wassergewalt, politische Verbindungen und andere Befugnisse eines Höferrichters aus. Im J. 1225 im August verließen Ritter und Bürger von Freiburg dem Kloster und der Stadt Peterlingen Schutz. Schultheiß, Rath und Gemeinde schlossen am Sonntag nach Peter und Paul 1245 mit Muren ein Burgrecht. Im J. 1249 erhielt sie eine neue Bestätigung ihrer Freiheiten. „Einem Fremden, der einen Bürger schlägt, dürfe man die Haut über den Kopf wegziehen“ u. s. f. Im J. 1263, Donnerstag nach St. Hilari, nahmen der Schultheiß, Konrad von Wädenswil, Rath und Gemeinde den Grafen Rudolf von Habsburg als Schutzherrn an, um sie gegen Jedermann bei ihren Freiheiten zu sichern. Im J. 1264 wurde verordnet, ohne Zustimmung aller Bürger, neuen keine Rechte zu erteilen. Tief verschuldet starb, 1268, Graf Hartmann der Jüngere, und Freiburg verzehrte sich dadurch mit andern Befugungen auf seinen Tochtermann, Eberhard, aus dem Hause Habsburg, Lauffenburg, Stammherr des zweiten Kyburg-burg-dorischen Zweiges. Als dieser die Rechte seiner Gemahlin über Freiburg, 1277, dem Könige Rudolf verkaufte (Ischudi sagt um 3000, Wülfiler um 4000 Mark Silber), glaubte Margaretha von Savoyen, Witwe Hartmanns des Ältern, sich in den Rechten auf die Einkünfte der Stadt bemächtigt, die ihr vor 63 Jahren zur Verengabe bestimmt worden, und ihr Bruder Philipp legte deswegen neue Fülle gegen Freiburg an. Der Krieg sollte entscheiden, und König Rudolf dreiete dessen Vermählungen bis an den Senessee aus. Philipp gab nach und die Freiburger wurden entschädigt. Philipps neue Widersetzlichkeit bewog den König zu einem zweiten Kriege.

Philipp unterwarf sich. Der König kam selbst nach Freiburg und vermochte den Bischof zu Kaufanne, der die Freiburger mit dem Banne bedrögt hatte, sie gegen eine Summe Geldes wieder davon zu befreien. Nur wenige Jahre gingen vorüber, die Freiburg schon wieder als Morgengabe angewiesen wurde, doch jetzt ohne Störung seines Friedens; denn als Blanca von Frankreich König Albrecht's ältestem Sohne vermählt wurde, erhielt die Stadt nochmals diese Bestimmung. — Mittlerweile übte sie immer Autonomie aus. Im J. 1282 und 1285 machte sie Verordnungen über Asramente, 1289 über die Aufnahme von Bürgern, 1304 Strafverordnungen über Injurien und Schlägereien. Im J. 1319 wurden geistliche Vorladungen ungültig erklärt u. s. f. — Im J. 1310 wurde der günstige Anlaß benützt, um 200 Mark Silber von der Herrschaft den größten Theil ihrer Gefälle anzukaufen.

Einen wichtigen Abschnitt in Freiburgs Geschichte, insbesondere der älteren, nimmt sein Verhältnis zu Bern ein. Es mußte in dem Systeme der letzten Herzöge liegen, daß Freiburg und Bern freundschaftlich gegen einander gegniet seien, weil beide Städte von ihnen als Stützpunkte ihrer Macht angesehen wurden, und der Obere desto besser auf die Leistungen der Seinigen zählen kann, wenn sie im Einverstandnisse wirken. Auch nach dem Tode Berchthold's V. waren Gründe vorhanden, die beide Städte überzeugen konnten, durch Annäherung und Freundschaft würden sie ihr Ausblühen befördern. Aber mehr als 200 Jahre waren sie weit öfter erbitterte Gegner, als verbündete Freunde, und in ihnen erneuete sich die Geschichte unzähliger benachbarter Städte der ältern und der mittlern Zeit. Bern's frühere Selbstständigkeit, Freiburgs fortdauernde Abhängigkeit von mächtigen Herren und die aus solchen ungleichen Verhältnissen hervorgehende Eifersucht erklärten diese Stimmung. Unter solchen Umständen wurden 1243, 1271, 1275, 1309, 1313, 1343, 1346 oder 1349, 1362 Bündnisse zwischen ihnen erneuert, aber meistens war das Band nur locker und bald wieder aufgelöst. Schon zwei Jahre nach Berchthold's Tode und nach einem ähnlichen Zwischenraume leisteten die Freiburger ihrem Herrn Hilfe wider das von ihnen besetzte Bern. Im J. 1271 vereinigten beide Städte sich wieder: „Keine soll ohne Zustimmung der andern sich einen Schirmherrn wählen, oder die andere deswegen verlassen, sie wollen keinen Befehl einer Stadt, Burg oder Feste zum Bürger oder Verburgrechteten annehmen, sie wollen keinen ihrer Bürger, der ohne Erlaubnis oder ohne Aufgebung des Bürgerrechts an einer fremden Feste Theil nimmt, ungestraft lassen.“ Doch schon 1286 unterstützten die Freiburger den Freiherren von Weisungen in seiner Fehde gegen Bern. Bei der ersten Belagerung 1288, welche König Rudolf gegen Bern unternahm, gelang es ihnen, ihre Hüfe zurückhalten zu dürfen; aber als er im August desselben Jahres seinen Angriff erneuerte, wagten sie es nicht länger, dem mächtigen Schirmherrn, dem Reichsoberhaupt, ihre Hilfsböller abzugeben. Hieraus entsand bittere Feindschaft, die noch später wirkte. Nach dem Reichsantritte Albrecht's verbanden sich die Freibur-

ger, 1298, mit Ludwig, dem Freiherren der Aargau, den Grafen Peter von Urien und Rudolf von Schwyz. Die Berner, nur von den Solothurnern und wenigen Zugüßern unterstützt, waren weit schwächer; am Donnerstags endigte sich der Krieg mit der Niederlage der vereinigten Angreifer. An dem Landesfrieden, den 1303, um die Sicherheit der Straßen zu behaupten, die Herzöge von Österreich, die Grafen von Habsburg und Kyburg, die Städte Bern, Basel, Straßburg, Solothurn schlossen, nahm auch Freiburg Theil. Reisende wurden in dem Gebiete der Freiherren von Weisungen beraubt. Den Bruch des Landesfriedens zu rächen, zogen die Verbündeten vor Wimmis. Das Städtchen wurde erobert. Aus dem belagerten Schlosse brachte ein Bote mit schlauser List einen Brief, der an den Schutzherrn von Freiburg gerichtet war, des Inhalts: „Wenn die Berner einen Angriff beginnen, möchten die Freiburger sie anfallen.“ Missetrauen entstand, Vorwürfe folgten nach und die Freiburger gingen aus dem Feide. Nachdem man, 1309, sich wieder vereinigt hatte, zogen die Berner den Freiburgern zu Hilfe gegen den Freiherren der Aargau. Im J. 1324 betrogen beide Städte gemeinschaftlich den Freiherren von Aargau und nahmen ihm die Schloßer Wlingen und Ergenzach. Bald verwandelte neue Eifersucht das vorübergehende Freundschaftsverhältnis wieder in lange Feindschaft. Dagegen die Berner mit unverändertem Muthe für Unabhängigkeit kämpften und ihren jedem tapfern Krieger geöffneten Freiheitslaß dem größten Herrn des Landes fürchtbar machten, fanden sie nichtsdestoweniger auf Macht und Vergrößerung. Im höchsten Grade wurden sie gegen Freiburg ausgebracht, als der Graf von Kyburg-Burgdorf, den sie nach dem blutigen Bruderkrisse dieses Hauses mit betrübender Klugheit unterstützt hatten, nachdem sie ihn das Gewicht ihres Schutzes hatten fühlen lassen, ihr Burgrecht mit demjenigen von Freiburg veräußerte. Eine allgemeine Fehde entspann sich, und gleichwie die Solothurner sich an Bern hielten, so stand Freiburg zu den Gehilfen des Grafen von Kyburg-Burgdorf. Im J. 1335 zerstörten die Berner dem von Wipplingen, der zu Freiburg verbürgrechtet war, seine feste Burg an dem Passe von Gammelen. Die Freiburger streiften hierauf als Belp, wurden aber zurückgetrieben, und noch im nämlichen Jahre vermittelte die für das Wohl ihres Hauses immer wachsame Königin Agnes wiederum den Landesfrieden, der die Arme, nicht aber die Gemüther entwarfente.

Auf dem Schlosse zu Rydau nahmen, 1339, neben den Grafen von Burgdorf, Urien, den verschiedenen Zweigen von Neuenburg, vielen Freiherren und Edeln des Landes, auch die Abgeordneten der Stadt Freiburg Theil an dem Rathschlosse für die Betretung des aller derges brachten Adels Herrschaft gefährlich gewordenen Freiheitslaßes auf der unangenehmlichen Erdozung zwischen der Aare. Noch versuchte Bern die Nachbarn durch einen Zusammensitz von der Verbindung abzuweichen. Umsonst; sie war hingerissen durch eigene Eifersucht und durch ihre Vorfechter, die mit den Herren in Verbindung standen. Mit der Belagerung des bernischen Sidschens Raupen

begannen die Verbündeten, verstärkt durch österreichische Hilfe aus dem Aargau, den Krieg. Von den drei Ländern und dem Solothurnern unterstützte, eilten die Berner zum Entsatz des bedrängten Eltdingens, und vor dessen Mauern wurde auch jetzt zum Vortheile der weit geringern Zahl noch heftigem Kampfe der Sieg entschieden. Die Freiburger hatten den Herrn treu ihr gegebenes Wort gelöst. Der Schultheiß von Mattenberg, der vor der Schlacht den Bernern schimpflich zugesagt hatte: „Weider vergrößern eure Reiten!“ und der Berner (Bannerträger) Hülfsflor, der dem übermüthigen jungen Adel, welcher seiner Eitelkeit sammt spottete, ruhig antwortete: „Meiner Stadt Banner will ich aufrecht halten, bis ich selbst fälle; eures Troges werdet ihr euch nicht erfreuen, bedeckt mit ihren Leibern neben vielen ihrer Mitbürger das Schlachtfeld, auf welchem auch 17 Grafen und 60 gekrönte Helme unter den Streichen der Sieger fielen.“

Die Feinde Berns waren zu zahlreich, um alsbald nachzugeben, und Freiburg durch Österreich geklärt. Der Krieg dauerte fort. Der Muth der Vertheidiger Freiburgs war nicht gebrochen. Einem unvorsichtigen Streifzuge der Berner aus Raupen entschlüpfen sie im folgenden Jahre 22 Mann. Sie zu bestrafen und um seine neue Zuversicht gegen Bern aufzuheben zu lassen, lockte sie der kriegserfahrene Sieger bei Raupen, Rudolf von Erlach, am Schönenberge nahe vor ihren Mauern in einen Hinterhalt. Mehr als 400 aus ihnen blühten durch die Hand der Berner ihre unbesonnenen Zuversicht und Viele ertranken auf der Flucht in der Saanen. Wenige Tage nachher, als die Berner die Galtmorsflucht bezwangen und in Brand stießen, die Brücke selbst von den Flammen ergriffen wurde, so daß die beinahe noch ganz aus hölzernen Häusern bestehende Stadt in die größte Gefahr gerieth, flüchtete man schon aus dem obern Thore. Ohne Furcht vor dem Feuer und den Waffen des siegreichen Feindes warfen zwei entschlossene Bürger die Brücke ab, und Freiburg ward gerettet. Während daß weit um Bern her die Österreich und dem Adel unterworfenen Landschaft vor der Rache seiner Streiter zitterte und unter dem Kanonstöße das Sprichwort entstand: „Gott ist Bürger worden zu Bern“, wagte der österreichische Anführer zu Freiburg, Burkard von Erlach, einen Streifzug bis an den Sulgenbach, nahe an Berns Mauern. Die Kriegserfahren fanden bei Thun, aber ehe sie hirmzuweilen vermochten, schlugen die ältern Männer den Angriff der Rüden aus Freiburg zurück. Die Königin Agnes sah nun Raue ein, wie sehr die Thron des Friedens bedürfen, und daß auch Bern der Anstrengungen müde sei. Sie vermittelte 1341, und zwei Jahre später erneuerten beide Städte den schon oft versessenen Bund. Bern gab den Freiburgern einige Feldzeichen zurück, die es ihnen in der Schlacht von Raupen abgenommen hatte. Von Freiburg, 1348, gegen den Herrn von Gruningen, einen Dienstmann des Grafen von Orlens, gemahnt, halfen sie das Schloß zerstören. Der Krieg wurde gemeinschaftlich gegen den Grafen Peter bis in die Nähe seiner Stammburg, doch mit abwechselndem Glück, geführt; denn ihn stärkte die beste Hilfe eines Herrschers, die Liebe und Treue seiner Untertanen. Die

alle Länder verheerende Pest, 1349, unterbrach die öffentliche Thätigkeit in diesen Gegenden nicht. Durch die Berner wurden Freiburg und Peterlingen verödet. Ein friedlicher Zustand mußte erwünscht sein; denn schon lange waren Verberlei und Tuchmacherei zu Freiburg wichtige Nahrungszweige; auch wurde Viehhandel getrieben; Verlehr, die in kriegerischen Zeiten wenig geblühten konnten. Mit Bern wurde das Burgrecht 1362 erneuert, erläutert 1368.

Als 1386 Herzog Leopold von Österreich und der benachbarte Adel die Eidgenossen bestritten, blieb das Uchtland ruhig, weil Bern, auf den noch nicht ausgetauschten thorbergischem Vertrag sich berufend, sich der Theilnahme am Kriege enthalten wollte. Nach dem Siege der Eidgenossen ergriffen die Berner nicht ungern die Waffsen gegen die Geißeln Österreichs. Zu Freiburg war immer unter den Bürgern eine bernische Partei, inbessien die Adelligen und Vornehmern meistens Österreich zugehörig waren. Damals lagen in Freiburg österreichische und weltliche Edelleute und eine starke Besatzung. Im September unternahmen sie einen Zug gegen Bern, der so geheim ausgeführt wurde, daß man in Bern Nichts davon erfuhr, bis man die feindlichen Reithen dem Rathhause gegenüber erblickte. Sogleich versammelten sich die immer gleich kriegerischnen Bürger und führten sich auf den Feind, der nicht Stand hielt. Die Reithen suchten zwar den Rückzug des Fußvolkes zu decken; aber aus ihnen fielen über hundert, und der größte Theil der gemachten Beute kam wieder in die Hände der Berner. Der Schaden, den einige Berner erlitten hatten, wurde durch die Zerstörung vieler freiburgischen Schloßer und durch die Verwüstung ihrer Ländereien und Feldfrüchte an beiden Ufern der Ense bis nach Gorbire hinaus gerächt, und 36 Dörfschaften blühten schwer die Kriegslust derjenigen, unter deren Gewalt sie standen. Dem Zoo von Bolligen, einem Bürger von Bern, verbrannte die Besatzung aus Freiburg sein Schloß Niedburg. Er selbst wurde gefangen, dann aber gegen Ulrich von Latsch, den die Berner zu Bürgen gefangen nahmen, wieder ausgewechselt. Die Berner unterwarfen sich das obere Ebernthal, welches dem Herrn von Lützingen, einem Bürger zu Freiburg, angehörte. Sie streiften in die Landschaft Pfaffen und verwüsteten dieselbe. In diesen Streifereien wurden die Schloßer Gafels, Zuchfeld, Waggensburg und Schönenfels zerstört, und 1388 rühten die Berner zwei Mal vor Freiburg, ein Mal aber und das andere Mal herwärts dem Schönenberg, und erlegten auch von denen aus der Stadt auf sie Ausgezognen eine beträchtliche Anzahl. Freiburg wurde im April 1389 in den zwischen den Herzogen von Österreich und den Eidgenossen getroffenen Frieden eingeschlossen und dadurch diese Fehde beendet.

Schon lange waren im Uchtland fromme Zweifler, die das, was mit ihrer Überzeugung im Widerspruch war, nicht mit dem Wunde bekennen wollten. Zu Schwarzenburg wurden solche Menschen verbrannt. Um das Ende des Jahrhunderts zeigten sich viele Wölfler, die viele Gebräude der Kirche bestritten. Sie verworfen den Ab

lag, die Wallfahrten, die Anrufung und Fürbitte der Heiligen, das Gegeheuer u. a. m.“ Der Bischof von Lausanne sandte seinen Official nach Freiburg, um sie zu abthemen; zu den Lehren der Kirche zu schwören. Der Zwang machte stumm, er überzeuete nicht, und am 1430 erneuerten sich die nämlichen Erscheinungen.

Je mehr die Macht der Eidgenossen sich vermehrte und das Ansehen Österreichs in diesen Gegenden sank, desto mehr saßte auch in österreichischen Städten der Gedanke Wargel, Eidgenossenschaft, oder doch unabhängiger zu werden. Im J. 1403 beschworen Abgeordnete von Freiburg und Bern in der Kirche zu Laupen ein ewiges Bündelrecht. In Murnenweil wollte man über streitige Dinge zusammentreten, keine Kechden mehr unter sich führen. Ein Dmänn soll entscheiden, wenn die beiderseitigen Abgeordneten sich nicht vertragen können. Einer vom Lande, keiner Stadt Bürger, soll zum Dmänn erbeten werden. Die von Freiburg halten sich gegen die Schweizer, wie die Berner selbst; das Reich wird vorbehalten. Im J. 1407 schloß Freiburg auch mit Biel einen ewigen Bund.

Im J. 1405, nach der großen Feuersbrunst zu Bern, schickte Freiburg einen Rathsherrn mit 100 Mann und zwölf Wägen, einen Monat lang auf eigene Kosten bei den Arbeiten Hülfe zu leisten.

Als 1415 Herzog Friedrich von Österreich von Kaiser Siegmund geächtet wurde, die Eidgenossen sich gegen ihn rühten und Bern für die Eroberung des Aargaus zu Felde zog, machte es seine Verbündeten zur Hülfe. Die Freiburger zogen zwar nicht gegen ihn, aber sie sandten den Bernern 700 Mann zu Bewachung ihrer Stadt, die sich hinwiederum ohne Beforsung den bewaffneten Angehörigen eines Gegners anvertraute, den man, auf zweifelhafte Gründe gestützt, schon im dritten Jahre eines auf 50 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes besetzte.

Zwei Mal begleiteten die Freiburger das bernische Banner im wälschen Kriege in seinen Zügen über die hohen Alpen. Im J. 1419 das erste Mal an dem Siege, das zweite Mal an dem fruchtlosen Angriffe theilnehmend, als eine kleine Zahl unerfahrener Walliser bei Ulrichen dem weit überlegenen Gegnern, die in das einsame Bergthal vom Gemböe eingebrochen waren, selten Widerstand thaten.

Kaiser Siegmund verließ der Stadt 1422 das Recht, silberne Münzen zu prägen, in Erwidrerung der ehrenvollen Aufnahme, die er neulich dorthelbst erfahren hatte. Papst Martin V. gab seine Bestätigung; doch nur selten machte die Stadt Gebrauch von diesem Rechte, s. B. 1456, 1504, 1507, 1559 u. s. f. Schon vor Erhaltung dieses Münzrechtes hatte Freiburg, seine Autonomie beachtend, Münzverordnungen gemacht, den 16. Aug. 1390 Privatpersonen verboten, Münzen zu prägen und mit solchen Handel zu treiben. Als im J. 1424 Bern die Herrschaft Grauburg oder Schwarzenburg, eine vormals reichsumittelbare Landschaft, die an Savoyen verpfändet worden, einlief, nahm es Freiburg in die Theilnahme der Herrschaft auf.

Die Stadt Freiburg kaufte die Burg Gümminen. Mit savoyischen Vasallen getrieb sie in Feindseligkeit. Die

Herren von Pont zerstörten, 1439, einen Salgen, der nach den damaligen Gebräuchen an den Grenzen der freiburgischen Landschaft aufgerichtet war. Die Freiburger zogen gegen ihre Gegner zu Felde, nahmen ihnen Leute gefangen und behielten sie bis in den dritten Monat in ihrer Gewalt. Der Groll entschlief nicht. Schon 1441 machten diese Feinde wieder Streifereien in das freiburgische, wofür die Freiburger jenen ihre Herden wegführten; auch mußten die Gegner die Kosten bezahlen.

Dahingel Freiburg, oder vielmehr die angesehenern Bürger, dem erstarrten Österreich sehr ergeben blieben, weil sie in ihm ihren Beschützer gegen Savoyen und Bern fanden, so verhielt sich die Stadt während des Zürichkrieges theilnahmslos; denn Bern wollte man nicht beleidigen. Gleichwol versagte Freiburg den Zug auf Berns Wohnung; ebenso als das französische Heer vom Elsäß her die Schweiz bedrohte. Man warb eine Besatzung aus Wallisen und andern Söldnern. Kriegerische Rüstungen bleiben selten ohne Absichten und Beweise einer gereizten Stimmung. Aufgekettete Pfauenfedern bewiesen die Hinneigung von Österreich und reizten die Berner.

Factionen und Familienstreitigkeiten verschlimmerten die Misverhältnisse Freiburgs. Wilhelm von Aemche, einer der Reichsten und Angesehensten der Stadt, stand in seinfeindlichen Verhältnissen mit dem österreichischen Beamten, dem Truchses von Diesenhofen. Wilhelm wurde, ungetreuer Handlungen beschuldigt, verhaftet; aber sei es, daß seine Schuld nicht erwiesen, oder seine Gegner nicht stark und kühn genug waren; man blieb dabei stehen, ihn und die Seinigen schwören zu lassen, sich nicht zu rächen, in Freiburg zu bleiben, sein Vermögen nicht wegzuschieben und kein fremdes Gericht anzurufen. Selten folgt Treue dem Zwang. Wilhelm entfloß, rief den Schutz des Herzogs von Savoyen an, weil er wegen seiner Anhänglichkeit an ihn von dem Truchses und dem österreichisch Gesinnten in Freiburg verfolgt worden. Der Herzog forderte Genugthuung. Baaren der Freiburger wurden zu Sens in Beschlag genommen. Als Freiburg auf die Güter des Entwichenen griff, begann dieser aus Romont durch gedungene Söldner räuberische Streifzüge gegen freiburgische Dörfer. — Zwischen dem angesehenen Familien von Rigoldingen zu Bern und Felga zu Freiburg war wegen Heirathsansprüche auf eine reiche Erbin bittere Feindschaft entflanden. Die angesprochene Louisa von Risch verdrang sich aus Weismuth, die Ursache eines solchen Streites zu werden, in ein Kloster zu Basel. Mit den Klosterschwärzern markteten nun die Ansprecher über die Besigungen der aus dem Willtheil geschiedenen Jungfrau; die Städte Basel, Solothurn und eidgehörigliche Orte suchten umsonst zu vermitteln. Der Streit gelangte bis an den Papst Felix V. und das zu Basel versammelte Concilium.

Im März 1447 wurde der Scharfrichter von Bern, der in Gesellschaft anderer Berner den Jahrmarkt zu Freiburg besucht hatte, von dortigen Einwohnern in seiner Herberge angefallen, getödtet und sechs seiner Geldräuben schwer verwundet. Die Kaufereien der Freiburger mit dem Entwichenen von Aemche dauerten inzwi-

schen mit solcher Erbitterung fort, daß die Freiburger die Gefangenen hinrichten und vertheilen ließen. Der Herzog versagte den Freiburgern die Asfuz. Fruchtlos wurde zu Genf und nachher zu Lausanne zwischen dem Herzoge, den Bernern und Freiburgern unterhandelt und vermittelt. Um Hilfe wider ihre Feinde zu erhalten, versagte zu Freiburg die herrschende österreichisch gesinnte Partei, wie nahe man schon früher der Freiheit gewesen war. Abgeordnete Rathsherren begaben sich nach Wien, um ihre Noth darzustellen. Die Stadt und Landschaft schwuren dem Herzoge Albrecht noch ein Mal Treue. Er sandte ihnen Hilfe und einen Anführer, und der Krieg begann. Die Herrschaft aus Freiburg zog noch um Weihnachten 1447 vor die Feste Villarzel, eroberte und verbrannte dieselbe; ebenso das Städtchen Montnach, dessen Schloß Widerstand leistete. An beiden Orten wurde große Beute gemacht. Bei St. Jakob's Kapelle an der Murnerstraße wurde mit zweifelhaftem Glücke gefochten.

Bern mahnte Solothurn, Biel und Neuenburg zur Hilfe und schickte nach Freiburg den Abgesandten. Als Biel zögerte, wurde die Wohnung beinahe drohend erneuert. Bern folgte dagegen Prierlingen und Murten, und die vereinigte Macht Berns und Saavovens schloß Freiburg von zwei Seiten ein. Zu Freiburg war nicht nur Hilfe aus Österreich, sondern auch aus Frankreich und Burgund versammelt. Die Landschaft Schwarzburg, an deren Mitherrschaft Freiburg Theil hatte, hielt sich an Bern. Eine hohe, starke Schanze besetzte diese Landschaft gegen Freiburg, besetzt von Oberländern und Bernern, besetzt von einem bernischen Hauptmann. Wiederholte Scharnübel geschahen, mehr zum Nachtheile der Freiburger, bis zum Donnerstage nach Ostern 1448 1500 Mann aus Freiburg unversehens einen Einfall in die wenig bewachte Landschaft machten. Die Schanze wurde genommen, acht Mann mit dem Hauptmann Peter von Gries erschlagen, und die aufsteigenden Flammen von Schwarzburg verbründigten zu Bern, zugleich mit der Kunde des Einfalles, was dort verdrüßte.

Eilends zog der Schultheiß von Bubenberg auf dem kürzesten Wege aus. Ihn hielten die Gewässer der Sense nicht zurück. Bei Laferis an der Galtener nahm er eine günstige Stellung. Mit den weggetriebenen Heerden und mit vieler andern Beute beladen kam der freiburgische Heerhaufen herangezogen. Er widerstand dem ungestümen Angriffe der Berner nicht; 400 erlagen ihrem Streichen. Viele wurden verwundet, indessen die Sieger nur fünf Mann verloren. Die übrigen flohen, von den Bernern bis an die Stadtmauern verfolgt, in solcher Eile, daß Manche aus ihnen die Stadt bis an das entgegengegesetzte Thor unaufhaltsam durchdrangen. Die Berner verbrannten noch einige Wäldchen und sondten den Schwarzburgern das getretete Vieh. Noch mehr Mals streiften sie bis an die Thore von Freiburg und brachten ganze Viehherden und andere Beute nach Hause; aber als sie Erntung und Mannszucht vergaßen und die Freiburger sich wieder ermanneten, wurden sie bei Laferis überfallen und verloren 30 Mann. Die Heide erregte soviel Aufmerksamkeit, daß der König von Frankreich, der Her-

zog von Burgund und die Eidgenossen, deren Abgeordneter Al Reding von Schwyz war, den Frieden vermittelten, welcher den 16. Juli 1448 zu Murten geschlossen wurde. Auch ein Vermittler des Conciliums zu Basel und des Papstes Felix V. war dabei thätig. Den Grafen Johann von Neuenburg hatten die Parteien, im Vertrauen auf dessen Gerechtigkeit, zum Schlichter ertoren. Wilhelm von Avenche und die andern Berner waren wurden wieder aufgenommen. Einige aus ihnen erzielten Entschädigungen. Den Einfluß der Staatsvorsteher auf diesen Krieg charakterisirte der in den Friedensvertrag aufgenommene Artikel, daß die Güter der Louisa Kitisch ihrer Mutter, der Schultheißin von Ringoldingen, in Bern zugesprochen wurden. — Acht freiburgische Rathsherren mußten nach Piemont gehen, den Herzog von Saavoven um Verzeihung zu bitten, und 40,000 Gulden mußten derselben in vier Jahresfristen bezahlt werden. Den Brand von Villarzel und Montnach sollte man Gott abbitten, doch sprechen die Chroniken von einigen tausend Gulden Entschädigung. Der Bund mit Saavoven und Bern wurde aufgehoben, die Mitherrschaft zu Schwarzburg und Glümminen an Bern überlassen. Der nachtheilige Friede und die großen Auflosperungen weckten auch Neue Beschuldigungen und den Partigeiß. Umsonst versuchten die Solothurner diese zu stillen, und zuletzt entschloß sich der Herzog Albrecht von Österreich, durch seine persönliche Gegenwart, die innerlich zerrissene Landschaft wieder zu beruhigen.

Er gab Freiburg einen Landbrief, der die öffentliche Verwaltung und das Gerichtswesen feststellte, auch fremden Einfluß entfernen sollte; denn schon damals übte eine heimliche Obrigkeit nachtheiligen Einfluß aus. Der Herzog regelte auch die Erbpächten. — Diese guten Gesetze halfen nicht; denn der Herzog stieß die eine Partei von sich und hörte nur auf seine Anhänger. Der Schultheiß Wilhelm Felga und die Mitglieder des Rathes wurden bis auf wenige entsezt, vier Wochen lang auf den Thürmen der Stadt gefangen gehalten, einige nach Freiburg im Breisgau abgeführt und daseibst in Klöster vertheilt; das Alles vermittelst, weil sie in einen geheimen Anschlag gegen Bern nicht eintritten wollten. Sie mußten für ihre Befreiung ein Lösegeld bezahlen. Strenge führt gewöhnlich zu noch größerer Härte. Um ganz durch eigene Gewalt zu herrschen, setzte der Herzog statt des Freiburger Ludwig Werner den Markgraf von Halwyl zum Hauptmann und den Ritter Dietrich von Monsere, einen Sundgauer, zum Schultheiß mit einem Rathe, der willkürlich zu Werke ging. In der entweiten Stadt stellten sich die Berner des obern Theiles und der Aue einander entgegen, bis dritthalb hundert meistens achtbare Bürger entwichen und nach Komont dem Wilhelm von Avenche folgten.

Noch fühlte man schmerzhaft die Wunden, welche der Krieg und die Entwirrung geschlagen hatten. Die Leidenchaften wurden durch den Druck der Schulden, die der Krieg verursacht hatte, und insbesondere durch die Forderungen Saavovens noch mehr aufgereg. Die Landschaft und ein Theil der Bürger weigerten sich, die nothwendig gewordenen Anlagen zu bezahlen. Von dem österreichischen

Befehlshaber gebietend behandelte, fand der Stadtmagistrat wenig Achtung und Gehorsam, und als vollends Hallweil den Vorfall des obren Gerichtes, der mit sicherem Geleite in die Stadt gekommen war, willkürlich an einen Baum aufhängen ließ, wandten viele sich an Bern und Savoyen, um dort Hilfe zu suchen, und Randen führte die Erbitterung plötzlich in die Arme derjenigen, die er kurz vorher noch als Feinde gefaßt und beschedet hatte. Einer Dringlichkeit, die solche Dinge müßig erscheinen lassen, gehörte man nicht mehr, hörte man sagen. Bernerische und savoyische Gesandte kamen nach Freiburg, forderten gebietend die Entsendung der Kriegsteile, der Werkzeuge von Hallweil's Eigenmacht, und die Wiedereinsetzung inner Magistrate, die den Frieden geschlossen hatten, 1451.

Nur in dem Landvolke hatte Hallweil noch Anhänger. Bern erkannte den Augenblick, wo Herrschaft gefährliche Macht entfernt werden konnte. Savoyen fing selbst an, auf Erwerdung zu denken, und fand in seinen großen Schuldbelastungen, die auf 200,000 Gulden stiegen, einen Weg dazu. Unversehens verfiel der Marschall die Ankunft des Herzogs (1452, Februar), er werde Ruhe und Ordnung wieder herstellen, und daß sich zu dessen Empfang und Bewirtung von den Angehörigen der Stadt ihr Silbergeschirr aus. Von dem Schultheiß Felgo und einem Kaufschiffe begleitet, ritt er an dem bestimmten Tage dem angeführigen Herzoge entgegen. Man sah eine Schar Reiter sich nähern. Nun erklärte Hallweil seinen betroffenen Begleitern, was sein Gebieter den Freiburger schuldig geworden (ungefähr 12,000 Gulden), und jenes Silbergeschirr sei der Preis der Freiheit Freiburgs. Einige Schriftsteller sagen, durch Ausstellung einer Urkunde habe er dies befristet. Alles wollte zu Freiburg, und auf der Landstraße schied man sich an, den günstigen Anlaß nicht unbenutzt vorbeigehen zu lassen. Ludwig Meier, der Hauptmann, stellte sich an die Spitze der Stadtbürger. Die Versuchorenen der Landschaft, die man beschuldigte, sie hätten sich der Stadt bemächtigen und die Häuser der Bornehmen in Besitz nehmen wollen, wurden in dem sogenannten Vogelhaufe überfallen (am 15. Febr. 1452), acht Gefangene entpauptet, Andere um Geld gestraft.

Gewaltig drang der Herzog von Savoyen auf Bezahlung, bemante den Verkehr, ließ aber Milde und Nachsicht hoffen, wenn die Stadt sich ihm unterwerfe. Der Graf Franz von Griets, Subernator der Waal, kam, von geistlichen und weltlichen Herren begleitet, nach Freiburg, und am 10. Juni 1452 schwuren die Räte, die Stadt und die Landschaft einmüthig, den Herzog von Savoyen als rechtmäßigen Schutzherrn ihrer Personen und ihres Gebietes anzunehmen, nachdem vorher feierlich dem Verhältnisse zu Österreich war entzogen worden. Unendlich sicherte der neue Schutzherr dagegen den Schützlingen alle ihre Freiheiten zu, erließ ihnen die Schulden, versprach, keine Feste in Freiburg anzulegen, keine andern Beamten als Einnehmer aufzustellen, 20 Jahre lang 2200 Gulden zu geben u. s. f.

Nun erneuerten Bern und Freiburg das alte Bürgerrecht; denn staatslich suchte Freiburg bei jedem der gefährdeten Nachbarn einen Rückhalt gegen den andern, und Bern nahm die Freiburger wieder in die Mitherrschaft über Gammern und Grabburg auf. Der Herzog bezahlte den Bernern 15,000 Gulden, um sie zu friedenzustellen. Als Wilhelm von Arembe und andere unversöhnte Feinde Freiburg besiedelten, sandten sie bei Savoyen keinen Schutz mehr. Durch seine Schutzwertspflichtung ließ Freiburg sich nicht abhalten, wo es die Umstände erlaubten, als selbstständiges Gemeinwesen zu handeln. Die Grafen von Thierstein kauften es für alle ihre Lebensrechte aus. Es übte wieder Waffengewalt gegen feindlich gesinnte adelige Herren aus. In Verbindung mit Bern nahm es Anteil an den Kriegen der Eidgenossen. Freiburgs Hülfemannschaft zog 1460 mit Bern zur Belagerung und Eroberung von Diesenhofen aus. Im J. 1466 trat es in Verbindung mit Bern und Solothurn in ein 15jähriges Bündnis mit Mühlhausen, welches Schutz gegen den Arel des Elsas bei Bern gesucht hatte, stürzte seinen Anteil zu der Wache von 100 Mann, welche die Verbündeten den Mühlhäusern zuschickten, kündigte 1468 mit seinen Bundesgenossen für die Sache Schaffhausens und Mühlhausens dem Erzbischof Siegmund die Fehde an und nahm Anteil an dem verheerenden Zuge der Eidgenossen in das Elsas.

Mitten in jenen Zeiten innerer Gährung und des Krieges mit seinen Nachbarn wachte zu Freiburg dennoch der große Gedanke für die Erbauung des Thurmes der Hauptkirche auf, und man fand die Mittel, ihn auszuführen, so daß das steinerne Gebäude 260 Fuß hoch emporstieg und dadurch den größten Werken der Baukunst nahe gestellt werden darf. Die nach Freiburg im Breisgau abgeführten Bürger sollen den Plan von dort her zurückgebracht und das Werk zum Gedächtnisse ihrer Einkerkerung bestimmt haben. Wahrscheinlich steht die seltsame, über der Hauptthür dieses Thurmes in Stein gehauene, Darstellung des Weltgerichtes, welche jedes Auge auf sich zieht, in Verbindung mit religiösen Ansichten des Mittelalters. Man sieht nämlich viele Teufel beschäftigt, in Rörden und Hütten die Inhaber der höchsten weltlichen und geistlichen Würden in ihrem vollen Ernste herbeitragen und bebend in die emporsteigenden Klammern des geöffneten Höllenschundes hinunter zu sinken. Es ist bekannt, daß die Baumeister, und insbesondere die Steinhauer, damals in engeren Verbindungen standen.

Wald näherte sich der Zeitpunkt, wo Freiburg die Probe seiner Anhänglichkeit an Bern und die Eidgenossen bestehen sollte. Durch den einflussreichen noch jungen Schultheiß von Bern, Nicolaus von Dirzbach, hatte der schlaue König Ludwig XI. von Frankreich die Schweizer wieder für sein Interesse gewonnen, und es war ihm erwünscht, zur nämlichen Zeit die Kraft seines gefährlichsten Gegners, des Herzogs von Burgund, und diejenige des Bergvolkes, die er in der Schlacht bei Basel empfunken hatte, durch sie selbst zu schwächen. Dem Herzoge Karl war, ungeachtet seines stolzen Selbstgefühls, die An-

schließung der Schweizer an Frankreich so unangenehm und sie schien ihm so wichtig, daß er seinen Vertrauten, Wilhelm de la Baume, abschickte, um zu vernehmen, ob wirklich ein Bund geschlossen sei, und zu versuchen, die Schweizer zu verständigen. Auserst kam seine Gesandtschaft nach Freiburg, wo sie ehrenvoll und gastfreundlich aufgenommen wurde. Man vermied eine bestimmte Antwort und erinnerte sich freudig des nachbarlichen Verhältnisses mit Burgund und der wohlwollenden Gesinnungen Philipps des Guten, des Vaters des jetzigen Herzogs. Mit gefälligen Worten oder staatsklug wurde diese Gesandtschaft von den eidgenössischen Ständen aufgenommen, aber die nachfolgende Botschaft Frankreichs erreichte ihren Zweck. Freiburg blieb nichtsförmiger seiner gefährlichen Stellung gegen den mächtigen Nachbar eingedenk. Der Schultzei und die Schützen (der Rath der Schützen) beschloßen, an dem Bunde nicht Theil zu nehmen, und an Bern schreiben sie: „Wünschte wollen sie nur mit den Eidgenossen haben; ihre Landschaft sei klein und ihres Volkes nicht viel.“

Nichtsförmiger ihrer Verbindung mit Bern getreu, begleitete die Hülfschar der Freiburger gleich derjenigen der Solothurner die Berner auf ihrem Zuge über Pruntrut nach Hochburgund, und nahm Theil an dem Siege bei Herikourt. Zu Anfang des Januars 1475 zogen die Freiburger, von den Bernern unterstützt, vor Yllingen, weil es Peter de la Baume, einem Anhänger Karls, zugehörte. Die Burg wurde erobert und verbrannt. Die Bewohner der Umgebung schworen den Siegern und die Landschaft Pfaffen ergab sich an Freiburg.

Durch den Grafen von Romont, Marschall und Anhänger des Herzogs von Burgund, und durch seine Untergebenen vielfach gereizt, sagten die Berner ihm ab und zogen mit Freiburg vereinigt vor Murten, welches ohne Widerstand ihrer gemeinschaftlichen Herrschaft sich unterwarf, die so ausgebaut wurde, daß von den Ansprüchen des freiburgischen Landvoigts nach Bern von denjenigen des bernischen nach Freiburg appellirt werden könne. Ausdiesem löste seinen Widerstand durch Plünderung, Savoy (Siddis) überdies noch durch die Niedermetzelung der größten Theile seiner Besatzung und seiner Bürger. Die feste Position ergab sich; ebenso die Städte Rode und Romont. Moudon, der Hauptstadt der Waadt, schickte erschrocken seine Schlüssel einer kleinen sich nähernden Schar in die Ferne entgegen u. s. f. Schrecklich war die Lage der Stadt Freiburg in den Stunden, wo zwischen dem Heeren des erbitterten Herzogs von Burgund und der Eidgenossen in ihrer Nähe der Sieg bei Murten entschieden wurde. Den großen Burgunderkrieg der Eidgenossen schildern die Schwiegergeschichte und kleinere von Bern. Hierher gehört die wichtige Vergrößerung, welche Freiburg durch den glücklichen Ausgang des Krieges erhielt. Die Herrschaften Yllingen und Pfaffen vermehrten das unmittelbare Gebiet; die Herrschaften Granson und Yvergil mit, Dole waren, wie Murten, gemeinschaftliche Erwerbungen mit Bern; die übrigen Eroberungen hingegen mußten wieder abgetreten werden. Doch auch die Sieger blieben nicht ganz ruhig. Alle Orte woll-

ten einen Antheil an Murten haben, aber Bern und Freiburg weigerten sich und behaupteten ihre Erwerbung. Solche kleine Zwiste hinderten das Zusammenwirken nicht. Zu einem Zuge, den 7000 Eidgenossen für Ludwig XI. nach Burgund thaten, stellten Freiburg und Solothurn zusammen 1000 Mann, die reichlichen Sold nach Hause brachten.

Neben der Tapferkeit der Eidgenossen sollte Freiburg auch die Ausdauer der Umgebungsbewohner kennen lernen. Bis in seine Mauern kam die Schar der Gesellschafter des thörichten Lebens, und ebendieselbst trat im März 1477 eine ansehnliche Tagelohntruppe nicht nur der Eidgenossen, sondern der Städte des Elsaß zusammen, um die Forderung der heulustigen Schwitzer an Gens und Savoyen zu vermitteln, und gemeinschaftlich mit Bern leistete Freiburg für die erschrockenen, erschöpften Angehörigen den ungeklümmten Ansehnlichkeit der Bürgerschaft. Ohne lange das Recht der Sache zu untersuchen, folgten 2—300 Freiburger im December 1478 dem Rufe der Urner gegen Mailand. Bern übernahm den Augenblick nicht, wo savoyische Herrschaft aus seiner Nähe zurückgedrängt werden konnte. Zugleich wollte es mit wahrer Staatsklugheit in den Freiburgern unabhängigen Freunde erwerben. In einer so nahen Stadt durfte Nichts übrig bleiben, das einem fremden Feinde einen Waffenplatz verschaffen konnte. Berns beharrlichem Verlangen widerstanden die Herzogin Yolande und ihre Räte nicht. Am 23. Aug. 1477 trafen zu Freiburg die Bevollmächtigten der Regentin ein. Sie stellten den Freiburgern den Eid wieder zu, durch den diese vor 25 Jahren sich unter Savoyens Schutz gestellt hatten. Obgleich und Untergebene, jedes Geschlecht, Alte und Junge, wurden frei erklärt. Weidwerlegenheit hatte zu der Nachgiebigkeit beigetragen. Freiburg übernahm bedeutende Schulden Savoyens. Montnach wurde ihm dafür verpfändet. Es setzte als Reichskast den Adler auf und schloß schon am 28. Aug. zu Bern gemeinschaftlich mit dieser Stadt einen Bund zu gegenseitiger Hilfe mit Yolande und ihrem Sohne Philibert, und bald nachher trat auch der Bischof von Bern für sich und seine Stadt in ein Bürgerrecht mit beiden Städten.

Berns noch höher stehender Wunsch, Freiburg, wie Solothurn, in den Bund der Eidgenossen aufzunehmen, merkte die Eifersucht der Länder Uri, Schwyz, Unterwalden, die ein Übergewicht der Städte fürchteten und sich weigerten. Auch ein Bürgerrecht dieser beiden Städte mit den drei ersten Schwiegercantonen wollten sie nicht gestatten. Nur nach langem Widerspruche wurde durch den hiedem Bruder Nicolaus von der Fülle zu Stanz der Streit vermittelt, und Freiburg trat auf Camflag nach St. Thomas (am 22. Dec.) 1481, nachdem die acht so gezeigten alten Orte seit 128 Jahren kein neues Bundesglied in ihren Kreis aufgenommen hatten, an die neunte Stelle, wie Solothurn an die zehnte. Doch verpflichteten sich die beiden neuen Glieder, ohne Bewilligung der Mehrheit ihrer Eidgenossen keine neuen Verbindungen einzugehen. Auch behielten sie sich das Recht, ihre Verbündeten und Verbündeten vor, gleichwie die acht alten Orte das Nämlische thaten. Noch ein Mal erneuerten die Län-

der Ansprüche auf die Eroberungen der Berner und Freiburger. Mehrere Jahre hindurch dauerte der Widerspruch, bis endlich 1484 mit 20,000 Gulden die sieben Orte besichtigt wurden; denn auch Zürich und Luzern bezogen jetzt ihren Anteil. Aufmerksamkeit auf die Angriffe des Klerus erließ Freiburg 1482 die nachher oft umgangene Verordnung, daß Klöster keine unbeweglichen Güter ankaufen sollen. Dem Bisthofs von Lausanne machten die Freiburger und Berner 1482 die Stadt und die umliegenden Dörfschaften, die sich von ihm getränkt und mißhandelt glaubten, gebohrten. Die Verhältnisse mit Savoyen führten zu mancherlei Theilnahme an den Angelegenheiten jenes entfernten Landes. Mit Bern übte 1482 Freiburg am Hofe zu Lurin selbst das Vermittleramt aus, und 1487 zogen die Freiburger mit den Bernern gegen den Markgrafen von Saluzzo und nahmen Anteil an der Eroberung seiner Hauptstadt.

Der Schwabenkrieg und die Feldzüge der Eidgenossen nach Italien gebühren wieder der Schweizergeschichte an. In dem ersten schloßen die westlichen Orte, namentlich Bern und Freiburg, den übrigen Eidgenossen mehr als ein Mal zu gleichgültig. Sie mußten Vorwürfe anhören und sich Heldentugenden nennen lassen; doch sah man sie wiederholt thätig auftreten, selbst bei den Zügen in das jenseit des Rheins gelegene Hegau und in das Simsbach. Ein Anteil an dem Landgerichte im Thurgau war für Freiburg der nächste Gewinn des Schwabenkrieges. Dagegen räumten Freiburg und Solothurn dem wegen seiner Unversität und seines blühenden Zustandes in hohem Ansehen stehenden Basel, das nach dem Frieden in den Bund trat, den Vorrang und dadurch den neunten Platz in dem Kreise der Eidgenossen ein. — Im März 1500 war Freiburg der Sammelplatz einer großen Schar Reiselaifer, welche ohne öffentliche Zustimmung der Obrigkeiten von dem Bailly zu Dijon geworden, mit offenen Föhnen über den St. Bernhardsberg dem Könige Ludwig XII. gegen den Herzog von Mailand zuzieh. Im J. 1505 im November ließen die Räte von Freiburg, wie diejenigen von Solothurn, sich von dem Bisthofs von Lausanne, Armo von Montfaucon, gebrauchen, um durch ihre Boten die Gewissen der Glieder des großen Rathes zu Bern beruhigen zu helfen, die sich nicht ungern von dem Eide losbinden ließen, den sie früher sich selbst geleistet hatten, kein fremdes Geld anzunehmen, um dadurch der reichen Zustülpe aus Frankreich sich ruhig erfreuen zu können. — Bei der ersten Erpreßung, welche gegen den Herzog von Savoyen 1508, geknüpft auf ein von dem Piemonteser Fürsten angerathenes vorgebliches Testament des verstorbenen Herzogs Karl, ausgesandt wurde, blieb der Rath von Freiburg wegen seiner Bereitwilligkeit, davon Nutzen zu ziehen, nicht ohne schweren Vorwurf; 1510 hingegen, als der Betrag noch roher erneuert wurde, scheint Freiburg das Unrecht empfunden zu haben, und es trug selbst zur Milderung der neuen Forderungen anderer Orte bei. Jetzt warben öffentlich und heimlich der Kaiser und Frankreich um die Hilfe der Eid-

genossen. Durch festigen Parteigeist zerfielen, standen zu Freiburg die Machthaber einander entgegen, und taub gegen die Fürbitten Berns und vieler Hohen und Niederen ließ 1511 die Faction, an deren Spitze der Herrsch ganz ergebene nachgiebige Peter Hall stand, den Schultzeiß von Arsen nach harten Verhandlungen hinrichten, weniger für die Anklage, daß er einen nahen Freund, den Baillier auf der Höhe, aus dem Keller habe entlassen lassen, als weil er Frankreich zugestimmt war. — In Freiburg wurde nach langen Anstrengungen der Eidgenossen, Frankreichs Herrschaft in Mailand zu brechen, und nachdem sie 1515 in der blutigen Schlacht bei Marignano noch tapfer für diesen Zweck gekämpft hatten, mit König Franz I. den 29. Nov. 1516 der ewige Friedensvertrag der Schweizer mit jener Krone geschlossen, der seither allen spätern Verträgen und Bündnissen zur Grundlage diente.

Mit großer Uneinschredtheit benahm sich der noch kleine Canton Freiburg gegen den Herzog von Savoyen in den Angelegenheiten Genfs. Der dortige Bischof, Johann, unechter Sohn des Bisthofs Franz II. aus dem Hause Savoyen, hatte, durch eine päpstliche Bulle unterstützt, das Biscariat, das Biscamat und die Oberherreschaft über die Stadt Genf abgetreten. Gewalt suchte nur die Minderheit der Bürger. Die Mehrheit suchte, 1519, eine Verbindung und Schutz bei Freiburg. Auf die Beschwerden, welche der Herzog bei den Eidgenossen führte, mußte Genf das geschlossene Bürgerrecht wieder aufgeben. Statt der verzeigten Nachsicht sich zu erfreuen, sahen die Genfer eine harte Besatzung bei ihnen erscheinen, und blutige Strafen wurden angedroht. Ohne zu zögern, drangen die Freiburger in die Waad ein. Andere Eidgenossen folgten ihrem Banner nach. Schon standen 6000 Mann bei Morges versammelt. Bern und andere Eidgenossen vermittelten. Der Beherrscher der Alpenpässe wagte es nicht, den Freiburgern und ihren Gehilfen sich zu widersetzen. Endlich vertrat man sich. Der Herzog und die Genfer bezahlten die Kosten. Als der Bischof noch ein Mal Gewaltthaten ausübte, rüßte Freiburg sich wieder, und die Eidgenossen glichen den Streit dahin aus, daß Genf das freiburgische Bürgerrecht aufgab, doch aber in seinen alten Verhältnissen blieb.

Zur Zeit der Glaubensverbesserung fanden die neuen Lehren auch zu Freiburg Beifall und eine nicht unbedeutende Zahl des großen Rathes war der Reformation günstig; aber das Ansehen der vornehmern Geschlechter, der Einfluß des Rathes und der Geistlichkeit gaben den Ausschlag für die Beibehaltung des alten Systems. Schon 1522 wurden einige Anhänger der Neuen von ihrem Rathstellen entfernt. Im J. 1528 erneuerte sich die Bewegung. Den Angehörigen wurde verboten, die Disputation in Bern zu besuchen, und auch dies Mal wurden Glieder des Rathes von ihren Stellen entfernt und einige verwiesen. Dennoch ging beinahe das ganze Jahr vorüber, bis nach wiederholten Beratungen diese Frage entschieden war. Gleichwohl wurden noch 1534 neue Versuche gemacht, die aber für die Unterthanen die nämlichen Folgen hatten. Durch die Aufnahme von Familien, die

1) Obgleich auch Freiburg dem Kanton Schweiz.

wegen ihrer Anhänglichkeit an den alten Glauben Bern und andere Orte verlassen hatten, erhielt derselbe neue Unterstüzungen. Noch blieben viele Befenner der neuen Lehre ihren Überzeugungen getreu; aber grade deswegen beschloß man, vermittelst einer durchgeführten Maßregel das Neue auch in der Wurzel auszurotten. Im J. 1542 wurde ein allgemeines öffentliches Bekenntniß des katholischen Glaubens veranlaßt; 85 Dissidenten mußten entweder sich entfernen, oder unterwerfen. Der Rath beschwor in der Collegiatkirche zu St. Nicolaus in Gegenwart der Bürgerschaft jenes Bekenntniß und veranlaßte 1543 das Nämliche in allen Pfarrkirchen des Landes.

Während daß Freiburg in seinen ältern religiösen Überzeugungen fester wurde, breiteten in Oens die neuen sich immer mehr aus; doch nicht ohne starken Widerspruch einer Anzahl Freunde des alten. Bei einem Angriffe auf Reformirte, 1533, wurde der Ghorherr Peter Bernli, ein Freiburger, tödtlich verwundet. Er starb und sein Bruder besetzte Oens. Als wollte daselbst die Reformation eingeführt wurde, schickte Freiburg dem Bundesvertrage sein Siegel ab, stellte denselben den Genfern wieder zu und überließ sie dem schweren Kampfe mit ihren Gegnern, worin Bern eine Zeit lang sie nur schwach unterstützte. Die glänzende Unternehmung, durch welche die mit einem Male aus der Unflüßigkeit hervorgetretenen Berner während der beiden ersten Monate des J. 1536 sich der Aarg. und eines Theiles des Ob- und Nidwalden bemächtigten, wurde für Freiburg der Anlaß zu bedeutender Vergrößerung. Mit kluger Einsicht begriffen die Berner, daß sie die Versuchung der Freiburger und der mit ihnen einverstandenen katholischen Orte, die sich laut für den Herzog aussprachen, durch Nichts zu mildern vermögen würden, als wenn sie einen Theil des Eroberten den Freiburgern überließen. Unter der Bedingung, sie sollten zur Eroberung von Jorobad mitwirken, gestaltete Bern den Freiburgern, sich der Städte und Herrschaften Romont, Rar, Rautler, Châtel St. Denis, St. Aubin, Ekavay, Surpiere, Molire, Biols und Le Tour zu bemächtigen. — Doch widersetzten sich die bernischen Kriegsräthe oder Kriegeregenten (wie man sie damals nannte) der Ueberlassung der beiden letzten Städte, weil diese sich bereits ihnen ergeben hätten, und das Ansehen derjenigen, welche die Waffen in der Hand hatten, war so groß, daß die Freiburger nachgaben und Bern seine neuen Erwerbungen am nördlichen Ufer des Genfersees mit den ältern in Zusammenhang bringen konnte. Die Stadt und die Herrschaft Bôle überließ 1537 der Bischof von Lausanne durch Uebereinkunft der Stadt Freiburg, und erst noch am 26. Sept. 1578 vertrat man sich für immer mit dem Herzoge von Savoyen über die 1536 gemachten Eroberungen. Einen neuen Anlaß zu Vergrößerungen erhielt Freiburg 18 Jahre später durch die Zerrüttung der Hono- räre des Grafen von Griess. — Schon lange hatte dieses Haus durch übertriebenen Aufwand sich tief verschuldet. Durch seine Neigung für auswärtigen Kriegsdienst verschlammte Graf Michael seine Lage noch mehr. Er ward Soldaten für Frankreich, blieb oft unbezahlt. Seine Gläubiger drangen auf Befriedigung. Von allen Seiten ein-

geschlossen durch freie Staaten, die keine Privilegien anerkannten, vor welchen Privatrechte weichen mußten, sah er sich zuletzt genöthigt, seine sämmtlichen Besizungen an Freiburg und Bern abzutreten, welche dafür die Gläubiger befriedigten. Freiburg nahm 64,000 Kronen auf sich und erhielt die ansehnliche Landschaft unter der Roden, die an seine neuen waaländischen Besizungen sich anschloß und die so gezeigten Banner von Griess und Montsalvo enthielt.

Den 8. Jan. und den 5. Febr. 1565 wurde verordnet, die Beschlüsse des Conciliums zu Trient bekannt machen zu lassen, doch ohne eine Anerkennung auszusprechen. Im Jahre 1568 erfolgte eine bedingte Anerkennung. Am 11. Juli 1581 wurden die Jesuiten aufgenommen und ein prächtiges Collegiengebäude oder Kloster 1604 vollendet. Päpstliche Incorporationen bereicherten dasselbe. — Bald spürte man die Folgen des Einflusses, den die Jesuiten und der Cardinal Borromäus, Erzbischof zu Mailand, auf die katholische Schweiz ausübten, und Freiburg trat am 4. Oct. 1586 dem engern Bunde- nisse der sieben katholischen Orte bei.

Von dieser Zeit an wird die Geschichte Freiburgs einfacher als diejenige vieler anderer schweizerischer Landschaften. Wenigstens eingeflossen durch das Gebiet Berns, blieb es gefährlichen Verührungen mit dem Auslande fremd; auch störten während einer langen Zeit keine erheblichen Bewegungen seine innere Ruhe, und während der beiden letzten Bundesgenossenkriege der sieben ersten Cantone beobachtete Freiburg zwar nicht ohne einige Aufregung die Neutralität, sodah ihm die wohlthätige Stellung unter den Friedebewerkmittlern frei blieb.

Eine Ermüdung verdient der Zwiefalt, in den Freiburg mit Bern 1618 gerieth, zum Theil aus dadurch, weil er die letzte Ausdehnung der Reformation in der Schweiz bezeichnet. In den drei Herrschaften Schwarzenburg, Murtten und Granson, welche Bern und Freiburg gemeinschaftlich besaßen, war die Reformation allgemein angenommen worden. Nur in der vierten, Echallens (Zisterli) und Orbe, war die katholische Religion noch von einem beträchtlichen Theile der Einwohner beibehalten worden, und die Befenner der Reformation genossen nur eine beschränkte Religionsfreiheit allein sie vermehrten sich von Zeit zu Zeit, sodah endlich, ungeachtet Freiburgs Widerstand, Bern, auf frühere Verträge gestützt, ein Mehr (allgemeine Abhimmung) forberte. Die im August 1618 in Gegenwart von Gesandten beider Regierungen vollzogene Abhimmung zeigte eine Mehrheit der Evangelischen, und so mußte auch ihnen die unbedingte Religions- und Gemeinlichkeit an einigen Kirchen gestattet werden, von denen sie bisher ausgeschlossen waren. Die Erbitterung zwischen Bern und Freiburg ging sowohl, daß sich in demselben Jahre noch zwei eidgenössische Tagasungen versammelten, um zu vermitteln. Die beiden Mitregenten vertrugen in der Folge sich selbst und Bern erließ den Reformirten durch seine Unterstüzung verschiedene kirchliche Einrichtungen, die Freiburg und die katholisch Gebliebenen ihnen verweigerten.

Von bedeutendem Einflusse auf den freiburgischen

Staat war die Veränderung des bischöflichen Sitzes, der ursprünglich zu Aachen gewesen und von da nach Lausanne verlegt worden sein soll, wo er sich beinahe tausend Jahre lang befand. Hier wurde der Bischof von dem Domcapitel gewählt; allein als 1536 Bern das Waadtland und Lausanne eroberte, entfernte sich der Bischof Sebastian von Montfaucon. Nach seinem Tode, 1560, machten der Papst und der Herzog von Savoyen Ansprüche auf die Besetzung des bischöflichen Stuhles, und seine Inhaber hielten sich meistens in der benachbarten Freigrafschaft Burgund auf, die damals noch unter spanischer Herrschaft stand. Einem derselben, Anton von Gortzevold, verweigerte Freiburg die Aufnahme; allein die Regierung versäumte, ungeachtet der Canton den Hauptbestandtheil des Bisthums ausmachte, sich einen Einfluß auf die Wahl zu verschaffen. Im J. 1653 ernannte der Papst zum ersten Male einen Schweizer, Joß Knab, Propst zu Luzern, der bis zu seinem Tode 1658 daselbst blieb. Ihm folgte durch päpstliche Ernennung Johann Baptist Strambino, Graf von St. Martin, ein Minorit. Er wählte Freiburg zu seinem Sitz, hielt seinen Einzug am 8. April 1663; aber die freiburgische Regierung unterließ es auch jetzt, sich in Absicht auf Ernennung oder die wechselseitige Stellung aus einen richtigen diplomatischen Fuß zu setzen. Strambino gerieth bald mit dem Nicolaiten in Streitigkeit über die Vorrechte desselben, die er angriff. Päpstliche Aussprüche wurden zum Vortheile des Bischofs erlassen, doch aber von der Regierung nicht ganz anerkannt. Später unternahm es Strambino, in Stäffis ein Ursulinerkloster zu begründen. Die Regierung wollte es nicht zugeben und wies auswärtige Schwerfner, die der Bischof hatte zurückkommen lassen, wieder weg. Der in der Schweiz angestellte Runtius unterstützte den Bischof und führte bei dem katholischen Vorort Luzern Klagen über Freiburg. Die freiburgische Regierung beschuldigte den Bischof der Unwahrhaftigkeit und oertheilte ihre Maßregeln. Luzern hingegen, welches in eigenen Angelegenheiten zu verschiedenen Malen eine seltene Haltung gegen die Kantonalität annahm, neigte sich dies Mal auf die Seite ihrer Feinde. Als die geistliche Gewalt sich auf das tridentinische Concilium berief, erklärte die freiburgische Regierung, ihre Vorhaben haben die Annahme und Befolgung desselben „verflingt.“ Endlich vertrugen sich beide Theile auf halbem Wege. Das Haus, welches als Kloster diente, sollte mit den dazu gehörigen Grundstücken eine weltliche Eigenschaft bleiben. Im J. 1679 erbob sich eine neue Streitigkeit. Der bischöfliche Kanzler Romanin hatte sich unangenehme Ausdrücke gegen die Regierung bedient. Diefelbe bestimmte ihm den Tag, bis auf welchen er das Land räumen sollte. Der Bischof verteidigte ihn und Romanin leugnete die Beschuldigung. Nun setzte ihm die Regierung eine Frist von 24 Stunden; doch trat ein Aufschub von beinahe 14 Tagen ein. Endlich wurden der Großweibel und einige andere Weibel, von Rotarien begleitet, in die bischöfliche Wohnung abgeordnet, um Romanin zu entfernen. Der Bischof selbst stellte sich ihnen entgegen. Erklärungen wurden gemacht. Der Bischof bedrohte die Weibel für

sich und ihre Nachkommen mit dem Banne. Sie beriefen sich auf ihre Pflicht. Stunden verfloßen. Die Weibel öffneten zuletzt mit Gewalt die Thüre Romanin's. Mit der Stola umhangen, erklärte Strambino im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, der Heiligen St. Peter und Paul und des heiligen Geistes, der ihm dazu Macht gegeben, alle diejenigen in den Kirchmann, die in dieser Sache Gewalt und Zwang anwenden. Man bat ihn. Er wandte sich vom Söller an das Volk, das aber ruhig blieb. Als endlich die Weibel hervortraten, schrie der Bischof: „Das Feuer des Himmels falle herunter und vertilge alle Weibel und ihre Helfershelfer, die sich an Romanin vergreifen!“ Er wiederholte diese Worte mit noch andern Versuchungen. Nach langen Unterhandlungen führten endlich die Weibel den Romanin weg. Der Bischof erneuerte seine Verwünschungen, nannte die Weibel „Hugenotten, Berner, Henter“ u. s. f. Diese antworteten, sie nähmen die Fische nicht an, denn sie vollzogen nur die obergeleiteten Befehle. Noch sehr viele bemerkenswerthe Worte wurden gewechselt und die jedoch verammelte Menge blieb gleichgültig. Nachdem 1683 der Bischof nach Lurin abgerufen war und man im folgenden Jahre die Nachricht erhielt, er schide sich an, zurückzukehren, sagte der große Rath dem Bischof, ihm sei der Eintritt verweigert. Er näherte sich dem Stengen Freiburgs. Man stellte Wachen auf, allein Strambino erkrankte und sein Tod machte dem Drama ein Ende. — Rug wählte der Papst Piern von Montnach, aus einer angesehenen freiburgischen Familie, der zugleich auch Propst des Nicolaiten war, zu der bischöflichen Würde, und die Regierung war dieselbige. Aus dessen Epilog, der Aufschrift der Regierung von Freiburg an den Papst, vom 5. Juli 1683, mögen folgende Stellen hier Platz finden: „Die Ruhe, welche wir auf dieser Erde nicht finden konnten, hat uns Gott endlich gnädigst ertheilt, indem er dem Hochw. Herrn Bischof von Lausanne vor sein Gericht berief. — Von dessen in jenem schauerlichen Augenblicke bezugter Reue über die der Regierung verursachten Unannehmlichkeiten hat sein Secretair aus Auftrag des Verstorbenen uns in Kenntniß gesetzt. — Weil die Ernennung des Nachfolgers seiner päpstlichen Heiligkeit zuletzt, so bitten wir um einen Hirten, der die Cremonalen des Capitels zu Freiburg brachte, — der unsere Sprache und unsere Sitten kenne, sodas das Volk nicht nur dessen Sprache höre, sondern auch verstehe, der dasselbe nicht mit unerbörten Spotteln unterdrücken wolle“ u. s. f.).

Das entliehene Benehmen und die erste Sprache der freiburgischen Regierung gegen das englische Cabinet 1748 sind eine diplomatische Merkwürdigkeit, müssen aber aus mehrern Gesichtspunkten betrachtet werden, um richtig beurtheilt werden zu können. Nach dem aachener Frieden mußte der Sohn des Präidenten, Prinz Edward, der während des letzten Krieges einen Versuch zu Erwinigung der verlorenen britischen Krone gewagt hatte, Frankreich verlassen. Auf die Empfehlung des französischen

Botschafter gestattete ihm die Regierung zu Freiburg den Aufenthalt. Mit Vorkauschung des Titels magnifiques seigneurs schrieb der englische Gesandte in der Schweiz, Burnaby, im Auftrag seines Königs, an den Canton Freiburg, er hätte gehofft, man würde zuerst ihn gestagt haben; der verstorbene König und die Königin Anna hätten seiner befreundeten Macht gestattet, dem Vater dieser jungen Italiens die Alpen den Aufenthalt zu bewilligen u. s. f. Folgendes war die kurze Antwort des großen Rathes von Freiburg, vom 10. Sept. 1748, mit dem bloßen Titel: Monsieur. „Die Zufahrt, welche Sie am 8. dieses an unsern kleinen und großen Rath zu richten sich die Mühe gegeben haben, finden wir in ihren Ausdrücken so wenig abgemessen und so wenig schicklich gegen einen souverainen Staat, daß wir dafür halten, sie nicht beantworten zu sollen; um soviel mehr, da die Weise, in welcher sie sich ausdrückt, und nicht verzeihen (induire) könnte, Sie, Monsieur, über die Constitutionen und die Souverainetät unseres Staates zu Rathe zu ziehen.“ — Eine solche Antwort zeugt von Selbständigkeit. Weiß man aber, daß Freiburg nicht nur in keinem Verhältnisse mit Großbritannien stand, sondern ganz dem französischen Interesse hingegeben und dem römischen Hofe zugethan war, wo der Präsident als politischer Märrer angesehen wurde, so gewinnt das ganze Verfahren eine etwas veränderte Gestalt; doch geht aus dem Ganzen hervor, daß in einer Bundesversammlung einzelne Bundesglieder oft eine höhere Sprache, insbesondere gegen entferntere Staaten, führen können, als die Schweiz in einer Einheitsversammlung, mithin bei weit mehr Berührungen und dem Bedürfnisse größerer Berücksichtigung jedes mächtigern europäischen Staates kaum thun würde.

Die letzte größere Begebenheit in der freiburgischen Geschichte, die Gährungen in der Stadt und der Aufstand eines Theiles der Landschaft, 1781, stehen mit der allmähigen Verflüchtung der Verfassung und der sonderbaren Aristokratie des alten Freiburgs in solcher Verbindung, daß die zusammenhängende Erzählung der Entstehung und Begründung der zunächst vor diesem Ereignisse bestandenen Regierungsform hier am schicklichsten Platz findet. Gemäß dem angenommenen Plane, eine zusammenhängende Herrschaft in Helvetien zu begründen, und begünstigt durch die damalige Schwäche der Freiburger, nahm 1289 Österreich die Ernennung zu den ersten Stellen an sich, überließ sie aber, als es über die Ermordung des Königs Albrecht und die dumpfe, weit verbreitete Gährungen erschrocken war, am 2. Juli 1308 der Stadt wieder. Nach dem Inhalte der öffentlichen Urkunden beruhte von 1319 bis 1336 die höchste Gewalt auf dem Schultheiß, dem Rathe, den Hunderten und der ganzen Gemeinde. Von 1337 bis 1479 erscheinen in denselben Schultheiß, Rath, die gewählten Zweihundert, oder Schultheiß, Rath, die Schöyger, Zweihundert und die Gemeinde. Vom 18. März 1421 bis zum Epöckfesttag 1439 war dem Rathe und den Schöyger von der Gemeinde das Recht übertragen, Gesetze und Verordnungen zu machen. — Vom 22. Aug. 1477, d. i. seit der Fassung von der sapsolischen Schutzherrschaft bis zum 2. März 1798, nannte

sich die Regierung bald Schultheiß, Rath, Bann, Schöyger und Zweihundert, bald Schultheiß, klein und große Räte, oder Schultheiß, Rath und Zweihundert, genannt die Bürger der Stadt Freiburg. — Im J. 1511 bestättigte die von Peter Hall versammelte Bürgergemeinde das Todesurtheil über den Schultheiß Trüent. — Im J. 1541 den 24. Mai und den 7. Juni wurde verordnet, die Zweihundert sollten durch die Bannner und die Feimlicher (secrets) ernannt werden, und daß man sie vor der Gemeindeversammlung dreibeige. — Aus der Vereinigung der Bannner und Feimlicher entstand die übermächtige heimliche Kammer. Im J. 1542 wurden acht Dictatoren oder Feimlicher ernannt, die ihre Gewalt den 24. Juli 1550 wieder ablegten. Die Beseitigung des Protestantismus diente hier zur Begründung der Familiengewalt, nach dem alten, weit verbreiteten Kunstgriffe, durch den man, wenn eine wirkliche oder eingebildete Gefahr die Nachbarn oder ihre Anhänger schreckt, irgend eine Behörde oder Staatsgewalt unter dem Vorwande, dies sei notwendig, um jene Gefahren abzuwenden, größere Befugnisse beilegt, die nachher gewöhnlich mißbraucht werden. Den 19. Aug. 1557 und den 23. Dec. 1560 wurde die Wafrregel erneuert, doch nur auf ein Jahr. Die Beschlässe sind nicht eingetragen und nur historisch bekannt. — Im J. 1553 gaben Vergehungen von Staatsbeamten einen neuen Anlaß, die Gewalt der Regierung zu verstärken. Die Bannner Kaspar Hölbling, Jacob Belling, Claudius Kannengießer und Peter Hölbling hatten sich von dem Großen Michael von Gries besessen lassen. Der kleine Rath schlug vor, sie zu entsetzen und zu verordnen, daß künftig diese Stellen, die bisher ein Volkstribunal³⁾ gewesen waren, aus seinem Schoofe besetzt werden sollten. Die Gemeinde ließ sich Alles gefallen und die Demokratie ging vollends in eine Aristokratie über. Die Verfassung vom 28. Nov. 1553 und die spätern immer mehr der Dikarchie sich nähernden Veränderungen derselben von 1603, 1672, 1677, 1695, 1702, 1725, 1729, 1745, 1749, 1781 und vom 10. Juni 1783 sagen im §. 1, die souveraine Gewalt beruhe auf dem Schultheiß, Rath, Bannner, den Schöyger und den Bürgern, wenigstens 200 an der Zahl.

Am 6. Nov. 1550 wurde vom großen Rathe beschlossen, keine Angehörigen oder Eidgenossen aufzunehmen, als gegen eine erhöhte Gebühr und auf eine Probezeit von 5—10 Jahren. Diese Aufgenommenen sollten nur Einwohner oder Hinterlassen heißen und nur nach einiger Zeit den Namen Bürger erlangen können; — 1561, in dem Rath und großen Rath nur Leute zu wählen, die schon durch drei Geschlechter einheimisch seien. Bis auf 1584 nahmen die dem Telle (einer persönlichen Anlage) nicht unterworfenen Bürger, welche ein Grundstück in der Stadt besaßen, und die von den Bannnern selbst erklärten Anassen an wichtiger öffentlichen Verhandlungen Antheil. — Im J. 1585 wurden alle Bürger von der gemeinen Kammer einer Censur unterworfen, durch welche festgesetzt

3) Die Verfassungsurkunden führten den Namen Schermerbeide, weil sie dem Schermer zur Aufzeichnung übergeben waren.

wurde, wer als privilegierter Bürger anzusehen sei, oder nicht. Auch diese Maßregel, welche der großen Mehrzahl der Begünstigten vorteilhaft schien, wurde von ihnen unterstützt, und man hörte nicht auf die Stimmen der Besachtbetheiligten. — In einer Verordnung vom 16. April 1668 bediente sich die geheime Kammer des Ausdrucks *bourgeoisie secrète*, heimliches Bürgerrecht, der nun, wie die Sache selbst, in der Staatsform sich festsetzte. Am 18. März 1627 machte die heimliche Kammer bekannt: Die Regierung würde künftig nur aus heimlichen Bürgern besetzt; auch die privilegirten Bürger sollten nicht in den großen Rath besetzt werden, bis sie als Heimliche eingeschrieben seien. Die Aufnahme erhalten nur diejenigen Familien, wovon sich Mitglieder im großen Rathe befinden, oder deren Vorfahren im kleinen oder großen Rathe gesessen hätten. — Den 10. März 1667 setzte die heimliche Kammer den Preis des geheimen Bürgerrechts auf 1000 gute Thaler und erhöhte denselben 1725 auf 1200. Den 1. März 1684 verschloß sie den Zutritt ganz, aufgenommen nur große, ausgezeichnete, dem Staate geleistete Dienste. — Im J. 1675 und mehrte Male seither wurde auch die Aufnahme von Hinterlassenen während kürzerer oder längerer Fristen eingestellt, zuletzt noch 1781. — Ein so verwerfliches Institut, wie die heimliche Kammer, konnte nicht lange von groben Mißbräuchen frei bleiben und ebenso wenig dieselben verbergen. Wiederholte Anklagen wurden unterdrückt. Im J. 1688 wurde sie laut des Mißbrauchs ihrer Gewalt und der Übertretung der Gesetze gegen Erschleichung von Stellen und Ämtern angefaßt; aber sie behauptete sich durch die Unterstützung des einflussreichen Schultheißen, Tobias Gottrau, und es gelang ihr, der Reihe nach die Geschlechter Adam, Goller, Heimoß, Hapoz, Jungo, Laris, Löffing, Mändle, Piccard, Philipponat, Schueier, Weber, Bilmeyer, Zurlinden u. A. auszuschießen.

Es kann nicht befremden, wenn unter solchen oligarchischen Formen, in denen nicht nur die Landschaft ganz als Mittel zum Staatszweck behandelt, sondern viele alte Geschlechter der Stadtbewohner von dem Antheil an der Regierung statutenmäßig, oder doch heimlichlich ausgeschlossen wurden, der republikanische Geist erslah und Unzufriedenheit gährte. Das allmählig ausgebildete Patriciat trug die Annahme des Adels auf sich selbst hindüber. Die allgewaltige heimliche Kammer öffnete allein, und zwar nur gegen Erlegung von 1200 Thalern, den Weg in den großen Rath, und sie konnte aus denselben ausschließen; ebenso versagte sie über den Zutritt in den Rath der Erzhüger, in den kleinen Rath und zu den Bennerstellen. In diese übermächtige oligarchische Behörde konnten Glieder der alten adeligen Familien nur dann aufgenommen werden, wenn schon der Vater dem Adel entsagt hatte.

Ansprüche des Städtchens la Tour de Treme auf Fortrechte, welche die Regierung in dem Walde Goutan ausübte, veranlaßte Mißverständnisse. Eigenmächtig vollzog die Gemeinde den Holzschlag. Der Castellan Obenaure und sein Sohn, Peter Nicolaus, wurden bestraft. Erbittert, verband der Letztere sich mit dem Advokaten

Nicolaus Castellan von Gries und Joh. Peter Raccand von St. Aubin. Das Volk wurde mißtrauisch, in vielen Gegenden gegen die Regierung erbittert. Erinnerungen an die früheren städtischen Verhältnisse wachten in Freiburg selbst auf, und die Mißvergnügte auf der Landschaft wurden aus der Stadt ausgemunert. Merkwürdig waren Pläne vorhanden, die Stadt zu überfallen und eine neue Regierung zu bilden. Schon am 30. April 1781 hatte die Obrigkeit Kunde von einer Unternehmung, welche am 3. Mai ausgeführt werden sollte. Die Regierung setzte 100 Kossacke auf Obenaurs Kopf. Aus allen Gegenden der welschen Landschaft versammelten sich am Abend des 2. Mai zu Posseur, zwei Stunden von Freiburg, aus den Auf Obenaurs und seiner Freunde Freiwillige, denen Männer und Weiber Lebensmittel zubrachten. Mit 50 Mann näherte sich Obenaur der Stadt bis auf eine Viertelmeile, mit der Anzeige, er gedente eine Mißthrift einzugeben. Mittlerweile wurde das Jägerschloß Gries besetzt und der Landvoigt, doch ohne Gewaltthatigkeiten, angehalten. Schon hatte die Regierung den Befehl zurückerufen, auch Luzern und Solothurn, zu eigenständigem Aufsehen und Wern zur Hilfe gemahnt, und in der Nacht vom 2. auf den 3. trafen von dorthin 300 Dragoner, die grade zu einer Musterung versammelt gewesen waren, mit 200 Mann von der Stadtwache in Freiburg ein, und den Letztern folgten im Laufe des Tages 300 andere nach. Viele Mißvergnügte in Freiburg, die das Landvolk nur als Mittel hatten gebrauchen wollen, um ihre Zwecke zu erreichen, flüchten oder erschrafen. Viele ergriffen die Waffen, um eigene Vertheidigung abzuwenden. Das Patriciat und seine Anhänger folgten neuen Muth. Aus der alten Landschaft und aus allen Gegenden erschien Hilfsmannschaft. Über 2000 Insurgenten waren, theils mit Flinten, theils mit Säbden bewaffnet, versammelt. Durch die welsche Landschaft ertönten die Sturmgloden, und man erwartete noch mehr Hilfe; aber Obenaur irrte hin und her, Castellan berief sich auf die Eidgenossenschaft, und man machte eine Bewegung vorwärts; allein am Abend des 4. zog die Besatzung von Freiburg der Menge entgegen, der brennerische Oberst Froideville verließ Bern, die Unterfuchung der Beschwerden und Abhilfe, unter der Bedingung, daß die Waffen abgelegt würden. Mittlerweile überfiel er die überlegene Menge; ein Theil gab sich gefangen, Viele entwichen, Andere irrten unschlüssig umher. Der Born des Volkes wandte sich, wie oft, auf die Anführer. Obenaur fiel durch einen Bayonnettschuß, den einer seiner Gefellen ihm in die Brust versetzte. Sein Leib wurde gewerthelt, der Kopf über dem Momontenthor ausgesteckt, Geld- und andre Strafen fielen auf die Mißthätigen. 100 Mann von Bern, durch ähnliche Contingente von Luzern und Solothurn unterstützt, blieben in der Stadt. Nur drei Tage raumte die Obrigkeit zur Eingabe von Beschwerden ein; allein auch diese Frist wurde vielfach benutzt. Viele Stadtbürger forderten nun den Zutritt zu den Staatsarchiven, um das Verhältniß ihrer bürgerlichen Rechte kennen zu lernen. Durch die Renner wies sie der Magistrat auf die Rennerbriefe, die Municipalordnungen und die bürgerlichen

Übungen. Eröllt, erinnerten sie nun die alte Landtschaft an ihre früheren Gerechtsame, und die Dörigkeit wandte sich noch ein Mal an den Vorort und die drei näher verbrüdereten Städtecomione. Die Bürger gaben ihre Forderungen nicht sorglos auf, und mit Kreuzen und Fahnen wallfahrte das Volk zu der Stadthalle Genaux's, den es als einen Vertreter betrachtete. Wachen und Befehle des Bischofs mußten diesen Wanderungen ein Ende machen. Noch ein Mal forderten am 13. Nov. die Bürger die Eröffnung der Archive. Abgeordnete von Bern, Lugern und Solothurn trafen ein. Die Verhandlungen wurden, um weniger beobachtet zu sein, nach Nürten verlegt. Den alten adeligen Familien machte man einige Zugeständnisse, unter der Bedingung, daß sie in Freiburg von den Fürsten^{*)}, Grafen- und Marquisiten keinen Gebrauch machten. Den heimlichen Geschlechtern wurde zugegeben, sich von zu nennen. Die Gährung dauerte in der Stadt fort. Einen Versuch der entschleßenen Gegner einer Ausgleichung, jene angerufenen alten Documente aus den Archiven wegzunehmen und zu vernichten, vereitelte am 14. März 1782 der Stadtschreiber Franz Philipp von Castellio durch handhafte Pflichten; allein die Documente wurden nicht vorgelegt. Die Regierung zu Freiburg gab, um die Gährung zu stillen, der Bürgerschaft und dem Lande Hoffnungen von Befriedigung ihrer Wünsche. Die Consensz erhielt von Nürten nach Freiburg zurück. Als die Widerwärtigen sich nicht zufrieden geben wollten, erklärten die Vermittler am 19. Juli, wenn die Bürger die gesetzlichen Wege einschlugen, so sollten sie durch Zugeständnisse ersetzt werden; dennoch werde man Freiburgs Verfassung mit aller Macht beschützen. Als am 28. Juli die Erklärung der vermittelnden Cantone von den Kanzeln verlesen wurde, erneuerte sich die Bewegung. Zahlreich versammelten sich die vier Banner des Abends vor der Wohnung des Schultheißen Gato. Der Hürtsch Reg., der Notar Guisolan und der Kaufmann Ignaz Girard traten als Vortreter auf und gaben dem Schultheiß eine Protestation ein. Nach wenigen Tagen wurden der Erste und seine Familie auf 40, der Zweite auf 20, der Dritte auf zehn Jahre verbannt. Emanuel Mailordot, aus einer regierenden Familie, wurde auf sechs Jahre verwiesen, weil er in einer Bannerversammlung sich ausgesprochen hatte, „es sei billig, daß den Bürgern ihre Rechte wieder eingeräumt werden,“ und noch viele Andere wurden mit verschiedenen Strafen belegt. Der Landtschaft wurden einige Erleichterungen gewährt, und 16 Familien erhielten das heimliche Bürgerrecht oder die Regierungsfähigkeit, und es wurde verheißten, an die Stelle ausstorbender Familien andere aufzunehmen; aber vier freiburgische Bürger, welche dem Bürgermeister des Vororts eine Klageschrift überreichten, wurden nach ihrer Rückkehr verwiesen. — So war die Ruhe hergestellt; allein unter den misvergnügten Schweizern, welche nach dem Ausbruche der französischen Staats-

umwälzung in Paris sich vereinigten und sowohl auf die französischen Nachbarn, als auf die Primatze zu wirken suchten, waren verbannte Freiburger vorzüglich thätig. Bei dem Einrücken der Franzosen in das Basstland im Januar 1798 ersuhr Freiburgs Regierung, wie wenig auf die Unterstützung eines Volkes zu zählen sei, das sich seiner Verfassung nicht freuen kann. Man süßte zu spät, diese sei nicht mehr haltbar, verließ eine neue, und am 6. Febr. erfolgte die Erklärung, „alle Bürger der Stadt und der Landtschaft sollen ein gleiches Recht auf den Antheil an der Regierung und auf alle Stellen von dem Augenblicke an haben, wo die neue Verfassung würde eingeführt sein.“ Die Unzufriedenheit derjenigen, welche nachgegeben hatten, das Mittrauen und die bitteren Erinnerungen derer, die befriedigt werden sollten, die aufgeregten Leidenschaften überhaupt ließen von dieser Erklärung keine befriedigenden Früchte aufsprössen. Nicht mehr als 1200 Bewaffnete konnten aufgestellt werden, als die Franzosen sich näherten. Nachdem das bernische Heer Nürten verlassen hatte, ließ der französische General Dürne am Morgen des 1. März Freiburg angreifen. Schon war man mit der Capitulation beschäftigt, als die bernische Besatzung und Bewaffnete aus der leutlichen Landtschaft Widerstand leisteten. Die Franzosen erlitten die Noth. Die Berner zogen sich über den Fluß und in ihr Gebiet zurück und die bewaffneten Freiburger zerstreuten sich. Die regierenden Familien mußten, wie in mehreren andern regierenden Städten, eine Contribution an die Franzosen bezahlen, der Canton die helvetische Verfassung annehmen, und er theilte bis 1803 die Schicksale der helvetischen Republik. Der Kriegsschauplatz von 1799 blieb fern von seinen Grenzen. Als im September 1802 der mit dem Namen der Insurrection bezeichnete Aufstand gegen die helvetische Regierung ausbrach und diese endlich nach vielem Schwanken sich von Bern nach Lausanne zurückzog, unternahm eine Abtheilung der Insurgenten am Morgen des 26. einen schwachen Versuch auf die Stadt Freiburg, der aber einigen Widerstand fand, und daher mißlang. Der Oberst Herrschmänd, welcher schon Nürten besetzt hatte, zog sich wieder zurück. Einige Vorpöhlengesechte entschieden Nichts; am 28. rückten die Insurgenten wieder vor. Eine im Rücken der helvetischen Truppen entstandene Bewegung richtete dieselbe, ungeachtet sie von den vertriebenen basstländischen Freiwilligen unterstützt wurde. Die helvetische Besatzung verließ Freiburg. Am 3. Oct. griffen die vereinigten Schweizer auf sechs Punkten diejenigen der Regierung an. Der Oberst Audenmayer aus Schwyz, der aus dem Freiburgischen der durch den Pfauenwald den Leptern in den Rücken fallen sollte, fand kräftigen Widerstand; aber von allen Seiten übermannt, mußten die Angegriffenen weichen. Die vortheilhaftesten Stellungen bei Sürpierre und Lécens wurden verlassen. Grade als die helvetische Regierung entweder sich auflösen, oder in Frankreich ihre Zuflucht suchen sollte, traf der von Bonaparte abgeschickte Friedeugebote, General Rapp, ein, der den getrennten und dadurch kraftlos gewordenen Schweizern die Waffen niederzulegen und die Vermittelung des ersten Consul zu erwarten gebot.

4) Kaiser Karl VI. hatte, als König von Neapel, dem General Johann Friedrich von Dieblich den Fürstentitel ertheilt: principale di S. Agatha.

Die Schnelligkeit, mit welcher die ganze westliche Schweiz dieser Aufforderung nachgab, die Versuche, welche die zu Schwyz versammelte neue Tagsatzung machte, um sich zu behaupten und den französischen ersten Consul zu belehren, die einstweilige Herstellung des helvetischen Systems und die Einführung der Mediationsacte geböhrten wieder der Schweizergeschichte an. Der Canton Freiburg trat durch dieselbe als selbständiger Canton in den Kreis der 19 Mediationscantone. Sein Gebiet war durch die vorher mit Bern gemeinschaftliche Herrschaftsurten vergrößert und er zu einem der sechs Directorialcantone bestimmt, deren Amtsführung ein Jahr dauerte, und grade für das erste derselben ihm übertragen war. Aus eigener Machtvollkommenheit ernannte der erste Consul, als Vermittler, den General von Affry aus Freiburg zum ersten Landamann der Mediationsverfassung, und räumte ihm besondere Vollmachten zu deren Einführung ein. Diese Verfassung befriedigte die große Mehrheit des Volkes, in dem sie die vormaligen drückenden Vorrechte beseitigte. Die Landstätt war in der Regierung vertreten. Ein früher unbekanntes, zwangloses Regierungssystem entwickelte sich, und in der eidgenössischen Tagsatzung sah man einen Reformierten aus dem neu erworbenen Bezirke Surten (Statthalter Herrschwand) als zweiten Gesandten des früher als streng katholisch geschilderten Standes Freiburg erscheinen. — Kaum war es bei dem Sturze von Napoleon's Macht den wenigen Schweizern, welche die Wiederherstellung des Alten suchten, gelungen, die großen Mächte gegen die Mediationsverfassung als ein Werk Napoleon's mißtrauisch zu machen, ihre Heere in das Innere der Schweiz zu führen und durch Ueberwachung in einem Staatsstreiche Berns Verfassung umzugestalten, so sann auch in Freiburg die Mehrheit aller Heimlichen und der Geistlichkeit auf eine gleiche Herstellung ihrer Vorrechte. Am 14. Jan. gelang es ihnen, durch eine Bewegung die Macht wieder an sich zu reißen und die bisherigen Gewalten zu beseitigen, was, wie an andern Orten, nur dadurch möglich wurde, daß der größte Theil der ehemaligen Bevorchtenen, welche jetzt in den oberen Behörden saßen, sich gern der Wüthigung hingab. Die Kundmachung sprach zwar nur von einer Revision der Verfassung und von einer Anpassung derselben an die liberalen Gefinnungen der hohen Altitäten. Freiburgs Gesandte versicherten, wie die von Bern, Solothurn und Graubünden, die in Jürich versammelte Tagsatzung. Dadurch, daß der Patriciat sich drei Viertel der Stellvertretung vorbehielt und viele ältere Formen wieder einführte, veranlaßte es große Unzufriedenheit nicht nur auf der Landstätt, sondern auch in der Stadt und bei mehreren der angesehenen Männer. Auf einer Konferenz zu Bern beschloßen Bern, Freiburg und Solothurn, nicht mehr an der mediationsgemäßen neunzehnerischen, sondern nur an einer dreizehnerischen Tagsatzung Theil zu nehmen, d. h. nur die alte Eigenschaft, nicht aber die Selbständigkeit der Cantone St. Gallen, Argau, Thurgau, Tessin und Basle anzuerkennen, welche, mit Ausnahme der einzigen Stadt St. Gallen, ganz aus ehemaligen Unterthanen bestanden. Es schickte seine Gesandtschaft auf die

Tagsatzung zu Luzern, wo außer ihr diejenigen von Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Solothurn sich einfanden. Vergeblich versuchte die in Jürich versammelte Tagsatzung diejenige in Luzern mit sich zu vereinigen. Die Bänke der verbündeten Monarchen und die Aufforderungen ihrer Gesandten mußten dies bewirken. Am Ende des März und im Anfange des April trafen die einzelnen diffidirenden Cantone in Jürich ein, und am 6. April machte endlich Freiburg die neunzehnerische Tagsatzung vollständig. Die Annahmen des wieder aufgestellten freiburgischen Patriciates, welche mit der ersten beschriebenen Anknüpfung in großen Widersprüche standen, hatten eine starke Gährung erregt. Angesehene Männer machten nicht nur bei den Gmalthabern Gegenstellungen, sondern sie wandten sich an die ausländischen Gesandten. Sie wurden verhaftet und eine Untersuchung wurde gegen sie, wie gegen Staatsverbrecher, eingeleitet, bis endlich im Späthjahre die fremden Minister eine Aufhebung an die freiburgische Regierung erließen, mit den Proceduren gegen die Angeklagten einzubehalten. — Als im Frühlinge 1815 Bern und Basle aus gegenseitigem Mißtrauen sich waffneten und die Regierung von Freiburg besorgte, bei einem wirklichen Ausbruche von Handseeligkeiten möchte auch in diesem Cantone eine Bewegung erfolgen und aus der Basle unterstützt werden, bewaffnete sie ihre Getreuen, um mit Bern gemeinschaftliche Sache zu machen; allein die Ermahnungen der Tagsatzung und die Bänke der fremden Gesandten machten auch diesen Bewaffnungen ein Ende.

Eine der wichtigsten Folgen dieser politischen Umgestaltung des Cantons Freiburg war die Wiedereinführung der Jesuiten. Der größte Theil der Bevölkerung, die vornehmern Familien insbesondere, waren besserem Unterrichte und deutscher Bildung fremd geblieben. Auf klösterlichem Unterrichte und derjenigen Geistesbildung, die man gegen das Ende des 18. Jahrh. in Frankreich hatte finden können, wo sehr viele Patrioten ihre besten Jahre im Kriegsdienste zubrachten, beruhte jetzt die politische Intelligenz der Mehrheit der freiburgischen Regierung. Der Umschwung, der in dem größten Theile der oberen Classen Frankreichs stattgefunden hatte und durch den man aus Oberflächlichkeit und Freigeisterei in dumpfen Aberglauben und zur Eerilität hinübertaumelte, mußte auch hier wirken; und so blieben die Stimmen mancher denkenden, unterrichteten, politisch und geistig freisinnigen Männer zu Freiburg in der Minderheit. — Sogleich nach der ersten Kunde von der Aufhebung des Jesuitenordens, 1773, hatte die damalige Regierung ein vollständiges Inventarium über alles liegende und bewegliche Eigenthum des reichen Klosters aufnehmen lassen, um dasselbe als Erziehungsanstalt beizubehalten. Der große Rath nahm die päpstliche Bulle am 15. Sept. nur in soweit an, „als sie die Aufhebung des Ordens betrifft und auf Glaubenssachen einfließt.“ Der größte Theil der Ordensglieder wurde in der Abordnung von Geistlichen beibehalten und der Unterricht der Jugend blieb ihnen anvertraut. Die Verwaltung der Oekonomie wurde ihnen überlassen, und so dauerte die weltgeistliche Corporation unter der Oberaufsicht der Staats-

beholden bis 1818 fort. Am 6. Juni sprach aus Veranlassung einer Berathschlagung über die Befugnisse des Erziehungsathes im großen Rathe ein Mitglied von der Wiedereinführung der Jesuiten und der Übertragung des öffentlichen Unterrichts an dieselben. Am 16. fiel ein wirklicher Antrag im großen Rathe durch; allein am 15. Sept. beschloß in einer Sitzung des großen Rathes, den der Staatsrath außerordentlich zusammenberufen hatte, 69 Stimmen gegen 48 diese Einführung: „Die Gesellschaft Jesu wird aufs Neue in das St. Michaelscollodium der Stadt eingesetzt, um daselbst ein geistliches Leben zu führen und sich dem öffentlichen Unterricht zu widmen, gemäß der Anordnung ihres heiligen Stifters, die durch die Bulle des heiligen Stuhles vom 7. Aug. 1814 gutgeheißen wurde.“ Die Oberaufsicht des Staates wurde vorbehalten und die Zahl der Mitglieder, mit Einschluß der Laienbrüder, auf 30 beschränkt. Am 3. 1824 bewilligte der Rath die Aufnahme einer unbestimmten Anzahl von Böglingen, in sofern sie ein angemessenes Kostgeld bezahlten, und am 19. Jan. 1826 erlaubte der große Rath, daß das Noviciat der Jesuiten zu Brigg in Wallis zu Eschavay eingeführt werde, doch mit Vorbehalt der Aufsicht der Regierung. Am 3. 1829 betraf sich die Zahl der Böglinge in den obern und untern Classen des Jesuitencollegiums zu Freiburg auf 586, 1830 auf 506. In der nebenanstaltenden, auch von den Jesuiten geleiteten zierlichen Anstalt (Pensionat) besaßen sich 1829 über 300 Böglinge.

Wie beinahe in allen Cantonen, wo in den Jahren 1814 und 1815 Rückschritte zu den Vorrechten waren gemacht worden, wirkten die Anlässe des Jahres 1830 auch auf den Canton Freiburg, doch weniger schnell und stark, als in mehreren andern Cantonen. Aus Freiburg, Murten, der Landschaft Gressy, Eschavay u. a. D. m. vereinigten sich Männer, um die Bewegung zu leiten. Am 27. Nov. gaben Abgeordnete von Murten der Regierung eine Vorstellungsschrift ein. Ungleich waren die Ansichten des kleinen Rathes; allein die Mehrheit wies die Eingabe wegen ungelimder Fassung zurück, wie dies oft geschieht, um sich die Ruhe zu erkaufen, von der Sache selbst zu sprechen. Rath bewegten sich auch die Bezirke Bulle, Spatel St. Denis u. a. Die Regierung versammelte Bewaffnete. Vor dem Zeughause waren die Kanonen schufferig aufgestellt, und viele Freunde einer Veränderung standen versammelt der Bewaffnung gegenüber. Einem vom Rathhause gegebenen Rufe Feuer zu geben, konnte der derbeitende Schultheiß von Dirschbach Einhalt thun, und am 2. Dec. beschloß der große Rath die Veränderung der Verfassung. Auch der Stadtrath von Freiburg hatte die Forderungen des Rathes von Murten unterstützt. Einmüthig war der Beschluß des großen Rathes, der dem kleinen die Abfassung eines Entwurfes auftrag, und zugleich die Angehörigen aufbete, den Erfolg ruhig zu erwarten. Schon am folgenden Tage verkündigte der kleine Rath, er habe bei dem großen Rathe darauf angetragen: 1) jedes Vorrecht des Orts und der Geburt aufzuheben und demnach dem Grundsatz einer vollkommen Gleichheit der politischen Rechte zu kultigen;

2) daß die Souverainetät in dem Vereine der nach einem billigen, selbstsuchenden Verhältniß gewählten Stellvertreter der Städte und des Landes künftighin bestehen werde. Er verband damit die Versicherung, daß der große Rath diesen Grundlagen seine Zustimmung nicht verweigern werde. Ein seltsames Zwischenspiel machte am 4. Dec. ein Beschluß des Staatsrathes, durch welchen der Coarrier Fribourgeois (nachheriger Vériclique), ein unter carlistischem und jesuitischem Einflusse geschriebenes Zeitungblatt, von der Censur losgerafft, ihm aber zur Pflicht gemacht wurde, sowohl diese Freisprechung, als den Namen des verantwortlichen Redacteurs, in jedem Blatte anzugeben. Am 7. bestätigte der große Rath jene vom kleinen Rathe angekündigten Grundlagen, und sprach aus, die souveraine Gewalt, welche von dem Volke ausgeht, werde von seinen Stellvertretern in den durch die neue Verfassung festzulegenden Schranken ausgeübt werden. Eine constituirende Versammlung soll zusammentreten u. s. f. §. 9 seiner Kundmachung sagte: Die neue Verfassung, in der Gestalt, wie sie von der constituirenden Versammlung bearbeitet und durch die Stimmenmehrheit ihrer Mitglieder angenommen worden, wird als definitiv angesetzt, sofort in Ausführung gesetzt und nachher der eidgenössischen Gewandbeurteilung unterworfen werden. §. 11 überträgt dem kleinen Rathe provisorisch die Ausübung der souverainen Gewalt. §. 12 behält den Staatsrath und den Appellationsrath provisorisch bei, mit der in ihren Befugnissen liegenden öffentlichen Verwaltung. Am Schluß erklärt der große Rath sich als aufgelöst. Am 24. Jan. vollendete die constituirende Versammlung oder der Verfassungsath die Bearbeitung der Verfassung. Da diese zu Folge der früheren Beschlüsse keiner Sanction des Volkes oder der Gemeinden unterworfen werden mußte, so wurde sie am 6. Febr., von einer Bekanntmachung der constituirenden Versammlung begleitet, in allen Kirchen und Gemeinden verlesen. Auf den 12. Febr. waren die Wahlversammlungen zusammenberufen, auf 1000 Seelen soll ein Abgeordneter in den großen Rath erwählt werden, so daß die eine Hälfte außerhalb des Wahlbezirktes gewählt werden kann. Die Stadt Freiburg ernannte acht Abgeordnete, die übrigen Bezirke 78, davon der Bezirk Murten acht, der teuthische Theil des alten Cantons 15 u. s. f. Mit der Pressefreiheit wurde ein Gesetz über Pressvergehen verbunden. Die Verfassung besteht aus 101 Artikeln. Ihren Geist und ihre Eigentümlichkeiten mögen folgende ausgehobene Artikel bezeichnen: „Die katholisch-apostolisch-römische Religion ist die einzige öffentliche Religion des Cantons Freiburg, mit Ausnahme des Bezirkes Murten. Die evangelisch-reformirte Religion ist die einzige öffentliche Religion dieses Bezirkes. So oft Auslagen aus der Staatskasse für katholischen Gottesdienst oder Jugendunterricht gemacht werden, soll der zehnte Theil dieser Summe für protestantischen Gottesdienst oder Jugendunterricht im Bezirke Murten gleichfalls aus der Staatskasse bezahlt werden. — Die Pöller ist abgeschafft. Die Presse ist frei erklärt. Das Gesetz bestraft die Mißbräuche derselben, und zwar so, daß niemals weder die Censur, noch irgend eine andere vorgezeichnete Maßnahme

stathaben können. — Die obern Behörden sind der große Rath, der Staatrath, das Appellationsgericht. — Ein Cassationsgericht kann errichtet werden. — Der große Rath besteht aus Abgeordneten der Bezirke. Die Urversammlungen wählen je auf 100 Seelen Bevölkerung einen Wahlmann; die Wahlmänner jedes Bezirkes wählen je auf 1000 Seelen Bevölkerung einen Abgeordneten; die Hälfte von diesen mindestens soll aus dem Bezirke gewählt werden. Jeder stimmfähige Bürger kann Wahlmann und jeder Wahlmann Abgeordneter werden; das erfüllte 25. Jahr ist schon für die Stimmfähigkeit erforderlich und der geistliche Stand ist vom Stimm- und Wahlrecht ausgeschlossen. Zum dritten Theil wird der große Rath alle drei Jahre erneuert. Er erläßt die Gesetze, entweder auf den Antrag eines seiner Mitglieder, oder auf denjenigen des Staatraths. Er läßt das Negativabstimmungsrecht aus; er kann aber seinen Rechtshebel an sich ziehen, noch sich einen Theil der richterlichen Gewalt zueignen. Ein Bericht der Verhandlungen des großen Rathes wird in angemessenen Zeitweisen bekannt gemacht. — Der Staatrath besteht aus 13 Mitgliedern, die der große Rath in oder außer seiner Mitte wählt; die Amtszeit ist acht Jahre. Der Staatrath ernannt die Oberamtsleute, ihre Stadthalter, die Bezirkegerichte, die Friedensrichter u. s. f. — Es wird endlich über die Revision der Staatsverfassung festgesetzt: „An der gegenwärtigen Staatsverfassung können vor drei Jahren keine Änderungen vorgeschlagen werden. Es kann auch keine Abänderung wirklich vorgenommen werden, es sei denn die Nothwendigkeit davon anerkannt und die zu machenden Abänderungen von dem großen Rathe in drei ordentlichen Sitzungen von drei zu drei Jahren genehmigt worden.“

Die abtretende Regierung erinnerte in einer Kundmachung vom 8. Febr. 1831 an den blühenden Zustand der Finanzen, an dasjenige, was in der Gesetzgebung gethan worden sei. Mit tiefer Bechmutz habe sie wahrnehmen müssen, daß das Band des Vertrauens und der Liebe, welches zwischen ihr und dem Volke aus immer hätte bestehen sollen, sich aufgelöst habe; hinreichend sei aber ein solcher Zustand der Dinge gewesen, um ihr die Pflicht aufzulegen, die verderblichen Folgen derselben abzuwenden, und wüßig habe sie sich zu jedem Opfer entschlossen, um den öffentlichen Frieden zu sichern. Die Beamten wurden aufgefordert, pfeifertisch an ihren Stellen zu bleiben, ihres Eides gegen die abtretende Regierung wurden sie entlassen. Endlich wurde ihnen und jedem Bewohner des Cantons geboten, den neu constituirten Behörden schuldigen Gehorsam zu leisten und aus allen Kräften zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung mitzuwirken.

Die Behörden wurden dem größern Theile nach mit Männern besetzt, die dem neuen System zugehan waren. Unter ihnen befanden sich die geachteten, des öffentlichen Vertrauens würdigen Glieder der alten Regierung. Im Staatrath und im Appellationsgerichte nahm man weit mehr Fähigkeiten wahr, als vorher. Der gebildete und gemeinnützig denkende Theil der Einwohner des Cantons Freiburg erfreute sich seiner neuen Verfassung und eines

ruhigen Zustandes. Freiburg gehörte zu denjenigen Gliedern des Schweizerbundes, die den Grundsätzen einer besonnenen Liberalität huldigten, und befolgte sowohl in der innern Verwaltung, als in seinen Voten über die eigentlichen Angelegenheiten in der Regel dasjenige System, welches der politische Sprachgebrauch das der innern Eintracht zu nennen pflegte. Er hatte sich daher den Reactionsversuchen, die während der ersten Hälfte der 30er Jahre in verschiedenen Gegenden der Schweiz stattfanden, kräftig und durch bewaffnete Mitwirkung entgegengestellt. Dem im Jahre 1832 von sieben Cantonen geschlossenen Concordat trat er nicht bei, hielt sich von radicalen Unternehmungen und nicht weniger von den Beschränkungen fern, die durch rasche und gewaltsame Mittel eine Umgestaltung der Bundesverfassung oder die Einheit des Schweizerstaates herbeiführen wollten.

Unthätig sind während dieser Zeit die jesuitische und die alte aristokratische Partei nicht gewesen. Durch ihren mächtigen, hemmenden Einfluß mußten schon bei den ersten Wahlen hin und wieder tüchtige, vaterländisch denkende Männer zurückbleiben. Diesem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß von den neuen Behörden für die Volkserziehung und für höhere Bildung nur wenig gethan werden konnte. In der zweiten Hälfte der 1830er Jahre hatte der Einfluß der Jesuiten den der Aristokraten allmählig überflügelt, so daß diese letztern nur in Verbindung mit dem zahlreichen demokratischen Theile des Volkes, welcher unter Leitung der Jesuiten stand, etwas vermochten. 1841 betrug die Gesamtzahl der Schüler der Jesuiten 600; ihr Personal hatte mithin sich so ausgedehnt, daß ein Jahr hernach eine Abtheilung desselben von Freiburg nach Stäffis verlegt werden mußte. Die Liberalen und Radikalen verloren im großen Rathe immer mehr Boden, und der Canton wurde endlich ganz in eine ultramontane Richtung hineingebracht. Deswegenachtet traten die echten Freunde der Volksbildung für sie bei jedem Anlasse in die Schranken. Als es sich 1845 darum handelte, ob die Centralmittelschule der Hauptstadt, die einzige Lehranstalt des katholischen Cantons theils, welche bisher von den Jesuiten unabhängig sich erhalten hatte, dem Einflusse der letztern untergeordnet werden solle, entspann sich im großen Rathe eine äußerst lebhaft Discusstion, in der die Liberalen den Entwurf Antriel für Antriel angriffen; aber ihre zehn Stunden dauernden Anstrengungen waren umsonst, denn 42 gegen 19 Stimmen erobten den Entwurf zum Gefeg. In der Stadt Freiburg bildeten jedoch die Liberalen stets die Mehrzahl und der Stadtrath führte nicht selten eine freimüthige Sprache gegen die Regierung. So machte er unter anderem dem großen Rathe die Vorstellung, wie die Jugendbildung unter ausländischen Religiosen unmöglich gehalten könne, weil solche den Kindern keine Liebe zum Vaterlande einflößen könnten, da sie selbst keine fühlten.

Als der große Rath von Freiburg sich 1845 mit den Cantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Valais zu der berühmten erworbenen Liga des Sonderbundes verband, durch welche die ultramontane Politik auf immer beseitigt werden sollte, wurde im großen Rathe Freiburgs dieses Concordat Gegenstand der ersten De-

hatten. Nicht etwa bloß die Ultraliberalen, sondern auch ein bedeutender Theil gebildeter Männer, denen der Rationalismus zuwider ist, welche aber allzu patriotisch gesinnt sind, um einen revolutionären Weg zu betreten, trennten sich von der Regierung, indem sie derlei Sonderbünde als gefährliche Bassen in den Händen der Extreme, besonders in aufgeregten Zeiten, bezeichneten, und nahmen eine eigenthümliche Mittelstellung ein. Die protestantischen Gemeinden des Bezirkes Murten, welcher bis 1798 als Mediatland unter bernischer und freiburgischer Hoheit und in kirchlichen Dingen unter dem Schutze Berns gestanden, bestritten im Sommer 1846 dem Staatrath von Freiburg förmlich das Recht, für confessionelle Zwecke mit den katholischen Mitleiden in Separatbündnisse sich einzulassen, und reichten sogar der Tagssagung eine Denkschrift ein, worin sie um Auflösung des katholischen Sonderbundes einkamen. Ungeachtet der freiburgische große Rath mit bedeutender Mehrheit den Antrag eines seiner Mitglieder von Murten, man möge von dem ominösen Bunde zurücktreten, verworfen, wurde die Lage der Regierung immer schwieriger. Schon vor dem Zusammenritte der obersten Landesbehörde hatte der Staatrath für nöthig erachtet, sich zu rüsten, weil es hieß, der Bezirk Murten beabsichtige eine drohende Demonstration, um seiner Forderung Geltung zu verschaffen. Dazu kam noch, daß von den Glubs in Bern und in der Waadt die Ultraliberalen im Freiburgischen unablässig aufgeschauelt wurden. Da auf gesetzlichem Wege keine Änderung der Cantonspolitik herbeizuführen war, griff man gegen Ende Decembers im französischen Theile zu dem erfolgreichen Mittel der Volksversammlungen. Der Staatrath untersagte diese, erklärte deren Anführer als Aufwiegler, die dem Straftrichter zu überweisen seien, und ließ mehrer Leiter der Bewegung verhaften. Nun sollte Freiburg durch Freischaren von Murten, Gläfsli und Buße in der Nacht vom 6. auf den 7. Januar 1847 überumpelt, eine provisorische Regierung aufgestellt und dann die Daywischenkunft des nahen Vorortes Bern angerufen werden; allein das ganze Unternehmen, nichts weniger als ein Kampf um geistige und religiöse Interessen, war ein unvorbereitetes, planloses, und mißglückte vollständig. Vergebens hatten die Insurgenten auf zahlreichen Zugzug des Canobockes gerechnet. Die Regierung war zeitig von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und aus dem deutschen (katholischen) Cantontheile trefflich unterstützt worden. Bei diesem Aufzuge spielte die bernische Regierung eine zweideutige Rolle, denn, obwohl sie um die nämliche Zeit, als er ausbrach, ihre Truppen auf den Weiden und theilweise an der freiburgischen Grenze stehen hatte, äußerte sie beim Beschlagen der Bedauern gegen Freiburg, daß die versammlungsmäßige Ordnung auch nur einen Augenblick gestört worden und sprach die Hoffnung aus, die Unruhen möchten bald unterdrückt sein. Die Volksversammlungen wurden nun aufs Neue verboten, die Gemeinden, welche an dem Aufstande Theil genommen, militärisch überzogen und für die Kosten verantwortlich gemacht, der gesammte Stadtrath von Freiburg befristet und nicht nur alle bei den Ereignissen betheiligten Liberalen ihrer öffentlichen Beamtungen entsetzt, sondern zwischen

60 und 70 Personen verhaftet, gegen welche ein Staatsproceß eingeleitet wurde, der zwar nicht mit der blinden Leidenschaft wie in Luzern gegen die daßigen Freischärer geführt wurde, für den jedoch die Regierung von Freiburg kaum eif Monate später schwer büßen mußte.

Dieser Sieg trug nicht wenig dazu bei, daß der Tagssagungsgeandtschaft die Instruction erteilt wurde, falls ein Beschluß gegen den Sonderbund zu Stande komme, kräftigst und feierlichst zu protestiren, und daß ein Antrag, man solle sich einem Mehrheitsbeschluß der Tagssagung unterwerfen, durch welches Geschrei zum Schweigen gebracht ward. Auch auf der Tagssagung war Freiburgs Sprache trotz, herausfordernd und zuversichtlich, und es betheuerte habem in seinen Proclamationen, bei einem Angriff sich bis auf den letzten Mann zu wehren, und würdig der tapfern Vorfäter für Freiheit, Selbstständigkeit und Religion den letzten Blutstropfen zu vergießen. Am bei dem herannahenden Ausbruche eines Bürgerkrieges möglichst geschützt zu sein, wurde mit ungeheuren Anstrengungen Monate lang an den großartigsten Verteidigungsarbeiten gearbeitet, alle Zugänge, alle wichtigen Punkte auf das Stärkste besetzt und vielfache Minen angebracht, so daß die alte Jährersstadt, schon früher durch ihre sonderbare Lage einer Festung ähnlich, jetzt durch die künstlichen Werke einer solchen völlig glich. Schon Ende Septembers hatte der Staatrath sämtliche Truppen auf das Pilet gestellt. Man erwartete nach diesen mit seinem Kraftaufwand ausgeführten Klüftungen einen harten Kampf, um so mehr als die Freiburger (sehrzeit gute Soldaten gewesen sind und die Truppen auch dies Mal zum Ausersten entschlossen waren. Die Offensive zu ergreifen, wagte indessen ihr Beschlußhaber nicht, und der Muth der Freiburgischen wie der übrigen Sonderbünderegerungen, die alles von Außen erwarteten, wurde gebrochen, als es bei leeren Berpfechungen blieb. Dem Feinde, der 25,000 Mann stark, mit etwa 70 Feuerstücken versehen, von Nord und Südwesten her anrückte, hatte Freiburg, den Kanbsturm begriffen, 10,000 Mann und kaum 30 Vieren entgegenzuhalten. Am 10. November begann der Einmarsch der eidgenössischen Militärs, und am 12. Abends waren die erste und zweite Armerdivision vor der Stadt Freiburg aufgestellt, während die Reservebivision des Cantons Bern bei Laupen und Neuwegg sich postirt hatte. Am Morgen des 13. fand eine noch enger Concentration statt, Freiburg somit in einem Halbkreise völlig umschlossen. Die Nächte vom 12. auf den 13. und vom 13. auf den 14. brachte die eidgenössische Armee im Bivouak zu, gleich den gebüßten Truppen. Bereits am 13. hatte Freiburg auf die Aufforderung, ohne Widerstand sich zu ergeben, um einen Waffenstillstand nachgesucht, der bis am 14. Morgens 7 Uhr gestattet wurde. Schon um halb 7 Uhr erschienen Abgeordnete, meldeten die Unterordnung des Cantons unter die Tagssagungsbeschlüsse, die Entlassung ihrer Truppen, die Entwaffnung und Entfernung der in der Stadt versammelt gewesenen Kanbstürmer, und erklärten sich bereit, die Befestigungen um die Stadt und diese selbst den eidgenössischen Truppen zu übergeben, wogegen ihnen der Schutz von Personen und Eigenthum, sowie die Hand-

habung guter Ordnung zugesichert wurde. Die Regierung verspricht sich zugleich in der Capitulation, dem Sonderbunde unbedingt zu entsagen. Etwas vor 10 Uhr zogen die ersten eigenbüßlichen Truppen in Freiburg ein. So war dieser Sonderbundecanton, außer einigen kleinen Vorpostengefächten bei Romont und vor Freiburg, ungeachtet die Regierung und die Priester dem Volke bei Gott und allen Heiligen geschworen, bei ihm zu stehen und mit ihm zu regieren oder zu sterben, ohne Schwermüßig gefallen. Dumpsie Verzweiflung bemächtigte sich der Truppen, als sie sahen, wie das Volk sie im Stiche gelassen worden, und bei der Entlassung des Landsturmes wüthete derselbe über die Unterwerfung, und verwünschte Regierung wie Jesuiten. Jene verheißene Mannszucht konnte nicht durchweg gehandhabt werden, denn am 15. fielen arge Unordnungen vor, indem nicht nur öffentliche und Privatsgebäude geplündert, sondern auch Kirchen und Klöster verwüstet wurden. Bei den Jesuiten ging es besonders vandatisch zu, sogar die Orgel wurde zertrümmert, Meißnerwerke der Malerei mit Bawonnenen durchschossen, und selbst Drogen hatten statt. Vornehmlich raleiten die Kerkerfolbaten.

Am Abend des gleichen Tages ward in Freiburg eine Volksversammlung von einigen hundert Mann abgehalten, welche eine provisorische Regierung von sieben Mitgliedern sehr extremer Richtung wählte. Weiter beschloß die Versammlung die Ausweisung der Jesuiten, Viganianer und fünf anderer ihnen affiliirten Orden und Congregationen, erklärte alles bewegliche und unbewegliche Vermögen dieser Institute als Staatsgut und verfügte, daß die ihnen angehörenden Individuen innerhalb drei Tagen den Canton zu verlassen hätten. Diese von kaum dem 60. Theile der männlichen Bevölkerung erwählte provisorische Regierung erließ alsobald ein Decret, durch welches gegen hundert Personen wegen Hochverrathes oder Theilnahme am Hochverrath in Anklagezustand versetzt und zur Entschädigung gegen den Staat angehalten wurden. Die Reconstitution des Cantons konnte um so rascher vorwärts gehen, als den Männern der Gewalt stets eigenbüßliche Bawonnene zu Gebote standen. Diefeschen Widerspruch, selbst von liberaler Seite, fand es, als die durch den Sturm des Augenblicks aus Ruher gelangte Partei sich vor schneller Wiederbefestigung dadurch schloß, daß der neue große Rath aus die Dauer von neun Jahren gewählt ward, während sonst in der Schweiz die Richtung der Zeit allerdings auf kurze Wahlperioden hindeutet und daß der Verfassungsentwurf dem Volke nicht zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt wurde. Ungeachtet im ersten Artikel des Amneßie- und Contributionöbrettes Amneßie für alle begangenen politischen Verbrechen ausgesprochen ward, wurden dennoch 31 Urheber und Begünstiger des Sonderbündnisses zur Entschädigung für die Kriegs- und Occupationsschäden mit einer Contribution von 1,200,000 Franken belegt, und überdies zehn Klöster, worunter vier Frauenklöster, mit einer Extracontribution von 700,000 Franken. Gegen solche Gewaltmaßregeln erklärten sich nicht blos die eigenbüßlichen Repräsentanten, indem sie darauf hinwiesen, daß in allen wohlgeregneten Staaten die Gewalten durchaus getrennt seien und es nur dem Richter zu-

stehe, Bußen auszusprechen und Bürger zu Entschädigungen oder zum Verluste eines Theiles ihrer Freiheit zu verurtheilen, sondern selbst die radikalsten Blätter der Schweiz riefen ihren Strunden zu, solche enorme Contributionen lassen sich weder vom Standpunkte der Billigkeit, noch von dem der Klugheit rechtfertigen. Wie wenig das entschiedene Uebergewicht Einer Partei weder von Dauer sei, noch das Glück des Landes begründen könne, hat der Canton Freiburg bei seiner ultramontanen Richtung erfahren und wird es auch jetzt unter ganz andern Verhältnissen zu büßen haben, wenn nicht wieder in den obersten Behörden wahrhaft Gebildete und Liberale von moralischer Gesinnung bedeutenden Einfluß erlangen.

(Meyer von Knonau.)

FREIBURG im Breisgau. 1) Stadthaus im babilischen Oberrheintal mit 18,530 Einwohnern in 3716 Familien, 1400 Evangelischen, 30 Juden. 2) Landhaus in demselben Kreise, 24,670 Einwohner in 4105 Familien. 3) Stadt, früher Hauptstadt des Freiamtstheiles, jetzt des babilischen Oberrheintales, 25° 31' E., 47° 59' 54" N., 862' über dem Meere (Boden des Münsters, Fußplatte des Portales), 6% Meilen von Basel, 6% von Donaueschingen, 3% vom Rhein und 22 von Mannheim.

Berühmt und gefeiert ist die Lage von Freiburg. Die Stadt liegt im halbmondförmigen Umkreis von Bergen, des sozgleich im Rücken derselben aufragenden, von allen Seiten in frisches Nebelrath bekleideten und mit Trümmern der Vergangenheit bedeckten Schloßberges 1300', des Johannesberges, des Klostertopfes 2290', des Kibels, des Bronnenberges und Schauberges. Dieser rührt sich der Schauberg 3592', der Belsen 4350', der Bronnen 3597', und etwa fünf Stunden entfernt und nicht mehr sichtbar der Feldberg 4600'. Aus diesen Bergen rauft sich die Freiamt nach der Rheinebene zu. Diese bildet in jedem Sinne die andere Seite der Lage von Freiburg, unterbrochen durch den 1762' hohen Kaiserstuhl, am Horizont von der Vogesenkette umfäumt. So stellt sich die Umgebung von der einen Seite als ein blühendes, von einem der mächtigsten Ströme begrenztes Gartenland, von der andern als eine herrliche Gebirgslandschaft dar. In der allernächsten Umgebung ziehen sich an der Stelle ehemaliger Wälle schöne Gärten und Auegelände um die Stadt. Von weichen Punkten aus man sie übersehen mag, von allen Seiten liegt sie schön und freundlich. Das herrlichste Panorama bieten der Schloßberg und die Klostertalcapelle.

Das Klima ist mild und freundlich. C. J. Weber Teutschland u. s. w. I. S. 420 versichert, hier Feigen gezeffen zu haben, welche den italienischen Nichts nachgegeben hätten.

Die sonst runde, ¼ Stunde im Umfang haltende Gestalt der Stadt daß sich durch Anbau im Norden und Süden in eine ovale verwandelt. Freiburg besteht aus der eigentlichen Stadt, der Stephanienvorstadt im Süden, sonst Schneckenvorstadt, und dem 1826 eröffneten neuen Stadtviertel, der Jähringervorstadt im Norden. In die Stadt führen vier Thore, von Norden her das Jähringertor, von Westen her das Predigerthor, von Süd-

often das Schwabenthor mit Thurm und doppelter Thurm: uhr — sogenannt von einem Fuchsbilde, auf dem ein schwäbischer Landmann einen beladenen Weinwagen nach der Primas führt — von Schwörfen das Dreifachertbor, das als Arbeitshaus dient. Das Martintbor verband die innere Stadt mit der Stephanienvorstadt und ist abgebrochen. Der Plätze, Straßen und Gassen gibt es über 50.

Wie alle alte Städte, so hat auch Freiburg fast durchgehend trumme Straßen mit verschobenen Häuserreihen. Die breite, von Norden nach Süden ziehende, Kaiserstraße theilt die Stadt in zwei Theile; an ihr stehen die besten Häuser und sie ist die lebendigste. Nächst ihr sind die Salzgasse, Münstergasse, Jesuiten-gasse zu nennen. Das Straßensystem ist nicht vorzüglich; Trottoirs haben nur größere Straßen. Kennenswerthe öffentliche Plätze sind der Münstergasthof, wo die Messen und Wochenmärkte gehalten werden, — geräumig, aber durch die vollkommen schiefe Stellung des Münsters zu den umgebenden Häuserreihen verunstaltet, — der Platz vor der Kirche St. Martin, der Fischmarkt und in der jäh-ringer Vorstadt der neu angelegte Karlsplatz, von der einen Seite durch eine Reihe neuer Häuser, von der andern durch Alleen und Parkanlagen begrenzt. Die Vorstädte zeigen die meisten neuen Häuser; die älteren in der Stadt haben häufig bloß eine Breitenseite für drei oder zwei Fenster, eine ungemöhnliche Tiefe und keine Hofräume. Fast durch alle Straßen laufen kleine „Bächlein,“ undeckelte Wassertröge mit starkem Gefälle, welche mannich-fach benutzt, der Stadt ein heiteres, gesundes Ansehen verleihen.

Diese „Bächlein“ bringen und auf die hydrographi-schen Verhältnisse der Stadt. Aus dem Höllepass, zu-nächst aus dem Jartendale fließt die Aresam oder Dreisam, ein in tausend Krümmungen über Kieselaland dahin rauschender Bergstrom, an der Schwefelsteite der Stadt vorüber, meist nicht wasserreich; öfter schwillt sie aber be-deutend und richtet Verderben an. Am Ende der So-bienstraße führt eine neue, breite Steinrinne darüber und eifische andere, oben- und unterhalb derselben. Aus der Aresam hat man $\frac{1}{4}$ Stunde oberhalb der Stadt im Jartendale einen Gewerksanal abgeleitet, der ein Ham-merwerk mit einer Zainschmiede, zwei Papiermühlen, eine Seidenwirnsfabrik, Knochenmühle, Stärke- und Limböl-fabrik, Kartensfabrik, Rohmühle und zwei Frucht-mühlen in Bewegung setzt, bei der untern Papiermühle sich in zwei Theile, den sogenannten Mühlbach und die Wasser-leitung, theilt, welche letztere bis zum Schwandthore überwölbt ist und sich dann in die verschiedenen Bächlein vertheilt, während der Mühlbach noch mehr Wasserwerke treibt, und nachdem er hinter dem Buchthause die Stadt verlassen, sich wieder mit der Aresam vereinigt. Das vorzügliche Brunnenwasser erhält Freiburg durch 32 öf-fentliche und 84 Privatbrunnen mit 200 Ködern; es wird vom Brandberge her in dieselben durch zwei Röhren eis-ernen Reifeln geleitet; außer diesen gibt es, besonders in den Gärten, Pumpbrunnen. Von den öffentlichen Brun-nen nennen wir den Heiligsbrunnen am Fischmarkt in der Kaiserstraße, errichtet 1807 und mit der Statue des

Herzogs Berthold III. von Zähringen geschmückt; den Brunnen am Museum in der Kaiserstraße, der eine dop-pelte Reihe Steinbilder und Verzierungen im altfranzösi-schen Styl hat; den Springbrunnen am Münstergasthof.

Freiburg enthielt um die Mitte des 16. Jahrh. an 1700 Häuser, in der Mitte des vorigen nur 900, im J. 1839: 1198, 1846 an 1300, worunter 16 dem Staate gehören.

Die Krone aller Gebäude, das Münster zu U. L. Frauen¹⁾, ist nach der Sage von Konrad, Herzog von Zähringen, 1192—1192, im Bau begonnen, vom Gra-fen Konrad von Freiburg 1236—1272 beendet. Schon 1146 soll der heilige Bernhard im Münster den Kreuzzug gepredigt haben, was sich aber nicht zur Gewissheit erhe-ben läßt. Inschriften am Thurm bezeugen, daß dessen unterer vieredriger Theil um die Mitte des 13. Jahrh. vorhanden war; den mittlern Theil und die Pyramide setzt man in spätere Zeiten. Der älteste Bestandtheil ist das Querschiff und die untere Hälfte der Hahnenbüch-ten, deßhalb auch im byzantinischen Styl gehalten; das neue Chor wurde 1354 angefangen, seit 1471 von Hans Riesenberger von Strig weiter gebaut und 1513 ringe-weicht. Hoch jetzt arbeitet man im Einzelnen nach. Das ganze Münster ist — den genannten Theil ausgenommen — im gotischen Styl von rothem, ziemlich geschwärmten Sandsteinquadern in Kreuzform ausgeführt. Der schönste Theil ist ohne Zweifel der 366' Wiener, oder 356 pariser, oder nach anderer Messung 385 Fuß 10 Zoll rheinischen Maßes hohe Hauptthurm. In seinem unteren Theile be-ginnt er mit schlichten Wänden und starken Strebepfeilern, wodurch hier das Gepräge des Tragenden sich ausdrückt. Eine offene Halle mit gegliedertem Eingang, in der letzte-ren Einkragung noch freistehende Säulchen, bilden unten die einzige belebte Unterbrechung des Ganzen. Allmählig aufsteigend wird diese Masse in immer gestrecktere Wände durch horizontale Gesimse gesondert; auch verjängen sich die Strebepfeiler und entspringen bei ihren bedeutenderen Einsprünge Heiligenbildersäulchen. Die Schönheit des geistlich disponierten Thurmes besteht ebenfalls, daß er im unteren Theile ruhig beschlossene Flächen mit spar-samer Verzierung, im Mittelbau und der Pyramide durchbrochene Arbeit von der höchsten Zierlichkeit und Deli-atesse, mit Anwendung einer reicheren Ornamentik, zur Schau trägt. Unter der ersten durchbrochenen Galerie noch — wo das erste Drittel des Thurmes endigt — beginnt die Vorbereitung des Übergangs von der vierseitigen in die achteckige Form. Die Hauptmasse zieht sich nämlich um soviel Theile nach Innen zurück, daß sich die Basis für das mittlere Octogon und an jeder der vier Ecken für ein gleichseitiges Dreieck bildet. Der Aufzug dieser vier Dreiecke bis zu ihrem ersten Gesims ist im

1) Seb. Münster in der Cosmographie: Und ist in dieser Stadt ein sehr schön Münster mit einem hohen Thurm, der mit wunderlicher Kunst von Grund aus bis an den höchsten Gipfel geführt mit eitel Quader und Gebildeten Steinen, verglichen man in Tru-schen Landen nicht findet nach dem Thurm zu Strassburg. Die Theden betten ihn vorzeigen unter die Eichen Wunderwerke ge-gelet, wo sie ein solch werck gefunden hetten.

Äußer noch mit dem mittleren Achte ver wachsen; oberhalb dieses Gefinies aber lösen sich die Hauptmassen, die Dreiecke laufen in gesonderte Pyramiden aus, und das Achte, diese überragend, gestaltet sich zunehmend reicher, durchbrochener, also leichter, und wird bei der eine herrliche Aussicht bietenden Plattform noch durch eine Krone von Thürmchen, Giebeln und Gaterieflächen geschmückt. Von diesem Punkte, zu dem 264 Stufen gehören, erhebt sich dann die klän durchbrochene Spitzpyramide, nur an ihren Rufen zu erstiegen, an der Spitze in die Kreuzblume endigend. Die Glockenalle im Thurme hat zehn Glocken, die ältesten von 1258; die meisten sind neuerlich zu einem harmonischen Geläute umgegossen. — Das Portal, zwischen 8 Fuß dicken und 13 Fuß hervorspringenden Stützpfeilern des Thurmes, ist 30 Fuß weit, enthält an den Seitenwänden, Wandbäulen und an der Giebelverdachung Bildwerke. An Bildwerken ist auch die Vorhalle reich, welche von den Mauern des Thurmes umschlossen ist; Bildsäulen erheben sich an den Bogenstellungen, die an den Wänden fortlaufen. Die daran stoßende innere, perspectivisch geordnete Hofe hat ebenfalls Stabwerk und bildliche Vorkstellungen, und ist durch einen Zwischenpfeiler, den die Bildsäule der Mariaziert, in zwei Hofen getheilt. Die Vorhalle hat ein Kreuzgewölbe, in der Mitte mit einer Öffnung. Figuren aus der Passion füllen den Raum von Thürme des zweiten Portals bis zur Spitze des Bogens in drei Abtheilungen aus. Über der Vorhalle gegen Innen liegt die durch drei große Fenster erleuchtete Empore, nach einem Altare des heiligen Michael genannt, die gegen das mittlere Schiff offen ist, mit Kreuzgewölbe und durchbrochenen Geländer. — Das Langhaus ist durch sechs Pfeiler aus jeder der zwei Seiten in drei Schiffe getheilt. Das Mittelschiff ist 175 Fuß lang, 27 Fuß breit. Die mit 16 Stäben umgebenen Wandpfeiler sind 7 Fuß dick, sind mit Stabbildern von Engeln und Aposteln geschmückt, und tragen das 82 Fuß hohe Kreuzgewölbe. Acht Fenster befinden sich über den Dächern der Abseiten. Die Seitenschiffe mit vier hohen Fenstern sind verhältnismäßig sehr niedrig und 20 Fuß breit. An ihren Wänden läuft eine sehr schmale, von Säulchen gestützte, Galerie

(Umgang) hin, deren Geländer überaus zierlich ist. Auffallend ist, daß sich in der südlichen Seite des Langhauses und des Querschiffes eine weit äppigere Kunstblüte ausspricht, als in der nördlichen. Das Querschiff, zu dem zwei rundbogige Thüren führen, war früher mit einer flachen Wand geschlossen, und endigte in eine von allen Seiten freie, achtseitige Kuppel. Es hat diese keine Laterne und ist von Außen nicht sichtbar. Da wo Chor und Querschiff zusammenstoßen, erheben sich zwei Hintertürme, Dahnentürme genannt, von den Höhen auf ihrer Spitze, in ihren obern Stockwerken von dem gleichem Alter, als das Chor. Das 157 Fuß lange Chor, fünf Stufen höher als die Langseiten, überragt auch das Mittelschiff, ist aber schmaler, weil eine Fortsetzung der Seitenschiffe, ein Umgang, es rings umgibt. Diesen Umgang umgeben wieder Kapellen und die Sacristei. Die Fenster sind höher als die des Mittelschiffs, das Gewölbe gestützt. Die kunstlicheren Gewölbe, die kühnen, weit gespannten Bögen, der flüchtigen Bilderschmuck über Thürmen und auf Strebepfeilern, die phantastischen Ausschmückungen der Fensterbögen erregen unsere Bewunderung, aber die feierliche Größe der Anordnung und die ernste, wohlthätige Harmonie der ätern Kunst wird vermisst. — Die meisten Fenster des Münsters — in den Schiffen allein 26 — enthalten herrliche Glasmalereien älterer (bis ins 14. Jahrh.) und neuerer Meister; gerühmt werden besonders die Fenster der Grab- und Abendmahlskapellen. Auch die Rundfenster der Abseiten sind mit farbigem Schiebeln besetzt, die an schönen, sonnigen Abenden ein zauberisches Farbenspiel über den abwechselnd mit rothen und weißen Sandsteinplatten belegten Estrich verbreiten. Von den 26 Ändern enthält der sich auf vier Stufen erhebende Hochaltar, ein treffliches Holzschnitzwerk mit Flügelgemälden, von Joh. Baldung aus Schwabisch-Gmünd, vom J. 1516. Es stellt in zwei Hauptbildern und acht Vorkstellungen Mariä Himmelfahrt, Christi Kreuzigung, die zwölf Apostel, die Verkündigung, Heimsuchung, Christi Geburt, Flucht nach Aegypten und einige Heilige vor. Hinter diesem Altar ein schöner, nicht benutzter Springbrunnen, ein zweiter an der Sacristei. Auch der Altar in der Martinskapelle hat treffliches Holzschnitzwerk. Die Universitätskapelle hat zwei Altäre mit einer Geburt Christi und Anbetung der Magier, vom jüngeren Hans Holbein; die Alexanderkapelle, mit Glasmalereien von Hans Baldung, die in einem kostbaren Glasfarge verschlossenen Gebrine des heiligen Alexander, die Andreaskapelle ein byzantinisches Kreuz, vielleicht den ältesten Schmuck der Kirche. Ein beachtenswerthes Kunstwerk ist die Kanzel vom J. 1561, angeblich aus einem Stein gebauen von Jörg Krupf aus Rheineck, dessen selbstverfertigtes Brustbild am Fuße angebracht ist. Unter den Grabdenkmälern zeichnet sich das des letzten Bähringers, Berthold V., gest. 1218, aus. Er ist in vollständiger Rüstung, mit gesalteten Händen, auf einem Löwen stehend, abgebildet.

Außer dem Münster besitzen die Katholiken noch die Pfarre St. Martin, dem Rathhause gegenüber, im westlichen Theile der Stadt, aus dem 16. Jahrh., früher Kirche

3) Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Ihm Lichte hoch erhaben,
Wie prangt es in der Sonne Wägen,
Wie prangt es fernumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gesein,
Umarmen sich die Glieder!
Es strahlt herrlich, hell und rein
Des tausend Leben weber.

Die Wägen spinnen, Raunen tödtet
Der Wanderer noch Dorn,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nie genug ihn loben.

Das ist der deutsche Geist, so fliegt
Er über Nacht und Schatten,
So hat er, was ihn fernat, bezieht,
Und wieder ihn Ermatten.

(Aus der Beschreibung des Münsters von Schreiber.)

der Franziskaner, dann der Augustiner, ist im Innern wegen ihrer Höhe und ihrer Bogenstellung zu beachten. Im Kloster nebenan soll nach der Sage Bertold Schwarz das Pulver erfunden haben. Beachtenswerth ist der gegen die Straße freigelegte Kreuzgang. Die Universitätskirche und Seminariumskirche sind nicht ausgezeichnet und keine Pfarrkirche. Sonst gab es in Freiburg außer den Häusern der Johanniter und Zerstücker³⁾ zehn Mönchs-, sieben Frauenklöster und sechs Regelhäuser, darunter Augustiner, Barfüßer, Dominikaner, ein Jesuitencollegium — alte Beschreibungen erwähnen die Kirchen und Klöster von St. Nikolaus, St. Peter, St. Anton, St. Johannes, St. Michael, Aller-Heiligen, St. Clara und St. Agnes.

Die evangelischen Einwohner besaßen seit 1806 die kleine Klosterkirche Allerheiligen in der Pfaffenstraße, deren Räumlichkeit schon lange nicht mehr die Gemeinde faßte. Da beschloß Großherzog Ludwig 1829, die schöne Kirche des ausgekobenen Eiskirchhofers Thermenbad (vier St. nördl. von Freiburg), die gerade auf den Abbruch verfertigt werden sollte, nach Freiburg übersehen zu lassen. Dies ward bis 1838 unter der Leitung von Hübsch ausgeführt, jedoch also, daß der Thurm zugesetzt wurde, da der ursprüngliche nicht zu dem Plane des Ganzen paßte. So entstand die im edelsten byzantinischen Styl ausgeführte Ludwigskirche in der jährlicher Vorstadt. Sie ist in Form eines griechischen Kreuzes erbaut, steht etwas erhöht, von allen Seiten frei und hat vorn eine Treppe von fünf Stufen, die sich längs der Fassade hinzieht. Vorn führen drei Haupteingänge in das Innere, und der mittlere derselben hat auf beiden Seiten acht Säulen. Die Kirche, ein Hauptschiff mit zwei nur halb so breiten Abseiten, ist 171 Fuß lang, 53 $\frac{1}{2}$ Fuß hoch und im Querbau 90 Fuß breit. Der Chor ist 75 Fuß hoch und 42 Fuß breit. Der Thurm erhebt sich aus der Mitte des Kreuzes, geht nach seiner innern Construction aus einem länglichen Viereck in ein regelmäßiges Achteck über, während er von Außen als vollständiges Achteck in drei Stockwerken emporsteigt, von welchen das erste mit einer Gallerie überbaut ist, das zweite nach jeder Seite eine Fensteröffnung hat und die Glocken enthält, und das dritte dieselben Fensteröffnungen wiederholt. Die Seiten schließen sich durch 7 Fuß hohe Giebel, mit welchen sich die 40 Fuß hohe achteckige Pyramide erhebt. Der Thurm ist 195 Fuß hoch. Wie das Äußere, so ist auch das Innere schön und einfach.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind noch zu nennen das Rathhaus in der Kollerstraße; das Kaufhaus, dem Münster gegenüber. Es stammt aus dem 16. Jahrh. Der untere Theil bildet eine Rundbogenhalle von mächtigen Säulen getragen. Über derselben erhebt sich ein großer Saal mit fünf hohen Fenstern, zwischen welchen die Standbilder Maximilian's I., Philipp's I. von Spanien, Karl's V. und Ferdinand's I., gebarnicht und

die Reichsinsignien tragend, hingestellt sind. Den Saal und die ganze Steinreihe des Vorgebäude entlang läuft ein feinerer Corridor, dessen Endpunkte von erkerartigen Thürmchen, deren Thüren mit dem Saale in Verbindung stehen, umschlossen sind. Sie sind mit Wappen geschmückt und mit bunten Ziegeln bedeckt. Ferner das 1823 eingerichtete Schauspielhaus, das frühere Augustinerkloster, welches 800 Zuschauer faßt, in der Salzstraße; das auch 1823 erbaute Museum, das einfache erbauungslose Palais, nahe bei dem Kaufhaus, früher Verfallenenhaus der brixgauischen Stände, die hohe, alte Kornhalle, das großherzogliche Palais und das Regierungsgebäude, das Postgebäude, das alte und neue Universitätsgebäude, Lyceum, Universitätsbibliothek, die neue Insanctuarierne, am nördlichen Eingange der Stadt mit einem Vorplatz, die Stadtcommandantur, das Zuchthaus, das Spital hinter der Ludwigskirche mit 22 Krankenzimmern, zwei großen Operationssälen und einem medicinischen Hospital.

Im J. 1789 betrug die Zahl der Einwohner 7916; 1814: 9891; 1839: 13,290; 1846: 16,315, darunter etwa 1300 Evangelische, einige katholische Dissidenten und 30 Juden. Der Dialekt nähert sich schon dem schwäbischen. Die Gemarkung der Stadt umfaßt 12,517 Morgen, darunter 1925 Morgen Acker, 1444 M. Wiesen, 8370 M. Wäldungen, 452 M. Rebgelände. Der Rhein, besonders auf dem Schloßberge, gehört zu den besseren Sorten des Landes. Die Gewerthätigkeit der Stadt ist nicht gering. In Fabriken sind zu nennen eine Eichorien- und Tabaksfabrik, zwei Potaschenfäbrereien, Gerbereien, Fertigung von musikalischen und chirurgischen Instrumenten, Glockengießerei, zwei Papiermühlen. Die Gewerthätigkeit wird sehr unterstützt durch die Eisenbahn und die Straßen, welche von hier durch das Hühnerthal nach Gonsen, nach Breisach und Straßburg, Basel und Karlsruhe führen. Jährlich finden zwei Messen statt und wöchentlich ein sehr großer Wochenmarkt, auf dem der ganze Schwarzwald seine Bedürfnisse kauft.

In Freiburg haben die Regierung und das Postgericht des Oberrheinkreises eine Refrutionsbehörde, ein Stadt- und Landamt, ein Forstamt, eine Wasser- und Straßenbauinspektion, ein Oberamt, eine Domainenverwaltung, ein Katasterrevororat, eine Oberrheinmehrelei und Hauptsteueramt, ein evangelisches und ein katholisches Dekanat u. s. w. ihren Sitz. Ferner residirt dort der Erzbischof der oberrheinischen Kirchenprovinz (15,000 Fl. Einkünfte) mit dem Domcapitel und einem Priesterseminar; es befinden sich hier zwei katholische und eine evangelische Pfarrei. Für den Unterricht ist gut gesorgt. Außer der Knabenschule, Gewerbschule und den zwei Mädchenschulen (die eine in dem Gebäude des ehemaligen Klosters Adelhausen, die andere bei den Ursulinerinnen, seit 1895) besteht eine höhere Bürgerschule, ein Lyceum, 1620 durch die Jesuiten errichtet, mit einem Director, zwölf Lehrern und über 300 Schülern. Den Gipfel bildet die Albert-Ludwigsuniversität. Sie ist die eilfste, älteste in Deutschland und 1456 vom Erzbischof Albert V. von Breisach gegründet. Am 27. April 1460 eröffnete der erste Rector, Matthäus Hummel von Bülkingen, die neue

3) Der deutsche Orden besaß eine Comthurall Freiburg, die ihren Sitz in der Stadt hatte. Zu ihr gehörten die Dörfer Walsenweiler, Balhof, Schwarzbach, Balmaningen, Klingen, Reithof und Hemmenhof.

Universität mit 240 Studenten; sie gedieh bei dem damals lebhaft erregten geistigen Leben am Oberrhein zu lebendem. Jassius, Jac. Wimpfeling, Jac. Sturm, Joh. Geiler, Kapito, Georg Reisch, das Oraculum Germaniae, u. A. glänzten damals unter den Dozenten. Am 15. Nov. 1620 wurden den Jesuiten nach langem Widerstande der Hochschule die theologischen und philosophischen Lehrstühle eingeäumt. Schon das wirkte nicht vortheilhaft; noch ungünstiger der 30jährige und französische Krieg. Von 1679 — 1688 vegetirte die Universität kümmerlich in Constanj und Adolszell, und wurde dann erst wieder nach Freiburg verlegt; aber 1713 flohen die Professoren wieder nach Constanj und kehrten erst 1715 zurück. Maria Theresia und Joseph II. wirkten für die Blüthe der Akademie, welche jedoch in den Revolutionszeiten und bei den wechselnden Landesherren nicht recht gedeihen konnte. Schones Grundeigentum im Elsass ging in diesen Wirren verloren. Unter babilöchem Scepter kamen wieder bessere Zeiten. Die noch 45,000 Gulden betragenden Einkünfte erhöhte der Staat durch Zuschuß auf 75,000. Ob die Universität noch die 12,000 Gulden jährlich von den katholischen Cantonen der Schweiz erhält, ist wol zu bezweifeln. Im J. 1819 betrug die Zahl der Studenten 337, darunter 69 Ausländer, 1831: 600; 1841: 288, darunter 80 Ausländer; 104 studirten unter der Anzahl katholische Theologie. Die Bibliothek, in Geschichte und Theologie besonders reich, hat 120—150,000 Bücher und etwa 500 Handschriften. Das Naturalienkabinet ist noch unter Joseph II. angelegt, aber hernach durch die Sammlung von St. Blasien und Privatsammlungen bedeutend vermehrt. Die anatomisch-pathologische Sammlung überrascht durch Menge, Mannichfaltigkeit, Seltenheit und kunstfertige Behandlung der Präparate. Wir nennen noch das mathematisch-physikalische Cabinet, das chemische Laboratorium, die akademische Münzsammlung, den 1766 angelegten botanischen Garten, das Blindeninstitut, die Klinik in dem schon erwähnten Spital u. s. w.

Bundstift um die Stadt zieht sich ein freundlicher Spazierweg; in der Nähe des Schwabenthores ist der Zugang zu dem ziemlich steil ansteigenden Schloßberg (Zuweghölzle), den man auf zwei Wegen emporklimmt, um, sei es nun auf der Burgwalde (dem vormaligen Adlerschloß), oder auf dem Salzpfadlein, der früheren Sternschanze, der Aussicht zu genießen auf die Stadt, die Rheinebene und das Bartenthal. In dem eben genannten Theile am Gewerbestraße läuft der Weg nach der Karthause (1366 gestiftet, 1783 aufgehoben), jetzt ein Privatgebäude, und Aussichtspunkt über das Bartenthal; weiter im Walde liegt die St. Ottilienkapelle. Der Wallfahrtsort Loretto, gewöhnlich das Bergle genannt, bietet ebenfalls eine geräumte Aussicht. Nicht weit von Freiburg liegen auch die Ruinen von Jäbringen, Guntersthal noch Schöfken in einem lieblichen Thalgrunde, ein besuchter Bregenzbergort u. s. w.

Die älteste Geschichte der Stadt schließt sich an den Schloßberg an. Das römische Aedonium lag unfern von Freiburg, in der Nähe des heutigen Barten; vielleicht stand auf dem Schloßberge eine römische Barte zur Ver-

bindung mit Mons Briceanus (Breisach), was man von jenem Berge sehen kann. Wenigstens fand man vor 20 Jahren auf dem Schloßberge zahlreiche Bruchstücke roher Mosaik. Daß aber 1008 noch kein Ort an der Stelle des heutigen Freiburg stand, schließt man mit ziemlicher Gewißheit aus einer Urkunde dieses Jahres, in welcher Heinrich II. dem Bischof Adalbero von Basel den Wildbann im Breisgau verleiht und die Grenze von Miffaufen und Adelhausen nach Wiehre und Jäbringen, also über die Stelle des heutigen Freiburg, zieht. Erst zu Ende des 11. Jahrh. sollen Jäger, Fischer und Bergleute sich in einem Dorfe angelockelt haben; auch erzählt Albertus Argentinensis, daß ein Herzog von Jäbringen von seinem Schwager, dem Grafen von Kyburg, die Erlaubniß erhalten haben soll, auf dem Schloßberge ein Jagdhaus zu bauen. Darauf sollen noch die Namen mancher Straßen: Egelgasse, Wolfshölle u. a. deuten. Der eigentliche Begründer von Freiburg ist Herzog Berthold III. von Jäbringen, der nach dem Tode des Vaters, das er als mächtige rheinische Handelsstadt persönlich kennen gelernt hatte, 1120 das Dorf am Schloßberge in ein städtisches Gemeinwesen verwandelte, hier eine freie Burg gründete. Daher der alte Name:

Anno millesimo centesimo bis quoque deno
Freiburg fundatur, Berchtoldus dux dominatur 4.

Sein Bruder und Nachfolger Konrad 1122—1152 gab eine Verfassungsurkunde, welche Heinrich V. bestätigte; das Stadtrecht war dem von Köln nachgebildet und umfaßte 34 Artikel. Unter Konrad fällt der Beginn des Künstlerbaues mit Bernhards' Predigt (s. oben). Der Stamm der Jäbringer starb mit Berthold V. 14. Febr. 1218 aus, sein Erbe ward zerstückelt und Freiburg Anfangs zum Reich gezogen. Aber 1219 überließ der Kaiser die Stadt an Berthold's Schwager, dem Grafen Egon von Hohen-Urach. Schon er wohnte hier; aber sein Sohn Egon II. schrieb sich davon und erbaute auf dem Schloßberge das feste Schloß Burgbalben. Unter seinem Nachfolgern gewann die Stadt an Kraft und Umfang, und bildete unter mangelhafter innern Unruhen ihre Gemeindeversorgung aus. Im J. 1248 erschienen 18 Bänke unter ebenso viel Bannmeistern, die wieder einem Bannmeister untergeordnet waren. Der leitete das Kriegswesen, ein Schultheiß die Verwaltung. 32 Städte am Rhein, im Schwarzwalde und in Schwaben nahmen Freiburg als ihren Oberhof an. Gegen Ende des Jahrhunderts kam die Stadt in schwere Verwickelungen mit ihren Landesherren, die, in Schulden verfallen, Eingriffe in die Steuerprivilegien der Stadt thaten. In diesem Kriege zerstörten die Freiburger die Schlösser Jäbringen und Burgbalben, und hielten 1299 eine Belagerung des Grafen Egon III. aus, bei welcher ein Neffe des Grafen Schwager, dem Bischof Konrad von Strassburg, erschlug. Seitdem sank die Gewalt der Grafen immer mehr, und die Stadt wurde

4) Wir finden ihren Namen Freiburg einem am 15. Aug. 1255 in Worms abgeschlossenen Städtetunde unterzeichnet bei Peter. Mon. Germ. IV. p. 373. Ikeno Comes de Friburg als Zeuge bei einem Wärsstratut fol. p. 443. In andern Urkunden erscheint ein Henricus Comes de Friburg.

so mächtig, daß sich selbst die Markgrafen von Hochberg um ihr Bürgerrecht bewarben. Seit 1316 wählte Freiburg unter einer Schattenbefähigung der Grafen sich seine Obrigkeit selbst und erlangte 1327 sogar eine Freiheitsurkunde, in welcher nicht nur das Münzrecht und Schutz- und Trutzbündnisrecht gewährt, sondern sogar den Grafen noch auferlegt wurde, keine ihrer Güter zu veräußern, keine ihrer Lächer zu verheirathen, keinen Krieg führen zu wollen ohne Wissen und Willen des Raths von Freiburg. Die Stadt stand jetzt in ihrer schönsten Blüthe; mit mächtigen Städten, Grafen und Edeln war sie nah und fern verbündet, Handel und Gewerbe schwangen sich auf, der bürgerliche Weisthumsgeist entwickelte sich. Neue Straßen entstanden, begüterter Adel ließ sich in Freiburg nieder, und lange behauptete die „Stube der Ritter“ die Oberhand über „die Bürgerstube“).

Am 3. 1358 starb der letzte Graf Friedrich ohne männliche Erben, und obgleich Freiburg vertragsmäßig an die Pfalzgräfinn Klara von Tübingen fallen sollte, so bemächtigte sich doch ein Halbbruder des Verstorbenen, Graf Egon, der Herrschaft. Zwischen ihm und der Stadt entspann sich ein langer und blutiger Krieg). Ein Ulfersall auf die Stadt mißlang zwar, durch einen Betrüger verrathen, und die ergrünten Bürger zerhörten auf der Stelle die Schlüssel über der Stadt und bei Emmenbingen, wurden aber am 18. Oct. 1366 von Egon bei Enbingen entscheidend geschlagen. Über 1000 Bürger wurden erschlagen, 400 in den Rhein getrieben, 400 gefangen. Doch ermannte sich die Stadt, erkaufte Burg und Stadt Badenweiler für 20,000 Mark Silber und überließ diese in einem Frieden 30. März 1368 an Egon, sich dafür Freiheit sichernd. Aber schon in einem Vertrage vom 23. Juni 1368 unterwarf sich Freiburg dem Hause Habsburg, das eine Summe damals geliehen, und bald darauf den ganzen Breisgau sich erwarb, als dessen Hauptstadt Freiburg nun dastand. Die Grafen von Freiburg starben erst 1457 aus.

Die Blüthezeit der Stadt für das Mittelalter ist vorüber. Schuldenlast und Krieg drückten Freiburg herab. Seine Geschichte versinkt jetzt natürlich mit der des Hauses Österreich. In der fempacher Schlacht schlugte Martin Lutterer mit dem Banner von Freiburg seinen Herzog und fiel ruhmvoll. Nach den Schweizerkriegen, in denen viel Adel gefallen, gewannen die Bürgerlichen die Oberhand in der Stadt, die zugleich der Luden zutheil ward. In den Jahren 1415—1417, als Herzog Friedrich von Österreich geächtet, war Freiburg vorübergehend dem Reiche unmittelbar unterworfen. Das Verdienst, was sich Albert VI. 1456 durch die Stiftung der Akademie erworben, ist schon erwähnt. Seine Nachfolger aber

verpfändeten und versetzten von der Stadt, was sie konnten; Erzbischof Siegmund versetzte sie 1468 mit dem ganzen Breisgau, Sundgau und Elßas um 80,000 Gulden an Karl den Kühnen, der einen tyrannischen Mann, Peter von Hagenbach, als Voigt nach Freiburg setzte. Endlich erbarmten sich die Städte Basel, Kolmar, Schlettstadt und Straßburg, und brachten die Pfandsumme zusammen; aber der Burgunder wollte den schönen Besitz nicht herausgeben. Als sein Voigt gefangen und hingerichtet ward, zog er zur Rache heran, aber die Tage von Murten, Granson und Nancy schlugten Freiburg vor seinem Vorne. Jubelnd hatte die Stadt Erzbischof Siegmund empfangen, wie sie denn seit der Zeit immer mehr Mittelpunkt des Staatslebens in den österreichischen Vorlanden, auch Sitz der Landstände wurde, — aber der von Schulden stets geprengte Siegmund wollte sie doch wieder loskaufen.

Da ermahnte König Maximilian Freiburg, sich jeder neuen Verpfändung zu widersetzen; ihm huldigte die Stadt 31. Mai 1490. Maximilian suchte zunächst die Schuldenlast zu vermindern und hielt 1498 in Freiburg den großen Reichstag zur Einleitung des Schwabenspiegels. Das 16. Jahrh. brachte zuerst die Gefahr der Bauernkriege. Der Aufstand des Josf Fröh 1513 ging noch ohne großen Unfall für Freiburg vorüber, aber 1524 zerstörten 50,000 Bauern das Blochhaus auf dem Schloßberge, beschossen die Stadt und zwangen ihr über 3000 Gulden und schweres Geschütz ab. Die Reformation fand bei dem Principe des Erbhauses in Freiburg keinen Eingang und wurde, wo sich Spuren zeigten, mit Gewalt unterdrückt. Am 3. 1620 kamen die Jesuiten nach Freiburg. Am 3. 1632 wurde Freiburg von dem schwedischen Obersten Gesselfaltz belagert, erobert und geplündert. Horn ließ sich 30,000 Gulden besohlen. Am 20. März 1638 erschienen die Schweden unter Bernhard von Weimar wieder vor Freiburg, das sich nach hartnäckiger Vertheidigung am 11. April ergab. Erst 1644 wurde es von dem kaiserlichen Feldobern Retz wieder gewonnen. Da 1648 Breisach an Frankreich abgetreten wurde, besserte man in Freiburg Mauern und Gräben aus und besetzte den Schloßberg. Dennoch fiel die Stadt nach einer ziemlich ungeschickten Vertheidigung von sechs Tagen am 16. Nov. 1677 in der französischen Hände, und wurde ihnen zu Rheingerten 1679 abgetreten. Nun beschloß Ludwig XIV. Freiburg zu einer Festung nach Baubau's System zu machen. Er ließ deshalb außer den Resten der schon früher abgetroffenen Lehen- und Freiburgervorstadt die Johannitervorstadt, das Dorf Adelhausen und einige Häuser der Schneidmorsvorstadt einreißern, um Raum zu gewinnen. Die Stadt wurde mit acht Basteien: St. Peter, St. Christoph, St. Theres, St. Ludwig, Dauphin, König, Königin, Schloßbastei umgeben und die Festung in die Gräben geleitet. Vor jeder Gaurine lag ein Ravelin. Auf der obersten Spitze des Schloßberges wurde das Aderschlöß, Fort de l'aigle, angelegt (von den Deutschen hienach Repsoldberg genannt); auf dem untern Vorprünge das Fort St. Pierre, dessen Werke sich bis zur Stadt erstreckten. Beide vermittelte die sehr feste Sternschanze, Fort de l'étoile, durch veredelte Wege. Obgleich Ludwig die Rechte der

3) Ged. Manuskri: Freiburg ist in nachkommender Zeit über Verpfändung kommen in Herrlichkeit und Reichthum. Es wurden die Bürger auch also reich, daß sie sich lassen adien, und sogar viel vom Adel zu ihnen hincen, deshalb es dargen kam, auch lauge Zeit gehalten ward, daß allwege groß Ritter da in Reich gingen. Es vermochte auch bagamit die Stadt Freiburg 3000 Mann in das Feld.

4) Ged. Manuskri: Dieser Krieg war sehr schwer und weret lang, daß auch in jeden Jahren um die Stadt kein Pflug in die Erde kam.

Stadt begünstigte und bestätigte, so sank sie doch seit der Zerstörung der Befestigung. Im zwanzigjährigen Frieden 1697 kam sie wieder an das Reich und Österreich, aber nun wütete wieder das Mißtrauen gegen eine französische Gesinnung der Stadt, deren Privilegien erst bei dem Beginn des Erbfolgekrieges confirmirt wurden. Seit dem 21. Sept. 1713 belagerte Billard Freiburg, das am 16. Dec. nach verzweifelter Gegenwehr übergab, im Frieden von Baden aber an das Reich zurückkam. Während aller dieser Ereignisse war die Stadt mehr und mehr herabgekommen. Im J. 1717 hatte sie 300,000 Gulden Schulden und die Ausgabe überstieg die Einnahme um 5000 Gulden jährlich. Man zählte nur noch 500 Bürger. Dazu kamen bald neue kriegerische Ereignisse. Im J. 1744 belagerte es Marschall Goigny vom 17. Sept. an auf das Neue; damals sah Ludwig XV. vom Förettoberge, wo er einen Tag verweilte, der Belagerung zu. Am 5. Nov. capitulirte die Stadt, etwas später die Schloßer. Gleich nach dem Abzuge der Besatzung zerstörten die Franzosen die Werke und verwandelten die Schloßer in Schuttbauern; noch jetzt sieht man die Überreste dieser Schloßer, ungeheure Mauerblöcke, in Felsen angelegte Gemölde, tiefe Brunnen, über die Begräbnisse laufende Gräben und Verbindungslinien; denn obwohl Freiburg 1748 im achtjährigen Frieden an das Reich zurückkam, so blieb die Besatzung doch nie wieder hergestellt. Bis zur französischen Revolution blühte nun Freiburg eifrigst auf. Am 16. Juli 1796 kamen zwar die Franzosen in die Stadt, die aber nach Moreaus Rückzuge 1797 Herzog Karl feierlich empfangen konnte. Der Friede zu Campo Formio gab den Weisgau und Freiburg an Hercules III. von Este, bisherigen Herzog von Modena. Erst 1803 nahm dieser das ihm zugetheilte Gut in Besitz, um es noch im nämlichen Jahre an Erzherzog Ferdinand zu überlassen. Der preßburger Friede gab Freiburg an den Großherzog von Baden, dem es — einem Croßsen der Jähringer — am 30. Juni 1806 kuldirte. Viel hat Baden für das aufblühende Freiburg gethan: der hier aufgerichtete Metropolitan, die Eisenbahn u. haben die Stadt sehr gehoben. In den republikanischen Wirren des April 1848 waren sich Kotten von Aufzählern in die Stadt, welche am 24. April von nassauischen Bundesstruppen beschossen und erobert ward. — Das Stadtwappen ist ein schwarzer Vogel, der bis mit rother Zunge im goldenen Felde.

Viele Beiträge für die Geschichte von Freiburg finden sich in dem städtischen Archiv, dem Professor Schreiber vorsteht. Von ihm ist auch: „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. Freiburg, Herder 1825.“ und „Das Münster von Freiburg. 2. Aufl. Ebd. 1829.“ (Daniel.)

Belagerung von und Schlachten bei Freiburg. 1) Im August 1644. Während des 33jährigen Krieges war im Spätherbst des Jahres 1643 ein französisch-weimarische Corps unter den Generalen Guebriant, Kanauz und Rosen vom Oberrhein her über den von den Kaiserlichen und ihren Verbündeten unverteidigt gelassenen Schwarzwald vorgezogen und hatte Rothweil in Schwaben, nebst einigen andern unweit davon gelegenen festen Plätzen erobert. Darauf war es aber von einem aus

der Gegend von Pforzheim unter dem Feldmarschall Mercy und dem kühnen Reitergeneral Johann von Werth herbeigekommen bairische Corps am 24. Nov. bei Zettlingen überfallen und theils zerstreut, theils gefangen genommen worden. Die Reste des französisch-weimarischen Corps hatten sich im Oberelsaß und Sundgau wieder gesammelt und, nachdem Rothweil am 3. Dec. in die Hände der Baiern zurückgefallen, waren auf dem rechten Ufer des Rheins von allen den glänzenden Eroberungen des Herzogs Bernhard, seines früheren berühmten Führers, nur noch Freiburg, Überlingen am Bodensee und einige kleine Feste im Schwarzwald und östlich davon unentertoren geblieben. Da der Befehlshaber der Corps, Marschall Guebriant, auf dem Zuge nach Schwaben den Tod gefunden hatte, so wurde der 33jährige Vicomte de Turenne, Bernhards Schüler im Waffenhandwerke, noch im December aus Dürerthalen, wo er unter dem Prinzen Thomas von Savoyen geübt, herbeigerufen und zugleich zum Marschall ernannt, um das Commando an der nun gefährdeten Rheingrenze zu übernehmen. Feldmarschall Mercy war im Winter zu 1644 mit Bezwingung der vom Feinde noch besetzten festen Orte im schwäbischen Österreich, so wie Johann von Werth mit der Blockade von Überlingen beschäftigt, und als beide bis zum Frühjahrte Verstärkungen an sich gezogen hatten, nahm Ersterer sein Hauptquartier zu Eßlingen (an der Buntach, welche oberhalb Baldobut in den Rhein fällt) und übertrug dem Reitergeneral Kaspar Mercy, seinem Bruder, die Bewachung der nach der Rheinebene ausgehenden Abtheil des Schwarzwaldes. Turenne, der nur über ungefähr 10,000 Mann zu verfügen hatte, war zu schwach, um gegen die Baiern allein etwas ausrichten zu können. Daber war der die französischen Truppen in den Niederlanden commandirende Herzog von Engbim, obgleich er vor dem Verbrüden der Baiern gegen den Rhein die Bestimmung gehabt, mit einem 6000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde starken Corps durch das Furenburgische in der Richtung nach Erier dem kaiserlichen General von Wed entgegenzugehen, angewiesen worden, sich dem Corps von Turenne anzuschließen, sobald nur die fernern Operationen des bairischen sich noch bedrohlicher zeigen würden. Bis in den Juni hinein war ein solcher Moment noch nicht eingetreten, länger konnte aber auch der kampflustige Turenne, der bis dahin hinter dem Rheine von Breisach bis an die Schweizergrenze ganz untätig gestanden hatte, die Ruhe nicht ertragen, und er that den ersten Schritt zu neuen Feindseligkeiten, indem er eine starke Reiterabtheilung unter dem General Rosen entsendete, um zuoberst das bairische Corps in der linken Flanke und im Rücken zu beunruhigen. Rosen gelangte bis in die Gegend zwischen Donaueschingen und Hüdingen, wo er zwei Reiterregimenter im Lager überraschte und sie beinahe ganz aufrieb, mußte sich aber eilig über den Rhein wieder zurückziehen, als Mercy eine überlegene Truppenzahl gegen ihn in Bewegung setzte. Dieser machte darauf eine Demonstration gegen Laufenburg (am Rheine, zwischen Hausenfen und Säckingen), als bade er die Absicht, dort den Strom zu überschreiten; das eigentliche Object seines Marsches war

aber Freiburg, wohin er sich mit der Hauptmacht wendete, um es noch vor dem Herbeikommen Engländer, wovon er Nachricht erhalten hatte, zu belagern und wo möglich zu erobern. Vor der Festung angekommen, zog er Johann von Werth an sich, der sich schon am 20. Mai Überlingen bemächtig hatte, und am 12. Juli waren nach Einnahme der Vorstädte Freiburgs die Tranchéen gegen die Stadt bereits eröffnet, als Turenne zu derselben Zeit mit seinem nun bis zu 12,000 Mann verstärkten Corps bei Breisach über den Rhein ging. Daraus rechnend, daß Engländer ihm bald nachfolgen werde, wollte er es versuchen, Freiburg zu entsetzen, und marschirte so schnell, daß er davor anlangte, ehe Mercy es erwartete und sich mit einem Bataillon einer nahe an Obdöb bemächtigten konnte, welches die ganze vorliegende Ebene beherrschte. Dieses mußte zwar bald wieder weichen, aber die mit der Belagerung beschäftigten Baiern konnten Turenne nicht hindern, sein Lager dem feindlichen gegenüber etwas weiter rückwärts aufzuschlagen. Hieraus beschränkten sich die Unternehmungen beider Theile nur auf Uferdiele und Reitergefechte unter Rosen und Johann von Werth, während Mercy der Festung durch wiederholte Stürme auf die schon in Breisach gelegenen Werke suchte, und Turenne zu der Überzeugung kam, daß es ihm vor Engländer's Eintreffen nicht gelingen werde, seinen Kriegsfahnen gegen aus dem Felde zu schlagen, dem mehr Truppen und auch zuverlässigere zu Gebote standen, als ihm, der die feindlichen zum Theil erst neu hatte anwerben müssen. Er zog sich nach Krählingen (2½ teutsche Meilen südwestlich Freiburg) zurück, wo das Hilfs-Corps nicht eher als am 2. Aug. sich mit ihm vereinigte, nachdem zwei Tage vorher der Commandant von Freiburg, Kanowsky von Langensfeld, unter der Bedingung, sich frei über den Rhein zu begeben, capitulirt hatte. Engländer, der nur ungern sein Commando in den Niederlanden, wo er Sieger bei Rocroy gewesen, an den Herzog von Orleans abgetreten hatte, durfte nach neuen Vorboten vor Freiburg; die Franzosen und Belmarker brannten vor Verlangen, den tückischen Schimpf zu rächen, und die Baiern waren fest entschlossen, ihren wohlverdienenen Ruhm zu bewahren. Engländer, der nun das Obercommando führte, und Turenne hatten zusammen den 15,000 Mann starken Baiern 22,000 entgegenzustellen, und Erstere, auf die Übermacht vertrauend, stimmte in einem noch am Tage seiner Ankunft gehaltenen Kriegsrathe dafür, den Feind unverzüglich anzugreifen; Turenne dagegen, der dessen durch das Terrain begünstigte, stark verstärkte und daher fast unangreifbare Lagersstellung besser kannte und würdigte, so wie der Marschall Grammont und der befohrene anwesende Commandant von Breisach, General von Erbach, riefen, die Arme über Langenbergingen in das Blatter und von da in das St. Peterthal zu führen, um den Baiern, die aus Schwaben über Bilingen und den Schwarzwald kommenden Lebensmittel abzuschneiden, wodurch man sie, ohne große Opfer zu bringen, bald nöthigen würde, ihr Lager zu verlassen. Doch Engländer, von heftiger Gemüthsart und vom Ehrgeiz angetrieben, möglichst schnell zum Ziele zu gelangen, verworf diesen Rath und beschloß

nach einer sofort angeordneten Reconnoissance einen allgemeinen Angriff zum morgenden Tage. Das bairische Lager befand sich auf dem linken Ufer der Aare und hatte Freiburg im Rücken. Sein rechter Flügel war an den Fluß gelehnt; von da weiter links erstreckte es sich längs dem nordöstlichen Fuße des freilebenden Schönbergs, einer der vorderen Höhen des Schwarzwalds, bis nach den steilen Weinbergen hinter Keutensberg und Ebringen hin; vor dem rechten Flügel lag ein dichtes, von der Straße nach Breisach durchschnittenen Holz. Die ganze Front des Lagers war durch eine Verschanzungslinie gedeckt, auf der aller 200 Schritte mit Geschütz besetzte Redouten erbaut waren. Ihrem rechten Flügel diente ein großes Fort mit vielem schweren Geschütz und einer Besatzung von 600 Mann unweit des Dorfes Wendlingen als Stützpunkt. Die Front der Linie war von dem Fort ab bis zum linken Flügel nach durch einen hochaufgethürmten Berbau beschützt.

Nach der Disposition des Herzogs von Engländer marschirte Turenne mit dem französischen, vorimarschen Corps am frühen Morgen rechts ab, um den linken Flügel des bairischen Lagers zu umgehen. Dazu mußte er einen weiten Umweg machen und ein Desfil, dessen jenseitige Höhen auch verbaut und verschanzt waren, überschreiten; hatte er aber letztere gemannet und war er von da nach dem in der Ebene liegenden Dorfe Weizhausen hinabgestiegen, so fand er dem feindlichen Lager im Rücken und hatte sich den Weg nach Mercy's Hauptquartier gebahnt. Es war berechnet worden, daß Turenne Nachmittags um fünf Uhr am Desfil angekommen sein könnte, und Engländer ließ hiernach die Angriffsbewegungen seines Corps gegen die Mitte der feindlichen Stellung um vier Uhr beginnen. Dazu waren von der Infanterie drei Colonnen gebildet; die erste, zwei Bataillone, vom Marschall d'Espenan; die zweite zur Rechten, zwei Regimenter, vom Marschall Tournon angeführt; eine dritte folgte beiden als Reserve; die Flanken der Colonnen waren durch zwei Reiterregimenter unter dem Grafen Pallau gedeckt. Der Herzog befand sich zwischen den zwei ersten Colonnen vom Marschall Grammont, den Generalen Grafen Marfin, de Schelle, de Mauville und vielen Freiwilligen aus dem vornehmsten französischen Adel umgeben. Um fünf Uhr errichteten die Franzosen den südöstlichen Fuß des Schönbergs, unweit Keutensberg und Wolfenweiler. Noch war bei dem Herzoge keine Meinung eingegangen, daß Turenne am erwähnten Desfil angekommen sei; mit Ungeduld sah er ihr in jedem Augenblicke entgegen, und, mit seinen Truppen zum Angriffe schon in Bereitschaft, glaubte er ihren Muth zu schwächen, wenn er noch länger damit zögerte, und gab daher jezt den Befehl dazu. Er führte die Colonnen jenseit Keutensberg einen steilen Weinberg hinan, an dem vier Fuß hohe Mauern in gewissen Abständen zur Unterstützung des Erdreichs angelegt waren. Die Franzosen vertrieben die Baiern von einer Treppe zur andern und drangen vom Weinberge her, so erschöpft sie auch durch das Erigen waren, bis zum Berbau auf dem Schönbergsberge vor. Trotz einem mörderischen Geschütz- und Kleingewehrfeuer, was sie nun empfingen, überließen sie ihn;

doch, dabei in Unordnung gerathen, wagten sie einen fortgesetzten Angriff auf das dahinterliegende Retrachement vorerst nicht, und erlitten, da sie, zwischen diesem und dem Berhaue sich befindend, den feindlichen Schüssen in größter Nähe ausgesetzt waren, einen außerordentlichen Verlust. Ein Versuch, mit einer Abtheilung der zweiten Colonne den linken Flügel der verschanzten Linie zu umgehen, mißlang, und es blieb hierauf Nichts übrig, als, mochte es auch noch mehr Opfer kosten, zum Sturme gegen ihre Front überzugehen; denn es war wahrscheinlich, daß Turenne das Defilè nun erreicht habe, er konnte schon im Gefechte stehen, und der Herzog würde ihn unter dieser Voraussetzung dem größten Theile der feindlichen Streitmacht preisgegeben haben, wenn er seine Truppen hätte zurückziehen wollen. Raschen Entschlusses flog er daher vom Pferde, stülte sich nebst dem Marschall Grammont und seinen übrigen Umgebungen an die Spitze der wieder formirten Regimenter der zweiten Colonne und warf seinen Commandostab über die Brustwehr der feindlichen Verschanzung, mit der Aufforderung an die Truppen, ihn wiederzuholen und zu siegen, oder zu sterben. Dies schakte ihren Muth bis zur Begeisterung wieder an. Unter einem heftigen Plazregen ergriff der Herzog zuerst die nächste Redoute, und nach einem blutigen Kampfe eroberten die Franzosen auch die links nebenliegende. Der bairische General Rauschenberg, Befehlshaber der Truppen in der Verschanzungslinie, zog nun mit denen, welche die Mitte und den linken Flügel besetzt gehabt, eiligst nach dem auf und hinter dem Berggipfel gelegenen Holze ab, und hierauf waren nur die Redouten nach dem rechten Flügel hin, mit Einschluß des Forts bei Wenblingen, noch in den Händen der Baiern geblieben. Zwei ihrer tapfersten Regimenter, die von Fugger und von Holz, hatten in dem letzten Gefechte am meisten gelitten, die Redoubt ihrer Officiere war geblieben und Graf Fugger schwer verwundet worden. Engbien würde jetzt die errungenen Vortheile noch weiter verfolgt haben, wären nicht seine Leute in Folge der bisherigen Anstrengungen ganz ermattet gewesen, und hätte nicht die eintretende Nacht die Uebersicht des Schlachtfeldes unmöglich gemacht. Er beschloß daher, innerhalbd des eroberten Retrachements stehen zu bleiben, und dies um so mehr, als er in dem erwähnten Holze einen Hinterhalt vermutete, dessen Hervordringen bei der Unordnung, in die die Franzosen nach dem Sturme gerathen waren, hätte Gefahr bringen können. Er brauchte auch die Vorsicht, daß er die von den Baiern verlassenem Redouten sofort in möglichen Verteidigungsstand setzen, sowie einen Theil seiner Reiterei vorrücken ließ, und versetzte nicht, Turennen mit dessen Corps er immer noch ohne Verbindung war, durch anhaltendes Trompetengeschmetter und Trommelschlägen Zeichen zu geben, daß er die bestigsten Höhen des Schönbergs glücklich erkliegen habe.

Turenne hatte in der ihm unbekannten und ungewissen Gebirgsgegend die Umgebung des bairischen Lagers nicht in der bestimmten Zeit ausführen können. Erst am Abend war er am Defilè von Merzhausen bei einem stark besetzten Berhaue angekommen, den Mercy, dem sein Vorstoß

nicht unbekannt geblieben war, noch bei Zeiten hatte anlegen lassen. Diesen überdilligte Turenne zwar, aber alle Versuche, einen zweiten Verbau näher an Merzhausen, hinter welchem sich Mercy in Person mit einem Theile seiner besten Truppen besand, zu erklimmen, waren vergeblich. Das Gefecht dauerte hier bis spät in die Nacht hinein. Da der andauernde Regen den Gebrauch des Feuergewehrs verhinerte, so wurde hier nur mit Partisanen gekämpft, und die Erbitterung der Weimarer gegen die Baiern war so groß, daß sie denen, die sie fassen konnten, mit Brodmessern die Gurgel abschnitten. Die bravsten weimarschen Fußregimenter, das Bernold'sche, Hattstein'sche und Schmidberg'sche, verloren bei dem Sturme sehr bedeutend. Von letzterem blieben nur 15 Mann unverwundet bei den Fahnen, und Hattstein fand den Tod.

Nachdem dies Alles sich begeben, sah der Feldmarschall Mercy ein, daß er nicht mehr im Stande sei, seine über eine Stunde weit ausgebreitete, in der Mitte durchbrochene und auf dem linken Flügel gefährdete Stellung zu behaupten. Er zog daher noch in der Nacht den General Rauschenberg mit dem größten Theile des Fußvolkes und der Geschütze zurück, und nahm näher bei Freiburg eine neue Stellung, die sich rechts an die südöstliche Seite der Stadt lehnte und links über einen Bergzücken, auf dem die Korretotapelle gelegen, erstreckte. Zu ihrem Schutze wurden noch in der Nacht Berhaue und Verschanzungen mit geschidter Benutzung der früher gegen die Festung angelegten Circumvallationslinie aufgeworfen. Am Morgen des 4. Aug. sah Engbien zu seinem Erstaunen keinen Feind mehr vor sich und erhielt jetzt erst die Nachricht, daß Turenne im Defilè vor Merzhausen am bairischen Mühlbache lagere. Bald überlegte ihn auch Geschützdonner vom Korretoberge her, daß die Baiern in der Umgegend eine neue Stellung genommen, in der sie ihm Trug bieten wollten. Seine Truppen waren so ermüdet, daß er ihnen Ruhe gönnen mußte; doch ließ er sie nur zu lange den ganzen Tag über andauern, den er mit Recognoscirungen und Anordnungen für den folgenden verbrachte, wodurch er den Baiern Zeit verschaffte, sich noch stärker zu verschanzen und zu verbauen. Bis zum 5. früh war Mercy damit zu Stande gekommen. Der größte Theil seines Fußvolks stand in der Mitte und auf dem linken Flügel der neuen Stellung, die Reiterei auf dem rechten zwischen dem Fuße des Korretoberges und der Treisam unter den Kanonen von Freiburg und in der Front durch die bei der Belagerung gebrauchten Laufgräben gedeckt. Sie hatte den einzigen Fehler, daß sie im Verhältniß zur Truppenzahl immer noch eine zu lange Linie einnahm, und darauf berechnete auch Engbien seinen Schlachtplan. Er besah Turennen, mit seinem Corps den Hauptplangriff gegen den bairischen linken Flügel über Merzhausen auszuführen; unter ihm commandirte der Marquis d'Amont das Fußvolk, der General Rosen die Reiterei und der tapfere d'Eschelle eine Vorhut von 1000 auserlesenen Musketieren. Mit einer aus französischem Fußvolke gebildeten starken Colonne sollte der Marschall d'Esplan die Mitte des bairischen Fußvolks bei der Korretotapelle angreifen, während eine andere Scheinangriffe

gegen den rechten Flügel desselben zu machen bestimmt war. Der größte Theil der französischen Reiterei befand sich unter dem Marschall Grammont auf dem linken Flügel des Corps von Engbien in der Ebene. Der Herzog war, als sich seine Truppen halb nach Tagesanbruch in Bewegung setzten, mit Turenne auf eine Berggruppe hinter Aufhausen geritten, um die feindliche Stellung nochmals möglichst genau zu erkunden. Er hatte den betreffenden Generalen befohlen, die erwarteten Angriffe nicht eher zu unternehmen, als bis er wieder zurückgekommen wäre. Auf dem Wege nach der Berggruppe hatte er einige von den Baiern vorgeschobene Posten zerstören lassen. d'Espèranne glaubte, als er Gewehrfeuer hörte, daß der Herzog nun das Zeichen zum allgemeinen Angriffe gegeben habe, und ging darauf zeitiger, als dieser es gewollt, zum Sturm gegen die einzige Redoute der früheren Verschanzungslinie, welche die Baiern noch besetzt gehalten hatten, vor. Sie wurde von denselben so hartnäckig vertheidigt, daß d'Espèranne sie nicht nehmen konnte, obgleich er wiederholt frische Truppen dagegen anrücken ließ. Auch die l'Esclle rückte mit seinen 1000 Musketieren nun vor, da er dazu angewiesen war, sobald er Geschütz- und Gewehrfeuer von der Mütte her hören würde. Er kletterte den Berg jenseit des Mühlenbachs hinan; da ihn aber das Geseß des französisch-weimarschen Corps, die Besatzung Turenne's, der in diesem Momente sich noch mit dem Herzog bei Aufhausen befand, erwartend, bei dem sofort begonnenen Angriffe nicht unterstützte, so blieben fast alle seine Leute, und er selbst, nachdem sie von einer weit überlegenen Truppenzahl umringt worden waren, auf dem Platze. Jetzt eilten Engbien und Turenne mit verbängtem Flügel herbei. Das Schicksal der Musketiere hatte das Corps des Regiments in solche Beklemmung gesetzt, daß es nur mit Mühe wieder in Ordnung gebracht und über den Mühlenbach gegen den Feind geführt werden konnte. Als dies gelungen, socht es Anfangs zwar brav, und war schon nahe daran, in einen Theil der Verschanzungslinie einzubringen, welche zu verlassen zwei bairische Bataillone im Begriff waren; doch auf ein Mal veränderte sich sein Muth, erschüttert durch das Derselbenmoment feindlicher Reserve, in ein panisches Schrecken. Ganze Compagnien ergriffen mit ihren Officieren die Flucht, welche bald allgemein wurde, und weder Bitten, noch Drohungen der Befehlshaber vermochten es, die Entmuthigten in das Gefecht wieder zurückzuführen. Zuletzt übergab Engbien die Truppen des rechten Flügels dem Befehle des Marschalls d'Aumont, der sich darauf beschränken sollte, den gegenüberstehenden Feind zu kanoniren und zu beobachten, und begab sich mit Turenne schließl. zur Colonne d'Espèranne's, mit der er nun einen Hauptangriff auf den Berbau vor der Koretioskapelle machen wollte. Hier entspann sich in der ersten Nachmittagsstunde ein neues hitziges Gefecht. Es gelang den Franzosen, den Berbau, nachdem sie mit mehreren Regimentern dagegen angestürmt hatten, zu reißeln, und das bairische Fußvolk hing schon an, auch auf andern Punkten zu weichen; da ließen aber Johann von Werth, dessen Streiktrupp erschossen worden, und Kaspar von Mercy ihre Guitasire abgeben, und drangen so

mannhaft auf die Stürmenden ein, daß sie über den Berbau wieder zurückgedrängt wurden, und eine gänzl. Niederlage erlitten haben würden, wären sie nicht von herbeigekommener Reiterei unter dem Herzog von Sickingen aufgenommen worden. Nochmals eroberten die Franzosen den Berbau, wurden jedoch zum zweiten Mal zurückgeschlagen. Von beiden Theilen blieben dabei viele Leute und von den Baiern auch der tapfere Kaspar von Mercy. Acht Stunden lang dauerte der Kampf bei der Koretioskapelle, und erst die einbrechende Nacht trennte die Streikenden. Der Verlust der beiden Corps unter Engbien betrug am 3. und 5. Aug. an Todten und Verwundeten gegen 6000 Mann; unter den Todten befanden sich, außer de l'Esclle und vielen andern höhern Officieren, die Generale Mawilli, Graf Roussillon und der Marquis Norbelle; der Marschal de Camp Roque-Servetres starb an seinen Wunden. Von den Baiern waren nicht über 3000 Mann geblieben oder vermunnt.

Nach gab der Herzog von Engbien, dem immer noch 16,000 Mann gegen einen nun nur noch 12,000 Mann starken Feind übriggeblieben waren, den Vorsatz nicht auf, ihn aus der Stellung bei Freiburg zu vertreiben; allein Krieg's- und Mundvorrath war erschöpft und konnte nur von Breisach herbeigeschafft werden. Da erst am 8. Aug. ein geringer Theil davon angekommen war, so fügte sich endlich der Herzog dem widerwilligen Rath Turenne's, dem Feind durch einen Plankennarsch nach Langenzimmern und von da durch das Thal der Moller nach dem von St. Peter in den Rücken zu gehen, um ihm die Zufuhr, die er nur von Wülzingen her erhalten konnte, abzuschneiden, und am 9. früh zog Turenne mit seinem Corps dahin ab, während Engbien sich stellte, als wolle er noch einen Sturm auf das bairische Lager unternehmen. Mercy hatte, weil auch er anfangs, an Allem Mangel zu leiden, schon an den Rückzug gedacht und ihn nur im Angesichte eines auf seine Bewegungen lauernden Gegners nicht gewagt; als er aber den Ausbruch des Turenne'schen Corps gewahrte, säumte er nicht, sein Lager zu verlassen und nach der Abtei St. Petri (2½ Meilen östlich Freiburg) zu eilen, um noch einen Vorprung zu gewinnen. Er hatte bei derselben am 10. Abend sein ganzes Corps, von dem er mit 1000 Mann die Besatzung Freiburgs verstärkte, am 10. versammelt, und erst am folgenden Morgen wurde seine Nachhut vom General Rosen am Reinigungspunkte des Molers- und St. Peterthales angegriffen. Der St. Peter, der die bairische Nachhut besetzt, stand mit ihr vor St. Peter, auf einem Terrain, wo er mit wenigen Truppen Widerstand leisten konnte, und schlug die anbringende Reiterei Rosen's drei Mal zurück; verließ jedoch, nachdem das bairische Geseß den Rückzug weit genug fortgesetzt hatte, seine Stellung, und Engbien, der mit den Franzosen den Baiern aus geradem Wege nachgegangen war, ließ eine weitere Verfolgung einstellen, zufrieden, ihnen einige Geschütze, fast sämtliche Bagage und eine Kriegskasse mit 20,000 Gulden, was für Alles, um möglichst schnell davon zu kommen, hatten im Stiche lassen müssen, abgenommen zu haben.

Mercy kam noch in der Nacht zum 12. Aug. in Wül-

lingen (fünf Meilen östlich der Abtei St. Peter) an, wo er, da er von den Kaiserlichen sobald keine Unterstützung erwarten konnte, stehen blieb, um Schwaben und die bairischen Lande zu bedecken. Engblin ließ von Turenne das Markgrasthum Baden besetzen und marschirte mit seinem Corps, ohne sich mit der Wiedereroberung Freiburgs zu beschäftigen, vor Philippsburg, was am 12. Sept. in seine Hände fiel. Dies hatte zur Folge, daß ihm und Turenne bald nach einander Landau, Mannheim, Worms, Dusseldorf, Bingen und Kreuznach die Thore öffneten, und erst im October konnte Reich, durch Kaiserliche unter Hatzfeld unterstützt, gegen sie wieder vorrücken, um ihrem weitern Umsichgreifen in den Rheingegenden ein Ziel zu setzen. Engblin schrieb sich in den Tagen vom 3. bis zum 9. Aug. den Sieg zu, weil er die Walern genöthigt hatte, zuletzt ihre feste Stellung bei Freiburg zu verlassen, und die pariser Akademie suchte denselben durch eine darauf geschlagene Münze mit einer praktischen Inschrift zu verewigen. In ganz Frankreich dagegen und selbst am königlichen Hofe wurde Engblin's Sturfsinn in den gelieferten Schlachten, dem so viele Franzosen als Opfer gefallen waren, bitter getadelt, und noch mehr seine feisvolle Äußerung darüber, daß in Paris in einer Nacht noch mehrern Menschen das Leben gegeben würde, als bei Freiburg den Tod gefunden hätten. Würdiger drückte sich Johann von Werth über jene Tage in einem Berichte aus, den er in den Zeitungen veröffentlichte. Er versicherte, daß er seit den 22 Jahren, während er mit dem Hauptwerke vertraut gewesen, niemals einem so hitzigen Treffen beigewohnt habe, und die Menge der Todten drohe, die Sieger (die Walern) zu Besiegten zu machen.

2) Belagerung Freiburgs im J. 1713. Nachdem Frankreich mit mehrern Staaten, von welchen es wegen der spanischen Erbfolge seit dem J. 1702 in Kampf gerathen war, am 11. April 1713 zu Utrecht Frieden geschlossen hatte, standen ihm nur noch Österreich und das teutsche Reich mit dem Kaiser feindlich gegenüber. Vergeblich hatte der König von Frankreich Ludwig XIV., der des Kriegs müde geworden war, gesucht, solchen auch mit diesen zu beenden; und als bereits im Mai eine aus österreichischen und Reichstruppen bestehende Armee von 60,000 Mann, die bis auf 110,000 verstärkt werden sollte, unter dem Prinzen Eugen von Savoyen in der Gegend von Philippsburg am rechten Rheinufer aufgetreten war, beschloß er ihr gegenüber und im Elßaß so schnell als möglich eine ihr überlegene Truppenmacht zu versammeln. Der Marschall Villars erhielt das Commando darüber. Er hatte im Jahre vorher nach dem von ihm bei Denain erfochtenen Siege in den Niederlanden fünf Festungen erobert, und um so eher waren dort Truppen entbehrlich, die er in Elßaßtruppen herbeifommen ließ. Als er in der ersten Hälfte des Mai im Elßaß anlangte, fand er nur 45,000 Mann, welche die Rheinübergänge bei Strassburg und Fortlouis und die verschanzten Linien an der Lauter bewachten. Er richtete Anfangs alle Bewegungen der ihm noch zuziehenden Truppen so ein, daß Prinz Eugen, der jetzt weiter südlich vorgedrückt war und bei Ettlingen (zwei teutsche Meilen östlich des rechten Rheinufers zwischen

Karlsruhe und Rastadt) eine verschanzte Stellung genommen hatte, glauben konnte, es sei seine Absicht, in der Defensive zu bleiben. Als er aber in den ersten Tagen des Juni eine hinlängliche Nacht belagern hatte, ließ er einen großen Theil derselben unter dem Marschall Besons gegen die Queich, an der die Festung Landau gelegen, aufbrechen, und nur ein Beobachtungscorps unter dem General Grafen von Bourg blieb zurück, mit der Aufgabe, einen vom Feinde etwa zu unternehmenden Rheinübergang von Fortlouis bis nach Lauterburg hin abzuwehren. Prinz Eugen hatte bis dahin ruhig in seinem Lager bei Ettlingen gestanden, und auch später, als der Marschall Besons Landau belagerte und einen großen Theil des Landes auf dem linken Rheinufer bis Worms hin brandschagte, wagte er nicht, es zu verlassen, da Villars nun anfang von Rastadt her Offensivbewegungen gegen dasselbe zu machen, und da er bei dem gänzlichen Ausbleiben bedeutender vom teutschen Reiche versprochener Truppenbewegungen nicht stark genug war, um nach zwei entgegengesetzten Seiten hin sich zu schlagen. So geschah es, daß Landau am 20. Aug. von den Franzosen erobert wurde und daß Villars hierauf freiere Hand bekam, zu der in seinem Feldzugsplane schon gelegenen Belagerung von Freiburg zu schreiten. Daß er dies wollte, suchte er jedoch dem Feinde möglichst zu verbergen. Er ließ Pontonnains zum Brückenschlagen über den Rhein nach verschiedenen Punkten hin beschäffern, einen lebhaften Schiffsverkehr auf denselben mit Kriegsmaterial unterhalten und starke Truppenabtheilungen zu Wasser und zu Lande gegen Ettlingen in Bewegung setzen, um den Schein zu geben, daß er im Begriffe sei, das dortige verschanzte Lager anzugreifen. Doch Prinz Eugen hatte sein Project, Freiburg zu belagern, errathen. Er bot Alles auf, um die Festung in den besten Zustand zu setzen, ließ Schanzen auf den umliegenden Anhöhen aufwerfen und stellte zu ihrer Vertheidigung ein Corps von 18,000 Mann unter dem kaiserlichen General der Cavalerie Marquis von Raubonne in Bereitschaft. Um dem Allen noch bei Zeiten zuvorzukommen, wollte Villars je eher je lieber gegen Freiburg aufbrechen, es traten ihm aber die Belästigung Ludwigs XIV., das dieses Unternehmen in der That einer noch nicht aus dem Felde geschlagenen feindlichen Armee leicht misglücken könne, sowie Mangel an Verpflegung und an Transportmitteln, sie nachzuführen, und die Wegerung der Schweizerregimenter gegen die Bedingungen ihrer Capitulation, auf dem rechten Rheinufer zu stehen, so hemmend entgegen, daß es ihm erst am 16. Sept. möglich wurde, ein Belagerungscorps von 40 Bataillonen und 40 Schwadronen unter dem Grafen von Bourg gegen die Festung in Rastadt zu setzen. Am nämlichen Tage bedrohte er mit starkem Corps sowohl auf dem linken Rheinufer als auf dem rechten von Rastadt aus das Lager bei Ettlingen mit einem Angriffe, und am Abend desselben gab er, um den Feind noch mehr über seine Operationen zu täuschen, zu Strassburg noch einen glänzenden Ball, nach welchem er sogleich nach der Gegend von Freiburg abdreifte. Gleichzeitig detachirte er mehrere Dragonerregimenter gegen Hornberg (5 1/2 teutsche Meilen nordöstlich

Freiburg), um den Feind auf die Vermuthung zu führen, daß dies die Vorhut des Bourg'schen Corps sei, und letzteres die Bestimmung habe, in Schwaben einzudringen. Am 20. nach Mittag trat Willars bei selbigem vor Freiburg am Fuße des Klosttuffs ein, nachdem am 19. von Dreifach her noch sechs Bataillone und acht Reiterregimenter unter dem General d'Alfeld dazu gestossen waren. Er fand das Corps vor dem rechten Flügel der von den Kaiserlichen aufgeworfenen Verschanzungslinie aufgestellt. Dieser führte sich an die Schroffen Abhänge des Klosttuffs, der linke Flügel an das Schloß auf dem Burgthalenberge. Auf dem rechten Flügel befanden sich mehrere mit Palisaden und Sturmpfeilen versehene Redouten und einige auch von der Mitte aus nach dem linken Flügel hin. Willars beschloß die Verschanzungen noch vor Abend anzugreifen. Der Graf von Bourg stellte Willars vor, daß man, um an die Redouten heranzukommen und sie zu erstürzen, zuvor Steinbauen und andere Werkzeuge, sowie Maschinen herbeschaffen müsse; Willars wies dies aber mit der Antwort zurück, daß er dazu nur entschlossene Leute brauche. Er wollte dem Feinde nicht Zeit lassen, Maßregeln gegen einen Angriff zu nehmen, und setzte sich sofort selbst an die Spitze einer Grenadiercolonne, mit der er gegen den rechten Flügel der Verschanzungen vorging. Stelle Verschanzen waren zu erklimmen, die sich Willars, da er zu Pferde und auch zu Fuß wegen einer früheren Verwundung nicht liberal fortkommen konnte, durch Grenadiere hinauftragen ließ. Der liberale Feind wurde von dieser Colonne bald aus einer Redoute vertrieben, zwei andere Colonnen links derselben waren größeren Widerstand, eroberten jedoch noch vor Nacht auch die nebenliegenden Redouten, worauf die Kaiserlichen die ganze übrige Verschanzungslinie verließen. Raubonne hatte nur noch Zeit, zwölf Bataillone unter dem General Wachtenbont in die Festung zu werfen, sodas am 21. die Besatzung fast 10,000 Mann (16 Bataillone und 100 Dragoner) stark war. Raubonne zog sich mit dem Reste seiner Truppen über den Schwarzwald nach Schwaben zurück. Die Franzosen besetzten nun auch die Höhen der Kartause und schloßen dadurch Freiburg ganz ein. Der Markschall nahm sein Hauptquartier in Gundelfingen (1 1/2 Stunde nördlich Freiburg).

Die Benennung und Lage der acht Bastionen *) an den die kreisförmig erbaute Stadt umschließenden Festungswerken waren folgende: St. Peter an der Südost-, Kaiser und Kaiserin an der Süd-, Leopold und Joseph an der West-, Karl und Christoph an der Nord-, und die Burgbastion an der Nordwestseite. Die Courtinen zwischen den Bastionen waren durch Ravelins (halbe Monde) gedeckt. Mit dem Baue und der Armirung einer Künelle vor der Bastion Leopold waren die Kaiserlichen, da sie vermutheten, daß der Hauptangriff der Franzosen dahin sich richten würde, noch thätig beschäftigt. Auf dem an der Ostseite der Stadt zwischen der Burgbastion und der Bastion St. Peter sich erhebenden Burgthalenberge lag das untere

Schloß (Fort St. Pierre); auf dem von da weiter nach Osten zu sich erhebenden Bergrücken das obere Schloß (Fort de l'aigle) und zwischen beiden der Salzbüschel, eine Sternschanze (Fort de l'étoile¹⁾). Der Commandant der Festung, Feldmarschallleutnant Baron von Harsch, einer der tüchtigsten Generale der kaiserlichen Arme, unter welchem der Oberst Hannlein im untern Schloße und der Oberst Domenique im obern den Befehl führten, hatte für Alles Vorsehung getroffen, um sich längere Zeit mit Nachdruck vertheidigen zu können. Die Werke an der Umfassung der Stadt waren hinreichend zur Abwehr eines gewaltsamen Angriffs und die beiden Schloßer nebst dem Salzbüschel mit 3000 Mann besetzt; auch wurden beim ersten Anrücken der Franzosen sämtliche Vorstädte und die Brücke über die Aare, welche der südlichen Vorstadt zwischen dem Martins- und Breischthore gegenüber liegt, abgebrannt. Willars ließ unmittelbar nach Einschließung der Festung an einer Circumvallationslinie mit 20,000 Mann arbeiten, was wegen des steinigen Terrains sehr schwierig war. Nach ihrer Vollendung wurde zu zwei Angriffen gleichzeitig geschritten; der eine war mit 60 Bataillonen gegen die Werke der Stadt zwischen dem Breisch- und Predigertthore, der andere mit 40 Bataillonen gegen das obere Schloß gerichtet. In der Nacht vom 30. Sept. zum 1. Oct. wurden die Kaufgräben eröffnet, nachdem eben ein Belagerungsgraben von 100 schweren Kanonen nebst 30 und einigen Mörsern von Strasburg ankommen war. Willars legte jetzt sein Hauptquartier näher an die Festung nach Zähringen (eine Stunde nördlich davon) und innerhalb erhielt jede der Angriffsfrent gegenüberliegende Bastion mit den zugehörigen Werken eine Besatzung von 500 Mann; in den übrigen wurden nur kleine Beobachtungsposten aufgestellt. In der Künelle vor der Leopoldbastion traten 200 Mann Muckelire auf, im dahinterliegenden Riveau 200 Grenadiere und in der Communication zwischen beiden 100 Mann; auch setzte man die Arbeiten an der Künelle eifrig fort, und da man mit der Contrescarpe nicht hatte fertig werden können, so wurde anstatt derselben ein ganz mit Sturmpfeilen beschlagener Mantel im Graben angebracht. Baron Harsh suchte die Belagerungsarbeiten der Franzosen auf alle Weise zu stören. Ein schon am 23. Sept. unternommener Ausfall von der Stadt hatte keinen Erfolg gehabt. Glücklicher waren zwei andere am 1. und 2. Oct. Bei dem ersten verlor der französische General Beauieu ein Bein. Am 5. setzten die Belagerer 20 Geschütze gegen das obere Schloß und am 6. 20 Geschütze und 10 Mörser gegen die Stadt in Thätigkeit. Sie hatten ihre Kaufgräben so nahe geführt, daß sie großen Verlust durch das jetzt noch überlegene Geschützfeuer der Kaiserlichen litten. Diese fielen am 7. aus der Stadt und am 9. aus dem Schloße wiederum aus und richteten an den übermüdeten Kögements einigen Schaden an, konnten es aber nicht hindern, daß die Franzosen der Stadt das von Außen her zuströmende Wasser

1) I. oben den die Geschütze und die Belagerung Freiburg betreffenden Artikel.

2) Die Franzosen hatten letztern drei Mörser, die von ihnen während ihres Besizes von Freiburg (von 1678 bis 1697) erbaut worden waren, die eingestammerten Namen gegeben.

abschnitten, sodas der Bedarf darin nur aus einem einzigen Ziebrunnen und einigen Quellen im Festungsgraben genommen werden konnte. Prinz Eugen, der die Einschließung Freiburgs nicht hatte abenden können, ließ nun einen Theil seiner Truppen aus dem Lager bei Ettlingen nach der nordöstlich davon gelegenen Gegend abrücken, um sowohl bei den Franzosen die Besorgnis zu erregen, daß er die Festung entsetzen wolle, als auch um Schwaben zu decken. Willars dagegen, der jetzt über eine Macht von gegen 150,000 Mann verfügen konnte, hatte schon vorher ein starkes Beobachtungscorps unter dem General Dillon nach jener Richtung hin nahe dem Gebirge hinter Verschanzungen aufgestellt und bis an den Rhein einen Truppencordon gezogen, sodas er gegen Störungen der Belagerung sicher gestellt war. Dabei mußte ihm aber auch Alles daran gelegen sein, diese rasch zum Ziele zu führen, nicht nur wegen der vorgerückten Jahreszeit, sondern auch wegen Mangels an Lebensmitteln und an Geld, um die Truppen zu lohnen. Schon war, weil es an beiden zu fehlen anfang, Desertion besonders unter den teutschen Soldtruppen eingerissen und allgemeines Murren wurde deshalb im Belagerungscorps laut, was Willars nur einigermaßen dadurch beschwichtigen konnte, daß er die Officiere möglichst befriedigte. So stand es am 10. Oct., an welchem Tage die Stadt aus der zweiten Parallele mit 34 Kanonen und 10 Mörsern und das Schloß, auf dessen Eröderung die Franzosen keinen großen Werth legten, als es mit der Stadt von selbst fallen mußte, nur mit 14 Kanonen beschossen wurde. Die brauchbaren Geschütze in der Stadt und im Schloße hatten sich bis dahin sehr vermindert. In die Bastionen Leopold und Joseph waren schon Breichen gelegt; sie wurden jedoch bald wieder aufgeräumt, und es kam dabei den Belagerten sehr zu statten, daß die Franzosen zwei dahin geführt und schon gestülte Minen des anhaltenden Regens wegen wieder ausbauen mußten. Am 11. und 12. wurden wiederum Ausfälle aus der Stadt gemacht, und am Abende des letzten Tags stürmten die Franzosen die Redoute im Loch, welche nach der Trisiam zu vor dem Salzbadel gelegen, und eroberten sie nach fünf Angriffen, verloren aber am 13. Morgens wieder herausgeworfen. Sie verloren dabei gegen 800 Mann, die Kaiserlichen über 100. Noch mörderischer waren Geschehe am 14. An diesem Tage, an welchem schon Schnee die Erde bedeckte, sollte unter Commando des Generals von Wachtendonk ein Ausfall mit 600 Mann und 200 Arbeitern aus den Waffensplätzen zwischen den Bastionen Leopold und Joseph gemacht werden. Um 5 1/2 Uhr gegen Abend wurde das Zeichen dazu gegeben. Aber zu derselben Zeit waren die Franzosen im Vorrückden gegen die Linnette vor der Bastion Leopold und den bedeckten Weg zu beiden Seiten derselben mit 2000 Grenadiern und einer starken Reserve unter den Generalen Wiand und Peureux begriffen. Willars, umgeben von den vornehmsten Generalen und einigen Prinzen von Geblüt, leitete selbst den Angriff. Zwei Stunden lang wurde mit der größten Erbitterung um den erwähnten bedeckten Weg gekämpft. Die Franzosen suchten zugleich sich einer Brücke über den Hauptgraben hinter dem halben

Wende zwischen den Bastionen Leopold und Joseph zu bemessern. Doch gelang es ihnen nur, sich im bedeckten Wege festzusetzen, und alle Angriffe auf die mit kaum 200 Mann unter dem Major Wehling und dem Hauptmann Kleau besetzte Linnette, von deren Besitz die Einnahme der Festung vorzüglich mit abhing, waren bis dahin gescheitert. Erst zwei Stunden später wurde sie von den Franzosen erobert. Von der Besatzung kamen nur der Leutnant Walgan und sechs Grenadiere mit dem Leben davon, die übrigen wurden alle niedergemacht. Die Kaiserlichen verloren bei diesen Geschehen über 500 Mann; der Verlust der Franzosen betrug mehr als das Doppelte. Alle Hauptleute der Grenadiere waren todt auf dem Platze geblieben. Der Versuch der Kaiserlichen, die eroberte Linnette durch die darunter befindlichen Minen zu sprengen, war vergeblich, da die Bündwürfe abgeschossen fanden. Ein Wassenflüßband von vier Stunden trat ein, um die Todten zu begraben, und Harth fing nun an, die Gräben voll Wasser laufen zu lassen, was nach 48 Stunden 15 Fuß hoch stand. Willars ließ dem Commandanten ankündigen, daß in Freiburg das Kind im Mutterleibe nicht geschont werden solle, wenn es nicht übergeben würde, bevor die Brücken über den Hauptgraben von ihm hergestellt wären, worauf er eine energische abschlägige Antwort erhielt, mit der Bemerkung, daß eine solche Drohung ihn nicht schrecke, da er sie nicht für ernstlich gemeint halten könne. Am 17. desand die dienstbare Besatzung der Stadt nur noch aus 109 Grenadiern und 3405 Musketieren. Am 18. hatten die Franzosen schon sechs Breichbatterien aus dem eroberten bedeckten Wege angelegt und waren beschäftigt, die anliegende Contrerampe zu zerstören, sowie das Wasser aus dem Hauptgraben abzulassen, um ihn mit Sandsäcken und Fackeln auszufüllen, wobei sie viel vom Geschützfeuer aus den Dreilons der Bastionen Leopold und Joseph zu leiden hatten, was sie, da es verdeckt war, nicht zum Schweigen bringen konnten. Noch vor der Einschließung Freiburgs hatten sich viele adelige Familien aus der Umgegend, sowie fast alle Generals- und Officiersfrauen von Baubonac's Corps dahin geflüchtet. Da jetzt Krankheiten, Feuerdränke und Mangel darin immer mehr überhand nahmen, so baten sie Willars, herausgehen zu dürfen, und die Prinzen in seiner Umgebung drangen in ihn, wenigstens die Officiersfrauen frei zu lassen; er war aber unerbittlich und antwortete ihnen böhmisch: „Permettez que je ne diminue en rien l'incivilete des ennemis, surtout des plus galans de leurs maris.“ Am 26. kam eine Deputation der Bürgerchaft und Geistlichkeit zu Harth und beschwor ihn, die Stadt nicht länger unter den Drangsalen der Belagerung schmachten zu lassen, und da er bedärflich darauf desand, nicht capituliren zu wollen, so drohte ein Aufstand unter den Einwohnern auszubrechen, weshalb er Sicherheitsmaßregeln für seine Person treffen mußte. Am 27. hatten die Franzosen bereits den Hauptgraben vom Übergange gefüllt, am 31. ihre Galerien an die Breichen angehängt und zuletzt, nachdem sie den halben Wund zwischen den Bastionen Leopold und Joseph eine Stunde lang bestig mit Bomben und Steinen beworfen, denselben erkürrt. Von der 225 Mann

harten Befehlung waren nur noch zwei Officiere und 60 Mann größtentheils verwundet am Leben geblieben, die sich im Rebut hinter dem linken Wunde noch bargen; einen gleichzeitigen Angriff auf die Redoute im Koch schlugen dagegen die Kaiserlichen ab. Billard gestand laut, daß so hartnäckige Brecheibung einer Festung wie diese kaum noch erlebt worden sei. Die Franzosen waren nun im Begriffe, einen Sturm auf die Stadt zu unternehmen, und Harisch durfte, da die kampfswürdige Besatzung schon auf weniger als ein Drittel geschmolzen und auch die Stimmung der Bürger gegen ihn immer ungünstiger geworden war, nicht erwarten, ihn mit Erfolg abschlagen zu können. Er zog sich daher am 1. Nov. mit 1500 Mann anderlesenen Truppen in die Schloßer zurück. Als dies geschehen, überließen sich die zurückgebliebenen kaiserlichen Soldaten der größten Zügellosigkeit und brannten sogar die Einwohner. Da begab sich der Stadtschreiber Müller nach den Bischen mit zwei weißen Hähnen, die er darauf pflanzte, und Billard, der nun auch Nachricht von dem Abzuge des Commandanten erhalten hatte, eilte dahin, um seine Truppen, welche in die Stadt einbringen und plündern wollten, davon abzuhalten. Dies gelang ihm nur mit Mühe, und erst nach Herbeibringung eines Garderegiments zur Bewachung der Bischen. Am 2. Nov. schickte Harisch mit Bewilligung des französischen Vorgesetzten einen Major zum Prinzen Eugen nach Ludwigsburg, mit der Anfrage, ob er, wenn kein Entschluß zu fassen sei, die Schloßer übergeben könne. Am 8. sollte der Abgesandte zurückgekehrt und bis dahin Waffenstillstand sein. Er brachte nur eine unbestimmte Antwort zurück, worauf Billard mit den Franzosen in Freiburg einrückte. Harisch, der die Magazine fast ganz geleert hatte, wollte den daselbst verbliebenen kaiserlichen Soldaten keine Lebensmittel verabreichen, weil er sie in den Schloßern selbst notwendig brauchte. Auch Billard verweigerte solche und ließ, nachdem er sie zwei Tage lang hatte hungern lassen, 20 durch Entdrückung aller Nahrung ganz erschöpfte Leute über die Barrieren des untern Schloßes führen. Sie wurden darin aufgenommen, und Harisch, durch ihren Anblick bewegt, weigerte sich nun nicht, länger seine in Freiburg noch befindlichen Truppen zu versorgen. Nach dem 8. Nov. schickte er noch zwei Mal den General Wachtenbont zum Prinzen Eugen, um Verhaltungsbefehle von ihm zu erbitten. In der Zwischenzeit ließ Billard das ganze in Freiburg vorgelagerte noch brauchbare Geschütz, bestehend in 24 Kanonen und 40 Mörsern, auf das untere Schloß richten, mit der Ankündigung, daß er es in den Grund schießen und die Festungswerke Freiburgs in die Luft sprengen werde, wenn die Antworten des Prinzen ihn nicht befriedigten würden. Doch war dies nur eine leere Drohung, die er in Ermangelung hinlänglicher Munition nicht sobald würde haben ausführen können. Endlich am 17. brachte Wachtenbont an Harisch den Bescheid, daß es ihm überlassen sei, ganz den Umständen und seinem Ermessen gemäß zu handeln, und am 18. kam eine Capitulation zu Stande, nach welcher am 20. die Besatzung der Schloßer in Parade mit vier Kanonen und zwei Mörsern ausrückte und nach Rothweil und Bültingen

ging, wo sie sich mit Bourbonne's Corps vereinigte. Die ausmarschirenden Truppen betragen mit den zurückgebliebenen Gefangenen und genesenen Kranken über 6000 Mann; 867 Kranke und Verwundete blieben unter kaiserlicher Bedeckung in Freiburg. Die Kaiserlichen hatten ungefähr 2500 Mann verloren; die Franzosen zählten nach ihrer eigenen Angabe 15,000 Tode und Verwundete. Letztere marschirten, nachdem sie eine Contribution von einer Million Livres in Freiburg erpreßt hatten, in tiefem Schnee größtentheils über den Rhein zurück, und Billard kam mit dem Prinzen Eugen am 26. Nov. in Rastadt zusammen, um über den Frieden zu verhandeln, der am 14. März 1714 zwischen Frankreich und dem Kaiser abgeschlossen wurde, und dem am 7. Sept. desselben Jahres das ganze deutsche Reich beitrug.

3) Belagerung Freiburgs im J. 1744. Während des österreichischen Erbfolgekrieges, in welchem Frankreich die vom Kurfürsten von Baiern, Karl Albrecht, erhobenen Ansprüche auf mehr österreichische Erbländer, deren ausschließlicher Besitz nach dem Tode des teutschen Kaisers, Karl VI. (am 20. Oct. 1740), seiner Tochter, Maria Theresia, kraft der von ihm festgestellten pragmatischen Sanction zufallen sollte, mit gewaltsamer Hand unterstülzte, hatte eine früher in Baiern und Böhmen kriegsgewesene französische Armee der Übermacht einer österreichischen von 70,000 unter dem Prinzen Karl von Lothringen bis nach dem Rheine hin weichen müssen. Als letztere zu Anfang des Juni 1744 bei Mainz angekommen war, stand ihm auf dem rechten Rheinufer ein vom Feldmarschall Grafen Seidenborn befehligtes deutsches Reichscorps von 20,000 Mann entgegen, um im Namen des Kaisers Karl VII., als welcher der Kurfürst Karl Albrecht ernannt worden war (am 24. Jan. 1742) die dem Rheine zunächst gelegenen, neutral gebliebenen Reichsstände zu decken, und auf dem linken ein schwaches französisches Corps unter dem Marschall Coigny. Der Prinz Karl respectirte die Neutralität, welche das Seidenborn'sche Corps auch für sich geltend machen wollte, um so weniger, als er wußte, daß es ganz im Einverständnisse mit den Franzosen handle, und als beide zusammen nicht stark genug waren, um ihm Widerstand leisten zu können. Er lockte sie in die Gegend von Speier und Worms, indem er Rheine machte, dort den Rhein zu überschreiten, hatte aber schon alle Anstalten zu einem Uebergange weiter oberhalb bei Schred getroffen, dem er am 1. Juli selbst ausfuhrte. Dierauf fiel er in das Elßig ein, bemächtigste sich der Linien an der Lauter und Weisenburg, und hatte dadurch Coigny von Straßburg abgeschnitten. Dieser rettete zwar, nachdem er Weisenburg wieder genommen, das nur mit wenigen Truppen besetzt gewesene Straßburg, konnte aber gegen die weit überlegene österreichische Armee nicht Stand halten, und wurde von ihr bis hinter die Born bei Brumet zurückgedrängt. Inzwischen war der König von Frankreich, Ludwig XV., aus dem Niederlanden, wo er selbst das Commando gegen die Engländer und Holländer geführt, mit 30,000 Mann gegen das Elßig aufgebrochen und hatte auch andere Truppen dahin gezogen, so daß er in der ersten Hälfte des August den

Österreichern gegen 90,000 Mann entgegenstellen konnte. Doch als er im Begriffe war, gegen sie die Offensive zu ergreifen, erkrankte er so schwer, daß er noch Weg zurückgehen mußte. Hierauf trat, da keiner der französischen Generale in Abwesenheit des Königs die Verantwortung des zweifelhaften Erfolges einer Schlacht auf sich nehmen wollte, ein Stillstand in den Operationen ein, und Prinz Karl erhielt, nachdem der König von Preußen, Friedrich II., als Verbündeter Frankreichs und des Kaisers Karl VII. mit einer starken Armee in Böhmen eingerückt war, Befehl, mit sämtlichen österreichischen Truppen dahin zurückzuziehen. Umsonst mahnte der im königlichen Hauptquartiere als preussischer Gesandte sich befindende Graf von Schmettau, den jetzt, wie früher, in den Niederlanden dem Könige als Rathgeber zur Seite stehenden Marschall von Noailles, einen ersten Angriff auf die abgebrannten Österreichern zu unternehmen, und diese bewerkstelligten daher den Abzinsübergang ohne irgend eine bedeutende Anfechtung. Im Sinne der schon vorläufig von Frankreich gegen Zursichland verfolgten Politik, dasselbe möglichst auszulagern und zu schwächen, beschränkte sie sich ferner nur auf eine Inaoation der vorderösterreichischen Lande auf dem rechten Rheinufer und auf die Belagerung Freiburgs, dessen Eroberung den doppelten Vortheil bringen mußte, die Sicherstellung der östlichen französischen Grenze noch zu vermehren und den Schlüssel zum Oberrhein, einem der Hauptpässe des Schwarzwalds, zu gewinnen.

Die Belagerung Freiburgs war seit der Belagerung vom 3. 1713 (s. diese) verläßt worden; man hatte die Bastionen mit Contregarden versehen, und zu der schon damals vor der Bastion Leopold erbauten Lunette waren deren noch fünf gekommen, welche vor den Hauptwerken auf der Strecke zwischen den Bastionen Kaiserin und Karl lagen. Unweit der größeren Redoute im Loch war noch eine kleinere und vor dem obern Schlosse ein mit demselben durch einen gebogenen Weg verbundenes Hornwerk aufgeworfen worden. Dagegen befanden sich sämtliche Werke in einem sehr vernachlässigten Zustande, und viele notwendige Pallisadierungen fehlten gänzlich. Schon im März war man darauf bedacht gewesen, dem abzuhelfen, aber die Städte des Breisgaues hatten die Lieferung und Stellung der dazu erforderlichen Materialien und Arbeiter verweigert, und während die Österreicher im Ufse Fortschritte machten, beschränkte man für die Festung gar keine Gesetze mehr. Erst als jene den Rückzug angetrieben hatten, war sie vom Prinzen Karl mit einer einmüthigen hinreichenden Besatzung unter dem Commando von Hagenbach versehen worden, welche überhaupt aus 6644 Mann Infanterie, 370 Mann Cavalerie und 198 Mann Artillerie bestand. Außerdem lagen noch 842 Mann Kranke in den Militairhospitälern. Von der dienbaren Infanterie waren zur Vertheidigung der beiden Schösser und der damit in Verbindung stehenden Werke 1450 Mann bestimmt, so daß für die eigentliche Festung nur 4593, die zu ihrer Vertheidigung kaum auslängten, übrig blieben. Ein taunen zwei Tage hinter einander in Dienst und hatten nur am dritten Ruhe. Lebensmittel waren für die Dauer

einer längern Belagerung vorhanden. Commandant war der Feldmarschalllieutenant von Dammig, einer der ausgezeichneten Generale der österreichischen Armee; Ingenieur des Places der Oberstlieutenant Sultz. Dieser ließ zuvörderst die Außenwerke in Stand setzen und zur Dedung der Bastionen Leopold und Joseph die Contregarden, so wie zwei Städte des bedachten Berges, neu erbauen. Doch war ihm dazu nicht viele Zeit vergönnt; denn schon am 28. und 29. Aug. passirte eine französische Armee von 70,000 Mann den Rhein, um sich weiter gegen Freiburg in Bewegung zu setzen. Bei der noch fortbauenden Krankheit des Königs war der Befehl darüber dem Marschall Goigny übertragen worden, und nicht dem Grafen Noailles, dem solcher als älterem Marschall zustand, wodurch man dem Könige von Preußen, der Ursache gehabt hatte, mit dem Benehmen des Letzteren unzufrieden zu sein, eine Art von Ermuthigung geben wollte; Noailles war bei dem Könige im Rhe geblieben. Die Franzosen trüffen wegen der Vorbereitungen, die zur Belagerung zu treffen waren, langsam vor. Erst am 17. Sept. erschienen ihre Vortruppen bei Freiburg, am 18. die Armee und am 19. wurde die gänzliche Einschließung der Festung bewirkt.

Wider alles Erwarten der Österreicher stellte sich nun die Absicht der Franzosen heraus, den Angriff nicht, wie im 3. 1713, gegen die westliche Front, auf der die Leopoldsbastion, sondern gegen die südliche, auf der die Kaiserbastion lag, zu richten. Der Raththeil, einen abgelenkten gegen die Schösser, wie damals, führen zu müssen, wurde dadurch vermieden; aber ein plötzliches großes Anschwollen der Acreissam konnte den Angriffspunkt ganz zu Nichts machen, und die Belagerer begannen daher mit der Ableitung des Flusses, einer bedeutenden Arbeit, zu der ihnen jedoch, bei der Stärke ihrer Armee, Hände genug zu Gebote standen. Die Österreicher hatten für die Sicherstellung der letztern Front viel weniger gethan, als für die der ersten, weil sie sich auf den Schutz verlassen, den ihr die Acreissam und das Feuer aus den Schössern gewährte. Am 20. Sept. gruben die Belagerer das längs dem Fuße des Bergkränzes, auf dem die Schösser lagen, stehende Mühlwasser ab, wodurch die Befestigung der Stadt auf die Kopenhöfen beschränkt wurde, und in der Nacht vom 22. zum 23. eröffneten sie die Laufgräben, welche vorerst den Zweck hatten, die mit Aushebung eines neuen Fußbattes für die Acreissam beschäftigten Arbeiter zu decken. Nachdem die Befestigung am 24. gegen dieselben einen Ausfall gemacht hatte, der zurückgeschlagen wurde, erfolgte am 26. der Durchbruch an der Acreissam. Der größte Theil des Wassers lief ab; man wußte aber dagegen in der Festung das Mühlwasser wieder zu gewinnen. Gleichzeitig erhielt man daselbst, daß in Goignys Hauptquartiere zu St. Goergen der Belagerungskreis, bestehend aus 107 schweren Kanonen und 60 Mörsern, angekommen sei, und in der Nacht zum 29. wurde die zweite Parallele gegen ein Haus, das Brück benannt, und von diesem ab die Verbindung mit der ersten Parallele geführt. Auf der zweiten wurden darauf mehr Batterien erbaut, aber durch das wohlgegründete Feuer aus der Festung größtentheils zerstört, was die Franzosen nicht

abhielt, sofort neue 3 errichten, welche besseren Widerstand leisteten. Jetzt wurde es ganz klar, daß der Angriff einer der drei Bastionen, Peter, Kaiserin oder Kaiser, gelten werde, und um auf alle Fälle gefaßt zu sein, wurden in dieselben alle in den übrigen Bastionen entbehrliche Stücke geschafft und in jenen die zweckmäßigsten Anstalten zu einer nachdrücklichen Verteidigung getroffen. Am 6. Oct. früh konnte man noch nicht entscheiden, ob die neuen Batterien vollständig armirt worden, weil die Schießkarten mit Fäshinen und Erde geblendet waren, und erst, nachdem am Mittage eine Bombe ein Pulvermagazin in den Laufgräben angezündet hatte, öffneten die Franzosen mit einem Male alle Schießscharten, und um ein Uhr wurden die Stadt und die Schloßer aus zehn Batterien von 60 Kanonen und vielen Mörsern beschossen und beworfen. Mehrere Häuser in Freiburg und auch einige Casernen wurden ein Raub der Flammen, da die Bürger durchaus nicht zum Völkchen zu bewegen waren. Bis zum 9. dauerte das Bombardement fast ununterbrochen fort; die Feuerbrünste nahmen zu; in den obengenannten drei Bastionen waren fast alle Geschütze unbrauchbar geworden, die Verbindungsbrücken der zugehörigen Werke zusammengebrochen und zur Wiederherstellung der letzteren fehlte es an zureichenden Materialien und Arbeitern. Am 10. waren vier neue gegen die Schloßer gerichtete Batterien fertig, welche besonders das untere Schloß sehr bedrängten, und am 11. gingen die Belagerer an, noch eine Batterie vor dem Breitschloß zu erbauen. Am nämlichen Tage kam Ludwig XV. mit dem Marschall Noailles und einigen Schweizerregimenten vor der Festung an, schlug sein Hauptquartier in Münzingen (1½ Meile südwestlich Freiburg) auf und übernahm das Commando des Belagerungskorps. Mit verdoppeltem Eifer setzten sich die Franzosen das begonnene Werk fort, so sehr sie auch in Folge schlechter Witterung und mangelhafter Verpflegung zu leiden hatten. Am 12. gingen sie über das trocknen gelegte Bett der Treisam und verbaute sich auf dessen rechtem Ufer. Am 13. beschossen sie aus mehreren Batterien das obere Schloß besonders lebhaft. Eine Bombe, die am Pulverturme eine eiserne und eine dahinter befindliche hölzerne Thür zertrümmert hatte, schlug in ein Pulverfaß ein und drohte das ganze Gebäude anzuzünden. Da sprang der Ingenieurleutnant de la Motte in dem Augenblicke, nachdem die Explosion, die sich glücklicherweise nur auf das Pulverfaß beschränkt hatte, mitten hinein, warf schon in Brand gerathenes Holz heraus und wendete durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart die Gefahr einer Feuerbrunst ab, die alle Baulichkeiten im obern Schloße hätte vernichten können. Der Pulverturm wurde erhalten und nun noch besser als vorher verwahrt. Am 14. waren die Franzosen beschäftigt, die von den Österreichern abgebrannte Treisambrücke vor dem Breitschloß wieder herzustellen. Letztere machten einen Ausfall, um dies zu hindern, mußten aber nach einem blühigen Gefechte, bei dem ihre Generale fünf Officiere verloren, ihr Vorhaben aufgeben. Es wurde jetzt immer gewisser, daß die Belagerer den Hauptangriff auf die Kaiserbastion unternehmen wollten. Zu

dem Ende stürmten sie vom 19. Nachts 11 Uhr an zwei Mal die vorliegende Rénette, ohne sie erobern zu können, und gingen um Mitternacht zu einem zugleich beschäftigten allgemeinen Sturme des gedeckten Weges vor der Bastion Kaiser über. Eine Fladermine darunter wurde von den Belagerern zu früh, eine zweite aber mit großer Wirkung geplatzt. Die Franzosen suchten vergebens, sich auf dem gedeckten Wege festzusetzen; sie konnten gegen das heftige Feuer aus den Waffensplätzen und den Ravelins nicht aushalten; indessen gelang es ihnen doch, das Glacis zu krönen, auf dem sie sofort Breitschloßbatterien zu errichten begannen. Die Stürme hatten ihnen 700 Tode und noch viel mehr Verwundete gekostet. Von der Besatzung blieben dabei 20 Mann und 56 Mann verwundet. Sie zählte bis dahin überhaupt 105 Tode und 256 Verwundete. Die Franzosen hatten während der Stürme zwei weiter unter dem Felde vor dem Glacis gelegte Minen abgeknippt; nur eine war noch übrig geblieben, welche die Österreichern nun genöthigt waren, springen zu lassen, wodurch die Gegenminen der Franzosen verschüttet und viele ihrer Arbeiter durch Steine schwer verletzt wurden. Am 21. früh von 7 — 9 Uhr war Waffensplätzen, um die Tödteten zu begraben. Französische Ingenieure benutzten dies, um den gedeckten Weg auf einer großen Strecke in Augenschein zu nehmen, und gewannen völlige Kenntniß von dessen Beschaffenheit und Lage, bevor sie noch durch ernstliche Drohungen daran hatten verhindert werden können. Daher gingen sie in der folgenden Nacht mit einer großen Truppenzahl zu einem Sturme darauf vor, welcher mit Aufopferung von 800 Tödteten, unter denen ein Prinz Eberhard war, glücklichen Erfolg hatte. Die Österreich, welche sich in die Ravelins und Contergarden zurückzuziehen gezwungen wurden, hatten an Tödteten nur einen Officier und 22 Mann; sechs Officiere und 44 Mann waren verwundet, ein Officier und 18 Mann gefangen worden. Die Franzosen gingen nun an, den gedeckten Weg von der Spitze des Ravelins Nr. 1 (zwischen den Bastionen Peter und Kaiser) bis zur Spitze des Ravelins vor dem Breitschloß zu krönen; sie suchten, nachdem sie dies zu Stande gebracht hatten, auch die Verbindung zwischen der Stadt befestigung und dem untern Schloße zu krönen, und bombardirten vom 25. an beide Schloßer, sowie den Salzbüchel sehr heftig. Die freischießende Mannschafft der Österreich war bis dahin besonders durch Krankheiten so geschmolzen, daß die Leute fast gar nicht mehr aus dem Dienste kamen. Vom 27. Morgens an schossen die Belagerer mit aller Macht die Ravelins gegen das Ravelin Nr. 1, gegen die rechte Flanke der Peterbastion und beide Facen der Kaiserbastion. Zugleich verdoppelten sie ihr Feuer gegen das untere Schloß. Bis zum 2. Nov. waren in der Bastion Kaiser und den nebenliegenden Ravelins Nr. 1 und 2 schon Breisen in einer solchen Breite geöffnet, daß es den Belagerern nicht mehr möglich war, den Schutt wegzuräumen, und sie nur darauf bedacht sein mußten, die möglichsten Vertheidigungsmittel gegen den Sturm aufzubringen; auch waren die Futtermäuren der Contrekappen fast sämmtlich in den Graben geworfen und

die Franzosen hatten zu dessen Überschreitung schon Galeerien zu Stande gebracht. Die Österreicher vermutheten an diesem Tage keinen Angriff, da gegen die Stadtbefestigung nur wenig geschossen wurde und gegen Abend ein starker Regen eingetreten war. In der folgenden Nacht aber ließen die Franzosen Sturm sowohl gegen die Ravelins Nr. 1 und 2, als gegen die Kaiserbatterie, und drangen auch ein. Doch wurden sie von den tapfern österreichischen Grenadiere aus der Bastion wieder vertrieben, und konnten sich, als es tagte, auch in den Ravelins wegen des heftigen Feuers von den nächstgelegenen Werken nicht halten. Dennoch wurden beide Ravelins von der schon sehr geschwächten und durch große Anstrengungen ganz ermatteten Garnison nicht mehr, dagegen bald wieder von den Franzosen besetzt, die darin Batterien aufwarfen, was, da das Feuer aus der Kaiserbatterie dagegen nicht aufkommen konnte, deren Eroberung und mit ihr der Stadt binnen wenigen Tagen voraussetzen ließ.

Dies bestimmte nun den Commandanten von Dammit, am 5. Nov. einen Kriegsrath zu versammeln, in welchem einhellig beschlossen wurde, die Stadt zur Rettung der Kranken und Verwundeten gegen freien Abzug der Besatzung zu übergeben. Der Major Baron von Watterma wurde mit diesem Antrage zu Ludwig XV. gesendet, der eine Unterredung mit dem Commandanten selbst verlangte. In dieser erklärte der König, daß er der Besatzung nur dann freien Abzug gewähren wolle, wenn Stadt und Schloß zugleich übergeben würden. Dammit entgegnete, daß die Commandanten der Schloßier unabhängig von ihm seien, und erbat sich, nicht nur mit diesen noch zu berathen, sondern auch deshalb die Befehle seiner Monarchin einholen zu dürfen, wozu eine Frist von 15 Tagen zwar bewilligt wurde, doch aber mit der Bemerkung, daß, die Antwort möge ausfallen, wie sie wolle, der Besatzung der Schloßier dann nicht mehr freier Abzug bewilligt werden könne. Der Marschall Soligny übersandte hierauf an Dammit den Entwurf zu einer Capitulation, der in Freiburg Anlaß zu einer neuen Berathung gab. Da das untere Schloß und der Salzbüchse nur noch Steinhäuser und selbst die Kasmatten derselben zum Theil zerstört waren, da ferner das obere Schloß nicht mehr Besatzung aufnehmen konnte, als es schon hatte, so entschieden sich ihre Commandanten nun auch für die Übergabe gegen freien Abzug. Diese Resolution wurde dem Könige überbracht, der Alles unter der Bedingung genehmigte, daß die Besatzung des Preigertthores durch seine Truppen unverzüglich stattfinden müsse. Dammit gab dies, ohne zuvor eine förmliche Capitulation abgeschlossen zu haben, zu; kaum hatten aber die Franzosen das Thor in Besitz genommen, als sie Dammit bedenkten, daß er sich mit der Besatzung der Stadt ohne Verzug nach den Schloßern zurückzuziehen habe, wo man dann die Capitulationsverhandlungen mit ihm abschließen werde. Die Österreicher räumten nun in rascher Folge die Stadt, in welche die Franzosen sogleich eine starke Besatzung legten. Am 8. schrieb der Marschall Soligny an Dammit, wie es dabei bleibe, daß, wenn die Schloßier binnen 24 Stunden übergeben werden würden, sämt-

liche österreichische Truppen mit allem Kriegsgeschre ausziehen sollten, daß sie aber als Geiseln nach Frankreich abgeführt und nicht eher freigegeben werden sollten, als bis dies mit französischen Gefangenen, die dem Vertrage von Protivin gemäß hätten ausgewechselt werden sollen, und mit Truppen des Kaisers Karl VII., welche zu Braunau zurückgehalten würden, geschehen sei. In beiden Fällen, von denen bei den vorhergegangenen Verabredungen gar Nichts erwähnt worden, waren die Österreicher ganz in ihrem Rechte, und das hinterlistige Verfahren der Franzosen stellte sich nun so offen bloß, daß Dammit auf jene Bedingungen unmöglich eingehen konnte. Er schickte so nach am 9. den Major von Watterma nach Wien, der am 24. den Befehl zurückbrachte, die Schloßier nur gegen freien Abzug zu übergeben, sonst aber solche auf das Hartnäckigste zu verteidigen. Eine besondere Reibung des mit Dammit nicht in gutem Vernehmen gestandenen Ingenieuroberstleutnants Sully an den Prinzen Karl, in der er sich darüber beschwerte, daß er von jenem bei der Capitulation nicht gehörig zu Rathe gezogen worden sei, und daß derselbe sich bei den Verhandlungen mit den Franzosen Unvorsichtigkeit und Ueberleilung habe zu Schulden kommen lassen, mochte diesen Bescheid mit herbeiführen haben. Inzwischen hatte sich aber die Lage der Dinge sehr verändert. Die Franzosen hatten auf den die Schloßier in einem großen Umkreise beherrschenden Bergen viele Schanzen aufgeworfen und mit so zahlreichem Geschütze besetzt, daß sie die noch unbeschädigt gebliebenen Werke binnen wenigen Tagen in Schutz legen und somit die Besatzung alles Schutzes berauben konnten.

Dies voraussetzend, schloß Dammit am 25. eine Capitulation ab, vermöge welcher die Besatzung am 28., 29. und 30. Nov. mit allen Kriegsgeschre ausziehen hatte, um dann gefangen nach Frankreich abgeführt zu werden; die Officiere durften ihre Degen behalten und baldige Auswechslung war versprochen. Die Städte der Ausziehenden betrug noch 4570 Mann; 511 waren vor dem Feinde geblieben oder an Wunden gestorben, 190 an Krankheiten; 1455 Verwundete oder Kranke lagen in den Spitalern und 729 Mann waren desertirt. Von der Stadt und den Schloßern aus waren 109,313 Kanonen- und 1,656,115 Kistenthische abgefeuert und 13,979 Bomben geworfen worden; 87 Kanonen und drei Mörser hatten die Belagerer unbrauchbar gemacht, und an brauchbaren Geschützen wurden 195 größtentheils metallene Kanonen, 55 metallene Mörser und 40 eiserne Steinboller ihnen übergeben; überdies noch große Vorräthe von Mehl und Zwieback. Der nicht genau bekannt gewordene Verlust der Franzosen muß sehr beträchtlich gewesen sein, da Noailles in einem Schreiben an den König von Preußen angibt, daß in den Laufgräben täglich 40—100 und auf dem bedeckten Wege allein 2000 Mann den Tod gefunden hätten; noch viel mehr Leute waren durch Krankheiten, als durch feindliche Kugeln hingerafft worden. Dammit wurde später zur Verantwortung gezogen, weil er wider den erhaltenen Befehl die Schloßier übergeben habe, ohne eine zweite Belagerung auszuhalten; doch würde auch ihre äußerste Vertheidigung günstige Ergebnisse für

die Besatzung nicht herbeigeführt haben, und man ließ der Unerforschlichkeit, Umsicht und Ausdauer, die er als Commandant der Stadt bewiesen hatte, Gerechtigkeit widerfahren.

Ludwig XV. befahl, sofort die Festungswerke von Freiburg zu sprengen, um bei künftigen Kriegen seinem Volke das Eindringen in das südliche Teutschland zu erleichtern, und wies die dringenden Gegenvorstellungen des Kaisers Karl VII., der fürchtete, daß diese Zerstörung ihm neue Vorwürfe von Seiten seiner Feinde im teutschen Reiche zuziehen würde, beharrlich zurück. Die französische Armee bezog bald nachher in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten von Mainz und Trier, ohne sich an ihre beim Anfange des Kriegs abgegebene Neutralitätserklärung zu kehren, Winterquartiere, in denen sie sich, reichliche Verpflegung und große Geldsummen erpressend, wie in einem feindlichen Lande brachm. (Heymann.)

FREIBURG an der Unstrut. 1) Amt. Sind von den 13 unmittelbaren Ämtern im Thüringerkreise des Kurfürstentums Sachsen, mit 88 Dörfern und 18 Schriftsassen. Die Dörfer waren unter fünf Gerichtsämter vertheilt: Freiburg, Mücheln, Garsdorf, Eichett und Rosbach. Zur Superintendentur in Freiburg gehörten 79 Mütter- und Löcherkirchen, welche in fünf Kreise zerfielen: Freiburg, Laucha, Nebra, Mücheln, Nebra. 2) Stadt im Kreise Querfurt des preussischen Regierungsbezirks Merseburg, von Weissenfels 2, von Jena, Merseburg, Querfurt und Eckartsberga 3, Leipzig 5/2, Berlin 26 Meilen entfernt, in fruchtbaren, annuthiger, historisch merkwürdiger Umgebung. Ein kalksteinhaltiges Hügelgebirge mit kühn aufsteigenden Bergketten, nach Westen (schräg und steil, von Süden nach Norden allmählig und sanft abfallend, bildet hier das linke Ufer der schiffbaren Unstrut (die hier eine Schluße hat und 322' über dem Meere ist), im Süden mit dem höchsten Berge, dem Hainberge, endigend. Der Schloßberg, die Halbede, der Schloßberg, der waldige Spitzberg, der in Weinberge verwandelte Marienberg und zuletzt der sich rundlich terrassenartig verflachende Windberg, mit Obstplantagen geziert, umlagern am Ende der goldenen Aue die Stadt. Die Ringmauer derselben bildet ein fast regelmäßiges Viereck, und an jeder Ecke stehen, wie auch noch an andern Punkten, starke Thürme mit Gewölben. Drei Thore, darunter zwei mit hohen vierseitigen Thürmen — im Mittelalter Doppelthore mit Zugbrücken, wo auch die Stadtbauern, inwendig ein Zwinger, auswendig der Stadtgraben, umflic — und zwei Pforten führen in die Stadt. Außerhalb der Mauer liegen drei Vorstädte, die Kirchhenvorstadt, die Schloßberg- und Oberthorvorstadt. Alles zusammen enthält 350 Häuser. Der Marktplatz ist geräumig: an ihm das Rathhaus mit Ueberbium und das Amtshaus, auf ihm die steinerne Reiterstatue des Herzogs Christian von Weissenfels (gest. 1736) und ein Brunnen. Ein überaus schönes altes Gebäude ist die Stadtkirche zu St. Marien am südlichen Ende der Stadt, auf einem freien, erhöhten Plage. In ihrer Grundform bildet sie ein Kreuz. In dem Scheitelpunkte desselben erhebt sich, von vier starken Pfeilern getragen, ein vierseitiger Thurm von mäßiger Höhe mit vier-

bein und einer pyramidalen Spitze. Von den Kreuzarmen ziehen sich Seitenschiffe, in gleicher Höhe des Mittelschiffes, doch nur halb so breit, bis zu den westlich angebauten Thürmen hin. Letztere erheben sich auf vierseitigem Unterbau achteckig und geben in acht spitze Giebel aus, nach weichen sich die darauf ruhenden pyramidalen Spigen gestalten. Der Raum zwischen beiden Thürmen wird durch ein Kreuzgewölbe in zwei Stöße getheilt, ebenso der äußere Vorbau, dessen unterer Theil eine nach drei Seiten offene Halle bildet, durch welche man zu dem Haupteingang der Kirche gelangt. Der Chor, der sich um zwei Stufen über das Schiff erhebt, ist dreiseitig geschlossen. Nach der gründlich motivirten Vermuthung von Lepsius (in dem classischen, für das Genauere einzusehenden Werke von Puttrich „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der Provinz Sachsen“) besteht die Kirche aus zwei, aus verschiedenen Zeiten stammenden Bestandtheilen. Der ältere, d. i. die westlichen Thürme, die innere und äußere Vorhalle (doch ohne den Vorbau), die Kreuzarme, der südliche Thurm, die Seitenmauern des Chors bis zu dem ersten Strebepfeiler, im byzantinischen, jedoch hier und da durch spätere Hand veränderten, Styl, gehört mindestens vor den Abfall des ersten Dritttheils des 13. Jahrh.; wahrscheinlich hat der naumburger Dom als Muster gedient. Der neuere Theil, Chor und Langhaus, im Epizy-bogenschiff, ist — was wenigstens vom Langhaus durch Urkunden feststeht — mindestens vor 1491 durch Umbau der entsprechenden ältern, natürlich auch byzantinischen, Kirchentheile in Angriff genommen. In neuester Zeit ist für die Reparatur schadhafter Theile des schönen Bauwerks durch die Munificenz Friedrich Wilhelm's IV. Sorge getragen.

Freiburg hat 2700 Einwohner, welche städtische Gewerbe, besonders Tuchweberei, Handel, Wein und Ackerbau, treiben, zwei Kram-, zwei Ros- und Viehmärkte halten. Der Stadtrat besteht aus einem Bürgermeister, drei Beisitzern, einem Rentanten, neun Stadtrathsrathen. Es befindet sich in der Stadt eine Superintendentur, eine Land- und Stadtgerichtskommission, eine Kreisreueerrinnahme, eine Steuererinnahme, eine Postexpedition und Postkammer, eine Stadtgute mit 700 Kindern, ein Hospital zu St. Lorenz.

Mehrere Wege führen von der Stadt auf das Schloß an der Vorderseite des Schloßberges ein durch den Felsen gebauener, ziemlich breiter Fahrweg und ein von einer Lindenallee beschatteter Fußpfad. Den untern südlichen Abhang des Berges schmücken Reben, den nördlichen Kirchbäume und Lindenreihen; aber meist fehlt seine Wände Kohl und stehen mit dem üppigen Grün der Bäume in schönem Contrast. Der Berg endigt in eine geräumige Bergebene, theils mit Bäumen, dem Burgholze und dem Hofengarten, theils mit Aemern, theils mit der alten Reuenburg, jetzt dem Sitz eines Rent- und Domomais, bedeckt. Das Schloß, in seiner ursprünglichen Anlage natürlich sehr verändert, besteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügel. Besonders merkwürdig ist in gerauer Entfernung vom Schloße stehende Wartburg, 147' hoch, ein reizender Aussichtspunkt und in weiter Ent-

fernung gesehen, 1837 durch eine Gabe Friedrich Wilhelm's III. restaurirt, — ein anderer Thurm ward 1662 durch den Blitz zerstört, — der Brunnen, 1668 durch Felsen gehauen und 200 sächsische Ellen tief, endlich die Schloßkapelle, welche 1843 durch ein Geschenk Friedrich Wilhelm's IV. restaurirt ist. Sie ist eine sogenannte Doppelkapelle, d. i. sie besteht aus zwei Kirchhöfen oder Kapellen über einander, die durch eine Öffnung im Fußboden mit einander in Verbindung stehen. Die untere Kapelle stammt aus dem letzten Drittheil des 11. Jahrh., die obere ist vielleicht von Ludwig dem Heiligen (gest. 1228) erbaut.

Geschichte. Der Bau der Neuenburg — so im Gegensatz zu der ältern Schauenburg genannt — wurde von Ludwig dem Salzer (Springer) nach dem Jahre 1062 begonnen und wol auch vollendet. Gleichzeitig oder doch wenig später entstand am Fuße des Schloßberges die Stadt, die ihren Namen von den Begünstigungen und Befreiungen erhielt, welche man den Anbauern gewährte. In der Feste Heinrich's V. mit den Sachsen und Thüringern 1112 — 1115 wurde die Neuenburg abwechselnd von beiden Theilen belagert und eingenommen. Der Sohn des Stifter's, Ludwig III. Landgraf von Thüringen, hielt öfter auf dem Schloße Hof. Noch mehr tritt dasselbe unter Ludwig dem Eisernen bedeutung hervor. Noch zeigt man bei Freiburg den Acker der Ecken, Ackeracker, den der in Kurlia belehnte Landgraf durch seine abligen Vasallen nach der Sage umpflügen ließ. Im J. 1171 ist Friedrich Barbarossa zum Besuch auf der Neuenburg gewesen, wenn auch die Erzählung, daß er die Mauer vermisst, hernach aber den rings herum angestellten Kreis tüchtiger Männer als die beste Mauer anerkannt haben soll, ungegründet sein mag. Im J. 1172 starb Ludwig der Eiserne auf der Neuenburg, von hier aus trugen ihn seine Großen zu Grabe nach Reinhardtsbrunn *). Ihm folgte sein Sohn Ludwig V., der Milde; sein Bruder Hermann wohnte bis 1190, wo er dem Bruder folgte, auf der Neuenburg. Darum rühmt Heinrich von Weidach am Ende der Einleitung, daß er dies ihm entwendete Gerbicht von dem „Folenzgrafe Hermann von der Wurnburg bei der Unstrut“ wieder erdalt und dann auf jenem Schlosse vollendet habe. Von Hermann's Sohne und Nachfolger, Ludwig VI. dem Heiligen, ist die Antwort bekannt, welche er einem über die milde Verschwendung Elisabeth's klagenden Hofsingler ertheilte:

— und laßest ju damit waltten,
bis das wir di Neuenburg behaltten.

Mit seinem Sohne Hermann II. starb 1247 das Haus der Landgrafen von Thüringen aus und es entspann sich der erst 1262 beendigte Erbfolgekrieg zwischen Hermann dem Erlauchten von Weissen und der Herzogin Sophie von Brabant. Freiburg kam mit dem größten Theil der landgräflichen Lande an Weissen, an das Haus Wettin. Die Neuenburg wurde nun seltener von den Landesherren besucht. In dem Kriege zwischen Albrecht dem Unartigen und Kaiser Adolf einerseits mit den Söhnen des Un-

artigen, Friedrich und Dietmann, andererseits, wüthte 1298 sich das Heer des Kaisers von Giebeln der gegen Freiburg heran. Die Stadt wurde sogleich genommen und eingeschert; gleiches Schicksal erfuhr nach tapferem Widerstande die Burg. Die Stadt wurde bald nachher schöner und regelmäßiger aufgebaut. Die Burg, deren Vertheidigungszeit man nicht angeben kann, blieb bis 1332 in den Händen des meißener Bischofs, dem sie Albrecht der Unartige 1292 als Pfand eingebracht hatte. In jenem Jahre aber erhielt Landgraf Friedrich II., der Ernsthafte, von Ludwig dem Baier die Erlaubniß, den bischöflichen Weig, Otto von Schraplau, der von der Neuenburg aus Belagerung trieb, mit Gewalt zu vertreiben. Hernach wird die Burg wenig erwähnt, doch muß sie in wohlthätigem Stande geblieben sein, da 1447 und 1457 Herzog Wilhelm, 1525 Herzog Georg der Bärtige, Morich von Sachsen 1547 und sein Sohn Kurfürst August ihre Hofsager auf einige Zeit hierher verlegten. Selbst konnte 1547 von Raumburg aus unternommen Ueberfall konnte das Schloß noch widerstehen.

Wenn die Schloßer verfallen, wuchsen die Städte. Im J. 1435 kaufte diese das Dorf Gersdorf mit dem Sattelhofe, 1438 zwei Holzungen, 1451 die Flur des Dorfes Eßrau. So erweiterte sich das Weichbild, das vorher nur das Innere der Stadt begriff.

Da namentlich im 30jährigen Kriege gar nichts für die Unterhaltung der Neuenburg geschah, so ging diese gänzlichem Verfall entgegen. Da entstand nach dem Tode des Kurfürsten Johann Georg I. 1656 mit dem Herzoge August die Separatlinie Sachsen-Weissenfels, zu deren Theil auch Freiburg geschlagen ward. Die Burg wurde zu einem Lust- und Jagdschlosse für den Herzog umgewandelt, die Kapelle unter dem Titel der heiligen Dreifaltigkeit für den evangelisch-lutherischen Gebrauch eingerichtet. Unter den Prinzen der weissenfels'schen Linie hat vor allem Johann Georg, August's Enkel, viel für Freiburg gethan, an dessen reizender Lage er großen Gefallen fand. Er nahm dort seinen Sommeraufenthalt und ließ namentlich die Kapelle prächtig zieren, auch im 16. Sept. 1704 unter Kanonendonner aus's Neue feierlich weihen. Nach dem Tode seines zweiten Bruders und Nachfolgers, Johann Adolf II., erlosch 1746 die Linie Weissenfels. Burg, Stadt und Amt fielen an das Kurhaus, welches sich um die Erhaltung der Burg nicht weiter kümmerte. Erst Friedrich August kam 1793 einmal wieder hin, um die Schloßarbeiten an der Unstrut in Augenschein zu nehmen. Am 30. Sept. 1806 hatte die Burg andern hohen Besuch: Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise und Herzog Karl von Mecklenburg. Niemand dachte damals, daß Freiburg mit der Umgegend 1814 in den Besitz dieses Romarchen übergehen werde.

Steigen wir nun wieder zur Stadt herab, so blieb auch diese im 30jährigen Kriege nicht unberührt, sondern wurde 1631 von den Kaiserlichen geplündert und in Brand gesetzt. Nach dem Kriege hob sich die Stadt wieder und es entstanden die drei Vorstädte. Am 21. Juni 1684 gingen 94 Häuser in Brand und 1470 brannte fast das Ganze ab. Vom 5 — 6. Nov. 1757 ging die Retirade

*) Erst seiner Zeit war auch auf der Neuenburg eine Mühle, in welcher Bractaten geschlagen wurden.

der Franzosen von Rossbach hier durch die Stadt, am 19. 20. 21. Oct. 1813 Napoleon's Rückzug von Leipzig. Am 21. Gefecht zwischen den Franzosen unter Bertrand und den Preußen unter York.

Vgl. Gabler, Freiburg Stadt und Schloß nebst ihren Umgebungen. Mit besonderer Rücksicht der Übergänge und Rückzüge Napoleon's u. s. w. (Duerfurt 1836.) 2. Ausg. 1845. — Das erwähnte Werk von Puttrich. — A. H. B. Münich, Die malerischen Ufer der Saale. (Dresden 1848.) S. 92—94. — Freiburg, Kirche, Schule und fromme Stiftungen. (Duerfurt 1839.) (Daniel.)

FREIBURG unter dem Fürstenstein, seit 1278 gräflich hochbergische Stadt im Kreise Schweidnitz des Regierungsbezirks Breslau, an der Polknig, 862' über

der Höhe, in freundlicher Lage am Fuße des Gebirges, mit Mauern, drei Thoren, 260 Häusern, 2200 Einwohnern, einer katholischen und einer lutherischen Kirche, Hospital, Getreide- und Flachsbaum, einer großartigen Flachsweberei (600 Weber), Bierbrauerei, Wochens-, Garn- und zwei Jahrmärkten, beträchtlichem Handel mit Leinwand, Garn, Holz und Getreide. Eisenbahn nach Breslau. Nahe dabei ist das Schloß Fürstenstein, s. d. A. Boleslav der Kriegerische umgab 1291 Freiburg mit Mauern und begabte es mit Privilegien. Ebenso Herzog Bolco 1337. Im J. 1427 wehrten sich die Bürger tapfer gegen die Hussiten. Die Stadt hat seit dem Brande von 1774 ihre heutige Gestalt erhalten, meist durch Unterstützung Friedrich's des Großen. (Daniel.)

Ende des achtundvierzigsten Theiles der ersten Section.

SN 649810





